



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



BEFORE BY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA



Y 86

ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1827.

VIERTER BAND.

DIE ERGÄNZUNGSBLÄTTER

dieses Jahrgangs

enthaltend.



HALLE,

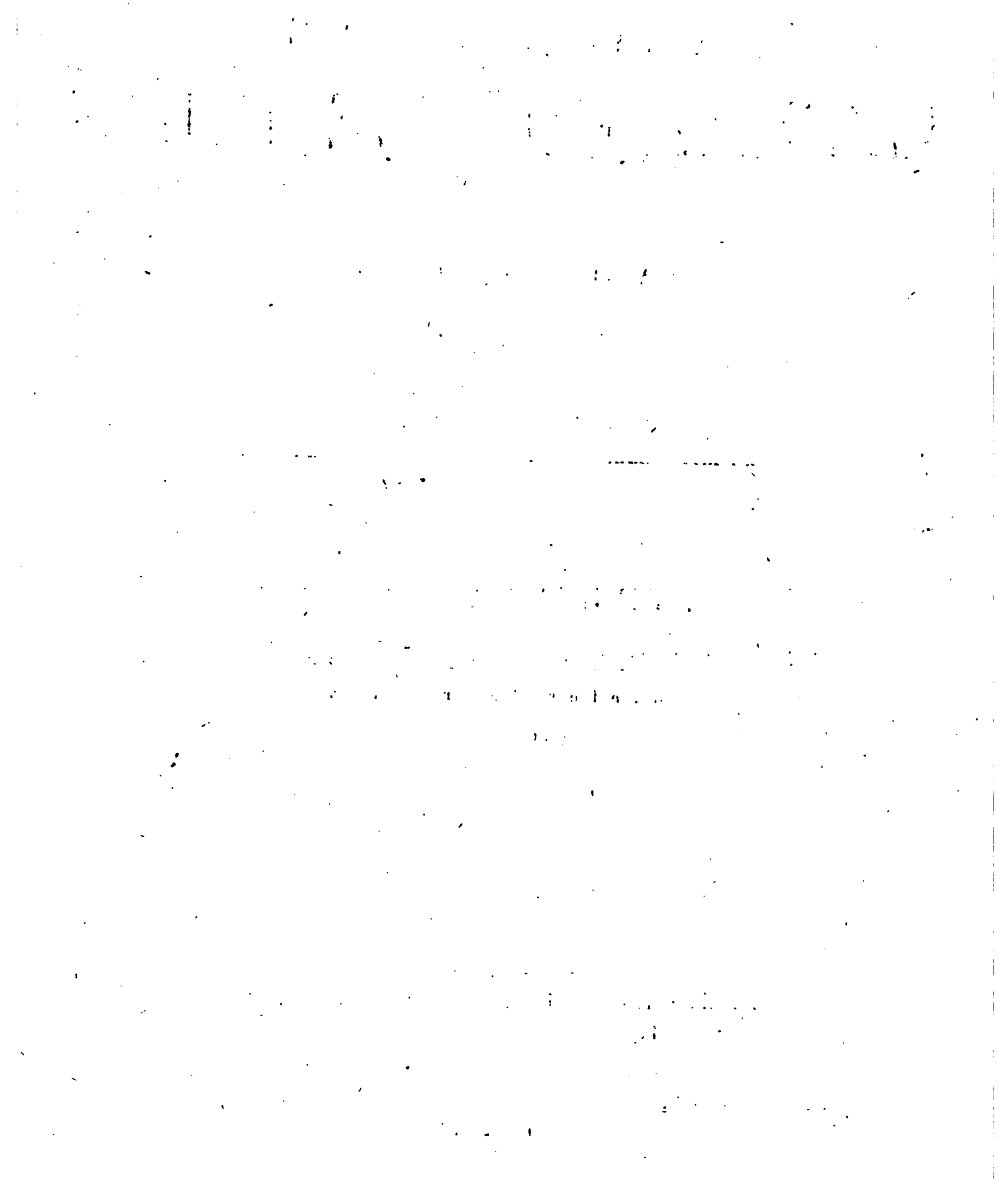
in der Expedition dieser Zeitung

bey C. A. Schwetschke und Sohn,

und LEIPZIG,

in der Königl. Sächsl. privil. Zeitungs-Expedition.

1827.



Z 1007
A 45
suppl. 1
1827

I

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1827.

NEUGRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) LEIPZIG, b. Voss: *Neugriechische Volkslieder*. Gefammelt und herausgegeben von G. Fauriel. Uebersetzt und mit des franzöf. Herausgebers u. eigenen Erläuterungen versehen von Wilhelm Müller. 1825. — *Erster Theil* Geschichtliche Lieder. LXXII u. 120 S. — *Zweyter Theil*. Romantische und häusliche Lieder nebst Anhang. II u. 222 S., 8. (Beide Theile 2 Rthlr.)
- 2) COBLENZ, b. Hölcher: *Mittheilungen aus der Geschichte und Dichtung der Neugriechen*. 1825. *Erster Band*. 218 S. — *Zweyter Band*. 318 S. 8. (Gebunden beide Theile 3 Thlr. 6 Gr.)

(Mit gelegentl. Anzeige anderer Schriften über Neugriech. Sprache und Literatur.)

Ein unterjochtes Volk, dessen Leben ein langsamer qualvoller Tod ist, das ohne den geringsten Rechtsbestand, ohne irgend eine schützende Garantie des Völkerrechts oder mächtiger Nachbarstaaten, nicht blofs den willkürlichen Plünderungen, sondern auch den scheußlichsten Martern, welche die Laune oder Grausamkeit seiner Bedrücker erfindet, sich preisgegeben sieht, das weder seine Aernten, noch seine Wohnungen, noch Weib und Kind sicher weifs, das selbst von dem Niedrigsten seiner Herrscher jede Schmach mit verhaltenem Grimme erdulden mufs; es wird immer zum Kampfe und zur Gegenwehr bereit seyn, auch wenn es sich ganz ohnmächtig fühlen sollte, da der Druck nur Erbitterung und der Tod nur Erlösung bringen kann; es wird aber diesen Kampf unbedenklich beginnen und hartnäckig fortsetzen, wenn es seine physische und geistige Ueberlegenheit kennt; ja es wird selbst bey ungünstigem Erfolge, da Alles zu gewinnen, nichts zu verlieren ist, jeden Blutstropfen theuer verkaufen. Dafs dies der Hauptcharakter des neugriechischen Volks ist, nicht der phanariotischen Hoffschranzen, nicht einzelner habfüchtiger Kapitani oder des niedrigsten Pöbels, das lehrt uns ein vieljähriger Kampf, eine Reihe von tapfern Thaten, welche ohne die höchste Begeisterung für das Vaterland unerklärlich wären; das lehren uns die Gefänge, die nicht von wissenschaftlich Gebildeten ausgehen, sondern im Munde des Volks entstehen und fortgepflanzt werden, ohne dafs man irgend einen Verfasser kennt oder zu nennen weifs. Wer den Geist des Volks rein auffassen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

will, ohne die geringste Beymischung europäischer Vorurtheile für oder gegen die Neugriechen, wie sie sich bey unsern Reisenden, Politikern und Philhellenen finden, der lese diese Gefänge, die ihn nicht blofs in das Getümmel der Schlachten, auf Höhen und in Felsenklüfte, sondern auch in die friedlichen Wohnungen des Städters und des Landmanns zu Freud und Leid führen; Männer und Frauen, Jung und Alt, altgriechische philologische Pedanten und achselzuckende Politiker — Alle werden, wie Rec. aus vielfachen Versuchen weifs, sich gleich angezogen und überrascht fühlen und das Bekenntniß ablegen, dafs sie Solches unter solchem Volke nicht erwartet hätten. Ueberhaupt liefern diese Volksgefänge den besten Commentar zu *Brøndsteds*, des dänischen Reisenden, gründlichem und unbefangenen Urtheil über die geistigen Anlagen dieses Volks, der sie in der hohen Bildsamkeit aller Kräfte findet, die jetzt durch Unwissenheit und Aberglauben, Folgen der Sklaverey, dort darniedergehalten oder irre geleitet werden, wo nicht in neuerer Zeit etliche Schulen wirken konnten.

Unre Kenntniß von dem neugriechischen Volke war vor dem gegenwärtigen Kriege sehr zufällig und unvollkommen. Denn entweder erhielten wir sie von den europäisirten Kaufleuten in Oesterreich, Frankreich und Italien, oder von einzelnen Reisenden, die bey ihren gelehrten Alterthumsstudien einen gelegentlichen Blick auf sie warfen. Daher kam es, dafs wir von Volksliedern äufserst wenige kannten, und ohne innern Zusammenhang mit dem ganzen Leben der Nation; selbst die sprachlichen Hülfsmittel beschränkten sich in Deutschland auf das Wörterbuch (1804) von *Weigel* (Hofr. und Arzt in Dresden) und die Sprachlehre (1808) von *Schmidt* (russ. u. neugriech. Dolmetscher und Privatdocent der Univ. Leipzig). Erst das dritte Zehend des 19ten Jahrh. brachte Flugblätter, Philhellenen - Reisen, Gedichte, Zeitschriften und andre Broschüren, die man vollständig genannt findet in dem (in unser A. L. Z. 1823. Nr. 145. 1824. Erg. Bl. Nr. 16. angezeigten) Taschenbuche für Freunde der Geschichte des Griech. Volks ält. und neuerer Zeit, Jahrg. II. S. 141 — 165., wozu jetzt beträchtliche Vermehrungen gegeben werden könnten. Nächst den Franzosen und Briten haben die Deutschen wohl das Meiste und Gedicenste geliefert. Je länger aber der Krieg dauert, um so mehr scheint die schriftstellerische Theilnahme in Deutschland, offenbar aus Mangel an

Käufern, abgenommen zu haben; denn der Catalog der Leipz. Mich. Büchermesse des J. 1826 enthält höchstens 3 Schriften über die Neugriechen. Um so größer ist die werththätige Theilnahme geworden, besonders bey der aufopfernden Vermittlung *Eynard's* und auf den rühmlichen Vorgang mehrerer deutscher Fürsten und Staatsmänner in — fast allen Ländern. Und sollte Nichts im Stande seyn, das Volk von gänzlicher Vernichtung zu retten, so wird sein Andenken bey den Gebildeten und Gelehrten Europa's nicht untergehen, da es durch die Geschichte seiner Sprache und seiner Literatur in dem Zeitenströme einen sichern Platz gefunden hat. Denn Engländer, Franzosen und Deutsche haben sich bemüht, die Sprache des unglücklichen Volks zu erforschen und seine Literaturproducte zu allgemeiner Kenntniß zu bringen. Der bekannte Reisende *Leake* in *f. Researches in Greece*, Lond. 1814., gab zuerst eine Uebersicht über die verschiednen Dialekte (*Remarks on the languages spoken in Greece at the present day*) und verwandte Sprachen. Ein Ungenannter (Hr. *Neidlinger*, später Prof. der griech. Spr. zu Melk) liefs zu Göttingen 1816 auf 30 S. daraus *Proben von den Leake'schen fünf Klassen des Schrift-neugriechischen* drucken; aber ohne Gnüge für die Wissenschaft. (Vgl. Wiener Jahrb. d. Litter. Bd. 6. 1819. S. 123—134.) Das *Leake'sche* Werk ist überhaupt bisher nicht gehörig benutzt worden, und daher hat Hr. Dr. *Iken* in Bremen den ganzen Inhalt desselben in eine, eben unter der Presse befindliche, neue Schrift über *Neugriechische Poesie* u. s. w. aufgenommen. Darauf erschien in franz. Sprache die *neugriech. Sprachlehre* von *Jul. David* zu Paris, 1821. (Lpz. 1 Rthl. 18 gGr.), der 1820 ebendaf. (Lpz. 2 Rthl. 6 gGr.) eine *Parallele des Altgriech. und Neugriech. in neugriechischer Sprache* herausgegeben hatte, früher Lehrer in Chios gewesen war, und große Verdienste sich um das erleichterte Studium derselben erworben hat. Beide Schriften sind auch in's Englische übersetzt worden, und dienen dem Neugriechen *Klonaris* in Paris jetzt zur Grundlage seiner sprachlichen öffentlichen Vorlesungen. Im J. 1823 gab *Bojadzchi* zu Wien (1 Rthl.) eine höchst ungenügende *Grammatik des Neugriech.* heraus. Ferner schrieb im J. 1824 *Poppo* (Director des Gymnas. in Frankfurt a. d. O.) ein Programm über das *Verhältniß des Neugriechischen zu dem Altgriech.* für seine Schüler, in kurzen Andeutungen, mit nächster Berücksichtigung der Grammatik von *Schmidt*, welcher zu Leipzig 1824 (1 Rthl. 8 gGr.) ein *praktisches Hilfs- und Übungsbuch* nebst *Lesebüchern* und *Wortregister* für f. Grammatik herausgab, und 1825 ebendaf. (1 Rthl. 8 gGr.) ein *neugriechisch-deutsches Handwörterbuch* folgen liefs, das für die gewöhnlichen Bedürfnisse sehr brauchbar ist. Weit ungenügender und fast unbrauchbar, und schon wegen des geringen Umfangs höchst unvollständig ist das *kurzgefaßte neugriechisch-deutsche* und *deutsch-neugriechische Wörterbuch nebst einer Uebersicht der nothwendigsten grammatischen Regeln*, von *Müller* (Prediger in Hohen-

walde bey Frankfurt a. d. O.) Berlin 1825. (14 gGr.). Verdienstlicher wäre es gewesen, wenn der Vf. ein kurzes Verzeichniß aller der Wörter gegeben hätte, welche nicht aus dem Altgriechischen zu erkennen sind wegen mancherley Veränderungen, oder wegen türkischer, italienischer und andrer Abkunft, wozu vielleicht der geringe Raum hingereicht haben würde. Ein Ungenannter (Director *Friedemann*?) gab auch 1825 zu Braunschweig eine *kurze vergleichende Grammatik der alt- und neugriech. Sprache* zunächst für *Gymnasien* und *Academien*. Was bisher noch nicht geschehen war, eine unmittelbare Anschließung des Neugriechischen an das Altgriechische, mit Uebergang dessen, was dem Kenner des Altgriechischen bekannt ist, beabsichtigte der Vf.; deshalb benutzte er vorzugsweise sämmtliche Schriften *Korai's*, und gab daraus die Resultate für die allmähliche Umgestaltung der Sprache, mit Berücksichtigung auch der Scholiaffen und andrer philologischer Schriften. Ferner ist darin enthalten, was frühere Grammatiken ganz übergangen, eine kurze Andeutung des Ursprungs der Sprache und ihrer metrischen Gesetze, nebst Sprachproben des Alt- und Neugriechischen. Hätte der Vf. *David's* Schriften benutzen können, so würde im Einzelnen größere Bestimmtheit herrschen. Auch etliche Volkelieder sind beygegeben, mit *Müller's* hier und da veränderter Uebersetzung und einer eignen wörtlichen altgriechischen Paraphrase. Obgleich der Vf. mehr eine historisch-linguistische Parallele, als eine praktische Anleitung zum Sprechen und zum Schreiben, mehr eine gedrängte Uebersicht des Hauptfächlichen, als eine Erörterung des Einzelnen beabsichtigt zu haben scheint: so wünscht Rec. doch, daß eine etwanige neue Ausgabe, mit Beseitigung der Wohlfeilheit (sie kostet nur 9 gGr.), ausführlicher werde, selbst in den philologischen Anmerkungen, welche für Kenner des Altgriechischen besonderes Interesse haben. Studierende, die Altgriechisch verstehen, werden daher mit dieser kurzen und mannichfaltigen Uebersicht, die an ihre Studien so genau angeknüpft ist, die erste Bekanntschaft des Neugriechischen sich sehr leicht und angenehm machen. Im folgenden J. 1826 erschienen wieder zwey Sprachlehren, zum Theil ausführlicher; eine von *K. H. W. Münnich* (Prof. am K. Sächs. Kadettencorps zu Dresden) (21 gGr.), welcher schon früher zu Wien 1817 eine *neugriechisch-deutsche Sprachlehre* herausgegeben hat. Zwar wird etwas weit ausgeholt und Manches beygebracht, was Schülern aus früherm Unterrichte bekannt seyn muß; auch ist der Abriss ziemlich gedrängt: aber die vielfachen Wortzusammenstellungen, Redensarten, Beyspiele und prosaischen und poetischen Bruchstücke zum Lesen, welche die Hälfte des Buchs einnehmen, sind gut gewählt und ein vorzüglich empfehlender Theil. Die kurze Uebersicht der neugriech. Literatur möchte wohl zu kurz seyn, auch manches Ungehörige enthalten. Der Vf. des neuesten *Lehrbuchs der neugriech. Sprache* (Lpz. 1826. 1 Rthl.), *W. v. Lüdemann* in

in Breslau, hat vor den übrigen den Vortheil voraus, daß er am spätesten auftrat und *David's* beide Schriften benutzen konnte, denen er überhaupt mehr verdankt, als die Vorrede erwarten läßt. Darum muß man demjenigen Gelehrten in der Schweiz, welcher diese Schriften kürzlich auf deutschen Boden verpflanzen wollte, das Unternehmen jetzt ganz abrathen. Eher zu rathen wäre die Verrfertigung eines neuen Wörterbuchs, welches die Abkammung, und somit gleichsam eine Geschichte der Sprache enthielte, mit Benutzung mehrerer Schriften unter den Neugriechen selbst, z. B. des Wörterbuchs von *Anthimos Gazis* und des neuesten von *Detréque* in Paris. Die eigentliche Sprachlehre ist in der ersten Hälfte des Buchs enthalten; die andre umfaßt Uebungstücke, Gespräche, Uebersetzungsaufgaben, mehrfache Volkslieder mit kurzen Wörterandeutungen, eine (allzu kurze) Geschichte der neugriechischen Literatur und Poesie, und ein (eben so ungenügendes) Verzeichniß der ausgezeichnetsten Literatoren der Neugriechen und ihrer Werke. Wenn auch dem Vf. zugestanden werden muß, daß seine Sprachlehre die vollständigste Uebersicht gewährt, so hat doch die völlige und absichtliche Ausschließung aller Beziehungen auf das Altgriechische eine Menge von ohnedieß leicht zu vermeidenden Ausführungen und Wiederholungen hervorgebracht, die des Altgriechischen unkundigen Lesern nicht einmal verständlich seyn dürften. Ueberhaupt zweifelt Rec. daran, daß die Zahl derer, welche ohne altgriechische Sprachkenntniß das Neugriechische zu lernen Lust empfinden möchten, so groß ist; und diese dürften bedeutende Schwierigkeiten finden und dem Vf. keineswegs so rasch folgen, als er voraussetzt; auch am Ende mit den verworfenen Sprachlehren voll Kaufmannsgriechisch sich besser bedient sehen. Denn z. B. die Uebersetzungsaufgaben sind ganz und gar ungenügend an Umfang und Inhalt; weit besser, vielumfassend, vom Leichten zum Schwerern fortgehend in *Schmidt's* Hülfsbuche. Möge er ja seinen andern Plan, für den Hellenisten eine ausführliche Gegenüberstellung des Hellenischen und Neugriechischen herauszugeben, gleichviel ob selbstständig, oder als Anhang zu dieser Sprachlehre, da er allerley Vorarbeiten dazu gemacht zu haben scheint, recht bald ausführen, und dabey für die Deutschen die *äolodorische* Grammatik des *Christobulos* (Wien 1805) entbehrlich machen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die neugriechische Sprache, die gewiss auch Ueberreste der vorhomerischen Zeit in sich schließt, aus jenem Dialekte zunächst entsprang, wenn auch *Christ.* vielleicht in manchen Stücken zu weit ging. Und darum wünscht Rec., daß Hr. v. L. für diese Parallele die verschiednen Dialekte des Altgriechischen eines besondern Studiums werth achte. Ueberhaupt scheint es den Deutschen aufbewahrt zu seyn, auch hierin das Gründlichste zu liefern, und wenn es die dem Rec. unbekannten Verhältnisse des Vfs. gestatten, so ist die Aufgabe schon, wenn nicht eines ganzen, doch eines halben Lebens werth, das

man darauf verwendet. Seine Verdienste werden übrigens nicht verkannt werden, auch wenn er die Leistungen Anderer weniger herabsetzen und milder beurtheilen sollte, als jetzt in der Vorrede geschehen ist.

Rec. glaubte die Leser um so mehr mit den neuesten Schriften über die Sprache und Literatur der Neugriechen bekannt machen zu müssen, da bisher in dieser A. L. Z. nur selten davon die Rede war, und da es wünschenswerth ist, die verschiednen Eigenthümlichkeiten von Schriften gleicher Tendenz kurz neben einander kennen zu lernen. Zur vollständigen Kenntniß des Volks gehört aber noch eine andre Schrift: *Leukothea*. Eine Sammlung von Briefen eines gebornen (Neu-) Griechen über Staatswesen, Literatur und Dichtkunst seines Volks. Uebersetzt und mit Anm. und Beylagen u. s. w. versehen von Dr. Karl Iken. Lpz. 1825. 2 Bde. (vgl. A. L. Z. 1826. Nr. 301.) Das tiefe Gemüth eines gebildeten jungen Mannes, die vielfachen Kenntniße, der rege Eifer für Wahrheit und Recht, die glühende Vaterlandsliebe, deren Opfer er wurde, Alles wird den Leser anziehen; und die vielen Excurse des Uebersetzers, denen allerdings hier und da mehr Kürze und Einklang zu wünschen wäre, der jedoch durch sorgfältige Register hervorgebracht wird, veranschaulichen das Ganze und enthalten das Beste und Ausführlichste, was wir über diesen Gegenstand bis jetzt haben. Wahrscheinlich wird uns Hr. I. die treffliche Abhandlung unsers Landsmanns *Hase* in Paris: *sur l'origine de la langue grecque vulgaire et sur les avantages que l'on peut retirer de son étude* in *Millin's Magaz. Encyclop.* a. 1816. Tom. 1., welche weder unsre Grammatiker noch Philhellenen zu kennen scheinen, in einer vollständigen Uebersetzung mit seiner nächsten Schrift geben. Auch hat er sehr wohl daran gethan, die Originale der übersetzten Briefe in *Seebode's Neuem Archiv für Philologie und Pädagogik*, J. 1826. Heft 3. zur Vergleichung und zur Steuer der Wahrheit mitzutheilen.

Doch wir kehren zu den Volksliedern zurück. Das Verdienst, das *Fauriel* durch seine mühevollen Sammlung, Uebersetzung und Erläuterung derselben sich erworben hat, ist schon in unsrer A. L. Z. 1825. Nr. 7. von andrer Hand gewürdigt worden, und darf um so weniger übersehen werden, da selbst hochgebildete Neugriechen, mit vieler Kenntniß alter und neuer Sprachen ausgerüstet, dem Rec. manche daraus vorgelegte Frage nicht beantworten konnten; so wenig wie unsre Gelehrten die Volkslieder oft ihres Provinziodialekts wegen ohne Studium alle verstehen. Unsre neugriech. Wörterbücher lassen bey diesen Volksliedern gewöhnlich ganz im Stiche. — Daß diese Lieder aber im hohen Grade dichterisch sind, und eine ziemlich treue dichterische Uebersetzung in unsre Sprache gestatten, kann am kürzesten und triffügsten durch *Göthe's* Beyspiel bewiesen werden, der, noch vor Erscheinung der Sammlung *Fauriel's*, mehrere derselben erhielt, und

in seiner Zeitschrift: *Kunst und Alterthum*, metrisch übersetzte; besonders zogen ihn die Dichtungen von *Charos* an, einem aus dem altgriechischen Charon und dem christlichen Tode eigenthümlich verschmolzenen Wesen. (Bd. 4. St. 2. S. 49 f.) Ja ihm schien (S. 165) die Idee eines solchen Liedes sogar einer Ausführung für die bildende Kunst fähig und würdig zu seyn. Der Aufforderung des Stuttgarter Kunstblattes v. J. 1824. Nr. 6. gendigten mehrere Künstler, deren Producte daselbst Jahrg. 1826. Nr. 10 u. 11. und von *Göthe* in *K. und Alterth.* 1826. beurtheilt werden. Auch ins Englische wurde diese Sammlung von Volksliedern sogleich übertragen, und Hr. Dr. *Friedr. Schultze* in Liegnitz wird, laut einer Ankündigung in *Jahn's Jahrb. für Philol. u. Pädag.* Bd. 1. Heft 1., den neugriechischen Text abermals für *Gymnasien* und *Akademien* herausgeben, mit historischem erläuterndem Verzeichnisse der Personen und derjenigen Wörter, die aus dem Altgriechischen nicht erkannt werden können; auch über die metrischen Grundsätze sich verbreiten. Das Ganze soll einen Anhang der *Teubner'schen* Sammlung altgriechischer Klassiker bilden. Möchte der Herausg. auch den musikalischen Theil, worüber bisher sehr wenig bekannt worden ist, berühren, und die anderwärts gegebenen, oder noch zu hoffenden Ergänzungen zur *Fauriel's* Sammlung nicht übersehen, z. B. in des Bar. v. *Stakelberg* Schrift über den Apollotempel zu Bassä. (Rom 1826. S. 113 ff.)

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Brockhaus: *Bibliothek deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts.* Herausgegeben von *Wilhelm Müller*, Bd. X. Auserlesene Gedichte von *Harsdörffer*, *Klaj*, v. *Birken*, *Scultetus*, *Schottel*, *Olearius* und *Scheffler*. 1826. XXXIX u. 198 S. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Dieses Bändchen enthält eine größere Anzahl von Dichtern, die sich meist an die Nürnbergsche Schule anschließen. Der Geschmack ist nun schon im Sinken, dennoch findet sich einzelnes wirklich Gute und Treffliche. — Die Einleitung giebt außer den kurzen Lebensbeschreibungen der aufgeführten Dichter auch eine Geschichte der Gründung des 1644 zu Nürnberg von *Harsdörffer*, *Klaj* und *Birken* gestifteten „*loblichen Garten- und Blumenordens an der Pegnitz*“, zu dem der größte Theil der damals singenden deutschen Dichter gehörte. — *Georg Philipp Harsdörffer*, der Sohn eines nürnbergischen Patriziers war 1607 den 1. Nov. geboren, studirte zu Altorf und Straßburg, machte bedeutende, seine Kenntnisse vermehrende Reisen, und ward ein angesehenener Beamte seiner Vaterstadt, wo er 1658 starb.

Sein Name in der fruchtbringenden Gesellschaft war „der Spielende.“ *Johann Klaj* oder *Clajus* war 1616 zu Meilsen geboren und studirte zu Wittenberg Theologie. Zu Nürnberg lebte er von Privatunterricht, bis ihm *Harsdörffer* zu einem Schulamte verhalf. 1650 wurde er Prediger zu Kitzingen, wo er 1656 schon starb. *Siegmund v. Birken*, früher latinisirt *Betulius*, geb. 1626 zu Wildenstein bey Eger, wo sein Vater Pfarrer war, bis er, der Religion wegen vertrieben, in Nürnberg Diakonus wurde. Er studirte seit 1643 zu Jena die Rechte und Philosophie, ohne aber seinen Cursus zu vollenden. Er war eine Zeitlang Prinzenenerzieher in Wolfenbüttel, dann unterrichtete er in Nürnberg, und erlangte durch *Octavio Piccolomini*, dem er sich bey dem Friedensfeste durch seine kunstreichen Anordnungen werth gemacht hatte, den Adel. Er war als „Erwachsener“ Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft; in der „Deutschgesinnten Genossenschaft“ hieß er der „Riechende.“ Er starb 1651. — *Andreas Scultetus* war der Sohn eines Schuhmachers zu Bunzlau, und starb als Gymnasiast zu Breslau wahrscheinlich 1642. Lessing hat sein poetisches Verdienst gewiss überschätzt. Es findet sich zwar mancher erhabne Gedanke in seinen Gedichten, aber doch auch ein gewaltiger Bombast. *Georg Schottel* ist mehr Sprachforscher als Dichter. Er war geb. zu Einbeck 1612 und starb zu Wolfenbüttel 1676. In der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er „der Suchende.“ — *Adam Olearius* aus Aschersleben, war der Reisegefährte Flemming's nach Persien und hat diese Reise beschrieben; er starb 1671. *Johann Scheffler*, gewöhnlich *Joh. Angelus Silsivius* genannt, geb. 1624, trat 1653 zur katholischen Kirche über. Er scheint uns, trotz des mythischen Anflugs seiner Gedichte, der zuweilen zu völligem Unfinn wird, doch unter den hier aufgeführten Dichtern den meisten Dichtergenius zu besitzen.

LEIPZIG, b. Focke: *Die Erbschaft.* Ein Familiengemälde aus dem Englischen von **r. Erster Theil.* 1826. IV u. 311 S. *Zweyter Theil.* 350 S. *Dritter Theil.* 310 S. 8. (4 Rthl. 12 gGr.)

Ein englischer Roman, nicht in Walter Scott's Manier, aber nicht minder anziehend und dabey lehrreich. Die Verwicklung ist gut angelegt, neu, und die Darstellung, die gewöhnliche albritische Breite abgerechnet, nicht ohne Reiz. Das Familiengemälde, welches das Buch den Blicken des Beschauers aufrollt, zeigt sich reich an wohlgezeichneten und zum Theil auch wohl ausgeführten Charakteren. Die Uebersetzung ist frey, also auch frey von Anglicismen. Ob es aber gerathen war, die niedern Personen in dem gemeinen Dialekte Deutschlands reden zu lassen, bezweifeln wir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1827.

NEUGRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) LEIPZIG, b. Vofs: *Neugriechische Volkslieder*.
Gesammelt und herausgegeben von G. Fauriel.
Uebersetzt von Wihl. Müller u. f. w.
- 2) COBLENZ, b. Hölffcher: *Mittheilungen aus der
Geschichte und Dichtung der Neugriechen*
u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die beiden deutschen Uebersetzungen dieser Lieder zu würdigen, wird das letzte Geschäft des Rec. seyn. Sehr bedauert er, daß die überhandnehmende Concurrenz auch in literarischen Erzeugnissen gewöhnlich den Markt verdirbt und sogar dem Abfatz des Besseren schadet, wodurch die ohnedies vorhandene Zaghaftigkeit der Verleger vermehrt wird: denn οἷον τὴν βροτὸν εἶναι, selbst wer das Schlechtere gekauft hat und dann überzeugt wird, daß er das Schlechtere hat, behilft sich doch lieber damit, so gut es gehn will, als daß er eine neue Geldausgabe macht. Der Vff. von Nr. 1, Hr. Prof. und Bibliothekar Müller in Dessau, hat schon das Vertrauen des Publicums durch seine Griechenlieder und andere geschmackvolle und geistreiche Dichtungen gewonnen. Der oder die Vff. von Nr. 2. haben sich weder genannt, noch sich durch ihre Leistungen vollkommen legitimirt. Nr. 1 enthält die ganze *Fauriellsche* Sammlung; Nr. 2. erst die Hälfte davon. Nr. 1 giebt die Uebersetzung im Ganzen streng im Versmaasse des Originals, Nr. 2 meist prosaisch, höchst selten rhythmisch oder auf eigene Weise gereimt. Nr. 1 hat sehr wenig Verstöße gegen den Sinn des Textes, Nr. 2 dagegen viel mehr. Nr. 1 giebt die Erklärungen *Fauriel's* so gedrängt als möglich, was bey der französischen Breite wünschenswerth war, hier und da mit eigenen, besonders geographischen, Zuthaten; Nr. 2 ganz wörtlich und ausführlich. Nr. 1 hat einen sparsamen, dabey anständigen, deutlichen und reinen Druck auf weißem Papiere; Nr. 2 etwas splendorischer zwar, aber im griechischen Texte nicht so correct, und das Papier stärker, aber weniger weiß, überhaupt mit ziemlicher Raumverschwendung. Kurz; Rec. kann nicht das geringste Bedenken tragen, Nr. 1 für gelungen und beyfallswerth, Nr. 2 für ungelungen und mangelhaft, und das mißbilligende Urtheil, welches Hr. Müller selbst über Nr. 2 in dem Leipz. Liter. Conversationsbl. 1826. Nr. 191 gefällt hat, so.

—*Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1827.

wie das belobende, welches ein Ungenannter (die Zahl 103) in demselben Blatte 1826. Nr. 105 über Nr. 1 aussprach, für vollkommen gerecht zu erklären. Zwar hat Nr. 2 die *Göthfchen* Uebersetzungen etlicher Stücke aufgenommen, aber theils sind diese nicht überall im Versmaasse des Originals, theils weicht *Fauriel's* Text ab und pafst zuweilen nicht zur Uebersetzung, was die Vff. unbeachtet gelassen haben. Noch ist zu bemerken, dafs Nr. 2. zwey recht gut gerathene Kupfer von der *Akropolis* in Athen und dem *Olympos* enthält, und dafs der Verleger neuerdings den Erlös des Ganzen zu Beyträgen für die Griechenvereine bestimmt hat. Zur Erhärtung seines Urtheils wählt Rec. einige kurze Proben, zuerst aus des *Klephthen Abschied* Nr. 9. v. 7—11.

Original.

Ἄν' οὐ δυνάμει ἢ συντροφίᾳ, τίποτε γὰρ ἔμμενα,
 Νέμῃς ἐλπίς, πῶς χάσθηται, πῶς λήθαι ὁ καίμινος
 Μόρον εἶπαι, παρδραύθηται ὁ τὰ ἔργα τὰ ἔξαι,
 Πῆρα τὴν πλάνα πεισθῆναι, τὴν μαύρην γῆν γυναικα,
 Χ' αὐτὰ τὰ λαοκόλλητα εἰς γυναικακόλλητα.

Fauriel's Uebersetzung Tom. I.

Et si (la) nos compagnons te font quelques question à mon sujet, — ne dis pas que j'ai péri, que je suis mort, pauvre infortuné ! — Dis seulement que je me suis marié dans les tristes pays étrangers ; — que j'ai pris la pierre plate pour belle-mère, — la noire terre pour femme, et les menus cailloux pour beaux-frères.

Müller's Uebersetzung, Th. 1. S. 19.

Wenn dort die Kameradschaft fragt, was aus mir sey
geworden,
Sag' nicht, daß ich gestorben bin, daß todt-ich bin,
ich Armer;
Sag' nur, daß ich gefreuet hab' in fremden wüsten
Länden,
Ein platter Stein die Schwieger mein, mein Weib die
schwarze Erde,
Und meine Schwäger allzumal die kleinen Kieselsteine.

Coblenzer Uebersetzung, Th. 2. S. 47.

Und es fragen die Gefährten, wo ich bleibe;
O, dann sage nicht, daß ich todt sey; daß ich immer
sey gestorben;
Sag: ich sey vermählt in der bittern Fremde,
Habe mir den flachen Stein erwählt zur Schwieger, zur
Braut die schwarze Erde,
Und die kleinen Kiesel alle seyn meine Schwäger.

Warum

Warum die Vff. von Nr. 2. τὰ ἔρημα τὰ ξένα durch „bitter Fremde“ geben, weiß Rec. nicht: denn ἔρημα bedeutet im Neugriechischen überhaupt nur das *fremde Land*, die *Weite*. Auch in Nr. 1. würde es daher richtiger heißen: *in fremden, weiten Landen*. Die genannten Wörterbücher wissen davon nichts. Vers 1 in diesem Liede hat Nr. 2 die Worte γαλὼν und περιγάλι richtig durch *Ufer* und *Uferand* gegeben; Nr. 1 dagegen hat:

Auf, Rüzr ans Ufer dort hinab, hinab dort nach dem Flusse,

wahrscheinlich durch *Fauriel* verführt, welcher in seiner Sprache richtig *rivage* und *rive* hat. Beide Wörter kommen vom Altgriech. ὠγιαλός, und gelten bloß vom Meeresufer. Der Vf. der *kurzen vergleichenden Grammatik des Alt- und Neugriechischen* hat S. 67 *Strand* für *Fluß* gesetzt, aber ἔρημα unberührt gelassen.

Zum Beweise, daß Hr. M's in Nr. 1. beobachtetes Originalversmaafs einen günstigeren Eindruck macht, als selbst *Göthe's* Nachbildung, wählt Rec. wenige Verse aus dem 3ten Liede.

Original bey *Fauriel*, Th. 1. S. 14.

Μαύρον καράβι ἔπλεε τ' ἐν τῇ Κασσάνδρᾳ
Μαύρα παντὰ τὸ σκάφαν, καὶ τ' οὐρανοῦ παντίερα,
Ἐμπρὸς κορβίτα μ' ἄλιαν σηματοῦ τοῦ ἐβήκη.
„Μαῖνα, φωνάζει, τὰ παντὰ, ῥῆξε τὰ, λέγει, πᾶσι!“
Δὲν τὰ μαῖνάρω τὰ παντὰ, οὐδὲ τὰ ῥήξεω κάτω.
Μὴ μὲ θαρσύνετε νιόνυμφον, νύμφον τὰ προσπνύσῃ
Ἐγὼ μ' ὁ Ἰάννης τοῦ Στάθα, γαμβρὸς τοῦ Μπουνοβάλλα.

Göthe's Uebersetzung in Nr. 2. S. 19.

Schwarzes Fahrzeug theilt die Welle
Nächst der Küste von Kassandra;
Ueber ihm die schwarzen Segel,
Ueber ihnen Himmelsbläue.
Kommt ein Türkenschiff entgegen,
Scharlach's Wimpel wehen glänzend:
„Streich die Segel unverzüglich,
Nieder laß die Segel du!“
Nein, ich streiche nicht die Segel,
Nimmer laß ich sie herab!
Droht ihr doch, als wär ich Bräutchen,
Bräutchen, das zu schrecken ist.
Jannis bin ich, Sohn des Stathas,
Eidam des Bukowalas.

Müller's Uebersetzung, in Nr. 1. S. 7. Th. 1.

Ein schwarzes Schiffelein fuhr durchs Meer hin an
Kassandras Küste,
Mit schwarzen Segeln ist's umhüllt, und himmelblau
die Flagge.
Entgegen kam ein Flugschiff ihm mit einem rothen
Wimpel.
Zieh, ruft es, deine Segel ein, laß sie hernieder!
sagt es. —
Nicht zieh ich meine Segel ein, noch laß ich sie her-
nieder.
Glaubt nicht, ich sey ein junges Weib, eine Brant,
mich zu ergeben.
Ich bin Johannes, Stathas Sohn, Eidam des Bukowallas.

Die Uebersetzung Nr. 2. hat V. 2. ein Mißverständnis, wo nicht eine unnöthige Abweichung vom klaren Texte. Und wäre Hr. M. nicht durch eine falsche Voraussetzung von der ursprünglichen Beschaffenheit des Metrums dieser Volkslieder, das meißentheils sogenannte *politische Verse* sind, verleitet worden, so würde er den jambischen Rhythmus, wie hier V. 6 u. 7, nicht so oft verletzt haben. Denn wie leicht war es, zu schreiben: *ein Bräutlein, sich zu beugen*, und des *Bukowallas* Eidam. Hr. M. hatte nämlich in der A. L. Z. 1825. Nr. 7. S. 84 geäußert, es herrschten in diesem Metro die Jamben vor, wie in dem Niebelungenliede; aber Spondeon, Daktylen und Anapästien seyen frey eingemischt; eine Meinung, die er gewissermaßen im Leipz. litt. Convers. Bl. 1825. Nr. 122. S. 485 beschränkte. Auch hat Hr. v. Lüdemann die kleine Anzahl der Volksgelänge, die sich auf die *Suliotenkriege* beziehen, mit Einleitung, Text und metrischer deutscher Uebersetzung (Lpz. 1825. 12 gr.) herausgegeben, und diese Freyheiten ganz zu vermeiden gesucht. Z. B. Nr. 3 übersetzt Hr. M.

Δὲν εἰς' ἔδω τὰ Ἰάννινα τὰ φιάσῃς σαρδιβάντα,
Δὲν εἰς' ἔδω ἢ πρέβεζα τὰ φιάσῃς παλαιομέρι
Μόν' εἰς' τὸ Σούλι ἔκανουσόν, τὸ, Σούλι ἔκανουσάμινον.

Das ist hier nicht dein Janina, die Wasser springen zu lassen,
Das ist hier nicht dein Prevesa, um Vesten zu erbauen;
Nein, das berühmte Suli ist's, Suli, das hochberühmte.

Einem so geübten Verskünfler lag sehr nahe: *Springbrunnen zu erbauen* u. dgl.; auch die Stellung des zweyten *Suli* kann Rec. nicht billigen: daher würde er sehr wohl thun, seine Grundsätze den Philologen näher auseinander zu setzen, die sich vorzugsweise nicht damit vereinbaren zu können scheinen, nach dem, was kürzlich Hr. Director *Friedemann* in Braunschweig in der von ihnen angeregten *Streitfrage über die politischen Verse der Griechen* (*Seebode's krit. Bibliothek des Schulwes.* J. 1826. Nr. 8. S. 863 ff.) geäußert hat, wo zugleich die Meinungen früherer und jetziger Gelehrten angeführt werden. Hr. Director *Struve* in Königsberg, auf den dort gehofft wird, dürfte allerdings am meisten zur Diskussion befähigt seyn. Hr. Prof. *Kiesling* aber hat, wie Rec. versichern kann, in seiner neuen Ausgabe der *Chiliaden* des Tzetjas nichts darüber ausführlich abgehandelt. In den kleineren Gedichten des zweyten Bandes hat Hr. M. noch öfter das Metrum des Originals freyer nachgebildet, und es war allerdings schwer, überall Schritt für Schritt zu folgen; aber Nr. XVI. Bd. 1. S. 38 hält Rec. für abwechselnd jambisch und trochäisch. Die Vff. von Nr. 2. haben es gar gereimt, wie das Original; aber Hr. M. ist sehr zu loben, daß er lieber den Reim als die Treue aufopfern wollte. Rec. giebt noch als Beispiel von Behandlung solcher kurzer Gedichte, Nr. XVII. die in-

Inſchrift auf dem Schwerte des Contoghiannis (kleinen Jannis).

Ὅποιος τρεῖς τοὺς δὲν ψαροῖ,
 Κ' ἀλεύθερος ἔς τὸν κόσμον ἔῃ,
 Δόξα, τιμὴ, ζωὴ τοῦ
 Εἰς μόνον τὸ σπαθί τοῦ.

Müller's Ueberf. Bd. I. S. 35.

Wer nicht vor Tyrannen bebt,
 Frank und frey auf Erden lebt,
 Ruhm hält mehr als Leben werth,
 Dem allein gehört dieſs Schwert.

Coblenzer Ueberf. Bd. 1. S. 79.

Wer vor Tyrannen nie gebeht,
 Und frey auf dieſer Welt gelebt,
 Dem iſt für Ehré, Ruhm und Leben,
 Allein ſein gutes Schwert gegeben.

Ueberf. in der *vergleich. Gramm. der Alt- und Neugriechen* S. 67.

Wer vor Tyrannen nicht erbeht,
 Und frank und frey auf Erden lebt,
 Wem Ruhm und Ehr iſt Leben,
 Soll man dieſs Schwert nur geben.

Die erſte Ueberſetzung fehlt im Metrum, welches offenbar jambiſch iſt: denn die erſten Füſſe ὅποιος, δόξα, wie oben μαῦρα, μαῦρον u. ſ. w. ſtehen mit ihrer Betonung ganz auf derſelben Linie derjenigen trochäiſchen Wörter, welche unſere Dichter am Anfang jambiſcher Reihen brauchen, und worüber *Apel* in den Anmerk. zu ſeinen novantikgriechiſchen Tragödien geſprochen hat. Die zweyte Ueberf. verlängert die letzten beiden Zeilen über Gebühr, aber den weiblichen Reim hat ſie genau aus dem Originale entlehnt; bey Hn. M. iſt er männlich, mit Unrecht. Die dritte hat beides richtig, aber der grammatiſche Sinn iſt, nach *Fauriel's* Vorgange, mit Hn. M., vielleicht wegen der falſchen Interpunction am Ende der dritten Zeile, falſch genommen und von der zweyten Ueberf. beſſer getroffen. Rec. würde aus dem Vorliegenden zuſammenschmelzend folgende Verdeutſchung vorſchlagen:

Wer vor Tyrannen nicht erbeht,
 Und frey auf dieſer Erde lebt,
 Dem kann Ruhm, Ehr und Leben
 Allein ſein Schlachttſchwert geben.

Rec. bricht hier mit der Verſicherung ab, daß der zweyte Theil von Hn. M. mit gleicher Liebe und gleichem Erfolge bearbeitet worden iſt, und wünſcht den Deutſchen, die ſolche Theilnahme für die Literatur der Neugriechen haben, aufrichtig Glück zu einer ſo geſchmackvollen Ueberſetzung dieſer Lieder,

wie ſie die andern europäiſchen Völker, ſchon um der Eigenthümlichkeit ihrer Sprache willen, nie erhalten können. Nur den Wunſch kann er nicht verhehlen, daß ein Regiſter beygegeben ſeyn möchte. Warum der Leipziger Cenſor Th. 1. S. 81 eine Zeile geſtrichen hat, kann Rec. nicht errathen. *Fauriel* ſagte: *cette fois, comme la première, la Russie abandonna les Grecs.* Sollte Hr. M. ſich ſtärker ausgedrückt haben? — Daß die Vff. von Nr. 2 mit ſolchem Nebenbuhler zuſammenkommen würden, hätten ſie ſich leicht denken können; ohne ihn wäre ihr Unternehmen gewiß recht wacker und verdienſtlich zu nennen. — Zum Schluſſe ſiehe noch der Ausſpruch eines *Heiden* über das, was die civiliſirte Welt den *Nachkommen der alten Griechen* ſchuldig iſt, als ein kleiner Spiegel für *manche Chriſten.* *Cicero ad Q. Frat. Epp. I, 1.* giebt ſeinem Bruder zur Verwaltung der Provinz Griechenland folgende nachdrückliche Lehre: „*Atque etiam e Graecis ipsis diligenter cavendae sunt familiaritates, praeter hominum perpaucorum, si qui sunt veteres Graecia digni. Nimiae familiaritates eorum neque tam fideles sunt (non enim audent adversari nostris voluntatibus) et vero invident non nostris solum, verum etiam suis. — Quod si te fors Afris aut Hispanis aut Gallis praeficiſſet, immunibus ac barbaris nationibus: tamen effect humanitatis tuae; consulere eorum commodis et utilitati salutique servire. Quum vero ei generi hominum praesimus, non modo in quo ipsa sit, sed etiam a quo ad alios perveniſſe putetur humanitas: certe iis eam potissimum tribuere debemus, a quibus accepimus. Non enim me hoc jam dicere pudebit, praesertim in ea vita, atque iis rebus gestis, in quibus non potest residere inertiae aut levitatis ulla suspicio, nos ea, quae consecuti sumus, his studiis et artibus esse adeptos, quae sint nobis Graeciae monumentis disciplinisque tradita. Quare praeter communem fidem, quae omnibus debetur, hoc nos isti hominum generi praecipue debere videmur, ut, quorum praecipis sumus eruditi, apud eos ipsos, quod ab iis didicerimus, velimus expromere.*“ Man irrt, wenn man die Neugriechen bloß in dreihundertjähriger Sklaverey ſich denkt; ſie ſind es ſeit der Oberherrſchaft der Römer; und ob die byzantiſchen Kaiſerzeiten im Ganzen geeignet waren, die geiſtigen und moraliſchen Kräfte des Volkes zu heben, mag Rec. nicht unterſuchen. Daraus geht hervor, daß der Himmel dieſem Volke eine unverwundliche — gute Natur verliehen hat, und daß es ſich in allen Licht- und Schattenſeiten ziemlich gleich geblieben iſt. Aber welcher Unterſchied zwiſchen *römiſcher* und *türkischer* Oberherrſchaft! Von Letzterer heiſt es in den Volksliedern, nach Müller's Ueberf. Th. 1. S. 48 f.

Παρά μὲ Τούρκους, μὲ θηρία καλῆτερα τὰ ζῶμεν.

O Heber, als mit Türken, doch mit wilden Thieren leben.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiefsner: *Predigten zum Andenken an unsere Entschlafenen*, gehalten von *Valentin Karl Veillödter*, Doktor der Theol., Dekan und Hauptprediger in Nürnberg. 1826. VIII u. 168 S. 8. (20 gGr.)

Der rühmlichst bekannte Vf. dieser Predigten hatte bey seiner Amtsführung bemerkt, wie die alte Sitte, Verstorbenen mit Leichenpredigten und Grabsermonen zu besatten, immer mehr abnähme, und wie dem Geistlichen dadurch eine sehr passende Gelegenheit entginge, in ergreifender und rührender Weise zu den Herzen zu reden. Er kam daher auf den schon von andern, namentlich *Tzschirner*, gehegten, im Preussischen aber seit dem Jahre 1815 ausgeführten, Gedanken, einen förmlichen jährlichen Gottesdienst zum Andenken der Verstorbenen anzuordnen. Er feyert diesen Gottesdienst, wie dies auch in Preussen geschieht, passend am letzten Sonntage des Kirchenjahrs, welcher noch ausserdem Gelegenheit giebt, fruchtbare Ideen anzuknüpfen; und die vorliegenden Predigten sind an diesem Trauersonntage gehalten. Wir müssen denselben das Lob der Fräulichkeit — auch für die häusliche Andacht, — in einem hohem Grade zukommen lassen. Es weht aus ihnen biblisch-christlicher Geist; und sie sind in einer edeln Sprache vorgetragen, welche zugleich Anspruch auf rednerische Würde und populäre Einfachheit macht. Manche derselben zeichnen sich durch sehr ergreifende Stellen aus und dringen tief in die Verhältnisse des menschlichen Lebens ein. Andern möchten wir freylich mehr Ausführlichkeit und Erschöpfung der angedeuteten Hauptgedanken wünschen, obwohl sich manche Ideen fast in jeder Predigt wieder vernehmen lassen, was freylich nicht ganz zu vermeiden war. Der Form nach sind die Predigten synthetisch, ohne sich doch immer streng an die homiletische Regel und richtige Eintheilungsgründe zu binden. Meistentheils werden sie durch ein Gebet eröffnet, und die Einleitung folgt nach der Verlesung des Textes, was in vielen Fällen wohl zweckmässig ist, woran man sich aber doch nicht allzustreng binden sollte, wenn die Natur der Predigt es anders fordert.

Schon die erste Predigt veranlaßt in dieser Hinsicht mancherley Ausstellungen. Sie handelt nach 1 Theff. 4, 13 nicht ganz textgemäss: *Von dem Segen des Andenkens an unsere Entschlafenen*, für welches Thema sich gewiss passendere Texte hätten auffinden lassen. Beyläufig gesagt, kommt derselbe Text in dieser Sammlung noch mehrere Male vor. War der Vf. vielleicht an denselben, als an die epistolische Perikope auf den 25ten p. *Trin.*, gebunden? — Der Hauptsatz wird so erörtert: Das Andenken a. u. E. soll a) heiligen Ernst in uns wecken, b) reiche Lehren und Mahnungen uns geben, und c) erhebende

Hoffnungen beleben. Dies ist unlogisch, denn a) liegt mit in b). — Dasselbe findet Statt bey der zweyten Predigt, welche den nämlichen Hauptsatz hat, und erweisen soll, wie das Andenken an unsere Entschlafenen sey a) warnend in den Genüssen des Lebens, b) antreibend zum treuen Wirken, c) tröstend im Leiden, d) ruheverheissend unter Stürmen, e) froh erinnernd an den Wiederverein (die Wiedervereinigung) mit den Geschiedenen; indem c) und d) zusammenfallen, weil in dem letztern nur der bildliche Ausdruck für die ähnliche Sache gebraucht wird. Die achte Predigt hat einen unflathhaften Hauptsatz. Sie behandelt nach Luc. 7, 11 — 12. *Einige der Erwägungen und Gefühle, welche der Anblick eines Leichenzuges in uns erweckt*. Abgesehen davon, daß die Bezeichnung: Einige Gedanken, einige Pflichten u. s. w. nicht bestimmt genug ist, gehören auch Erwägungen und Gefühle nicht zusammen. So finden sich noch mehrere Beyspiele von fehlerhafter Anordnung, obwohl Rec. in diesem Punkte viel nachsichtiger ist, als andere Homiletiker, namentlich der Reinhardt'schen Schule. — Es sey vergönnt, noch einige Beyspiele vom Gegentheil anzuführen. Zu den schönsten Predigten gehört die siebente in dieser Sammlung, über Joh. 16, 16: *Wozu soll der Gedanke an die Trennung unserer Geliebten von uns, uns ermuntern?* a) von ihnen zu lernen, so lange wir können, b) ihnen zu nützen so viel wir vermögen, c) sie zu erfreuen und zu schonen, so weit es uns möglich ist. In der fünften Predigt (*Christliche Vorschriften, wie wir uns fähig machen sollen, an den Grübern unserer Geliebten christlich zu dulden*) findet sich eine sehr wahre und beherzigungswerthe Bemerkung darüber, wie unrecht und unchristlich es sey, wenn der zersireuende Weltgeist das Sprechen vom Tode, selbst bey der gewissen Annäherung desselben, vermeiden will, um nicht traurige Vorstellungen zu erregen.

SCHÖNE KÜNSTE.

MAGDEBURG, in d. Creutzschen Buchh.: *Kleine Romane*, von *Friederike Lohmann*. — *Erstes Bändchen*. 1825. 386 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Diese Erzählungen gehören unstreitig zu den besten, welche die Literatur dieses Faches neuerdings aufzuweisen hat. Namentlich müssen wir das Lob einer reichen Erfindung, einfach-ansprechenden Darstellung und ästhetisch-sittlichen Bedeutsamkeit den Erzählungen: „*die Wünsche*“ und „*der Komet*“ angedeihen lassen. Mehr eine artige Kleinigkeit ist „*der Wahrsager*“, und „*die Wiesenburg*“ ringt noch am meisten mit der Gestaltung der Idee. Besonders werden junge Frauenzimmer diese Schriften zu einer bildenden Unterhaltung benutzen können.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1827.

KIRCHENGESCHICHTE.

- 1) HEIDELBERG, b. Mohr: *De Hypsistariis, seculi post Christum natum quarti secta, commentatio*, — — scripsit Dr. Carolus Ullmann etc.
- 2) BERLIN, b. Dümmler: *De Hypsistariis opinionibusque, quae super eis propositae sunt, commentationem ad historiam religionis pertinentem* scriptit Lic. Guil. Böhmerus. Praefato Dr. Aug. Neandro etc.
- 3) HAMBURG, b. Perthes: *Einige Bemerkungen zu den von dem Hn. Prof. Dr. Ullmann und mir aufgestellten Ansichten über den Ursprung und den Charakter der Hypsistariar* — — Von dem Lic. Böhmer u. s. w.

(Fortsetzung von Nr. 1. der A. L. Z.)

2) Hr. Prof. Böhmer, ein würdiger Schüler des Hn. Dr. Neander in Berlin, hatte, wie die Vorrede sagt, seine *Commentatio de Hypsistariis* früherhin als Mitglied des theol. Seminars zu Berlin auf Veranlassung des Hn. Dr. Neander abgefaßt, und auf Ebendesselben Rath übergab er sie späterhin ausgefeilt dem theologischen Publicum. Sie ist also keineswegs eine Streitschrift in Bezug auf die Schrift des Hn. Prof. Ullmann, obgleich auf die letztere natürlich Rücksicht genommen werden mußte, was aber überall mit einer lobenswürdigen Bescheidenheit geschieht, so daß der Ehre und dem Verdienste U's. auch nicht im Geringsten zu nahe getreten wird.

Hr. B. behandelt seinen Gegenstand in 8 §§. §. 1. (S. 1—5.) handelt er in der Kürze von den Religionsarten der Heiden vor Christo im Allgemeinen, und insbesondere vom Ursprunge und Charakter des Sabäismus. Er sagt (um seine Behauptungen in wenigen Worten wieder zu geben): Vor Christo herrschte unter den Heiden theils Polytheismus, theils Pantheismus. Jenen hegten *οἱ ἔθνη*, diesen *οἱ ἴσθ*. Unter den mancherley Arten des Polytheismus (*Dæmonolatria, Anthropolatria, Sabæismus, Cultus animalium, Fetismus*) ist besonders der Sabäismus merkwürdig. — Der reine Monotheismus, der von Gott den Menschen eingepflanzt war, fing an getrübt zu werden, da in dem Menschen das Auge des Geistes durch die Sünde getrübt worden war. Leicht und bald kamen nun die Menschen, und besonders landbauende Völker, wenn sie den Einfluß von Sonne,

Mond und Sternen auf die Erde und ihre Bewohner sahen, zum Sabäismus. Dieser konnte entweder den Monotheismus ganz verdrängen, oder sich mit ihm vermischen, und als Beyspiel für das Letztere gilt die Theologie der alten Phönizier und vornehmlich die Secte der Hypsistariar.

§. 2. (S. 5—12) erläutert Hr. B. die Stellen der Aken, in welchen von den Hypf. die Rede ist. Hierbey wird (S. 7) Ullmann widerlegt, der in seiner Comm. *εἰδῶλα* bey Gregor. Naz. Orat. XVIII, 5. schlecht hin für *imagines Dei* und nicht für Götzen genommen hatte, und S. 8 wird die angeführte Conjectur Ullmann's bey den Worten: *καὶ τὴν περὶ τὰ βρώματα ἔστιν ἡ μικρολογία* mit Recht als theils zu hart und kühn, theils als zu künstlich dargestellt. Die Lesart, die B. vorschlägt: *καὶ τὴν περὶ βρώματά τινα μικρολογίαν, τὴν περιουσίαν κ. τ. λ.* gefällt Rec. bey weitem besser, als die Ullmann'sche; doch zieht er es vor, bey dem Texte der Benedictiner zu bleiben (womit auch B. in seiner zweyten Schrift S. 6 übereinstimmt). Die Stelle des Gregor. Naz. *Carm. de reb. suis* v. 125, wo er von seinem Vater sagt, daß derselbe früher (als Hypsistariar) *ἐν εἰδώλοις* gelebt habe, (was U. bloß von einer falschen Religion im Allgemeinen versteht, von welcher Uebersetzung oder Erklärung B. [S. 75] sagt, daß sie weiter und weniger genau sey, als die seinige, und deshalb dieser nachzusetzen), vereinigt B. mit dem *τὰ εἰδῶλα ἀποπειρόμενοι* und dem *ὁ παντοκράτωρ μόνος αὐτοῖς σεβασμιος* Io (S. 10), daß die Hypf. zwar nur den Einen und allmächtigen Gott verehrt (also den Götzendienst verworfen), aber außer diesem Einen Gott auch andre Wesen als göttliche anerkannt hätten. Der Sache nach hat hier unstreitig nur Hr. B. Recht, wenn die Hypf. auch nicht einmal Götzen anerkannten, von dem alten Gregor nicht hätte gesagt werden können: Er lebte *ἐν εἰδώλοις* (man vergl. das oben bey der Schrift U's. Bemerkte); doch kann in der Form hier auch Hr. U. Recht haben. Rec. trägt zwar kein Bedenken, die Worte (eines Gedichts): Er lebte *ἐν εἰδώλοις*, mit B. von einer bloßen Anerkennung von Götzen, und nicht von einem wirklichen Götzendienste zu erklären; es könnte aber wohl seyn, daß Jemandem in jenen Worten, eigentlich genommen, mehr, nämlich ein wirklicher Götzendienst zu liegen schiene, den doch die Hypf. wegen des *τὰ εἰδῶλα ἀποπειρόμενοι* und *ὁ παντοκράτωρ μόνος αὐτοῖς σεβασμιος* nicht haben konnten. Er könnte also auch mit U. über-

setzen oder interpretiren: Er hatte eine falsche Religion, — unter welcher falschen Religion freylich hier nur eine solche verstanden werden kann, welche wirklich Götzen annahm.

§. 3. (S. 12—15) beantwortet der Vf. die Frage, ob die Hypf. zu den christlichen Häretikern zu zählen seyen, die Mosheim bejaht hatte, verneinend. Er fügt zu den vornehmsten, schon von U. angeführten Gründen (der Stelle des Gregorius Nyssen und dem Schweigen der Häresiologen) nur noch den, daß auch die Worte des Gregorius Naz. in seiner Leichenrede gegen die Annahme Mosheim's seyen; denn Gregor gebe die Secte der Hypf. (die er kein Bedenken trage, eine *κλιν ὑποπὸν καὶ ἀλλόκοτον* zu nennen) für ein Gemisch aus der heidnischen und jüdischen Religion aus, und setze nicht auch die christliche hinzu.

§. 4. (S. 15—22) beschäftigt sich der Vf. mit der Frage, ob die Hypf. identisch seyen mit den Coelicolis, und mit ihnen von den Proselyten des Thors herrührten? Seine aus den schon oben angeführten Stellen abgeleitete Ansicht über die Coelicolis ist (S. 17): „*Exstistisse eos, qui in lege anno 409 sancta secta dicantur nova et ad illud usque tempus inaudita, in-eunte fere seculo V.; atque etiam in Africa, ubi habitarent, septentrionali fuisse sub Majore quodam tanquam praefule, abs quo novum inter eos baptisma institutum sit, et quo, ut sacrilegio aliquo, multos, ut videtur, Christianos seduxerint. Neque enim tenuisse eum cultum, quo Christiani Deum prosequerentur, et, cum a fide christiana discrepant, hoc egisse, ut quibuscunque Christianis tectum nomen Judaeorum induerent eosque . . judaica polluerent incredulitate. Ea res est indicio, Coelicolas, qui insuper in titulis . . legum cum Judaeis ac Samaritanis conjunguntur, ad judaica praecipue sacra propensos fuisse, judaicasque et notiones et rationes agenda vitae probasse.*“ Er bemerkt nun gegen Wetstein, der die in diesem §. fragliche Behauptung, daß nämlich die Coelicolae von den Proselyten des Thors herstammten und von den Hypf. nicht verschieden seyen, in f. *Prolegom. ad critic. N. T. editionem* (p. 31) vorgetragen hatte, — daß die Annahme der Her-stammung der Coelicolae von den Proselyten des Thors, sich nur auf die Verwandtschaft der Namen *σεβόμενοι τοῦ θεοῦ* (so schreibt der Vf. in seiner *Commentatio* fälschlich statt *τὸν θεόν*) und — der genauen Uebersetzung nach dem Sprachgebrauch der spätern Juden — *Coelicolae*, wie auch einmal im neutestamentlichen *Codex Cantabrig.* *σεβόμενοι* τ. θ. übersetzt worden, stützend, auf einem gar nicht genügenden Grunde beruhe (was Rec. vollkommen zugiebt, wenn er auch wohl zu der Annahme geneigt ist, daß die Secte der Coelicolae aus einer Vermischung des Judenthums durch die *Proselytos portae* mit dem Heidenthum entstanden sey). Auf eine Identität der Coelicolae mit den Hypf. aber könne man etwa nur schliessen aus der Verehrung Eines Gottes und der Namensähnlichkeit. Aber da die Namens-

ähnlichkeit zufällig seyn könnte, da die Hypf. einen nicht ganz reinen Monotheismus gehabt hätten, wie wir ihn bey den Coelicolis (und den *σεβόμενοι* τ. θ.) nicht nachweisen könnten; da ferner der Umstand, daß auch den Coelicolis das Feuer einen heiligen Werth gehabt, unerweisbar sey, und da die Coelicolae und Hypf. Bewohner ganz verschiedner Länder gewesen (und, setzt Rec. hinzu, die Coelicolae offenbar jünger, als die Hypf.), so sey *Wetstein's* Behauptung eine willkürliche.

§. 5. (S. 23—28) beantwortet Hr. B. eine dritte Frage: ob die Hypf. aus einem durch den Neuplatonismus vergeistigten und mystificirten Heidenthum hervorgegangen seyen? und wiederum mit Nein. Er handelt zuvörderst von dem Wesen der Neuplatoniker. Sie glaubten in allen Religionen unter symbolischer Hülle etwas Wahres zu finden, und pflegten daher alle, auch die verschiedensten damaligen Religionen zu vereinigen und zu vermengen. So konnte auch aus Judenthum und Heidenthum durch den Neuplatonismus die Secte der Hypf. entstehen. Aber doch, bemerkt der Vf., sey es nicht *nothwendig*, daß die Hypf. so entstanden seyen. Warum sollte auch aus dem Heidenthum nur der Gebrauch des Feuers entlehnt seyn, da viel bessere Cerimonien da gewesen wären? Ueberdies erwähne kein Schriftsteller diese, wenn sie wirklich Statt gefunden, doch so merkwürdige Religionsvermischung durch die Neuplatoniker. — Durch diese Auseinandersetzung des Vfs. wurde auch Hr. Dr. Neander veranlaßt, in der Vorrede zur Böhmer'schen Schrift S. V. zu sagen: „*Equidem hac occasione oblata gaudeo, ut, quae olim, ni fallor, in commentariis in vitam Johannis Chrysostomi perscriptis, de Hypsistariorum secta, a Platoniciis neotericis derivanda, absque legitima ratione temere proposui, et quae Boehmerus meus optimo jure refutavit, hoc loco publice retractem.*“

Vielleicht aber, sagt der Vf. §. 6. (S. 28—35), sind die Hypf. aus der alten Zoroastrischen Religion hervorgegangen? (wie es zuerst der Vf. der Lebensbeschreibung des Gregorius Naz. im T. XVIII. der *Bibliothèque universelle et historique* meinte.) So leitet sich der Feuergebrauch der Hypf. sehr gut ab. Ueberdies gab es in Cappadocien viele persische Ausgewanderte, Pyrrhathen und Magusäer. Aber wie käme der *παντοκράτωρ* aus dem persischen System? Er könnte entweder das höchste persische Prinzip, *Zerudné, Akerehé*, die unendliche Zeit, seyn, oder Ormuzd dem alle Prädicate der unendlichen Zeit beygelegt zu werden pflegen. Die unendliche Zeit des Parismus aber ist eine pantheistische Gottheit, welche der *ἑνς* der Hypf. nicht war, weil Gregorius Nyss. nur den Unterschied desselben vom Christengott angiebt, daß er nicht Vater sey, also seine Persönlichkeit voraussetzt. Ormuzd aber ist nicht eigentlich, sondern nur uneigentlich allmächtig, so wie alle Prädicate der unendlichen Zeit nur uneigentlich auf Ormuzd übertragen werden. Also hatten

ten gewiß die Hypf. die Idee ihres höchsten allmächtigen Gottes nicht aus der alten Zoroastrischen Religion. Außerdem kann auch aus andern Gründen die hypf. Lehre nicht perfisch seyn. Die Perfer waren gegen alles Speiseenthalt; es findet sich in ihrer Religion gar nichts von einem Sabbat u. f. w., und das, was die Hypf. mit der Perferreligion gemeinschaftlich hatten, kann auch aus andern Quellen herrühren.

Aber eine eklektische Secte aus Judenthum und Parfismus könnten wohl die Hypf. gewesen seyn? Hierüber handelt der Vf. §. 7. (S. 85 — 88.) ausführlich und gründlich. Zuerst führt er die hierher gehörende Ullmann'sche Ansicht an, und behauptet sodann (S. 88), daß dieselbe bey genauerer Betrachtung als willkürlich erscheine. Er geht nicht, wie Ullmann, von der Erklärung des Gregor v. Naz. über die Hypf., als Gemisch aus Judenthum und Heidenthum, aus, sondern er sagt (S. 89): „*Quod attinet ad iudicium de Hypfistariorum originibus judaicis et ethnicis a Nazianzeno prolatum, id, quanti aestumandum sit, tum denique perspicue intelligere licet, simul atque exploratum fuerit, quid sit de scitis et caerimoniis singulis sectas iudicandum.*“ Der hypfistiarische Cultus des Einen Gottes, sagt er nun, braucht nicht von den Juden gekommen zu seyn, da nach Ullmann selbst der Name *ἡμωτος* auch anderswoher entlehnt seyn kann. Es müßte also ein besondrer Grund dafeyn, weshalb gerade von den Juden; aber ein solcher Grund ist nicht vorhanden. Auch Sonnabendsfeyer, Bilderverabfcheuung (gesetzt, daß die U'sche Uebersetzung von *εἰδωλα* die richtige sey) und Enthaltung von gewissen Speisen bräuchte nicht nothwendig von den Juden abgeleitet zu seyn; Bilderverabfcheuung war ja auch den ersten Christen eigen, und Enthaltung von gewissen Speisen und Sonnabendsfeyer bey vielen Orientalen gewöhnlich (und wenn, meint Hr. B. in seiner zweyten Schrift S. 20., Hr. U. in den Heidelb. Jahrb. sage, daß doch alle diese vier Stücke zusammen nicht anderswoher, als aus dem Judenthum entlehnt seyn könnten, so fänden sich ja alle diese Stöcke und noch drey andre bey den Hypf. erwähnte — Verwerfung der Beschneidung und der Opfer und Gebrauch der Lächer bey dem Gottesdienste — auch bey den damaligen Christen — sec. 4.). — Von den Perfern, hatte Hr. U. gesagt, hätten die Hypf. den heiligen Gebrauch des Feuers entlehnt, unter dessen Symbol sie ihren *θεὸς ἡμωτος* verehrt hätten. Aber eine solche Verehrung des Jehovah (der Gott der Hypf. war nach Ullmann der Judengott), bemerkt Hr. B., mit dem Symbol eines pantheistischen Gottesdienstes wäre sehr seltsam, und überdies wäre ja nur das gewiß, daß die Hypf. bey dem Gottesdienste sich des Feuers und der Lächer bedienten; daß sie aber ihren Allmächtigen unter diesem Symbol verehrten, sey eine ganz willkürliche Hypothese. Freylich, fährt der Vf. fort, war auch überhaupt der Gebrauch des Feuers den Hypf. mit den Perfern gemein; aber dar-

aus folgt nicht, daß derselbe aus der Religion der Magier abzuleiten sey, zumal da die von Hr. U. hervorgehobene innere Verwandtschaft der Hypf. mit den Perfern, die Verabfcheuung aller Bilder der Gottheit, in Betreff der Hypf. durchaus ungewiß ist, indem sie ihnen Hr. U. nur durch einen Uebersetzerfehler beygelegt hat. Allerdings gab es im vordern Asien, besonders Cappadocien, persische Religionsverwandte, Pyrrhen und Magusäer. Gewiß könnte auch das Wesen der Hypf. besonders aus dem Beyspiel der Magusäer erläutert werden, wenn wir eine wirkliche Verwandtschaft zwischen beiden erkennen könnten; aber dieß ist nicht der Fall. — In dem *Excurse über das Wort μαγιστῶν*, welchen Hr. B. seiner *Comm. de Hypf.* (S. 86 bis 102) angefügt hat, und der schon hier zu erwähnen ist, zeigt er, daß das Wort Magusäer eigentlich eine von den Magiern für häretisch gehaltenen persische Secte anzeige, die den strengsten Dualismus behauptete; sodann sey aber auch von neuern orientalischen und vornehmlich griechischen Schriftstellern der Name Magusäer theils den Magiern selbst, theils auch den persischen Laien und überhaupt allen Perfern beygelegt worden. — Um nun in der *Commentatio* selbst, zu der wir zurückkehren, das Verhältniß der Hypf. und Magusäer zu bestimmen, betrachtet der Vf. die Stelle des Basilius M. über die Cappadocischen Magusäer ep. 258, und zwar zum Behuf der Prüfung der Ullmann'schen Ansicht: „*Jam degenerata erat inter Magusaeos vetus illa et purior Persarum religio*“, genauer. Zuvor aber beantwortet er (S. 46 ff.) drey Fragen: 1) ob die von Basilius erwähnten Magusäer für jene streng dualistische Secte der Magusäer, oder ob sie 2) für Magier d. h. Priester und Weise der Perfer, oder ob sie 3) für Perfer schlechthin, für persische Laien zu halten seyen? Er verneint die erste und dritte, und bejaht die zweyte Frage. Darauf wendet er sich (S. 50 ff.) zur Prüfung der angeführten U'schen Ansicht, und das Resultat seiner besonnen geführten Untersuchung, die freylich auch nicht ganz ohne schwächere Punkte ist (wie z. B. S. 51 ein nicht wohl passender Vergleich sich findet), fällt (S. 57) dahin aus: „*veterem et Zoroastricam religionem Persarum non esse degeneratam in Magusaeis, sed pure potius, sincere, integre servatam.*“ — Was nun das Verhältniß der Magusäer und Hypf. betrifft, so sagt Hr. B. (S. 57): „*Si juxta illa, quae supra exposui, veri est simillimum, etiam Magusaeos, ut genuinos Magos, animalia, non a semetipsis, sed per alios, eosque, ut videtur, aliam religionem profitentes mactata, tanquam hostias et victimas obtulisse, non consentiunt, sed dissentiunt hoc nomine ab Hypfistariis, τὰς θούλας, si Nazianzenum audias respondentibus*“, und seine ganze §. 7 angestellte Untersuchung schließt er S. 58 mit diesen Worten: „*His omnibus, quae a me dicta sunt, rite pensatis, cum si minus nulla, attamen perexigua cognatio, vel potius similitudo Magusaeos videatur esse cum Hypfistariis, cumque etiam interna illa*“

Hyp-

Hypfistiariorum cum Persis a religione cultusque diuino cognatio custodiri non potuerit, neque adeo sit necesse, ut quaecunque doctissimus Ullmannus ab Hypfistariis iudaica ex religione petita velit, vere ex eadem petita sint: Nazianzeni quidem vox, cui Hypfistiariorum familia ex δυοῖν τοῖν ἐναντιωτάτοις συγκαταμένη videatur, nempe ἑλληνικῆς τε πλάνης καὶ νομικῆς ταραχῆς, tantum abest, ut certa sit rationibusque historicis superstructa de Hypfistiariorum originibus notitia, ut subitum aliquod, nec satis ponderatum (mehr rhetorisch gefälscht, meint der Vf. in seiner zweyten Schrift über die Hypf. S. 16.) de origine sectae iudicium existimanda sit. (Rec. bemerkt hiebey, daß es ihm scheint, als habe Gregor in jenen Worten gar nicht die Absicht gehabt, die Entstehung der Secte der Hypf. auseinander zu setzen, sondern nur ihre Eigenschaften anzugeben, — wie auch schon U. in f. Comm. S. 19. diese Erklärung andeutet, obwohl nicht festhält —: somit hätte er dann nicht behauptet, daß die Secte wirklich aus einer Vermischung von Judenthum und Heidenthum hervorgegangen wäre, sondern nur, daß sie daraus könnte hervorgegangen seyn, oder vielmehr, daß sie — so allerdings ein Gemisch aus Juden- und Heidenthum — aus solchen Elementen bestünde, deren einige vornehmlich dem Judenthum, die andern dem Heidenthum eigen seyen, und dieser Behauptung Gregor's würde auch ein Freund der Böhmer'schen Ansicht über die Hypf. die historische Glaubwürdigkeit nicht abzusprechen brauchen, wenn gleich er zugeben müßte, daß sie auch für die U'sche Ansicht benutzt werden könnte). Ipsa vero clarissimi doctissimi Ullmanni sententia, quem, ut ceteris locis, sic hocce honoris causa nomino, mihi certe ea non esse videtur, per quam caligo, qua satis densa ortus indolesque Hypfistiariorum involuta sunt, dispellatur."

§. 8. endlich (S. 59 — 85) führt Hr. B. seine eigne Ansicht durch. Er giebt dieselbe in der Ueberschrift mit den Worten an: „*Verisimile est, Hypfistarios reliquias fuisse Sabaeismi cuiusdam, qui cum antiquissimis jam temporibus puro monotheismo admixtus esset, per Asiam propemodum omnem diffunderetur.*“ Der Vf. geht von der Stelle des Epiphanius über die Euphemiten (haer. 68.) aus, und behauptet (S. 62) die Identität dieser Euphemiten mit den Hypf. Beide, sagt er, kamen überein in der Anbetung des Einen höchsten Gottes, des παντοκράτορος, und in der Anerkennung andrer Gottheiten außer diesem. Beide gehörten folglich zu keiner der geoffenbarten positiven Religionen. Ferner stimmten beide überein im Gebrauch des Feuers und der Lichte in ihrem Cultus; auch Zeit und Ort stimmt für ihre Iden-

tität, und auch die gleiche Bedeutung der Namen begünstigt diese Annahme. „*Quemadmodum enim (S. 63) Hypfistarii ex universo cultu, quo τὸν παντοκράτορα seu τὸν ὑψιστον prosequerantur, sium nomen tulerunt, ita Eucharistae seu Messaliani seu Euphemitas ab iis tum precationibus, tum laudibus traxerunt nomina, quibus eundem παντοκράτορα adire et efferre consueverant*“ (was freylich nicht viel sagen will). Zwar wird von Epiphanius den Euphemiten noch mehr beygelegt, was in Rücksicht der Hypf. von den Schriftstellern über sie nicht erwähnt wird; aber dies sind theils unbedeutendere Dinge, theils scheinen sie auch zu dem Wesen der Hypf. wohl zu passen, und Gregor v. Naz., der über die Hypfistarii nicht als Historiker, sondern als Redner spricht, brauchte nicht alle Einzelheiten über sie anzuführen; genug, wenn er nur das am meisten Charakteristische sagte („*Sic — S. 65 f. — quid tandem magis consentaneum erat, quam uedificia, precationes, hymnos, quae per se fortasse putaret minutiora, prae illis maioribus, quae vere subiecit, omittere?*“). Auf der andern Seite aber hat Epiphanius in Rücksicht der Euphemiten nichts von Sabbat oder Sonnabendsfeyer und von der Enthaltung von gewissen Speisen, wie dies doch von den Hypf. erzählt wird. Darüber sagt Hr. B. S. 67: „*Si Euphemitae τὸν παντοκράτορα in iis, quos dixi, locis venerabantur, et matutino quidem ac vespertino tempore, mihi certe vix quioquam verosimilius videtur esse, quam ut etiam diem quendam hebdomadis, immo ipsum diem Saturni perinde ac multi alii orientales populi selegerint, quem festum vellent, atque etiam, si quando in unum congregati essent, haud sine exemplis gentium aliarum orientalium jejunia aliqua obseruarent, loco et tempori bene admodum accommodata.*“ Allerdings ist dies möglich, aber eine so große Wahrscheinlichkeit sieht Rec. nicht. Leicht, fährt der Vf. mit Recht fort, konnten diese Umstände von einem Epiphanius übergangen werden. Wie übrigens dies auch sey, so hätten doch Euphemiten und Hypfistarii in der Hauptsache übereingestimmt (gewiss), und zu dieser Hauptsache gehöre auch die Verwerfung der jüdischen Beschneidung. Von dieser Verwerfung aber sagt Epiphanius, nach den von Hr. B. angeführten Stellen, in Rücksicht der Euphemiten gar nichts Ausdrückliches; sie kann vielleicht aus diesen seinen Worten: ἀλλ' ἐκεῖνοι μὲν ἐξ Ἑλλήνων ἐμαῶντο, οὔτε Ἰουδαίῳ προσερχόμενοι, οὔτε Χριστιανοὶ ἐπαρχόντες, οὔτε ἀπὸ Συμαριτῶν, ἀλλὰ μόνον Ἕλληνες ὄντες δῆθεν gefolgert werden; aber Hr. B. führt gar keine Stütze für jene Behauptung an (auch nicht in seiner zweyten Schrift).

(Der Beschlufs folgt)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1827.

KIRCHENGESCHICHTE.

- 1) HEIDELBERG, b. Mohr: *De Hypfistariis, seculi post Christum natum quarti secta, commentatio*, — — scribebat Dr. Carolus Ullmann etc.
- 2) BERLIN, b. Dümmler: *De Hypfistariis opinionibusque, quae super eis propositae sunt commentationem ad historiam religionis pertinentem scripsit Lic. Guil. Böhmerus. Praefato Dr. Aug. Neandro etc.*
- 3) HAMBURG, b. Perthes: *Einige Bemerkungen zu den von dem Hn. Prof. Dr. Ullmann und mir aufgestellten Ansichten über den Ursprung und den Charakter der Hypfistarien* — — Von dem Lic. Böhmer u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgetrochnenen Recension.)

Nach dem, was bereits Hr. B. über das Verhältniss der Hypfistarien und Euphemiten gesagt hat, ist zwar auch dem Rec. die Identität beider höchst wahrscheinlich; doch drückt sich Hr. B. selbst S. 67 offenbar zu stark aus: „*Hoc saltem extra omnem disceptationem positum credam, Euphemitas et Hypfistarios non diversos fuisse, sed unam et eandem familiam constituisse.*“ — Was nun den Ursprung dieser beiden Secten oder dieser Einen euphemitisch-hypfistariischen Secte betrifft, so stellt darüber der Vf. (S. 68 ff.) eine Untersuchung an. Er geht hier aus von der Stelle des Cyrillus Alex. über die Θεοσεβείς. Er findet bey diesen einen sehr alten Sabäismus, welcher sich frühzeitig mit dem Monotheismus verbunden habe, so wie auch Melchisedek, obwohl ein canaanitischer, also sabäitischer König, Genes. 14, 18 doch Priester des höchsten Gottes heisse (auf welches Beyspiel sich auch Cyrillus beruft), und so wie wir auch in der alten sabäischen phöniciischen Theologie nach dem durch den Philo Byblius überlieferten Fragmente des Sanchuniathon (bey Eusebius praep. ev. lib. II. c. 10.) einen Ἐλαιοῦν (ἱερεὺς) oder ἱερεὺς finden. Von jenen Θεοσεβείς leitet nun Hr. B. die Hypfistarien oder Euphemiten ab. Die Namen beider, jener Deicolae, wie der Hypf. und auch der Euphemiten, sagt er S. 73, sind hergenommen von der Verehrung des Einen und höchsten Gottes, und nach den Ausdrücken Cyrill's haben auch die Deicolae ihrem Gott κατ' ἑξοχὴν den Namen ἱερεὺς beygelegt. Warum sollte es nun aber wahrscheinlicher seyn, daß die Hypf. von den Juden, als von den

Deicolis, Cultus und Namen ihres höchsten Gottes entlehnt hätten? Dem Sabäismus der Deicolae entspricht nach Hn. B. bey den Hypfistariern und Euphemiten die Anerkennung niederer Gottheiten, welches wahrscheinlich Gesürne waren, weil gerade besonders die Sabäer des Feuers und der Lichte sich bey ihrem Cultus (zu Ehren der Götter) bedienten. Hierbey berücksichtigt Hr. B. noch das, was Hr. U. in seinem §. 8. der Annahme eines gewissen Sabäismus bey den Hypfistariern entgegenstellt. Wenn U. das hervorhebt, daß kein Schriftsteller den Hypf. Sabäismus beylege, so bemerkt B., daß dies leicht daraus zu erklären sey, daß sie nur aus der Einen Stelle des Gregor v. Naz. (τὰ εἰδῶλα ἀνακ. und ὁ πατριάρχ. μόν. αὐτ. σέβ.) argumentirt hätten, mit Uebersetzung der andern (ἐν εἰδώλοις ζῶν), und daß es also unser Urtheil nicht binde. Die Annahme der Abstammung der Hypf. und Euph. von den Deicolis und der genauen Verwandtschaft beider, bemerkt Hr. B. (S. 77), werde auch dadurch begünstigt, daß die Angaben der Zeiten, in welchen diese Secten angetroffen worden, und der Orte, wo, harmonirten. Da aber die Deicolae die älteste dieser Secten waren, so war auch ihr Cultus der einfachste, und es ist also kein Wunder, daß Cyrill nichts erwähnt von Sabat, religiösen Zusammenkünften, heiligen Gebäuden u. dgl. Alles dies brauchte übrigens nicht nothwendig von den Juden zu den Hypf. und Euphem. überzugehen. Die Feyer des Sonnabends war bey sehr vielen orientalischen Völkern, jejunia und oberwähnte tägliche religiöse Zusammenkünfte fast in allen orientalischen Religionen; ἀποστροφὴ hatten auch die Samaritaner, und die übrigen heiligen Gebäude konnten auch von Samaritanern und Christen entlehnt seyn.

Als Endresultat giebt nun Hr. B. (S. 81) an: „*Comparatis igitur hac ratione descriptionibus illis, quas de Deicolis Cyrillus, Gregorius Naz. atque Epiphanius de Hypfistariis et Euphemitis confecerunt, cum sectae inprimis quoad summa capita doctrinae tantopere consentiant, ut altera alterius imaginem exhibere videatur, nisi quod quicquid adumbratum extremis lineamentis est in Deicolis, id omne apud Hypfistarios seu Euphemitas solidius et clarius et amplius expressum est, mihi quidem (ut meum quaecumque iudicium proferam) probabilissimum videtur, Hypfistarios seu Euphemitas a Deicolis profectos esse, et quemadmodum Deicolae pro radice vel caudice sint, sic Hypfistarios seu Euphemitas quoddam germen*

D

il-

illius Sabaeismi fuisse, quem cum primum aliquando purissimo monotheismo et integerrimo, quom protoplasti a gratia divina tulerant, admixtus erat, non modo in Aegypto et Arabia, sed etiam in omnibus omnino terris invenies, quae, si occidentem spectes, a mari mediterraneo, sin orientem, ab euxino ponto terminantur“; worauf er nur noch bemerkt, wie willkürlich Hr. U. (S. 33 seiner Comm.) geneigt sey, Cyrill's Worten über das Alter der Deicolae Glaubwürdigkeit abzusprechen, und Not. 23 die Meinung derer widerlegt, welche behaupten, daß das Felt *της ἀναλήψεως τοῦ κυρίου* in Cappadocien im Gegensatz gegen die Secte der Hypsistariier eingeführt worden sey.

Mit welcher Kenntniß, welcher Umsicht und welchem Scharfsinn Hr. B. seinen Gegenstand behandelt hat, wird schon dieser Bericht (wo freylich fast nur die Resultate gegeben werden konnten ohne ihre gelehrte Begründung) gezeigt haben. Der Ausdruck hat uns hier und da etwas weitschweifig geschienen; auch würden wir den Gebrauch griechischer Ausdrücke für wohl vorhandene lateinische — z. B. *ὁ πάνν τι ἀσφαλές* (S. 45), *μη γένοιτο* (S. 77) und so mancher anderen — vermieden haben.

Das Hauptresultat betreffend, so hält Rec. das des Hn. B. für tiefer begründet und wahrscheinlicher, als das des Hn. U., so wie auch die Böhmer'sche Schrift im Ganzen den Gegenstand vollständiger behandelt, als die Ullmann'sche; jedoch ist das Verdienst des Hn. U., der früher als Hr. B. die Geschichte der Hypf. öffentlich untersucht, und dessen Abhandlung Letzterer benutzen konnte, wenigstens nicht geringer, als das des Hn. B.

8) Die Veranlassung zu seiner zweyten Schrift über denselben Gegenstand (den Anhang nicht mit eingeschlossen) giebt Hr. B. selbst in derselben an (S. 3). Er sagt: „Die Ansicht, welche ich über die Secte der Hypf. in meinem Schriftchen *de Hypsistariis* etc. entwickelt habe, hat Hr. Prof. Ullmann, welchen ich sehr ehre und liebe, in der 47sten Numer des Jahrgangs 1824 der Heidelberger Jahrbücher der Literatur, worin er eine kritische Anzeige von seiner Schrift *de Hypsistariis* etc., so wie auch von meiner Schrift über denselben Gegenstand gemacht hat, als eine unhaltbare darzustellen gesucht, nachdem er die von ihm über die Hypf. aufgestellte Ansicht zu rechtfertigen gesucht hatte. Indessen will es mir scheinen, daß die Gründe, wodurch er diese Ansicht zu rechtfertigen, und jene als unhaltbar darzustellen gesucht hat, selbst nicht haltbar sind. Es sey mir daher erlaubt, mich hier über das Inwiefern zu erklären.“ Hr. B. berücksichtigt nun alle Einwendungen U's gegen ihn, und erörtert und vertheidigt seine eigne Ansicht über die Hypf. so, daß dieselbe dadurch in des Rec. und gewis aller Unbefangenen Augen allerdings noch an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat, obwohl manche einzelnen Behauptungen B's nicht ganz haltbar erscheinen. Weil es aber zu weitläufig seyn würde, auch hier dem Vf. genau zu folgen, ein Hervorheben einzelner Punkte aber nicht zweckmä-

ßig seyn dürfte, und weil es überhaupt der Zweck dieser Blätter nicht seyn kann, eine Recension der Recension einer Recension zu geben, so verweisen wir die für die Hypf. sich interessirenden Leser auf die Schrift des Hn. B. selbst. Nur Eine Stelle wollen wir nicht unbemerkt lassen. In seiner *Commentatio* nämlich hatte Hr. B. (S. 78 — 81) die Ansicht ausgesprochen, daß die Deicolae des Cyrill einen sehr einfachen Cultus gehabt hätten, und daß die Einrichtungen, welche wir nicht bey ihnen, aber wohl bey den Hypf. und Euphemiten angeben fänden, nicht von den Deicolis, sondern anderswoher zu den Hypf. oder Euphemiten übergegangen wären. Jetzt hingegen, in seiner zweyten Schrift, spricht er sich, mit Hinweisung auf seine frühere Ansicht als eine weniger beyfallswürdige, hierüber so aus (S. 46 f.): „Ziehen wir in Erwägung, daß der größere Theil von demjenigen, was wir bey den Hypf. oder Euph. und nicht bey den Theosebeis angeben finden, den meisten Religionen und Religionsparteyen des Orients gemeinam war, und daß der Gebrauch des Feuers und Lichts eben dem Sabäismus höchst eigenthümlich war; sodann, daß der Alexandriner Cyrill keineswegs auf das exacteste alles auseinanderzusetzen und herzählen wollte, was sich von gottesdienstlichen Einrichtungen und Gebräuchen bey den Theosebeis fand, daß er vielmehr nur die Tendenz hatte, an dem Beyspiel der Theosebeis zu zeigen, daß jene uralte Glaubensform, in welcher mit der Anbetung des *ἑνιστος θεός* ein Sabäismus verbunden war, sich bis auf seine Zeit fortgepflanzt habe, und daß Cyrillus deshalb nur den Monotheismus und den Sabäismus der Theosebeis hervorgehoben hat, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Theosebeis eben so wie die Hypf. oder Euph. Feuer und Licht bey ihrem Cultus gebraucht, den siebenten Tag gefeyert, von gewissen Speisen sich enthalten, Bethäuser gehabt, Versammlungen zu gewissen Zeiten des Tages gehalten, Hymnen abgelungen, endlich Gebete (häufig) hergelsagt haben, und daß Cyrillus dies Alles, dessen Anführung nicht zu seinem Zweck gehörte, nur nicht angeführt hat. Denn daß die Religionspartey der Theosebeis weiter gar nichts gehabt haben sollte, als die Verehrung des *ἑνιστος θεός* nebst jenem Sabäismus, so daß dieser sabäistische Monotheismus durchaus nicht in sinnlichen Cultusformen hervorgetreten wäre, das ist doch wohl zu unnatürlich, das widerspricht doch wohl zu sehr aller Analogie mit andern Religionsparteyen, als daß man es plausibel finden könnte. Haben aber auch die Theosebeis aller Wahrscheinlichkeit nach jenes *alles* (?) gehabt, so können die Hypf. oder Euphem. dasselbe, wie alles Uebrige, recht gut von den Theosebeis empfangen haben.“

Ohne Zweifel fehlt es auch Hn. U. noch nicht an Waffen, auch seine Ansicht über die Hypf. noch einmal zu vertheidigen; aber so wenig auch hier die Wissenschaft leer ausgehen würde, so sind doch von beiden Seiten die Ansichten bereits klar genug entwickelt; und es wäre wohl zu wünschen, daß jetzt Waffenstillstand eintrete, damit nun die competente theo-

theologische Welt, jeder für sich, prüfe und das Gute behalte. Uebrigens ist zu den jetzigen beiden Hauptansichten über die Hypfalarier, der Böhmer'schen und der Ullmann'schen, noch eine dritte hinzugekommen, über welche sich der *Anhang* der zweyten Bischen Schrift (S. 57. — 75.) verbreitet, weshalb dieser noch eine genauere Betrachtung verdient.

Die Veranlassung zur Hinzufügung dieses Anhangs spricht Hr. B. (S. 57) in diesen Worten aus: „Erläutere ich mit der Rechtfertigung meiner Ansicht über den Ursprung und den Charakter der Hypf. zu Stande gekommen war, fiel mir die 238te Nummer der Jena'schen Allg. Lit. Zeit. und zwar das Decemberheft des Jahres 1824 in die Hände, worin ein eben so gelehrter als scharfsinniger Mann — er hat sich mit *B. et R.* unterzeichnet — die Schrift des Hn. Prof. U. de Hypf. recensirt, und zugleich eine neue Ansicht über den Ursprung und Charakter der Hypf. beygebracht hat.“ Dieser Recensent nämlich meint, daß die Hypf. Abkömmlinge der Essäer und Therapeuten gewesen sind, indem „die Verwandtschaft der Lehren und Einrichtungen der Massalioten und Hypf. (die der Jenaer Rec. für genau mit einander verwandt, wie Hr. B. für identisch, nimmt) mit denen der Essäer und Therapeuten, wie sie *Philo de vita contempl.* schildere, zu auffallend sey, als daß er sie dem Zufall zuschreiben möchte.“ Diese Verwandtschaft hatte jener Rec. a. a. O. zu erweisen gesucht, und Hr. B. theilt S. 58. 59 die Argumentation desselben mit. (Man findet diese auch in *Ullmann's* Gregor von Nazianz, S. 568 ff.) B. giebt nun zwar zu, daß diese neue Ansicht allerdings Manches für sich habe, aber, fährt er fort, „auch so Vieles und so Bedeutendes gegen sich, daß ich mich nicht habe entschließen können, die meinige gegen sie umzutauschen.“ Er scheidet mit Recht die Essäer von den Therapeuten, und prüft nun zuerst die Gründe des Jen. Rec. für die Abkunft der Hypf. von den Essäern und Iodann von den Therapeuten. Wir geben den Gang und Inhalt seiner Untersuchung an, so viel als thunlich mit des Vfs. eignen Worten. Was 1) das Verhältniß der Essäer zu den Hypf. oder Euphem. (Eucheten) betrifft, so verehrten beide (S. 59 f.) den höchsten Gott, obgleich die Essäer nicht allein, und ausschließlich unter dem Namen des *Υψιστος* und *Παροξένω*; beide legten einen großen Werth auf das Gebet; beide hatten ihre besonderen Bet- und Erbauungshäuser; beide beschäftigten sich mit Gesängen und Lobliedern auf Gott; (beide, hätte hinzugesetzt werden sollen, feyerten den Sabbat). Allein es fanden auch bedeutende Verschiedenheiten zwischen ihnen Statt (S. 60—64). v. Die Essäer verehrten nicht nur den höchsten Gott, sondern sie verehrten auch die Sonne als ein höheres Wesen, und richteten sogar Gebete an sie — nach Josephus *de bello Jud.* II, 8, 5. (die Erklärung dieser Stelle ist jedoch nicht ganz sicher); die Hypf. aber *erkannten bloß die Sonne als ein Gottwesen an* (besser — zumal da diese Disharmonie denen, welche einen Sabäismus der Hypf. annehmen, nicht so wichtig seyn dürfte,

als die von ihnen ausgehende, tiefer liegende Harmonie in Betreff eines Hypfalarium und Essäern gemeinschaftlichen sabäist. Elements —, weil der Jen. Rec. nicht ausdrücklich den Sabäismus der Hypf. anerkennt, obgleich es allerdings auch eine genaue Verwandtschaft der Hypf. mit den Deicolanern annimmt; die Hypf. aber *verehrten nur den höchsten Gott*). b. Die Essäer verwarfen zwar die Opfer im Heiligthum zu Jerusalem, keineswegs aber die Privatopfer (was Hr. B. S. 61 + 63. zu erweisen gesucht hat), während die Hypf. alle Opfer ohne Ausnahme zu verwerfen pflegten. c. Die Essäer waren streng im Genuß der Speisen, aber nach *jüdischen* Speisegeboten, welche für die Hypf., die nicht aus dem *Judenthums* hervorgegangen waren (*petitio principii*, weil diese der Jenaer Rec. nicht zugiebt, indem er die Hypfalarier für Abkömmlinge der Essäer hält), keine verpflichtende Auctorität hatten, abgesehen davon, daß wir nicht wissen, *welcher* Speisen sich die Hypf. enthielten, und ob diese die waren, deren die Essäer sich enthielten (das darf wohl Hr. B. nicht so sehr urgiren, da er seine Behauptung der Identität der Hypf. und Euphemiten — bey welchen Letzteren gar keine *jejunia* erwähnt werden — von dieser Seite schon gedeckt genug glaubte durch die Bemerkung, daß die Enthaltung von gewissen Speisen bey mehreren orientalischen Völkern nichts Ungewöhnliches gewesen). Nun (S. 64—69) führt Hr. B. noch vier solche Punkte an (Bilderverwerfung, die Behauptung, in der Begeisterung Gott zu schauen, Verwerfung der Beschneidung und gute moralische Grundsätze), welche der Jenaer Rec. zwar als solche angeführt habe, in welchen die Hypf. oder Euchiten mit den Essäern harmonirten, in Betreff deren aber diese Harmonie unerweislich sey (hier stimmt Rec. Hn. B. vollkommen bey). Das Resultat B's ist (S. 69) folgendes: „Zwischen den Hypf. und Essäern fanden einige *ähnliche* Aehnlichkeiten Statt; nur sind alle diese Aehnlichkeiten bey den Hypf. und Ess. nicht so wesentlich und charakteristisch, daß sie sich nicht auch zwischen den Hypf. und den Bekennern anderer Religionen, z. B. der christlichen, großentheils wenigstens, finden lassen sollten. Dagegen sind die Unähnlichkeiten zwischen den Hypf. und Ess., so wie auch diejenigen Punkte, in Beziehung auf welche wir nicht wissen, wie sich die beiden Secten zu einander verhielten, so zahlreich und großentheils so charakteristisch, daß wir die Ansicht, nach welcher die Hypf. Abkömmlinge der Essäer gewesen sind, für unzulässig halten müssen.“ (Jedoch möchte Rec. diese Untersuchung noch nicht für ganz geschlossen halten.) — Was 2) das Verhältniß der Hypf. (und Euphem.) zu den Therapeuten betrifft, so verehrten beide (S. 71) nur den höchsten Gott, obwohl ihn die Therapeuten *τὸ ὄν* nannten; beide verwarfen die Opfer, beide feyerten nur den siebenten Tag der Woche, beide legten einen großen Werth auf das Gebet, beide hatten ihre besonderen Bet- und Erbauungshäuser, beide beschäftigten sich mit Gesängen und Lobliedern auf Gott. Aber (um einen unwichtigern Grund in Rück-

sicht der Speisenthaltung zu übergehen; die Therap. erkannten nur den höchsten Gott, nicht aber zugleich die Gestirne als Gottwesen (besser, weil der Jen. Rec. nicht ausdrücklich den Sabäismus der Hypf. anerkennt, allgemeiner: andere Gottwesen — deren Anerkennung bey den Hypf. erwägen des *in alio deo* (was nicht leugnen kann) an; die Afkete der Hypf. war milder, als die der Therap., in sofern die ersteren ihre Frauen nicht verließen; die Therap. hielten nächtliche Zusammenkünfte; die Eucheten aber oder Hypf. versammelten sich am Morgen und Abend. Endlich giebt es auch hier mehrere ungewisse Punkte (dieselben, wie bey dem Verhältniß der Essäer zu den Hypf.). Das Resultat der B'schen Vergleichung der Hypf. mit den Therap. ist (S. 78 ff.): „Abstrahiren wir von den letzteren (den ungewissen) Punkten, so sind die Aehnlichkeiten zwischen beiden zwar zahlreich, doch nicht so charakteristisch und wesentlich, daß nicht dieselben Aehnlichkeiten auch zwischen den Christen der ersten Jahrhunderte und den Hypf. Statt finden sollten. . . Dagegen sind die Unähnlichkeiten der Therap. und Hypf. fast nicht weniger zahlreich, als die Aehnlichkeiten; und zum Theil von so wesentlicher Natur, . . daß man nicht leicht die Hypf. für Abkömmlinge der Therap. halten kann. Man müßte denn annehmen, daß eine streng asketische, rein monotheistische, theosophische Secte, was die Therap. waren, Quellpunkt geworden wäre einer minder streng asketischen, monotheistisch-polytheistischen, wahrscheinlich praktischen Secte, was die Hypf. waren . . eine Annahme, welcher der Vorwurf der Willkürlichkeit gewiß mit Recht gemacht werden kann.“

Schließlich ist zu erwähnen, daß Hr. U. (nach Erscheinung der Jenaer Kritik, aber vor Erscheinung der zweyten Böhmer'schen Schrift) auch in seinem Gregor von Nazianz S. 558 — 567 über die Secte der Hypf. redet. Er ist hier darüber kurz mit Beziehung auf seine frühere *Commentatio de Hypf.*, und „weil es ihm schwer fallen würde, etwas Neues zu sagen.“ „Auch“, setzt er hinzu, „glaube ich jetzt die vollkommene Unbefangenheit und Freyheit des Urtheils noch nicht zu besitzen, welche in Beziehung auf einmal gefasste Meinungen in der Regel erst nach einigen Jahren eintritt, wenn uns die Gegenstände wieder frisch und neu geworden sind.“ Er bleibt im Wesentlichen bey seiner frühern Ansicht stehen. Von der Böhmer'schen Ansicht sagt er, daß sie immer noch sehr zweifelhaft seyn möchte, da es nach seiner Meinung nicht bewiesen werden könne, daß die Hypf. wirklich Gegenstände der sichtbaren Schöpfung verehrten (was aber Hr. B. auch nicht zu beweisen braucht, da er nicht eine Verehrung solcher Gegenstände, sondern nur eine Anerkennung derselben als göttlicher Wesen behauptet); und von der Ansicht des Jenaer Rec., „daß ihm doch der Zusammenhang der Hypf. mit ältern essäischen oder therapeutischen Religionsgesellschaften nicht histo-

risch evident genug begündet scheine, um dem Rec. unbedingt beyzustimmen.“ Zum Schluß führt er noch als historische Parallele die Pasagier oder Pasaginer des 12ten Jahrh. an, „nicht“, wie er sagt, „um den Ursprung und das Wesen der hypfistatischen Secte genauer zu erklären, sondern um die (besser wohl: eine gewisse) innere Aehnlichkeit zwischen zwey entfernt liegenden Religionsparteyen nachzuweisen.“

N. S. Der oben von uns ausgesprochne Wunsch, daß von Seiten des Hn. Prof. Ullmann jetzt seiner Fehde mit Böhmer über die Hypfistatier ein Ende gemacht werden möchte, ist, noch ehe er von uns ausgesprochen war, schon recht schön in Erfüllung gegangen. In dem Mayheft der Heidelberger Jahrb. der Lit. von 1826 nämlich, — das uns jedoch erst geraume Zeit nach Abfassung und Absendung vorstehender Relation zu Gesicht kam, — worin Hr. Pr. U. in der Kürze, S. 461 — 463, die zweyte Schrift des Hn. Prof. Böhmer über die Hypf. anzeigt, bemerkt er, daß „auch diese letzte Schrift des freundschaftlichen Gegners ihm willkommen gewesen sey, weil sie nur zur vollkommnern Aufhellung des fraglichen Gegenstandes dienen könne“, fügt aber mit Recht hinzu, „daß auf das Einzelne einzugehen, nun wohl die Sache nicht mehr weiter fördern möchte; beide Ansichten seyen jetzt in aller Bestimmtheit und Schärfe einander gegenüber gestellt, und den Sachkundigen zur Prüfung vorgelegt“, und „scheidet endlich von seinem Gegner mit der Gesinnung aufrichtiger Hochachtung und Zuneigung.“ —

ALTE SPRACHKUNDE.

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: *Neuer Specius* od. Uebersetzungsbuch aus d. Deutschen ins Lateinische, zur Einübung der von der Schulsjugend in der Formenlehre der Lateinischen Sprache erworbenen Kenntnisse mit Benützung der vorhandenen Hilfsmittel ausgearbeitet vom Dr. Julius Billerbeck. 1826. 130 S. 8. (6 gGr.)

Das Buch ist kein *neuer Specius*, sondern der alte, nach der Umarbeitung von Esmarch, wovon wir die Ausgabe von 1784 vor Augen haben, größtentheils mit den alten Beyspielen, aber hie und da etwas abgeändert, vermehrt, und aus Grotend's Grammatik sind die Regeln hinzugesetzt. Es ist ein Vorzug der ältern Ausgaben, daß die Regeln ganz kurz angegeben sind, z. B. die vom Accusativ bey dem Verbo in drey Zeilen. Dafür stehen hier 26 Zeilen und der Anfang lautet: „Alle Meldewörter sind entweder beziehlich (*Verba transitiva*), oder unbeziehlich (*Verba intransitiva*), oder rück- und wechselbeziehlich (*Verba reflexiva und reciproca*).“ Dazu gekommen sind ferner zu Anfang zwey Seiten, *Vorbegriffe* überschrieben, und am Ende noch einige kleine Uebungen zu den *verbis irregularibus*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1827.

BIBLISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Novum Testamentum graece, perpetua annotatione illustratum*. Editionis Koppianae Vol. V. Partic. I. complectens prioris epistolae Pauli ad Corinthios cap. 1—X. Continuavit Dr. Davidus Julius Pott.

Auch unter dem Titel:

Epistolae Pauli ad Corinthios graece. Perpetua annotatione illustratae a Dr. Davide Julio Pott. Particula I, complectens epistolae prioris cap. 1—X. 1826. XII u. 407 S. 8. (1 Rthlr. 16 gGr)

Wir erhalten hier nur die auf dem Titel genannten 10 Kapitel, wie die Vorrede (S. VII) sagt, mit wenigen Abweichungen nach dem Texte der zweyten Griesbach'schen Ausgabe, der bekannten Einrichtung des Koppe'schen Werks gemäß mit unter dem Text fortlaufenden, bis auf wenige Zeilen die Seiten ganz einnehmenden Anmerkungen. Die zum Theil auch schon zu dem hier gegebenen gehörenden Excursus verspricht der Vf. (S. X) der zweyten Abtheilung beyzufügen, und verweist indess wegen der dort behandelten Stellen auf seine Programme über 1 Cor. 2, 6—33; Kap. 5, 6.; Kap. 6, 2—4; Kap. 6, 12—14; Kap. 10, 4. Hr. Dr. P. hat nicht weniger fleissig, als z. B. bey dem Briefe Jacobi, die neuern so wie die ältern Ausleger verglichen, und wenn er dennoch bedauert (S. XI), *Heidenreich's* Commentar über den ersten Brief an die Corinthier zu spät erhalten zu haben, so scheint der Leser dadurch nichts einzubüssen.

Die *Prolegomena* (S. 1—50) verbreiten sich über die gewöhnlich in der Einleitung abgehandelten Gegenstände in einzelnen Punkten weitläufiger, als zum Zweck gerade nöthig gewesen wäre, sind aber, obgleich hier der Natur der Sache nach wenig oder nichts Neues gegeben werden konnte, durch das allenthalben klar und bestimmt hervorgehobene Urtheil, durch welches der Vf. sich für eine oder andere der angegebenen Ansichten nach Gründen entscheidet, von Werth. Wir geben die Gegenstände nach ihrer Reihenfolge nur kurz an: I. Lage, Handel, Reichthum, Ueppigkeit und Schicksale der Stadt Corinth (S. 1—7). II. Des Apostels Paulus Wirkksamkeit in Corinth bey Juden und Heiden; sein anderthalbjähriger Aufenthalt daselbst (S. 7—9). III. Auf Veranlassung einer Nachricht, die Paulus von eini-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

gen in Corinth unter den Christen entstandnen Unruhen erhalten, hatte er schon einen frühern Brief an die dortige Gemeinde geschrieben, über welchen ihm die Corinthier eine nähere Erklärung abforderten, worauf er den schrieb, welcher jetzt der erste heisst. Jener erste Brief des Apostels ist, so wie die Antwort der Corinthier, verloren gegangen, und es lässt sich deutlich zeigen, dass die beiden in Armenischer Sprache aufgefundenen und für diese Schreiben ausgegebenen Apokryphen völlig unecht und absichtlich erdichtet sind (S. 9—17); auch *Mich. Weber's* Meinung von fünf Corinthernbriefen (S. 17) ist keineswegs haltbar. IV. Die Gemeinde trennte sich, als der Apostel unsern ersten Brief schrieb, in vier Secten, von denen er 1 Cor. 1, 12 keineswegs erdichtete, sondern die wahren Namen angibt: Secte des Petrus, des Paulus, des Apollos (d. h. Apollonius) und Secte τῶν χριστῶν, d. h. der Neutralen, welche keiner Partey angehören, sondern allein Christi Schüler seyn wollten, welches Letztere der Apostel selbst 1 Cor. 3, 22. 23 zu erklären scheint, indem er es berichtet, oder vielmehr billigt und behauptet, sie sollten, von welchem Lehrer sie auch zum Christenthum eingeweiht wären, nicht diesem, sondern Christo angehören (S. 18—36). Ausserdem hatte Paulus in der Gemeinde manche Widersacher, welche wohl durch heidnische Sophisten angeregt oder Schüler derselben waren, und fand in moralischer Hinsicht Manches zu tadeln (S. 36—40). V. Unsern ersten Brief hat der Apostel wahrscheinlich im J. 58 von Ephesus aus geschrieben (S. 40—45). VI. Aeufsere (besonders sorgfältig zusammengestellte) und innere Gründe für die Echtheit des Briefes (S. 45 bis 49). VII. Inhalt des ersten Briefes (S. 49—50).

Aus dem sich nun unmittelbar anschliessenden Commentar heben wir nur einige der bemerkenswerthen Stellen, nach der Reihenfolge des Textes, hervor. (S. 61—63) zu Kap. 1, 8 wird gut entwickelt, wie die Erwartungen der Apostel und ihrer Zeitgenossen von der Wiederkunft Christi sich aus jüdisch-messianischen Zeitideen allmählig gebildet haben mögen. Kap. 1, 13 μέγιστα ὁ χριστός κ. τ. λ. wird nach Angabe der abweichenden Meinungen (S. 69) sehr einfach und treffend durch die Umschreibung erklärt: *Num plures sunt, v. c. Paulus, Kephias, Apollo, quibus Messiae honos atque auctoritas competat, quibusque summa, quae Jesu debentur, beneficia accepta referatis et quos adeo Messiae instar, tanquam sectarum vestrarum capita veneremini?*

Minime, hic honos soli Christo competit. Kap. 1, 20. wird Jeden, welcher an den vom Apostel gebrauchten Bildern nicht zu ängstlich festhält, die den Sinn ausdrückende Erklärung (S. 77) ansprechen: Wo finden sich wohl außer den christlichen Lehrern so viele wahrhaft Weise und Gelehrte bey den Heiden und Juden, die so viele Menschen zu wahrer Sittlichkeit und Seelenruhe geführt hätten, als wir durch die Verkündigung des Todes Jesu? — Nachdem der Zusammenhang von Kap. 2, 6. 7 mit dem Vorhergehenden nachgewiesen, erklärt sich der Vf. (S. 109) dahin, daß (V. 6) die *ἀρχοντες τοῦ αἰῶνος τούτου* die Leute seyen, welche sich unter den Juden und Heiden durch Weisheit auszuzeichnen meinten, besonders aber die Griechischen Sophisten jener Zeit, wofür auch das Folgende spricht. Weniger bestimmt, als sonst gewöhnlich, spricht sich der Vf. (S. 120) zu Kap. 2, 14 über *ψυχικός ἄνθρωπος* aus; doch zieht er die Erklärung vor, welche hier in den Worten ausgesprochen ist: *facultates istas (mentis), vulgares sequi solitus, sibi unice relictus, qui in rebus divinis investigandis juxta opiniones leviter arreptas ruit, repudiata omni rerum revelatarum scientia* (der Naturmenschen). Rec. scheint ψ. vielmehr mit *σαρκικός* übereinzustimmen, vgl. 3, 1. 3. Die bekannte schwierige Stelle Kap. 3, 10 — 15 wird hier (S. 139, bis 147) zu ausführlich behandelt, als daß wir mehr als einige Hauptzüge hervorheben könnten. Der Vf. versteht unter der Grundlage (*θεμελίος*) und dem darauf aus verschiednen Materialien (V. 12: *χρυσόν, ἀργυρόν, λίθους τιμολύς, ξύλα, χόρτον, καλάμην*) errichteten Gebäude, nicht bloß die Lehre und ihren Inhalt, sondern zugleich auch die dem Christenthume gewonnenen Anhänger, welche letztern unter andern Hr. Generalsup. Dr. Hollmann, dessen sehr beachtenswerthe *Animadversiones ad c. 3 et 13. ep. I. ad Cor.* Lips. 1819. hier nicht erwähnt sind, angegeben findet, so daß der Apostel sagte: „Ich habe zuerst die mit dem Christenthum noch ganz unbekannten Menschen demselben zugeführt, Andre haben die Verkündigung weiter ausgebildet und verbreitet. Die Grundlage, d. h. die Ueberzeugung, daß Jesus der Messias sey, muß die einzige bleiben; doch ob die andern Lehrer auf derselben einen prächtigen, festen Tempel (d. h. sittlich veredelte und in ihrer Ueberzeugung feste Menschen), oder eine geringe, vergängliche Hütte (d. h. wenig gebesserte und in Versuchungen nicht bestehende Menschen) auf demselben errichtet haben, das wird Christus bey seiner Wiederkehr beurtheilen und danach Lohn und Strafe ordnen.“ Nach dieser Ansicht würde die Erklärung von V. 15 so zu fassen seyn: Wenn das Werk eines dieser Lehrer untergeht (d. h. wenn seine Schüler, die er zu leichtsinnig aufnahm, in der Prüfung nicht bestehen, sondern abfallen), so wird er (zwar) bestraft werden (d. h. in dieser Vergeblichkeit seiner Bemühungen seine Strafe finden), doch kann er selbst noch wohl gerettet werden, wenn auch nur mit Schwierigkeit (d. h. er selbst kann wohl bey der richtigen Ueberzeugung beharren).“ Jedoch hat der

doppelte Tropus, den der Vf. annimmt, immer seine Schwierigkeit; aber völlig einleuchtend scheint es S. 143 ff. gemacht zu haben, daß unter der *ἐπίστα* V. 13 der Tag der Wiederkehr Christi zu verstehen sey. S. 173 f. wird Kap. 4, 8 ff. wohl mit Recht im ironischen Sinne genommen; wie auch das *καὶ ὁ γινώσκων γε* andeutet, worauf der Vf. sich nicht beruft. S. 177 betrachtet der Vf. die Worte V. 9: *καὶ ἀγγέλοις καὶ ἀνθρώποις* passend als eine erweiternde Apposition von *τῷ κόσμῳ*, erwähnt aber zugleich, daß unter den Engeln, welche sich über die Leiden der Apostel freuen, gar wohl die dem Christenthum widerstrebenden bösen Engel verstanden werden können. S. 187 wird der Tropus Kap. 4, 15: *ἐγὼ πατὴρ ἐξ ἐννηθα*, nicht nur richtig erklärt durch: *πατὴρ ὑμῶν ἐμῶν*; ich bin euer geistlicher Vater, sondern auch mit instructiven Parallelen, unter denen der Sprachgebrauch des A. T. und der Rabbinen nicht vergessen worden; zusammengestellt. S. 193 — 197 entscheidet sich der Vf. aus mehrfachen Gründen für die Meinung, daß der Unzüchtige, von welchem Paulus Kap. 5, 1 redet, seine Stiefmutter nicht wirklich geheirathet habe, und giebt zwar zu, daß der Apostel im Allgemeinen Recht habe, wenn er sich äußert: dergleichen sey selbst bey den Heiden unerhört, führt aber doch mehrere geschichtliche Beispiele von ähnlichen, meistens jedoch gemißbilligten Verbindungen an. S. 201 verweist der Vf. wegen Kap. 5, 5 auf seinen zweyten Excurs, wo er seine Ansicht vertheidigen wird, spricht diese aber in den Worten aus: *Censio hunc hominem Satanæ morbis vexandum esse permittendum, ut corpus ejus excrucietur, ille vero, his ipsis morbis ad meliorem frugem rediens quoad animum servetur s. olim salutem nanciscatur, ubi Christus ad judicium extremum de hominibus habendum redierit.* Auch bey Kap. 6, 3 wird (S. 224) auf Excurs. III. verwiesen, doch erläutert der Vf. namentlich die Worte: *οὐκ οἴδατε, ὅτι ἀγγέλοις κρινόμεν*; schon hier hinlänglich aus der Angelologie der Juden, in wiewfern sie sich auf den Messias und sein Reich bezog, und mithin von Paulus auf Jesum übertragen wurde (S. 223 bis 224). S. 241 wird Kap. 6, 15 mit Griesbach, Knapp, Vater u. A. die Lesart *ἡσας οὐν* anstatt *ἡσας οὐν* beybehalten, und nicht weniger genügend erklärt als vertheidigt. S. 268 — 270 zu Kap. 7, 14 wird ausführlich gezeigt, wie der Apostel jüdische Vorschriften über die Proselyten aus den Heiden und ihre Ehen modificirt und auf die christliche Religionsgesellschaft anwendet; doch erwähnt der Vf. nicht, ob diese Stelle sich auf die Ehen zwischen verschiedenen christlichen Confessionsverwandten anwenden lasse? ob sie dem Verbot der Ehe zwischen Juden und Christen zu unsrer Zeit widertreite? ob man daraus schliessen könne, daß der Apostel es für unnöthig gehalten habe, die von christlichen Aeltern erzeugten Kinder durch die Taufe zum Christenthum einzuweihe? Bekanntlich ist die Stelle auf alle diese Fälle angewandt worden, und es wäre zu wünschen, daß ein Excurs des Vfs. Ansicht davon entwickelte. Zu Kap. 7, 18 finden sich (S. 276 — 278) reichhaltige

archäologische und linguistische Notizen über *ἐκδόσις* und *ἀποστολία*. S. 282 umschreibt der Vf. die Worte des Apostels Kap. 7, 23: *μη γίνεσθαι δοῦλοι ὑποδουλῶν*, um ihren Zusammenhang mit dem Vorhergehenden anzudeuten, treffend durch die Worte: *Christus magno pretio soluto vos sibi servos paravit: nolite igitur vos hominibus in mancipia tradere: nemo enim duobus dominis potest servire*, und erklärt das *ὑποδουλῶν* durch „Irlehrer, welche den Christen jüdische Satzungen zur Beobachtung aufdringen wollen“, wobey dann die allgemeinnere Anwendung dieses Ausspruchs als Grundsatz des Protestantismus nicht zu verfehlen ist. Zu den Kapiteln 8—10 wird (S. 305—7) eine zweckmäßige Einleitung gegeben über die Opfermahlzeiten und über das, was Paulus durch die Fragen der Corinthier darüber zu sagen veranlaßt worden; auch vertheidigt der Vf. es völlig genügend, daß er Kap. 8, 2, 3 als Parenthese angesehen wissen will. S. 317 scheint es passend, daß der Vf. hier (Kap. 8, 6) keine Spitzfindigkeiten und scharfe, metaphysische Unterscheidungen sucht, an die der Apostel wohl nicht dachte, sondern sagt: *εἰς αὐτόν, ex praefixo τ, quod tam per τ et εἰ quam per διὰ reddi potest, iterum pro δι' αὐτοῦ, sc. ἔσμεν, i. e. vitam et facultates nostras ei acceptas referimus. Alii ἡμῖς εἰς αὐτόν pro αὐτῷ ἔσμεν, cultui ejus addicti sumus, accipiunt, permittente quidem usu loquendi, repugnante tamen loci contextu, siquidem quod hic εἰς αὐτόν audit, paullo ante per τ, et paullo post per δι' αὐτοῦ expressum legitur*. S. 329 heißt es unter anderm, zu Kap. 9, 1: Paulus unternimmt es hier, seine apostolische Würde zu beweisen und zu vertheidigen, und zwar sowohl aufseiner von Gott bewirkten Bekehrung, als aus den Früchten seiner apostolischen Wirksamkeit. Das Erstere drückt er aus durch die Worte: *ὅχι Ἰησοῦν Χριστόν, τὸν κύριον ἡμῶν, ἰδόμεν*; weil einige Lehrer behauptet zu haben scheinen, Paulus müsse ihnen an Ansehen weit nachstehen, weil sie Genossen Jesu selbst gewesen, wogegen er versichert, er sey ihnen auch darin nicht nachzusetzen; da auch er Christum gesehen habe, wenn auch nicht, als er auf Erden wandelte, sondern als er ihm von Himmelsglanz umgeben, erschienen; — wobey dann auf Act. 9, 22. Act. 26, 15. 1 Cor. 15, 8 und 2 Cor. 12, 1 ff. verwiesen wird. S. 367 ff. setzt der Vf. klar aus einander, wie zweckmäßig der Apostel Kap. 10, 1—14 *κατ' ἀνθρώπων* argumentirt, und entwickelt sowohl die Veranlassung dazu als den Ideengang genügend. Bey der mit den Stellen des A. T., auf welche angespielt seyn könnte, nicht übereinstimmenden Zahl der 25,000 Israeliten, welche nach Kap. 10, 8 an einem Tage in der Wüste gestorben seyn sollen, läßt der Vf. die Wahl zwischen den beiden Annahmen, daß entweder der Apostel hier einer Tradition folge (S. 378), oder daß in der durch Zahlzeichen (*κ'* anstatt *κδ'*) ausgedrückten Zahl eine Verwechselung der Abschreiber vorgefallen sey. S. 388 bey Kap. 10, 16 sind über *ποτήριον τῆς εὐλογίας* die nöthigen archäologischen und linguistischen Notizen kurz zusammengestellt. Weniger befriedigt es, daß hier (S. 390) nicht auf

David Schulz's Schrift über das Abendmahl und dessen Entwicklung der Begriffe von *οἶμα* und *οἶμα*, *αἷμα* = *μα*, vergossenes Blut, d. h. gewaltsamer Tod, Rücksicht genommen worden ist, obwohl der Vf. im Ganzen den Sinn richtig faßt. Den ersten Vers des 11ten Kap. hat der Vf. hier (S. 408) schon mit behandelt, weil er mit dem Vorhergehenden zusammenhängt. Mehrere Bemerkungen verpart Rec. bis zu der hoffentlich baldigen Erscheinung des zweyten Theils dieses Werks und der Excurse, welchen jeder Freund gründlicher Exegese mit Vergnügen entgegensehen wird.

Der Druck ist sowohl in den Anmerkungen als im Texte rein und schön, auch bis auf wenige, leicht zu verbessernde Versehen, z. B. ausgelassene Buchstaben, correct.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ALTONA, h. Hammerich: *Beiträge zur Beförderung vernünftigen Nachdenkens und heilsamen Entschliessungen bey der Konfirmationshandlung*. Von Dr. Bernhard Klefeker. 1825. X u. 181 S. 8. (14 gr.)

Unter den zahlreich vorhandenen Schriften, die darauf abzwecken, jungen Christen ihre Confirmation recht feyerlich und segensreich zu machen, kennt Rec. keine, die diesem Zweck vollkommener entspräche, als die vorliegende des ehrwürdigen Dr. Klefeker, der, als Hauptpastor an der Jacobi-Kirche und Scholarch in Hamburg, auf einer Reise nach Karlsbad, im Juni 1825 zu Leipzig starb. Schon im J. 1794 hatte dieser warme Verehrer und würdige Lehrer des Christenthums, als Prediger zu Osnabrück, eine kleine Schrift für seine Confirmanden herausgegeben, wodurch er diesen nicht nur ein Hilfsmittel zur würdigen Feyer ihres Confirmationstags darbieten, sondern auch ein Büchlein auf ihren künftigen Lebensweg mitgeben wollte, „durch dessen Gebrauch sie, was sie als Katechumenen von ihm im mündlichen Unterricht vernommen hatten, sich in's Gedächtniß zurückrufen, dem eignen reifen Urtheil unterwerfen und für die Unterhaltung und Anordnung ihres christlichen Denkens und Lebens benutzen lernen möchten.“ Eben dieses Büchlein ist es, was der unermüdet thätige Mann im Anfang des J. 1825, in einer gewissermaassen neuen Bearbeitung, unter obigem Titel erscheinen ließ. Es enthält *neun* Betrachtungen, die mit folgenden Ueberschriften versehen sind: 1) Die Trennung der Kindheit und der Jugend von einander; 2) Werdet wie die Kinder! — Oder: was kann und muß ich aus den kindlichen Jahren in das folgende Alter hinübernehmen? 3) Was erwartet die Welt von mir, und was habe ich von der Welt zu erwarten? 4) Die Glückseligkeit einer schuldlos durchlebten Jugend; 5) der Confirmationstag; 6) Ich bin ein Chri-

Christ: a) Christliche Ueberzeugungen; b) Christliche Vorsätze. 7) Das Abendmahl; die erste Communion. 8) Die kirchliche Gemeinschaft; der kirchliche Lehrbegriff. 9) Die Meinungsverchiedenheit in der protestantischen Kirche. — Die sieben ersten dieser Betrachtungen, welche den ursprünglichen Inhalt dieser Schrift ausmachen, sind in Ansehung des Ausdrucks einer sorgfältigen Durchsicht unterworfen, auch mit einigen, wiewohl nicht vielen, Zusätzen bereichert worden. Die beiden letzten Aufsätze aber sind neu hinzugekommen, weil der Vf. durch sie einem Bedürfnis der gegenwärtigen Zeit zu entsprechen hoffte. Er schrieb sie aber mit dem Wunsche, daß dieses Buch nicht etwa nur um die Zeit der Confirmation und der ersten Abendmahlsfeier schnell durchgelesen und dann für immer aus der Hand gelegt, sondern auch in der Folge noch von verständigen jungen Lesern, theils zur Erinnerung, theils zur Berichtigung ihrer religiösen Vorstellungen, benutzt werden möge. Daß dies geschehe, ist um so mehr zu wünschen, da diese Schrift die würdigsten Ansichten von dem Geiste, dem Zweck und Inhalt des Christenthums, die wichtigsten Lehren über die höchste Bestimmung des Menschen und über deren Verhältniß zu dem irdischen Beruf desselben, so wie über die Bedingungen und Mittel zur Erreichung des großen, herrlichen Ziels, wozu der Mensch berufen ist, in einer ungekünstelten, klaren Sprache vorträgt, und, in der anziehenden Form eines Selbstgesprächs, den Einfluß des wahren Glaubens an die Lehre Jesu auf alle Verhältnisse des Lebens, die Angemessenheit derselben zu den dringendsten Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens, in das hellste und erfreulichste Licht setzt. Bey dem frommen Bewußtseyn, so mit der lautesten Wahrheitsliebe für die Sache des Christenthums und für die edelsten Zwecke der Menschheit zu wirken, konnte der würdige Vf. über die Aufnahme, welche diese Schrift erfahren würde, sich leicht beruhigen, obgleich seine genaue Bekanntschaft mit dem Geiste der Zeit es ihm voraussehen ließ, daß sie denjenigen unsrer heutigen Theologen nicht gefallen werde, die ihr Heil in dem Helldunkel mystischer Phrasen und einer wieder aufgewärmten Systemsweisheit suchen, und daß sie eben so wenig ihr Glück bey demjenigen Theil des Publicums machen werde, der nun einmal an leerem Wortgeklänge Geschmack und Freude findet. — Merkwürdig ist der Schluss des Vorwortes, das diese treffliche Schrift begleitet: „Und so mag denn dies Büchlein hingehen in die Welt, um offen und unumwunden von der theolo-

gischen Denkart seines Verfassers zu zeugen.“ Es mag, da es leicht das letzte seyn möchte, welches dieser in seinem schon weit vorgerücktem Alter dem Publicum darbietet, für ein Vermächtniß gelten, welches er seiner Gemahle und namentlich dem jüngern Theil derselben hinterläßt, und gewissermaßen für ein Glaubensbekenntniß, das er um so freymüthiger und rückichtslos ablegt, je weniger es ihm, eben seines höhern Alters wegen, um den rauschenden Beyfall einer stets beweglichen Volksmenge, wohl aber recht sehr darum zu thun ist, sich, so lange er noch wirken kann, so nützlich als möglich zu machen.“ So dachte der edle *Klefscher*, und in Uebereinstimmung mit dieser seiner Art zu denken wirkte er bis an das Ende seines segensreichen Lebens. Möchte dann nun auch das schöne Vermächtniß, das er hinterließ, in einem weit ausgebreiteten Kreise die dankbare Anerkennung und die sorgfältige Benutzung finden, die es so sehr verdient!

WIKK, b. Heubner: *Perlen der heiligen Vorzeit.*
Von Johann Ladislaw Pyrker. Zweyte vollständige Ausgabe. 1826. 261 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gGr.)

Unter diesem etwas geschraubten Titel empfängt der Leser biblische Gemälde in metrischer Form; namentlich: *Moses — Samuel — Elias — Elia — die Makkabäer.* Dichterische Anlage und Gewandtheit läßt sich dem, auch durch epische Gedichte bekannten Vf. nicht absprechen. Der historische Stoff ist zweckmäßig benutzt; ohne sich streng an ihn zu binden, ist Manches zusammengezogen oder nur angedeutet, während Andres, in dem mehr poetisches Moment lag, weiter ausgeführt und dadurch zu einer neuen dichterischen Schöpfung geworden ist. In dieser Hinsicht findet sich mehreres Vortreffliche im Moses, und besonders im Samuel die Erscheinung in der Grotte der Zauberin. Durch diese einsichtsvolle Behandlung sind die einzelnen Stücke mehr eigentliche Kunstwerke, als es manche neuere metrische Bearbeitungen der biblischen Geschichten sind, und werden darum auch den gebildeten Geist auf eine religiös-erweckende Weise ansprechen. Was die Hexameter betrifft, so sind es freylich keine Vollkommenheiten; indessen sind doch auffallende Versöße gegen Versregel und Wohlklang selten, und meistens lassen sie sich gut lesen. Das Außere des zum zweyten Male gedruckten Werks ist geschmackvoll und würdig, auch die Titelvignette: Glaube, Liebe, Hoffnung, macht Anspruch auf Lob.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

BONN, b. Marcus: *Institutionen des römischen und deutschen Civil - Processes.* Von August Wilhelm Heffter u. s. w.

(Fortsetzung von Nr. 2. der A. L. Z.)

Sehr treffend hat Gönner den hierdurch festgestellten Grundsatz die *Eventualmaxime* genannt, unrichtig aber ist es, wenn man ihn, wie z. B. von Martin, Lehrbuch §. 98, gesehen ist, auch auf die Beweismittel und überhaupt auf alle Angriffs- oder Verteidigungsmittel anwenden will, ohne zu erwägen, daß in Folge dessen die successive Einwendung verschiedener, electiv zustehender Rechtsmittel und, wenn der frühere Libell in der angebrachten Masse verworfen wäre, eine anderweite Klage unzulässig seyn müßte. Eben darum aber, weil man der *Eventualmaxime* eine allzu große Ausdehnung gab, verkannte man auch, daß eben durch sie und nicht durch römisches Recht fast jeder einzelne Theil des Processes wesentlich verändert und namentlich dem alten deutschen Beweisverfahren der Untergang bereitet wurde. Beyden Römern war der Beweis weder an eine bestimmte Frist, noch an einen besondern Theil des Processus gebunden, die Zeit und Art der Beweisführung, so wie die Wahl der Beweismittel war vielmehr so ganz der Willkür der Parteyen und Richter überlassen, daß wir fast gar keine Bestimmung darüber aufgezeichnet finden, und uns eben wegen dieses Mangels an Form (die wir sonst überall finden und darum als notwendig voraussetzen) gar keine klare Ansicht von dem römischen Proceßgang zu bilden vermögen. Eine unklare Ansicht führt immer zu Fehlschlüssen, und in dem vorliegenden Falle verleitete sie zu der Meinung, daß unser heutiges Beweisverfahren, das wir im Vergleich zu dem altgermanischen in freyern Formen sich bewegen sehen, dem römischen nachgebildet sey, da im Gegentheil die freyere Form von einem echtdeutschen Institute, der *Eventualmaxime*, die notwendige Folge ist. Nach altgermanischen Rechtsbegriffen war nicht jedes Beweismittel zum Beweise aller Thatfachen gleichmäßig geeignet, sondern jedes vielmehr auf einen gewissen Kreis von Thatfachen zu beschränken und selbst die Anwendung der Beweismittel nach der Beschaffenheit des einzelnen Falles zu modificiren. Bald waren es mehr, bald weniger Zeugen, durch die der Beweis einer That-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

sache hergestellt werden mußte, bald war hierzu bloß der Eid des Klägers, bald der des Beklagten erforderlich, und bald waren diese Eide von den Schwörenden allein und bald mit mehr oder weniger Eideshelfern zu leisten. Die Rechtsbücher sind voll von Regeln über die Anwendung der Beweismittel in einzelnen Fällen; aber die Grundsätze, auf denen diese Regeln beruhen, sind uns nirgends überliefert, und wir sind noch so wenig in das Wesen des altdeutschen Rechts eingedrungen, daß wir diese Grundsätze, selbst mit Hilfe dieser Regeln, noch nicht aufzufinden vermöchten. Nur die Folgen dieser Ansicht über die Natur der Beweismittel sind uns bekannt, und die eine dieser Folgen war der gänzliche Mangel eines Gegebeweises im heutigen Sinne. Wenn nur die eine Partey mit oder ohne Eidshelfer zum Eide gelassen und nur der Eid als geeignet für den vorliegenden Fall betrachtet wurde, so konnte natürlich keine Collision zwischen den Beweismitteln eintreten und somit ein Gegenbeweis gar nicht vorkommen. Nur bey dem Zeugenbeweise war eine Collision möglich zwischen den Aussagen mehrerer Zeugen, und in diesem Falle war es seit den ältesten Zeiten unbestrittener Grundsatz in Deutschland, daß ohne alle Rücksicht auf Glaubwürdigkeit die bloße Mehrzahl beweisfähiger Zeugen entscheidend sey. (*Lex Bajuw.* Tit. 16. c. 6. *Sächs. Landr.* 3, 21. *Schwäb. Landr.* c. 129. nach *Lehr*; *Kopp* Nachricht von der Verfassung der Gerichte in den Hessencasselschen Landen, B. 1. S. 470. und die dort angeführten Stellen aus *Emmerich's* Rechtsbuche.) Um diese Mehrzahl herzustellen, war es dem Gegner des Beweisführers gestattet, ebenfalls Zeugen vorzubringen, und wenn es vergönnt ist, aus den Formen der spätern Zeit auf die frühern zu schließen, so konnte der Beweisführer, nicht aber sein Gegner, in diesem und nur in diesem Falle nochmals neue Zeugen aufstellen, damit ihm die Mehrzahl, dem Gegner aber die Minderzahl bleibe. — Eine andre Folge der beschränkten Anwendung der Beweismittel war die, daß der Beweis (der Klage oder der Nichtschuld) nicht als eine Last, sondern als ein Vortheil betrachtet wurde, und daher in jedem Prozesse die Frage höchst wichtig war, von wem und wodurch der Beweis geführt werden solle. Unzulässig war daher auch jede Beweisführung, so lange nicht der einen oder der andern Partey der Beweis durch ein Urtheil zuerkannt war (*Sächs. Landr.* 2, 18). Wurde aber ein solches Urtheil gefällt, so mußte die

F

Be-

Beweisführung, d. h. die Eidesleistung, Vorlegung der Urkunden und Stellung der Zeugen, binnen den nächsten drey ungetroffenen Dingen und also, weil nach einer urgermanischen Sitte von 14 zu 14 Tagen, zur Zeit des Neumonds oder Vollmonds, Gericht gehalten wurde (*Tachtel*, Germ. c. 11.), binnen 42 Tagen oder, unter Zurechnung der drey Gerichtstage, binnen 45 Tagen erfolgen. Geſchah dieſes nicht, ſo wurde der Beweisführer des Rechts zum Beweiſe verluſtig und die Thatſache für unerwieſen angenommen. Wegen der Ordnung, in welcher der Beklagte ſeine Vertheidigungsmittel vorzubringen hatte, konnten in einem und demſelben Proceſſe mehrere derartige Beweiſe vorkommen, aber alle waren beſchränkt auf ein einziges Factum und auf ein einzelnes Beweiſemittel, und widerſprechende Thatſachen (indirecte Gegenbeweiſe) konnten nur dann ausgeführt werden, wenn ſie nach geführtem Beweiſe als Exceptionen oder Replicationen vorgebracht und ihr Beweiſ geſtattet worden war. Sobald aber die Antwort des Beklagten alle ſeine Vertheidigungsmittel gegen die Klage, wie ſie eben angebracht war, erſchöpften, und die Replik alle gegen dieſes Vorbringen ſtreitenden Gründe umfaſſen mußte, ſo konnte auch der Beweiſ nicht mehr auf eine einzelne Thatſache beſchränkt ſeyn, ſondern mußte auf alle Facta ausgedehnt werden, die während des erſten Verfahrens vorgebracht wurden. Die nächſte Folge davon war, daß dem Beweisführer eben wegen dieſer Unverſalität die *freye Wahl unter den Beweiſmitteln* geſtattet ſeyn und an die Stelle des beſtimmten; auf ein einziges Factum und ein einzelnes Beweiſemittel gerichteten Beweiſurtheils ein unbeſtimmtes Interlocut mit möglichſt genereller Formel treten mußte. Aus der Widerlegung der Zeugen durch Zeugen wurde ein Gegenbeweiſ, in dem der Beweiſ durch jedes Beweiſemittel und durch Beſcheineigung widerſprechender Thatſachen entkräftet werden konnte, und ein Beweiſ, der ſo leicht angefochten werden konnte, war nun nicht mehr als ein Vortheil, ſondern als eine Laſt anzusehen. Auch mußte ſich nunmehr die frühere Anſicht über die Natur der Beweiſmittel verlieren und die Beſchränkung eines jeden auf einen gewiſſen Kreis von Thatſachen mehr und mehr aufhören. So lange man nicht geſtattete, daß die Lebensfähigkeit und das Leben eines neugeborenen Kindes anders bewieſen werde, als durch Zeugen, „die ſahen und hörten, wie das Kind die vier Wände beſchrieb“, ſo lange konnte ſich auch der Glaube erhalten, daß ein ſolcher Beweiſ nur auf die angegebene Weiſe geführt werden könne; dieſer Glaube aber mußte verſchwinden, ſobald er, wenn auch nur einmal, durch ein auch für die Laien verständliches ärztliches Gutachten hergeſtellt war. Aufgelegte Eide konnten als anſchließendes Beweiſmittel für oder gegen eine gewiſſe Thatſache nicht weiter vorkommen, wenn die Parteyen bereits andere Beweiſmittel dafür und dagegen gebraucht hatten. Häufig mußten nun Zeugen mit Zeugen und Urkunden ſo wie mit den Reſultaten einer Beſchti-

gung u. ſ. w. collidiren, und die Glaubwürdigkeit mußte jetzt (ſatt der Mehrzahl das Erforderniß werden, auf das man vorzügliche Rückſicht nahm.

Wiewohl aber ſonach das altdeutſche Beweisverfahren dem Weſen nach völlig untergegangen iſt, ſo haben ſich doch die Formen beynahe vollständig erhalten. Die Beweisfriſt enthält noch jetzt in Sachſen 45 Tage, und an vielen andern Orten 6 Wochen; peremtoriſch, wenn auch für jeden Fall beſonders, zu beſtimmen iſt ſie auch nach gemeinem deutſchen Proceſſ. Der Beweiſ kann, bevor darauf erkannt iſt, nur Ausnahmsweiſe als Beweiſ zum ewigen Gedächtniß geführt werden. Die Zeugen, auch wenn ſie nicht erſchienen ſind, müſſen wenigſtens namentlich producirt, die Urkunden in Perſon oder durch einen Procurator vorgelegt, und an vielen Orten, wie in Sachſen bis zum J. 1724, die Eidesleistungen binnen beſtimmter Friſt angeboten werden.

Selbſt aber die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Gerichtspflege ſind nicht in Folge des römischen und canonischen Rechts, ſondern nur deshalb untergegangen, weil ſie dem Zeitgeiſte nicht mehr entſprachen und ſich den neugebildeten Formen nicht anſchließen wollten. Schon ſehr früh und ſeit dem 13ten Jahrh. in dem meiſten Städten finden wir unter dem Namen des Kanzlers, Notars, Schreibers, *Judex* u. ſ. w. eine Perſon angeſtellt, die zu Ausfertigung der Gerichtsbriefe und zur Haltung des Schöffensbuchs eigends beſtimmt war. In den Sammlungen Magdeburger Urthel findet ſich mehrmals die Anweiſung, daß auf dieſes Schöffensbuch oder an die frühere Beyſitzer des Gerichts zu recurriren ſey, wenn ſich die jetzigen einer Verhandlung nicht zu entſinnen vermöchten; mehrmals wird darauf hingewieſen, daß eben, um die Gältigkeit der Verhandlungen gegen die Vergeltlichkeit der Schöffen zu ſichern, das Schöffensbuch geführt werden, daß es zum künftigen Beweiſe dienen und eine Abſchrift daraus dem Boten mitgegeben werden ſolle, der ein geſcholtenes Urthel an den höhern Richter zu bringen habe. Alle dieſe Beſtimmungen fallen in eine Zeit, wo an römiſches Recht noch nicht gedacht werden kann, und mithin war ſchon damals die Schrift, und zwar die Niederschrift einer Gerichtſperſon, das Protocoll im heutigen Sinne, an die Stelle des Zeugniſſes getreten, welches Richter, Schöffen und Umſiehende abzulegen hatten, ſo oft über eine frühere Verhandlung Zweifel entſtand. Gerade hierin aber, in dem Umſtande, daß die mündliche Rede nur in ſofern gilt, als ſie niedergeſchrieben iſt, liegt das Weſen des ſchriftlichen Verfahrens, und gleichgültig iſt es, ob ein Geſuch und eine Erklärung ſofort ſchriftlich eingegeben, oder mündlich vorgetragen und erſt von dem Gerichtſchreiber niedergeſchrieben wird. Noch jetzt wird häufig bey Untergerichten die Klage ſammt der Einlaſſung und Replik von dem Actuar regiſtrirt, häufig ſogar eine nur mündliche Ladung verfaßt, aber Niemand wird

wird behaupten wollen, daß dieses Verfahren in dem Sinne mündlich sey, wie mündliches Verfahren bey den alten Germanen bestand. — Genau hängt mit der Mündlichkeit des Verfahrens die Oeffentlichkeit desselben zusammen, schon um deswillen, weil eine schriftliche Verzeichnung der Verhandlung unter freyem Himmel an einem allen Einflüssen der Witterung ausgesetzten Orte nicht wohl vorgenommen werden kann. Schon seit den ältesten Zeiten aber bestand Oeffentlichkeit ihrem ganzen Umfange nach nur für ungeboteene Dinge, zu den gebotenen hingegen wurden nur die Schöffen und Parteyen gezogen, und wer von den übrigen Dingpflichtigen freywillig erschien, wurde zwar zugelassen, aber Niemand erhielt Veranlassung zum Erscheinen, Niemand Notiz vom Termine. Es war natürliche Folge des mehr und mehr verschwindenden Interesse am öffentlichen Leben; daß dieses Recht nur selten geübt wurde, und diese Seltenheit, verbunden mit der Erfahrung, daß die Gegenwart fremder Personen oft störend auf die Verhandlungen einwirken, begründete die Meinung, daß den bey dem Proceß nicht Betheiligten der Zutritt ganz zu verlagern sey. Aber diese Meinung findet ihre Rechtfertigung weder in einem Provinzial- noch Reichsgesetz, und gerade bey dem Reichskammergericht, von wo das heimliche Verfahren ausgegangen seyn soll, war der Zutritt zu den sogenannten Audienzen nicht bloß der sogenannten Practicanten, sondern dem gesammten Publicum gestattet, und den heutigen Registratoren und Archivaren gebietet die Dienstinstruction, die Gerichtssacten allen denen vorzulegen, die irgend ein Interesse an dem Proceß nachzuweisen vermögen. Neben den gebotenen Dingen, in denen jetzt alle Proceße ausschließend verhandelt werden, bestanden die ungeboteenen Dinge noch lange nach Aufnahme des römischen Rechts. Sie kommen unter dem Namen der Ehedinge, Rügegerichte u. s. w. noch jetzt an vielen Orten vor, und sind in Sachsen, wo sie an einigen Orten selbst mit der alten, in den Rechtsbüchern vorgeschriebenen Hegungsformel eröffnet wurden, erst in den neuesten Zeiten aufgehoben worden. Freylich wurden und werden noch jetzt in diesen Ehedingen nicht mehr Proceße verhandelt, sondern kleine Beschwerden geschlichtet, Gemeinderechnungen abgenommen und Polizeyvergehen gerügt, aber auch diese Beschränkung ist nur nach und nach eingetreten, und nach einem noch ungedruckten Urtheil der Magdeburger Schöffen aus dem 14ten Jahrh. sollten schon damals alle Civilsachen, in sofern keine Zeugenaussage dabey erfordert wurde, im gebotenen Dinge verhandelt werden.

Sonach sind es gerade die wichtigsten Theile des deutschen Processus, das sogenannte erste und das Beweisverfahren, die sich ohne merklichen Einfluß des fremden Rechts frey und selbstständig aus den ältern Formen entwickelt haben, und selbst die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens

ist nur in Folge dieser Entwicklung, der höher gestiegenen Bildung und des Zeitgeistes veraltet und untergegangen. Ueberall aber lassen sich jetzt noch in unsern Proceßformen die Spuren der altgermanischen Institute nachweisen, und mehrere sind uns in ihrer ganzen Reinheit erhalten worden. Dahin gehören z. B. die Verlesung der Acten, das Septiduum, die jeder Partey in jedem Verfahren gebührende Sätze, die Läuterung und, was in älterer Zeit häufig damit verwechselt wurde, die Revision, ferner die eidliche Diffession der Urkunden, die Gewissensvertretung, der Eidesantrag als reines Beweismittel und das *juramentum in litem*. Leicht ließe sich dieser Catalog vermehren, und Vieles könnte für die aufgestellte Ansicht noch angeführt werden, wenn es der Raum dieser Blätter gestatten wollte und nicht aus den bisher gegebenen Andeutungen schon klar hervorginge, wie unzureichend eine Geschichte des deutschen Processus seyn muß, die unser heutiges Verfahren bloß auf das römische zurückführen will. Erlassen sey daher auch dem Rec. die undankbare Mühe, die Irrthümer einzeln anzugeben, auf welche der Vf. in Folge dieser Einseitigkeit geleitet wurde; wir wollen vielmehr dankbar anerkennen, daß durch vorliegendes Werk, wenn gleich dessen Haupttendenz verfehlt genannt werden mußte, eine schmerzlich gefühlte Lücke unsrer Literatur auf eine würdige Weise gefüllt wird. Denn unverkennbar ist das römische Recht eines der Elemente, aus denen unser heutiges Verfahren entstanden ist, und dieses wird niemals vollständig entwickelt werden können, so lange nicht römisches, canonisches und altdeutsches Proceßrecht unvermischt mit den Instituten der spätern Zeit in ihrer Reinheit erkannt und dargestellt sind. So viel aber auch schon über römischen Proceß gesagt worden ist, so ist es doch immer nur das ältere, nicht aber das neueste Recht, auf welches allein oder doch vorzüglich Rücksicht genommen wurde, und die vorliegende Schrift, in welcher die Perioden und Zeiten genau unterschieden sind und über viele einzelne Lehren Licht verbreitet wird, verdient daher in dieser Hinsicht die Aufmerksamkeit aller derer, denen es um das Fortschreiten der Wissenschaft ernstlich zu thun ist. Erhalten wir in der Folge eine ähnliche Bearbeitung des canonischen Proceßrechts, für welches seit *Just Henning Böhm* so gut wie gar nichts geschehen ist, und, was durch die neuesten Arbeiten keineswegs überflüssig werden dürfte, ein System des unmittelbar vor der Aufnahme des römischen und canonischen Rechts in Deutschland üblichen Verfahrens, so dürfte die Grundlage gegeben seyn, auf welcher sich dann mit Zuziehung der größtentheils völlig unbenutzten Schriften der Praktiker des 15ten und 16ten Jahrh. eine Geschichte des Processus ausführen ließe, die ihrerseits wieder die Grundlage werden könnte zu einem, in allen seinen Theilen festbegründeten System des gemeinen deutschen Processus.

(Der Beschlufs folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

BRÉS LAU, b. Gofohorsky: *Schlesischer Museummanach* 1827. Herausgeg. von Theodor Brand. XII u. 264 S. 12. (1 Rthl. 12 gGr.)

Wie den vorigen Jahrgang (f. A. L. Z. 1826. Nr. 155.) das Bildniß der Kronprinzessin von Preußen zierte, so diesmal das ihres königlichen Gemahls, begrüßt von den Stenzen des Herausgebers. Die Zahl der Mitarbeiter ist noch gewachsen, und wir wollen es gern glauben, daß des Stoffes eher zu viel als zu wenig ist. Desio gewissenhafter soll die Auswahl seyn; und kein vaterländischer Dichter darf sich darüber beklagen, wenn in einen Ehrentempel seiner Heimath nur das eigentlich Gereifte und Werthvolle aufgenommen wird. Es hätte auch in diesem Jahrgange, nicht zum Schaden desselben, manches unbedeutendere Erzeugniß fehlen können; doch erscheint uns derselbe im Ganzen reicher und vollendeter, als der vorige. *Wilibald Alexis* hat zwey schöne Balladen geliefert. *Sehnucht*, vom Herausg., leidet nur an einer harten Elision: „Saug' des.“ Gegen die *Holleischen* Gedichte in schlesischer Mundart haben wir uns bey der Anzeige des ersten Jahrgangs erklärt. Die Festschritte desselben Vfs. muß man sehen, nicht lesen. *Köhler's* „in vino veritas“ läßt sich allenfalls im Weinrausche entschuldigen. *Archimedes*, von *Keller*, ist schwerfällig. Doch wir können uns unmöglich weiter auf Einzelnes einlassen, und müssen diese Anzeige mit der Bemerkung schließen, daß es uns besser schiene, wenn inskünftige entweder die Producte jedes Dichters nebeneinander ständen, oder im Allgemeinen die Anordnung nach den Dichtungsarten getroffen würde. — Das Außere ist elegant.

JUGENDSCHRIFTEN.

- 1) CELLÉ, in d. Schulze. Buchh.: *Moralische Chrestomathie für Jünglinge und Jungfrauen* zur Bildung des Herzens in Erzählungen, Beyspielen, moralischen Aufsätzen und moralischen Poesien. Zum Gebrauche in und außer Schulen. Mit einem illuminirten Kupfer. Zweyte Ausgabe. (Ohne Jahrzahl.) 255 S. 8.
- 2) HANAU, in d. Edler. Buchh.: *Jugendbibliothek des Auslandes*. In das Deutsche überetzt von einem Vereine praktischer Erzieher und herausgegeben von Dr. Gerh. Friederich. Erstes und zweytes Bändchen. Der kleine Reisende

nach Griechenland. *Erster und zweyter Theil*. 1826. XVI u. 189 und 155 S. 12. (Beide Theile 8 gGr.)

- 3) LEIPZIG u. DARMSTADT, b. Leske: *Neue Jugendbibliothek*, eine Sammlung von Originalaufsätzen, Reisebeschreibungen, Biographien, Aphorismen, aus Klassikern, Gedichten u. s. w. für das jugendliche Alter. Gewählt und eingerichtet von Dr. Fr. Heldmann. — *Erstes Bändchen*. (Ohne Jahrzahl.) 127 S. 12. (8 gGr.)
- 4) *Ebenda*., b. Ebendef.: *Neue Kinderbibliothek* zur Entwicklung, Belehrung und Unterhaltung des kindlichen Alters. Herausgegeben von Dr. Fr. Heldmann. — *Erstes Bändchen*. (Ohne Jahrzahl.) 130 S. 12. (3 gGr.)

Nr. 1. scheint der neue Abdruck eines alten, vor 30 Jahren erschienenen Buches, oder auch dasselbe nur mit einem neuen Titel versehen zu seyn. Man urtheile: „Es war daher nicht anders möglich, als daß häufige Wortwechsel zwischen dem Sohne und Vater entstanden, dessen (weissen?) ungesümmte Schärfe ihn (wen?) zu einem Widerstande reizte, der sich zuletzt nicht mehr bändigen liefs.“ Hierzu gehört die Anmerkung: „Diese Stelle giebt Lehrern vielleicht die erste Gelegenheit zu Erinnerungen für Jünglinge (?) in Absicht auf Kindespflicht.“ — So heisst es ein Paar Zeilen weiter: „Jemandem einen Gehorsam auflegen.“ Eben so veraltet sind auch die Gedichte.

Nr. 2. enthält zunächst die Uebersetzung einer französischen Bildungsschrift der Frau *Delafaye Brehier*, die besser unübersetzt geblieben wäre. Wir haben deutsche Bildungsschriften genug. Die französische Art will nun einmal unserm Geschmack nicht zusagen. Die geographischen und historischen Kenntnisse, die dieser *Euarist* gegen seine Schwester hier dunkelhaft auskramt, erlangen unsre Knaben und Jünglinge in einer ernstern Gestalt.

Nr. 3 und 4. enthalten ebenfalls meistens Uebersetzungen von Werken derselben französischen Jugendschriftstellerin; das erste mit diesem Bändchen beginnende Werk soll mehr für das reifere Alter bestimmt seyn. Das Beste darin ist eine Biographie *Aug. Herm. Franken's*, weil sie deutlich ist. Die Kinderbibliothek zeichnet sich durch größere Mannichfaltigkeit aus. Der erste Aufsatz: *Jesus im Tempel*, ist nicht würdig und biblisch-einfach genug für das Kindesalter dargestellt. Das Beste an beiden Unternehmungen ist der wohlfeile Preis.

7

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

BONN, b. Marcus: *Institutionen des römischen und deutschen Civil-Processus*. Von August Wilhelm Heffter u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension)

Pflicht des Rec. wäre es noch, die im vorliegenden Werke gegebene Darstellung des römischen Processus, welche er sonach als besonders gelungen hervorgehoben hat, einer besondern Würdigung zu unterwerfen. Doch möchte wenig gewonnen seyn, wenn er über einzelne Theile ein beyfälliges Urtheil ohne Entwicklung der Motiven abgeben, über andre eine abweichende, vielleicht unbegründete Ansicht aufstellen wollte, und er begnügt sich daher, statt dessen auf einen Umstand aufmerksam zu machen, den der Vf. übersehen hat, der aber vielleicht über manche noch dunkle Theile des römischen Processus neues Licht verbreiten dürfte. Die Ordnung nämlich, nach welcher die Pandecten redigirt worden sind, ist nach des Rec. Ansicht ganz die einer Processordnung, wie sie sich eignete für das ältere Recht und wie sich gestalten mußte, wenn nun einmal, wie wirklich geschah, in der Processordnung zugleich alle einzelnen Lehren des Privatrechts vorgetragen werden sollten. Würde sich diese Ansicht bey näherer Prüfung bestätigen, so möchten sich daraus die wichtigsten Folgerungen für den römischen Process ergeben, und in dieser Hinsicht dürfte es vielleicht vergönnt seyn, die einzelnen Momente hervorzuheben, die sich zur Rechtfertigung dieser Meinung aufstellen lassen.

Das erste Buch und die 3 ersten Titel des zweyten B.: von den Rechten und Pflichten der Gerichte, würden nach dieser Ansicht als Einleitung zu betrachten seyn, und die eigentliche Processordnung erst mit B. 2. Tit. 4, mit der *in jus vocatio*, als dem ersten Acte des Processus, beginnen. Die nähern Bestimmungen über die Ladung folgen B. 2. Tit. 5—7. und daran schließt sich sehr zweckmälsig Tit. 8—12. die Lehre von den Cautionen und Ferien, oder den Fällen, in denen ein sofortiges Erscheinen vor Gericht nicht nöthig war. Im 18ten Tit. des 2ten B. wird zu dem zweyten Acte des Processus, der Edition der Klage, und Tit. 14 und 15. zu dem Sühneversuche oder den *pactis* übergegangen, und zwar, wie schon Nooht *ad Edict. praetoris de pactis et*

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

transact. c. 6. (in der Leidener Ausgabe seiner Werke Tom. I. p. 431 f.) sehr richtig bemerkte; zunächst zu den *pactis liberatoriis* und den Transactionen, — eine Anordnung, die zugleich Gelegenheit gab, schon hier der aus frühern Verträgen entstandnen dilatorischen Einreden Erwähnung zu thun. Hieran schließt sich im 5ten Buche die Lehre von den Person, welche sowohl für sich, als für Andere vor Gericht gültig verhandeln können, so wie die Lehre von dem Rechtsverhältniß der Parteyen und ihrer Vertreter, und B. 4. Tit. 1—7. die Lehre von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, weil diese wohl vorzüglich dann gesucht wurde, wenn die Parteyen nicht selbst, sondern durch einen Vertreter vor Gericht erschienen waren. Eingeschaltet werden B. 4. Tit. 8. die Grundsätze über die ebenfalls in den Anfang des Processus gehörende Bestellung eines Schiedsrichters und wegen der doppelten Bedeutung des Wortes *recipere*, Tit. 9. dasjenige, was zu sagen war über Schiffer, Gasthalter und Stallwirthe, welche fremde Sachen zur Verwahrung übernommen hatten. Nach neuerm römischen Rechte mußten die Ausflüchte gegen den Richter noch vor der ersten Verhandlung zwischen den Parteyen, und nach älterm Recht, wenn nicht eher, doch gewiß schon vor der Litiscontestation vorgeschützt werden; ganz passend wird daher B. 5. Tit. 1. von dem Gerichtsstande gehandelt und damit zugleich die Lehre von den dilatorischen Ausflüchten beschlossen. Der dritte Act des Processus (oder vielmehr, wie sich weiter unten ergeben wird, der vierte) war die Postulation und Impetration der Klage; daher werden nunmehr, B. 5. Tit. 2. bis zum Schlusse des 41sten Buchs, die einzelnen Klagfälle durchgegangen, aber nicht bloß Formeln für die Aufstellung der Actionen und Ausflüchte werden gegeben, sondern es wird zugleich Alles gesagt, was das Privatrecht über die Begründung und Anfechtung jeder einzelnen Klage bestimmt. Allerdings aber war hier der schicklichste Ort zu Einschaltung dieser Grundsätze, wenn sie nun einmal in der Processordnung vorgetragen werden sollten. Zuerst (B. 5. Tit. 2. bis B. 10. Tit. 5.) ist die Rede von der *Querela inofficiosi testamenti*, der *hereditatis Petitio*, der *rei Vindicatio*, der *Actio Publiciana*, den wegen einer *Emphyteusis*, wegen des *Usus*, des *Ususfructus*, der *Habitatio* und den Servituten zustehenden Klagen, ferner von den Klagen auf Schadenerfatz und den sogenannten *judiciis mixtis*. Diese sämtlichen Klagfälle werden von

den späterhin vorkommenden bestimmt, geschieden durch die B. 11. Tit. 1. eingeschaltete Lehre von den Interrogationen. Einen Grund dieser Trennung kann zwar Rec. nicht mit Bestimmtheit nachweisen, doch glaubt er in den oben aufgeführten einzelnen Klagenfällen diejenigen zu erkennen, in denen nach der ältern Verfassung das Centumviralgericht competent war. Nach Plinius, *Epist.* 6, 33. gehörten die *Querela inofficiosi testamenti*, nach l. 12 C. 3, 31. *de petit. heredit.* die *hereditatis Petitio*, und nach der bekannten Stelle bey Cicero, *de orat.* 1, 38, alle Streitigkeiten über (quiritarisches) Eigenthum und Servituten zum Ressort des Centumviralgerichts. Dafs dieß nicht minder der Fall mit den sogenannten *judiciis mixtis* gewesen sey, wird sehr wahrscheinlich, wenn man erwägt, dafs das *judicium communi dividundo* und *finium regundorum* nur eine Reivindication und das *jud. familiae erciscundae* nur eine *hereditatis Petitio* in wenig veränderter Form war. Zwar ist bey den Alten in Bezug auf *judicia mixta* nicht von Centumviri, sondern stets nur von Arbitern die Rede, aber es mufs schon aus andern Gründen angenommen werden, dafs die Benennung *arbitri*, wo es nicht etwa einen durch Compromifs gewählten Schiedsrichter bedeutet, nicht einer besondern Gattung von Richtern ausschliesslich zukommt, sondern allen gemein ist und solche Urtheiler bezeichnet, die wegen der besondern Beschaffenheit des vorliegenden Falles nicht nach einer gegebenen Formel oder einem stringenten Gesetz, sondern nach eigenem Ermessen und eigener Schätzung entschieden. Auch war es wohl Regel, dafs zur Entscheidung solcher Rechtsfachen einer oder mehrere Beyfitzer deputirt wurden, und dieß war sogar bey dem *judicio finium regundorum* allemal und bey den übrigen wenigstens sehr oft nöthig, weil sich doch nicht das ganze Gericht an Ort und Stelle verfügen konnte. Wenn wir daher annehmen, dafs alle im 5ten bis mit 10ten Buche vorgetragenen Fälle den Centumviralfachen beygezählt wurden, so ist diese Annahme wohl nicht ganz ohne Grund, und sie erklärt zugleich, warum das Pfandrecht nicht unter die übrigen Realrechte gestellt wird und warum, was schon Hugo, *Rechtsgeschichte* §. 170, 4te Aufl., auffallend fand, von dem *Testamentum inofficiosum* schon hier und nicht erst weiter unten in der Lehre von den Testamenten die Rede ist. Wäre aber die hier entwickelte Vermuthung richtig, so würde sich leicht erklären, warum erst im 11ten Buche von den Interrogationen geredet wird. Alle Interrogationen nämlich, welche dort vorkommen, dienten dazu, darüber Gewifsheit zu erlangen, ob der Beklagte glaube zur Vertretung des Streitgegenstandes verbunden, oder mit andern Worten, zur Sache legitimirt zu seyn. Die Antwort des Beklagten bestimmte daher die Klagformel und, was genau darauf gebaut war, die Formel für Bestellung des Richters. Bey Rechtsfachen, die von dem Prätor und einem *judex* verhandelt wurden, mufste daher in vielen Fällen der Posulation und Impetration der Klage, eine Inter-

rogation, als dritter Act des Processus, vorhergehen. Dieß war aber keineswegs nöthig bey Centumviralfachen, weil hier kein Richter bestellt wurde, mithin auch keine strenge, in allen ihren Theilen genau bestimmte Klagformel nöthig und eben darum auch die Gefahr einer Pluspetition, — gewifs ein vorzüglicher Grund zur Einführung der Interrogationen, — weniger zu fürchten war. — Eine andre Reihe von Klagen wird nunmehr B. 11. Tit. 3. bis mit B. 22. Tit. 22. aufgeführt und unter andern auch die, welche aus einem geleisteten oder verweigerten Eide entstand, weil der Eid, wie schon von Andern sehr richtig bemerkt wurde, nach römischem Recht nicht sowohl als Beweismittel, sondern vielmehr als Mittel zu Begründung einer Verbindlichkeit angesehen wurde. Auf diese verschiedenen Klagformen folgt B. 22. Tit. 23. die Lehre von dem Beweise und von den Beweismitteln, von denen aber nur die sogenannten *instrumenta* d. h. Zeugen und Urkunden genannt werden, weil blofs diese den Römern als Beweismittel galten; Besichtigung hingegen nur ein Act der richterlichen Thätigkeit war, Kunstverständige entweder als Schiedsrichter, oder als bloße Rathgeber des Richters erschienen, und Geständnisse endlich, je nachdem sie gerichtlich oder aufergerichtlich waren, wie jede andre Thatfache erwiesen werden mufsten, oder nicht sowohl ein verurtheilendes Erkenntnis, sondern, wie ein bereits rechtskräftiges Urtheil, sofortige Execution begründeten. Die Lehre von dem Beweise und den Beweismitteln fand bey Centumviralfachen sowohl, als bey den B. 12 — 22. aufgeführten Rechtsfachen gleichmäßige Anwendung. Dieß scheint aber nicht der Fall gewesen zu seyn bey den B. 23 — 41. abgehandelten Rechtsfällen. Größtentheils entspringen diese Klagen aus Rechtsgeschäften, bey deren Abschließung die Staatsgewalt mehr oder weniger concurrirte, und wie bey allen Völkern, deren Rechtssystem durch Generalisiren der Begriffe noch nicht entstellt ist, in solchen Fällen der Beweis nicht auf die gewöhnliche Art geführt wird, so mochte auch in Rom eine andere Form des Beweises erforderlich seyn, je nachdem aus einem Contracte oder aus einem Testamente und zwischen Eheleuten geklagt wurde. Befätigt wird diese Ansicht dadurch, dafs in einigen der B. 23 — 41. vorkommenden Rechtsfachen ein solenner Beweis gar nicht anwendbar und ein außerordentliches Verfahren ausdrücklich vorgeschrieben war. So z. B. in Alimentensachen nach l. 5. D. 25, 3. *de agnoscendis et alend. lib.*, bey den Verhandlungen über eine *Inspectio ventris* nach l. 1. §. 2. D. 50, 17. *de reg. jur.* und l. 1. §. 1 D. 25, 5. *de insp. ventr.*, in Vormundschaftsachen nach l. 13. §. 1. D. 27, 1. *de excus. tut.* und l. 1 pr. ingl. l. 7. 8 D. 26, 7. *de adm. tut.*, bey der *Inmissio ventris in possessionem* nach l. 7 D. 37, 8. *de ventre in poss.*, bey der Anwendung des Carbonianischen Edicts nach l. 1 pr. und l. 3. §. 4 D. 37, 10. *de Carbon. edict.*, bey der *novi operis nunciatio* nach tit. D. 39, 1. *de novi oper. nunc.*, und endlich bey der *Cautio damni infecti* nach l. 7 pr. D. 39, 2.

de damno infecto. — Die Grundsätze dagegen über das Urtheil und dessen Vollstreckung zu Gunsten eines oder mehrerer Gläubiger sind auf alle Processen anwendbar, und sie werden daher im 42ten B. vortragen. Ein rechtskräftiges Urtheil kommt indeß nicht vor bey dem Interdictsverfahren, und von diesem konnte deshalb erst im 43ten Buche die Rede seyn. Der Lehre von den peremptorischen Ausflüchten und den Sponsionen, welche sich B. 44 — 46. daran schließt, würde allerdings eine andere Stelle angewiesen worden seyn, wenn es möglich gewesen wäre, wie im Anfange so auch in den übrigen Theilen des Werks streng an der Ordnung zu halten, nach welcher die einzelnen Acte des Rechtsstreits auf einander folgen. Dann aber mußte jene Lehre zwischen den Grundsätzen von der Postulation und Impetration der Klage und der Beweislehre eingeschaltet werden. Die letztere aber bildet nach dem Obigen nur einen Anhang zu den im 5ten bis mit 22ten B. vorkommenden Klägfällen, und die Grundsätze von der Postulation und Impetration der Klage waren hinwiederum Einleitung zum 12ten bis mit 22ten Buche. Eine solche Einschaltung war mithin nicht möglich, und wenn nun einmal, wie dies nicht anders seyn konnte, von der Ordnung des Verfahrens abgewichen werden mußte, so war hier allerdings der schicklichste Ort zu Einschaltung von Grundsätzen, die sich auf Actionen aller Art und auf diese sowohl als Interdicts bezogen. Das 47te und 48te Buch handelt von dem Criminalprocess und der 1 — 13te Tit. des 49ten B. von den Rechtsmitteln, weil diese ebenfalls im Civil- als Criminalprocess Anwendung fanden. Den Anhang bilden das öffentliche Recht und einige Rechtsregeln, die sich auf alle Acte des Processus, auf das ordentliche und außerordentliche Verfahren und ebensovohl auf öffentliches als auf Privatrecht beziehen, und allerdings weit zweckmäßiger an die Spitze des Werks gestellt worden wären, wenn man nicht, wie das Obige klar ergibt, nach den damaligen Begriffen von System und Ordnung es für gleichgültig gehalten hätte, ob das Allgemeine einer Lehre vor- oder nachgestellt werde, wenn man nur nicht, was auch hier nirgends geschah, das Allgemeine und Besondere, Regel und Ausnahme, vermische und neben einander stelle.

Was hier über die Ordnung der Pandecten gesagt ist, bedarf, wie Rec. sehr gut fühlt, noch überall einer nähern Begründung; doch soll es auch für jetzt nur als flüchtiger Einfall gelten, nur Anregung seyn zu einer weitern, umsichtiger Prüfung jener Ordnung, die gewiß nicht als zufällig angesehen werden kann und, sobald nur der Schlüssel dazu gefunden ist, die ernste Forschung durch mehr als einen, nie geahndeten Erfolg belohnen dürfte.

Dresden.

Nitzsche.

JENA, b. Cröker: *Anleitung zum Referiren und Extrahiren der, vornehmlich im Sächsischen Pro-*

cess verhandelten Gerichtsacten, nebst einigen Mustern von Acten-Extracten und Relationen, von Dr. A. S. Kori, Oberappellationsrath und ordentlichem Professor der Rechte zu Jena. 1824. VIII u. 80 S. 8. (16 gr.)

Nachdem die Anweisung zum Extrahiren und Referiren der Gerichtsacten von Kees vom J. 1789 vergriffen war, machte sich das Bedürfnis einer fernern Anleitung fühlbar, besonders dem Vf. als Leitfaden bey seinen Vorlesungen und praktischen Übungen, wobey er einerseits die aus eigener Erfahrung geschöpften anderweitigen Vortheile zu benutzen, anderntheils den Fehler zu vermeiden beabsichtigte, so viel Sätze aus der Theorie des Processus einzumischen, als Kees gethan. Das Letztere ist jedoch noch nicht genug geschehen. Namentlich gehören hierher die mehrfachen Anweisungen, wie unter gegebenen Voraussetzungen *in meritis* zu erkennen sey. Dagegen ist die Anleitung an sich gut geordnet, lichtvoll und überaus praktisch. Jedoch ist solche ganz auf den Gang des gemeinen, vornehmlich des sächsischen Processus berechnet, dessen formeller und genau gemessener Gang eine gänzliche Unterscheidung der verschiedenen Arten von Erkenntnissen zuläßt. Was der Vf. im Eingange über den Vorzug des mündlichen Vortrags vor dem schriftlichen angeführt hat, ist zwar an sich sehr richtig, vorausgesetzt, daß beide Vorträge dieselben materiellen Gegenstände enthalten, entscheidet aber nicht über den Vorzug des Einen oder des Andern im Allgemeinen. Die Hauptrückicht ist immer, daß der mündliche Vortrag keine Controlle der Vollständigkeit und Richtigkeit gewährt, und daß er eben deswegen nur als Ausnahme bey sehr erprobten, geübten und pflichttreuen Räthen zugelassen werden kann.

Die vom Vf. gegebenen Regeln sind nicht nur insgesammt anwendbar, sondern auch im Ganzen ausreichend. Nur dagegen, daß jeder Referent bey jedem streitigen Satze vorerst den Beschluß des Collegii einholen und erst dann in Gemäßheit desselben in seinem weitem Vortrage fortfahren müsse, ist einzuwenden, daß gerade dies unter die noch sehr streitigen Aufgaben der Metaphysik des Processus gehört. Bey Streitfragen über von einander unabhängige Gegenstände versteht es sich von selbst, daß sie einzeln entschieden werden müssen; aber ob bey einer Reihe von einander abhängiger oder doch zu einer Hauptentscheidung beytragender Vorfragen über jede einzelne, oder nur über die Summe Aller abzustimmen sey, ist noch gar nicht so ausgemacht. Es wird ferner nicht immer, ja nur selten der Fall seyn, daß (S. 21.) bey Vorträgen auf das erste Verfahren die *Merita causae* mit der Processgeschichte in Eins zusammenfallen, da jene immer den materiellen Inhalt, diese den formellen Gang des Processus angehen. Auch wird es unter allen Umständen rathsam seyn, weil es die Uebersicht und die Pointe des ganzen Vortrags aufklärt, der Angabe der Ver-

Veranlassung des Rechtsstreits sogleich den ganzen Thatbestand, so weit die Parteyen darüber einig geworden sind, hinzuzufügen, und erst dann weiter, nach eingefalteter Proceßgeschichte, zu dem fortzuschreiten, was noch *in Facto* oder auch *in jure* streitig geblieben ist. Denn nicht bloß die thatächlichen Streitgegenstände, sondern eben so gut auch die bestrittenen Rechtsfragen sind Gegenstand des zu haltenden Vortrags; gleichviel, ob die Parteyen darüber gestritten haben, oder ob sie sonst ins *jus controversum* einschlagen. Wo der Zusammenhang nicht ein Andres mit sich bringt, wird es jedoch immer angemessen seyn, die Thatpunkte von den Rechtspunkten zu trennen. Die Vorausschickung des unstreitigen Thatbestandes wird besonders bey den Erkenntnissen über das erste und über das Hauptverfahren den Nutzen bringen, daß dem Collegio immer vorschwebt, worauf es hauptsächlich bey jeder Sache ankomme. Ganz vorzüglich ist bey den Erkenntnissen auf Beweis in Erwägung zu ziehen, nicht bloß wie derselbe zu führen, sondern auch worauf er zu richten? Es ist einer der erheblichsten Mängel im sächsischen Gerichtsgebrauche, daß hierauf nicht gehalten wird, was wohl von dem Vf. schärfer ins Auge gefaßt zu werden verdient hätte, da wenigstens, wenn im Productionsverfahren über die Erheblichkeit oder Statthaftigkeit eines Beweises gestritten worden ist, darüber gesprochen werden muß. Dagegen verdient besondere Anerkennung der Rath des Vfs. (S. 48.): bey dem Actenauszuge zum Definitiv-Erkenntniß einen Präliminar- und einen Hauptextract anzulegen. Doch gehört in den erstern lediglich das, was das Verfahren im Allgemeinen betrifft, wogegen das, was die Beweisfähigkeit und Beweiskraft der einzelnen Beweismittel angeht, zweckmäßiger in den letztern da aufgenommen wird, wo jedes Beweismittel zuerst vorkommt. Der arme Mävius zu Fischbach ist nach des Rec. Meinung schlecht weggekommen.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Buntes Leben*. Roman aus d. Engl. übersetzt von Theodor Hell. (Winkler.) Erster Theil. 1826. 287 S. Zweyter Theil. 1827. 320 S. 8. (Preis beider Theile 2 Rthlr. 12 gGr.)

Wir sind dem geistreichen Uebersetzer Dank schuldig, dieses neue Erzeugniß der englischen Romanliteratur auch bey uns heimisch gemacht zu haben. Das Original: *The Story of a life*, von einem unbekannten Vf., hat bald nach seinem Erscheinen in London mehrere Auflagen erlebt. Der deutsche Titel entspricht zwar nicht ganz der Bedeutung des englischen; allein mit Recht hielt Hr. Hell diesen in seiner Einfachheit nicht bestimmt genug für die Bezeichnung eines Gemäldes, reich an Abenteuern, an

mannichfaltigen Charakteren und seltsamem Scenenwechsel. Es ist das Leben eines leichtsinnigen, eines — wenn man will — verlorenen Sohns, das hier mit Zügen geschildert wird, welche eben sowohl die Empfindungen und Mängel eines schwankenden Gemüths, wie die Begebenheiten, bey denen es sich entfaltet, und die Eigenthümlichkeiten fremder Länder treu und anziehend wiedergeben. Wenn wir gern einräumen, daß diese Darstellung in ihrer reichen Beweglichkeit, in dem Reize des oft veränderten Locals, sich an die bekannten Reise-Romane *Anastasius* und *Hadschi Baba* anreihe — wie der Uebersetzer in der Vorrede meint: so sind wir dagegen erfreut, den Helden der Geschichte nie zu der empörenden Schlechtigkeit des Ersten, noch zu der niedrigen Heucheley und Betruglust des Zweyten versinken zu sehen. Um so mehr hätte der Leser wünschen mögen, den Unglücklichen endlich mit sich ausgelöhnt zu sehen; allein er bleibt zuletzt versunken im Grame um ein Leben, das er verloren wähnt, bis der Tod ihn von der Last seines Daseyns befreyt. — Die Uebersetzung ist wie sie aus der Feder eines bewährten Meisters erwartet werden konnte.

JUGENDSCHRIFTEN.

MEISSEN, b. Gödsche: *Schottischer Robinson*, oder *des Schottländers Jakob Flinton's Abenteuer und Reisen zu Wasser und zu Lande durch alle Welttheile*. Ein Buch für die Jugend, zur Unterhaltung sowohl als zur Belehrung in der Länder- und Völkerkunde; von H. Oswald. Mit vielen illum. u. schwarzen Kpfn. Ohne Jahrzahl. Zwey Theile. 589 S. 8. (2 Rthlr. 10 gGr.)

Den Namen *Robinson* führt diese Bildungsschrift für Kinder darum, weil der Held derselben zweymal in ähnliche Lagen geräth; als der alte, durch *Campens* Bearbeitung so beliebt gewordenen *Crusoe*. Nur wird diesem Vorbilde immer der Preis gebühren. *Jakob Flinton* findet gar zu viele Lebensbequemlichkeiten, während *Robinson Crusoe* sich die längste Zeit seines Aufenthalts sehr kümmerlich behilft und nur nach und nach in einen bessern Zustand gelangt; darum nützt seine Geschichte auch noch mehr in moralischer Beziehung, als daß sie geographische und naturalistische Kenntnisse mittheilt; indem sie zeigt, wie weit es der Mensch durch 'eignes Nachdenken und Anstrengung der Kräfte, auch ohne besondere äußere Unterstützung bringen könne, und wie der leichtsinnige Knabe durch Gottes weise Führung in traurigen Schicksalen zum bessern Manne gebildet werde. Manche Situationen sind in vorliegendem Buche auch von dem Vorgänger geborgt. Die Reisen durch die ganze Welt gehen besonders zuletzt auch sehr geschwind vor sich, und manche Merkwürdigkeiten werden nur kurz berührt oder übergangen. Indess wird das Buch gewiß seine Leser finden und sie anziehen!

E R G Ä N Z U N G S B L Ä T T E R

Z U R

A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G

Januar 1827.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, h. Reimer: *Armen-Pharmakopöe*, von Dr. C. W. Hufeland, königl. Preufs. Staatsrath, Ritter des rothen Adler-Ordens 2ter Klasse, erstem Leibarzte u. s. w. Vierte vermehrte Auflage. 1825. 72 S. 8. (9 gGr.)

Diese seit 15 Jahren in dem polyklinischen Institute zu Berlin eingeführte Armen-Pharmakopöe erscheint hier in einer „wesentlich veränderten und verbesserten Auflage.“ Gleichwohl findet Rec. bey derselben noch Manches zu erinnern, was, wegen der Wichtigkeit der Sache, um so weniger verschwiegen werden darf, je einflussreicher der verdiente Ruhm des würdigen Vfs. ist. — Uebergehend die in der 1818 erschienenen dritten Auflage auf 21 Seiten angegebenen, seitdem aber sehr veränderten Armen-Krankenverpflegung in Berlin fängt dieses Schriftchen mit der Vorrede (S. 3 — 8.) an: der Zweck einer Armen-pharmakopöe sey, bey dem Verordnen der Arzneyen, soviel es ohne Nachtheil für den Kranken thunlich ist, Kosten und Zeit zu ersparen; dies sey Pflicht gegen die Armen, das Armenwesen, den Staat, und sollte uns bey Allen heilig seyn, denen nicht Ueberfluß zu Theil ward; eine 30jährige Erfahrung in klinischen Anstalten, denen der Vf. vorstand, habe ihn gelehrt, daß bey genauer Befolgung dieser Grundsätze die Arzneykosten für einen Kranken im Durchschnitt nicht mehr als 1 oder (!) 1½ Thaler betragen, und ein Pfennig bey jedem Recept erspart, das z. B. für die Armen in Berlin geschrieben wird, betrage, mäßig angeschlagen, jährlich 300 — 400 Thaler. Für jüngere Aerzte habe er manchen der wirksamsten Arzneimitteln praktische Bemerkungen beygefügt, und mehre in seiner Praxis besonders wirksam gefundene Mischungen bekannt gemacht. Die alten officinellen Namen habe er hier — meist den neuern Preussischen beygesetzt, und in einigen Formeln in der Taxe, — wie auch in seiner Klinik beybehalten, weil sie allgemein verständlich und unabänderlich seyen, und weil diese Pharmakopöe für eine Klinik bestimmt sey, in welcher auch Aerzte aus Gegenden gebildet werden, denen die Namen der Preussischen Pharmakopöe fremd sind. — Rec. scheint der vom Vf. angegebene Zweck nicht so eingeschränkt werden zu dürfen, wie hier geschehen ist, sondern des Arztes Ziel immer, auch bey Reichen seyn zu müssen, und daher hält er schon den Titel des Buchs für un-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

passend, welcher leicht den gemeinschädlichen Wahn erregt, daß uns bey dem Receptschreiben für Wohlhabende alle haushälterischen Rücksichten erlassen seyen und wir bey denselben verschwenden dürfen, so viel uns einfällt. Wenn der Sparspennig bey den gedachten Armen schon so viel beträgt, — in der 5ten Auflage wird derselbe sogar als eine jährliche Ersparnis von 500 Thln. angesehen: — wie viel könnte durch die Beachtung desselben bey dem Receptschreiben überhaupt der Nation zu andern Zwecken erhalten werden! Wer dies für allzu staatswirthschaftlich hält, der mag immerhin nur seine Kranken bedenken, und er wird sich doch bey Allen zu gleicher Haushaltung verpflichtet fühlen. Es berechtigt uns Niemand, mehr Aufwand zu machen, als zu seiner Heilung erforderlich ist; und müssen wir auch Kranken, welche, den Werth der Heilmittel nach dem Preise und nach der bequemen Form derselben messend, die kostspieligsten verlangen, hierin zuweilen selbst zu ihrem therapeutischen Vortheil nachgeben, warum sollen wir auch in andern Fällen gleiche Verschwendungen machen? Etwa zur Erhaltung besserer Apotheken? Dies hat zwar ein anderer Schriftsteller ausdrücklich gewollt, den Rec. bey dieser Gelegenheit zu nennen Anstand nimmt; allein gerade der öftere (und unter den, der genaueren Beobachtung günstigeren Verhältnissen der Wohlhabenden und Reichen belehrendere) Gebrauch der weniger kostenden und einheimischen Mittel würde eben so sehr die pharmaceutische Sorgfalt für ihre bessere Beschaffenheit vermehren, wie die größere Entbehrlichkeit der kostspieligen und ausländischen, mithin auch Verminderung ihres Preises und der Anlockung zu ihrer Verfälschung zur Folge haben, und dadurch die Apotheken wahrhaft verbessern. Aber auch hiervon abgesehen, weiß Rec. nicht, wer uns befugt hätte, so willkürliche Steuern auszusprechen, und wie wir den wahren Ueberfluß von Scheinreichthum unterscheiden sollen, der gewöhnlich noch drückender, als die unter ihm versteckte Armuth, und da am peinlichsten ist, wo letztere am sorgfältigsten verborgen wird. — Was die Armenpraxis des Vfs. belangt, so erscheint die obgedachte Durchschnittssumme viel zu hoch, wenn man erwägt, daß unter den Armen Krankheiten, welche einigen Unzen Glaubersalz, Kamillenthee u. dgl. weichen, häufig vorkommen; und sie giebt um so weniger ein gutes Beyspiel von genauer Befolgung der hier anzuwendbaren haushälterischen Regeln, als sie selbst so un-

H nau

nau ist, zwischen zwey und drey Dritteln zu schwanken, wovon die Ursachen wenigstens hätten angedeutet werden sollen, da das ungewisse Drittel in manchen Armenianfalten sehr bedeutend ist. — Rückfichtlich der Arzneynamen sieht allerdings zu bedauern, daß Neuerungen hier so leicht Irrungen veranlassen; wie man selbst in der vorliegenden Schrift (S. 22.) anstatt *Kali sulphuricum*, *Kali sulphuratum* findet. Dessen ungeachtet sollte wohl jeder Arzt, um häufigere Verwechselungen in den Apotheken zu verhüten, beyrn Verordnen der Arzneyen sich überall der Namen derselben bedienen, welche sie in seiner Landespharmakopöe einmal erhalten haben, und am wenigsten dürfte hierbey die Willkür zu billigen seyn, welche bald der ältern, bald der neuern Nomenclatur folgt. In vorliegender Schrift hat der Vf. für *tinct. antim. acris* im I. Abschn. nach der Preussischen Pharmakopöe richtig den Namen *tinct. Kalina* gebraucht, und den, auch im I. Abschn. aufgenommenen, *liquor. japon. sib.* dieser Pharmakopöe, (*sulph. aurat. liquid., tinct. antim. Jacoby*) im II. Abschn. unrichtig *tinct. antim. acris* genannt.

Zur Lösung seiner Aufgabe stellt der Vf. zuvörderst (S. 9—12.) 11 Hauptpunkte auf, „wodurch die Arzneykosten vermindert werden, und welche dieser Pharmakopöe zum Grunde liegen.“ — Gern sieht man hier neu hinzukommen: den Punkt 2, nach welchem alles Unnütze und Ueberflüssige, das mehr dem Geschmack und dem Luxus dient, als dem Hauptzwecke; z. B. wohlschmeckende Syrupe, aromatische Wasser wegbleiben soll, und den 6ten Punkt, welcher erinnert, keine zu große Quantitäten auf einmal zu verschreiben, und öftern Wechsel zu vermeiden. Dagegen vermißt man, nebst mehreren andern hierher gehörigen Maalsregeln, auch die 10te der 8ten Auflage, nämlich, daß die jedesmalige Wiederholung vom Arzt soll vorgeschrieben werden: was doch zur Vermeidung unnöthiger, oft schädlicher Wiederholungen, nach welchen, oder wohl gar wegen welcher, zuweilen noch andre Mittel verschrieben werden müssen, unerläßlich ist; wenn es auch dem Arzt beschwerlich wird, — jedesmal nach eigener Untersuchung, oder wenigstens nach erhaltenem Bericht zu bestimmen: ob und welche Arzneyen noch nöthig sind. Die eigentliche Pharmakopöe (S. 12—57) soll, wie aus den Ueberschriften hervorgeht, im ersten Abschnitte die rohen und zubereiteten, im zweyten die zusammengesetzten Mittel enthalten. Gleichwohl erscheinen die Tincturen und Unguenthe theils im ersten, theils im zweyten Abschnitte, und der *liquor. ammon. sulphurat.* und das *ungt. hydr. ciner.* in beiden. — I. (S. 12—32.) *Alphabetische Uebersicht der für die Armenpraxis hinreichenden einfachen und präparirten Mittel, nebst Anzeige ihrer Surrogate.* Wie in der 8ten Auflage, so wird hier erst vorbemerkt, daß nicht die Menge, sondern die Kraft unpassende Auswahl der Mittel die Kur mache, daß diels um so mehr bey den Armen gelte, die noch nicht durch Arzneyen verwöhnt seyen, und weniger Mannichfaltigkeit bedürfen. Hierauf wird

gesagt, daß hier also eine Auswahl der wirksamsten Mittel gegeben werde, die gewiß in den meisten Fällen zureichen, und größtentheils inländisch und wohlfeil sind. Es werden dann mit Weglassung der *rad. Zingiber. alb.* und Zugabe von *basam. de Copaiva*, *Chinin. sulph.*, *Entr. Gratiol.*, *Entr. Senn.* und *Ol. Croton.* 287 Mittel genannt. — Außer diesen sind in den Zusammensetzungen des 2ten Abschnitts noch einige enthalten, wie *aqu. petroselin.* und *rosarum*, *ammoniacum*, *asa foetida*, *benzoe*, *caryophylli*, *cera*, *cetaceum*, *cort. aurant.* und *cinnamomi*, *crocus*, *extr. card. bened.* und *fumariae*, *flor. verbasci*, *herb. fumariae*, *stramonii*, *toxicodendron*, und *tussilaginis*, *mucilago Semin. cydonior.*, *ol. anisi*, *bergamott.*, *carvi*, *lavendulae* und *rorismarini*, *rad. bardanae* und *Zingiberis*, *resina juniperi* und *hederac.*, *sapo jalappin.*, *serum cervi*, *testae ostrearum rec. calcinat.* und *viscum quernum*. Es sind also über 300 theils rohe, theils zubereitete Mittel im Gebrauch des Instituts, von welchen mehrere entbehrlich scheinen, wie z. B. *aqu. rosar.*, *cetaceum*, *extr. senn.*, *Kali aceticum*, *liquor ammon. anis.* und *liquor japon. sibi.*, *manna*, *millepedes*, *oxym. simpl.* und *scillit.*, *rad. hellebori nigri*, *ireos Florent.* und *pyrethri*, *sapo jalappin.*, *spirit. cochlear.*, *syr. simpl.*, *tinct. rhei vinosa*, u. m. a., wogegen Rec. hier mehrere theils wegen ihres geringen Preises, theils wegen ihrer inländischen Heimath vorzügliche Mittel ungern vermißt, wie *cajoreum*, *colla. cort. nuc. jugland.* und *pruni padi*, *fol. quercus*, *herb. pulsatillae nigricant.*, *Kino*, *ol. Ricini*, *rad. allii*, *asar. Europ.*, *gratiolae*, *ononid. spinosae* und *ptarmicae*. — Ueber die einzelnen Mitteln beygegebenen, an sich allerdings lehrreichen Bemerkungen erlaubt sich Rec. folgende Erinnerungen: Die Gabe des *chinin. sulphuric.* (S. 15.) — 1 bis 2 Gran, höchstens dreymal täglich — ist in den Fällen, für welche allein dieses Mittel, wegen seines hohen Preises, bleiben sollte, oft viel zu gering und dadurch lebensgefährlich. Daß das die Königsrinde, oder gar die China überhaupt auszeichnende und ihr den Vorzug leichter (?) Verdaulichkeit und kräftigerer Reizkraft gebende flüchtige Princip ihren Surrogaten durch aromatische Zusätze, Kampher oder Ombre gegeben werden könne, ist eben so wenig erwiesen, wie daß diese Vorzüge ganz die Eigenthümlichkeit der China ausmachen und nur von einem flüchtigen Princip abhängen. Daher ist es auch zweifelhaft, ob die Surrogate der China ihr durch dergleichen Zusätze, wie der Vf. meint, noch ähnlicher gemacht werden können; und es sollte vielleicht von einer *China factitia* noch nicht die Rede seyn. Der Abkochung derselben „den dritten Theil des *dec. chinae* und auf 8 Unzen ein Quentchen *Pulv. chinae*“ zuzusetzen, hält Rec. im Allgemeinen für überflüssig, und da, wo es wirklich auf China ankommt, für eine schädliche, ja gefährliche Beschwichtigung. Sehr unbestimmt ist (S. 17.) die Empfehlung des *cort. ulmi* „bey chronischen Hautkrankheiten und bey *fluor albus*.“ Das *elaterium* ist gewiß

„wegen seiner großen Heilkraft in der Wassersucht schätzbar.“ Dies kann aber durch die Wirksamkeit der *mixtura hydragoga* des Vf. — Rp. *elater. gr. j. aqu. petroselin. ℥vj. Sp. nitr. aeth. ℥ij. oxym. scillit., syv. de spina cervin. aa. ℥ss. rob juniper. ℥i. tinct. arom. ℥j* nicht nachgewiesen werden. In wiefern der *merc. solubil.* (S. 22.) das „wirkfamle Mercurialpräparat“ genannt wird, hätte wohl angegeben werden sollen. Der *liqu. ammon. acet.* dürfte entbehrlich seyn, und wo er angezeigt ist, Salmiak aber nicht passen würde, da könnten wohl kleine Gaben von *liqu. ammon. aquos.* ausreichen. Der *liqu. ammon. anis.*, bestehend aus *ol. anis. p. 1., sp. vini rectificatiss. p. 24.* und *liqu. ammon. caust. p. 6.* kann sehr gut durch $\frac{1}{2}$ des letztern ersetzt werden, allenfalls in *aqu. anis.* und *succ. dauc.* oder *samb.* gegeben. Die Weglassung des *ol. ricin.* scheint durch das, was (S. 25.) darüber gesagt wird, nicht gerechtfertigt. Was dieses Mittel als Oel thut, und was davon abhängt, wozu auch zuweilen Darmausleerung und Schmerzstillung gehört, kann wohl durch andre frische Oele auch erlangt werden, nicht aber durch *purg. salina et resinosa*, oder respective durch *narcotica*; und ob die ihm außer dem Oele noch eignen Bestandtheile durch die gedachten Mittel in allen solchen Fällen können ersetzt werden, in welchen *ol. ricin.* mit Vortheil gegeben wird, glaubt Rec. noch bezweifeln zu dürfen. Die Empfehlung der *rad. ir. Flor.* wird verdächtig durch die Weise, wie der Vf. sie als Brust-Elixir, Pulver und Thee gebraucht. — Als Ersatz, oder eigentlich Vertretungsmittel für die Fälle, in welchen es erlaubt ist, solchen Mitteln zu vertrauen, hätten vielleicht vor Allen die *rad. asar. Europ., gratiolae* und *imperator.* genannt werden sollen, und zwar die erste anstatt der in ihrer Wirkung immer unzuverlässiger werdenden, daher immer größere Dosen fordernden, und darum kostspieligere *Ipekakuanha* und der *Senega*; die zweyte, wie auch die *herba gratiol.*, anstatt der Rhabarber, der Senna und des Helleborus, und die dritte für die Senega.

Der zweyte Abschnitt enthält die *zusammengesetzten Mittel*, von welchen 57 stets in den Apotheken vorräthig seyn sollen. Einige Zusammensetzungen der vorigen Auflage sind hier abgeändert, zum Theil so, als man sie für ganz andre Mittel halten muß. Hinzugekommen sind: ein *infus. laxat., species purgant, tinct. nuc. vom. und tinct. jenn.* — Ungern vermißt Rec. hier die nöthige Rücksicht auf Einfachheit, Preis und Heimath der Mittel, am auffallendsten bey *elixir. aperit.; elixir. pect., pilul. balsum. und pilul. scillit.*, aber auch bey andern Mitteln. *Cerevisia armor.* kann ohne Syrup zu Hause bereitet oder durch andre Hausformen des Meerrettigs wohl ersetzt werden; *elect. anthelm.* und *el. e jenn.*, welches letztere nur in der Taxe aufgenommen ist, kann Kindern, ohne viel zu verschmieren, nicht wohl beygebracht werden; im *linitus emet.* ist die *ipeccac.* meist, und der Syrup, wenn er nicht etwa bey Kin-

dern zuweilen nöthig wird, immer überflüssig; überall, wo Manna oder Syrup vorkommt, würde *succ. dauc. insp.* anreichen; im *pulv. antiphlogist.* ist der *tart. natron.* überflüssig; im *pulv. Plummeri* sind von den drey Quentchen Zucker zwey zu viel; anstatt der *sp. prothea* kann Melissenkraut, Chamillen u. dgl. dienen, so wie auch zu dem (S. 14.) empfohlenen und doch in der Receptur nicht befolgten Ersatz der destillirten Wasser.

In der angehängten Taxe für die Armen (S. 57 bis 69.) fehlen *acid. lignos. entr. jenn. und ol. vicin. artific.* (dessen der Vf. S. 25 gedenkt), und andre Mittel sind in derselben aufgenommen, welche man in ihr nicht erwartet, weil sie in der vorliegenden Pharmakopöe nicht enthalten — zum Theil ausdrücklich widerrathen — sind, wie *aqu. foenic., menth. pip. und samb., gelatina rad. saleb., mosch. artificial. und ol. ricini.*

Der hinzugekommene Anhang zum Gebrauch für die Studirenden im K. polyklinischen Institut stellt unter der Ueberschrift: „Dosenbestimmung“ zuvörderst die gebräuchlichsten Mittel nach ihrer Uebereinstimmung in den gewöhnlichen Dosen zusammen, giebt dann die Normen zur Abänderung der letztern nach dem Alter des Kranken, — von 1 — 12 Monat und von 1 — 5 — 10 — 20 Jahr, — nach der Form der Mittel — Pulver, Infusion und Decoct, Extract, — und nach dem Applicationsort, — innerlich, zum Klystier, zum Bad, — an, und endlich, unter der Rubrik: „Gewichtsbestimmung“, das Nürnberger Medicinalgewicht, wieviel ein Suppenlöffel, ein Theelöffel, eine Tasse (von welchem Körper, wird nicht gesagt) nach diesem Gewicht enthält, und wie viele Tropfen in einem Quentchen destillirtes Wasser, Weingeist, weingeistige Tincturen und noch 6 andre Flüssigkeiten enthalten. — Rec. ist es aufgefallen, hier als die geringste Gabe der bez. Mittel überhaupt $\frac{1}{2}$ Gran, und als das höchste $\frac{1}{2}$ ss zu erblicken; bey einzelnen Mitteln das Minimum viel zu groß, und bey andern das Maximum viel zu klein zu finden, wie Aloë wenigstens zu 4 Gran, Nitrum zu einem Skrupel, und *Kerm. min., op., tart. emet.* höchstens zu gr. j.; Mittel rückichtlich ihrer Gaben gleichgestellt zu sehen, welche hierin von einander sehr abweichen, wie Aloë und Zimmt u. s. w. Am meisten befremdet es ihn aber, daß die Momente, durch welche die gewöhnlichen Gaben näher bestimmt werden, hier so unvollständig und so ungenau angegeben worden sind, da selbst bey den vom Vf. angeführten Arten dieser Momente nicht einmal die Umstände erwähnt sind, welche auf die von jenen Momenten ausgehende Bestimmung der Gaben jedesmal sehr großen und wichtigen Einfluß haben: wie z. B. die therapeutische Natur der Mittel selbst bey Bestimmung ihrer Gaben nach dem jüngern, besonders kindlichen Alter des Kranken, die Verdaulichkeit der rohen Mittel und die Menge und Beschaffenheit ihrer wirksamen Bestandtheile, rücksichtlich der von der Form derselben abhängigen Ga-

Gabenbestimmung; und in Ansehung der nach dem *Anwendungsorte* zu messenden, das Alter und die sonstige Beschaffenheit des Kranken, die näher bestimmte Anwendungsweise (ob das Klystier bleiben, oder ausleeren, und ob das Bad allgemein, oder partiell angewendet werden soll) und die besondre Natur des zu badenden Theils. Es ist zwar anzunehmen, der Vf. habe sich vorbehalten, seine Zuhörer über dergleichen Umstände mündlich näher zu belehren, da ihm seine vielfachen, ärztlichen, amtlichen und literarischen Arbeiten zur Durchsicht der vorliegenden Schrift wenig Zeit gelassen haben mögen. Allein das Buch wird auch in die Hände solcher Aerzte kommen, welche, einmal nicht besser unterrichtet, Alles unbedenklich zu ihrem Leitfaden nehmen, was sie von einem berühmten Manne gedruckt sehen. Daher kann Rec. den Wunsch nicht zurückhalten: es möchte dem so thätigen Vf. gefallen, bey einer *etwanigen fünften* Auflage hierauf die nöthige Rücksicht zu nehmen.

GESCHICHTE.

TORGAV, b. Wideburg: *Die falschen Demetrien und der Aufstand der Strelitzen*. Zwey Revolutions-Scenen aus der russischen Geschichte. Dazu eine *Uebersicht der russischen Geschichte bis 1700* als Einleitung, und eine *Darstellung der Lehren und Gebräuche der griechisch-russischen Kirche* als Anhang. 1826. 125 S. 8. (10 gGr.)

Nach der kurzen Vorrede war es dem Vf. dieses Schriftchens nur darum zu thun, „in dem gegenwärtigen Zeitpunkte, wo politische Verirrungen und gefährliche Meutereyen die Blicke Aller auf das größte Reich Europa's gezogen haben“, ein mehrseitiges Interesse zu befriedigen, „zugleich aber auch alle Freunde der Gesetzlichkeit mit der beruhigenden Ueberzeugung zu erfüllen, daß alles voreilige Anstreben gegen gesetzliche Ordnung sich nimmer des Gelingens erfreue.“ — Das Werkchen hätte russisch geschrieben werden sollen, denn für Russen kann es nur eine Warnungstafel seyn. — Wäre die neueste mißlungene Rebellion daneben gestellt, so würde dieß eine allerdings interessante Vergleichung gewähren. Dieß ist nicht der Fall, und es läßt sich daher der Erscheinung dieses Schriftchens kein rechter Zweck unterlegen, und besonders erscheint der Anhang über die griechisch-russische Kirche, die nichts oder wenig mit jenen beiden Revolutionen zu thun hatte, und die aus vielen Büchern hinlänglich bekannt ist, als ein wahrer Auswuchs. — Die Erzählung der beiden Thatfachen ist einfach, allein nur sehr oberflächlich und für die Wissenschaft ohne allen Werth. Bey dem ersten falschen Demetri ist selbst ein Hauptzug, seine unbezähmte Wollust, die vorzüglich seinen Sturz herbeyführte, übergangen.

Der kurze *Ueberblick der russischen Geschichte bis zum Jahre 1584... Chr.* ist übrigens nicht übel entworfen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MÜNSTER, in d. Coppenrath. Buchh.: *Homilien und Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres*. Von J. H. Brockmann, Domkapitular, Dr. u. Prof. der Theologie zu Münster. *Erster Theil*. Vom Advent bis Fastnacht. 1826. XVI u. 472 S. 8. (1 Kthlr. 12 gGr.)

Es thut wohl, unter den vielen katholischen Geistlichen der gegenwärtigen Zeit, die dem strictesten Romanismus oder gar Jesuitismus huldigen, einen wackern Prediger dieser Kirche zu treffen, der milden christlichen Geistes und fern von der Ketzer- und Profelytenmacherey ist. Der Vf. dieser Amtsvorträge gehört zu denselben; er ist ein Schüler von Sailer und dankt demselben öffentlich für seinen Unterricht. Es erweckt Vertrauen zu ihm, wenn man ihn also reden hört: „Das Beyspiel der Apostel und christlichen Bischöfe fordert den christlichen Prediger der jetzigen Zeit um so dringender auf, die Verkündigung dieser Lehren (des Evangeliums nämlich) zum Hauptgegenstand seines Volksunterrichts zu machen, da es so Viele giebt, die in diesen Grundlehren des christlichen Glaubens noch sehr unwissend sind; so Viele, die von denselben nur sehr mangelhafte Begriffe haben, und daher des wohlthätigen Einflusses, den diese Lehren auf das sittlich-religiöse Leben der Menschen, auf ihre Tugend und Gemüthsruhe haben, ganz entbehren müssen!“ „So verbinden sich denn in jeder christlichen Predigt die sittlichen Vorschriften mit den Lehren des Glaubens, werden auf dieselben gegründet, schöpfen aus denselben Kraft und Leben!“ — Deshalb findet man denn in diesen Predigten auch durchgängig eine treue und evangelische Textbenutzung, Streben, den Sinn der heil. Schrift deutlich zu machen und an das Herz zu legen, und keine abgeschmackten Legenden aus der katholischen Heiligenwelt. Unter den Hauptsätzen sind einige recht ansprechende und wohl ausgedrückte, ohne der nothwendigen Einfachheit zu ermangeln. Die Eintheilung ist freylich nicht immer ganz logisch, aber doch wird man keine argen Verstöfe gegen die Denklehre finden. Die Sprache muß man wohl hie und da etwas breit nennen, aber sie zeichnet sich doch durch Klarheit und Herzlichkeit an den meisten Stellen aus. Etwas ist uns bey dem Lesen dieser Predigten eingefallen, was wir auch bey uns Evangelischen häufiger zu finden wünschten, nämlich das Mittheilen klassischer Stellen aus andern religiösen Büchern, namentlich aus den Bekenntnisschriften der Kirche (mit denen freylich viele unserer Geistlichen zu wenig bekannt sind), selbst auch aus anerkannten Musterpredigten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1827.

PHILOSOPHIE.

KÖRTERSBERG, a. K. d. Vfs. u. in Comm. b. Unzer:
*Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet
auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik.*
Von Johann Friedrich Herbart. — Zweyter ana-
lytischer Theil. 1825. XXVI u. 541 S. 8. (3 Rthl.)

Wir haben schon in der Anzeige des *ersten* Theils vorliegender Psychologie (1825. Nr. 142. 143.) Bodenlichkeiten geäußert, welche dem Vf. bey seiner neuen Gründung im Wege zu stehen scheinen und wenigstens den Eingang seiner Lehrsätze bey Andern erschweren dürften. Sie bleiben auch für diesen *zweyten* Theil dieselben, ungeachtet des vielen Scharfsinnigen und Anziehenden, was allenthalben zur Erwägung und genauern Beobachtung auffodert. Nach einem sorgfältigen Lesen will Rec. versuchen, eine Hauptübersicht des Inhalts zu geben, und sie bloß mit wenigen Bemerkungen begleiten.

In der *Einleitung* wird der analytische Theil der Psychologie als ein solcher bestimmt, der das geistige Leben im Ganzen auffassen muß, weswegen auch das ganze Thierreich in seine Sphäre gehört. Der *Hauptumriss* des geistigen Lebens muß gegeben werden, ohne Unterschied zwischen dem Menschen und den höhern Thieren. Der Mensch scheint Product einer neuen Gährung zu seyn, welcher der psychologische Mechanismus sich nicht nothwendig zu unterwerfen braucht, und deren wichtigste Ursachen wohl in den geselligen Reibungen liegen dürften. Es zeigen sich manche psychologische Gesetze deutlicher in den großen Umrissen der Geschichte, als bey dem einzelnen Menschen. Sein vergrößertes Bild ist der Staat. Man betrachte die Kriege der Staaten, schätze die Wirkung des Druckes, der dadurch angezeigt wird. Die meisten Staaten wissen nicht, was sie seyn würden, wenn sie ganz allein ständen, so wie der Mensch nicht weiß, was er seyn würde außer aller Gesellschaft. Die in der Gesellschaft wirklichen Kräfte sind ihrem Ursprunge nach psychologische Kräfte, die Schwellen des Bewusstseyns verwandeln sich in Schwellen des gesellschaftlichen Einflusses. Diejenigen, welche unter die Schwelle fallen, sind die Dienenden, Unfreyen. Es ist der beständige Fehler falscher Politik, Kräfte niederzudrücken, mit denen man sich besser verbinden sollte. Man muß suchen die schwächern Kräfte mit den stärkern in Verbindung zu setzen durch Com-

Berganz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

plicationen und Verschmelzungen. Es bilden sich Reihen, und wohl zusammengefügte Reihen sind der Sitz des Lebens und der Gesundheit für den Geist und Staat. In der weitern Anwendung des *ersten* Theils bestimmt die Einleitung den Verstand als das Vermögen, uns im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten (Begreifen); die Vernunft als das Vermögen zu überlegen und nach dem Ergebnisse der Ueberlegung sich zu bestimmen (Schließen). Die Vernunft ist nicht ein Seher, der Offenbarungen, oder ein Monarch, der Befehle ertheilt, sondern sie begnügt sich mit dem bescheidenen Titel eines Präsidenten oder beständigen Secretärs. Sowohl Verstand hat Vernunft, als Vernunft Verstand hat.

Der *erste* Abschnitt handelt vom geistigen Leben überhaupt. Die drey Hauptvermögen sind: Vorstellen, Fühlen, Begehren, ohne Unterschied zwischen dem Menschen und den Thieren, stets verbunden mit einander. Die sogenannten obern Vermögen sind eine weitere Entwicklung, die bey den Thieren nicht genug begünstigt, sondern erschwert ist. Zur Erklärung jener Vermögen taugt nur das Bestehen der Vorstellungen im Bewusstseyn und das Emporsteigen derselben zu einem klaren Bewusstseyn. Wo ein Vorstellen zwischen zwey entgegenwirkenden Kräften eingepreßt ist, da ist dieser gepresste Zustand Gefühl. (Hier scheint aus dem Begriff der Kraft eine Erklärung gewonnen, welches doch nach S. 69. nicht seyn sollte.) Die Uebergänge aus einer Gemüthslage in die andre mit dem Merkmal des Hervortretens einer Vorstellung, die sich gegen Hindernisse aufarbeitet und dabey mehr und mehr alle andern Vorstellungen nach sich bestimmt, ist Begehren. Begierden und Gefühle sind nur Arten und Weisen, wie unsre Vorstellungen im Bewusstseyn sich befinden. Es giebt eine zweyfache Klemmung, in der Gesellschaft und in unserm eignen Innern; das Gegenstück dazu ist das Lebensgefühl, welches uns immer, wenn gleich oft bis zum Unmerklichen geschwächt, begleitet. Innere Befriedigung des Begehrens, welches im Zweckbegriffe liegt, der eine Vorstellungsmasse für sich allein bildet, entsteht, wenn diese durch Gedanken ausgefüllt wird. (Des Zweckbegriffs erwähnt der Vf. ganz plötzlich, ohne das vorher von ihm die Rede gewesen wäre.) Die nähern Bestimmungen der Gefühle der Klemmung und des Fortkommens müssen dadurch aufgesucht werden, daß man die eigenthümlichen Gefühle unterscheidet, welche schon unabhängig vom Zusammen-

I
men-

menstoffs oder der Förderung in den Partialvorstellungen liegen, aus denen die Massen und Reihen bestehen. Dahin gehören Lust und Unlust, Angenehmes und Unangenehmes, ästhetische Gefühle. Bey Geruch und Geschmack giebt es keine gesonderten, einfachen Empfindungen; sie bringen eine Mischung aus andern Einfachen, das wir nicht kennen. Uns fehlt die Möglichkeit, die Bestandtheile der Mischungen zu betrachten und mit eigner Wahl der Zusammensetzung zu ordnen. Hier ist kein festbestimmter Gegenstand, den wir zum Subject eines Urtheils machen können; an die Stelle des ästhetischen Urtheils tritt das bloße Fühlen, und hiermit ist das Angenehme getrennt vom Gebiet des Schönen. Die Begünstigung und Hemmung der zugleich ablaufenden Reihen kann auch unabhängig seyn von den Sinnen, erzeugt dann reinstes geistiges Wohlfeyn oder sein Gegentheil. In der Reihe der aus letzterer Quelle entspringenden Gefühle findet man auch jene einfachen und ursprünglichen Billigungen und Mißbilligungen, auf deren speculativer Darstellung die praktische Philosophie beruht. Affecte sind Gemüthslagen, worin die Vorstellungen beträchtlich von ihrem Gleichgewicht entfernt sind. Hieraus erhellet ihr Vorübergehendes und körperlich Angreifendes. Jeder Leidenschaft liegt im Allgemeinen eine herrschende Vorstellung zum Grunde, die fortwährend vermöge einer bestehenden Disposition des Gemüths sich als Begierde äußert. Die Gewalt der Leidenschaft ist die Gewalt der herrschenden Vorstellung selbst, die sich gegen eine erneuerte Hemmung aufarbeitet. Leidenschaften sind nicht selbst Begierden, sondern Dispositionen zu Begierden, die in der ganzen Verwebung der Vorstellungen ihren Sitz haben, sie sind die Stämme, aus denen ein heftiges Begehren, sich gleichartig wiederholend, hervorgeht. Was hindert anzunehmen, daß die Raubfucht des Tigers und der Hyäne eine Leidenschaft sey, die aus unbefriedigtem heftigem Hunger entstand, und alsdann habituell wurde? Für räumliche und zeitliche Vorstellungen — verschieden von denen des Raumes und der Zeit — erlangt der Sinn in den Kinderjahren eine Uebung, die ursprünglich nicht vorhanden war, aber, einmal angenommen, sich nicht wieder abstreifen läßt. Wegen Einheit und Einfachheit der Seele ist unser Vorstellen vollkommen intensiv, in dessen muß es mannichfaltig seyn, verbunden und geordnet. Da entstehen Ablösungen des Verschmelzens jeder Vorstellung mit den übrigen und Wirkungen der Reproductionsgeetze, wenn man das beschauende Auge und den tastenden Finger vorwärts und rückwärts bewegt. Jede Vorstellung weist allen ihre Plätze an, in denen sie sich neben und zwischen einander legen müssen, während doch der Act des Vorstellens rein intensiv ist und bleibt. Eine Reihe von Wahrnehmungen wird ferner als Reihe, als bestimmt geordnete Folge, vom Gedächtniß festgehalten. Reproductionen derselben nach ihren verschiedenen Reizen, fordert eine verschiedne Zeit. Diese Reproduction ist eine Vorstellungsreihe, aber noch

keine Vorstellung des Successiven, als eines solchen; vielweniger eine Vorstellung der Zeit selbst. Der Vf. entwickelt scharfsinnig das Weitere, und nennt das eigentliche vollkommne Aufeinander und Nacheinander Begriff, nicht Anschauung. Das dunkle Bild des leeren Raums ist ursprünglich das Gemisch der gegenseitig beynahe gänzlich sich hemmenden Reproductionen, welche von der Vorstellung eines Gegenstandes ausgehen, dessen Bewegung vor einem bunten Hintergrunde man zuvor beobachtet hat. Auf ähnliche Weise bildet sich eine Vorstellung der leeren Zeit, am stärksten dann wahrgenommen, wenn sie als Pause in der Rede oder in der Musik vorkommt.

Das vierte Kapitel handelt von den ersten Spuren des sogenannten obren Erkenntnißvermögens. Alle unsre Vorstellungen, bloß und darum, weil sie in uns beylammen sind, würden ein einziges, aus gar keinen Theilen bestehendes, gar keiner Absonderung fähiges Object vorstellen, und zwar eben sowohl ein unzeitliches, als ein unräumliches Object — wenn die bekannten Hemmungen und Gegensätze der Vorstellungen nicht wären. Was die Hemmungen nicht trennen, unmittelbar oder mittelbar, das bleibt beylammen, und wird vorgestellt als Eins. Ist dergleichen Synthesis Hauptcharakter des Verstandes, so versteht sich kaum etwas so von selbst, als der Verstand. Die Thatfache unterliegt keinem Zweifel, daß aus Wahrnehmungen Begriffe, und aus undeutlichen Begriffen deutliche entstehen; aber eine eigentliche Scheidewand zwischen einem untern und obren Erkenntnißvermögen ist ein Hirngespinnst. Jede Vorstellung, die ohne Weiteres in der Seele ist, ist ein Begriff. In keiner Seele findet sich ganz von selbst eine Vorstellung. Seele ist ursprünglich eine *tabula rasa*, ohne alles Leben und Vorstellen. Alle Begriffe sind etwas Gewordenes. Das erste Werden einer Vorstellung erfordert eine Selbsterhaltung der Seele gegen eine ihr fremdartige Störung. Die werdende Vorstellung heist Empfindung oder Wahrnehmung. Begriffe schreiben wir uns zu, in wiefern wir abstrahiren von dem Eintritt unsrer Vorstellung ins Bewußtseyn, und dagegen darauf reflectiren, daß sie sich darin befinden, und ihr Vorgestelltes in der That erscheinen lassen. Unsre Vorstellungen reißen sich los von den Complicationen und Verschmelzungen, in welche sie bey ihrem ersten Entstehen und bey jedem Wiedererwachen gerathen, dadurch, daß bey der hundertsten und tausendsten wiederholte gleichartige Wahrnehmungen die verschiedenen Associationen alle Vorhergehenden sich so gut als auslöschten. Das Totale dieses Vorgestellten kommt einem Begriff sehr nahe. Ganz analog dem Entstehen dieser individuellen Begriffe ist das der allgemeinen. Die Vorstellungen ähnlicher Gegenstände schmelzen zusammen nach gegenseitiger Hemmung durch die widerstreitenden Bestimmungen. Das Gleichartige erlangt in der Totalvorstellung ein bedeutendes Uebergewicht über das Verschiedenartige. Diese Totalvorstellung ist im gemeinen Denken, wegen des Un-

Unähnlichen der Complicationen, was dann nicht aus der Totalvorstellung entweicht, verworren. Sie vertritt im gemeinen Denken die Stelle der echt allgemeinen Begriffe. Indess haben sich letztere entwickeln müssen aus jener natürlichen Verworrenheit. Psychologische Bedingung, wodurch die logische Form eines Urtheils zum Vorschein kommt, ist, wenn die Verschmelzung durch irgend einen Umstand erschwert und verzögert wird, so daß ihr Anfang, Mittel, Ende sich hinreichend auseinander sondern, Subject, Copula, Prädicat. Das Wesentliche im Act des Urtheils und das Ursprüngliche der Begriffe ist eben so bey Thieren, wie bey Menschen. Ihre Grundbedingung liegt ganz allgemein im Mechanismus der Vorstellungen. Anders ist es mit dem Aufbewahren der Urtheilsform durch die Sprache. Kategorien zeigen nichts anders an, als die allgemeine Regelmäßigkeit der Erfahrung nach den Gesetzen des psychologischen Mechanismus. Sie scheinen unabhängig von den Empfindungen zu seyn, weil bloß Complication, successives Eintreten der Empfindungen dazu erfordert wird. Unser Denken correspondirt mit den Erscheinungen darum, weil ihre Regelmäßigkeit ihm die *seine* gegeben hat, denn es ist durch sie und für sie gebildet worden. Der Vf. stellt unter den Kategorien das Ding überhaupt, das *Wirkliche* an die Spitze. Die andern Kategorien sind es bloß in sofern, als sie im Dienste der ersten stehen, als sie anzeigen, *wie* ein Ding gedacht werde. Sie sind: *Eigenschaft* (Quantität und Qualität), *Relation*, *Verneinung*. Das ihm Untergeordnete läßt keine Symmetrie zu. — Ein gewisses Quantum von Selbstbeobachtung erzeugt sich unter gewissen Umständen aus gewissen Ursachen, alsdann geschieht die Beobachtung *wirklich*. Ein Ich, welches Object und Subject seyn will, ist ein Unding, also: eine Vorstellung oder Vorstellungsmasse wird beobachtet; eine andre Vorstellung oder Vorstellungsmasse ist die beobachtende. Jede neue Wahrnehmung hat Einfluß auf die schon vorbandnen ältern Vorstellungen, ganze Complexionen bewirken die mannichfaltigsten Perturbationen im Ablaufen der Vorstellungsreihen. Wie oft eine Berührung unter den Massen der Vorstellungen entsteht — besonders eine der Massen beträchtlich stärker und aufgeregter ist, als die andre — so oft ereignet sich Etwas, wobey die gemeine Psychologie eine Wirklichkeit des innern Sinnes zu Hülfe ruft. Perception geht allemal der Apperception voran, die letztere gleicht dem langsam aber sicher fortgehenden Geschäft der Assimilation. Ob die innere Wahrnehmung wirklich erfolgt oder ausbleibt, hängt davon ab; ob die appercipirende Vorstellungsmasse stark genug war, theils um der zu percipirenden in ihrem Steigen zu widerstehen, theils um dieselbe in ihrem Sinken festzuhalten. Die appercipirende Vorstellungsmasse besteht nicht aus neuen, noch in *wenigen* Verbindungen befindlichen Vorstellungen, sondern in den vielfach zusammengefloßenen und durch einander verstärkten Totalkräften, vorzüglich in den Begriffen und den daraus gebildeten

Urtheilen, Maximen. Man verlangt vom gebildeten Menschen, daß er Maximen habe. Wie viel Kraft die Maximen haben müssen, dazu kennt man den psychologischen Mechanismus nicht genau genug. Auf jeden Fall läßt sich zu jeder Stärke der rohern Aufregungen eine andre Stärke der entgegenstehenden Vorstellungen hinzudenken, welche hinreichen würde, jene zu überflügeln, zu beherrschen. (Hier berührt der Vf., was unter Freyheit verstanden werden kann, nämlich Selbstbeherrschung; wo aber nicht einleuchtet, wie diese durch eine bloße Masse von Vorstellungen zu Stande kommt. Zwecksetzung ist dazu nothwendig.) Rohere Anfänge von Begriffen, Urtheilen, und selbst von innern Wahrnehmungen, können den edlern Thieren nicht abgesprochen werden. Der Unterschied zwischen Menschheit und Thierheit liegt bloß in dem Mehr und Weniger der Entwicklung.

Der menschlichen Ausbildung insbesondre ist der zweyte Abschnitt gewidmet. Daß menschliche Seelen eine eigne Art von Seelen ausmachen, ist weder zu beweisen, noch wahrscheinlich zu machen. Der Mensch hat Hände, Sprache. Handeln ist von der Hand herzuleiten, deren Beugungen und Bewegungen Gefühle erzeugen, mit denen sich die Vorstellungsreihen compliciren und reproduciren. Das Sprechen ist ursprünglich eine Art des Handelns. Ganze Massen müssen sich, um ausgesprochen zu werden, in eine Reihenfolge ausstrecken. Das Sprechen ist eine Arbeit. Diese hängt von einer Vorstellungsmasse ab, in welcher der Begriff des Zwecks herrscht und beharrt. (Woher hier mit einemmale der Zwecksbegriff?) Die Sprache wird zum Gespräch in der Gesellschaft, die Absicht mitzuthellen bringt Ordnung in die Rede, es wird bey dem Abwesenden und Vergangnen verweilt, dadurch giebt es für den Menschen eine *innere* Welt. Ob dieser Keim der Menschheit sich entwickeln solle, oder nicht, hängt von tausend Nebenumständen ab. Lange Kindheit macht eine regelmäßige Erziehung möglich. Die schönsten Länder der Erde, bey abgekürzter Kindheit, erzeugen weniger menschliche Bildung. Es giebt keinen specifischen Charakter der Menschheit in Ansehung des geistigen Lebens, der nicht auf einem Mehr und Weniger beruhe. Innere Wahrnehmung bildet ihre Reihen, wie die äußere, jene erfüllt gleichmäßiger fortlaufend die Zeit. Auch setzen sich Reihen des Innern und des Außern zusammen. Die stärkern Vorstellungsmassen werden Eins mit dem Andern appercipiren und formen. Die nämliche logische Cultur, wodurch die sinnlichen Gesamteindrücke zu eigentlichen Begriffen werden, wird auch Begriffe der innern Apperception erzeugen können. Thiere bilden sich von dem, was in ihnen vorgeht, keine Gesamteindrücke. Beym Menschen ist Beschäftigung mit innern Ereignissen das Vorherrschende des ganzen Gedankenkreises. Die allgemeinsten Begriffe, welche zur innern Apperception dienen, sind Kategorien. Sie deuten für das Innere ein Geschehen an, und sind: Empfinden, Wis-

Wissen, Wollen, Handeln. Empfinden verhält sich zum Handeln wie *Herein* und *Heraus*; Wissen und Wollen sind *darin*, jenes gegen den Eingang, dieses gegen den Ausgang hingewendet. Im Erlernen und Auffangen der eignen Vorstellungen, welches sich wiederholt, drängt, durchkreuzt, beliebt das Denken. Zu diesem eben in Gang gesetzten Denken kommt das Empfinden hinzu, dessen Vorausgesetztes alsdann zum Denken in das Verhältniß der Apperception tritt. Das Empfundne ist Object, das Vorausgesetzte Subject. Weil dieses Vorausgesetzte nicht ausschließend durch das Denken charakterisirt ist, und an dessen Stelle oder mit ihm verbunden auch das Wollen und Fühlen sich befinden kann: so ergiebt dies zusammengenommen die Complexion, die sich allmählig in der Stelle jenes von der Empfindung Vorausgesetzten bilden muß, welches nicht bloß das *Denken*, sondern ein *Denkendes* ist, weil *Denken* nur *einen* Bestandtheil der ganzen Complexion ausmacht. Das Ich ist ein Punkt, der nur in sofern vorgestellt wird und werden kann, als unzählige Reihen auf ihn, als ihr gemeinfames Vorausgesetztes, zurückweisen. Der vollständige Begriff des Ich erfordert, daß Jenes, welches wir bisher nur als Subject, als Vorausgesetztes der Objecte kennen, auch selbst in den Platz des Objects, folglich das Subject, als dessen Vorausgesetztes, ihm gegenüber trete. Das geschieht in den Fällen, wo der Mensch sich selbst anredet, von sich etwas verlangt. Das Kind spricht zuerst von sich in der dritten Person, erst später durch *Ich*. Die dritte Person findet ihre erste Grundlage in der Auffassung des Leibes. Der Begriff des *Selbst* erzeugt sich aus einem Zusammenfallen, Verschmelzen und mit vereinter Kraft Hervortreten der beiden gleichartigen Elemente zweyer in einander zurücklaufender Vorstellungsreihen. Jedes absichtliche Handeln, wie es unmittelbar aus einer Begehrung hervorgeht, zeigt dem Beobachter einen Handelnden. Kommt zu dergleichen Handlungen die innere Wahrnehmung, so wird auf die mannichfaltige Weise das Selbst angewendet zur Bestimmung derjenigen Complexionen, deren Grundlage die Auffassung des eignen Leibes darbietet. Die Complexion von Merkmalen, welche sich zusammensetzt aus den Wahrnehmungen des eignen Leibes, den Gefühlen der körperlichen Lust und Unlust u. s. w., wird sich beym Menschen weiter ausbilden, als beym Thiere, wenn er überhaupt unter Bedingungen der Ausbildung lebt. Erscheint ihm ein ganzes menschliches Leben in einer Zeitspucke, worin der Leib seine Gestalt und Größe verändert, so löst sich auch einigermaßen die Auffassung des eignen Leibes, wie sie jetzt ist, ab von der Complexion, deren Grundlage sie anfangs hergab. Selten jedoch reißt der Mensch sein Ich vom Leibe ganz los. Am deutlichsten wird das Ich erscheinen in äußerer Thätigkeit; diese kann kein blindes Wirken seyn, sondern das Thun als Eins mit dem Abbilden desselben, dem Wissen. Hieraus durch eine Abstraction ist der reine Begriff

des Ich zu erhalten, nämlich Wissen des Wissens, identisch gesetzt, bloß behaftet mit dem Gegensatz des Objects und Subjects, oder des Wissens und Gewußtwerdens. Hingebung ist das Gegentheil des Wirkens und Handelns. Auch hiervon kann die vorerwähnte Abstraction gemacht werden. Uebertreibend finden die Mytiker das wahre Ich im Erstöden des Wollens und im Aufgeben des eignen selbstständigen Daseyns. Das wahre Ich ist dasjenige, in welchem jenes Entgegengesetzte zum Gleichgewicht gelangt ist. Der Vf. erwähnt der Täuschungen im Begriff des Ich. Die Seele ist einfach, ursprünglich nicht vorstellend, die Selbsterhaltungen gegen mannichfaltige Störungen durch andre Wesen ergeben Acte des Vorstellens. Die Wissenschaft redet von der Seele, als dem Grunde der vorgestellten Welt und des eignen Selbst. In der Wissenschaft ist das Wissende die Seele. Hier ist Wissendes und Gewußtes Eins und dasselbe; die Seele in dem System ihrer Selbsterhaltungen.

(Der Beschlufs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Engelmann: *Sagen der Hebräer*. Aus den Schriften der alten hebräischen Weisen. Nebst einer Abhandlung über den Ursprung, Geist und Werth des Talmud. Aus dem Englischen des Heimann Hurwitz von *r. 1826. XVI u. 244 S. 8. (1 Rthlr.)

Erzählungen aus dem *Talmud*, meist moralischer Tendenz, nicht eigentlich übersetzt, sondern mehr bearbeitet, in sofern Verwandtes oder mehrmals Erzähltes zusammengestellt ist. Das Buch kann als moralisches Bildungsbuch nicht allein der israelitischen Jugend, sondern auch andern jungen Lesern dienen, und wir empfehlen es zu diesem Behufe, da auch die deutsche Uebersetzung leicht und fließend ist. Indessen sind diese Erzählungen so unbekannt nicht in Deutschland, als der Uebers. meint. Rec. erinnert sich, viele derselben schon in andern Bildungsschriften gelesen zu haben. Dabey wünscht er, derselbe hätte sich aller polemischen Seitenblicke auf die Judenbekenntnisse und auf die Maaßregeln mancher Regierungen gegen einen israelitischen Cultus enthalten, der nicht jüdisch und nicht christlich ist. Den ehrwürdigen Zweck jener Vereine, die sich, so weit es bekannt ist, in den Schranken der Mäßigkeit halten und die Weisheit dieser Maaßregeln scheint derselbe nicht zu ahnen. Der Engländer und Jude Heimann Hurwitz äußert sich viel bescheidner und gründlicher, seine Vertheidigung des Talmud ist zu beherzigen von denjenigen, welche in neuern Zeiten Hep-Hep geschrien haben, und wenn etwas für seine Sache eingenommen ist, so soll das nicht missverstanden und missgedeutet werden. Seine allegorische Auslegung manches Lächerlichen ist scharfsinnig; Rec. wagt nicht zu entscheiden, ob richtig.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

3 U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1827.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, a. K. d. Vfs. u. in Comm. b. Unzer:
Psychologie als Wissenschaft — — von Johann
 Friedrich Herbart u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In Bezug auf die Auffassung der Welt sind dem Vf. die Substanzen einfach, wie das eleatische Eins, in der Mehrzahl vorhanden, im intelligibeln Raume befindlich, wie die Leibnitzschen Monaden, aber nicht ursprünglich lebend und wahrnehmend, ihre räumlichen Kräfte sind bloßer Schein, aber dieser ist gesetzmäfsig bestimmt durch Attraction und Repulsion. Substanzen bekommen Kräfte, sofern sie Träger sind von den neuen Merkmalen *anderer* Dinge. Der Begriff von Kraft verhält sich zur Ursache, wie der Begriff von Substanzen zu dem der Sachen. Es giebt einen psychologischen Grund für das Vorurtheil, die Ursache sey der Zeit nach vor der Wirkung. Vorgebliche Wechselwirkung aller Substanzen im Raume ist ein Irrthum. Grundlage der Causalverhältnisse ist daurend, ihr Successives nur accessorisch. Der Raum wird zum Symbol der möglichen Gemeinschaft der Dinge im Causalverhältnisse. Zeit ist Abstractum des Zeitlichen, wie Raum Abstractum des Räumlichen. Raum und Zeit repräsentiren die *Möglichkeit* der Körper und der Begebenheiten. Alle Gröfsenbegriffe sind lediglich Hülfsmittel des Denkens, die sich gänzlich nach der Natur der Gegenstände fügen, ohne jemals reale Prädicate derselben abzugeben. Die psychologisch entstandenen Begriffe von Substanz, Kraft, Materie, Bewegung, geben als widersprechend den Stoff zur Metaphysik, und ohne diese kann die Erfahrung nicht von Widersprüchen befreit werden. Der Vf. zählt dies zur höhern Ausbildung und widmet ihr ein eignes Kapitel, dessen scharfsinnigen Auseinandersetzungen wir nicht näher folgen können. Nach S. 391 ist der erste Grundgedanke der wahren Metaphysik: Jedes Unbedingte ist an sich, und wenn man jede Relation desselben zu einem andern Unbedingten bey Seite setzt — sowohl innerlich als äußerlich absolut *einfach*. Die Verwandlung dieses Begriffs in den des absolut Nothwendigen ist eine seltsame Uebertreibung, und der Vf. erwähnt hiebey der Kantischen Antinomien. Nach Erwähnung der Begierden, Leidenschaften, Gefühle und ihrer Maximen nennt der Vf. die praktische Ueberle-

gung Vernunft. Sie zeigt sich im Erwägen, Wählen, Beschliessen, Wer erwägt? Die apperzipirenden Vorstellungsmassen. Wer wählt? Dieselben. Wer beschließt? Das Ganze des gleichzeitigen Bewusstseyns, indem die Vorstellungsmassen, sowie sie verschmelzen, eine Totalkraft des Strebens bilden. Der Vf. erklärt sich gegen die Freyheit des Willens, wie Kant sie nahm, und sagt: das praktische Interesse sey nicht *für*, sondern *gegen* sie. „Die Freyheitslehre“, heifst es S. 421, „ist falsch und unnütz, die Unsterblichkeit gewifs, die Erkenntniß Gottes auf eine Vertheidigung richtiger, aber allgemein bekannter teleologischer Ansichten beschränkt.“ Eine Glückseligkeitslehre kann nicht selbstständig auftreten, muß den Platz räumen jenen Maximen, nach welchen wir selbst in unsern eignen Augen entweder verächtlich und schändlich, oder würdig und löblich erscheinen. Diese Maximen behaupten sich durch den Vorzug aller reinen und echten ästhetischen Urtheile, dafs die Gegenstände, worauf sie treffen, sich jederzeit deutlich hinstellen lassen. Das Böse, vom psychologischen Standpunkt, bildet keine Klasse von Gegenständen für sich allein, es ist in Hinsicht seines Entstehens, Daseyns und Wirkens gleichartig mit Irrthum, Verwöhnung, falschem Geschmack. Ist das ästhetische Urtheil schwach, und der Mensch übrigens stark; so wird er in der Regel böse.

Im letzten Abschnitt des Werks ist von den äufsern Verhältnissen des Geistes die Rede. Zuerst von der Verbindung zwischen Leib und Seele. Unser Leib erscheint als Materie im Raume. Jeder Körper ist anzusehen als ein Aggregat einfacher Wesen, deren Summe gröfser ist, als das Quantum des Aufeinander in dem davon erfüllten Raume. Kein Theilchen der Materie ist blofs räumlich bestimmt, sondern in jedem kommen vor gewisse völlig unräumliche blofs innre Zustände; Selbsterhaltung, von denen selbst die räumliche Constitution eines Körpers ganz und gar abhängt. Im organischen Körper sind ganze Systeme von Selbsterhaltung, ähnlich den Systemen der Vorstellungen in einem gebildeten Geiste. Selbsterhaltungen nehmen nichts Fremdartiges in sich auf, sie sind gänzlich bestimmt durch das sich selbst erhaltende Wesen, wenn schon über die Frage, welche unter unzählig vielen Selbsterhaltungen jedesmal sich ereignen solle, entschieden wird durch die störenden Wesen. Zwischen dem Wollen und dem Zucken der Muskeln stehen die Nerven in der Mitte.

K

Die

Die Seele ist mit einem Ende der Nerven zusammen; Nerv ist eine Kette einfacher Wesen, die geringste Veränderung in dem innern Zustande eines Wesens wird auf Störungen und Selbsterhaltungen aller Wesen in der Kette Einfluß haben. Dieser Einfluß kann sich, fortlaufend am Nervenfaden, durch den Raum fortpflanzen, ohne im Geringsten selbst von räumlicher Art zu seyn. Dasselbe geschieht in den einfachen Wesen, aus denen der Muskel zusammenge setzt ist. Nach dem Sitze der Seele ist eben so gut zu fragen, als nach der Stelle eines Körpers, der aus einfachen Wesen besteht. Wahrscheinlich hat die Seele keine *bleibende* Stelle, das ganze *Sensorium commune* mag ihr Aufenthalt seyn. Es giebt vier Arten physiologischer Erklärungen: die mechanische, chemische, vitale, psychische. Die mechanische ist für sich beynahe ganz unbrauchbar, in Verbindung mit den übrigen unentbehrlich; die chemische ist beynahe gänzlich untauglich. Die Seele ist nur ein Einwohner des übrigen sich selbst genügenden Leibes. Wie die vitalen Selbsterhaltungen höher stehen als die chemischen, so stehen die psychischen noch höher; es ist die Ausbildung der Seele, mit welcher die Mannichfaltigkeit ihrer Wirkungen auf den Körper wächst. Das Gehirn ist zunächst für die Seele, aber nicht für das vegetative Leben des Organismus vorhanden. Der Vf. verwirft die *generatio aequivoca*, das Bilden der höheren Stufen aus den niedern, das Werden Heraklits: denn die Kluft zwischen zwey der nächsten organischen Bildungen wird dabey durch die Einbildungskraft überflogen. Zoophyten können nicht den Typus entdecken, nach welchem die große Bildnerin auch da verfährt, wo sie Menschen macht. Heutzutage, nachdem einmal höhere Organismen existiren, sind in allem Wasser, in aller Atmosphäre schon höher gebildete Stoffe, die unter günstigen Umständen als Nothbehelf irgend eine organische Gestalt annehmen. Diefes paßt nicht auf die Urzeit. Jeder höhere Grad von Bildung bedurfte neuer Anstalten durch eine höhere Kraft, Nichts konnte sich selbst stufenweise bilden; dies ist die Ungereimtheit des absoluten Werdens. Unfre Erdoberfläche muß unter dem Einfluß einer andern und höhern Kunst gestanden haben, da sie mit Leben bedeckt wurde, als die auf ihr selber erzeugt ward. — In der Größe des Gehirns hat die Seele ihren Schutz gegen die Anfälle des übrigen Organismus; es bietet ihr eine ruhige Wohnung. Ob der Lauf der Vorstellungen mehr einem psychologischen oder physiologischen Gesetze folgt, dies scheint die große Frage, wornach entschieden werden muß, wiefern ein belebter Organismus zum Träger eines vernünftigen Daseyns taugt. Den niedrigsten Geschöpfen kann man geradezu mehrere Seelen beylegen, wenn anders dieser Ausdruck anwendbar ist. Die Seele macht sich ihre schöne und wohlgelegne Wohnung bequemer, im Gehirne werden eine Menge von innern und vielleicht selbst äußern Zuständen, durch die Seele verursacht. Nur giebt es keine innern Sinneswerkzeuge nach Analogie der äußern, noch weniger Or-

gane für moralische Eigenschaften. Alles steht mit Allem in Verbindung.

Es giebt inzwischen Geisteszustände, die physiologische Gründe haben, z. B. der Schlaf, mit seinem Gefährten, dem Traume. Beide verbunden geben den Typus für krankhafte Erscheinungen des Nachtwandels, Wahnsinns, thierischen Magnetismus. Der erste Begriff des Schlafes ist Negation der sämtlichen Thätigkeit des Vorstellens mit allen seinen Modificationen. Es braucht mehr Gewalt von Seiten des Leibes, um das Einschlafen des Geistes zu bewirken, als nöthig ist, um den einmal vorhandenen Schlaf festzuhalten. Aus dem Stammen der Vorstellungen wider die anwachsenden Kräfte entsteht das Gefühl der Ermüdung. Wenn die Hemmung durch die physiologischen Kräfte nachläßt, richtet sich das Wiedererwachen gehemmter Vorstellungen nicht nach ihrer Stärke, sondern nach dem Grade der ihnen gegebenen Freyheit. Die geringsten Ungleichheiten können bedeutend werden. Die Vorstellungen können ein solches Verhältniß ihres ersten Aufwachens annehmen, welches beym vollständigen Wachen nicht würde bestehen können. Der Traum kehrt sich an keine Regelmäßigkeit des Denkens, nicht an Ort und Zeit; er hat eine Einheit der Gemüthsstimmung, welche von den Zuständen des Leibes abhängt. Oft genug scheint der Wachende zu träumen, und wir sehen Tollheit ohne Wahnsinn auch außer dem Irrenhause. Verwandt mit Traum und Wahnsinn sind alle die Fälle, wo ein hinlänglich starker Gedanke seine Dienste verlagert, indem er mit der Vorstellungsreihe, die er nach sich bestimmen sollte, nicht gehörig zusammentrifft. Wenn wissenschaftliche oder künstlerische Vertiefungen die Verzögerung, ja die Ausschließung der um praktischer Rücksicht willen *rechten* Gedanken hemmen; so nimmt dies zu, wenn fehlerhafte physiologische Einwirkungen dazu kommen. Beispiele von Unbesonnenheit ohne alle widrige physiologische Einflüsse, wo im Wahnsinn der leibliche Zustand nur vollendet, was der psychologische Mechanismus schon angefangen hatte, liefert uns die Geschichte der Philosophie in den Inconsequenzen der Systeme. Gewöhnlich haben die Menschen mehrere Gedankenmassen im Kopfe, die sich gegenseitig nur mangelhaft bestimmen und durchdringen, und die, ungeachtet sie im Widerspruche stehen, sich doch höchst friedlich neben einander befinden. Dennoch erhebt sich große Verwunderung, wenn nach vergrößertem Maassstabe ähnliche Erscheinungen bey Kranken zu sehen sind. Die Umtauschung der Persönlichkeit, als einen gewöhnlichen Fall des Wahnsinns, erklärt der Vf. daraus: „Die Vorstellung Ich kommt im Menschen so viele Male zu Stande, daß er nothwendig eine vielfältige Persönlichkeit bekommen *mußte*, wenn nicht bey gesunder Besonnenheit alle Vorstellungsmassen einander gegenseitig bestimmten. Die Krankheit bringt eine physiologische Hemmung des Vorstellens als losreisende Kraft mit sich. Vereinigt sich diese mit einer phantastischen Aufregung, so haben

ben wir zwey Kräfte, von denen alle Erinnerungen der frühern Ichheit auf die Schwelle des Bewußtseyns können getrieben werden. Aeußere Umstände heilen nicht von der Täuschung, daß sich z. B. jemand für einen König hält, weil der Kranke unfähig ist, seine Gedanken im ganzen Zusammenhange zu entwickeln und hierdurch ihr Widersprechendes wahrzunehmen. Dieß ist gerade wie im Traume. Wenn Pinel und Reil fixen Wahn, Tobsucht, Narrheit und Blödsinn unterscheiden; so steht in der Tobsucht das Psychologische und Physiologische noch beynahe getrennt. Es hat die Krankheit nicht in der Seele, sondern im Körper ihren Sitz. Das Widerspiel davon ist Narrheit, in welcher man den psychologischen Mechanismus nicht mehr erkennt; es fehlt das Princip der Einheit für die Gedanken. Beym Blödsinnigen ist der psychologische Mechanismus noch zu erkennen, aber er ist verkrüppelt. Was im Lauf der Zeit aus dem Menschen werden sollte, das ist er nicht geworden, es ist ausgebliebne oder verschwundene Bildung. Bedenken wir, daß jedem Menschen ohne Ausnahme seine Geistesbewegungen Zeit kosten; so haben wir als Extreme Genie (das universelle) und Blödsinn, indem wir die Zeit sehr verkürzt oder verlängert denken. Eigentlicher Wahnsinn ist in den meisten Fällen durch eine fixe Idee bestimmt. Er könnte auch schweifend seyn, weil im gemeinen Leben Menschen vorkommen, die bald dieser bald jener Schimäre nachlaufen, und falls Krankheit des Leibes dieß steigerte, ginge es über in schweifenden Wahnsinn. Diese Art der Geistes-zerrüttung verdient den Namen der Seelenkrankheit. Hier wirkt der psychologische Mechanismus, aber sein Bau ist verdorben, ein untaugliches Rad ist in die Maschine gekommen, dadurch wird ihr Effect ein Zerrbild."

Schließlich erinnert der Vf., die bisherige Psychologie habe eine falsche Wirkung auf die Logik, die Moral, Metaphysik, Pädagogik, gehabt, habe sich von Geschichte und Politik getrennt, mit denen sie hätte innig verbunden seyn sollen, habe keine Aehnlichkeit behalten mit der Naturwissenschaft. Von ihrer Verbesserung sey zu erwarten, daß sie es der Naturwissenschaft in genauen Erklärungen der Thatfachen gleichthue, sie werde sich allmählig mit der Geschichte verbinden, das Innre des Menschengesistes dem Historiker durchsichtig machen, sie werde dem Pädagogiker zeigen, planmäßige Vorstellungs-massen in das Gemüth des Zöglings zu bringen, damit sich aus ihnen nach dem psychologischen Mechanismus Bestrebungen entwickeln. Am wichtigsten werde ihr Einfluß seyn auf das philosophische Studium, es hätten Logik, Ethik, allgemeine Metaphysik Befreyung nöthig von der Vormundschaft, unter der sie widerrechtlich gehalten würden; ihnen würde es nützlich seyn, wenn auch nur die Seelenlehre als ein streitiger Gegenstand nicht mehr auf sie einwirkte.

Ohne diese Hoffnungen zu verkümmern, erlaubt sich Rec. einige wenige Bemerkungen. Das Steigen und Sinken der Vorstellungen nach Angabe des Vfs.

nebst ihren Verschmelzungen läßt sich mit der Bewegung von Atomen vergleichen, die durch diese Bewegung Verbindungen eingehen und Erscheinungen hervorbringen. Der Anfang aber dieser Bewegung wird gar nicht berührt, wie solches gleichfalls im atomistischen Systeme nicht geschieht, was man ihm als einen Mangel vorgeworfen. Nun fragt der Vf., „ob noch jemand geneigt sey, die Seelenvermögen wieder herbeyzubringen und sie mit den nachgewiesenen Kraftäußerungen der Vorstellungen selbst in Verbindung zu setzen?“ (S. 64). — Wäre es der Fall, so müßten jene Vermögen als das Anfangende der Bewegung der Vorstellungen und ihrer gesetzmäßigen Wirksamkeit angesehen werden. Unfre Vergleichung aber der Vorstellungen mit Atomen und ihrer Bewegung im Raume ist nicht über Gebühr ausgedehnt, weil der Vf. selbst stets von *Vorstellungsmassen* redet, ja von einer *Gegend* der Seele, worin es stürmen kann, während eine andre ruhig bleibt (S. 407). Solche Anwendung des Raumbildes, auf die Bewegung der Vorstellungen stellt sie Atomen gleich, nur bleibt auffallend, daß aus einer ruhig bleibenden Gegend sich Kraft entwickeln soll. Wenn es heißt (S. 177): die Seele sey ursprünglich eine vollkommene *tabula rasa*, ohne alles Leben und Vorstellen, nur die Selbsterhaltung der Seele gegen eine fremdartige Störung erzeuge die Vorstellung; so stimmt diese Annahme überein mit derjenigen unqualitativer Atomen, die sich stoßen und drängen, also stören; und woraus dann alle Qualitäten der Dinge des Universums hervorgehen. — Wiewohl der Vf. treffend gegen das sich selbst stufenweise Bilden, das absolute Werden der Naturphilosophie sich erklärt, huldigt er doch dem Gedanken mit der Ansicht (S. 66), daß die höchsten menschlichen Vermögen nur eine weitere Entwicklung der niedern sind, welche bey den Thieren nicht genug begünstigt, sondern erschwert ist. Man könnte hiernach annehmen, daß die Thiere nur Hemmungsbildungen des Menschen seyen, gleichwie nach naturphilosophischer Hypothese die Weiber Hemmungsbildungen der Männer, und daß umgekehrt für weitere Entwicklung die menschlichen Vermögen schon in den thierischen stecken, die männlichen in den weiblichen u. s. w., womit nicht übereinstimmt, daß der Vf. S. 480 tadelt: „alles Leben gelange nur von den niedern Stufen der Organisation zu den höhern, und der einfachere Organismus bilde sich immer mehr aus von Generation zu Generation.“ — Nach S. 232 hat das Handeln von der Hand den Namen wie die Möglichkeit erhalten, und „mit denjenigen Gefühlen, die unmittelbar aus den Bewegungen und Beugungen der Hand und ihrer Finger entstehen, compliciren sich die Vorstellungsreihen, wodurch die Veränderungen der durch jene Bewegungen behandelten Gegenstände aufgefaßt werden. Aus den Complicationen entstehen Reproductionsgesetze, nach welchen wiederum rückwärts auch die Vorstellungsreihen, durch welche eine ähnliche Veränderung der Gegenstände gedacht oder begreift wird, die zugehörigen Gefühle hervorrufen. Hier-

Hieraus erklärt sich das Handeln.... Das eben bemerkte gilt nun zwar von allen beweglichen und zugleich empfindlichen Theilen des Leibes, von allen Gliedmaßen der Thiere sowohl als Menschen, und es erklärt sich daraus jede Art des leiblichen Handelns, auch ohne Hände. Aber die menschliche Hand durch ihre ausgezeichnete Geschicklichkeit, bewaffnet die Strebungen und Begehungen des Geistes ungleich vollständiger, ungleich erfolgreicher, als dieß bey den Thiergeschlechtern der Fall seyn kann." Vergleichen wir hiermit des Vfs. frühere Behauptung, daß die höchsten menschlichen Vermögen nur eine weitere Entwicklung der niedern sind, welche bey den Thieren nicht genug begünstigt ist; daß ferner durch den Mangel der Hände der thierische Vorstellungskreis schon in seinen ersten Anfängen zurückbleibt (S. 231); und nennen wir das *Handeln*, das Wirken nach Zwecken durch Mittel, eigentliches menschliches Daseyn; so dürfen wir ausrufen: „Mensch, du bist deiner Hände Werk!“ — Eben so dürfte man nach den Aeußerungen des Vfs. über Sprache sagen: „Mensch, du bist deiner Zunge Werk!“ Denn nach S. 240 ist ein Hauptgrund des Unterschiedes der Menschen und Thiere, daß den letztern die Sprachwerkzeuge fehlen, da die Sprache der Anfang aller gesellschaftlichen Bildung ist, und Pferde und Hunde, wenn ihnen das Sprechen mechanisch möglich wäre, darin das Hülfsmittel einer höhern Ausbildung finden würden. Dem Vf. ist daher die Behauptung von *Rudolphi* auffallend: „mechanische Hindernisse sind gewiß nicht Schuld daran, daß die Thiere keine Sprache besitzen;“ und er hält den Einfall eines Franzosen, die Affen sprächen nicht, weil sie nichts zu sprechen hätten, wenigstens nicht geeignet, auf die Hunde und andre Hausthiere ausgedehnt zu werden. Dieß steht dahin, aber Rec. stimmt dem Vf. bey, Sprechen sey eine Arbeit, hänge ab von einer Vorstellungsmaße, in welcher der Begriff des Zweckes herrsche und beharre, während die Vorstellungen der successiv anzuwendenden Mittel in einer bestimmten Folge ablaufen (S. 234). Es giebt eigentlich keine andre Herrschaft, als durch Zwecksetzung, und dadurch unterscheidet sich menschliches Denken von bloß successiv entstehenden und verschwindenden Vorstellungen. Jedoch wie kommt es zur Zwecksetzung? Diese ist aus keinem Mechanismus erklärbar (*deus ex machina*), sondern wird von dem Begriff des letzteren schon vorausgesetzt (*machina ex deo*). Gerade so, wie nach S. 235 „die *Absicht*, dem Andern etwas mitzuthellen, Ordnung in die Rede bringt, und sie von zerstreut ausgestoßnen Leuten unterscheidet;“ also eine mechanische Gliederung der Worte und Perioden erzeugt. Hierin, nämlich in Zwecksetzung und ordnender Absicht, besteht der specifische Charakter der Menschheit, den S. 238 leugnet. — Ungeachtet der

Vf. sich stark gegen die Freyheitslehre erklärt (besonders S. 241), indem er die Freyheit als absolute Willkür aufzufassen scheint, muß er dennoch Freyheit der menschlichen Handlungen annehmen, und bezeichnet sie als Ursprung unsers Handelns aus unserm wirklichen Wollen, im Gegensatz gegen jedes maschinenmäßige Fortpflanzen empfangner Eindrücke, ja nach S. 475 *dominirt* die Seele das Gehirnssystem, worin sie sich befindet. Dominiren heist eine Reihe von Zuständen anfangend bestimmen, Kants Angaben einer anfangenden Ursache entsprechend (Krit. d. rein. Vern. Ende der Anm. zur dritten Antinomie Thesis). Derselbe Freyheitsgedanke kehrt bey unserm Vf. S. 479 wieder, wo von der höhern Kunst die Rede ist, welche überall im lebendigen Leibe waltet und wodurch die höhern Thiere ins Daseyn gerufen wurden. Alle teleologische Ansicht bezieht sich auf das ursprünglich Zwecksetzende, Gesetz und Ordnung Bestimmende, auf Freyheit. Wir verstehen deswegen nicht, warum nach S. 421 die Freyheitslehre falsch und unnütz seyn soll. Und wenn ebendasselbst die Unsterblichkeit gewiß genannt wird, möchte man des Vfs. Gedanken darüber näher kennen, ob er etwa eine Seelenwanderung in *Leiber* annimmt, deren er zwar in vorliegendem Werke nicht gedenkt, wohl aber S. 461 von einer Seelenwanderung im *Leibe* spricht, wovon die Seele nichts weiß.
PP.

SCHÖNE KÜNSTE.

HANNOVER, b. Hahn: *Des Veters Feldzug in die Seebäder von Dobberan*. Von G. C. Sponagel, Verfasser der „*Leiden in Pyrmont*.“ 1826. 377 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Knigge's Reise nach Braunschweig, mit den vielfachen Copieen, die ihr nachgepfuscht worden sind, ist vergessen und die harmlose Empfänglichkeit für den wohlfeilen Witz und den oberflächlichen Späß, den sie zu Markt brachte, ist verloren gegangen in dem Treiben einer ereignisvollen Zeit. Wozu also den Geist *Knigge's* aus seinem Grabe heraufbeschwören und noch dazu mit so ungeschickten Zauberformeln, daß er nur frazzenhaft und kaum kenntlich erscheint? Wozu den wohlfeilen Witz, von dem wir oben sprachen, zu einem werthlosen machen, wie es Hr. Sponagel in diesem, nur dem Verleger Gefahr drohenden *Feldzuge* gethan hat? Die vielen Irrungen, in welche der confuse Vetter geräth, sind höchst unwahrscheinlich, die sogenannten Abenteuer, welche ihm begegnen, ohne Bedeutung und Anziehungskraft. Das Beste an dem Büchlein ist der ziemlich klar und correct gehaltene Stil, sowie Druck und Papier.

...n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1827.

NATURKUNDE.

BERLIN, gedr. in d. Dr. d. königl. Acad. d. Wissenschaften.: *Physicalische Beschreibung der Canarischen Inseln.* Von Leopold v. Buch. 1825. III u. 407 S. 4. Mit e. farb. Umschlag u. 1 Kpf.

Von den hier zu einem Ganzen vereinigten Aufsätzen sind schon früher in den Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Uebersicht der canarischen Flora, die Bemerkungen über die Temperatur der canarischen Inseln und die Beschreibung der vulkanischen Ausbrüche auf der Insel Lancerote erschienen. Indem der um die Naturgeschichte hochverdiente Vf. sie jetzt in einer verbesserten Gestalt wieder abdrucken läßt, hat er diese beachtungswerthen Blätter mit einigen neuen Zusätzen vermehrt. Diese letzten sind die statistische Uebersicht, die Höhenmessungen, der größere Theil der geognostischen Beschreibung und der mit umfassender Kenntniß und echter Gelehrsamkeit geschriebene Aufsatz über die Natur der vulkanischen Erscheinungen auf den canarischen Inseln und ihre Verbindung mit den andern Vulkanen der Erdoberfläche. Alle werden von den Kennern mit Dank aufgenommen werden, auch selbst wenn sie, wie Hr. v. B. zu glauben scheint, bald nur noch einen geschichtlichen Werth behalten sollten, da man, nach seiner Ansicht, schon nach wenigen Jahren die canarischen Inseln von Europa aus eben so häufig besuchen wird, als die Alpen der Schweiz oder den Meerbusen von Neapel. Möge dieser Zeitpunkt noch so schnell eintreten, immer wird man dem Vf. verpflichtet bleiben, auf eigne Kosten und mit mancherley persönlicher Aufopferung, an Ort und Stelle, die Materialien zu diesen werthvollen Beiträgen zur nähern Kunde der canarischen Inseln gesammelt zu haben. Der Umstand, daß dieses Prachtwerk nicht in den Buchhandel gekommen ist, wird uns entschuldigen, wenn wir bey der Anzeige desselben länger verweilen, als es sonst vielleicht geschehen seyn würde.

Die nicht weniger als 52 Seiten einnehmende, in jeder Beziehung lezenswerthe Einleitung erzählt auf die anmuthigste Weise die Veranlassung und die Geschichte der von London aus im J. 1815 unternommenen Reise nach den canarischen Inseln über Madeira. Höchst anschaulich sind die Schilderungen des Vfs., dessen Entzücken man unwillkürlich theilt. Oft erinnern sie an ähnliche Gemälde von Alexander

v. Humboldt und Bernardin de St. Pierre. Mit gleicher Theilnahme folgt man dem Vf. bey der ausführlichen Lebensbeschreibung seines Gefährten, des lebenswürdigen und kenntnißreichen Botanikers Christian Smith aus Drammen in Norwegen, geboren am 17ten Oct. 1785, gestorben auf dem Congoflusse 22sten Sept. 1816 als Märtyrer für die Wissenschaft, in welcher er sich einen unvergänglichen Namen erworben hat. Auch er gehörte zu den wenigen Männern, denen man wichtige Beyträge zur physikalischen Kunde der canarischen Inseln verdankt. Zu dieser geringen Zahl rechnet der Vf. Glas, Masson, Viera, Broussonet und seinen Freund Humboldt. Georg Glas war ein schottischer wohlunterrichteter Kaufmann, der mehrere Jahre hindurch auf eignen Schiffen den Handel trieb. Als er 1761 in Teneriffa sich aufhielt, wußte er sich eine bis dahin unbekannt gebliebene Handschrift des im J. 1632 auf Palma lebenden Franciscaners Juan Abreu de Galindo zu verschaffen, welche er vermehrt mit seinen eignen Bemerkungen unter dem Titel herausgab: *The history of the discovery and conquest of the Canary Islands, translated from a Spanish manuscript lately found in the island of Palma, to which is added a description of the Canary Islands etc.* London 1764. Der Vf. hält dieses Werk noch immer für ein vortreffliches Buch, scheint aber nicht zu wissen, daß es in's Deutsche (Leipzig 1777. 8.) übersetzt worden ist. Francis Masson, 1741 zu Aberdeen in Schottland geboren, und gestorben zu Montreal in Canada, war Gärtner in dem königl. Garten zu Kew und sammelte viele Pflanzen auf den canarischen Inseln, die von Aiton im *Hortus Kewensis* beschrieben worden. Weit bedeutender sind die Bemühungen von Don Joseph de Viera y Clavijo, geboren am 28ten Dec. 1731 zu Realejo de ariba auf Teneriffa, gestorben am 21sten Febr. 1813, wie sein Werk: *Noticias de la Historia general de las Islas de Canaria.* Madrid 1773. und die von ihm hinterlassenen Handschriften beweisen. Broussonet erhielt nach den Stürmen der Revolution das französische Consulat auf den canarischen Inseln; durch ihn sind viele canarische Pflanzen in Europa erst bekannt geworden; der theilweise Verlust seines Gedächtnisses verhinderte ihn, sein *Florilegium canariense* und seine *Flora economica canariensis* zu vollenden. Er starb am 27ten Juny 1807. Wäre Humboldt Wochen- statt tagelang auf Teneriffa gewesen, so würde man es kaum unternehmen, diese Insel noch einmal zu beschreiben, wo-

gegen *Bory de St. Vincent's Essai sur les Isles Fortunées* fast werthlos ist. Es wundert uns, daß der Vf. nirgend des *Voyage aux îles de Teneriffa etc.* par *A. P. Ledru*. Paris 1810. erwähnt.

Der erste Abschnitt des Werks (S. 58.) giebt eine statistische Uebersicht der canarischen Inseln mit Benutzung der Vorgänger, deren Resultate wir hier tabellarisch zusammenstellen wollen:

Namen der bewohnten canarischen Inseln.	Größe nach geographischen Meilen 15 auf den Grad.	Bevölkerung m. Ausschluss der Garnison.	Volksmenge. Auf 1 Quadratmeile lebenden Menschen.
<i>Teneriffa</i>	41,375	69,404	1361
<i>Fortaventura</i>	35,75	12,451	348
<i>Gran-Canaria</i>	83,875	55,093	1331
<i>Palma</i>	15,25	28,878	1893
<i>Lancerote</i>	14,375	16,160	1124
<i>Gomera</i>	8	7,915	989
<i>Ferro</i>	3,875	40,06	1184

Die Größe ist nach *Oltmans* berechnet; der Bevölkerung von 198,907 Seelen liegt eine mit Sorgfalt veranstaltete Zählung der Einwohner durch die Regierung im J. 1805 zum Grunde, nach welcher die Cortes in Cadix 1812 die Repräsentation der Inseln bestimmten.

Die Production als Gegenstand der Ausfuhr umfaßt Wein, *Orçilla* (*Orseille*) und Soda. Die Weinausfuhr hat sehr abgenommen, seitdem, unter englischer Botmäßigkeit, der Weinbau auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung erweitert worden ist. Fast nur auf Teneriffa wird er noch zur Ausfuhr betrieben, denn Palma und Canaria liefern gar wenig dazu. Was auf Lancerote gewonnen wird, verwendet man größtentheils zu Branntwein (*aqua ardiente*). Der berühmteste Wein ist der von Ferro; er wird aber nicht ausgeführt. Auf Teneriffa beträgt die Weinproduction jährlich 19,270 Pipen. Von *Orçilla*, einem Regal, beträgt die jährliche Ausfuhr 2700 Quintales, in folgendem Verhältniß: Teneriffa 500 Quintales, Canaria 400, Lancerote 300, Fuertaventura 300, Gomera 300, und Ferro, wo sie am besten ist, 800. Die *Barilla* (Soda) wird auf Lancerote aus dem *Mesembrianthemum crystallinum* L. gewonnen. Noch im J. 1810 betrug der Ertrag dieser Cultur nach *Viera* (*Tratado sobre la Barilla. En Gran Canaria* 1810) 150,000 Centner, jeder Center zu 90 Realen an Werth. Wichtig ist die Vermuthung (S. 85.), daß das *Mesembrianthemum*, an Seeküsten angebauet, ein herrliches und durchgreifendes Mittel seyn würde, bedrohte Orte an der See vor der Ansteckung des gelben Fiebers zu bewahren.

Der zweyte Abschnitt (S. 63 ff.) handelt vom Klima der canarischen Inseln mit Zugrundlegung der Beobachtungen, die Don Francisco Escobar in St. Cruz auf Teneriffa über die Temperatur des Luftkreises angestellt hat. Die Beständigkeit des Nordpassats wäh-

rend des Sommers ist so groß, daß er sich aller Verbindung entgegensetzt, die in dieser Jahreszeit von SW. gegen NO. gerichtet seyn könnte. Erst gegen den Winter wird er von den Südwestwinden vertrieben. Während er herrscht, sind die Einwohner von Ferro völlig isolirt: denn obgleich man nicht einen vollen Tag braucht, um von Teneriffa dahin zu gelangen, so wagt man im Sommer nur im äußersten Nothfall die Ueberfahrt, weil man zur Rückkehr, auf der man oft Gefahr läuft den Hungertod zu sterben, 8 bis 10 Tage, ja selbst 4 bis 5 Wochen nöthig hat. Was über die Temperatur der Quellen und des Bodens gesagt wird, ist eben so wenig eines Auszugs fähig, als die Berechnungen über die auf den canarischen Inseln angestellten Höhenmessungen, welche den (S. 91. beginnenden) dritten Abschnitt ausfüllen.

Leicht möchte der anziehendste Abschnitt des ganzen Werks der vierte (S. 105 ff.) seyn, der unter dem bescheidenen Titel: *Uebersicht der Flora auf den canarischen Inseln*, nicht nur ein systematisches Verzeichniß der wildwachsenden Pflanzen, welche bis jetzt dort gefunden worden sind, liefert, sondern auch die Geschichte der eingeführten Flora und ein Gemälde der ursprünglichen. Dieses Letzte hat mühsame Erörterungen gekostet, da auch hier, wie überall, wo der Mensch sich ansiedelt, Thiere und Pflanzen seiner Heimath in Menge ihm folgen und die ursprünglichen Bewohner verdrängen. Die eingeführte Flora verweist allenthalben auf die Geschichte, die der Vf. in dieser ganz neuen Beziehung Schritt für Schritt verfolgt. Hr. v. B. beginnt mit den Nachrichten, die der König Juba und Plinius hinterlassen haben. Aus der Vergleichung zwischen denselben und manchen noch jetzt bezeichnenden physischen Eigenthümlichkeiten wird bewiesen, daß die *Insula Ombrios* oder *Pluvialia* das jetzige Lancerote sey, aus welcher beym Ausbleiben des Regens, wegen Mangels an Quellen, Tausende auswandern. Es hat in der That etwas dem Gefühl Wohlthuendes, eine so dürre Insel nach ihrem Wohlthäter die *Regeninsel* genannt zu sehen: denn schon Plinius sagt: *in Pluvialia non esse aquam, nisi ex imbris!* Unter der *Nivaria* des Plinius kann nur Teneriffa verstanden werden, da nur auf dem Pic der Schnee bis in den May liegen bleibt. Von diesen beiden bestimmten Punkten ausgehend beweist der Vf. mit großer Wahrscheinlichkeit, daß *Junonia magna* jetzt Fuertaventura, *Junonia minor* — Gran Canaria, *Capraria* — Ferro, und *Canaria* — Palma seyen. Die siebente dieser Inseln, *Gomera*, ist von drey Seiten durch die Höhe von Teneriffa bedeckt, und entging den Blicken der Gesandten Juba's, die nur sechs Inseln namhaft machen. Das alte *Canaria* ward von den darauf befindlichen großen Hunden so genannt. Von *Capraria* sagt Plinius: „*lacertis grandibus referta*“, und Bontier, der Beichtvater Johann von Bethencourt's, des ersten Eroberers dieser Inseln, schreibt, daß man dort „*des lézards, gros comme des chats et bien hideux à regarder*“ fände. Eroberungen und Handel haben seit sechshundert Jahren nützliche Gewächse auf diesen In-

Inseln eingeführt. So verdanken die Einwohner dem eben genannten von Bethencourt den Weizen, Malorkanern im 14ten Jahrh. die Feigen, Pedro de Vera (1483) mehrere Garten- und Feldfrüchte und das Zuckerrohr, Alonzo de Lugo den Kasianienbaum; dem 16ten Jahrh. die Weinreben, die von Madeira aus dorthin verpflanzt wurden. Mit den aus Guinea stammenden Negern, die ganz abge sondert in einer kleinen Ansiedlung über *Tiraxana* auf Gran-Canaria leben, erhielten die Inseln die unschätzbare saftige Frucht des Bananenbaums (*Musa*). Mais und Weizenfelder ersetzten die frühern Zuckerpflanzungen, die jetzt nur noch auf Palma für die Nonnen unterhalten werden, welche sie zu ihren Confecten brauchen. Aus Amerika kamen die wegen ihrer erquickenden Frucht hochgeschätzte *Cactus Opuntia* L., die Bataten (*Convolvulus Batatas* L.) und die *Agave americana* L., deren Blätter vorzüglich in der Höhlensstadt *Atalaya* auf Gran-Canaria, in welcher 2000 Menschen im Innern der Erde ohne Spur eines Hauses wohnen, zu Matten, Gurten und Stricken verarbeitet werden. Erst 1622 brachte Don Juan Bautista de Castro aus Peru die Kartoffeln. Als Pedro de Vera 1483 aus Canaria, Palma und Teneriffa die *Guanches*, ein altes abge sondertes Volk einsiedlicher Höhlenbewohner, vertrieb, das zwar auf tiefer Culturstufe stand, sich aber mit bewunderungswürdiger Tapferkeit vertheidigte, so verschwand, zum großen Nachtheil des Landes, an vielen Orten die Urwälder. Mit unverantwortlichem Leichtsinne fährt man damit fort. Noch jetzt sieht man Bauern und Hirten die Erica-wälder auf den Höhen von St. Cruz und St. Andrea zu Kohlen verbrennen, um dadurch einen nur für wenige Jahre einträglichen Acker zu gewinnen. „Man zerstört, sagt der Vf., unvorsichtig und auf ewig die Helme der grossen Desillirgeräthschaft der Natur, durch die allein Fruchtbarkeit, Pracht und Wohlseyn sich über diese Inseln verbreitet.“

Die gesammte Flora läst sich in fünf Abtheilungen bringen, und zwar in 1) die *afrikanische* Region (oder *sub-tropische*) bis 2600 Fufs Höhe, wo Bananen und Palmen wachsen; 2) die Region der *europäischen* Cultur (die *mediterraneische*) bis 2600 Fufs höher. Sie umfaßt die einträglichen Weinberge und Kornfelder; 3) die Region der dichtbelaubten Wälder (die *sempervirente*). Die Wolken liegen am Tage darüber und besuchten sie mit ihrem Nebel. 4) Die Region der Kiefern, des *Pinus canariensis* (der *Pinar*) bis bis 5900 Fufs; 5) die Region des *Spartium nubigenum*, der *Retama blanca* (die *Cumbre*) bis 10,380 Fufs. Tausend Fufs bis zum Gipfel des Pic sind völlig von Pflanzenwachsthum entblößt. Wir bedauern, wegen Mangels an Raum darauf verzichten zu müssen, nicht noch mehrere Auszüge aus diesem reichen Vorrathe an neuen und interessanten Bemerkungen liefern zu können.

Der geognostischen Beschreibung der canarischen Inseln ist der S. 201. beginnende *fünfte* Abschnitt ausschliesslich gewidmet. In seiner Art ist er eben so

reichhaltig, als der vorhergehende; ja man gelangt sogar sehr bald zu der Ueberzeugung, dafs der Vf. hier recht eigentlich in seinem Fache sich befindet, wofür ohnehin seine frühern mineralogischen Schriften Bürgschaft leisten. Wir können unsre Leser nur auf alle diese genauen, allenthalben aus eigener Anschauung und mit weiser Benutzung der Vorgänger auf 118 Seiten entwickelten Details verweisen, deren Angabe hier zu weit führen würde.

Mit dem vorhergehenden Abschnitt sieht der *sechste*: über die Natur der vulkanischen Erscheinungen auf den canarischen Inseln und ihre Verbindung mit andern Vulkanen der Erdoberfläche in einem unmittelbaren wissenschaftlichen Zusammenhange. Mit einer seltenen Belesenheit umfaßt die Darstellung alle bisher bekannte feuersteyende Berge der Erde. Der Vf., wie jeder wissenschaftlicher Naturforscher, zeigt die innige Verbindung einer jeden einzelnen Thatfache mit den allgemeinen Erscheinungen. Er unterscheidet die Centralvulkane, die sich aus der Mitte basaltischer Umgebungen, ungeachtet ihre Kegel selbst fast überall aus trachytischen Massen bestehen, von den Reihenvulkanen. Zu den Ersten rechnet er die Liparischen Inseln, den Aetna, die phlegraischen Felder, Island, die azorischen Inseln, die canarischen Inseln, die Cap-Verdischen Inseln, die Gallapagos, die Sandwich-Inseln, die Marquesas, die Societäts-Inseln, die freundschaftlichen Inseln und Bourbon. Vielleicht gehören selbst dazu der Demavend, der Ararat, der Seiban-Dagh, die tatarischen Berge westlich von China, die brennenden und Salmiak auswerfenden Berge in Siberien und die vulkanischen Berge auf Kordofan. Als Vulkanen-Reihen werden betrachtet die feuersteyenden Berge auf den griechischen Inseln, auf Westaustralien, auf den Inseln von Sunda, auf den Molukken und den Philippinen, auf Japan, den Kurilischen Inseln und Kamtschatka, auf den Aleuten, auf den Marianen, auf Chili, auf Quito, auf den Antillen, auf Guatemala und auf Mexiko.

Auf der Kupfertafel sind „*Coupees de l'isle de Teneriffa*“ dargestellt, wobey uns nur die französische Ueberschrift aufgefallen ist. Dem Deutschland zur Ehre gereichenden Werke, einem der reichhaltigsten in der neuen physikalischen Literatur, fehlen nur ein alphabetisches Register, ein erklärendes Verzeichniss über mehrere oft vorkommende Benennungen, als der *Baranto*, die *Cumbre* u. d. m., und eine Zusammenstellung der benutzten Bücher und einzelnen Schriften.

REISEBESCHREIBUNG.

WEIMAR, im L. Indusir.-Compt.: *Reisen in Arauco, Chile, Peru und Columbia* in den Jahren 1804 bis 1823, von W. B. Stevenson u. f. w.

(Vgl. Nr. 21. d. A. L. Z.)

Kap. VIII. Wenn ein Vicekönig oder Generalkapitain abging, so nahm sechs Monate nach der Ankunft des Nachfolgers ein speciell ernannter königlicher

cher Specialcommiffair in der *residencia* Klagen wider den Zurückberufenen an. Der Vicekönig hatte 61,000 Piaſter Befoldung. — Verwickelt, langſam und koſtſpielig war der Rechtsgang, Todesurtheile erfolgten ſelten, aber leichtſinnig nahm man einen Verdächtigen gefangen; doch ließ man im Gefängniß den Gefangenen viele Freyheit und verpflegte die Unglücklichen gut, indem die Obrigkeiten die Gefängniſſe häufig beſuchten und jede Klage anhörten. Um Oſtern und Weihnachten ließ der Vicekönig ſiets eine Zahl Gefangener los. — Das Inquiſitionsgericht in Lima hat von 1640 — 1761 40 Perſonen hinrichten laſſen. Indianer und Neger als Neophyten ſtanden nicht unter dieſem Gericht. — Das Haupteinkommen der Biſchöfe in Peru iſt der Zehnte, wovon der Biſchof $\frac{1}{2}$; das Domcapitul $\frac{1}{4}$ und von der übrigen Hälfte die Krone $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{4}$ die Kirchenbeamten bezogen. Die Annaten bezahlte der Biſchof in ſechs Jahren an die Kammer. Die päpſtliche Autorität war im ſpaniſchen Amerika ſehr beſchränkt; alle, ſelbſt geiſtliche Verfügungen gingen durch den Gerichtshof von Amerika. Dieler mußte ſolche vor der Abſendung genehmigen. Aber ſehr anſehnlich war die biſchöfliche Gerichtsbarkeit mit der des Domcapituls; doch konnte an das Obertribunal in Lima appellirt werden. — Die Pfarrer genoßen in den Kirchſpielen, worin meiſtens Spanier oder Kreolen wohnten, einen Zentantheil, nämlich 1 Scheffel von jedem Haushalt, der 7 Scheffel ärndete. — In den indianiſchen Kirchſpielen Peru's bezogen die Pfarrer (Doctoralvicare) eine königliche Befoldung und einen kleinen Synodalgehalt ohne Dienſtaccidentien. Nachdem die Jeſuiten aufgehoben waren, erhielten Franciskaner dieſe Stellen. — Das Aſylrecht ſchützte keine Hochverräther, Ketzer, Mörder mit Abſicht, Diebe, Schuldner u. ſ. w. — Die Alcavala, die Alles traf, was verkauft wurde, betrug $6\frac{1}{2}$ pC. — Die durch Eroberung unterworfenen Indianer, welche ſich nicht freywillig untergeben und Pfarrer erbeten hatten, mußten $2\frac{1}{2}$ bis $7\frac{1}{2}$ Piaſter Kopfgeld erlegen. — Alle Metalle gaben $\frac{1}{2}$ dem Staate ab, und Gold und Silber mußten in den königl. Gießereyen in Barren gegoffen und wardirt werden. — Die Titelfteuer trug viel ein: denn jeder Betitelte gab jährlich 510 Piaſter oder 10,010 auf einmal. — Das Stempelpapier ſtieg von $\frac{1}{8}$ bis 6 Piaſter. — Das Pfd. Taback kaufte der König zu $\frac{1}{2}$ Piaſter und verkaufte es zu zwey Piaſter. — Im erſten Jahre zahlte jeder Beamte das halbe Einkommen an den Staat (*media annata*), auch die Conſiſcationen brachten viel ein. — Zucker, Cacao, Kaffee gaben 5 pC. Zehnten. — Alle Erbschaften ohne Teſtamente und alle Geldſtrafen fielen an den König, und die vielen Zölle waren ungeheuer. —

Die Beichtväter lieferten auch Reſtitutionen von den Beichtkindern an den königl. Schatz, um welche der Staat vom Beichtkinde betrogen worden war. Namen wurden bey dieſem Geſchäft nicht genannt. — Der Kreuzbullen gab es vier Gattungen in Peru, die 100,000 Ducaten einbrachten. Kap. IX. Auf der Brücke der Rimac genießt man in Lima die Kühle des Abends. Die Inquiſition hoben die Cortes auf. Die Leichen werden im Pantheon beygeſetzt, und nach ſechs Jahren, was dann noch vorhanden iſt, ins *Offarium* geliefert. Nirgends miſcht die Liebe die vielfarbigen Menſchen bunter in ihrer Nachkommenſchaft, als in Lima. Die Regel iſt, daß jedes Kind in ſeiner Farbe mehr dem Vater als der Mutter ähnlich wird. Alle Kreolen ſind herzensgut, lebendig und energiſch, aber weniger feſt und ſtandhaft, als die Spanier. Die Kreolen haben in der Regel einen offenen Kopf, eine geſunde Beurtheilung, klare Darſtellungen und leiſten wohl unterrichtet ſehr viel. Sie verthun viel in Kleidung, rächen Beleidigungen langſam und vergeben ſolche leicht. Die Kreolinnen ſind munter und witzig, ſind liebevolle Mütter und gehorſame Kinder; der Vf. empfing als Gefangener in Lima von ihnen Beſchirmung und Beyhülfe, und dazu wurden ſie nur durch Edelmuth beſtimmt. Unter den höhern Ständen herrſcht dort Spielwuth, unter den Damen aber weniger, als unter den Männern. Weiblicher Ehebruch iſt ſelten, der männliche deſto häufiger. Die Kreolen bieten Alles auf, ihren Kindern eine gute Erziehung zu geben. Leſen und Schreiben kann Jedermann. Ohne die lange ſpaniſche Unterdrückung würde dieſes Volk in ſeiner Civilisation glänzen. Die Negerklaſſe hat groſe Aerzte u. Wundärzte in Lima. — Die Männer kleiden ſich jetzt engliſch. Die Weiblichkeit trägt ein dicht anſchließendes Corſet (*Saya*) und einen mauriſchen Ueberwurf (*Manto*). Halb verkleidet rauchen die Damen ihre Cigarre. Bey groſen Feſten kleiden ſich die Damen engliſch oder franzöſiſch und verſchwenden viel in wohlriechenden Waſſern. — Die Indianer in Lima richten ſich nach den Kreolen in der Kleidung und ſind ſelten Dienſtboten oder Handwerker. — Nirgends werden die afrikanischen Neger milder behandelt; den Miſſclaven aus ihren Dynaſtiegeſchlechtern erzeigen ſie ſiets viele Ehrfurcht. Iſt man milde und gütig gegen die Neger, ſo ſind ſie treu und ehrlich, nur freylich bisweilen nachläſſig; beleidigt man ſie aber, ſo ſind ſie rachſüchtig. — Der kreoliſche Neger iſt ſtärker und athletiſcher, als der afrikanische, und hat mehr Laſter als der Afrikaner, weil er ſich aber edler hält, als der geborne Afrikaner, ſo miſchen ſich beide ſelten durch Heirathen.

(Der Beſchluß folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Januar 1827.

REISEBESCHREIBUNGEN.

WEIMAR, im L. Indusir.-Compt.: *Reisen in Arauco, Chile, Peru und Columbia* in den Jahren 1804 bis 1823, von W. B. Stevenson u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Der Meßize ist in der Regel kräftig gebaut und mischt sich gern in die Gesellschaft der Weissen. Jede Sclavin, die ihrem Herrn beweisen kann, dass er sie geliebt hat, ist dadurch frey. Die Mulatten haben viel Talent und lernen mit ihren jungen Gebiethern, was diese sich wissenschaftlich zueigneten. Bey Disputationen der Letztern helfen sie oft jenen in einem vernachlässigten Syllogismus, sind gute Aerzte u. s. w. Die Weiblichkeit dieser Meßizen zeichnet sich durch Rechlichkeit, Treue und Anhänglichkeit aus. Die Zambos und Chinos sind in der Regel die Stämme der Verbrecher und des Auswurfs der Gesellschaft, übrigens athletische Menschen und nicht einfältig. Mit Ausnahme der afrikanischen Neger sind in Folge des guten Beyspiels der Spanier ihre Sklaven nüchtern. — Der Circus für Stiergefächte in Lima kann 20,000 Menschen fassen. Kap. XI. Die Gärten Lima's haben alle europäische Früchte, nur keine Stachel- oder Johannisbeeren. Nach genossenem Pilsang trinkt man niemals Wasser, und nach verzehrter Banane stets; beide Früchte fanden die Spanier bey der Eroberung vor. Die Gärtner lassen die Orangen nicht überaus große Stämme werden, weil sie beschnitten mehr Früchte tragen. — Die Kartoffeln werden bisweilen geschält an der Sonne oder im Frost der Gebirge getrocknet, und halten sich dann lange auf See-reisen, *in natura* oder als Mehl benutzt. Alle Stände halten Bohnenspeisen für gesunder als Fleischspeisen und lieben den Puchero (*olla podrida*) und Chocolate; Obst genießt man zwischen einzelnen Gerichten. — Die Wärme erzeugt viele Krankheiten, welche die Feuchtigkeith zum Ausbruch bringt und zu übertriebenem Genuß der Freuden der Venus reizt. Dies vermindert die Spannkraft der Muskeln und Nerven, die Transpiration ist stark, und eben daher ist die Verdauung schwach, die Wasserfucht häufig und fast unheilbar; aber bejahrte mässige Greise werden dort sehr alt. Die Syphilis ist im Gebirge höchst bösartig und an der Küste leicht zu heilen. Kap. XII. Der Landbau der alten Peruaner war sehr angemessen. Sie hielten im Sande große und weite

Vertiefungen aus und erzogen darin Mais und Camotes; jetzt dienen sie zu Weinbergen, deren Reben keine Pflege aufser dem Beschneiden erhalten. Trefflich sind die Feigen, Ananas, Datteln und Olivenpflanzungen um Pisco. Die großen Landgüter liegen auf Ruinen alter indianischer Anlagen, und diese pflügten sie nur da anzulegen, wo die Cultur schwierig war, und in der wässerungsfähigen Ebene trieb die alte sehr große Bevölkerung die Spatenwirthschaft vorzüglich. Die Vornehmen lieben das Landleben nicht und lassen die Gebäude und Landwirthschaft sehr verfallen. Der Mais und Pisco wird mit etwas Vogelmist (*huano*), welcher von den Inseln Pisco und Chincha abgeholt und dort an den Hügeln ausgefossen wird, an jeder Pflanze gedüngt und zugleich zweymal gewässert. (Eben so machen unsre Gärtner am Fusse des Blumenkohls ein Loch, worin sie Schaf-dünger oder Vogelmist schütten und dann eines üppi-gen Wachstums sicher sind, nachdem der Boden begossen worden.) Maispudding ist ein Nationalgericht, welches schon vor der spanischen Eroberung geschätzt wurde. Die Peruaner und Mexikaner ziehen aus grünem Mais Zucker. Der Mais macht sehr schnell die Schweine fett. Kap. XIII. Gewisse Erbzinsgüter der Indianer (*chacras*) geben $\frac{1}{4}$ des Ertrags an den Staat, und produciren auf kleinem Boden ungemein viel in Niederperu. Gutmüthig sind die Indianer besonders um Huacho und gastfreundlich, dabey verständig und besonders die noch unabhängigen Stämme sehr klug. Die hörigen Indianer drückte der Frohndezwang und das Kopfgeld. Die Indianer zu Eten sind betriebsam in jeder Webeindustrie, nur muß man ihnen die Früchte ihres Fleißes gönnen. In allen Wissenschaften sah man schon Indianer glänzen. Nur der ungebildete Indianer ist abergläubig und bisweilen trunksüchtig. — Die Syphilis nahm der Vf. nirgends unter den noch freyen Indianern wahr, und auch in den größern Städten nur unter den vornehmern Klassen. Die Zahl der Indianer nimmt überall in Südamerika auffallend ab; die Ursachen sind: Trunkliebe der Männer, die Vertheilung des Landes in große Landgüter, deren Herren nicht gerade geneigt sind die Ehen zu befördern, und uneheliches Gekinde und Tagelöhner wohlfeiler nutzen zu können hoffen; die Aussicht eines Familienvaters war traurig; die Abgaben waren schwer, der Erwerb klein. Wo das System großer Landgüter wüthet, da wächst die Bevölkerung nirgends. Kap. XIV. Die Stadt Huaura an der Küste hat

2000 Einwohner mit einigen sehr achtbaren kreolischen Familien. Es ist dort sehr heiß, weil ein Hügel die Stadt vom Meere trennt. Der Vf. fand in Folge vieler Untersuchungen, daß die Indianer sich anbaueten, wo das Land zur Pflug-Bestellung nicht vollkommen geeignet war; daß sie die jetzigen salpetrigen Ebenen sehr gut wässerten, daß sie ihre Leichen mit ihrem Hausrath u. s. w. unter ihren Wohnungen begruben. — Bey Huacho haut man; das Salz, welches nicht tief unter Sand liegt. — Eine peruanische Zuckerpflanzung und die dortige edle Behandlung der Neger, deren Disciplin u. s. w. beschreibt der Vf. Der Zuckerpreis ist dort zu hoch, um eine Ausfuhr nach Europa zu gestatten, aber der Gewinn des Besitzers sehr ansehnlich. Das völlige Freylaffen der Neger bewährt sich dort nachtheilig, denn die meisten Verbrecher Peru's sind aus dieser Klasse oder Zambas. Die Hauptnahrung dortiger Neger war Maisbrey mit Molasses oder Bohnenmehl, ein paarmal in der Woche erhielten sie Fleisch und so reichlich, daß sie damit noch zum Theil ihre Hühner fütterten. Jeder Neger erhielt jährlich ein Ferkel, das er mit Abfall des Zuckerrohrs, Kürbiss u. s. w. mästete, die sie auf ihrem Lande erzogen, das sie mit den Thieren und Instrumenten der Gutsherrschaft beistellten. Kap. XV. Entartet sind Europa's Thiere in Amerika keineswegs. Niederperu hat wenig Schafe. Die Schafe lammen in Südamerika jährlich zweymal, im Junius und December. Der Indigo wächst am Flusse Huaito wild und der Kaffee geräth gut. Ungern wohnen die Indianer mit den Kreolen in einem Dorfe. Ihr Hausrath ist einfach.

Zweyte Abtheilung. Das erste Kapitel liefert Nachrichten über *Caxatambo*, *Huaxas* und die Provinz *Conchucos*, stellt die Lebensart und Sitten der niederperuanischen Gebirgsbewohner dar und zeigt, welchen Druck die spanischen Corrigedoren sich erlaubten, indem sie die Untergebenen zur Annahme und theuren Bezahlung mancher Bedürfnisse oder Luxusartikel zwangen. National waren dort die Trauergefänge der bekehrten, aber durch Trunkfälligkeit dürftigen Indianer. Angenehm lebt der freye Landmann in der Provinz Huailas. In den höhern Gebirgen herrscht viele Spinnerey und Weberey in feinen Ponches (Obermänteln). Man wäscht am Flusse Miraflores Gold, aber nicht mit der nützlichen Betrieffsamkeit der Goldwäscher des Provinz Choco nach der Regenzeit. Empfohlen wird die Oca, im Aeußern dem Bitterklee ähnlich, in Europa's Norden zu acclimatiren, da ihre Wurzeln wie Kastanien und zuckerreicher als irgend eine andre Wurzel schmecken, auch sich lange bey trockner Aufbewahrung halten. In der Provinz Conchucos loben viele Bergleute, und eben daher treibt man dort viel Unfug, weil die Bergleute gern Verbrüderungen zu Schelmstreichen in Amerika machen und in ihrer großen Innung nur zu häufig Schutz statt Strafe finden. — Kap. II. Die Provinz *Huameli*. Die Armen und die reisenden Boten nähren sich oft

Tage lang von Cocablättern mit etwas Kalk oder Asche. Die Fiebertindenbäume nehmen dort ab. Es wäre zu empfehlen, im Lande selbst aus den Rinden der Sturze und kleinen Zweige Chinaextract in concentrirter Gestalt zur Ausfuhr zu produciren. Quecksilber ist dort vorhanden, wird aber nicht beachtet. Die Kehlgeschwulst ist hier häufig. Viele Engländer besuchen jetzt oft zum Vergnügen als Reisende die Gebirge von Peru. Die Gasfreundschaft der Peruaner, besonders der Pfarrer, die sich gut dotirt befinden, ist sehr groß. Häufig ist hier der schwarze Bär (*Oso* oder *Ocumari*) und der von Moos lebende *Visoacha*, mit sehr sanftem weißem, aschfarbigem, seidenartigem Haar. Er gedeiht auch in den heißern Thälern und hat ein schmackhaftes Fleisch. — Von den Schafen des Landes (*carneros de la tierra*) giebt es vier Arten, welche sämmtlich wiederkäuen: das *Llama*, welches etwa 1 Centner tragen kann, gleicht etwas dem Hirsch; das *Paco* oder *Alpaca* (in Chili *Chilihueque*) gleicht mehr dem Schaf und ist nicht so lenksam als das *Llama*; das *Huanaco* hat einen krummen Rücken, es flüchtet nicht so bergan als die andern, weil es die kältern Regionen vermeidet, läßt sich übrigens leicht zähmen; die *Vicunna* hat nur Ziegen-Größe und findet sich häufig im 18ten Grad südlicher Breite der Cordilleras. Die Wolle hellbrauner Farbe liefert sehr feines Tuch, das im Anfühlen viel weicher ist als jedes andere Tuch von Wolle und ein sehr schönes Ansehn hat. Man macht daraus weiche Hüte. Die Wolle läßt sich dunkel färben, ist aber ungefärbt am schönsten. In einem zu warmem Klima befällt die *Vicunna*, so wie die Schafe, die Raude. Sie liebt den Aufenthalt in Schnee und Eis, und läßt sich gewiss in Deutschlands Gebirgen acclimatiren. Ihr Fleisch ist das beste Wildpret. Die liebste Nahrung aller vier Species ist die Ichu, 14000 Fufs über der Meeresfläche wachsend. — Der Vogel Condor ist durch das Aufblasen der in ihm befindlichen Höhlen im Stande, bis 19000 Fufs hoch zu fliegen. — Die Incasstrafe von Cuzco nach Quito (700 Stunden) hat das Treffliche für die Gesundheit, daß sie immer in der gesunden Bergluft bleibt und bis 12,475 Fufs über das Meer sich erhebt. — Die Syphilis ist in den kältern Gegenden Peru's böseartig. Kap. III. Das heiße und feuchte Thal Santa hat eine wunderbare Vegetation. Kap. IV. Gebäuderuinen von Lagunilla. — Die peruanischen Fabriken sind in den Städten der Provinz *Caxamarca* häufig. Der Confiturenhandel aus solcher nach Nordeuropa wird bedeutend werden, da jede Schachtel von 2 Pfd. nur $\frac{1}{2}$ Pfister kostet. Eine große Fülle von Früchten findet sich dort. Die Früchte der Algarrobbe (Johannisbrodbaum), in Büscheln mit Schoten 4 Zoll lang und $\frac{1}{2}$ breit, und 5 oder 6 Bohnen ernähren und mästen viele Ziegen und Maulthiere. Damit gemästete Ziegen haben bis einen Centner Talg und Fett. Die Peruaner sind so lecker, nur das Nackenstück (*Gualdrapas*) dieser Ziegen zu essen. Aus jenen Schoten bereiten die Peruaner *chicha*, auch bisweilen Kuchen (*are-*

(arepas) aus dem Pulver der zerfloßenen Schoten. — Die Stadt und der Hafen *Lembayegu* wird ein wichtiger Aus- und Einfuhrplatz werden. — Bedeutend ist die Fabricatur der Stadt *Eten*, die bloß von Indianern bewohnt wird, welche die Chimasprache (die Ursprache der peruanischen Küste) reden. Sie weicht von der peruanischen Gebirgssprache *Quichua* ab. In der Küstenwüste *Sechura* von 40 Wegstunden giebt es entlaufene, Räuber gewordne Sklaven, welche in den dortigen Gebüsch leben. *Sechura* ist eine Stadt von 2000 Einw., bloß Indianern, von eben so reinen Sitten, als die zu *Eten*. — *Piura* hat 9000 Einw. und doch keine gepflasterten Gassen, aber desto mehr Wanzen. Der Ziegen- und Maulthierhandel ist in dieser 380 Stunden von Lima entfernten Stadt ansehnlich. Es ist dort stets dörre, und die Luft für die Kranken an der Syphilis so gesund, daß sie der Aufenthalt, eine Paule in der Liederlichkeit, hauptsächlich aber das Wasser, welches über große Lager *Sarsaparille* und umgefallene *Palo Santo* und *Guaiacobäume* fließt, ehe es die Stadt erreicht, die Kranken schnell zu heilen pflegt. Freylich fließt jener Fluß im Sommer nicht, aber dafür ist das Wasser der dortigen Brunnen noch stärker mit jenen Heilmitteln geschwängert. Die Kranken im höchsten Grade des Uebels werden auf ein Paar Stunden in den Sand gegraben und müssen viel von jenem Wasser trinken, das sie in heftige Transpiration setzt und dadurch heilt. Da alle Neger eine sehr starke Hautausdünstung haben, so erklärt dies, wie ihre Kranken so leicht hergestellt werden. — Die starke Spedition von Panama hierher dürfte abnehmen, aber daraus folgt nicht, daß *Piura* nicht zum Ersatz einen stärkern Handel mit Europa gewinnt. — *Paila* (505') ist einer der heißesten Plätze in der Welt bey einem schönen Hafen und 200 Häusern in einer Sandebene ohne Schatten und selbst ohne Wasser, welches 3 Stunden von hier der Fluß *Colne* liefert; meist wird es solches durch eine Wasserleitung erhalten. Kein Ort liegt bey wenig reinem Horizont besser zu astronomischen Beobachtungen.

Kap. V. Der Vf. begleitete von Lima nach *Quito* den Generalkapitain *Castillo* im J. 1808 als sein Privatsecretär. — Die Hauptnahrung sind hier *Paradiesfeigen* (*plantains*), mannigfach zubereitet, aber die Fremden leben in dieser Stadt theuer. Ein Glück ist, daß der kleinste erzwungene Zug die Mosquitos entfernt, die nur in den vier Sommermonaten mit Ameisen und andern Insecten wüthen; aber im Winter herrschen dort leicht Ruhr, Wechselfieber und Augenkrankheiten. Wegen der vielen Insecten rauchen Männer und Damen Taback. Schiffsbau und Krämerrey ernähren die wohlhabende Stadt mit wenig Armuth. Kap. VI. Hitze, Schatten und Feuchtigkeit bedarf jede Cacaopflanzung, und so nachlässig auch die Cultur betrieben wird, führt doch die Provinz 1,800,000 Bushel aus. Andre Ausfuhr sind: Taback à Pfd. $\frac{1}{2}$ Piafter, Holz, Salz, Pita (feiner Zwirn der *Agave americana*), gefärbt durch eine

Muschel von Wallnußgröße. Der Saft dieses Thiers ist erst blaßgelb, dann grün und zuletzt purpurroth, was kein Waschen und keine Luft verbleicht. Solcher Zwirn heißt *Caracotillo*, und verdiente der Purpurfarbe und Schönheit halber ausgeführt zu werden. *Guayaquil* ist übrigens das Land der Schlangen und Alligatoren, bis die stärkere Bevölkerung sie vertilgen wird, und einfließt, da es der einzige Hafen für *Quito*, *Popayan*, *Cuenca* und *Pasio* ist, wird diese Stadt ein höchst wichtiger Handelsplatz werden.

Kap. VII. Voll Interesse ist die Reise über die *Andes* und die Schilderung des elenden Lebens der freyen Indianer, welche für 10 Piafter Jahrlohn Schafe hüten, oder für 14 Piafter jährlich zu *San Juan* in dortiger Tuchmanufactur arbeiten und in Steinhütten mit einem Dach von langem Grafe erbärmlich leben müssen. Es waren aber weder diese, noch die unglücklichen *Mita-Indianer*, welche die Insurrection wider eine solchen Druck dulddende Regierung wohl mit Recht als Nothwehr geübt hatten, sondern die reichen Kreolen der *Silidte* und *Guisherren*. Unter diesen Unglücklichen fanden die Royalisten lange eine starke Rekrutirung wider die Heere der Republikaner. Das jetzige *Riobamba* liegt viel tiefer, als das 1739 durch Erdbeben zerstörte. Die gleichnamige Provinz hat viel Gold und Silber und noch mehr Erdbeeren, welche dort die Erde bedecken. Für $\frac{1}{2}$ Piafter pflückt man so viele an einem Tage, als man will. Das Zuckerrohr wird um *Tacunga* in 4 Jahren erst reif und ist dann vorzüglich. Die *Cochanille* wird vom *Nopal* (*Cactus*) schlecht geärntet. — Kap. VIII. *Quito* hat eine doppelte Universität, einen Erzbischof und 75,000 Einw. Unter den Einwohnern herrscht eine sonderbare Unbeständigkeit, alles erst mit Eifer zu ergreifen und hernach desto kälter zu seyn. Die dortigen Abkömmlinge der spanischen Kreolen und Indianer sind häufig sehr lasterhaft, aber einschmeichelnde und talentvolle Arbeiter. Die Indianer sind gutmüthig, arbeiten wenig, sind aber treu. Alle Einwohner lieben Processionen, und haben ihr Fleisch, Gemüse, Brod, Kuchen und Käse, Eis und geeillte Confituren sehr wohlfeil. Kap. IX. Das Klima *Quito's* ist fast unveränderlich. Im Dec., Jan., Febr. und März regnet es täglich von halb ein Uhr bis fünf Uhr Nachmittags, die Vegetation hört niemals auf und ist stets grün. Von dem Regierungspalaste aus sieht man elf Berge stets mit Schnee bedeckt. Der nahe *Chimborasso* ist vulkanischer Natur. Durch den Gipfel des *Cayambe Urcu* (Bergs) geht der Aequator. Mehrere Thäler sind wegen Hitze und Ungesundheit unbewohnbar. Man heilt durch den Trank von Salzwasser die Kehlgeschwülste. Man führt viele Wolle aus; die Schafe bedürfen jedoch der Veredlung. Kap. X. Die 18 M. von *Quito* entfernte Stadt *Ibarra* von 12000 Einw. hat viel Weizen und Zucker. Wo man Gold findet, ist die Erde röthlich, Gold liegt 3 bis 4 Fufs tief und hat ein *stratum* harten Lehms. Einige Gold-Waschplätze erstrecken sich 2 bis 400 Fufs vom Flusse und sind 40 bis 120 Fufs breit. Auf diesem Boden wächst keine Pflanze oder

oder Baum. Die Indianer verheimlichen sehr die Leichtigkeit, womit sie ihren Tribut in Gold bezahlen, und werfen (wie man den Vf. überredete) den Ueberflufs des gesammelten Tributs in den Fluß. Alle Flüsse und Ströme des Napo haben Gold. — In der Provinz Banza kehrten viele Millionsindianer zur Wildheit zurück, als man die Missionen der Jesuiten aufhob, so anhänglich waren sie den Vätern. Von Quito soll nach Piti (18 Wegstunden) ein Weg eröffnet werden, wodurch Piti ein wichtiger Hafen werden dürfte. Kap. XI. *Esmeraldas*, ein Seehafen am gleichnamigen Fluße. Man schneidet hier den Zucker von 8 zu 3 Monaten, entblößt die Wurzeln, düngt solche und bringt wo möglich frische Erde daran, wodurch man viel Zucker gewinnt, und was man in den Antillen nachahmen sollte. Die Einwohner erlegen viele Thiere mit dem Blaserohr (*Sorbetana*), dessen kleine Pfeile an der Spitze mit einem Gifte am Fluße Marannon vergiftet sind. — Der Cacao am Esmeraldas ist sehr theuer, aber auch sehr vorzüglich; dessen Bohnen sind ungemein schwer, von hellglänzender Orangefarbe und $\frac{1}{4}$ so groß als zu Guyaquil. Es giebt hier noch eine wilde Cacaoart (*Moracumba*), deren weiße Bohnen hartem Talg gleichen und von den Wilden geröstet werden. Man kann hier vom Boden jährlich vier Aernten gewinnen. Die Frau ist Gehülfin des Mannes, aber niemals umgekehrt. Die Einwohner stammen von Negern und Indianerinnen; die Wahrhaftigkeit, Reinlichkeit und Mäsigkeit ist hier zu Hause, und keiner verschließt sein Haus, wenn er mit der Familie jagt oder fischt. Die Stufen der Leiter in das Haus werden umgekehrt gestellt, zum Beweise, daß keiner im Hause ist, und keiner geht herein. Das kalte Flußwasser kühlt die Atmosphäre und läßt dort keine Mosquitos gedeihen. Fünf Wegstunden davon ist *Atacames*, ein schöner Hafen. Ein Paar andre Häfen sind *Limonas* und *Ranguam* oder *San Pedro*. — Kap. XII. *Cayapas* ist eine Kolonie bloß von einem indianischen Alcalde regierter Indianer. Die Indianer verfertigen vielen feinen Aloëzwirn. Sie gehören zu den freyen, niemals von Inkas oder Spaniern unterjochten Indianern. Die Masse dieser freyen Indianer ist sehr groß.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) *Meissen*, b. Klinkicht, u. *Leipzig*, b. Mittler: *Vaterländische Sagen*, gesammelt von Dr. *Ewald Dietrich*. 1826. X u. 240 S. 8. (1 Rthlr.)
- 2) *Ebenda*., b. Gödsche: *Die Vorzeit oder Volks- und Ritter-Sagen Böhmens*, gesammelt im *Bereich böhmischer Heilquellen* von Dr. *Ewald Dietrich*. 1827. Erstes Bändchen. mit 1 Kpf. X und

130 S. Zweytes Bändchen. 1828. 8. (Beide Bändchen, 1 Rthlr. 12 gGr.)

- 3) *Ebenda*., b. Ebendernf.: *Ritter Paladour von dem blutigen Kreuze, oder die Waldenser in Frankreich im 12ten Jahrhundert*. Von J. van der Häll. Zwey Theile. 1827. 211 u. 246 S. 8. jeder m. 1 Kpf. (zusammen 2 Rthlr. 4 gGr.)

Von allen diesen Phantasiemälden können wir nichts Besondres rühmen. In Nr. 1. verbindet sich die Mattigkeit des Flugs mit einer ungelenken Darstellung, namentlich, was das erste kleine Drama, „die Verlobung am Hochgerichte“ betrifft. Welch ein dramatischer Geist hier wehe, das kann man schon aus der vorangeschickten Charakterfchilderung der handelnden Personen abnehmen. Es heist darin: *Just*, ein biederer und hochherziger Mann von strenger Rechtlichkeit, ungefähr 60 Jahre alt. — *Anna*, eine gute Wirthin, aber geldstolz und eitel, 40 Jahre. — *Rosa*, die Heldin der Handlung, ein bildschönes Mädchen von 16 Jahren, von liebenswürdiger Herzensgüte und Unschuld. — *Lisa*, der Intriguant der Handlung, der verirrt, gefallene und sich durch Reue erhebende Sünder, 24 Jahre u. s. w. Das Stück soll den Spruch veranlassen: Ehrlich währt am längsten. Eine Volkslage soll zum Grunde liegen. „*Des Pfarrers Tochter zu Teubenhayn*“ ist eine Erzählung nach *Bürger's* Ballade gleiches Namens, auf das Breiteste aus einander gedehnt, im Einzelnen nicht ohne ergreifende Stellen, die aber mehr dem Urdichter zugute zu rechnen sind. — Am besten hat uns gefallen die „*Bettelmannskirche*“ bey Meissen, denn das ist eigentliche Volkslage. — Nr. 2. enthält böhmische Volkslagen von eben keinem besondern Interesse für den Ausländer in einer allzu gekünstelten Sprache. Es sind deren 5: die Hirschjagd des wilden Jägers auf dem Postkapole; Herrenhuld und Dienertreue, oder die Belagerung von Teplitz; Rübezahl und der schwedische Hauptmann; Hrošinata oder Urgeschichte des Maria-Kreuzbrunnens; Vaterzorn und Kindesliebe, Sage aus dem Leben Kaiser Heinrichs I. Das Letztere dramatisch. Der Vf. scheint den Ton der Sage noch nicht recht zu kennen, um ihn getreu genug darzustellen. — Nr. 3. erinnert an „die Schwärmer“ des großen Unbekannten, doch sieht es weit unter diesem kräftigen Sittengemälde. Der Vf. hatte in den einzelnen Scenen des fürchterlichen Verfolgungskriegs gegen die Albigenser Stoff genug zu höchst anziehenden eigenthümlichen Darstellungen; aber er hat ihn gar nicht benutzt, und seinen Roman mit ganz gewöhnlichen Kriegs-, Liebes- und Zauberbildern angefüllt. Es fehlt an einer ruhigen Haltung der Charaktere, der einfache Gang der Fabel ist zu mannichfaltig unterbrochen und gestört. Der Stil geht noch an.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1827.

ASTRONOMIE.

BERLIN, b. d. Vf. u. in Comm. b. Dümmler: *Astronomisches Jahrbuch* für das Jahr 1829, nebst einer *Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen, Beobachtungen und Nachrichten*; mit Genehmigung d. kön. Akad. d. Wiss. berechnet u. herausg. von Dr. J. E. Bode, Astronom, Ritter d. Preuss. rothen Adler - u. d. Russ. St. Annenordens u. s. w. *Vier und fünfzigster Band*, mit 2 Kpft. 1826. 226 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Mit diesem 54ten Bande des Astronom. Jahrbuchs scheidet der ehrwürdige Herausg. von seinem Tagewerk und von der sichtbaren Ordnung der Dinge; er starb im Nov. 1826, nur zwey Monate weniger als 80 Jahre alt, nachdem dieser Band kurz zuvor im October fertig geworden war. Ein unvergessliches, längst von ganz Deutschland anerkanntes Verdienst erwarb sich Bode ganz vorzüglich durch seine populäre astronomische Schriften. Seit einem halben Jahrhundert wurde er durch seine in ihrer Art musterhafte „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels“ der Lehrer von Tausenden, denen er das stille Entzücken mittheilte, das die Betrachtung der ewigen Schönheiten des Sternenhimmels gewährt, und nicht wenige Leser wurden durch die Sternkenntniß, die sie diesem Führer dankten, veranlaßt, in das Heiligthum der Astronomie durch wissenschaftliches Studium noch tiefer einzudringen. Die Astronomen schätzten den verewigten Veteran hauptsächlich wegen seiner Sternkarten und Sternverzeichnisse, und wegen der schon 1776 unter *Lambert's* Aegide begonnenen und seitdem ununterbrochen fortgesetzten Berechnung und Herausgabe des Berliner Astronomischen Jahrbuchs, das vom Anfange an immer mit einer höchst reichhaltigen Sammlung von Beobachtungen und Abhandlungen aller deutlichen, zum Theil auch mancher auswärtigen Astronomen ausgestattet war. Es ist zu hoffen, daß das Jahrbuch, wie bisher, in Berlin fortgesetzt werden wird, wenn schon in dessen Einrichtung für die Zukunft vielleicht einige nicht unwesentliche Veränderungen getroffen werden dürften.

Wir kehren zum neuesten Bande des Jahrbuchs für 1829 zurück. Ostern fällt 1829 am 19ten April. Von zwey Sonnen und zwey Mondsfinsternissen ist für uns keine sichtbar. Ueberhaupt wird nach der letzten am 29sten Nov. 1826 eingetretenen, auch in Deutsch-

land sichtbaren Sonnenfinsterniß keine in Europa sichtbare vor dem 11ten Jul. 1833 Statt haben. Der Inhalt der Abhandlungen, die sich den Ephemeriden diesmal anschließen, ist folgender: 1) Beyträge zu geographischen Längenbestimmungen, zwey und zwanzigste Fortsetzung; vom Prof. *Wurm* in Stuttgart. Unter den hier berechneten 12 Fixsternbedeckungen des J. 1822 zeichnet sich besonders eine Plejadenbedeckung vom 31sten Oct. durch zahlreiche Beobachtungen aus. Unter den bedeckten Sternen kommen mitunter auch kleinere vor, und es wäre zu wünschen, daß die Bedeckungen solcher kleinen Sterne der 6 bis 8 Größe häufiger beobachtet würden, da sie oft brauchbare Bestimmungen für die Länge der Beobachtungsorte liefern. 2) Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, Sternbedeckungen und Oerter des im Sept. und Oct. sichtbaren Kometen, im J. 1825 beobachtet vom Prof. *Hallaschka* in Prag auf seiner Privatsternwarte (2",5 östlich in Zeit von der k. Sternw.). Der Komet, den *H.* vom 11ten Sept. bis zum 9ten Oct. beobachtet, und für welchen er auch die hier zugleich mitgetheilten Elemente der Bahn aus eignen Beobachtungen berechnet hat, ist der von *Pons* in Florenz und von *Biela* in Josephstadt im Jul. 1825 fast gleichzeitig entdeckte, der in der Mitte Octobers 1825 wegen seiner allzugroßen südlichen Abweichung den Europäischen Astronomen verschwand, aber, nachdem er im Dec. desselben Jahrs durch sein Perihelium gegangen war, im J. 1826 aufs neue in Europa zum Vorschein kam. Das J. 1825 wurde überhaupt (wie *Olbers* S. 120 bemerkt) „auf eine ganz beispiellose Weise mit Kometen gesegnet.“ Den ersten entdeckte am 19ten May 1825 in der Cassiopeja *Gambart* in Marseille. Der Lauf des zweyten schon erwähnten, der zuerst im Jul. erschien, wurde vom Stier aus bis in den Wallfisch verfolgt. Der dritte vom August an beobachtete Komet ist der berühmte *Encke'sche* mit der kurzen Umlaufszeit von 3½ Jahren, dessen regelmäßige voraus erwartete Erscheinung 1825 zum sechstenmal von den Astronomen beobachtet wurde. Der vierte am 23sten Aug. vom Prof. *Harding* zu Göttingen im Fuhrmann zuerst wahrgenommene Komet war nur kurze Zeit sichtbar. Den fünften fand *Pons* zu Florenz am 7ten Nov. 1825 im Eridanus. 3) Astronomische Beobachtungen im J. 1825, auf der kgl. Sternwarte in Prag angestellt von den Proff. *David* u. *Bittner*. Auch die Frühlingsnachtgleiche und die Sommer-Sonnenwende wurden am vierfüßigen Mittagsfernrohr beobachtet, und von den Kometen desselben Jahrs die drey ersten. 4) Beobachtungen des drit-

ten (im Stier erschienenen) Kometen vom 10ten Sept. bis 12ten Oct. 1825, vom Prof. *Schwarzenbrunner* in Kremsmünster. Da der Kern des Kometen schlecht begrenzt war, so fand es der Vf. schwierig, den Durchgang des Mittelpunkts durch das Rautennetz genau zu beobachten. 5) Entdeckung eines zweyten Kometen von kurzer Umlaufszeit durch den Hauptmann von *Biela* zu Josephstadt in Böhmen. Diesen Kometen, der sich zunächst dem Encke'schen anschließt, und den die Astronomen nach dem Namen des ersten Finders den Biela'schen nennen werden, gewährte der Entdecker zuerst 1826 am 27ten Febr. zu Josephstadt im Sternbilde des Widders; am 9ten März sah ihn auch *Gambart* in Marseille. Die Entdeckung zu Josephstadt war nicht ganz zufällig; v. *Biela* hatte den Kometen schon lange für identisch mit mehreren früher beobachteten gehalten, und dessen Rückkunft auf 1826 bereits im Oct. 1823 (vergl. Astron. Jahrb. auf 1827. S. 207.) bestimmt vorausgesetzt; zwar eine, wie er sie jetzt selbst nennt, „kecke und etwas voreilige Voraussetzung“, die aber doch, was nicht gerade bey allen voreiligen Prophezeiungen der Fall ist, diesmal glücklich in Erfüllung gieng. Dafs auch dieser Komet, eben so wie der Encke'sche, durch seine kurze Umlaufszeit um die Sonne höchst merkwürdig ist, dafs sein Umlauf etwa 6 Jahre und 9 Monate, demnach seine mittlere Entfernung von der Sonne 3,575 Halbmesser der Erdbahn betragen mag, und dafs er mit den beiden Kometen von 1772 und 1805 identisch ist, zeigte sich bald nach den ersten Berechnungen der neuesten Beobachtungen dieses Kometen vom J. 1826 als höchst wahrscheinlich, und, wenn auch schon die Elemente der Bahn in der Zwischenzeit der drey jetzt bekannten Erscheinungen des Kometen sich einigermassen verändert haben, so wird ohne Zweifel auch dieser Umstand durch eine genauere Berechnung der Planetenstörungen, denen der Komet ausgesetzt war, bald auf eine ganz befriedigende Art aufgeklärt werden. So lernen wir also abermals (sagt *Olbers* S. 123.) einen kometenartigen Weltkörper kennen, der, gleich dem Encke'schen, immer in unserm Planetensystem bleibt, und sich in seinem Aphelium, nur etwas mehr als der Encke'sche, nämlich bis zwischen die Bahnen des Jupiters und Saturns, von der Sonne entfernt. Er kommt demnach zu Zeiten dem Jupiter weit näher, als ihm der Encke'sche kommen kann, und erleidet von jenem mächtigen Planeten weit stärkere Störungen in seiner Bahn, was auch die großen Veränderungen seiner Elemente zwischen 1772 und 1805 beweisen. Dieser Biela'sche Komet wird also, was für die Astronomen noch besonders wichtig ist, uns auch die Masse Jupiters genauer kennen lehren, die man bisher noch aus Jupiters Einwirkung auf den Saturn und auf die neu entdeckten kleinern Planeten nicht ganz unmerklich verschieden fand. (Vergl. unten bey Nr. 7.) 6) Beobachtungen des Biela'schen Kometen von *Gambart* in Marseille vom 9ten bis zum 21ten März 1826. Auch *Gambart* erkannte bald, ohne von den frühern Bemerkungen deutscher Astronomen etwas zu wissen,

die Eiperleyheit, des Kometen mit denen von 1772 und 1805, auch er fand Elemente der Bahn, denen ähnlich, welche von *Biela*, *Claufen* und *Olbers* bald nach den ersten im Frühjahr 1826 angestellten Beobachtungen berechnet hatten, und nach welchen der Komet am 18ten März durch seine Sonnennähe gieng. 7) Elemente des vierten, im Fuhrmann, und des fünften, im Eridanus 1825 erschienenen, so wie des Biela'schen Kometen von 1826, und Bemerkungen über den letzten, vom Ritter Dr. *Olbers* in Bremen. Der Vf. hat alle Kometen des J. 1825 selbst beobachtet, den Augstikometen ausgenommen, der vom Fuhrmann durch die Zwillinge bis zum Orion lief, dann sich den Blicken der Astronomen schnell wieder entzog, und von dem man nur wenige Beobachtungen, die von *Inghirami* in Florenz und von *Harding* in Göttingen kennt; aus drey Florenzer Beobachtungen ist hier die Bahn berechnet. Auch *Olbers* widmete gleich Anfangs dem Biela'schen Kometen die größte Aufmerksamkeit, und hält sich von dessen Rückkehr nach frühern Erscheinungen überzeugt. Nach seiner Bemerkung hat dieser Komet für die Erdbewohner noch eine besondre Wichtigkeit, weil er in einem Punkte seiner Bahn der Erdbahn sich stark annähern kann; befände sich der Komet, selbst gerade in diesem kritischen Punkte seiner Bahn, der der Erdbahn am nächsten liegt, unweit seinem niedersteigenden Knoten, so wäre es nicht ganz unmöglich, dafs er ziemlich nahe an der Erde vorübergieng, oder ihren Dunstkreis berührte; indess kann und muß Jupiters Einwirkung bey jedem Umlaufe die kleinsten Abstandspunkte von der Erde verändern. 8) Gegenscheine des Jupiters, Saturns und Uranus, auf der Prager Sternwarte 1825 beobachtet von *Bittner*. Die Beobachtungen sind mit *Bouvard's* Tafeln verglichen, welche, besonders in der Länge, sehr gut damit stimmen; der Unterschied der Breite geht von 7 bis 15 Sekunden. 9) Scheinbare gerade Aufsteigung und Abweichung der Sterne α (Polarstern) und δ im kleinen Bären, für jeden Tag des J. 1827 aus den Bessel'schen Tafeln voraus berechnet vom Prof. *Knerre* in Nicolajew (am schwarzen Meer). Dies ist nur ein das Jahr 1827 betreffender Auszug aus gedruckten Tafeln, die der Vf. für 1823 bis 1830 berechnet hat; da die Tafeln für den Pariser Meridian gelten, so ist eine Reductionstafel für andre Sternwarten beygefügt, auch eine kleine Correction wegen der täglichen Aberration. Da der Durchgang jener beiden dem Pole zunächst stehenden Sterne so oft als möglich auf mehreren Sternwarten gegenwärtig beobachtet wird, so werden die Astronomen diese Tafeln des Vfs. mit Dank aufnehmen. Die neue Sternwarte zu Nicolajew erhielt unter anderm auch einen dreyfüßigen Reichenbach'schen Meridiankreis und einen fünfzüßigen Frauenhofer'schen Achromat. 10) Untersuchungen über die Bahn des dritten Kometen von 1759 (Nr. 64. in der Kometentafel der Astronomischen Sammlungen von *Schumacher*) vom Dr. *Olbers*. Dieser am 8ten Jan. 1760 entdeckte Komet gehört noch dem J. 1759 an, weil seine Sonnennähe im Dec. desselben Jahrs fiel. Die ungemein große Ge-

Geschwindigkeit seiner scheinbaren Bewegung, die nach *Lacaille* in einem Tage 40° eines größten Kreises betrug, veranlaßte diesen Astronomen, in einer eigenen Abhandlung allgemeine Betrachtungen über Kometengeschwindigkeit anzustellen. Er läßt einen Kometen in der Ebene der Erdbahn rückläufig sich bewegen, der in der Sonnennähe und zugleich in Opposition von der Erde nicht weiter als der Mond entfernt wäre, und findet, daß unter diesen Umständen der Komet in einer Stunde $141^\circ 40'$, und in der Opposition selbst $5^\circ 28'$ in einer Minute am Himmel scheinbar zurückzulegen würde. *Lacaille* schien selbst über diese ungeheure Geschwindigkeit etwas befremdet, und nun zeigt *Olbers*, daß der französische Astronom sich ein wenig verrechnet, und den Abstand des Kometen von der Erde in Theilen des Halbmessers der Erdbahn $= 0,000304$ (statt 0,00304) angeetzt hatte. Eine verbesserte Berechnung giebt die Geschwindigkeit in einer Stunde nur zu $38^\circ 41'$ und in einer Minute für die Oppositionszeit $40' 14''$. Gäbe es einen solchen Kometen, dessen scheinbare Bewegung, wie hier, geschwinder ist, als die von der Rotation der Erde herrührende, so müßten allerdings verschiedene sehr auffallende Erscheinungen beim Auf- und Untergange, bey der Culmination des Kometen u. f. w. Statt haben. 11) Schwingungen des Secundenpendels in 24 mittlern Sonnenstunden, und dessen Länge in englischen Zollen andreyzehn verschiednen Orten vom 13° südlicher bis zum 80° nördlicher Breite beobachtet und zusammenge stellt, von *Edward Sabine*, Capitain (aus dessen Schrift: *An account of experiments to determine the figure of the earth* etc. London 1825.). Der Vf. hat die auf jenen 13 Stationen angestellten Pendelbeobachtungen mit vielem Fleiße untersucht und Resultate daraus gezogen: die erste Station ist Bahia, die letzte Spitzbergen. Setzt man hiernach die Länge des Pendels unter dem Aequator $= 39,01520$ engl. Zolle, und die Zunahme wegen der Gravitation zwischen dem Aequator und den Polen $= 0,20245$, so wäre die Abplattung der Erde $= \frac{1}{285,1}$ (etwas größer, als sie sonst gewöhnlich angenommen wird). 12) Astronomische Reise-Nachrichten, vom Hauptmann v. *Biela* aus Neapel. Der k. Oesterreichische Dienst rief den Entdecker des neuen Kometen im Frühjahr 1826 nach Neapel. In Neapel machte er die Bekanntschaft des 81jährigen, bald nachher verstorbenen *Piazzi*, in Florenz die des berühmten Kometenentdeckers *Pons*, der auch schon nahe an 70 Jahre ist; sein Kometensucher ist ein vierfüßiges, nicht achromatisches Fernrohr mit hölzernem Stativ. 13) Beobachtungen des zweyten (von *Pons* und *Biela* zuerst aufgefundenen) Kometen von 1825, vom Prof. *Rümker* zu Stargard in Neuholland. Diese schätzbaren Beobachtungen des sogenannten Stierkometen fangen da an, wo die Europäischen, weil der Komet dem südlichen Himmel zuwanderte, aufhörten; sie gehen vom 18ten Oct. bis 20sten Dec. 1826, und *Rümker* hat aus ihnen, weil er sie mit einer Parabel nicht vereinigen konnte, vorläufig elliptische Elemente mit einem Umlaufe von 53509,2 Tagen ($= 146\frac{1}{2}$ Julianischen Jahren) berechnet, die indess, mit Europäischen Beobachtungen verglichen, noch weiterer Berichtigung bedürfen

möchten. 14) Meridianbeobachtungen der Pallas und Ceres im J. 1826, vom Hofr. Ritter *Gauß* in Göttingen. Diese für die Verbesserung der Theorie dieser beiden Planeten wichtigen Beobachtungen sind um die Zeit ihrer Opposition im Jun. und Jul. 1826 ange stellt. 15) Beschreibung und Abbildung der neuen Navigationschule und Sternwarte in Hamburg, vom Director *Repsold* in Hamburg. Dem achtungswerthen Herausg. des Jahrbuchs ward vor seinem Tode noch die Freude, in seiner Vaterstadt Hamburg eine schon lange gewünschte Sternwarte ent stehen zu sehen: möge sie bald, mit tüchtigen Instrumenten ausgerüstet, zu fruchtbaren Beobachtungen benutzt werden! 16) Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupitersmonde, auf der k. Sternwarte in Marseille 1824 beobachtet von *Gambart*. Die Zeiten der Beobachtung sind hier, was nicht ausdrücklich bemerkt ist, von der vorhergehenden Mitternacht, nicht, wie sonst außer Frankreich überall gewöhnlich, vom Mittag an gerechnet. 17) Beobachtung und Abbildung des zweyten Kometen von 1825, so wie er im Oct. erschien, vom Geheimenr. *Pistorff* auf Buchholz bey Drossen. In einem sechsfüßigen Frauenhofer zeigte sich am 9ten Oct. der Kern des Kometen als sternähnlich strahlender Punkt; sowohl teleskopische als größere Sternablitzen durch den Schweif mit verstärktem Lichte bis äußerst nahe am Kern. Der Kern mochte eine Raumsecunde im Durchmesser haben, die Licht hülle 16 Raumminuten; des Schweifs größte Breite war $2^\circ 30'$, dessen Länge ungefähr 10° die Richtung von Süden nach Norden; von einer Unterbrechung des Schweifs wurde nichts bemerkt. Bis zum Mittelpunkt des Kerns konnte man durch den Lichtnebel des Kometen sehen und ihn durch stärkere Vergrößerungen auflösen. 18) Beobachtungen des Biela'schen Kometen, vom 31sten März bis 9ten May 1826 auf der k. Sternwarte in Neapel angestellt von dem Director derselben, *Carlo Brioschi*. 19) Einige astronomische Nachrichten vom Prof. *Gruithuisen* in München. Von *Utzschneider* versichert, im Besitz aller Geheimnisse des leider so früh verstorbenen *Frauenhofer* zu seyn; ein Objectiv von 9 Zoll Oeffnung liegt schon fertig da, auch ein Frauenhofer'sches Flintglas für ein Objectiv von 18 Zoll Oeffnung ist noch vorhanden. Die neue Wiener Universitätssternwarte ist zum Gebrauch noch nicht völlig eingerichtet. Der Vf. berichtet über Veränderungen im Wallwerke des Mondes, genannt *Schröter*, daß er im Sommer 1825 noch unverändert fand, neuerdings wahrgenommen habe; zwey Wälle im Osten seyen fast ganz verschwunden, zwey andre viel kürzer und unförmlicher geworden; dagegen zeigen sich seit dem März 1826 im Westen drey neue Wälle. Der Vf. sagt unter andern: „Hn. Ritter *Olbers* machte ich neulich auf den Antheil, welchen Libration und Erleuchtung an solchen (veränderlichen) Erscheinungen haben könnten, aufmerksam; allein“ u. f. w. Sollte nicht vielleicht gelesen werden: *Olbers machte mich* (statt: machte ich) aufmerksam? eine Variante, die an sich nicht gleichgültig ist, und durch eine Parallelstelle S. 168. des Jahrbuchs große Wahrscheinlichkeit erhält. (Vgl. unten bey Nr. 23.). 20) Neue Elemente der

Vesta und Pallas und Vergleichung der Beobachtungen mit denselben, vom Prof. *Encke* in Berlin. Die Elemente der Bahn der Vesta aufs Neue zu bestimmen, wurde der Vf. hauptsächlich durch eine Verschiedenheit der Jupitersmasse veranlaßt, die bey Gelegenheit der neuesten Untersuchungen über die Bewegungen der Juno und Pallas zur Sprache kam. Die Masse des Jupiters, welche *Nicolai* aus 14 Oppositionen der Juno = 1018,577 gefunden hatte, gab die möglich kleinsten Fehler; die neuere Laplace'sche Masse würde den mittlern Fehler etwa verdoppelt haben. Die für Vesta auf 1810 neu berechneten Elemente geben, wenn man ihre Aenderungen mit der Nicolai'schen Masse, und überall zugleich die Störungen des Mars u. Saturns berechnet, in allen 13 von 1807 bis 1825 beobachteten Oppositionen eine ungemein schöne Uebereinstimmung mit den Beobachtungen, so daß die grösste Differenz in der heliocentrischen Länge nie bis auf 4'', in der hel. Breite höchstens auf 6'' steigt. Auch bey Pallas, für welche der Vf. ebenfalls neue Elemente für die Opposition 1827 berechnet hat, werden die Fehler der Ephemeriden für 1825 durch Einrechnung der zuvor vernachlässigten Störungen sehr herabgesetzt. Die Opposition der Vesta für 1827 fällt am 17ten Dec., der Pallas am 27ten Aug. 21) Ephemeride der Vesta vom 23ten Nov. 1827 bis 14ten Jan. 1828, und Ephemeride der Pallas, vom 3ten Aug. bis 20ten Sept. 1827 nach den neuen Elementen berechnet von *Encke*. 22) Ebendeff. Vergleichung der Ephemeride der Pallas im Astr. Jahrb. 1828. mit den Beobachtungen von 1826 in Göttingen von *Gauß*, und in Königsberg von *Bessel* angestellt. Der großen Lichtschwäche des Planeten ungeachtet stimmen beide Beobachter in dem mittlern Fehler der Rectascension bis auf 4'',77 und der Declination bis auf 0'58 miteinander überein. 23) Nachrichten von der fortgesetzten Bearbeitung einer neuen Mondstopographie, vom Inspector *Lohrmann* in Dresden. Die zweyte Abtheilung dieses trefflichen Werks mit Sect. V bis IX. soll 1827 erscheinen; auch Köhler'sche Mondgebirgszeichnungen und eine mit Abbildungen begleitete ausführliche Nachricht von der großen Lahire'schen Mondskarte (12 Par. Fufs im Durchmesser) wird der Vf. dieser Abtheilung beyfügen. Der Vf. findet es auffallend, daß *Schwabe* in Dessau in dem von *Gruithuisen* aufgefundenen Kunsigebilde im Mond unlängst fünf Wälle mehr gesehen haben will, die also den 12jährigen Nachforschungen dieses mit dem Monde so vertrauten Beobachters entgangen seyn müßten: er folgert daraus, die bemerkten Unebenheiten müssen sehr klein seyn, oder vielmehr *Libration und Beleuchtung* bringen in andern Zeiten ein ganz andres Licht und Schattenbild hervor. (S. Nr. 19.). Zugleich wird erinnert, ein 3füßiges Fernrohr zeige Vieles gerade und zusammenhängend, was mit Hülfe eines größern als ungleich und getrennt erkannt wird. Mit einem Frauenhofer'schen Riesenfernrohr, und in der reinen Luft der Tropenländer, meint der Vf., möchten sich noch die wichtigsten Entdeckungen im Monde machen lassen; was indessen die Gruithuisen'schen Beobachtungen be-

treffe, so stehen sie mit seiner eignen rein-topographischen Arbeit durchaus in keiner Berührung; die Abbildungen, die Gr. von einigen Stellen der Mondfläche giebt, seyen offenbar kleine Bruchstücke zu einer Städte-, Wege-, Fluß- u. Culturkarte dieses Weltkörpers, aber immer Nebensache in Vergleichung mit dem Text, der die „*interessantesten*“ Erzählungen und Nachweisungen über organische und unorganische Natur im Monde enthalte. 24) Neue Elemente der Juno, Ephemeride derselben vom 1sten Sept. 1826 bis 11. Jan. 1827, und Kometenbeobachtungen vom Prof. *Nicolai* in Mannheim. Die Opposition 1826 fiel am 31sten Oct., und für diesen Zeitpunkt sind auch, mit Inbegriff der Störungen durch Jupiter, die neuen Elemente berechnet; die Lichtstärke der Juno bey'm Gegenschein 1826 war 10mal größer, als bey der letzten von 1825; der Planet mußte also um so leichter zu beobachten seyn. Von Kometen liefert hier der Vf. Beobachtungen des 2ten, 3ten und 5ten vom J. 1825, so wie des Biela'schen von 1826; für den Eridanuskometen (den letzten von 1825) hat er parabolische Elemente berechnet, die mit seinen eignen Beobachtungen ungemein gut übereinstimmen. 25) Die Neigung der Ebene des Saturnrings, neu bestimmt durch Prof. Ritter *Bessel* in Königsberg. Man hatte sonst gewöhnlich die Neigung der Ebene des Saturnrings gegen die Ekliptik zu 31° 20' angenommen. Um diese Angabe zu prüfen, benutzte *Bessel* schon im J. 1811 die Zeit der grössten Oeffnung der Ellipse, um die beiden Axen derselben mit einem nur 16zölligen, aber guten Dollond zu messen; damit fand er die Neigung gegen die Ekliptik = 28° 34' 6'' (also beträchtlich kleiner als oben) und gegen die Saturnsbahn = 27° 42'. Auch *Struve* fand erst 1826 mit seinem großen trefflichen Fernrohre die Neigung gegen die Ekliptik = 28° 5', 9. Um die verminderte Neigung noch stärker zu begründen, macht hier *Bessel* eine ansehnliche Reihe von Beobachtungen für die Neigung des Rings, im August bis in den Oct. 1818 angestellt, öffentlich bekannt; sie beruhen auf der Messung des Winkels der Ringlinie mit dem Declinationskreise. Der Vf. bediente sich hiezu eines Dollond'sche Aequatorials, in dessen stärkstem Ocular ein Faden, welcher durch Drehung des Instruments der Ringlinie parallel gestellt werden konnte, ausgespannt war. Ein Mittel aus 23 Bestimmungen gab die Neigung des Rings gegen die Saturnbahn = 27° 0' 9'' mit einem wahrscheinlichen Fehler von $\pm 5'$, 2. Nimmt man diese Neigung als unveränderlich an, so hat man die Lage des Rings gegen die Saturnsbahn, nämlich: Neigung, wie oben, und aufsteigender Knoten 170° 19' 54'' + 41'',00 (t — 1800): die Lage des Rings gegen die Ekliptik giebt den aufsteigenden Knoten, 166° 50' 41'' + 40'',65 (t — 1800) und Neigung gegen die Ekliptik = 28° 22' 1'' — 0'' 38' (t — 1800). Daß diese neuere Bestimmung eines für das System des Saturns wichtigen Elements richtiger, als die ältere Angabe, und daß in dieser die Neigung des Rings um etwa 3 Grade zu groß ist, leidet keinen Zweifel.

(Der Beschlufs folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1827.

A S T R O N O M I E.

BERLIN, b. dem Vf. u. in Commiff. b. Dümmler:
Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1827,
nebst einer Sammlung der neuesten in die astro-
nomischen Wissenschaften einschlagenden Ab-
handlungen, Beobachtungen u. Nachrichten —
herausgegeben von Dr. J. E. Bode u. f. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

26) **D**ie Schiefe der Ekliptik, aus den Beobachtungen der vier Jahre von 1821 bis 1824 bestimmt, von *Oriani*. Das Mittel aus jedem der vier Sommer-solstitien giebt die mittlere Schiefe immer um etwa 3 bis 4 Secunden grösser, als durch die Winter-solstitien. Die Besselschen Beobachtungen heben bekanntlich diesen Unterschied auf; auch liess sich bisher kein ganz befriedigender Grund im Allgemeinen dafür angeben. 27) Geographische Bestimmungen durch trigonometrische Messungen für 124 Orte in der Altmark und deren Grenzen, vom Mulikdirector *Stöpel* in Tangermünde. Der Verf., der diese Messungen auf eigene Kosten und bloß zur Beförderung der geographischen Kenntniß seines Vaterlandes unternommen hat, giebt hier eine Fortsetzung und zum Theil Verbesserung dessen, was er bereits im *Astron. Jahrb.* 1826 mitgetheilt hatte. Der Normalort ist Tangermünde mit der Breite $52^{\circ} 32' 37''$, 94 und der Länge $29^{\circ} 38' 28''$, 04. 28) Beobachtungen des zweyten Kometen von 1825, nach seiner Rückkehr aus der südlichen Halbkugel im May 1826, vom Domcapitular, Prof. *Stark* in Augsburg. Der Herausgeber des Jahrb. nennt diese fünf Beobachtungen (vom 3ten bis 30sten May) die spätesten ihm bekannt gewordenen; allein unmittelbar zuvor, S. 171 des Jahrbuchs, stehen eben so späte Mannheimer Beobachtungen von *Nicolai*, die auch bis zum 30ten May gehen; von Florenz hat man indess gedruckte Beobachtungen bis zum 8ten Jul. (*Astron. Nachrichten* von Schumacher Nr. 106.) Jedem Astronomen wird der außerordentlich große Unterschied sehr auffallen, der zwischen den Augsburger Beobachtungen (S. 189 des Jahrb.) und den Mannheimer (S. 171) Statt findet. Dafs am 30sten May die Rectascension des Kometen in der Augsburger Beobachtung 209° statt 204° gesetzt wird, mag allerdings ein Druckfehler seyn. Aber vergleicht man z. B. die Beobachtungen am 8ten May, so hat die Augsburger Rectascension $1^{\circ} 19'$ weniger als die

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

in Mannheim; bey der Rectascension am 15ten May geht der Unterschied auf etwa 4 Min. und am 30sten May auf 29 Min. Eben so ist am 3ten May die südliche Declination in Augsburg $2^{\circ} 24'$ kleiner als in Mannheim, am 15ten May beträgt der Declinationsunterschied gegen 58 Min., am 30sten May 21 Min. Der Beobachter in Augsburg versichert übrigens, die Ein- und Austritte am Kreismikrometer durch öftere mit Anstrengung wiederholte Beobachtungen so viel als möglich genau bestimmt zu haben; aber um so weniger sind obige Unterschiede zu erklären, wenn, was einstweilen voraussetzen nicht unbillig scheint, auch die Mannheimer Beobachtungen nicht minder genau sind. 29) Sternbedeckungen vom Monde, 1821 und 1822 in Dorpat beobachtet vom Prof. *Struve*. 30) Beobachtung und Abbildung sehr bedeutender Sonnenflecken vom 2ten, 3ten und 7ten März 1826, vom Geheimenrath *Pastorff* auf Buchholz. Aehnliche merkwürdige Fleckengruppen hat den Verf. im *Astron. Jahrb.* 1824 beschrieben, und Abbildungen davon geliefert. Am 7ten März 1826 beobachtete der Verf. um $9\frac{1}{2}$ Uhr Vormitt. einen sehr großen Sonnenfleck von $1' 44''$ Länge und $1' 28''$ Breite (die dunkle Grübchenumgebung mit eingerechnet) und vom östlichen Sonnenrande $11' 6''$ entfernt: der Fleck nahm daher, nach des Verfs. Berechnung, einen Raum von 90 Millionen geographischen Quadratmeilen ein. 31) Ebenderf. Ueber den Mondfleck Alhazen und *Gruithuisen's* Furchen bey dem Mercurius, mit Abbildungen. Im Alhazen sah der Verf. bis jetzt noch nicht alles so deutlich und bestimmt, wie der Münchener Selenograph. In den Furchen glaubt er Terrassen, aufwärts gegen den Mercurius, zu erblicken. 32) Sternbedeckungen und Sonnenfinsternisse, in Schweden beobachtet. (Aus dem 11ten u. 2ten Bande der Abhandlungen der K. Schwedischen Akad. der Wiss. für 1825.) Prof. *Ankarward* theilt Sternbedeckungen mit, die er in den Jahren 1823 — 1825 in Carlsrona, und andere, nebst einigen Sonnenfinsternissen, die er 1820 — 1823 in Bellevue, nordöstlich von Carlsrona, beobachtet hat. Prof. *Bohr* in Bergen berechnet die Länge von Nyköping und Moskau aus einer Bedeckung der Alcyone am 29. Aug. 1820, und findet die erste $+ 58' 40''$, 07, die zweyte $+ 2$ St. $21' 12''$, 44 in Zeit von Paris. 33) Länge von Callao und Valparaíso, als Nachtrag zum *Astron. Jahrbuch* 1828. S. 181 mitgetheilt vom Prof. *Oltmanns* in Berlin. Aus einer vom Capitän *Basil Hall* am 28. Oct. 1821 beobachteten Bedeckung von Mayer's 644 im

O

Scor-

Scorpion hat *Oltmann's*, ohne correspondirende Beobachtungen, bloß mit Hilfe der Mondstafeln die Länge von Valparaíso (reducirt auf San Antonio) = 4 St. 56' 16" in Zeit westlich von Paris berechnet; eine Bedeckung des Antares gab ihm früher 4 St. 56' 46", 7; im Mittel wäre also diese Länge von Valparaíso = 4 St. 56' 31", 7 daraus folgt, da Callao um 21' 48", 5 westlicher liegt, die Länge von Callao 5 St. 18' 18", 2 auch der von *Humboldt* beobachtete Mercurdurchgang am 9ten Nov. 1802 gab genau dieselbe Länge 5 St. 18' 18", 0. 34) Länge von San Blas in Californien, berechnet von *Oltmanns*, und Nordamerikanische Beobachtungen, mitgetheilt von Ebendemselben. Aus der Bedeckung von A im Löwen am 24sten April 1822, vom Capitän *Hall* beobachtet, folgt, mit den Mondstafeln verglichen, nach *Oltmanns*, die Länge von San Blas = 5 St. 27' 22"; frühere Untersuchungen gaben 1' 7" weniger. Die Nordamerikanischen Beobachtungen, zu Washington auf dem Capitol angestellt, sind auch in *Schumacher's* Astron. Nachrichten Nr. 21. S. 321 abgedruckt; außer diesen werden hier im Jahrbuche noch Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, und eine Mondfinsterniß, in Lancaster beobachtet von *Andrew Ellicot*, mitgetheilt. 35) Kurze Anzeige aller bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Europa sichtbaren Sonnenfinsternisse, und ihrer Größe für Berlin, nach *Halla's* Berechnungen in dessen Schrift: *Elementa eclipsium, quas patitur Tellus, luna eam inter et Solem versante, ab anno 1816 usque ad annum 1900* (Prag 1816. 2 Bände in Quart). Vom J. 1827 bis 1900 incl. fallen 24 in Europa (denn nur auf diesen Welttheil erstreckt sich die Berechnung) irgendwo sichtbare Sonnenfinsternisse; unter diesen erscheinen fünf ringförmig für einen Theil von Europa (1836 15. May, 1847 9. Oct., 1858 15. März, 1867 6. März und 1900 28. May), bey fünf andern wird die Sonne total verfinstert (1842 8. Jul., 1851 28. Jul., 1860 18. Jul., 1870 22. Dec. u. 1887 19. Aug.) die übrigen 14 sind bloß partielle Finsternisse. Was insbesondere Deutschland betrifft, so erscheint die Sonnenfinsterniß 1836 15. May ringförmig in Norddeutschland und Preußen, total die von 1842 8. Jul. in Süddeutschland, und die von 1887 19. August in Norddeutschland und Preußen. (Die letzte totale Sonnenfinsterniß hätte in Europa Statt am 22. May 1724, die zwey letzten ringförmigen am 1. Apr. 1764 und 7. Sept. 1820.) Für einen bestimmten Ort der Erdoberfläche sind große Sonnenfinsternisse noch seltener: so fällt in 100 Jahren von 1800 bis 1900 für Paris nur Eine ringförmige Sonnenfinsterniß (im J. 1847 9. Oct., aber keine totale). 36) Vermischte astronomische Nachrichten, Beobachtungen und Bemerkungen. — Am 15. Aug. 1826 bemerkte *Gambart* in Marseille einen neuen Kometen (den zweyten von 1826) bey dem Stern 27 in Eridanus; er war nur klein, unscheinbar, und ohne Kern. Beobachtungen des Eridanuskometen von 1826 in Florenz auf der Sternwarte der frommen Schulen, in Speyer von Prof. *Schwerd*, in Augsburg vom Domcapitular *Stark*. (Auch hier

weichen die Beobachtungen in Augsburg (S. 215) von andern gleichzeitigen (S. 172) ziemlich stark ab; am 6ten März 1826 ist der Unterschied in der Rectascension nahe 14 Min., in der Declination 7 Min. Vergl. oben Nr. 28.) *Nicolas in Mannheim*; der den zweyten im Eridanus entdeckten Kometen von 1826, verhindert durch die benachbarte hohe Jesuiterkirche bisher nicht selbst beobachten konnte, hat aus den wenigen indess bekannt gewordenen Beobachtungen in Florenz, Speyer und Göttingen die Elemente der Bahn dieser Kometen, und nach denselben eine Ephemeride vom 29ten Sept. bis zum 24ten Nov. 1826 berechnet; man konnte ihn wahrscheinlich bis in die Mitte November in den Morgenstunden beobachten. *Gambart* hat diesen Kometen (s. oben) zwar, ohne von einer früheren Beobachtung zu wissen, aufgefunden; der erste Entdecker aber am 7ten August 1826 war *Pons* in Florenz. Den elliptischen Lauf der beiden Kometen von kurzer Umlaufszeit, des Enckeschen von ungefähr 8½ und des Biela'schen von 6½ Jahren, verfinnlicht die erste Kupfertafel des astron. Jahrbuchs, welche den Entwurf desjenigen Theils des Sonnenfyliems enthält, der die Bahnen dieser Kometen umfaßt; der Punct der Sonnennähe des Enckeschen Kometen fällt zwischen die Mercurbahn und die Sonne, und des Biela'schen zwischen Erde und Venus; in der Sonnenferne kommt der Encke'sche zwischen Mars und Jupiter, der Biela'sche zwischen Jupiter und Saturn zu stehen. — Fixsternbedeckungen 1824, von Bessel in Königsberg beobachtet. Neuigkeiten aus dem Monde von *Gruithuisen*. Auf der Westseite des Flecken Heraclides fand *Gr.* einen falschen Halbschatten, der drey Tage lang unverändert blieb, und, genauer betrachtet, eine Gestalt zeigte wie ein Fenlierkreutzholz an eine sanfte Anhöhe gelegt. Beobachtung der Sonnenfinsterniß am 26ten Jun. 1824 durch den Capitän von *Kotzebue* und den Astronom *Preuß* auf Kamisohatka. — Geographische Nachrichten. Entdeckung neuern Inseln durch die Capitäne *Hunter* und v. *Kotzebue*; Ortsbestimmungen mehrerer Puncte an den amerikanischen Küsten des stillen Oceans auf dem Schiffe *the Conway* in den Jahren 1820, 1821 u. 1822 gemacht. Ueber das Resultat der 1825 angestellten astronomischen Messungen des Längenbogens zwischen Breß und Straßburg werden Aufschlüsse von einem Memoire des Ingenieurbrist *Bonne* erwartet. Der Russische Kaiserliche Astronom von *Wisniewsky* in St. Petersburg hat auf einer neunjährigen astronomisch-geographischen Reise in Rußland 20000 correspondirende Circummeridian- und absolute Sonnen- und Sternhöhen, und mehr als 40 Sternbedeckungen beobachtet, und dadurch die geographische Lage von 300 Puncten in 48 verschiedenen Gouvernements bestimmt; das K. topographische Dépôt wird für die große Charte des europäischen Rußlands, an welcher gearbeitet wird, von jenen Beobachtungen Gebrauch machen. — Die Sternwarte in Danzig, durch die letzte Belagerung völlig zerstört, wird für jetzt nicht wieder hergestellt. Die Sternwarte in Cracau, unter

unter Prof. *Weisse's* Leitung, wird reparirt, und mit brauchbaren Instrumenten versehen; 2000 Gulden Conv. M. sind bereits für einen in Wien zu fertigen- den Meridiankreis bewilligt. — Astronomischer (kurzer) Nekrolog. In St. Petersburg starb 1827 am 22. Oct. *Friedrich Theodor von Schubert*, aus Helm- stadt gebürtig, und am 23. Dec. *Nicolaus von Fuss*, aus Basel. Der Tod der beiden Münchner Akademi- ker, von *Reichenbach* und *Frauenhofer*, ist auch für die Astronomie ein sehr fühlbarer und wesentlicher Verlust; der erste starb im May, der zweyte im Jun. 1826. In Neapel starb am 22ten Jul. 1826 *Joseph Piazzi*, geboren zu Ponte im Veltlin. Als eine Be- sonderheit wird im Jahrbuche von ihm angemerkt, daß er Kometenbeobachtungen stets für etwas nutzloses angesehen habe. (Sie wären schon nützlich genug, wenn sie auch nur eine Planetenmasse besser kennen lehrten. S. oben Nr. 5.)

NATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Caroli Linnaei*, Equi- tis stellae polaris, archiatri regii, prof. med. et rei herb. in Univerf. Upsal., *Systema Vegetabi- lium*. Editio decima sexta, curantē *Curtio Sprengel*; Equitae stellae polaris et aquilae ru- brae, prof. med. et rei herb. in Univerf. Hal. Volumen II. Classis 6—15. 1825. 939 S. gr. 8. (4 Rthlr.) — Volumen III. Classis 16—23. 1826. 936 S. (4 Rthlr.) — Volumen IV. Pars I. Classis 24. 1827. 592 S. (2 Rthlr. 12 gGr.)

Früher als man es hoffen durfte, ja selbst früher als der Vf. es versprochen hatte, erhalten die Bota- niker die Fortsetzung des vorliegenden, ihnen un- entbehrlichen Werkes. Man könnte dasselbe sogar als geschlossen ansehen, da es nunmehr die sämtli- chen vier und zwanzig Linneischen Klassen umfaßt; deutete nicht der auf dem Titel des vierten Bandes befindliche Zusatz „Pars I.“ auf eine Pars II. Diese letzte soll, laut der vorgedruckten kurzen Erinne- rung, unter dem glücklich gewählten Titel: *Curae posteriores in Systema Vegetabilium* diejenigen Er- gänzungen liefern, die während des Druckes als Frucht weiterer Studien dem hochverdienten Her- ausgeber sich dargeboten haben. Alle Vorzüge, die wir an dem ersten Bande dieser trefflichen Ausgabe des *Systema Vegetabilium* zu rühmen uns verpflich- tet fühlten (*A. L. Z.* 1825. *Ergänz. Bl.* Nr. 51. S. 406) müssen wir fast noch in erhöhterem Maasse bey den vorliegenden Bänden anerkennen: denn auch sie sind in Linnee's Geiste, mit Lust und Liebe bearbeitet. Das Ganze gleicht einem Gusse; wenigstens ist allent- halten die wissenschaftliche Gleichförmigkeit sicht- bar, die dem Riesenwerke, nämlich einer systemati- schen Uebersicht aller bis jetzt bekannten Gewächse, eine sichere Haltung giebt. Es gewährt eine ganz eigenthümliche Freude, auf diese Weise das ganze Pflanzenreich, an der Hand eines sichern Führers, zu

überblicken. Schon lange hatten die Botaniker sich diesen Genuß verlagern müssen, und es gehörte zu den Gebrechen der Wissenschaft, daß sie seit Jahren eines solchen Leitfadens entbehrte, da die früheren Ausgaben des Linneischen *Systema vegetabilium* nicht mehr dem jetzigen Umfange derselben und den zahllosen neuen Entdeckungen entsprachen. Andere Versuche dieser Art waren unförmliche Compilatio- nen, denen zunächst alle Einheit fehlte. Diese wis- senschaftliche Einheit ist gerade eine der größten Zierden dieser Sprengelschen Ausgabe. Als die nächste Frucht derselben kann man die weisse Einzie- hung einer großen Anzahl von Spielarten betrach- ten, welcher die neuern Botaniker in ihrem unbe- sonnenen Eifer oder selbst aus der so schwer abzule- genden Sucht zu Neuerungen zur Würde eigener Arten erhoben hatten. Auch auf dem Felde der für das Studium unentbehrlichen Terminologie war ver- wirrende Ungewissheit, wie Unkraut, entstanden. Hr. Spr. hat auch diese Spielereyen mit unerbittlichem Ernste zurückgewiesen und auch hier durch kluge Auswahl sichere Haltung wieder hergestellt. Mit die- ser sachgemäßen Terminologie hängt auch die Recht- schreibung der Namen, wogegen bekanntlich in Frankreich am Aergsten gesündigt wird, und die klassische Sprache zusammen. Nur einige Abkürzun- gen bey den Namen der angeführten Botaniker wür- den vielleicht manchem Anfänger undeutlich seyn, liesse nicht die Genauigkeit des Herausgebers erwar- ten, daß er am Schlusse sie erläutern wird, wo oh- nehin die Titel der benutzten Schriften nachgewiesen werden dürften. — Eine jede Seite liefert Belege zu den hier bemerkten allgemeinen Andeutungen, und wir bedauern, denen der Botanik ausschließlich ge- widmeten Zeitschriften die specielle Würdigung des Textes überlassen zu müssen, da sie uns hier zu weit führen möchte. Eine jede Seite zeigt aber auch, wie unglaublich die Zahl der seit Linnee's Tode bekannt gewordenen neuen Pflanzen gewachsen ist. Verhält- nißmäßig bleibt dies am Ueberraschendsten bey der Cryptogamie, an deren Spitze die *Rafflesia Arnoldi* R. Brown. gestellt worden, die mit vollem Recht hier „*miraculum naturae mole et structura*“ ge- nannt wird. Die Eintheilung der vierundzwanzig- sten Linneischen Klasse hat viel Eigenthümliches, wes- wegen wir sie näher andeuten wollen. Sie zerfällt in fünf Sectionen, und diese zerfallen wiederum in gewisse Haufen, die man versucht werden könnte, natürliche Familien zu nennen, wäre nicht schon an sich eine jede von Menschen gemachte Eintheilung der Gewächse etwas Künstliches. Die erste Section hat keine allgemeine Benennung. Sie umfaßt die Unterabtheilungen: I. *Rhizanthae* Blum., II. *Rhi- zospermae* Cand., III. *Equisetae*, IV. *Lycopodeae*, V. *Ophioglossae* R. Brown., VI. *Poropterides* W., VII. *Osmundae*, VIII. *Gleicheniae* R. Br., IX. *Filices verae* und X. *Filices desiccantes*. Die zweyte Section: *Musci frondosi et Hepatici* hat die beiden in der Ueber- schrift angedeuteten Unterabtheilungen. Die dritte Section enthält ausschließlich die *Lichenes*. Die vierte

vierte Section *Algae* überschrieben, hat acht Unterabtheilungen: I. *Phycoideae*, II. *Floridae*, III. *Characeae*, IV. *Confervinae*, V. *Solenotae*, VI. *Ulvaceae*, VII. *Tremelloideae* und VIII. *Amphibolae*. Die fünfte oder letzte Section: *Mycetes* wird in I. *Myelomicetes*, II. *Fungi*, III. *Gastromycestes*, IV. *Hyphomycetes*, und V. *Coniomycetes* eingetheilt. Es versteht sich von selbst, daß bey der inneren Anordnung der Gattungen und Arten die neuern Ansichten von R. Brown, Smith, Willdenow, Swartz, Humboldt, Kaulfuss, Raddi, Desvoux, Bernhardt, Hedwig, Bridel, Schwägrichen, Acharius, Meyer, Persoon, Agardh, Lyngbie, Vaucher, Fries, Link, Ehrenberg, Kunze, Martius u. m. A. benutzt worden sind; doch ist dieß nur nach reiflicher Erwägung geschehen und nach dem in der Vorrede zum ersten Bande aufgestellten Grundsatze: „*Legem mihi imposui, quam paucissima esse transcribenda, sed characteres ad unum omnes, quoad fieri possit, vel ex investigatis plantis ipsis, vel ex iconibus inspectis, vel demum e descriptionibus comparatis exarandos esse.*“

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ESSEX, b. Bädker: Dr. M. Luthers Anweisungen zum Gebrauch der heiligen Schrift, als Quelle der christlichen Erkenntniß. Aus seinen Schriften gesammelt von Ferdinand Geffert. 1827. X. u. 245 S. 8. (18 gr.)

Bey so vielen auch in neuern Zeiten geschriebenen Anweisungen zum rechten und fruchtbaren Lesen der heil. Schrift ist diese Sammlung der Gedanken des großen Reformators, der sie dem deutschen Volke zugänglich machte, gewiß nicht überflüssig, sondern verdient vielmehr alle Empfehlung. Doch ist dasjenige, was er im Allgemeinen über Bibel, Bibellefen, Bibelsinn und Bibellegen sagt (S. 5—71), uns als das Wichtigere und Beherrigenswerthere erschienen. Hier zeigt sich des großen Mannes lebendige Klarheit und sein umfassender Geist, hier seine Tiefe und seine Schärfe; seine gewinnende Wärme und seine hinreißende Kraft auf das herrlichste. In den Einleitungen zu den einzelnen Büchern der Bibel findet sich noch Manches, was seinem Jahrhundert und seiner Bildungsweise anhängt; doch kann das ihm seinen unsterblichen Ruhm nicht verkümmern. Herrliches ist auch hier

gegeben. — Wie schön spricht der fromme Glaubensheld vom 118ten Psalm: „Es ist mein Psalm, den ich lieb habe. Wiewohl der ganze Pfalter und die heilige Schrift gar mir auch lieb ist, als die mein einziger Trost und Leben ist; so bin ich doch sonderlich an diesen Psalm gerathen, daß er muß mein heißen und seyn. Denn er sich auch redlich um mich gar oft verdient und mir aus manchen großen Nöthen geholfen hat, da mir sonst weder Kaiser, Könige, Weise, Kluge, Heilige hätten mögen helfen, und ist mir lieber, denn des Papst, Türken, Kaisers und aller Welt Ehre, Gut und Gewalt! — Ob aber jemand mich seltsam würde ansehen, daß ich diesen Psalm für meinen Psalm rühme, der doch aller Welt gemein ist, der soll wissen, daß der Psalm damit Niemand genommen ist, daß er mein ist. Christus ist auch mein, bleibt aber gleichwohl allen Heiligen derselbe Christus. Ich will nicht eifern, sondern ein fröhlicher Mittheiler seyn. Und wollte Gott, daß alle Welt den Psalm so für den seinen ansprache als ich! Das sollte der freundlichste Zank werden, dem kaum irgend eine Freundlichkeit und Liebe zu vergleichen seyn sollte. Es ist leider derer wenig, auch unter denen, die es billig vor Andern thun sollten, die zur heiligen Schrift oder zu einigem Psalm ihr Lebenlang einmal von Herzen sprächen: Du bist mein liebes Buch! Du sollst mein eigen Psalmein seyn! Und ist freylich der größten Plagen eine auf Erden, daß die heilige Schrift so verachtet ist, auch bey denen, die dazu gestiftet sind. Alle andern Sachen, Kunst, Bücher treibt und übt man Tag und Nacht und ist des Arbeitens und Mühens kein Ende. Aber die heil. Schrift läßt man liegen, als dürfte man ihr nicht. Und die ihr so viel Ehre thun, daß sie sie einmal lesen, die können es flugs Alles und ist nie keine Kunst noch Buch auf Erden gekommen, daß jedermann so bald ausgelernt hat als die heil. Schrift. Und es sind doch ja nicht *Leseworte*, wie sie meinen, sondern eitel *Lebeworte* darin, die nicht zum spekuliren und hoch zu dichten, sondern zum Leben und Thun dagesetzt sind. Aber es hilft unser Klagen nicht. Sie achten es doch nicht. Christus, unser lieber Herr, helfe uns durch seinen Geist sein heiliges Wort mit Ernst lieben und ehren!“ — Doch wozu noch weiter aus einem Auszug ausziehen. Das Buch ist so wohlfeil, daß es sich Viele anschaffen können. Uebrigens hat der Herausgeber bey jeder einzelnen Stelle, den Ort, wo sie in der *Walch'schen* Ausgabe steht, angeführt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1827.

GESCHICHTE.

GOtha, b. J. Perthes: *Geschichte des deutschen Volkes*. Von Heinrich Luden u. s. w.

(Fortsetzung von Nr. 16. der A. L. Z.)

Nachdem wir Obiges über die Quellen der deutschen Geschichte und über die Ansichten des Vfs. über dieselben vorausgeschickt haben, wenden wir uns jetzt zum Werke selbst, um auch von diesem sowohl im Allgemeinen, als auch im Besondern dem Leser Rechenschaft zu ertheilen. Doch werden wir uns hier mehr der Kürze befleißigen müssen, theils weil diese Anzeige zu einem Buche anwachsen müßte, wenn wir Alles bemerken oder gar herausheben wollten, was wir bey dem Vf. als neu, oder vorzüglich, oder beherzigungswerth gefunden, oder was wir selbst von ihm gelernt haben; theils auch, weil es zu viel Raum erfordern würde, wenn wir überall anzeigen wollten, wo unsre Ansichten von denen des Vfs. abweichen. Daß ein Jeder, der eigenthümlich einen Gegenstand bearbeitet, seine eigenthümlichen Ansichten habe, liegt in der Natur der Sache; und wenn sie nicht immer die richtigen seyn, sondern mit der Zeit oft verbessert werden mögen, so ist es doch zum Besten der Wissenschaft, die nur durch Vielseitigkeit der Forschung und des Urtheils gewinnen kann. Um so weniger aber dürfen wir darauf ausgehen, wo wir mit dem Vf. nicht zusammenstimmen, denselben eines Bessern belehren zu wollen.

Der erste Band zerfällt in 3 Bücher, von welchen das erste Buch überschrieben ist: *Die ältesten Zeiten*. Dieses Buch enthält 12 Kapitel, in welchen von dem Lande und den ältesten Wohnsitzen der Deutschen, des Volkes Herkunft und Namen, dem Eintritt deutscher Völker, der Cimbrer und Teutonen, in die Geschichte, dem Glück, Sieg und Untergang derselben, den Bewegungen im Norden Deutschlands, dem Ariovist in Gallien, der Wanderung der Helvetier, dem Untergange des Ariovist, den Kriegen Cäsar's gegen die Belgier, seiner Treulosigkeit gegen die Ulpeter und Tenchterer, seinen Uebergängen über den Rhein u. s. w., und zuletzt von der Zwischenzeit von der Unterwerfung Galliens bis zu den Kriegen im innern Deutschland die Rede ist. Dieses Buch umfaßt einen Raum von 146 Seiten, und die dazu gehörigen Noten, in denen die nähern Nachweisungen und Rechtfertigungen gegeben sind, noch

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

außerdem 45 Seiten. Die Schilderung des Landes ist des größten Historikers würdig; die Untersuchung über die ältesten Wohnsitze des Volks ist nur kurz angedeutet, vielleicht kürzer, als sie sollte, obgleich S. 10. das wichtige Ergebniss gefolgert wird, welches wir hierher setzen wollen, da es wie ein Blitz die ganze folgende Geschichte erleuchtet. „Die Voraussetzung, daß Völker gallischen Stammes wirklich so weit in Deutschland hinein gefesselt haben, als Cäsar und Tacitus angeben, bis zum Main, bis zum Thüringer Walde, macht überdies nicht nur die erste große Bewegung des Nordens, deren die Geschichte gedenkt, nämlich die Fahrten und Züge der Cimbrer und Teutonen, begreiflicher, sondern sie erklärt auch vielleicht den spätern Unterschied, den die Alten zwischen den deutschen Völkern südlich vom Main und den deutschen Völkern nördlich vom Main bemerkt haben. Die Völker im nördlichen Deutschland lebten auf dem alten ererbten Boden, in der Heimath der vaterländischen Heiligthümer, um den Heerd ihrer Geschlechter; die Völker im südlichen Deutschland hingegen verdankten ihrem Schwerte den neuen Besitz; wenige Menschenalter vor Cäsar hatten sie denselben gewonnen; ihre gesellschaftlichen Verhältnisse mußten in aller Hinsicht verschieden seyn von den Verhältnissen der Völker des Nordens.“ Wir wünschten nur, der Vf. hätte diesen Gedanken im Verlaufe seines Werks, wo er oft genug Gelegenheit dazu hatte, genauer durchgeführt; dagegen widerspricht er gewissermaßen nachher den frühern Resultaten, und erklärt sich S. 459 sehr heftig gegen alle Versuche, die Deutschen in verschiedene Stämme zu theilen. Doch scheint es uns keine Sünde zu seyn, auszusprechen, was die Geschichte lehrt. Ist einmal ein Gegensatz zwischen Süd- und Nord-Deutschen vorhanden, so mag man dieses immerhin gedenken so, wie es sich in Wahrheit damit verhält; eben in der Menge relativer Gegensätze unter den einzelnen Völkerschaften Deutschlands besteht der Gesamtreichthum der Nation, und wie sie sich vor 12 Jahren als eine Nation gefühlt hat, so wird sie es immer thun bey gleicher Gefahr und Noth, sobald ihr nur vergönnt wird, sich als eine Nation zu fühlen und darzustellen.

In der Untersuchung über des Volks Herkunft und Namen wird die neuerdings vielbeliebte Herleitung der Germanen aus Persien mit Recht, wie uns scheint, verworfen, oder wenigstens dem Witz und Scharf sinn derer überlassen, die an solchen Untersuchungen

chungen und Hypothesen Gefallen finden. Denn wenn auch unbestreitbar Aßen die Wiege des Menschengeschlechts ist, so gehört es doch nicht für die Geschichte, die Wege aufzufuchen, auf welchen das Menschengeschlecht von dort her sich über den Erdball verbreitet hat; denn erst mit der Zerstreuung beginnt die Geschichte, und auch sie hat Jahrtausende gebraucht, ehe sie das poetische Gewand abzulegen, und von einer epischen Auffassung der Ereignisse zu einer reflectirenden, besonnen urtheilenden, kritisch prüfenden Darstellung derselben überzugehen im Stande gewesen ist. Vielmehr ist der Vf. dem Tacitus gefolgt, nennt die Deutschen *Eingeborne*, d. h. solche, über deren Einwanderung die Geschichte nichts verlautet hat, und erklärt den Namen Germanen nach der bekannten Stelle der *Germania* cap. 2. für einen ursprünglich deutschen Namen, der von den *Tungern*, die ihn bey ihrem Uebergange über den Rhein führten, durch die Gallier und ihren Schrecken vor den Deutschen auf die gesammte Nation übergegangen sey. Der Vf. nämlich liest: *nunc Tungri, nunc Germani vocati sint*, statt der gewöhnlichen, durch alle Handschriften bestätigten Lesart: *ac nunc Tungri, tunc Germani v. sint*, und folgt hier einer Hypothese, die er später genauer entwickelt, indem er eine *Germanie* oder Wehrmanney, Waffengenossenschaft mehrerer Völker (der *Condrusen*, *Pannaner*, *Eburonen*, *Cäreser* Caes. II. 4.) annimmt, die damals einen Theil Galliens eroberten, und die bald mit ihrem Gesammtnamen *Tungern*, bald mit dem *nomen appellat. Germanen*, als Waffengenossenschaft bezeichnet wurde. Ob aber diese Erklärung allgemeinen Beyfall finden werde, bezweifeln wir, indem Cäsar offenbar den Namen *Tungern* noch nicht kennt, sondern statt desselben immer die einzelnen Namen der Völkerchaften oder den Gesammtnamen *Germanen* gebraucht (vergl. noch Caes. VI, 32. *Segni Condrusique, ex gente et numero Germanorum* etc.), weshalb bey Tacitus die Lesart *nunc nunc* durchaus unstatthaft zu seyn scheint, und es aus der Stelle Hist. IV, 15. sich deutlich ergibt, daß die *Tungern* zu Tacitus Zeiten noch den *Eigennamen Germanen* führten. Die Worte des Tac. in der bezeichneten Stelle Germ. II. sind so deutlich und klar, daß sie gar keiner künstlichen Auslegung bedürfen; wäre dieses der Fall, so würden wir gern dem Vf. zustimmen. Dagegen hält es der Vf. für wahrscheinlich und kaum einem Zweifel unterworfen, daß die Völker, welche die Römer *Germanen* nannten, sich selbst von Alters her *Teutsche* genannt haben (S. 21), und wir stimmen seinen Gründen vollkommen bey, obschon wir bisjetzt *Deutsche* sagen und schreiben, indem wir die *Tenuis* für durchaus unrichtig halten, und da nur zwischen der *Media* und *Aspirata* die Wahl ist, die dem Ohre wohlgefälligere *Media* vorziehen. Freylich wird der Streit darüber sich niemals schlichten lassen, und wir enthalten uns daher eines Mehrern darüber.

Der Abschnitt von den *Cimbrern* und *Teutonen* enthält zahlreiche neue Ansichten. Der Vf. hält ge-

wiß mit Recht die *Teutonen* nicht für ein besondres Volk, sondern bloß für den allgemeinen Namen aller Germanen. Desgleichen weist er auch den *Cimbrern* keine bestimmten Wohnsitze an, sondern hält sie vielmehr nur für ein großes Kriegsheer, das aus allerley deutschen Völkern des Nordens gebildet und gemeinsam die Heerfahrt nach dem Süden und Westen angetreten. Dieses wird mit den schlagendsten Gründen erwiesen, so wie auch die Nachricht, als hätten diese *Cimbrer* von den Römern Land verlangt, als falsch beseitigt. Fürwahr wir müssen dem Vf. danken, daß er endlich einmal in dieses große Factum, das seit *Müller's bellum Cimbricum* in einer sanctionirten Verworrenheit da stand, Licht gebracht hat. Einige Schwierigkeiten bleiben zwar noch, z. B. über den Uebergang der *Cimbrer* über die Etsch (worüber in der kürzlich erschienenen Reise nach Italien von Fr. Thiersch, Th. 1. S. 31 u. fg. eine vortreffliche Darstellung sich findet) und die Schlacht in den Raudischen Gefilden, hinsichtlich welcher es uns immer unbegreiflich gewesen ist, daß die *Cimbrer* in der Mitte des J. 653 die Niederlage ihrer Brüder, welche im Herbst 652 geschah, nicht hätten wissen sollen. Auch scheint es unmöglich, daß C. Marius erst 9 Monate nach der Schlacht bey *Aquae Sextiae* zuerst auf die *Cimbrer* traf. Doch ist hier nicht der Ort, diese Sache weiter zu untersuchen. — Vom 5ten bis 12ten Kap. werden Cäsars Kriege mit dem Ariovist, den Helvetiern, Belgern u. s. w. ausführlich erzählt, und auch hier finden sich fast auf jeder Seite Abweichungen von der gewöhnlichen Darstellung, welche alle zu berühren unmöglich ist. Nur einen Punkt müssen wir hervorheben, weil er von Wichtigkeit ist und der Vf. darin zu irren scheint. Nämlich nach Tacitus Germ. cap. 28 ist die herrschende Ansicht, die Helvetier hätten das Land von den Alpen bis an den *Main* inne gehabt, und auch unser Vf. folgt hier dem Tacitus, und läßt die Helvetier später, als sie zu Cäsar's Zeit auftreten, von den Sueven in die Alpen zusammengedrängt seyn. Doch dieses ist ohne Zweifel unrichtig. Zuvörderst ist die Lesart *Moenum* zweifelhaft, indem sich auch *Meni*, *Moenim* und *Moemi* findet. Ferner ist die Folge verkehrt, in welcher Tacitus die Grenzen der Helvetier angiebt: *inter Hercyniam Silvam, Rhenumque et Moenum*, wo doch die *Silva Hercyn.* in der Mitte genannt werden mußte. Vor allen Dingen aber sagt Cäsar, auf den sich Tacitus an jener Stelle beruft, kein Wort von Wohnsitzen der Helvetier bis an den *Main* hinauf, sondern er sagt vielmehr (VI. 24, welche Stelle übrigens Tacitus im Sinne hat), daß die *Volcae Tectosages loca circum Hercyniam Silvam* eingenommen hätten, und im folgenden Kapitel bestimmt er ausdrücklich den Anfang des Hercynischen Waldes *ab Helvetiorum et Nemetum et Rauracorum finibus*. Desgleichen sagt er I. 2. der Rhein trenne die Helvetier von den Germanen, ungeachtet er cap. 5. doch auch von den *Bojern* weiß, daß sie sich jenseits des Rheins niedergelassen haben. Das ist gewiß, daß Cäsar keine Nachricht darüber erhalten

ten hatte, daß die Helvetier jemals das große und schöne Land bis an den Main inne gehabt haben, noch daß sie jemals aus diesem Lande von den Sueven sind vertrieben und gerade zu seiner Zeit in die Thäler der Alpen zusammengedrängt worden. Bey einer Sache, die ihn selbst und seinen Ruhm so nahe anging, würde er nicht unterlassen haben, von den frühern Großthaten dieses Volks noch mehr zu erzählen, als er I. 1. thut, wo er nur ihrer täglichen Handel mit den Germanen gedenkt, von denen sie bald in ihrem Lande angegriffen werden. Wenn wirklich die Lesart *Moenum* bey Tacitus echt ist (was sich durch eine Vergleichung der Vaticanischen Codices nächstens ergeben wird), so müssen die Helvetier dennoch das schöne Schwaben und Franken, das sie widerrechtlich in unsern Geschichtsbüchern occupirt haben, wieder räumen, indem Tacitus, der hier wahrscheinlich aus dem Gedächtniß citirt, sich offenbar geirrt und die Tectosagen mit den Helvetiern verwechselt hat, und es unsre Sache nicht seyn darf, seine Irrthümer noch weiter fortzupflanzen. Vielmehr wohnten südlich vom Main damals ohne allen Zweifel Suevische Völker bis über den Hercynischen Wald zum Rhein, nur daß zwischen ihnen und den Helvetiern auch noch die Tectosagen sich angesiedelt hatten, welche, ehemals mächtig, zu Cäsar's Zeit schon in großer Bedrängniß lebten. Später traf der Sturm, den die Römer unter Drusus und Tiberius gegen die Rhäter und Vindelicier unternahmen, auch diese Gegenden, welche in Folge desselben verödeten, und nach Abzug der Markomannen unter Marbod als Wüste liegen blieben, jedoch durch die Befestigungslinie, welche die Römer zum Schirm Rhätens von der obern Donau bis an den Rhein hin aufwarfen, mit eingeschlossen wurden. Dieses waren die *Agri Decumates*; wie Tacitus sie, vielleicht aus Mißverständnis den rechten Namen corruptirend, nennt, und indem sich hier allerley Gefindel aus Gallien, und zwar, wie sich von selbst versteht, von den angrenzenden Helvetiern, denen so leicht ihr Land zu enge wird, niederliefs (Germ. 29): so erhielt dieser Landstrich später den Namen *Ελληνιστῶν ἔρημος*, der bey Ptolemäus vorkommt.

Das zweyte Buch, zu dem wir uns jetzt wenden, enthält 15 Kapitel, und umfaßt die ganze äussere Geschichte von Augustus an bis auf das Ende des ersten Jahrh. nach Christus. Es füllt 266 Seiten Text und 61 Seiten der Anmerkungen. So reich an Begebenheiten dieser Zeitraum ist, so reich wird auch die Ausbeute seyn, die selbst der kundigste Leser aus der Darstellung des Vfs. gewinnen wird. Die Geschichte der Gefahr Deutschlands unter Varus und der Befreyung durch Armin hat der Vf. mit sichtbarer Vorliebe erzählt, und nicht nur verdanken wir ihm ein vortreffliches Gemälde dieser Ereignisse, sondern er hat auch manche dunkeln Punkte sehr erfreulich aufgeklärt. So bemerkt der Vf. S. 229, daß Varus drey Jahre lang seinen Gräuel in Deutschland getrieben, was sehr wichtig ist, indem nach der gewöhnlichen Annahme Varus nur 1 Jahr in

Germanien befehligte. Wegen der Localitäten hat er sich an *Clostermeyer's* vortreffliche Schrift gehalten, erlaubt sich jedoch auch bedeutende Abweichungen von ihm hin und wieder, oder läßt gänzlich unentschieden, was ein für alle Mal nach der Beschaffenheit der Quellen nicht entschieden werden kann. Nur darin werden gewiss sehr Wenige dem Vf. beystimmen, wenn er offenbar und absichtlich darauf ausgeht, den Armin in ein günstigeres Licht zu stellen, als demselben zukommt und derselbe auch nur für sich verlangt. Die Geschichte selbst übt das Gericht über ihre Helden nach ihren eignen Gesetzen, und achtet nicht auf die Ansichten, Vorurtheile oder Irrthümer, welche irgend eine Zeit oder irgend ein Tag aufstellt. Darum, weil in der neuesten Zeit alle Verbindungen, die politische Zwecke haben, mit Recht in Mißcredit gekommen sind, will der Vf., um seinen Helden von der Schuld, auch ein Bündler gewesen zu seyn, reinigen zu können, gegen alle Zeugnisse der Schriftsteller beweisen, daß die ganze Sache sich von selbst gemacht, und daß Armin nur wie durch Zufall zuletzt sich an die Spitze gestellt habe. Armin aber, wie er die, die schamlos ihn lästern, in den Froschpfuhl verdammt, so wird er unserm Vf. mit des Tacitus Worten entgegen: *Sed Varus cecidit fato et vi Arminii*, und wird sich die Ehre ausbedingen, das Seinige für des Vaterlands Befreyung nach bestem Wissen und Gewissen gethan zu haben, als ein kräftiger und gewaltiger Sohn seiner deutschen Erde, der an nichts weniger damals denken konnte, als an die Diplomatie des 19ten Jahrhunderts. — Doch die Sache bedarf wohl keines Wortes weiter, und wir haben nur unserm Herzen Luft machen wollen, weil der Vf. (S. 665.) geradezu erklärt: er müsse den Armin von jenem Verbrechen frey machen, weil er sich sonst mit ihm nicht befreundet könne; ein Grundsatz, den wir beym Historiker, bey dem es heissen soll: *Tros Rutulusve!* nicht billigen können.

In der Geschichte der Züge des *Germanicus* gegen die Deutschen sind wir hin und wieder angelockt, z. B. sogleich bey dem ersten Zuge S. 266, wo durch ein Versehen die Sache gerade umgekehrt wird. Tacitus sagt Annal. I. 51.: *hostes, donec agmen per saltus porrigeretur immoti; dein latera et frontem modice adsultantes, tota vi novissimos incur-rere* etc. Der Sinn ist: die Germanen hatten die Pässe (*saltus, per quos exercitui regressus*) besetzt und erwarteten dort die Römer. So lange diese nun auf freyem Felde heranzogen, hielten die Germanen sich ruhig; sobald aber die Römische March-Colonne ganz in den Wald eingerückt war, stürzten sie sich von allen Seiten auf die Römer und brachten sie in Verwirrung. Germanicus aber, an der Spitze der 20ten Legion, welche die Arriergarde bildete, zerstreute die im Rücken der Römer andringenden Feinde, und zugleich drang auch die Spitze der Römischen Colonne aus dem Walde hervor und befehligte dort ein Lager, wodurch die Römer gerettet waren.

ren. — Der Vf. erzählt dieses aber so: „So lange das Heer durch den Wald zog, standen die Teutschen unbeweglich. Am Ausgange desselben machten sie auf den Vortrab der Römer einen leichten Angriff; auch auf die Seiten wurden leichte Stöße gerichtet. Als aber der Zug ganz aus dem Walde heraus war, da warfen sich die Teutschen mit vollen Massen auf die hintersten Truppen, und die leichten Cohorten wankten unter ihren Schlägen. Germanicus aber rief der 20sten Legion u. s. w. — und in einem heftigen Anpralle wurden die Teutschen geworfen. Inzwischen hatten die vordersten Schaaeren ein Lager errichtet“ u. s. w. — Es versteht sich von selbst, daß wenn auch nicht der Coniunctiv: *porrigeretur* auf *donec* folgte, dennoch die die Gebirge besetzt haltenden Deutschen die Römer niemals im freyen Felde würden angegriffen, und so thörichter Weise den Vortheil aus der Hand gelassen haben. Der Vf. wird dieses Versehen bey einer neuen Ausgabe leicht verbessern. — S. 272 übersetzt der Vf. den Ausdruck des Tacitus, Annal. I. 60. *per lacus vexit* durch: „er fuhr längs der Küste hin, difseits der Inseln“, und erklärt diese *lacus* S. 673 durch das Meer, das zwischen der Inselreihe und der Küste von Friesland liegt, im Gegenfatze des Oceans, des offenen Meers, das Germanicus erst später besuchte. Doch möchte diese Erklärung vielleicht zu scharfsinnig seyn, und vielmehr hier nur an des Tacitus schon oben gerügte Flüchtigkeit gedacht werden müssen.

Mit großer Geschicklichkeit sind in den folgenden Kapiteln (bis zum 12ten) die einzelnen Notizen, die sich bey den römischen und griechischen Schriftstellern über die Deutschen finden, zu einem Ganzen verwebt, worauf dann im 12ten bis 14ten Kap. die Geschichte des *Aufstandes der Bataver unter Claudius Civilis* folgt. Diese 3 Kapitel möchten hinsichtlich der Darstellung der gelungenste Theil des *ersten* Bandes genannt werden können, indem der Stoff selbst und die ausführliche Erzählung des Tacitus hier einmal eine historische Composition im eigentlichen Sinne erleichtern oder überhaupt möglich machen. Ob schon der Vf. sich immer genau an Tacitus hält, so ist seine Erzählung doch durchaus unabhängig von den Worten desselben. Ungern sieht man daher mit dem 26sten Kapitel des *fünften* Buchs der *Historien* des Tacitus auch des Vfs. Erzählung abbrechen, und bedauert es, daß über den Beschluß des Kriegs nur Muthmaßungen geliefert werden können. Als gewisses Resultat spricht auch der Vf. aus, daß die Bataver in das alte Verhältniß zu den Römern zurückkehrten, und daß fortan der Rhein gesetzlich die Grenze zwischen dem Römergebiet und dem freyen Germa-

nien blieb. *Civilis* und *Veleda* aber mögen, wie man argwöhnen muß und auch der Vf. hinsichtlich der zweyten andeutet, entweder von den Deutschen aufgeopfert seyn, oder die Römer mögen sie hinterlistig in ihre Gewalt bekommen haben. — Im 15ten Kap., dem letzten dieses Buchs, ist noch der Ungewißheit am Ende des ersten Jahrh. gedacht, zur Zeit der Regierungen des Vespasian, Titus, Nerva und Domitian, über deren Kriege mit den Deutschen kaum einige dürftige Andeutungen bey Dio Cassius und Plinius sich finden (doch hat der Vf. die merkwürdige Notiz bey Plin. ep. II. 7. über die Einsetzung eines Königs der Bructerer durch Spurrinna übersehen), und für welche Zeit selbst aus des Tacitus Germania sich nicht einmal etwas schliefen läßt, indem die Zeit der Abfassung jenes Büchleins durchaus nicht ausgemacht werden kann, und manche einzelne Stücke, aus denen dieser Cento zusammengefezt seyn mag, ohne Zweifel viel frühern Zeiten, als dem Ende des ersten Jahrhunderts ihren Ursprung verdanken und daher auch nur für diese Bedeutung haben können.

Das *dritte* Buch (160 Seiten Text und 60 Seiten Noten) behandelt Deutschlands *innere Verhältnisse*, und ist in *neun* Kapitel getheilt, von welchen das *erste* über die Germania des Tacitus die Ansicht des Vfs. ausdrückt, das *zweyte* des Landes Anblick, die Erzeugnisse des Bodens u. s. w., das *dritte* den Menschen, das *vierte* die Stämme und Völker, das *fünfte* die bürgerlichen Verhältnisse, das *sechste* die Kriegsverfassung, das *siebente* Gewerbe, Handel u. s. w., das *achte* Religion und Gottesdienst, das *neunte* das häusliche und gesellige Leben der alten Deutschen zum Gegenstand der Untersuchung und Darstellung hat. Gewiß hat dieses Buch von Allem, was der *erste* Band uns darbietet, das meiste Interesse, indem der Reichthum an eigenthümlichen Forschungen eben so groß ist, als der Reiz, den die in jeder Hinsicht gelungene Darstellung an sich trägt. Einen Auszug aber gestattet dasselbe nicht, und eben so wenig sind wir im Stande, jeden einzelnen Satz des Vfs. oder jedes seiner Urtheile zu beurtheilen: denn gerade hier wird die Verschiedenartigkeit der Ansichten bey allen denen, die deutsche Geschichte studiren, am größten seyn. Vorzüglich verweisen wir aber den Leser auf das 5te und 6te Kapitel, wo derselbe am meisten Neues, und in den meisten Fällen wohl auch Wahres finden wird. Es kann nicht fehlen, daß eine durchgehende Reform der herrschenden Ansichten über das deutsche Alterthum von unserm Vf. ausgehen wird.

(Der Beschluß folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1827.

GESCHICHTE.

Gotha, b. J. Perthes: *Geschichte des deutschen Volkes.* Von Heinrich Luden u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Band, dessen Inhalt wir in der Kürze auch noch anzuzeigen haben, umfasst nur 2 Böcher, wie er denn auch an Umfang um 162 Seiten schwächer ist, als der erste. Das vierte Buch stellt die Versuche der Deutschen dar, das Römische Reich umzuwerfen, oder die Zeit vom Ende des ersten Jahrhunderts bis auf die Mitte des 4ten Jahrh., und die Kämpfe Julian's mit den Allemannen und Franken. Das fünfte Buch giebt endlich die Entscheidung, die großen Stürme der Gothen, Hunnen und Vandalen gegen das Römische Reich und dessen endlichen Untergang im Abendlande durch Odoaker und Chlodwig. — Der wichtigste Theil dieses Bandes möchte wohl das 3te Kapitel des 4ten Buchs seyn, wo von der Bildung der neuen Völker in Deutschland und namentlich von den Gothen, Allemannen, Franken und Sachsen die Rede ist. Schon im ersten Bande S. 479 u. fg. hatte sich der Vf. aufs bestimmteste dafür erklärt, dass alle germanischen Völker durchaus feste Wohnsitze gehabt hätten, und dass daher an ein ungewisses Herumschweifen ganzer Völkerchaften durchaus nicht zu denken sey, obgleich mehrere der alten Schriftsteller dieses bestimmt sagen, und diese Vorstellung sogar bis auf den heutigen Tag in allen unsern Geschichtsbüchern eine Völkerwanderung erzeugt hat, die in dem Sinne, wie es dort gemeint ist, nie Statt gefunden hat. Bloß nomadische Völker können auf die Weise umherstreifen, wie Strabo die Völker jenseits der Elbe umherwandern lässt; Völker sind aber nur dann Nomaden, wenn die Natur und Beschaffenheit des Bodens sie dazu treibt; dort werden sie es immer bleiben, was auch die Civilisirung dagegen unternehmen mag, eben sowohl, als ein fruchtbarer, durch Flüsse und Bäche, Gebirge und Wälder durchschnittener Boden nie auf lange Zeit Nomaden beherbergen kann. Da also das deutsche Land vor 2000 Jahren der Natur nach dasselbe war, was es heute ist, so hat es auch vor 2000 Jahren keine deutsche Nomadenvölker gegeben, und sogar Tacitus bemerkt ganz richtig, dass erst jenseits der Weichsel oder des Niemen die Völker anfangen, nomadenartig

zu leben. Alle Bewegungen der deutschen Völker gegen Westen und Süden geschehen also nie von der Gesammtheit des Volks, sondern immer nur von einem Theil der krieglustigen Jugend desselben, welche auf Abenteuer ausziehend, oder von Mangel gedrängt, die Heimath, in welcher der Stamm des Volks ruhig sitzen bleibt, verlässt, mit der Jugend andrer Völker sich verbindet, und so unter mancherley, oft den wunderlichsten, vielleicht im Augenblick erst entstandenen, willkürlich gewählten Namen, eine Zeitlang umherwandert, bis der Haufe entweder seinen Untergang findet, oder sich zerstreut und spurlos verschwindet, oder durch das Glück einer Eroberung sich irgendwo ansiedelt und dann einen neuen Staat bildet. Deshalb ist schlechterdings nicht zu glauben, dass die Gothen, Franken, Allemannen und Sachsen, die wir im 5ten und 4ten Jahrh. in Deutschland als wohnhafte und einheimische Völker finden, von Norden oder Osten her eingewandert sind, sondern es sind durchaus die alten Nationen, die wir durch Tacitus und Ptolemäus schon kennen gelernt haben, nur erscheinen sie unter Collectiv-Namen, die entweder erst später aufgenommen waren, oder welche die römischen und griechischen Schriftsteller bey ihrer Sorglosigkeit und Oberflächlichkeit in allen Dingen, welche die Barbaren betreffen, zu erforschen oder aufzuzeichnen verläumt hatten. Alles dieses, was wir hier nur in der Kürze angedeutet haben, erweist der Vf. auf eine höchst gründliche und glückliche Weise, und wir müssen den Leser darauf verweisen. Dass aber dadurch die ganze deutsche Geschichte ein durchaus andres Ansehn erhalten habe, dass von der grossen Völkerwanderung hier gar nicht mehr die Rede ist, sondern dass von Grund aus umgewandelt erscheint in bestimmter fester Gestalt, was früherhin nur nebelartig vor unsern Blicken zerrann, das wird ein Jeder sich selbst vorstellen können; doch sagen wir darüber nichts weiter, weil wir es für schicklicher halten, dass der Leser seine Belehrung vielmehr bey Hn. L. suche, als bey uns. Mögen nur die übrigen Theile recht bald nachfolgen! — Schliesslich möchten wir den Vf. noch bitten, durch einen seiner Schüler oder Freunde zu diesen zwey ersten Bänden, die für sich ein Ganzes bilden, ein möglichst vollständiges Register ausarbeiten zu lassen und dem dritten Bande beyzulegen: denn obgleich ein Inhaltsverzeichnis und genaue Ueberschriften vorhanden sind, so wird doch durch einen guten Index der Gebrauch sehr

sehr erleichtert, und es muß auch für die Jugend gesorgt werden, die noch nicht ganze Bücher zu lesen versteht, und für eine gewisse Klasse von Lesern, die aus Bequemlichkeit, Uebersättigung oder Einbildung das Ganze verschmähen, und lieber einzelne Stücke herausreißen. —

Wir können aber diese Anzeige nicht beschließen, ohne auch dem Hn. Verleger dieses Buchs unsern freundlichen Dank dafür abzulassen, daß er bey einem überaus billigen Preise dieses Werk so ausgestattet hat, wie neuerdings kein Werk verhältnißmäßig ausgestattet worden ist: denn die Lettern sind elegant, der Druck rein und correct und das Papier von vorzüglicher Güte.

ALTERTHUMSKUNDE.

BERLIN, b. Dümmler: *Qua via et ratione juvenes graeci et romani ad rempublicam bene gerendam instituti fuerint*; ad indicandum examen et actum oratorium in Gymnasio Mariae-insulano regio sub finem lectionum publice insituendum scripsit C. H. Pudor, Gymnasii Conrector. 1826. 40 S. 4.

Ueber den Gegenstand seiner Schrift drückt sich der Vf. (S. 8.) so aus: *Missu igitur, quam militia caeteraeque res civiles vulgaris notae postulerent, disciplina et exercitatione istud modo inquiramus, quae ratione a teneris inde conformata sit et sublevata illorum gravitas, qui reipublicae optime administrandae ejusque legum periti, et omni sapientia di-cendique facultate ornati, privatorum commoda communi omnium posthaberent saluti, qui sanctissimae patriae caritatis flammis incensi, in bello et pace, veri et justii defensores, vindices innocentiae, cujusvis artis bonae et virtutis laudatores et patroni, fideque optimorum patriae paucitutorum tutores existerent, quorumque, haud paucorum, memoria et nobis tradita et consecrata immortalitati.*

Im Allgemeinen vereinigten sich in der von einem heitern Himmel begünstigten Lage Athens und Roms Gesundheit, Frohsinn, Thätigkeitstrieb, in der Verfassung Freyheit, Vaterlandsliebe, Oeffentlichkeit aller Verhandlungen, Hochachtung verdienster Männer, als Mittel, durch Lehre und Beyspiel den Willen für das Beste des Vaterlandes zu wecken und dasselbe zu fördern. Einfache Sitte, die Mutter der Mäßigkeit und beharrlichen Fleißes, Genügsamkeit verbanden sich mit Häuslichkeit und Liebe zum Vaterlande. Aus Cicero's, Horatius und Petronius Schriften sammelt S. 11. die Beweise dafür. Das einreisende Sittenverderben änderte die Zeiten gar sehr und machte Horat. Epp. 1, 58. zum leitenden Princip des Denkens und Handelns. Der Grundsatz der alten Bildung: *non scholae, sed vitae*, ward vergessen; Petronius züchtigt seine Zeitgenossen: *Idco ego adolescentulos existimo in scholis stultissimos*

fieri, quia nihil ex iis, quae in usu habemus, aut audiunt, aut vident. — Unter den besondern National-Erziehungsmitteln der Griechen und Römer wird Humanität (*omnium virtutum fundamentum summumque mortalium bonum*) genannt, und von Jedem gefordert *φιλομαθία, φιλοπονία* und *προπαιδεία*. Jeder müsse erfüllt seyn von *καλοκαγαθία, σωφροσύνη, φιλοκαλία* und *φιλανθρωπία*. Die gemeinschaftliche Erziehung der Jugend unter Solon und Gymnastik nebst Musik werden mächtige Hebel der Bildung. Unter der sorglichsten Pflege des Staats reisten die Jünglinge zum Dienst desselben im Kriegsdienste, bildeten sich später zu Rednern in den Schulen, lasen die Schriften der Alten, schlossen sich an erfahrene Männer an, wohnten den Gerichtsverhandlungen bey, und traten in den fest bestimmten Lebensjahren, vom Volk gewählt, ins Amt. Reisen ins Ausland bereicherten sie mit Kenntnissen und Erfahrungen, und was sie gesehen, wendeten sie im Vaterlande an. So gemeinnützig dem Vaterlande zu werden, als man vermochte, trugen bey den Lacedämoniern die *γυμνασία* und *εὐαγγελία* *φελίκα δέπνα* der Athenier bey. Die Spiele zu Olympia und anderwärts, selbst die scenischen, weckten Reiz und Nach-eiferung. Auch die *ἐταιρίαι* und *ἐνωμοτοίαι* (politische Clubs), zu welchen Jünglinge zugelassen wurden, machten klug und erfahren durch die Reden der Aeltern. Von Allem, was sie wußten, machten sie Gebrauch in öffentlichen Reden. *Tantum enim scimus, quantum memoria tenemus.* Sane vero, fährt der Vf. (S. 32.) fort, *ex quo immoderata ista legendi et literis quaevis consignandi et proferendi studia late serpsere, in utramque partem de rebus disputandi facultas praesenti sermone ac profluens illa et expedita dicendi celeritas rarefcere coeperunt.* A *cujus rei culpa et Academiarum nostrarum instituta minime vacant, ubi multa et innumera audire juvenes calamisque excipere consueverunt, ad cogitandum vero haud satis, verbis idoneis pronuntiandum, quo incaluerit animi, rarius incitantur.* — Ohne Unterschied des Standes und der Abkunft konnten Jünglinge, wohl vorbereitet und *bonae notae*, anfänglich in Staatsämter eintreten und in immer höhere aufsteigen. — Endlich mußten die Ehrensäulen, welche verdienstvollen Männern der Staat errichtete, die Denk- und Dankreden, die man ihnen als Segen nachsprach, *λογοι επιταφιοι*, tiefen Eindruck auf das Gemüth des Jünglings machen und den unauslöschlichen Wunsch, den Verdienstvollen zu gleichen, wecken.

Rec. hat nur Einzelnes berührt, um den Reichtum an Gedanken und alten Erziehungsmaximen, den man hier findet, anzudeuten. Nicht immer oder gleichmäßig genug ist auf die Verschiedenheit der Bildungsweise in den verschiedenen Zeiten Rücksicht genommen. Ueber den lateinischen Stil des Vfs. geben die wenigen Stellen, die Rec. hier anzuführen nöthig fand, zu urtheilen Gelegenheit.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Predigten an Prediger*. Ein Erbauungsbuch für den evangelischen Predigerstand. Von Dr. Joh. Friedr. Heinr. Schwabe, Superintendenten u. Oberpfarrern in Neustadt a. d. Orla. 1825. XII und 171 S. 8. (18 gGr.)

Der Vf. sagt in der Vorr., daß er sich nicht über das Erscheinen obiger Schrift zu rechtfertigen brauche: denn obgleich die vorhandne Literatur bereits reich wäre an trefflichen Erzeugnissen derselben Art, so bezweckten doch die eigentlichen Pastoralanweisungen mehr die Wissenschaft des geistlichen Berufs zu begründen, da seine Schrift unmittelbar ins Leben übergreifen, und nicht sowohl ein Lehr- als ein Erbauungsbuch seyn sollte. Deshalb hat er ihr auch den Titel „*Predigten*“ gegeben, und darüber sucht er sich zu rechtfertigen; aber wie es Rec. scheint, nicht genügend. Denn selten dem Inhalte, nirgends aber der Form und dem Tone nach, können diese Vorträge (von vielen gesagt es der Vf. selbst ein) für eigentliche Predigten gehalten werden; der Ausdruck „*Vorlesungen*“ möchte wohl der bezeichnendste für dieselben seyn. Wenn ferner der Vf. (Vorr. S. V.) sagt: „er habe, wie bey einer christlichen Predigt billig, sich an Bibelsprüche angeschlossen, die man doch nicht durchgängig für bloße Motto's erklären wolle, da sie vielmehr den Vorträgen grossentheils als wahre Textstellen zum Grunde lägen“: so möchte auch das Gegentheil der Wahrheit näher kommen. Meist sind die Bibelstellen nämlich wirklich nicht viel mehr, als bloße Motto's, und wahre Textstellen sind sie eigentlich nirgends; konnten es auch, der Natur der Sache nach, nichtfüglich seyn. Doch das thut dem Werthe des Buchs nicht den mindesten Abbruch. Der Vf. verdient vielmehr wegen der Herausgabe desselben den aufrichtigen Dank seiner Amtsbrüder, besonders der jüngern, und es ist nur zu wünschen, daß es von Vielen nicht bloß gelesen, sondern auch beherzigt werden möge. Wir können uns hier auf nicht viel mehr, als eine kurze Inhaltsanzeige einlassen; diese wird aber hinreichen, dem Buche die verdiente Aufmerksamkeit zuzuwenden. — Das Ganze zerfällt in 14 sogenannte *Predigten*. 1. *Wissenschaftliche Aus- und Fortbildung*, über Matth. 5, 13. Man findet hier, außer dem Bekannten, die sehr beachtungswerthe Aufforderung an die Geistlichen, daß sie, um sich vor der Einformigkeit zu bewahren, zu welcher das fortgesetzte Ausarbeiten von Predigten so leicht verleitet, auch über andre wissenschaftliche und praktische Gegenstände schreiben, Geisteswerke auf dem Gebiete des Verstandes oder der Phantasie schaffen möchten. Damit sey aber nicht gemeint, daß sie dergleichen Versuche sofort durch den Druck bekanntmachen sollten, was nur Wenigen anzurathen: denn den Nutzen fremder Benützung (womit die öffentliche Bekanntmachung so vieler höchst

unvollkommenen Geistesproducte in unsern Tagen entschuldigt zu werden pflegt) leiste ihnen das Institut der *Prediger-Vereine*, in welchen die sich näher stehenden Amtsbrüder die Erzeugnisse ihrer Mußstunden sich gegenseitig mittheilen u. s. w. 2. *Religiöser Sinn*; über Röm. 1, 16. Hier unter andern ist der Text, welcher nur am Schlusse (S. 27.) erwähnt wird, bloßes Motto; sonst aber gehört dieser Vortrag zu denen, welche recht Vieles in Anregung bringen, was beachtet zu werden verdient; wenn wir auch dem Vf. nicht unbedingt in dem beystimmen können, was er über das *religiöse Gefühl* sagt. So möchte auch die Definition (S. 21.): „*Religiosität* ist etwas Inneres, in Worten nicht aufzufassendes, an bestimmte äußere Erscheinungen nicht Gebundenes“, was das 2te der drey aufgeführten Merkmale betrifft, nicht ohne Grund angefochten werden dürfen. Ganz aber mit Recht rügt der Vf. (S. 21.) die Art und Weise, wie manche Geistliche das allgemeine Kirchengebet, oft nach einer mit ergreifender Beredsamkeit gehaltenen Predigt ablesen. Es heist S. 25: „Die Anrede an den Heiligsten, Ehrfurchtswürdigsten wurde herz- und tonlos herausgepölkert, die nur zu Ende eilende Schnelligkeit ließ eine Menge Endsyben ungehört verhallen, das ganze Benehmen des ungeistlichen Sprechers war das gerade Gegentheil von dem, was die eigne Andacht, was die Achtung gegen die Gemeinde erwarten ließ.“ 3. *Charaktergute und untadelhafter Wandel*; über Tit. 2, 7. 8. Die hier (S. 34.) stehenden Worte: „man sollte es fast für unmöglich halten, daß der, welcher — mit Geist und Wärme — Andern predigt, selbst verwerflich werden könnte“ — konnte wohl der Vf. nicht so ganz ernstlich meinen: denn leider werden ihm, so gut als Rec., einzelne Kanzelredner, nicht bloß aus früherer Zeit, bekannt seyn, die mit vielem Geist und vieler Wärme sprechen, und dennoch durch ihren sittlichen Wandel ihr Amt tief schänden. 4. *Äußerer Anstand und Sitte*; über Tit. 1, 16. enthält die trefflichsten Belehren, welche besonders junge Geistliche beachten mögen. Der Schluss (S. 46.) finde hier eine Stelle: „Nein, laß dich nicht verachten! Weder durch eine Scurrilität, die dein Amt entehrt, noch durch eine Ausrüstung, die der höhern Bildung widerspricht, noch durch eine Kleidung, welche die Meinung nicht billigt, noch endlich durch eine Einseitigkeit, welche von der Zeit gerichtet ist, versichere dir die Achtung des Volks. Seine Stimme ist Gottes Stimme; nicht zwar in Ansehung der Untrüglichkeit, wohl aber in Ansehung des Einflusses. Für jeden Andern ist es Gebot der Klugheit, sich die Achtung der Welt zu bewahren, für den Prediger ist es Pflicht. Jeder Andere, der sich selbst vernachlässigt, büßt sein Lebensglück; der Prediger nebst demselben auch seine Wirklichkeit.“ 5. *Standesehre und Standesgeist*; über Röm. 15, 7. verbunden mit Gal. 6, 1. So niederschlagend als wahr ist die hier bey Erwähnung des Kampfes unter den Anhängern der verschiedenen religiösen Grundansichten in der prote-

stantischen Kirche gemachte Bemerkung (S. 53.): „Um ihren Plänen, die Gegenpartey mit Gewalt zu unterdrücken, äußere Begünstigung zu verschaffen, suchen ja jetzt schon überall die Freunde der Finsterniß die Staatsführer zu überreden, daß nur im Trüben und der Glaubensdunkelheit die Unterthanentreue einen sichern Halt finde, und ihre Schriften und ihr Wirken deuten nicht unklar darauf hin, dem Engel des Lichts überall den Zutritt zu verschließen. Was die Parteyen im Großen, das thun nun ihre Glieder im Einzelnen, und schon hallen die Kanzeln hie und da wieder von den Verkettungen der Andersdenkenden, und schon opfert so Mancher seine Brüder lieblos der ergriffenen Meinung auf.“ 6. *Hierarchische Tendenz*; über 1 Petr. 5, 23. Ganz aus der Seele des Rec. gesprochen sind die Worte, mit denen dieser Vortrag (S. 57.) anhebt: „Wenn von hierarchischen Tendenzen d. h. den Bestrebungen der Geistlichen, sich das Weltliche unterzuordnen, und nicht nur den Geist des Volks zu leiten, sondern auch über seine Kraft und Habe zu gebieten, auch unter der evangelischen Kirchenpartey bisher oft die Rede gewesen ist: so kann man sich nicht enthalten, dies für eine bittere Ironie von Seiten der herrschenden Politiker zu nehmen, die über die Ohnmacht der unterdrückten Kirchendiener nur unanständig satiriren wollen.“ — „In der That ist die politische Wirkksamkeit der evangelischen Geistlichkeit durch die Einrichtungen der neuesten Zeiten in den mehresten Ländern geradehin vernichtet worden.“ Wenn es allerdings wahr ist, was der Vf. (S. 60.) behauptet, daß die evangelische Partey die höchste kirchliche Gewalt, wie die bürgerliche, in die Hände des Staatsoberhaupts niedergelegt hat: so möchte doch Rec. Bedenken tragen, dieses mit dem Vf. den *ersten Geistlichen* zu nennen. Eine solche Benennung kann besonders in unsrer Zeit zu gefährlichen Mißverständnissen Veranlassung geben. Der Vf. behauptet (S. 65.), daß die *allgemeine* der *Privat-Beichte* mindestens ungemein nachtheile. Das mag in einer und der andern Hinsicht wahr seyn; aber Rec., der in einer größern Stadt lebt, wo beide Arten der Vorbereitung auf das heilige Abendmahl neben einander fortbestehen, und es Jedem überlassen bleibt, von welcher er Gebrauch machen will, hat schon oft Erfahrungen gemacht, die ihn wünschen lassen, es möge die Privatbeichte, wenigstens in zahlreichen Gemeinden, wo sie schon wegen der Menge der Communicanten nie das bewirken kann, was sie in kleinern Gemeinden wohl vermag, ganz aufhören. 7. *Theilnahme an öffentlichen Vergnügungen*; über Röm. 12, 2. 8. *Fügsamkeit gegen bürgerliche Ordnung und Verhalten gegen den Zeitgeist*; über 1 Petr. 2, 13. verbunden mit Ephes. 5, 16. Sehr Wahres sagt hier der Vf. über die Klagen, wel-

che die Prediger zu unsrer Zeit zu führen pflegen; die meisten weist er, mit vollem Rechte, als ungegründet zurück; nur die *über die Eingriffe in den kirchlichen Haushalt*, welchen sich die bürgerlichen Behörden in neuerer Zeit zu Schulden kommen lassen, findet er gerecht, und mit ihm Rec., der Manches, ja Vieles der Art anführen könnte, was wohl verdiente, öffentlich gerügt zu werden. 9. *Erhebung der Einkünfte*; über 1 Kor. 9, 11. 12. Was hier (S. 105.) von den *Accidenzien* gelagt wird, mag von den Landpredigern gelten, auf welche überhaupt vorzüglich Rücksicht genommen ist; wie aber da, wo diese Accidenzien die Hälfte des im Ganzen sehr mageren Einkommens mancher Stadtprediger ausmachen, wo man schon ohnehin darauf ausgeht, sie ihnen zu verkürzen; kann da auch „eine vornehme Nichtachtung oder milde Erlassung derselben dem Prediger empfohlen werden, um seinem Ansehn und gutem Rufe die erprieslichsten Dienste zu leisten?“ 10. *Haushaltung*; über 1 Tim. 3, 5. Schon an mehreren Orten, aber besonders hier (S. 115.) findet sich eine Stelle, welche, so schön sie immer seyn mag, doch dem Vf. hätte beweisen können, daß die Benennung „*Predigten*“ sich für diese Geistesproducte nicht eignet. 11. *Tendenz der Vorträge und Würde der Kanzel*; über 2 Tim. 2, 16. 23. Ungern verlagst sich Rec., hier die treffliche Stelle (S. 125.) auszuheben, in welcher der Vf. zeigt, wie jetzt, hin und wieder nicht weniger als im 16ten Jahrhundert, die Würde der Kanzel entweiht werde. Auch von den übrigen Predigten kann er nur das Thema noch anführen. 12. *Rigorismus und Toleranz*; über Luc. 11, 46. Jac. 4, 12. 13. *Kindererziehung*; über Ephes. 5, 4. 14. *Wittwen- und Waisenversorgung*; über 1 Tim. 5, 8. *Anhang*. Urkunde über *Churfürst August zu Sachsen* Stiftung zum Besten der Prediger-Wittwen und Waisen. — Von den vielen Druckfehlern sind nur wenige angezeigt.

SCHÖNE KÜNSTE.

ALTONA, b. Hammerich: *Lieder von Schmidt von Lübeck*. Herausgegeben von H. O. Schuhmacher. Zweyte vermehrte Auflage. 1826. VI u. 300 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Mit Verweisung auf unsere Rec. der *ersten* Auflage (Erg. Bl. 1823. Nr. 89.) bemerken wir nur noch, daß einzelne dort gerügte Flecken hier glücklich verwischt, die hinzugekommenen Lieder in demselben lebensheitern Geiste gedichtet sind, und wir das Bildniß des Vfs. als eine sehr angenehme Zugabe betrachten.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1827.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo* — — edidit E. F. Poppo u. f. w.

(Fortsetzung von Nr. 20. der A. L. Z.)

Jetzt folgt der zweite Hauptabschnitt: *de elocutione Thucydidis*. Nach einer kurzen Einleitung in der nur drey Eigenschaften, die jedem Schriftsteller nothwendig seyn, aufgestellt werden, nämlich „*puritas, perspicuitas atque urbanitas*,” wird in elf Kapiteln (S. 85 — 234) über die erste gesprochen. Hr. P. hat sich hier eine recht vernünftige Grenze gesteckt. „*Ponimus*, sagt er (S. 90 f.), *in omni hac disputatione lectores bene gnaros non solum eorum quas in vulgatis grammaticis libris de syntaxi Graeca exponuntur, sed etiam eorum idiomatum linguae Graecae de quibus sub finem Grammaticae Buttmanus et in additamentis ad Vigerum et passim in notis ad veteres scriptores Hermannus disputare inceperunt*” (?). Denn bey Lesern des Thuk. kann man wohl einige Bekanntschaft mit diesen und ähnlichen Werken voraussetzen. Zwar in Anmerkungen wird natürlich auch auf sie oft zu verweisen seyn; doch eine Einleitung soll nur die Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers entwickeln: was erweislich nicht dazu gehört, muß von ihr ausgeschlossen werden. Wenn diese Ansicht die richtige ist, so hat Hr. P. viel zu viel in seine Einleitung gezogen, die wir einem großen Theile nach nur als eine Reihe — übrigens sehr brauchbarer — grammatischer Untersuchungen, zu denen Thuk. Anlaß gab, betrachten und beurtheilen. Wir gehen zu dem Einzelnen über.

Das 7te Kapitel behandelt die Enallage des Singular und Plural. Zu der S. 91 f. über VI, 78 gegebenen Erklärung seine Zuflucht zu nehmen, ist wohl weder nöthig noch statthaft, weil sonst *ἐπεὶ* für *τὸν* *Συρακόσιον* hätte gesagt werden müssen. Noch weniger begreift Rec., wie *οἱ καὶ ἐπαύξιν* II, 13 heißen könne: „*qui ad tutelam (moenium) collocati erant*.” Wie kann der Accusativ das lehren? Offenbar heist es: *die längs der Zinne hin aufgestellten*. Der Singular darf so wenig hier als VII, 28 auffallen, weil man sich die regelmäsig fortlaufenden Zinnen sehr wohl als Ein Ganzes denken kann. Den bey den Griechen so häufigen Gebrauch des *ἡμεῖς* für *ἐγώ* (man

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

f. Krüger zu Xenoph. Anab. I, 7, 7) dem Thuk. abzusprechen, möchte Rec. nicht wagen; dafs. VI, 89: *τῶν δ' ἡμῶν προγόνων* x. γ. λ., auf keinen Fall gedacht werden könne: „*Alcibiadis et Lacedaemoniorum majores sibi mutuo hospitium renuntiassent*,” zeigt das *τὴν προξενίαν ὑμῶν*. Eher liesse sich erklären: die Vorfahren unserer (jetzt lebenden) Familie. Dafs zu Stellen wie V, 71: *δεῖσας δὲ ὁ ἄλλος μὴ σφῶν περικλωθῇ τὸ εὐώνυμον*, das sowohl singularisch als pluralisch gebrauchte *σφῶν* und *σφέ* nicht verglichen werden könne, ist einleuchtend. Was würde denn Hr. P. zu Stellen, wie die von Krüger zur Anab. III, 4, 41 angeführten sagen? Ueberall steht in solchen Fällen das Pronomen im Plural, weil bey dem vorhergehenden Nomen zugleich die Untergebenen, Begleiter oder Landsleute gedacht werden.

Im 8ten Kap. spricht Hr. P. über die Enallage des Masc. und Fem. und Neutr. Hier findet Rec. wenig zu erinnern. Auffallend aber ist der von Krüger zur Anab. II, 5, 36 stillschweigend berichtigte Irrthum über das Genus von Orchomenos. Dafs III, 45 für *καὶ τοῦτο* nicht *καὶ αὕτη* stehen könnte, ist wohl offenkundig.

Hierauf geht Hr. P. zu der Antiptosis über, und handelt im 9ten Kap. zuerst über den Gebrauch des Nominativ für andre Kasus. Zu IV, 73 konnte noch verglichen werden II, 54 und Hell. II, 1, 4., so wie zu I, 110, passender als die von Abresch angeführte Stelle, Herodot. VII, 9, 3: *ἐς τοῦτο θράσιος ἀνέκει τὰ Ἑλλήνων πράγματα*. Was die Stelle I, 8: *γνωσθέντες τῇ τε σκευῇ τῶν ὅπλων συντεταμμένη* hier solle, sieht Rec. nicht ein; noch weniger warum hier *συντεταμμένοι* vorgezogen wird. Nach dieser Lesart würde der Sinn seyn: *erkannt daran, dafs sie mit ihrer Waffenrüstung begraben waren*, nicht an der Art und Beschaffenheit ihrer Waffen, da doch nur aus dieser die von Thuk. hergeleitete Folgerung gezogen werden konnte, weil mehrere alte Völker ihre Todten mit den Waffen beilatteten. Einzig passend ist daher die gewöhnliche Lesart: *erkannt an der Waffenrüstung, die mit ihnen begraben war*. Man vgl. den Schol. und Herodot I, 171. VII, 93. Wie Hr. P. seine Ansicht über die Stelle VIII, 63 gegen Krügers Erklärung a. a. O. S. 370 behaupten werde, müssen wir abwarten. Ueber die schwierigen Stellen I, 33 (nicht 23) und VII, 67 wird Rec. vielleicht anderswo sprechen. Bey den Bemerkungen über den ungewöhnlichen Nominativ mit dem Infinitiv hätte Rec. für die Stelle VI, 40, wo er mit dem Scholiasten *ἀγαθοῖ*

ἀγαθὸν zu ἡγησάμενοι zieht, lieber eine Erklärung über I, 93. II, 12. 27. III, 108. V, 46. VI, 6. gelesen, wo die Handschriften eine ähnliche Construction bieten. Vgl. Herodot. I, 27. VIII, 100 und daselbst Schwegelhäuser.

Im 10ten Kap. wird über den Gebrauch des Genitivs und Dativs für andre Casus gehandelt. Wie Hr. P. die auch übrigens schwerlich recht erklärte Stelle IV, 18: σωφρόνων δὲ ἀνδρῶν, οἵτινες κ. τ. λ. hier ziehen kann, begreift Rec. nicht. Vgl. Matth. Gr. Gr. §. 481. Anm. 2 und Heindorf zu Platos Soph. S. 388. Auch in dem über die Genitivos absolutos S. 119 ff. Gefagten ist einiges Ungehörige und Ungeordnetes. Um nicht zu erwähnen, daß VI, 7 nicht bloß Ἀργεῖον, sondern Ἀργεῖον καὶ Ἀθηναίων als Subject zu ἐξελθόντων gedacht werden muß, erinnert Rec. nur an Hn. P's Erklärung der Stelle VII, 67: Ἰταλιωτῶν δὲ Θούριοι καὶ Μεταπόντιοι ἐν τοιαύταις ἀνάγκαις τότε (man vgl. c. 83) στασιωτικῶν καιρῶν κατελημμένων, ζυνεστρατευόντων. Dies ist die gewöhnliche Interpunction und Rec. möchte wohl wissen, was bey derselben auffallend sey. Erwartete man etwa nach τότε noch ein ὄντες? Man s. Krüger a. a. O. S. 302. Oder sollten das καταλαμβάνειν auf diese Weise nicht gebraucht werden zu können? Diesen Zweifel wird Wyttenbach zum Julian S. 201 (Schäfer) heben. Gegen die nach Heilmann und Gölter von Hn. P. gewählte Erklärung, nach der κατελημμένων als Genit. abf. genommen und Θούριον καὶ Μεταπόντιον hinzugebracht werden soll, spricht laut schon die Stellung; spricht das dabey so matte τοιαύταις; spricht endlich die, so viel Rec. weiß, nicht erweisliche Redensart καταλαμβάνεσθαι ἐν —. Daß der Dativ statt des Genitivs, wie es der Kürze wegen zu sagen erlaubt seyn mag, nicht vorzüglich vom Thuk. gebraucht werde (S. 124), könnte Rec. durch eine stättliche Reihe von Citaten beweisen, wenn es deren bedürfte. In der Stelle VII, 5 (S. 126) ist τῇ τᾷα wohl mit ἀγέλα (wie Bekker mit Recht schreibt) zu verbinden. Wenn Hr. P., wie früher schon, die Stelle III, 59: φείσεσθαι καὶ ἐπιπλασθῆναι τῇ γνώμῃ οἰκτῶ σῶφρονι λαβόντας, erklärt: — φείσεσθαι οἰκτῶ οἰκτον λαβόντας, so glaubt Rec., daß dies wegen der dazwischen stehenden Wörter nicht zulässig sey, und daß οἰκτῶ λαβεῖν hier eben so gesagt sey, wie sonst ὄψει, λόγῳ, διανοίᾳ λαβεῖν.

Das 11te Kap. erörtert den Gebrauch des Accusativs für andere Casus. Bey dem über den Acc. abf. Bemerkten wundert sich Rec., wie Hr. P. I, 124: ὡς ὀδύει — πᾶσιν, mehre Erklärungen zulässig finden konnte: περιμένοντας (sc. ἡμᾶς) τοὺς μὲν — τοὺς δὲ — Ist ja die bey den Griechen gewöhnliche Art von Opposition. Vgl. Matth. Gr. Gr. §. 288. Anm. 2. Zu der durchaus nicht anzutreffenden Expegege IV, 125 wären passender als VI, 33 Stellen wie V, 6 angeführt worden. Vgl. auch Krüger de aith. Anab. S. 56. Wundert sich Rec., wie Hr. P. an der Stelle V, 9: ἃ τὸν πολέμιον μάλιστα ἂν τις ἀπαύσας Anstoss nehmen konnte: ἀπαύσας und ἐξαπαύσας mit doppeltem Accusativ ist eben so gewöhnlich (m. s. Krüger zu Xen.

Anab. V, 7, 6) als der auch im Lateinischen oft vorkommende Fall, daß das Relativum als Object nur zum Participium gehört, wie z. B. Demosth. III, 34. B. S. 38. R. VI, 28. S. 72.

Im 12ten Kap. wird die Enallage der Modi untersucht. Die Auslassung des ἂν in Nachsätzen einer Hypothesis gehörte wohl eigentlich nicht hieher; daß dabey mit einer Bestimmung, wie „si nulla oriri potest ambiguitas“ (S. 136) nichts gesagt sey, leuchtet ein. Vgl. Reifig de vi et usu ἂν part. S. 139 und G. T. A. Krüger Untersuchungen aus dem Gebiet der lat. Sprachl. II. S. 833 ff. Auch das über ἔπος und ἔπος μὴ c. conj. aor. I. Gefagte befriedigt nicht. Bey dem über das Futurum und den Coniunctiv in der abhängigen Frage Bemerkte vermißt Rec. sowohl genauere Bestimmung als die Angabe mehrerer Stellen, wie z. B. VI, 11. VII, 25. VIII, 4. 60. Vgl. Werfer in Actis Mon. I, 2. S. 230 ff. Einiges Andere in diesem Abschnitte übergeht Rec., da er anderswo seine abweichenden Ansichten darüber mitgetheilt hat. Nur über die Stelle I, 25 bemerkt er, daß nach seiner Meinung der Schriftsteller hier so angefangen hat, als sollte ein zu den Participien gehörendes Verbum Finitum folgen. Die Stelle VIII, 87 ist verschieden; ihr ähnlich sind VI, 68 u. Herod. VIII, 74.

Im 13ten Kap., das über die Enallage der Tempora handelt, ist uns zunächst die Annahme aufgefallen, daß III, 65 das erste ἀδικοῦμεν der Concinnität wegen für ἡδικοῦμεν ἂν gesetzt sey, weil diese Form noch einmal folgt. Vielmehr sieht ἀδικεῖν dort wie oft in der Bedeutung des Perfects. M. s. Krüger ind. ad Anab. in v. Falch verstanden ist die Stelle IV, 27: πάντων — ἐπικηρυκνέσθαι, deren Sinn folgender ist: Sie fürchteten die Lakedämonier, da sie glaubten, daß dieselben ihnen deshalb keine Vergleichsvorschläge mehr thäten, weil sie sichere Hülfsmittel in Händen hätten. Gottlebers Meinung, daß I, 10: οὐ Μυκηνὰ μικρὸν ἦν, dieses ἦν statt ἔστι siehe, ist nichts weniger als scheinbar, da es zu Thukydides Zeit gar kein Mykenä mehr gab. Denn des Ortes Zerstörung Ol. 78, 1 bezeugt Diodoros XI, 65: κατέσκαψαν. — καὶ διέμεινεν ἀόκητος μέχρι τῶν κατ' ἡμᾶς χρόνων. Vgl. Paulan. II, 16, 4. VII, 25, 3 und Strabo VIII, 6. S. 201. 209. Tauchn. Daß diese Stadt auch früher, besonders seit der Rückkehr der Herakliden, schon gesunken war, berichtet Strabo a. a. O. S. 201. Vgl. Paulan. VIII, 27, 1. Mithin ist das ἦν auf die Zeit vor der Zerstörung zu beziehen. Eben so wenig steht I, 33 ἦσαν für γεγένηται; das ὅπερ σαφειστάτη πῶσις, was Hn. P. zu dieser Annahme verführte, ist so zu erklären, daß man bey ὅπερ aus οὐ αὐτοὶ πολέμιοι ἦσαν denkt: τὸ τοὺς αὐτοὺς πολέμους εἶναι. Νικῶν heißt im Präsens oft ich bin Sieger, und daher im Imperfect: ich war Sieger. Vgl. Krüger ind. ad Anab. in v. Eben so wird ἦρον aoristisch gebraucht. Ueber den Gebrauch des Imperfects für das Plusquamperfect s. Krüger zur Anab. I, 1, 6. vgl. Held in Actis Mon. II, 2. S. 179. Daß überhaupt von einer Enallage Temporum selten oder nie die Rede seyn könne, ist wohl keinem Zweifel unterworfen.

Im 14ten und 15ten Kap., in denen Hr. P. über die Antimeria spricht, liefert er brauchbare, zuweilen freylich nicht ganz vollständige Sammlungen über den Thukydideischen Sprachgebrauch, der indessen meist auch Sprachgebrauch der Griechen überhaupt ist. Einige Ausstellungen gegen Einzelnes unterdrückt Rec.

Ungleich weniger genügt das 16te Kap. über die Ellipse und den Pleonasmus, wo man oft Fleiß im Zusammentragen und Richtigkeit in der Erklärung vermisst. Manches von dem hier Behandelten hat Rec. schon an andern Orten, meist stillschweigend, berücksichtigt: er fügt nur noch einiges hinzu. Wenn Hr. P. S. 195 meint, daß IV, 119 der Artikel vor dem Vaternamen deshalb nicht hinzugefügt sey, damit die öftere Wiederholung desselben das Ohr nicht beleidige, so hat er nicht bedacht, daß in solchen Stellen der Artikel überhaupt in öffentlichen Urkunden nicht gebraucht werde, wie z. B. aus den Psephismen bey Rednern hervorgeht, weil dadurch die Idee des Bekannten, Berühmten erregt werden könnte. Anders Herrn. zum Vig. S. 701. Dafs I, 54 vor *νειρός* (zweymal, was von Hn. P. übersehen ist) der Artikel einzuschieben sey (S. 197), hat P. zwar später zurückgenommen, aber durch die Verweisung auf Krüger falsch erklärt. Vielmehr wäre zu bemerken gewesen, daß *νειρός* eins von den Wörtern sey, die oft ohne Artikel stehen, auch wo von etwas Bestimmtem die Rede ist. Man vgl. IV, 14. V, 10. VII, 5. VIII, 106, wo er mit den Mss. zu tilgen ist, und Lucian. *ver. hist.* I, 34. Die Bedeutungslosigkeit der Präpositionen in den S. 202 f. angeführten Compositis ist bey den meisten derselben mehr als zweifelhaft. Uebrigens mußte, was über die Pleonasmen des Thuk. gesagt wird, mehr durch Parallelstellen anderer Schriftsteller erläutert werden, um zu zeigen, daß des Geschichtschreibers Fülle ganz im Geiste der griechischen Sprache gegründet sey.

Das 17te und 18te Kap., über die Reinheit der Sprache und des Dialectes des Thukydides sind mit großem Fleiße gearbeitet und für den Grammatiker sehr brauchbar.

Weniger befriedigt hat Rec. das 19te Kap., über die Deutlichkeit (*perspicuitas*) des Thuk. Dem anderswo Besprochenen fügt er noch Folgendes hinzu. In der Stelle I, 142: *καὶ μὴν οὐδ' ἡ ἐντειχίσις — ἀνέσθαι*, glaubt Rec., muß man *τὴν μὲν* als Prädicatsaccusativ mit *τὴν ἐντειχίσιον* verbinden. Der Sinn scheint ihm folgender zu seyn: Ferner dürfen wir auch das Anlegen von Festungen in unserem Gebiete nicht fürchten noch ihre Seemacht. Denn durch ersteres kann selbst im Frieden nicht leicht eine (der Stadt, gegen die sie erbaut ist) gewachsene Feste gegründet werden, wie viel weniger in einem feindlichen Lande, zumal da wir nicht minder ihnen (d. h. ihrem *ἐντειχίσμῳ*, das sie etwa erbauen möchten) feste Plätze entgegenzusetzen haben (die wie ihr *ἐντειχίσμῳ* gegen unsere Stadt, gegen jenes *ἐντειχίσμῳ* seyn werden). Wenn sie aber ein bloßes Castell (der Begriff bloß liegt in der Stellung

des *πολίον*) gegen uns erbauen, so können sie zwar einem Theile unseres Landes durch Verheerung und durch Beförderung des Entlaufens unserer Sklaven Schaden zufügen; nicht aber wird dieses Castell uns verhindern, nach ihrem Gebiete zu schiffen und eine Feste in demselben gegen sie anzulegen, und mit der Flotte, worin (ἡμεῖς eben so II, 13) unsere Stärke besteht, das Vergeltungsrecht zu üben (*ἀντιοῦμαι*, vgl. I, 42. 96. IV, 63). — Bey dem, was über veraltete und neugebildete Wörter gesagt wird, hätten die Urtheile eines Aristoteles (Rhet. III, 2), Cicero und Quintilian über diesen Gegenstand wohl Berücksichtigung verdient. Vgl. Krüger *praef. ad Dion.* p. XLI. In der Aufführung einzelner Wörter hat Hr. P. wieder großen Fleiß bewiesen, wiewohl sich noch manche Nachträge und Berichtigungen liefern ließen. Dagegen ist das über die *urbanitas* und das *decorum* Gesagte sehr dürftig. Dafs Thuk. das Wort *ἀντιπαλὸς* *notione hostis frequentissime* gebraucht habe, dafür ist Hr. P. den Beweis noch schuldig; bis er ihn liefert, wird sich Rec., unbekümmert um Hesychios und Thomas M., an Heilmann halten, der zu II, 89 behauptet, daß es diese Bedeutung bey Thuk. nie habe. Niemand wird IV, 120 dagegen anführen wollen.

Hierauf wird vom Thuk. als *Geschichtschreiber* gehandelt, und zwar im 20sten Kap. zunächst untersucht, in wiefern er *poeticus et solutus orationis discrimen servaverit*. Wenn Hr. P. sagt, daß Thuk. *poeticas rerum gestarum narrationi omnium Graecorum maxime aduersatur*, so hat er insofern Recht, als vom Mythos die Rede ist; poetischer Geist aber darf einem Geschichtschreiber nicht abgesprochen werden, der die von ihm beschriebenen Begebenheiten mit einer Fülle erhabener Gedanken befruchtet, gleichsam zu einer großen Tragödie verarbeitet hat, und fast auf jeder Seite zeigt, daß sein Geist von dichterischem Schwunge getragen, mit gleicher Anschaulichkeit das Geschehene darzustellen versteht, als er in scharfen Umrissen seine Charaktere zeichnet durch Handlungen und Reden, überall ihr Eigenthümliches auch durch den Ausdruck bezeichnend. Hr. P. hält sich aber an einzelne Wörter, und beweist, daß viele derer, die man aus Thuk. als poetisch angemerkt hat, auch bey andern Prosaikern vorkommen. Folgt aber daraus schon, daß sie wirklich nicht poetisch sind? Kann der schwankende Gebrauch einzelner Schriftsteller, von denen manche, wie z. B. Dio Cassius, nur dem Vorgange des Thuk. folgten, wohl genügen, um hier die Grenzlinie zwischen dem Prosaischen und Poetischen zu bestimmen? Das über die Figuren Gesagte ist wenig befriedigend und verräth Mangel an Kenntniß der Rhetorik.

Im 21sten Kap. spricht Hr. P. von den vorzüglichsten Eigenschaften des historischen Stils, und untersucht, in wiefern sie sich bey Thuk. finden. Zuerst wird behandelt *alacritas et vigor sermonis* (*τὸ παθητικὸν καὶ τὸ γρηγορὸν*). Ob die Lateiner eine *alacritas sermonis* (*orationis*) kennen, weiß Rec. nicht; noch

noch weniger mit welchem Rechte dieser Ausdruck als gleichbedeutend genommen ist mit dem griechischen παθητικόν. Oratorius vigor sagt freylich Seneca Ep. 100; aber das γραμμικόν etwas Anderes bedeute, zeigen Ernesti Lex. rhet. in v. und Wolf ad Lept. p. XXXVI. Hr. P. hat wohl die evidentia, ἐνάργεια bezeichnen wollen. Auch was hierüber gesagt wird, ist theils nicht erschöpfend, theils unrichtig, wie z. B. die Behauptung, daß die griechischen Historiker öfter als andere Schriftsteller κατὰ τὸ σημανόμενον conscribten. Hierauf werden Beyspiele von der oratio variata angeführt. Mißverstanden ist (S. 272) die Stelle VI, 77: τοῖς δὲ ὡς ἐκάστοις τι προσήκεις λέγοντες, δύνανται κατανοεῖν. Das Komma ist nach δύνανται zu setzen; τοῖς δὲ steht nach einer nicht seltenen Attraction für τοὺς δὲ. Vgl. Krüger de auth. et integr. Anab. S. 28 n. Uebrigens zeigt an den meisten Stellen genauere Betrachtung, daß der Wechsel der Formen und Redeweisen mehrentheils auch eine Verschiedenheit des Gedankens erzeugt, die freylich oft nur in einer feinen Schattirung besteht.

Im 22sten Kap. wird von den verschiedenen Arten des historischen Stils gesprochen, „et Thuc. Jovvero genere usus esse ostenditur, cui brevitatis et sublimitas etiam cum asperitate quadam juncta convenit.“ Die Beyspiele, aus denen des Geschichtschreibers Kürze erwiesen werden soll, sind grosten theils von der Art, daß sich ein allen griechischen Schriftstellern gemeinsamer Sprachgebrauch darin nachweisen läßt. Dahin gehört, wenn das Participium und Verbum Finitum, auch wo sie verschiedene Casus regieren, verbunden ein gemeinschaftliches Object haben (man vgl. Krüger Dion. S. 119); wenn zu einem Verbum ein Infinitiv oder Particip aus dem Vorhergehenden ergänzt werden muß (m. f. denf. S. 117 f.); wenn vor γάρ und ὅμως ein aus dem Zusammenhange zu nehmender Gedanke hinzugedacht werden muß (man f. denf. S. 20 und über ὅμως zur Anab. II, 2, 17). Wie Hr. P. in solchen Stellen: οὐτε μέγθει πάλεων ἰσχυρὸν οὐτε τῇ ἄλλῃ παρασκευῇ I, 2 darin, daß das Verbum in die Mitte gesetzt ist, was übrigens bey allen griechischen Schriftstellern und eben so auch bey römischen (Matth. zu Cic. pro Rosc. Am. §. 14) vorkommt, einen abruptiorem sermonem finden konnte, läßt sich nicht wohl einsehen.

Im 23sten Kap. wird über die Erhabenheit und Rauheit des Thuk. gehandelt; aber auch hier Manches, als diesem Schriftsteller eigenthümlich betrachtet was es durchaus nicht ist. So z. B. Stellungen wie ὡς ἐξ ἐλάχιστον γρηφίον I, 63, die sogar einzig und allein im Griechischen gesattet sind. Eben so wenig

ist ein Hyperbaton in der Stelle τῆς ἔκτα προέδου, δι' ἣν ἰσχυόμεν, στερήσομε. Denn zu ἣν ist nur πρόδος, nicht ἡ ἔκτα πρ. zu denken. Aehnlich Quintil. X, 1, 17: In lectione certius iudicium, quod legenti frequenter — ille laudantium clamor extorquet.

Hierauf folgt, die dem Marcellinus beygelegte Biographie des Thuk. und eine andere aus Suidas, beide mit Hudsons und Anderer Anmerkungen, denen Hr. P. hin und wieder Einiges hinzugefügt hat; dann eine Sammlung der Gnomen des Geschichtschreibers und endlich eine zu reichlicher Nachlese Gelegenheit bietende Abhandlung über die Nachahmer des Thuk., unter denen besonders Aelian, noch nachträglich Benutzung verdient. Zum Theil enthält sie Fremdes, namentlich einen Aufsatz des Stephani über Dionysios Nachahmung unseres Geschichtschreibers, und Fr. Roths vergleichende Betrachtungen über Thucyd. und Tacitus, von einem Schüler Hn. P's ins Lateinische übersetzt. Als Beylage ist eine farrago discrepantis scripturae hinzugefügt, betreffend die Formen αὐτοῦ und αὐτοῦ, γινώσκαι, γινώσκων, οὐν u. a.

(Die Fortsetzung folgt.)

KIRCHENGESCHICHTE.

PLAUEM im Voigtlande, b. Klinkhardt: Kurzgefaßte Geschichte der christlichen Religion und Kirche. Zu Beförderung von Freudigkeit und Festigkeit im evangelisch-protestantischen Glauben mitgetheilt vom Verfasser der Schrift: Geist der Bibel für Schule und Haus, M. Moriz Erdmann Engel, Stadtdiakon und Senior des geistlichen Ministerii in Plauen. 1827. 100 S. 8. (3 gr.)

Bestimmung dieser Schrift giebt ihr Titel an, und der Name des Vfs. bürgt dafür, daß sie geeignet ist, dieselbe zu erfüllen. Wiewohl es uns nun nicht an ähnlichen Büchern fehlt (wir erinnern nur an des sel. Dr. Rosenmüllers Kirchengeschichte für Kinder), so hat doch der Vf. sehr wohl gethan, die seinige als Anhang zu seinem weit verbreiteten trefflichen Buche: Geist der Bibel für Schule und Haus, herauszugeben, weshalb sie auch mit diesem gleiches Format und gleiche Lettern hat; zumal er nicht auf das jugendliche Alter allein Rücksicht genommen, sondern sie so eingerichtet hat, daß jeder evangelische Christ sie mit großem Nutzen und Vergnügen lesen wird. Da sie sich überdies durch ihre Wohlfeilheit eben so, wie durch ihren inneren Werth empfiehlt: so hoffen wir, daß sie in Schulen und Häusern recht viel Eingang finden wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1827.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LXIV, b. Gerh. Fleischer: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo* — — edidit E. F. Poppo u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Band enthält *commentarios politicos, geographicos et chronologicos*. In dieser Angabe ist etwas Unrichtiges. Hr. P. hat nämlich, weil er, wie er in der Vorrede selbst gesteht, die Chronologie (das Eine Auge der Geschichte, wie *Schlözer* sagt) hafst und der Hülfsmittel bey ihr entbehrte, nur die chronologischen Tabellen der Haake'schen Ausgabe, mit einigen Zufätzen vermehrt abdrucken lassen. Wie unzureichend diese seyen, leuchtet von selbst ein. Hr. P. würde sich den Dank der Gelehrten, die nicht „*totius hujus disciplinae odio quodam inveterato*“ laborant, erworben haben, wenn er *Dodwell's Annales Thuc.* mitgetheilt und dabey *Manso's* Sparta und andrer deutscher Gelehrten Werke zu Berichtigungen benutzt hätte, zumal da sowohl die *Duker'sche*, als die *Bauer-Beck'sche* Ausgabe des Thuk., in denen jene *Annales* sich abgedruckt finden, in Deutschland jetzt sehr selten geworden sind.

Auch die *politici commentarii* lassen Vieles zu wünschen übrig. Hr. P. entschuldigt sich darüber mit dem Mangel an Hülfsmitteln; allein die Quellen standen ihm doch wohl, wenigstens größtentheils, zu Gebote: wie wenig er diese aber studirt habe, zeigt fast jede Seite. Dafs er zu seinen *commentariis politicis* nicht einmal die Politik des Aristoteles gelesen habe (m. f. S. 181), ist doch sehr auffallend. Daher beschränkt sich denn seine Darstellung des *status Graeciae civilis et militaris tempore belli Peloponnesiaco* (p. 1 — 123.) fast nur auf eine Reihe aus Thuk. geschöpfter Notizen, die meist mit Uebergehung der dabey etwa auflösenden Schwierigkeiten registermäfsig zusammengestellt sind, ohne ein anschauliches Gemälde der Verhältnisse zu liefern. Wo er urtheilt, zeigt er, wahrscheinlich von *Kortüm* verführt, einen eben so einseitigen als unbegründeten Antilakonismus, worin er so weit geht, dafs er gegen das ausdrückliche Zeugniß des ganzen Alterthums und sprechender Thatfachen den Spartanern die Tüchtigkeit im Kriege streitig zu machen sucht. Doch wir gehen zum Einzelnen über, meist nur auf die Inhaltsangabe uns beschränkend. Im 1sten Kapitel

wird von den verschiednen Verbindungen der Griechen gesprochen; im 2ten bis 4ten über die Gründe, aus denen die einzelnen Staaten sich entweder an Athen oder an Lakedämon anschlossen (Stammverwandtschaft, Verfassung, Lage und Erwerbsmittel); im 5ten über die Attische Symmachie (wobey eine genaue Tabelle aller Verbündeten Athens im Peloponnesischen Kriege); im 6ten und 7ten über die Hülfquellen derselben, vorzüglich der Athenäer, ihre Art Krieg zu führen, ihre Einkünfte, ihre See- und Landmacht, der es keineswegs an Pelastaen fehlte. Man s. z. B. IV, 82. Was im 8ten Kap. von dem Charakter, der Staatsverfassung und den bedeutendsten Männern der Athenäer gesagt wird, ist ganz ungenügend. Das 9te Kap. handelt von dem Wesen und dem Umfange der Iakonischen Symmachie (wobey eine Tabelle der Verbündeten); das 10te über ihre Hülfquellen, Einkünfte, Land- und Seemacht, so wie über die Art der Spartaner Krieg zu führen; das 11te von ihrem Charakter, ihrer Staatsverfassung und ihren bedeutendsten Männern, zugleich oberflächlich und parteyisch; das 12te vergleicht die Macht der Athenäer und Lakedämonier, und erörtert die Gründe, aus denen der Krieg unglücklich für jene endigte.

Ungleich mehr als dieser erste Abschnitt befriedigt der zweyte (S. 124 — 560), der eine Art von *Geographie Griechenlands* enthält, und bey dem Hr. P. mit grossem Fleisse die wichtigsten der vorhandenen Hülfsmittel, die er zum Theil von Berlin aus erhielt, mit grossem Fleisse benutzt hat. Um indessen das Ganze genießbarer zu machen, hätte statt der mageren, notenmäfsigen, nur Notizen an Notizen reichenden Darstellung wohl eine andre gewählt werden müssen. Bedeutend gewonnen hätte Hr. P.'s Arbeit auch dadurch, wenn er statt der oft viel zu lang ausgepönnenen und doch meist nur das Bekannteste oder leicht aus Thuk. selbst zu Schöpfende darbietenden Localgeschichten über des ganzen Landes so wie der einzelnen Landschaften, Lage, Grenzen, Gröfse, Klima, Beschaffenheit, Boden, Erzeugnisse, Einwohner u. f. w. etwas gegeben hätte, wodurch die nun vereinzelt dastehenden Notizen feste Haltpunkte würden gewonnen haben. Weil Hr. P. dieß nicht gethan hat, so erfahren wir über manches hierher Gehörige, zum Theil ausdrücklich von dem Geschichtschreiber Berührte gar nichts. Doch wir gehen zum Einzelnen über.

Im 13ten Kap. wird über Epidamnus, Apollonia, Epirus und Kerkyra, im 14ten von Ambracia, Argos, Amphilochium, Akarnanien nebst Leukas und Zakynthos gehandelt. Wenn von dem Charakter der Akarnaner einmal etwas gesagt werden sollte, so hätte doch wohl ihre Tapferkeit, ihre Freyheitsliebe und ihre Rechtlichkeit auch Erwähnung verdient. Vgl. Liv. XXVI, 25 und Polyb. IV, 30. Im 15ten Kap. wird von den Aetolern und den Ozolischen Lokrern gesprochen, von denen uns P. im 16ten mit etwas sonderbarer Folge nach dem Peloponnes führt, dessen alter Name *Ανία* besser unerwähnt geblieben wäre, wenn P. nichts Genügenderes darüber geben wollte, als eine Verweisung auf einen Scholiasten. Wenn gesagt wird, daß Thuk., der doch sechs Landschaften nennt, die Halbinsel in fünf Theile eingetheilt habe, und daher angenommen wird, daß er Elis zu Arkadien gerechnet habe (vgl. Pausan. V, 1, 1.): so glaubt Rec., daß der Geschichtschreiber selbst zu dieser Annahme keinen Grund gebe, und daß man die Stelle I, 10: *Πελοποννήσου τῶν πέντε τὰς δύο μοίρας νέμονται* übersetzen müsse: ihnen gehören zwey Fünftheile des Landes; vgl. Aristot. Polit. II, 6, 11: *ἔστι δὲ καὶ τῶν γυναικῶν σχεδὸν τῆς πάσης χώρας τῶν πέντε μερῶν τὰ δύο*. Bey Pellene vermessen wir eine genauere Angabe der Lage nach Strabo VIII, 7. p. 224. Tauchn. Auch über Rhypae oder richtiger Rhypes, wie Herod. I, 145, Strabo a. a. O. S. 222, und Pausan. VII, 6. schreiben (zerstört durch Augustus, ebend. 18, 1.) war wohl etwas mehr zu sagen, so wie man von der Achäischen Dodekapolis hier etwas zu erfahren erwarten würde. Panormos lag Naupaktos gegenüber, nach Polyb. V, 102, 9. Das Achäische Rhion (Thuk. II, 86. 92. V, 52.) fünfzig Stadien von Padra entfernt (Pausan. VII, 22, 7.), dem *τὸ Αἰτωλικόν* entgegenliegt (Polyb. V, 94, 8.) nennt Thuk. II, 86 auch *τὸ ἐν τῇ Πελοποννήσῳ*; denselben Namen führte die Meerenge nach Polyb. IV, 64, 5 und Liv. XXVII, 29. XXVIII, 7. In den Stellen I, 115 und IV, 21 versteht auch Rec., wie schon Mitford Griech. Gesch. II. S. 521 f., unter Achaia die Landschaft. Denn da diese damals zur Athenischen Symmachie gehörte (Thuk. I, 115 und Plut. Perikl. 19), so war nichts natürlicher, als daß die Lakedämonier als Friedensbedingung die Verzichtleistung auf dieses Land forderten, um nicht im Peloponnes selbst erklärte Feinde zu haben; eine Bedingung, die gewiss ungleich passender erscheint, als die Abtretung einer unbekannten und unbedeutenden Stadt. Ausser Achaia werden in diesem Kapitel Elis und Arkadien, im 17ten Messenien und Lakonien abgehandelt. Methone nennt Thuk. II, 25, wie Diodoros XI, 84, deshalb *τῆς Λακωνικῆς*, weil zu seiner Zeit der Name Messenien fast erloschen war. Man vgl. IV, 3. 41. und Weiske zu Xenoph. Hell. VI, 2, 31. Ueber das S. 197. erwähnte Kretische Meer hätte schon wegen Thuk. IV, 53 nach Strabo, Polybios, Plinius u. a. etwas gesagt werden müssen, wie denn überhaupt eine Angabe der griechischen Meere wohl nothwendig gewesen wäre.

Sehr ungenügend wird über Sparta gesprochen, nicht einmal, daß es am Eurotas lag, erwähnt, weil ja Thuk. diesen nicht nennt. Hierin befolgt Hr. P. eine so ängstliche Gewissenhaftigkeit, daß er zwar von dem Lande Skiritis spricht wegen V, 33, aber nichts über den Ort sagt, von dem es den Namen hatte. Bey der Beschreibung von Kythera hat sich P. nicht bestimmt genug über die Lage der Städte Kythera und Skandea erklärt. Rec. schließt aus Thuk. und Pausanias, daß beide an der Ostseite der Insel gelegen, Skandea an der Spitze des Meerbusens an den *Barbié du Bocage* es setzt, Kythera etwas nördlich davon in einiger Entfernung von der Küste, an der nach Thuk. sich noch eine kleinere, nur einen Theil von Kythera bildende Stadt fand. Daß das *ισθμὸς χωρίον* VII, 26 in der Gegend von Böa zu suchen sey, ist nicht unwahrscheinlich; sonderbar aber scheint der dafür angegebene Grund: „*quod vel ideo probabile est, quia Athenienses ab Epidaurō Limera eo se contulerunt.*“ Könnten sie denn, von diesem Orte absegelnd, nicht eben so gut an einer andern Stelle landen? Epidaurus Entfernung von Böa, 200 Stadien, hätte aus Pausan. III, 23, 4. angegeben werden sollen. Das über Kinuria Gesagte ist sehr ungenügend; vgl. Müller's Aeginett. S. 46 ff. Wenn P. uns sagt, daß die Lakedämonier seit (*inde a*) dem Kriege des Ekeftratos dieses Land besessen hätten: so ist das eine Zeitbestimmung, die der Zeitbestimmung bedarf und bey der sich der Vf. selbst nichts gedacht zu haben scheint, da sowohl die Stelle Herod. VIII, 73, als die oft erwähnten Streitigkeiten um das Gebiet von Kinuria ihr widersprechen.

Im 18—19ten Kap. wird Argolis abgehandelt. Auch hier könnte Rec. Manches bemerken, wenn er nicht schon Gesagtes oder von Andern Gegebenes zu wiederholen vermiede.

Bey Korinth, im 20sten Kap., hätte P. seine Verwunderung darüber, daß Thuk. die alten Bewohner dieser Stadt Aeoler nennt, unterdrücken sollen. Daß auch am Saronischen Meerbusen ein Peiräon lag, dafür spricht sowohl die Stelle Xenoph. Ages. II, 18, zu der man Weiske's Excurs vergleiche, als die Erwähnung von Oenoe und des Tempels der Here, Hell. IV, 5, 5. vgl. Strabo VIII, 6. S. 214. Auch läßt sich, was Hell. IV, 5, 6 ff. von der Ankunft der Böotischen Gesandten erzählt wird, nicht sogleich mit der Lage des andern Peiräon vereinigen.

Die Beschreibung von Attika im 21sten Kap. befriedigt um so weniger, je mehr man gerade hier etwas Tüchtiges erwartete. Nach einer mageren, nur aus Thuk. geschöpften Geschichte des Landes eilt der Vf. nach Athen, bey dem wir aber auch nur über die Punkte, deren der Geschichtschreiber ausdrücklich erwähnt, etwas erfahren (nicht einmal über die Zahl der Häuser und Einwohner hören wir etwas), meist so, daß nur die Namen im Texte aufgeführt werden, die nähere Bestimmung und Beschreibung aber, größtentheils mit den Worten Anderer gegeben, in die Noten verwiesen ist. Wenn nur vereinzelte Notizen geliefert werden sollten, nicht

nicht eine Beschreibung, aus der man ein Bild des Ganzen auffassen könnte: warum sind sie dann nicht lieber für die Anmerkungen aufgespart worden? Noten bleiben immer Noten. Doch man höre Hn. P. selbst. Nachdem er die Burg genannt und aus Thuk. II, 15 erwähnt hat, das vor Theseus nur sie und die südlich von ihr gelegene Gegend bewohnt gewesen, fährt er fort: *ab hac igitur parte arcis quemadmodum in arce ipsa [wie ungenau und unbestimmt!] sita erant templa, ut templum Jovis Olympii et Pythium, in quo Pisistratus, Hippiae filius, aram Apollini dedicavit VI, 54. et Telluris et Bacchi in Limnis et alia templa antiqua II, 15.* Dann erwähnt er das Leokorion, das doch nicht in der Nähe der Burg lag; die Quelle Enneakrunos, das Dionysion, das Buleuterion, Prytannion, Anakrion und Pelasgikon. Ueber das Letzte wird Wilkins Bemerkung mitgetheilt: „*Ca- vendum ut distinguamus inter Pelasgicum murum Herodoti et Pausaniae, qui arcem circumdabat [nur einen Theil, m. f. Plutarch, Kimon 13., Pausan. I, 28, 3.] et Pelasgicum seu agros qui veteribus incolis arcis assignati sunt, ubi ea cessere.*“ Wozu Hr. P. hinzufügt: „*quo tamen tempore regionem sub Hy- metto iis habitandam datam esse narrat Herod. VI, 137.*“ Diese Gegend hat wohl auch Wilkins gemeint. Dafs aber bey Thuk. II, 17 weder sie noch die Pelasgische Mauer gemeint sey, zeigt eben sowohl diese Stelle selbst, als die Scholien zu *Luciani pisc.* 42 und *Bis accus.* 9: *τόπος Ἀθήνησι [ὕπὸ τὴν ἀκρόπολιν ἀπὸ Πελασγῶν ἐν αὐτῷ οἰκησάντων vgl. Pausan. a. a. O.] τράφεται δὲ καὶ διὰ τοῦ ρ.* Vgl. Aristoph. Av. 833. Schol. Der Altar der zwölf Götter wird mit *Hudson's* Note zu VI, 54 abgefunden; auch vom Theseum (τῷ ἐν πόλει VI, 61) lesen wir weiter nichts, als den Namen und die Gegend; eben so vom Markte, den Hermen, den Propyläen und dem Parthenon, so zahlreich und allbekannt auch die über diese Gegenstände vorhandenen Angaben der Schriftsteller sind, aus denen sich leicht eine gedrängte und einige Anschauung gebende Beschreibung hätte liefern lassen. Ueber den Umfang der Stadt, über den etwas spät gesprochen wird, waren zu vergleichen und zu prüfen die Ausführungen von *Wesseling* zum Herod. I, 98. und *Goeller de situ Syrac.* S. 40 sqq. Der Angabe von drey Mauern, durch welche die eigentliche Stadt (τὸ ἀσπὶ τῆς πόλεως *Lycurg. c. Leocr. VI, 7*) mit dem Peiräeus verbunden war, setzt P. in den *Addendis* S. 589. die Gründe *Leake's* entgegen, der nur von zwey Armen etwas wissen will; eine Annahme, durch die Thuk. eines unerklärlichen Irrthums geziehen wird. Denn er trennt II, 13 bestimmt die Phalerische Mauer von den langen nach dem Peiräeus, von denen nur der äussere Arm (τὸ ἔξωθεν d. i. τὸ βόρειον τείχος, das auch Platon *Polit.* IV. S. 439. erwähnt) habe besetzt werden dürfen, während der innere (τὸ νότιον τείχος, nach der Phalerischen Mauer zu liegende von dorthier gedeckt war. Drey Arme erwähnte auch Aristophanes nach Harpokration in *διὰ μέσον τείχος*. In der von demselben angeführten Stelle des Platon *Gorg.* S. 455 e: *Πελαγίλους δὲ καὶ*

αὐτὸς ἦκουον δε συνεβούλευεν ἡμῖν περὶ τοῦ διὰ μέσον τείχους, glaubt *Valehus* (gegen die Ansicht des *Lexicographen*) bedeute τὸ διὰ μέσον τείχος die langen Mauern überhaupt, in so fern sie zwischen der Stadt und dem Peiräeus lagen, und vergleicht *Dio Chrysost.* VI. [S. 199 R.], wo wirklich τὰ διὰ μέσον τείχη in diesem Sinne gebraucht ist. Allein dagegen spricht der Singular τείχος, der, so viel *Rec.* weils, nie um zwey Mauerarme zu bezeichnen gebraucht worden ist. Um die bekannten Stellen, in denen Athens μακρὰ τείχη erwähnt werden, zu übergehen, so vergleiche man über die von Megara Thuk. I, 103. IV, 66. 109, über die von Patrā und Argos V, 52. und Plutarch *Alc.* 15, über die von Korinth *Xenoph.* Hell. IV, 4, 7. 9. 18. *Agel.* II, 17. Hell. IV, 4, 17. ist nur Ein Arm gemeint. Die ungenaue Stelle *Plut.* Per. 13. wird Niemand dagegen anführen wollen. Lächerlich ist es, wenn *Leake* daraus, dafs Thuk. I, 107. 108 nur zwey Arme erwähnt, folgern will, er spreche II, 13. unrichtig von dreyen. Im Gegentheil könnte man daraus, dafs er an der ersten Stelle bestimmt τὸ τε Φαληρόνδε καὶ τὸ ἐς Πειραιῶν nennt, mit Wahrscheinlichkeit schliessen, dafs zu seiner Zeit noch ein dritter, später erbauter vorhanden gewesen sey. Diese Zeugnisse sind offenbar zu gewichtig, als dafs man nicht versuchen sollte, das ihnen Entgegenstehende wegzuräumen, um so mehr, je einleuchtender die Zweckmässigkeit einer dreyfachen Mauer ist. Am wichtigsten ist unstreitig die Stelle *Xenoph.* Hell. II, 2, 15: *προκαλοῦντο δὲ τῶν μακρῶν τειχῶν ἐπὶ δέκα σταδίου καθελεῖν ἐκάτερον.* Vgl. *Lys.* c. *Agor.* 8. S. 451. Doch verschwindet dieser Widerspruch, wenn man annimmt, dafs die Lakedämonier damals, wo sie den Athenäern noch die Ringmauern der Stadt und des Peiräeus lassen wollten, wirklich nur die Niederreissung der beiden äussern Arme verlangten. Die Benennung *οὐλῆ* zwingt nicht, nur an zwey Arme zu denken, da der Name aus der Zeit, wo es wirklich nicht mehre gab, herkommend, gewiss nicht verändert wurde, als man einen dritten Arm hinzufügte. Wenn *Andokides de pace* 5 u. 7. und aus ihm *Aeschines de f. leg.* 175 u. 174. nur die Erbauung zweyer Arme erwähnen, so widerspricht diess eben so wenig der spätern Existenz einer dritten, als die Stelle *Liv.* XXXI, 26: *inter angustias semirutuli muri qui brachijs duobus Piraeum Athenis jungit.* Ja diese Worte selbst geben, wenn man sie anders genau nehmen darf, eine treffliche Bestätigung der Angabe des Thuk., indem sie von zwey Mauerarmen nach dem Peiräeus sprechen, da über den dritten nach Phaleron durchaus kein Zweifel obwalten kann. Wenn es wirklich wahr ist, dafs nur von zweyen sich heute noch Spuren finden, so mufs man annehmen, dafs bey dem Wiederaufbau durch Konon die Materialien des Phalerischen Arms zu denen nach dem Peiräeus verwendet worden sind. Denn später waren unstreitig nur diese beiden vorhanden. Man vgl. *Strabo* IX, 1. S. 239. und *Pausan.* I, 2, 2. — Die Angabe des Thuk. II, 13, der Phalerische Mauerarm sey 85 Stadien lang, steht nicht im

im Widerspruch mit Paplan. VIII, 3, 10, der das Meer bey Phaleron nur zwanzig Stadien von Athen entfernt seyn läßt, da die Rhede näher lag, als der Ort selbst. — Ueber den Umfang des Peiräeus war zu vergleichen Dio Chrysost. XXV. S. 521. — In der Einleitung zu einer Kriegsgeschichte hätte doch wohl die Befestigung der Orte, von denen sie bekannt ist, erwähnt werden sollen. Man vgl. Böckh Staatshaushaltung d. Ath. I. S. 216. Wahrscheinlich war auch Acharnae besetzt, gewiß Oropos (Thuk. VIII, 60.) [und Panakton, oder nach Menandros Panaktos (V, 3. 18. 39) beide] besonders als Grenzfestungen gegen Böotien wichtig, gegen welches Land Attika auch durch eine natürliche Grenzmauer geschützt war (Xenoph. Mem. III, 5, 25. vgl. Hell. V, 4. 36. 47. Herod. IX, 38), die gleichfalls Beachtung verdient hätte. — Ueber die παράλις (παράλλις) γῆ und die übrigen drey Theile von Attika, die doch wohl auch, wenn gleich nicht vom Thuk. bestimmt genannt, hätten erwähnt werden können, waren zu vergleichen Schoemann. de comitiis Athen. S. 342. und Platner Beyträge zur Kenntniß des Att. Rechts, S. 4 ff.

Im 22sten Kap. wird über Salamis, Euböa, die Cycladen und Kreta gesprochen, meist oberflächlich; im 23sten von Plataeae, das doch wohl nicht von Böotien hätte getrennt werden müssen, welches im 24sten Kap. behandelt wird; im 25sten folgt Phokis nebst einigen kleinen benachbarten Völkern und Thessalien. Unverhältnißmäßig lang ist der Abschnitt über Thrake und Makedonien c. XXVI—XXXII, meist aus Gatteter. Wenn Hr. P. seinem bey dem eigentlichen Griechenlande beobachteten Verfahren hätte getreu bleiben wollen, so mußte er diesen Theil um Vieles kürzer fassen.

Im 33sten Kap. geht Hr. P. zu Asien über, und behandelt zuerst den Hellespont und Aeolis. Daß Doris zu der Provinz Lydien gehört habe, hätte Rec. gern mit Zeugnissen belegt gesehen. Wenn Tissaphernes darauf Anspruch machte, so that er dies nur als Statthalter von Karien. An einem Bunde der Aeoler zu zweifeln, verbietet Herodot I, 149 ff. Im 34sten Kap. folgt die Topographie von Ionien, Chios, Samos, Doris und Karien; im 35sten Wasse's Excurs über Kyzikos und Miletos; im 36sten wird von Aegypten, Libyen (nicht Lybien), Kyrenaika und Karthago; im 37sten von Sicilien und den Aeolischen Inseln; im 38sten von Italien und Iberien gehandelt. Auch bey diesen Kapiteln fände sich noch zu manchen Ausstellungen Anlaß, wenn der Raum dem Rec. mehr ins Einzelne zu gehen verstattete. Mit Freuden sieht er übrigens, daß dieser ganze Abschnitt über die Topographie des Thuk. nicht nur

sehr brauchbare Sammlungen, sondern auch viele richtige Bestimmungen und gute Bemerkungen enthält.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KASCHAU, b. Wepfer: *Der Eremit in St. Petersburg, oder Leben und Treiben in der Hauptstadt des nordischen Kaiserstaates*. Ein humoristisches Gemälde im Geschmack des *Jouy*, von J. C. v. Thiele, kaiserl. russ. Rathe. 1826. II und 176 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein nach Inhalt und Form unbedeutendes Schriftchen, voll Sprachfehler, die nicht immer Druckfehler zu seyn scheinen; mit einer Vorrede, die bescheidener lautet, als der Titel. Vom Eremiten, vom Humor und Geschmack eines *Jouy* findet sich darin nichts; aber wohl findet man Witze, wie S. 10: „Es wäre in der That gerathen, den alten Charon, der bekanntlich ein grober Gefelle ist, zu diesen russischen Bootsknechten (die ihrer Höflichkeit wegen gerühmt werden) in die Schule zu schicken“; und dann lange und langweilige Epifoden über dramatische Kunst, welche das Urtheil enthalten, daß der Vf. Kotzebue's „Hussiten vor Naumburg“, „der Schreibpult“ und „der Rehbock“ für wahre Meisterstücke achtet; daß in Ifflandischen Stücken keine unnöthigen Scenen vorkommen, und daß nur die Darsteller von Scenen aus der wirklichen uns umgebenden (nicht aus einem Schillerischen Ideal-) Welt, ihm als einzige und würdige Priester Thaliens erscheinen. Nach solchen Epifoden sollte man beynahe glauben, der Vf. habe wohl sein Gemälde Petersburgs für die Petersburger selbst aufgestellt, denn sonst: *cui bono?* — Ueberhaupt ist es sonderbar, daß so viel ganz Veraltetes als neu aufgeführt wird, so daß man den Inhalt im Ganzen mit dem Datum, das im Buche doch selbst angegeben wird, nicht in Verbindung zu setzen weiß, und fast auf den Argwohn geräth, es möchte diese Werkchen aus verjährten Reminiscenzen hervorgegangen seyn. Noch am besten ist die Darstellung des eigentlichen Volkslebens ausgefallen; wer aber *Christ. Müller's* im Ganzen höchst getroffenes und sehr lebendig darstellendes *St. Petersburg* und *Faber's promenades d'un desoeuvré dans la ville de St. Petersburg* 1811. kennt, der findet in diesen Blättern nichts Neues, aber wohl manche Irrthümer, wozu auch die Verwechselung der Arbeiten in geschnittenen Steinen und Elfenbein, welche von der jetzigen Kaiserin-Mutter, und nicht von der Kaiserin Katharina herrühren, gehören dürfte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1827.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEITZIS, b. Gerh. Fleischer: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo* — — edidit E. P. Poppo u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der dritte Band enthält zuerst eine Abhandlung *de artis criticae in Thucydide exercendae ratione et subsidii*. Nach einem kurzen Vorwort über die frühesten Schicksale der Thukydideischen Geschichte, in welchem ein Paar Zeugnisse zu leicht verworfen scheinen, spricht Hr. P. im 1sten Kap. über die Echtheit des achten Buchs. Hierauf geht er zu der niedern Kritik über und führt im 2ten Kap. die bekanntlich sehr zahlreichen Handschriften auf, unter denen die Palatinische, die Bekker nur zum Theil benutzt hatte, von Hn. Wilh. Frommel für den Herausgeber ganz verglichen ist; so wie er durch Hn. Göller die Varianten einiger Münchener *codices* erhielt, die indessen nicht alt sind. Im 3ten Kap. macht Hr. P. uns mit der ersten und vorzüglichsten Gattung (*genus*) der Handschriften bekannt, an deren Spitze der *cod. Cassellanus* und der *Augustanus* stehen, die er daher die erste Art (*familia*) ausmachen lässt, während er zur zweyten den *Clarendonianus* und *Venetius*, zur dritten die Pariser *A. C.* und *F.* rechnet. Im 4ten Kap. wird von der zweyten Gattung und ihren drey Arten: 1) dem Palatinus und Italus, 2) dem Vaticanus und Parisinus H., 3) dem Regius und Marcianus gehandelt. Weniger vorzüglich als diese beiden ist eine dritte Gattung, von der Hr. P. im 5ten, sehr fehlervoll eine vierte, von der er im 6ten Kap. spricht. Im 7ten zeigt er (viel zu kurz), wie man diese Handschriften, so wie die alten Ausgaben, die Scholien und den Valla zu benutzen habe; im 8ten wird von der Ausbeute, welche Schriftsteller, die den Thuk. anführen oder nachahmen, für die Kritik liefern, gehandelt; im 9ten folgt, meist mit kurzen Urtheilen begleitet, die Literatur der Ausgaben, Uebersetzungen (wir machen dabey auf Einiges im dritten Bande von *Scu- me's* Spatziengang nach Syrakus aufmerksam) und der Erläuterungsschriften, die aber nach dem Inhalte hätten in Klassen getheilt werden sollen. Im 10ten Kapitel werden die Leistungen der Vorgänger gewürdigt — meist sehr schonend; im 11ten einige Regeln der Kritik auf Thuk. angewandt, (mehrentheils

aber nur von Interpretamenten gehandelt). Hier hätten wir mehr zu hören erwartet. Im 12ten Kap. wird über die Interpunction gesprochen, zum Theil nach *Buttmann's* Ansichten; ferner über die Accente; über die *nominā* auf *ua* und *ia*, über die Adverbia auf *ei* und *i* und über die Schreibart *Συράνοσα*, die wenigstens bey dem Namen der Stadt bezweifelt wird. Im 13ten Kap. wird von den Conjecturen gesprochen und mit Recht der Grundsatz aufgestellt, dass, da wir so zahlreiche und zum Theil so treffliche Handschriften vom Thuk. besitzen, nur sehr selten Conjecturen zugelassen werden dürften. Zurückgewiesen werden daher die meisten Besserungsversuche von *Reiske*, *Lindau* und *Thiersch*. Doch gesteht Hr. P., dass wirklich zuweilen Conjecturen nothwendig seyen, nur müßten diese in so geringen Veränderungen bestehen, dass sie fast für keine Veränderungen zu halten seyen. Von der Art seyen einige Vorschläge von *Duker*, *Bekker* und *Krüger*.

Hierauf folgt der Text des ersten Buchs mit griechischen Ueberschriften der Kapitel; unter demselben stehen die Scholien und unter diesen in gespaltenen Columnen die kritischen Anmerkungen. Dass der Text des Geschichtschreibers durch Hn. P.'s Arbeit gewonnen habe, zeigt schon eine flüchtige Ansicht. Genauere Rechenhaft hiervon zu geben, muß sich Rec. für die Rec. des folgenden Bandes vorbehalten.

Zum Schlusse können wir uns nicht enthalten, Hn. P. zu bitten, mehr Sorgfalt auf seinen Stil zu verwenden, der oft nicht nur uncorrect und unlateinisch, sondern auch nicht frey ist von manchen Verstößen gegen die Grammatik. Einiges der Art möchten wir indessen dem Setzer und Corrector aufbürden, die überhaupt bey diesem Werke oft gestündigt haben. Am unangenehmsten sind die doch wohl meist von ihnen verschuldeten falschen Citate, welche nicht selten vorkommen. So ist im ersten Bande S. 54 Z. 11 zu lesen; 79 statt 69. S. 95 Z. 8 l. IV, 13 fl. III, 13. S. 111 Z. 18 l. 33 fl. 28. S. 128 Z. 4 l. 140 fl. 40. S. 135 l. 342 fl. 348. S. 136 l. 5 fl. 8. 6. 137 Z. 24 l. 13 fl. 12. S. 166 Z. 7 l. 95 fl. 94. S. 227 Z. 3 l. 12 fl. 11. S. 237 Z. 29 l. 77 fl. 71. S. 287 Z. 27 l. 64 fl. 63. Im zweyten Bande: S. 179 Z. 9 lies VI, 2 statt II, 6. S. 190 Z. 7 l. 12 fl. 6. S. 215 Z. 2 l. II fl. III. Im dritten Bande: S. 39 Z. 14 l. III fl. IV. Einige andre unangenehme Druckfehler sind: I. S. 16 Z. 5. *poterant* für *possent*, Z. 10 *conquinatae* f. *inquinatae*; S. 87 Z. 10 *solum* f. *solus*. S. 81 Z. 19 *tunc* wahr-

wahrscheinlich für *τυμ*, wiewohl auch dies nicht recht passend ist. S. 105 Z. 23 *τε* für *τι*. S. 107 Z. 12 *οι* f. *οι*. S. 109 Z. 7. *ἐν* *τε* f. *ἐν* *τι* *τῇ*. Z. 14 ist das Punctum nach *ῆν* in ein Komma zu verwandeln. S. 121 Z. 33 *πιστεύσαι* f. *πιστώσαι*. S. 141 Z. 16 *ὅν* f. *ὅν*. Z. 17 *πλείοσι* f. *πλείοσι*. S. 151 Z. 11 *ἐνεκεν* für *ἕνεκεν*. S. 156 Z. 13 *κεκωλύσθαι* f. *κεκωλύσθαι* (denn das *υ* ist lang, vgl. Soph. Oed. C. 1771). S. 161 Z. 20 *potuerit* für *potuisset* (wie wir denn überhaupt den Coniunct. Plusqpf. öfter falsch gesetzt finden). S. 184 Z. 2 *κατορθώσαντας* f. *κατορθώσαντος*. S. 202 Z. 8 *νενηκῖα* f. *νενηκῖα*. S. 252 Z. 1 u. 2 *sint* und *reperiantur* f. *essent* und *reperirentur*. S. 266 Z. 18 *fiat* für *fit* (wohl auch S. 199 Z. 8). S. 275 Z. 12 *et ipsi* f. *ipsi*. Wenigere Fehler dieser Art haben wir im zweyten und dritten Bande bemerkt. — Druck und Papier verdienen alles Lob.

NATURGESCHICHTE.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Lehrbuch der gesammten Mineralogie*. Von Ernst Friedr. Germar, Dr. phil., Prof. der Mineralogie zu Halle u. f. w. 1824. IV u. 358 S. 8. mit 4 Kpft.

Auch unter dem Titel:

Joh. Ludw. Georg Meinecke's *Lehrbuch der Mineralogie mit Beziehung auf Technologie und Geographie*. Für Vorträge und Privatunterricht. Zweyte durchaus umgearbeitete Auflage, herausgegeben von E. F. Germar u. f. w.

Diese zweyte Auflage des 1808 erschienenen Meinecke'schen Lehrbuchs der Mineralogie (f. A. L. Z. 1810. Nr. 255.) führt den Namen eines durchaus umgearbeiteten und in seiner Wiedergeburt umgestalteten Werks mit vollem Rechte, weshalb es denn auch von Seiten der Kritik als ein neues Erzeugniß begrüßt und angesprochen zu werden verdient.

Der Vorbericht des verdienstvollen Herausg. deutet auf den sehr oft fühlbaren Mangel eines Lehrbuchs hin, welches die gesammte Mineralogie ihrem jetzigen (1823—1824) wissenschaftlichem Standpunkte gemäß in bündiger Kürze abhandelte und zum Unterricht und Nachschlagen bestimmt wäre, weshalb er sich denn auch gern zu der ihm angetragenen Bearbeitung entschlossen. Zwar habe er bald gefühlt, daß der vom verstorbenen Meinecke zum Grunde gelegte Plan jetzt nicht mehr anwendbar und ein völlig neues Werk zu liefern sey, jedoch geglaubt, daß die Einführung des Lehrbuchs in vielen Lehranstalten die Beybehaltung der Hauptabtheilungen und die Annahme eines ähnlichen Mineralsystems nothwendig mache. Was Blumenbach's Handbuch der Naturgeschichte dem Zoologen, das solle vorliegendes Lehrbuch dem Mineralogen geben u. f. w.

In wiefern nun Blumenbach's Handbuch vorzüglich die Bestimmung hat, von der allgemeinen Naturgeschichte eine falsche Uebersicht, und aus der unübersehbaren Fülle des Speciellen so viel des Ge-

meinnützigsten und Interessantesten in gedrängter Kürze zu enthalten, als der zweckmäßige Zulschnitt eines auch als Leitfaden bey Vorlesungen brauchbaren Handbuchs gestattet, in sofern hat allerdings der Herausgeber gegenwärtigen Lehrbuchs sein Vorbild treulich im Auge behalten; auch ist das Bestreben nicht zu verkennen, die Darstellungen desselben bis zum Niveau der wissenschaftlichen Ansichten von 1823 zu erheben, weshalb die Werke von Leonhard, Mohs, Hauy, Breithaupt, Schlotheim, Daubuisson, Keferstein als Hauptquellen für die einzelnen Abschnitte benutzt wurden; allein in Bezug auf Kritik vermißt man bisweilen, und namentlich im zweyten Abschnitt, die auch einem Elementar-Lehrbuche nöthige Gründlichkeit, und in Bezug auf die Zusammenstellung, wenigstens im dritten Abschnitt, welcher die eigentliche specielle Mineralogie enthält, eine gewisse Gleichförmigkeit. Auch wäre zu wünschen gewesen, der Herausg. hätte nach Blumenbach's Beyspiel die französische Synonymik in diesen Abschnitt aufgenommen.

Das Buch selbst zerfällt in folgende sieben Abschnitte: 1) Einleitung. 2) Kennzeichenlehre; 3) Einfache Mineralien; 4) Gemengte Mineralien; 5) Versteinerungen; 6) Geognosie; 7) Geologie; worauf noch eine Literatur der Mineralogie und ein fleißig gearbeitetes Register folgen. Ueber die Begriffe der (doch wohl etwas zu dürftigen) Einleitung, in welcher es unter andern auffällt, die Versteinerungen, als in Mineralien verwandelte(?) organische Körper, gleichsam als eine besondre Klasse von Mineralien den einfachen Mineralien noch coordinirt zu finden, und den darauf zwar gegründeten, aber nirgends vorläufig entwickelten und gerechtfertigten Plan des Buchs wollen wir mit dem Herausg. nicht rechten, da er vielleicht in dieser Hinsicht zum Theil seinem Vorgänger treu bleiben zu müssen glaubte. Die so wichtige Kennzeichenlehre ist in manchen ihrer Kategorien, besonders in der von den chemischen Kennzeichen, zu kurz abgefertigt, in andern etwas leicht behandelt, wobey nicht selten bedeutende Unrichtigkeiten mit unterlaufen. So wird z. B. (S. 6.) gesagt, Kryalle *seyen* diejenigen Gestalten, welche nach symmetrischen Gesetzen gebildete regelmässige Körper darstellen; die Kryalle *sind* aber nicht diese Gestalten, sondern besitzen sie nur, wie jede andre ihrer Eigenschaften; ein regelmässiger Körper aber setzt symmetrische Gestaltung voraus, weshalb diese Definition eine Tautologie enthält; Rhombus statt Rhomboëder zu sagen, ist eben so wenig zulässig, als Quadrat statt Würfel, oder Kreis statt Kugel; S. 8 u. 9 steht Parallelepipedum statt Parallelepipedum. In der Definition des Würfels fehlt das so wichtige Prädicat der Gleichseitigkeit der Flächen; die rhomboidalen Flächen des Triakontaëders *sind nicht* gleich; im quadratischen und rhombischen Octaëder begrenzen oder umschreiben nicht die Grund-ecken, sondern die Grundkanten ein Quadrat und einen Rhombus; S. 15 bey der Erklärung der Zwillingkryalle wird von Individuen gesprochen, ohne daß

dafs vorher im Buche davon die Rede gewesen, dafs die Individuen des Mineralreichs Kryftalle find; eben fo erwähnt der Herausg. (S. 17) der *teffularen* Kryftalle als der gewöhnlichen Elemente *körniger* Absonderung, ohne den Begriff teffularer Formen auch nur angedeutet zu haben; über die Bestimmung des specifischen Gewichts, welches doch als ein *sehr wichtiges* Kennzeichen genannt wird, findet sich (S. 26) nur folgende unklare und unbestimmte Angabe: „man nimmt reines Wasser bey einer Temperatur von 65° (?) als Einheit an, und berechnet das der Mineralien nach Decimalstellen.“ Diese wenigen Beyspiele, welche Rec. leicht in grösserer Zahl hätte ausheben können, mögen hinreichen, um das oben über diesen zweyten Abschnitt ausgesprochene Urtheil zu rechtfertigen.

Der dritte Abschnitt (S. 80 — 194) enthält die Beschreibung der einzelnen einfachen Mineralien. Dafs hier die durch die Hauptverschiedenheiten des Totalhabitus immer noch gerechtfertigte Eintheilung in die 4 Klassen der Steine, Salze, Bronze und Erze beybehalten wurde, findet Rec. dem Zweck des Buchs eben so angemessen, als dafs in der Anlage der Ordnungen und Sippchaften von dem Werner'schen System mehrfach abgewichen ist. Nur hätte der Herausg. wohl besser gethan, in diesen Abweichungen etwas consequenter zu seyn, und namentlich die vierte Klasse und die zweyte Ordnung der ersten Klasse ungefähr nach demselben Princip zu behandeln, wie die erste Ordnung der letztgenannten Klasse, welche wir beyspielsweise ausheben: I. Sippchaft des Demants. 1) Demant. II. S. des Zirkons. 1) Zirkon. III. S. des Korunds. 1) Spinell, 2) Korund, 3) Chrysoberyll. IV. S. des Quarzes. 1) Quarz. V. S. des Opals. 1) Opal, 2) Pechstein, 3) Obiduan. VI. S. des Topases. 1) Topas. VII. S. des Smaragds. 1) Smaragd, 2) Euklas. VIII. S. des Schörls. 1) Schörl, 2) Pelion. IX. S. des Cyanits. 1) Cyanit. X. S. des Epidots. 1) Epidot, 2) Axinit. XI. S. des Augits. 1) Augit, 2) Amphibol, 3) Diallag. XII. S. des Glimmers. 1) Glimmer, 2) Chlorit, 3) Talk. XIII. S. des Chrysoliths. 1) Chrysolith. XIV. S. des Granats. 1) Granat, 2) Helvin, 3) Vesuvian, 4) Kaneelstein, 5) Staurolith. XV. S. des Alkalits. 1) Alkalit. XVI. S. des Zeoliths. 1) Analzim, 2) Chabasit, 3) Stilbit, 4) Mesotyp. XVII. S. des Feldspaths. 1) Feldspath, und im Anhang die 6 neuen Species nach *Breit-haupt*. — Der Vf. benutzte die Härtescale und specifischen Gewichtsbestimmungen von *Mohs*, und als Probe der detaillirten Darstellungen möge hier folgende Sippchaft stehen:

VII. Sippchaft des Smaragds.

Enthält Kieselerde mit Thon und Glycia. Härte 7,5 — 8. Gewicht 2,6 — 3,2. Fast nie anders als in prismatischen Kry stallen. Grüne, gelbe oder blaue Farben durch Chrom oder Eisenoxyd.

1) *Smaragd*. Kry stallförmig in gleichwinkligen sechsseitigen Prismen, vollkommen oder enteckt, bisweilen mit abgestumpften Endkanten und auch doppelt entkantet. Vier Durchgänge, 3 = den Seitenflächen des Prisma, un-

deutlich, 1 = den Endflächen, deutlicher. Glasglanz. Härte = 8. Gewicht = 2,6 — 3,2. Kaum schmelzbar. Wird durch Reiben elektrisch.

a) *Edler Smaragd*. Smaragdgrün. Nur kry stallförmig, die Kry stallen glattflächig. Durchsichtig bis halbdurchsichtig. Ist durch Chromoxyd gefärbt. In Peru, auch im Glimmerschiefer in Pinagau im Salzburgerischen. Ein hochgeschätzter Edelstein.

b) *Gestreifter Smaragd* (Beryll) u. s. w. Im vierten Abschnitt werden von S. 194 — 215 die gemengten Mineralien betrachtet, welche als die aus kleinen und grössern Stücken (?) einfacher Fossilien nach gewissen Regeln zusammengefasten, und als Gebirgsmassen im Grossen vorkommenden Mineralien definiert, und in folgende 6 Abtheilungen gebracht find: 1) Körnige Gesteine, 2) Schieferige Gesteine, 3) Porphyre, 4) Laven, 5) Trümmergesteine, 6) Löss Gesteine.

Der vierte Abschnitt (S. 216 — 290) behandelt ziemlich ausführlich die Versteinerungen, welche, jedoch nicht ganz richtig, als diejenigen *Ueberreste* organischer Körper bezeichnet werden, welche in den Gebirgen der Erde vorkommen: denn wo, wie in den meisten Fällen, nur die organische Gestalt rückständig ist, da kann man nicht wohl von Ueberresten des organischen Körpers sprechen. Das Detail und der Gang der Darstellungen ist meist aus *Schlotheim's* Petrefactenkunde entnommen.

Der sechste und siebente Abschnitt endlich haben, freylich in sehr gedrängter Kürze, die *Geognosie* und *Geologie* zum Gegenstande, welche beide, als Wissenschaften von ganz verschiedner Tendenz, wohlweislich getrennt werden.

Sollen wir, nach Darlegung seines Inhalts, in wenig Worten ein Urtheil über die Brauchbarkeit des vorliegenden Werks fällen, so würde es darauf hinauslaufen: dafs ihm solche als einem Leitfaden bey'm Vortrage nicht abzusprechen ist, weil es grösstentheils mit bündiger Kürze eine diesem Zwecke entsprechende Reichhaltigkeit vereinigt, und weil der Lehrer das Mangelhafte verbessern, das zu Kurze erweitern kann, dafs es aber für den Selbstunterricht nur durch eine den gegenwärtigen Bedürfnissen angemessenere Gründlichkeit und Ausführlichkeit geeignet werden könne.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) *LEIPZIG*, in d. Exped. d. Tageblatts: *Der Campo Santo*, oder Folgen der Verleumdung. Nach dem Franz. des *L'Homme-Saint-Alphonse* von *Friedr. Feller*. 1826. Erster Theil. XVI u. 223 S. Zweyter Theil. 284 S. 8. (2 Rthl. 12 gGr.)

2) *CELLE*, b. Schulze: *Die Grafen Weinthal*. Ein Roman von *Dorismund*. 1826. Erster Theil. 183 S. Zweyter Theil. 200 S. Dritter Theil. 192 S. 8. (2 Rthl. 12 gGr.)

Der erste Roman, der in die Zeiten der bürgerlichen Kriege in Florenz nach dem Untergange der Hohenstaufen fällt, soll, der Vorrede des Vfs. zufolge, eine moralische Tendenz haben: diese liegt freylich darin, sofern sich die Tugend zu Tische setzt, nach-

nachdem sich das Laſter erbrochen; allein dieſe Eigenschaft kann das Product nicht vor dem Tadel der äſthetiſchen Kritik retten, die nichts darin findet, als eine echt franzöſiſche Nachahmung des Stils von W. Scott in ſeinen an die Geſchichte angeknüpften Romanen. Ein Deutſcher, wie etwa der verew. *van der Velde*, würde den hier gegebenen Stoff ganz anders benutzt haben. Die Verwicklung iſt gar zu ſichtbar angelegt; die Charaktere ſind ganz ſach gehalten; und dieſe Mängel können durch einige glückliche Griffe in der Herbeyführung intereſſanter Scenen nicht verdeckt werden. Die Ueberſetzung iſt dabey nicht frey von Gallicismen.

Nr. 2. hat uns dagegen ſehr angeſprochen, und beſonders ſteigert ſich die Theilnahme gegen das Ende. Ja es hat uns ſcheinen wollen, als habe ſich der Vf. mit jedem Kapitel mehr in die Sache hineingeſchrieben und ſelbſt mehr Gewandtheit in der Darſtellung ſeiner Ideen erlangt. Seine *Belinde* iſt ein höchſt reizendes Weſen; der *Komthur*, der als *Deus ex machina* am Ende erſcheint, aber vorher ſchon durch Briefe eingeführt worden, nicht minder anziehend. Der Vf. beſitzt Kenntniß des menſchlichen Herzens, und verſteht ſo darzuſtellen, daß auch der Leſer das der geſchilderten Perſonen aus ihren Handlungen erkennt.

1) LEIPZIG, b. Rein: *Heloise*, von Fanny Tarnow. 1826. Erſter Theil 272 S. Zweyter Theil. 260 S. Dritter Theil. 276 S. 8. (4 Rthl. 12 gGr.)

2) *Ebendaſ.*, b. Ebendemi.: *Pulawsky und Kofinsky*, oder böſe Mittel entweißen gute Zwecke. Eine hiſtoriſche Erzählung aus der polniſchen Revolution von J. Satori. 1827. Erſter Theil. 150 S. Zweyter Theil 147 S. 8. (1 Rthl. 16 gGr.)

3) *Ebendaſ.*, b. Ebendemi.: *Liſt gegen Liſt*. Ein Gemälde aus dem Gebiete der feinern Welt von J. Satori. 1827. Erſter Theil. 184 S. Zweyter Theil. 184 S. 8. (2 Rthl.)

Drey neue Romane; leider nicht viel mehr als bloſſe Meiſſwaare. Der erſtere, von einer ſchon bekannten Schriftſtellerin, iſt im erſten Theile gut angelegt und bietet einige intereſſante Scenen. Hätte die Vfn. hier doch bald geſchloſſen! Statt deſſen hat ſie die Fabel durch 2 lange Theile weiter fortgeſchleppt, die Hauptheldin aus dem Charakter fallen laſſen, und die ganze Zeit, in der die Geſchichte ſpielt, vergeſſen. Man glaubt faſt, ſie habe unerfahrenen Landmädchen, die im 19ten Jahr nach Paris reifen, eine mütterliche Warnung vor Eitelkeit und Verſchwendung in Heloiſens Beyſpiel geben wollen. Dabey iſt es höchſt unangenehm, die gelehrte Dame an vielen Stellen ihre geographiſchen

und hiſtoriſchen Kenntniſſe auskramen zu hören. Einige Verſtöße gegen die deutſche Sprachlehre mögen auf Rechnung des Setzers kommen.

Die *hiſtoriſche Erzählung* (was iſt eine *unhiſtoriſche* Erzählung?) Nr. 2. fällt in die Zeiten der Erhebung von *Stanislaus Poniatowsky*, deſſen merkwürdige Entführung auch mit vorkommt; iſt aber im erſten Theile nichts als die Fabel, welche der bekannten Oper *Loddiska* zum Grunde liegt. Der eine Held des Romans iſt ein erbärmlicher Schwächling, der andre ein Patriot ohne die geringſte Vernunft, der ſich und die Seinigen opfert.

Nr. 3 ſoll ein Gemälde aus der feinern Welt ſeyn. Prinzſſinnen, Fürſten und Grafen treten genug darin auf; aber deſſen ungeachtet handeln faſt alle darin geſchilderten Perſonen ſehr bürgerlich. Auch kommt kein einziger Böſewicht darin vor. Uebrigens iſt die Verwicklung nicht übel angelegt, und Einzelnes anſprechend.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

QUEDLINBURG U. LEIPZIG, in Comm. b. Baſſe: *Cafualpredigten zum Beſten der Hoyerſchen Rettungsanſtalt zu Quedlinburg* für arme verwahrloſete Waiſen- und Verbrecher-Kinder, nebst vorangehenden Nachrichten über dieſes Inſtitut. Herausgegeben von K. G. Haupt, Oberprediger zu St. Nicolai in Quedlinburg. 1826. IV und 90 S. 8.

Die auf dem Titel erwähnte Anſtalt wurde im Sinne der *Falkiſchen* und von der *Reckeſchen* durch einen wackern und frommen Handwerksmann, *Johann Gottlieb Hoyer*, zu Aſchersleben 1820 geſtiftet und hat ſeit ihrem Beſtehen ſchon 95 Zöglinge gehabt, für welche an freywilligen Beyträgen 7000 Rthl. verwandt worden. Die Wohlthätigkeit derſelben iſt anerkannt und wurde auch von Seiten der höhern Behörden bemerkt, ſo daß ſie ſeit mehrern Jahren der Unterſtützung durch den Staat genießt, und bald in die Gebäude des Schloſſes zu Quedlinburg verpflanzt, auch Hn. Hoyer ein Gehülfe gegeben wurde. — Der auf dieſe Anſtalt ſich beziehende wohlthätige Zweck der vorliegenden Predigten verbietet eine ſtrengere Kritik. Es ſey genug, zu bemerken, daß ſie von chriſtlichem Geiſte eingegeben, in einer klaren und einfachen Sprache vorgetragen ſind. Es ſind: eine Reſormationspredigt; eine Oſterpredigt, die zugleich eine vaterländiſche Feyer berührt; eine Predigt zur Ermunterung zu Beyträgen für die Bibelgeſellſchaft; und zwey Predigten zum Andenken *Johann Bethmann's*, erſten evangeliſchen Predigers zu Quedlinburg, eines Märtyrers der Reformation.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1827.

ALTE SPRACHKUNDE.

LEITZIE, b. Vogel: *Johann Gottlob Schneider's Handwörterbuch der griechischen Sprache*. Nach der dritten Ausgabe des größern griechisch-deutschen Wörterbuchs, mit besonderer Berücksichtigung des Homerischen und Hesiodischen Sprachgebrauchs und mit genauer Angabe der Sylbenlänge ausgearbeitet von Dr. Franz Passow. Zweyte, aufs neue durchgesehene u. mit prosodischen Tabellen vermehrte Auflage. Erster Band. A — K. XXIV u. 926 S. 4. Zweyter Band. A — Ω. 1134 S. nebst 6 Tabellen in Folio. (6 Rthlr. 16 Gr.)

Die erste Auflage des Passow'schen Handwörterbuchs der griechischen Sprache, welche in den J. 1819 bis 1824 erschien, hat so vielen Beyfall gefunden, daß bereits im J. 1826 eine neue Auflage nothwendig war. Und daß dieser Beyfall wegen der darin herrschenden weit sorgfältigern Beachtung der Grammatik und damit zusammenhängender Ausmerzung einer Masse von bloß willkürlich angenommenen ungebrauchlichen Formen, wegen genauer Behandlung der Partikeln, wegen steter Angabe der Sylbenlängen mit Bemerkung der darin bey den einzelnen Dichtern vorkommenden Verschiedenheiten, wegen trefflicher Entwicklung des Homerischen und Hesiodischen Sprachgebrauchs, wegen fleißiger Berücksichtigung der neuern kritischen Ausgaben der Schriftsteller, vollkommen verdient war, haben die Beurtheiler der 1ten Auflage anerkannt und wird jeder Unparteyische gern und dankbar eingestehen. Hr. Passow wünschte in der nächsten Auflage zur genauern Darlegung des Sprachgebrauchs der Ionischen Prosa und der Aeolisch-Dorischen Lyrik fortzuschreiten zu können; aber die Kürze der Zeit, von der ihm leider noch durch eine Krankheit mehrere Monate verloren gingen, erlaubte ihm nicht, die erregte Hoffnung schon dieses Mal zu erfüllen. Er begnügte sich daher mit einer sorgfältigen Revision des Vorhandenen, ohne bedeutende Zusätze oder Uebearbeitungen, doch so, daß er, wie er wenigstens in der Vorrede versichert, im Einzelnen viel verbesserte, berichtigte, näher bestimmte, wiewohl Rec. gestehen muß, daß er in der unten anzuführenden beträchtlichen Zahl von Stellen gar keinen Unterschied zwischen der alten und neuen Ausgabe bemerkt hat. Neu

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

hinzugefügt sind nur die prosodischen Tafeln, die auch besonders verkauft werden.

Unter diesen Umständen könnte eine ausführliche Beurtheilung eines so allgemein bekannten Buches überflüssig erscheinen, wenn es nicht Pflicht wäre, jede Gelegenheit zu ergreifen, um etwas zu der Vervollkommnung eines in den Schulen so verbreiteten und überhaupt so vorzüglichen Werkes beizutragen. Rec. würde zunächst von den Mängeln desselben im Allgemeinen sprechen, die, ausser in der planmäßigen vorläufigen geringeren Beachtung der übrigen Schriftsteller ausser Homer und Hesiod, theils in manchen Ungenauigkeiten in der Etymologie, theils besonders in der noch immer zu ungenügenden Angabe gebräuchlichen und ungebrauchlichen Verbalformen, namentlich in Ansehung der Aoriste, und der damit zusammenhängenden häufigen Verwechslung der Media und Passiva, so wie der medialen und passiven Deponentia, ferner in der leider so oft vorkommenden Weglassung der Angabe irgend eines Schriftstellers, oder vielmehr der Klasse der Schriftsteller, bey denen ein Wort sich findet, namentlich ob es poetisch oder prosaisch, attisch oder nicht attisch ist, bestehen, wodurch der Schüler, der das Werk bey seinen Versuchen im Griechischschreiben benutzen will, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt wird. Doch über diese und ähnliche Mängel hat sich bereits ein andrer kundiger Beurtheiler weitläufig verbreitet, und einige nicht zu verschmäheude Beyträge zur Abhülfe derselben hofft auch Rec. kürzlich an einem andern Orte gegeben zu haben. Er will daher jetzt, um dem Vf. eine Anzahl Beyträge für die bevorstehende dritte Auflage, in der nun *Herodot* und die *Lyriker* besonders berücksichtigt werden sollen — zu liefern, den gegebenen Wortvorrath mit vorzüglicher Beziehung auf diese Schriftsteller, doch mit geringerer Beachtung des *Pindar*, aus dem er schon eine andere Gelegenheit wahrgenommen hat, dem Vf. einige Zusätze mitzuthellen, dagegen auch mit mehreren Abschweifungen auf einige Stellen des *Euripides* im *Orestes* und der *Medea* und anderer Autoren theilweise durchgehen. Er wird dabey am längsten bey dem ersten Theile verweilen, weil niemand in Abrede seyn wird, daß dieser weit dürftiger als der zweyte ausgestattet ist, — und eine Umarbeitung mehr erheischt. Wir beginnen bey dem Buchstaben A, ohne uns in diesem selbst an die alphabetische Folge zu halten. Das Herodotische ἀρχαῖος statt ἀρχαίος fehlt. Ἀλιπαρός, was bey Soph. El. 451 für falsche

falsche Lesart erklärt wird, ist jetzt von Hermann vertheidigt worden. *Ἀκαμάρτοχος* mit dem merkwürdigen *ἀκαμάρτοχον* *Alu* aus Pindar Fragm. fehlt. Eben so *ἀργειόσος*. *Ἀντιάω* kommt für *ἐναντιάομαι* nicht bey Thuoyd. vor, (dehn auf Reig's Conjectur, die übrigens das Medium und in einer Form, die eben so gut von *ἀντιόομαι* abgeleitet werden könnte, vorschlug, war nicht zu achten, wohl aber steht *ἀντιόομαι* bey Herodot. IV, 1 und öfter herrschende Form bey Herodot ist überhaupt nicht sowohl *ἀντιώω* statt *ἀντιάω*, als *ἀντιόομαι* statt *ἐναντιόομαι*, auch mit der merkwürdigen Construction *Περσὺν (dem Perser) ἀντιώσσομαι* IX, 7, 2. f. Schweighäuser. Auch *οἱ ἀντίοι* statt *ἐναντίοι* scheint Herodot IX, 62 zu haben, so wie derselbe mit Homer *ἀντι* unverbialisch setzt, *ἀντί δούλων τασσόμενος*. *Ἀσφαλῖα* als Nebenform von *ἀσφάλεια* fehlt aus Herodot IV, 38. Eben so *ἀπείγειν* theils für *ἀπείργειν* theils für *ἀπεργάζεσθαι* IV, 62. Sollte wohl, wie Passow behauptet, *ἀποχρυσόω* vergolden bedeuten können? Man sehe die Ausleger zu Hrdt. IV, 26. Statt *ἀνηγον* Dill, steht jetzt bey Hrdt. (IV, 71) *ἀννηγον*. Hier nach ist dieses nicht bloß poetisch. Es fehlen *ἀπείρος*, *ἀπείρω*, *ἀπηνέομαι*, *ἀπικνέομαι*, *ἀπορώ*, und nicht wenige dergleichen Herodotische Formen, obgleich ganz ähnliche angegeben sind. Eben so fehlt unter *ἀξιοχρεός* das Herodotische *ἀξιοχρεός* IV, 126. Unter *ἀξίω* vermisst man die Construction *καλοῖς ἐμμενέοις ἀξιούμενῃ* aus Eur. Or. 1208. *Ἀτιμάω*, das für episch erklärt wird, findet sich auch bey den Tragikern, z. B. Soph. Aj. 1129. Unter *ἀρρακτός* fehlt *ἀρρακτα* Schiffe ohne Verdeck, Cic. Unter *ἀπολογέομαι* ist weder die herrschende Construction, noch *ταῦτα πάντα ἀπολογέομαι*, dieses alles zur Vertheidigung anführen, Plat. Crit. noch die schwankende Form des Aorists bemerkt. *Ἀνθρωπὴν* Menschenhaut muß vielmehr *ἀνθρωπινή* heißen nach Hrdt. V, 25. In *ἀναίσχυμα* fehlt die Bedeutung verwendetes Geld, Kosten, Kriegskosten, *τῇ στρατιῇ* Hrdt. V, 31, oder es muß dieselbe vielmehr statt der angegebenen Verwendung, Benutzung, aufgenommen werden. In *ἀνίστημι* verdient *ἀνίστηναι χώρα* aus Herodot. V, 29 Berücksichtigung. Von *ἀρηγέομαι* ich erzähle steht das Perfect mehrmals passiv, *ἀρήγηται μὲν τι* Hrdt. V, 62. IX, 26. Unter *ἀριέω* heisst es: zurüsten, bereiten, sich anschicken, *πολεμῶν* Herodot. In dieser Bedeutung steht aber bey diesem Schriftsteller, wie billig, *ἀριόομαι*. *Ἀσούκλωστος* fehlt aus Cic. ad Att. VI, 1. Unter *ἀποστέρω* fehlt die Bedeutung wegraffen, *τοῖς δὲ λοιμοῖς ὑπολαβὼν ἀπέστικε* Hrdt. VI, 27. Unter *ἀιδρεία* fehlt die Herodotische Nebenform *ἀιδρητή*. Eben so *ἀτρεκήτη* Hrdt. VI, 82. (Dagegen *ἀτρεκή* VI, 1. So auch *ᾠφελή* Y, 98. VII, 158, welches mit Unrecht für bloß poetisch erklärt ist.) Von *ἀλγείω* wird als Ionisch *ἀλγείη* angegeben, aber *ἀλγείη* hat Hrdt. Es fehlt *ἀρίσσω*, eine bey Hrdt. VI, 119 vorkommende Nebenform von *ἀρώ*. Da in manchen Schulen auch das neue Testament gelesen wird, so dürfte *ἀρεδρών* nicht wegbleiben. Aus demselben Werke war in *ἀποδεκατόω* die Bedeutung

etwas vernichten, den Zehnten von etwas entrichten; in *ἐγγράφω* zu einem Lastträger machen, zwingen, anzugeben. In *ἀναχρῶ* ist falsch Hrdt. VI, 5 statt VII, 5 citirt. *Ἀνὰ χρόνον* heisst bey Hrdt. VII, 10, 6 *ἐν χρόνῳ*, während es unter VI. in *ἀνὰ* bloß durch eine Zeit lang erklärt. Unter *ἀνατίω* ist zu erwähnen gegenüber Hrdt. VII, 34. In *ἀντίχω* verdient die Stelle *ὁ ποταμὸς ἀντίχει τῇ στρατιῇ τὸ ρέειν* Hrdt. VII, 58 Berücksichtigung. Unter *ἀπαγίς* würde gut *ἀπαγίς πῖλος* aus Hrdt. VII, 61 citirt seyn. Unter *ἀνωθέμι* ist *ἀνωθεῖσθαι* in der Bedeutung von *ἀνωθεῖσθαι* aus Hrdt. VII, 139. VIII, 109 anzuführen. *Ἀγέωρος* wird für poetisch erklärt, es steht aber auch Hrdt. VII, 156. Unter *ἀμυρῆων* abirren fehlt aus Hrdt. VII, 139 die Construction *ἀπὸ ἂν ἀμυρῆων τὸ ἀλγέειν*, unter *ἀξίονος* die Construction mit dem Inf. *ἀξίονος ἔχειν τοῦτο τὸ κράτος* VII, 187. Unter *ἀνακῶ* ist das Vorkommen des Mediums, z. B. Hrdt. VIII, 19, nicht bemerkt. Eben so in *ἀποσβάζω*, f. Hrdt. VIII, 26. IX, 32. Desgleichen in *ἀγορεύω* mit der Bedeutung *ausrufen lassen* IX, 26. Unter *ἀραγέω* fehlt gleichfalls das Medium in der Bedeutung *sich zurückziehen*, *ἀννείκοντο ἐς ἄντρον* Hrdt. VIII, 36. (In der Bedeutung *sich erholen* hat Hrdt. das Activ. III, 22.) Unter *ἀκροβολέσθαι* fehlt der bildliche Gebrauch mit *ἐπὶ*. Hrdt. VIII, 64. *Ἀραγῆσται οἰκίαν* in der aus Hrdt. angeführten Stelle heisst nicht ein Haus bauen, sondern wieder bauen, herstellen. *Ἀποθήκη* in der aus Hrdt. beygebrachten Stelle ist durchaus nicht ein Hinterhalt, in den sich Krieger legen, sondern nach der gewöhnlichen Erklärung ein Vorbehalt, eine Ausflucht (Hinterthüre), nach Schweighäuser *thesaurus repasitus*. In *ἀναπείννυμι* fehlt *πέλαγος ἀναπενταμένον*, patens Hrdt. VIII, 60. *Ἀποκηδέω* wird falsch erklärt *einen Verstorbenen vernachlässigen*, ihm die gebührende Todtenruhe nicht erzeigen, ihm nicht beweinen, *τὰν* Valck. Hrdt. IX, 31. Es heisst aufhören zu beweinen. In der unter *ἀνακτόρον* erwähnten Herodotischen Stelle steht jetzt *ἀνακτόριον*. Unter *ἀρέσκειν* ist nicht, bemerkt, daß *ἀρέσκειται* bey Hrdt. impersonell statt *ἀρέσκει* vorkommt, z. B. VI, 128. IX, 79. *Ἀρονλος* heisst nicht nur waffenlos, ohne Waffen, sondern auch nicht schwer bewaffnet, ohne Schild. Hrdt. IX, 62. Die Form *ἄρω* verwirft Göttling de Accent. S. 44. In *ἀλγείω* wird falsch behauptet, *ἀλγείω* komme bloß bey den Grammatikern vor. Es ist durch das Metrum gesichert Eur. Med. 299. Es fehlt *ἀπορίπτω* statt *ἀπορήπτω* Anacr. 39. Unter *ἀνεμόστροφος* sollte aus Anacr. neben *ἀνεμόστροφος* auch die dritte Lesart *ἀνεμόστροφος* angegeben seyn. *Ἀναμύσσομαι* bey Anacr. XLIII, 17 sollte nicht zweifelhafte Lesart genannt seyn. *Ἀναδέω* soll Anacr. LV. nach dem neuesten Herausgeber intransitiv stehen, doch ist die Lesart unsicher. *Ἀλιεύω* angeblich Aeolisch statt *ἀλιεύω* bey Sappho nach dems. *Ἀνακλύπτειν* steht intransitiv Eur. Or. 280. *Ἀλίτιπος* substantiv der Küstenbewohner daf. 367. *Ἀμύλλωμαι* heisst geradezu eilen in *δεῖρ' ἀμύλλεται ποδὶ* in demselben Stücke. Unter *ἀντιφρόσος* fehlt

fehlt die Construction desselben mit dem Genitiv, gegen etwas das Gleichgewicht haltend, bey Demosth. ἀντιπαλινπνέω Thuc. IV, 80 sollte nicht zweifelhaft genannt seyn. Dagegen wird ἀνατολμαίω von Pass. zu Eur. Med. 325 bezweifelt. Derselbe sucht auch das Futurum von ἀθρέω zu Eur. Med. 532 zweifelhaft zu machen, doch mit Unrecht. Zu ἀραιός 2) verweisend war die Stelle τοῖς ἀραιαῖς γούσα πυχάνω δόμοις aus Eur. Med. der Construction wegen beyzufügen.

Wir gehen fort zu dem Buchstaben B, Γ, Δ. In γλίχομαι ist die Construction περί τινος Herodot II, 102 und ὡς sequ. fut. VII, 161 nachzutragen. Für γαῖλος Kauffahrtschiff ist Hrdt. III, 136 citirt, aber nicht bemerkt, daß dort alle Handschriften auch dieses Wort γαῖλος betonen. Für βαθύειος hat Herodot. βαθύειος IV, 23. Bey βράσσα fehlt die Angabe des Futurums. Dafs βονρός ursprünglich Cyrenaisch sey, ist so sicher nicht; s. Schweigh. zu den angef. Stellen des Hrdt. Δίπορις bey Hrdt. eine Mäuseart IV, 192. Δίμνος, was Hrdt. V, 77 stehen soll, ist jetzt dort verdrängt, und wenigstens sehr unsicher. In δωσιδίκος steht Hrdt. 42 statt Hrdt. VI, 42. Dieselbe Stelle war auch in δωσιδίκος neben Polyb. anzuführen, oder auf δωσιδ. zu verweisen. In δωροδοκίω fehlt die Construction mit dem Accusativ ἀργύρων κατέ Hrdt. VI, 72. Von διαπιλλέω, welches wie im Medium gebräuchlich erwähnt wird, hat das Activ Hrdt. VII, 15. Es fehlt δωδεκάπολις statt δωδεκάπολις aus Hrdt. Unter δένανται wird behauptet, die Attiker zögen die gedoppelte Augmentation vor, was Thucydides und Xenophon wenigstens nicht bestätigen, bey denen das Augment häufiger ε als η ist. Zu δρόμος wird die bildliche Redensart περί τοῦ παντός δρόμον εἶναι aus Hrdt. VIII, 74 zu bemerken seyn. In διαχέω war die Stelle Hrdt. VIII, 57 nicht zu den Bedeutungen befänstigen, müssigen, sondern zu vertheilen, dissipare, τὰ βιβρωλεμένα, hinzuzusetzen. Διαλέγειν heisst nicht bloß auseinanderlesen, sondern auch überhaupt auslesen Hrdt. VIII, 107. In γάννμαι fehlt die Angabe des Perfects γέννημαι bey Anacr. von dem für ungebräuchlich erklärten γάνναι, bey βρόν die Construction mit dem Accusativ bey Anacr. XXXVII. Δαίχτιός soll activisch vorkommen Anacr. XLII. Von γόνος wird bemerkt, daß es auch von der Brut der Thiere siehe; es fehlt aber γόνος ἀνέλου aus Anacr. In γός ist aus Eur. Or. 1119 die Construction γόνος θησόμεθ' ἂν πάσχομεν anzumerken. Βροχός und βροχίως bey Sappho statt βραχός fehlen. In διατρέχειν verdiente ψῆγον διατρέχειν Erwähnung. Vgl. Schaef. zu Eur. Or. 49. Bey διπανάω fehlt der seltene Gebrauch des Passivs oder vielmehr des Mediums bey Demosth. Olynth. I. p. 17 ὅσα δεικνύσθαι εἰς τὸν πόλεμον.

(Der Beschlus folgt)

SCHÖNE KÜNSTE.

Nürnberg, b. Haubenstricker: Die edelsten Frauen der deutschen Vorzeit, nach den vorhandenen Quellen u. Urkunden dargestellt von A. W. Hockel,

Pfarrer zu Wirbenz b. Kemnath, im Obermainkr. Baierns. Zweyter Band. 1826. IV u. 336 S. 8.

Den ersten Theil dieser historischen Gemälde haben wir in dieser A. L. Z. (1826. Erg. Bl. Nr. 91) mit Beyfall angezeigt. Auch den vorliegenden können wir als eine belehrende und bildende Lectüre für das weibliche Geschlecht empfehlen. Nur sehen die im ersten Theile geschilderten Frauen in Absicht auf ihre geschichtliche Wichtigkeit weit über den jetzt auftretenden. Mehrere der letztern sind fast unbekannt. Nur Elisabeth von Thüringen und Philippine Welfer möchten davon eine Ausnahme machen. Deshalb hat der Vf. von vielen auch nur sehr wenig gewisse Nachrichten auffinden können, und in diesen widersprechen sich auch die überhaupt nicht sehr zuverlässigen alten Chronikenschreiber noch. So hätte auch der Vf. einige der erzählten Wundergeschichten nicht so fest als Thatfachen hinstellen sollen, wie dies namentlich S. 6 u. S. 80 geschehen ist, er kann doch unmöglich selbst daran glauben. Was die Darstellung betrifft, so ist sie ansprechend, nur aber durch sehr viele Druckfehler, die nicht alle angezeigt sind, verunziert. Diejenigen Frauen, deren Lebensumstände erzählt werden, sind außer den beiden obengenannten noch: Gisela, Gemahlin des Kaisers Konrad II.; Gisela, Gemahlin Stephans des Heil. von Ungarn; die wunderthätige Präbiterin Hildegard bey Bingen; Hedwig, Gemahlin Herzog Heinrichs des Bärtigen von Schlesien; Margaretha von Thüringen, die unglückliche Gemahlin Albrechts des Unartigen; Mathilde, Gemahlin Ludwigs des Strengen von Bayern, Tochter Kaiser Rudolfs I.; Sophia, Gemahlin Kaiser Wenzels; Argula von Grumbach, die Freundin Luthers und der Reformation.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: Christliche Predigten, nebst einer Confirmationsrede vor der Gemeinde St. Jacobi und Georgii zu Hannover gehalten von Hermann Wilhelm Bödecker, Pastor der genannten Gemeinde. 1826. VIII u. 123 S. 8. (10 gGr.)
- 2) LEMGO, in d. Meyerschen Hof-Buchh.: die heiligen Wochen von der Leidenszeit des Herrn, bis zur Confirmation. Von C. L. Knippenberg, Prediger zu Bückeburg. 1826. VIII u. 159. S. 8. (14 gGr.)
- 3) BERLIN, b. Laue: Sonn- und Festtags-Büchlein für christliche Bibelverlehrer, oder: Betrachtungen über auserlesene, besonders geschichtliche Stellen der heiligen Schrift. Von C. E. Gebauer, Prediger zu Lietzen. 1826. 416 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Der Vf. von Nr. 1 ist bereits durch ein kleines Büchlein über den Confirmandenunterricht, welches in diesen Blättern lobend angezeigt worden, bekannt. Diesmal sind es Predigten, die er dem Publicum bietet, und denen wir den Beysatz der christlichen, den sie sich selbst geben, mit gutem Gewissen zugesellen können.

können. Ausgezeichnet sind sie freylich nicht genug, um den Erzeugnissen unserer vorzüglichern Kanzelredner an die Seite gestellt zu werden, aber sie zeugen von Klarheit und Wärme zugleich, also von keiner der einseitigen Richtungen, denen manche junge Prediger unserer Zeit zu folgen pflegen, weil sie theils ihren Beruf, theils das Bedürfnis ihrer Gemeinde missverstehen. Die erste ist eine Antrittspredigt, die der Vf., als Gehülfe eines älteren Collegen hielt, sie hat zum Thema: „den Geist des christlichen Wohlwollens“ nach dem Evang. am 8ten Epiph., und gedenkt nur am Schlusse jedes Theiles der besondern Beziehung; was wir in diesem Falle billigen. Die Predigt am Sonntage *Sexages.* über das Evangelium hat uns besonders angezogen, obwohl sie nicht gerade Neues enthält. Unter den übrigen Predigten sind noch zwey Gelegenheitsvorträge, die übrigen behandeln meist interessante Themata. Dafs der Vf. nach *Reinhardt's* Vorgange immer schon die nächste Predigt auf dem Papiere hat, während er die eine hält, bewundern wir. Ein sehr beschäftigter Prediger kann das nicht, wenn er auch wohl zuweilen unter dem Meditiren und Memoriren eines Vortrags die Hauptgedanken einer zweyten auffast. Es scheint uns auch nicht einmal ganz nachahmenswerth, wenns immer möglich wäre: denn die Begeilerung für den ersten Vortrag muß doch unstreitig während der Ausarbeitung des zweyten sich vermindern, und auf diesen mit vertheilen. Die Predigt sollte aber immer mit dem ganzen Feuer gehalten werden, mit dem sie entstanden ist.

Nr. 2 enthält sechs Fastenpredigten über Joh. 17, einen Text, der neuerdings von mehreren Predigern zu ganzen Reihen von Vorträgen benutzt worden ist (Krüger, der betende Hohepriester), über den sich aber der verew. *Ph. J. Spener* nicht zu predigen getraute, weil er ihn für zu hoch hielt; darauf folgen: eine Charfreytags-, zwey Osterpredigten und eine Confirmationsrede. Der Geist, der in diesen Religionsvorträgen weht, ist ebenfalls ein guter und frommer Geist. Die Themata sind zuweilen anziehend ausgedrückt, z. B. das der ersten: „Die Ruhe des Herrn in der Stunde der Entscheidung.“ Das Thema am Charfreytage enthält eigentlich auch einen Ostergedanken, deshalb wurde der Vortrag in den beiden Festpredigten etwas matter. Die Confirmationsrede umfaßt eigentlich die ganze Handlung, alle einzelnen Ansprachen und Gesänge zusammengekommen. Sehr zweckmäfsig ist es, dafs die Abendmahlsfeyer sich unmittelbar an die Confirmation angeschlossen: denn durch sie erhält diese erst ihre volle Bedeutung. Die Form der Predigten ist mehr die analytische, wenn auch in einigen eine besondere Eintheilung sich findet und sie sich so der Homilie im weiteren Sinne annähern. Die Sprache können wir meistens rein und gebildet nennen; nur zuweilen sind Ausdrücke gebraucht, die man auf der Kanzel lieber vermeidet, z. B. gleich in der ersten Predigt, wo es heist: „der

Vorhang zum großen Trauerspiele war gleichsam aufgezogen.“

Nr. 3 ist eine sehr reichhaltige Sammlung von Predigten, meist über historische Texte. Sie haben eine edle Popularität, und werden sich zur Privat-erbauung ganz vorzüglich eignen. Ihre Construction ist einfach, und die Bibel ist gut benutzt, ohne zur Ueberladung Anlaß gegeben zu haben. Die Eintheilungen sind nicht immer regelrecht, aber doch oft sehr ansprechend. Von beiden ein Beyspiel: Ueber die Erzählung von der Unterredung mit der Cananäerin, Matth. 15, 21 — 28, predigt der Vf. von der *sichern Hülfe des Glaubens*; wie dieselbe herrlich sich beweiße: 1) in sorgenreicher Zeit, 2) unter Verunglimpfung und Schmach, 3) bey Gewissensunruhen und Zweifeln, und 4) in Krankheit, Trennung und Tod. Hier gehören nothwendig 2 und 4 unter 1. Allein der Vf. betrachtet im ersten Theile auch wirklich nur die Leiden der Armuth, und darum ist bloß die Bezeichnung nicht richtig. Die Predigt vom *guten Hirten* dagegen über Jon. 10, 12 — 16, ist sehr gut disponirt, wenn auch nicht gerade in Reinhardt'scher Manier. Der gute Hirte *kennt* 1) *die Seinen*, 2) er weidet sie mit Liebe, 3) er giebt sein Leben für sie, ehe er sie in Gefahr kommen läßt, ist 4) bedacht auf rechte Vergrößerung und allgemeine Ausbreitung seiner Heerde und fährt sie 5) in das ewige Leben. Unrichtige Angabe des Sinnes der Schriftworte kommt selten vor. Sonderbar ist die Erklärung: *Liebe Herrn, was soll ich thun, dafs ich, i. e. „dafs ich desselben Sinnes, derselben Ueberzeugung werde als ihr!“*

LÖWENBURG, b. Herold u. Wahlstab: *Christliche Monatschrift zur häuslichen Erbauung für alle Stände.* Januar bis Junius 1826. 192 S. 8. (18 gr.)

Trotz des in neuern Zeiten erwachten religiösen Sinnes, und des vorherrschenden Hauges zum ernstlichen Nachdenken und zu frommer Beschäftigung auch in den höhern Ständen, ist doch diese christliche Monatschrift nach halbjährigem Leben wieder entschlafen. — Nach dem vorliegenden Hefte zu urtheilen, konnten die darin gelieferten Aufsätze und Gedichte nicht allgemein ansprechen, weil es ihnen zum Theil an Lebendigkeit zum Theil an Tiefe fehlt, und weil sie alle zu sehr aus einem und demselben Geiste geschöpft sind. Eine solche Zeitschrift erfordert Mannichfaltigkeit und stete Rücksicht auf das vielseitige religiöse Bedürfnis. Nicht jedem behagt gerade das stete Wiederkehren einer streng durchgeführten Versöhnungslehre. Mußer für solche Schriften scheint uns immer noch der einmal von Lavater herausgegebene „Christliche Dichter“ zu seyn; welche Wochenschrift sich vielleicht selten nur noch vorfindet, die aber einen großen Reichthum von christlich-poetischen Ergüssen des oft verkann-ten Mannes enthält.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1827.

ALTE SPRACHKUNDE.

LETTZE, b. Vogel: Johann Gottlob Schneiders's Handwörterbuch der Griechischen Sprache
Nach der dritten Ausgabe des größern Griechischen Wörterbuchs — — ausgearbeitet von Dr. Franz Passow. Zwey Bände u. f. w.

(Beischluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mehr haben wir uns wieder in *K* aufgezeichnet. Z. B. *ἔρχομαι* statt *ἐρχομαι* sollen nach dem Vf. spätere Schriftsteller sagen; aber siehe *Wessel* zu Hrdt. II, 69. In *ἐρχομαι* wird πόλεμοι ἐκπερημένοι aus Hrdt. VII, 146. zu beachten seyn. Bey *ἐτέλεα* fehlt die Form *ἐτέλη* Hrdt. II, 92. *ἔτε*, was für episch erklärt wird, haben auch die Tragiker. *ἑδωδιμος* hat bey Hrdt. II, 92. ein Femininum *ἑδωδιμη*. *ἑπαντέλλω*, was für poetisch erklärt wird, sieht auch bey Hrdt. Aus demselben fehlt *ἐνακόσιοι* statt *ἐννακόσιοι*, aus Soph. El. 703. *ἐμιστοῦν* oder *ἐμιστοῦν*. In *ἔω* fehlt die Wendung *ἔω τὸν Ἑλλήσποντον πλεῖν* Hrdt. VII, 58., in *ἔωθεν* kein angeblicher Gebrauch statt *ἔω*. Soph. El. 1449. *ἔωσις* ist in der angeführten Stelle *ἔωσις* accentuirt. *ἑαρόρεντος* wird vermist aus Pind. Fragm. Bey *ἐπινοῖσθαι* fehlt, daß auch das Medium (aor. *ἐπινοήσθαι*) gebraucht wird. Von *ἐπιτρέπω* hat Hrdt. zweymal das Medium statt des Activs, III, 155. 157. Das Medium ist ferner unbemerkt bey *ἐκχρῶσθαι* Soph. Aj. 976. Bey *ἐξαγγέλλω* Hrdt. 95., *ἐνδεώ*, *binden*. *δοκῶς ἐνδεῖσθαι τὸν πόσιν*. Eur. Med. *ἑπιτρέχειν* wird *cupide arripere, sibi vindicare* erklärt Hrdt. III, 135. *ἑπερῶ*, welches poetisch genannt wird, hat auch Hrdt. IV, 8. Dasselbe gilt von *ἐπιδέρης* IV, 130. und *ἐλλῶσ* IV, 34. *ἑπιπλάω*, was aus Hrdt. IV, 69. angeführt wird, sieht, jetzt nicht mehr daselbst. Von *ἑπας* war zu bemerken, daß es in der Attischen und gemeinen Prosa nicht vorkommt, bey den Tragikern aber nicht bloß in der aus Soph. Aj. angeführten seltenen Form *ἑπας*, sondern auch in der gewöhnlichen. Es fehlen *ἐπείνῃ* statt *ἐπείνῃ* Hrdt. IV, 64. und nicht wenige Ionische Formen mit *ἐν* und *ἐφ*, wie *ἐπετρέπω*, *ἐποδῶ*, *ἐπηδῶ*, *ἐπενάπτω*. Unter *ἐμάρμα* werden *ἐμάρμα* und *ἐμάρμη* für poetisch erklärt, letzteres aber hat auch Hrdt. IV, 113. Neben *ἐντροπῶν* fehlt *ἐντροπῶν* aus Cic. In *ἐπείρῃ* kann die Lesart bey Hrdt. IV, 162. kaum noch schwankend genannt werden. In *ἐπείρῃ* fehlt der abweichende Gebrauch bey Hrdt. IV, 179. *ἐπείρῃ* τῷ τριπόδι. Unter *εἰς* fehlt das Herodotische

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

εἰς οὐ. *ἑπικαίριος* steht mit dem Genitiv Soph. Aj. 1405. Nicht *ἐπιδαμῶν*, sondern, wie billig, *ἐπιδαμῶν* steht Hrdt. V, 20. *ἑταρος*, welches für episch erklärt wird, hat auch Hrdt. In *ἐκπλάω* ist die Stelle *ἐκπλάωντες ἔω τὸν Ἑλλήσποντον* Hrdt. V, 103. zu bemerken. Von *ἐκπρόνος* hat Cic. Att. VI, 9. das Femininum *ἐκπρόνια*. Unter *ἐξήκειν* fehlt die Bedeutung *in Erfüllung gehen*, von Orakeln. Hrdt. VI, 80. Bey *ἐνέχεσθαι τῷ νόμῳ* und ähnlichen Wendungen war zu erinnern, daß man auch häufig die Präposition *ἐν* vor dem Dativ wiederholt. Vgl. *Valck.* zu Hrdt. VI, 56. In *ἐκβάλλειν* fehlt *ἵππους ἐκβάλλειν*, *an das Land setzen*. Hrdt. VI, 101. Die Formen *εἰςδῶ* und *εἰςδύνω* werden falsch als gleichbedeutend gesetzt, da jene transitiv, diese intransitiv ist. S. *Buttm.* Ind. verb. *ἔρχομαι*, eine biblische Nebenform von *ἐρχομαι*, fehlt. Desgleichen *ἐπαγγέλλομαι* aus Hrdt. und das Dorische *ἐπαρῶ* aus Soph. Oed. Col. *ἑπαγγέλλειν*, *befehlen*, „bey den Tragikern auch im Med.“ So auch Hrdt. VII, 1. *ἑποιστάω* scheint Hrdt. mit dem Accusativ zu verbinden VII, 16., doch ist es zweifelhaft. In *ἐπείλπειν* fehlt neben *ἑδωρ μιν ἐπείλει* Hrdt. VII, 21. die ungewöhnlichere Wendung *πρώτος ἐπείλει τὸ ῥέσθαι* VII, 43. *ἑμπίπτειν*, „bey den Att. häufig mit *εἰς*.“ Bey Hrdt. VII, 88. mit *ἐν*. In *ἐπιπρόσσω* fehlt neben *χρήματα ἐπιπρόσσω* τῷ aus Hrdt. VII, 214. *ἐν* τῷ. *ἑκπρόσσω* verbindet mit dem Genit. Hrdt. VII, 208. *ἑδωιστάωμαι* lautet bey Hrdt. VIII, 41. *ἐδωιστάωμαι*. Zu *ἐδωιστάω* Hrdt. ist die ungewöhnliche Form *ἐδωιστάω* VIII, 73. hinzuzusetzen. In *ἐνόντιος* fehlt die Wendung *ὅπως ἐνόντιος* Hrdt. VIII, 54., in *ἐνόντιος* der Ionische Genitiv *ῖος*, in *ἐπινύχτω* die Wendung mit dem Particip *ἐβουλευσάμενος* Hrdt. VIII, 101. in *ἐπείρῃ* (*ἐπείρῃ*) bey m. Med. Berücksichtigung der Stelle *εἰδὼς ἐπαμύνει* Hrdt. VIII, 105. in *ἐπὶσθῇ* neben *ποταμῷ* auch *ὄρους*, *fauces montis*. *ἑσθῶν* wird durch *Geschrey austreiben* (gleichsam *herausgeschreyen*, wie *herausheissen*) übersetzt Anacr. XXXIII. zw. *ἑρμῶσιν* erklärt der Vf. bloß durch *darin erblicken*, was zu Anacr. L VII. nicht paßt. *ἑταυλος* angeblich statt *ἐτῶλος*, Basil. in den *Anacronismis* LKVI. Ebendaß *ἐπείρῃ* von der *tibia impar*. *ἑπείρῃ* steht angeblich Sapph. II. zw. Ebendaß *ἐπείρῃ* im Activ, während unter Vf. bloß das Med. hat. *ἑπαρῶν* statt *τῷ*, *einem helfen*, spricht Eur. Med. 798. f. dort *Schaeff.* Statt *ἐνός*, *Gattin*, ist *ἐνός* zu betonen nach *Schaeff.* zu Eur. Or. 919. *ἑλῶν* steht intransitiv Eur. Or. 1285. *ἑστῶν*, „im Passiv auch von Todten.“ Daher auch im Activ *darniederstrecken*, *ἐν ὅς ὁ ἐπείρῃ* nach Porf. Eur. Med. 585.

X

Z.

führt, aber $\frac{1}{2}$ μελιδανός steht Hrdt. II, 65. Hinzugefügt kann μεθουμήρεος aus Pind. Fragm. werden, doch ist es zweifelhaft. In μεθήμει fehlt γλώσσαν μεθύνει und ähnliche Wendungen. S. die Ansl. zu Hrdt. VI, 29. Μεμεχάρημαι παύσις, welches aus Moer. angeführt ist, steht schon Hrdt. V, 90. Unter $\mu\eta\lambda\alpha$, 4) die Wangen, verdient die Wendung $\mu\eta\lambda\alpha$ παρηΐδων in der Anthol. Beachtung. Μηλοσφαγέω verbindet Sophocles mit dem Accusativ $\iota\epsilon\rho\alpha$ El. 281. Von $\mu\eta\lambda\acute{o}\omega$ steht das Medium Cic. ad Att. XII, 51, doch ist es zweifelhaft. Für $\mu\eta\eta$ steht $\mu\acute{\epsilon}\nu$ bey den Ionern nicht bloß in η $\mu\acute{\epsilon}\nu$ und $\mu\eta$ $\mu\acute{\epsilon}\nu$, sondern auch sonst. S. Hrdt. LX, 7. und $\gamma\epsilon$ $\mu\acute{\epsilon}\nu$ Dion. Perieg. 1027. Μητροκτονέω heisst nicht bloß die Mutter tödten, sondern auch ein Muttermörder seyn. S. Schaef. zu Eur. Or. 740. Bey dem Medium von μετατίθημι fehlt die Bedeutung eintauschen, λύσσω Eur. Or. 248. Zu μετέρχομαι 4) rächen ist die Construction μετήλθον σ' αἷμα μητέρος aus Eur. Or. 417. hinzuzusetzen. Μνῆμα kommt vom Sarge vor Eur. Or. 1061. Unter μομφή würde die Stelle $\epsilon\upsilon$ σοι μομφὴν ἔχω das. 1067. gut berücksichtigt werden. — Von νήφω fehlt die Dorische Nebenform νάφω aus Epich. bey Cic. In νέμειν, besitzen, bewohnen, vergleiche man zu ἄντων νέμειν, welches aus Aristot. angeführt ist, Hrdt. IV, 188. 191. Νομάρχης wird erklärt durch Vorsteher eines Aegyptischen Gauces. Es kommt aber auch bey den Scythen vor Hrdt. IV, 166. — Zum Beweise, daß $\xi\upsilon\sigma\tau\acute{o}\nu$, τό, die geglättete hölzerne Stange, eigentlich das Neutrum des Adj. $\xi\upsilon\sigma\tau\acute{o}\varsigma$ ist, dient am besten $\xi\upsilon\sigma\tau\acute{o}\varsigma$ ἀρόντιον Hrdt. II, 71. $\xi\epsilon\upsilon\iota\alpha$ und $\xi\epsilon\upsilon\eta\iota\gamma$ sind als Ionische Formen von $\xi\epsilon\upsilon\iota\alpha$ angeführt; zu ihnen muß wohl aber noch $\xi\epsilon\upsilon\eta\iota\gamma$ nach Hrdt. III, 89. hinzugefügt werden. — Όργύω ist aus Hrdt. IV, 64. beygebracht; dort steht aber jetzt όργήσας, also όργάω. Zu όργή ist aus Pindar löhm. 1. $\pi\acute{\alpha}\sigma\alpha\upsilon$ όργήν, $\sigma\sigma\eta\sigma\tau\iota$ studio, zuzusetzen. Es fehlt $\delta\lambda\sigma\delta\sigma\tau\epsilon\mu\mu\omega\sigma$ aus Pind. Fragm. Von $\delta\sigma\epsilon\iota\sigma\tau\iota\sigma$ wird in seiner alphabetischen Stelle gesagt, daß es bezweifelt werde; dagegen unter $\delta\sigma\iota\sigma\tau\iota\sigma$, worauf nicht verwiesen ist, daß es richtiger sey und Pind. Fragm. gelesen werden müsse. Unter $\delta\sigma\iota\omega$ heisst es: „Attisch auch τό $\delta\sigma\iota\omega$.“ Nicht bloß Attisch. S. Hrdt. IV, 134. In $\epsilon\theta\sigma$ wird zu bemerken seyn, daß im Gen. Plur. auch bey Attikern, z. B. Xenophon, $\delta\sigma\acute{\epsilon}\omega\upsilon$ statt $\delta\sigma\acute{\epsilon}\omega\upsilon$ gesagt wird. Das Aeolische $\epsilon\theta\sigma\acute{\alpha}\nu\sigma$ statt $\epsilon\theta\sigma\acute{\alpha}\nu\sigma$ fehlt aus Sappho. Ferner fehlt $\delta\sigma\upsilon\varsigma$, $\nu\sigma\varsigma$, = $\delta\sigma\upsilon\gamma\epsilon$, 2) eine GAZellenart, nach Hrdt. IV, 192. Das oxytonirte $\sigma\acute{\epsilon}\delta\alpha\mu\acute{\epsilon}$ wird für dichterisch erklärt, es steht jetzt aber auch Hrdt. V, 35, VI, 86. Όρυδίζω ist mit $\epsilon\varsigma$ construiert Hrdt. VIII, 92. Von πόλος wird behauptet, daß es Einige Hrdt. II, 109. für gleichbedeutend mit γνώμων halten. Dieses hat aber niemand thun können, da Herodot schreibt: $\pi\acute{o}\lambda\omega\upsilon$ $\mu\acute{\epsilon}\nu$ $\gamma\alpha\rho$ $\kappa\alpha\iota$ $\gamma\eta\gamma\mu\omega\sigma\alpha$ $\kappa\alpha\iota$ $\tau\omega$ $\delta\upsilon\omega\delta\epsilon\kappa\alpha$ $\mu\acute{\epsilon}\tau\epsilon\alpha$ $\tau\eta\varsigma$ $\eta\mu\epsilon\tau\eta\varsigma$ $\pi\alpha\rho\alpha$ $\beta\alpha\sigma\iota\lambda\omega\sigma\tau\iota\omega\sigma$ $\xi\upsilon\sigma\tau\omega\sigma$. Πολλαπλάσιος soll Ionisch πολληπλήσιος lauten. Aber wie wären wohl die Ionier dazu gekommen, das kurze α zweymal in ein η zu verwandeln? Daß jene Form aus Hrdt. zu verdrängen ist, ergibt sich aus den Varianten der Gaisford'schen Ausgabe zu III, 135. V, 45. In πάνοντος wird gesagt, in Soph. El.

851. komme πάνοντος $\acute{\alpha}\gamma\sigma$ vor. Aber die Worte lauten dort in den Handschriften: $\pi\alpha\sigma\acute{o}\nu\tau\omega$ $\pi\alpha\mu\mu\acute{\iota}\nu\omega$ $\pi\sigma\lambda\lambda\omega\upsilon$ $\delta\alpha\upsilon\omega\upsilon$ $\sigma\tau\eta\gamma\gamma\omega\upsilon$ τ' $\acute{\alpha}\chi\iota\omega\upsilon$, und bey Hermann gar τ' $\acute{\alpha}\chi\iota\omega\upsilon$ statt τ' $\acute{\alpha}\chi\iota\omega\upsilon$. Παννυχίς wird durch nächtliches Fest, pervigilium, erklärt; aber Soph. El. 92. bedeutet es bloß das Verbringen der Nacht, Nachtwachen, vigiliae. Unter πανοδῆη lieft man: „Das Adv. πανοδῆη hat Thuc. VIII, 1. in der Bedeutung παντελῶς, jünger scheint πανοδῆη zu seyn.“ Aber πανοδῆη war dort bloß von Waffe aus wenigen Handschriften aufgenommen worden; die meisten haben πανοδῆη, Bekker hat πασσοδῆη geschrieben. Warum übrigens das Wort in jener Stelle des Thucyd. παντελῶς bedeuten soll, nicht, wie anderwärts, παντὶ $\tau\acute{o}$ $\pi\lambda\acute{\eta}\theta\upsilon$, πανστρατιῇ, wissen wir nicht. Statt προσκολλητός soll Pind. Fragm. πρόσκολλος oder vielmehr νοτίκολλος vorkommen, doch ist es zweifelhaft. Aus denselben Bruchstücken ist $\pi\epsilon\iota\delta\alpha\iota\sigma$, um den Ida befindlich, nachzutragen. In προοράω fehlt die Bedeutung Fürsorge tragen, prospicere, τούτου Hrdt. III, 159. Gewiß falsch ist die Stelle Hrdt. IV, 102: $\pi\epsilon\iota\sigma\tau\iota\zeta\epsilon$ $\tau\circ\iota\varsigma$ $\mu\alpha\zeta\circ\iota\varsigma$ $\tau\acute{o}$ $\tau\epsilon\iota\gamma\sigma$ zu $\pi\epsilon\iota\sigma\tau\iota\zeta\omega$, ringsherum punktieren, gezogen. Vielmehr ist dort ein Verbum $\pi\epsilon\iota\sigma\tau\iota\chi\omega$, gleichbedeutend mit $\pi\epsilon\iota\sigma\tau\iota\chi\acute{\iota}\zeta\omega$ und $\pi\epsilon\iota\sigma\tau\iota\sigma\tau\iota\chi\acute{\iota}\zeta\omega$, anzunehmen. Περνήω heisst nicht bloß rings herum häufen, sondern auch mit etwas umhäufen, umgeben, τὴν οἰκίαν ὕλη. Hrdt. II, 107. Dals $\pi\epsilon\iota\tau\iota\varsigma$ bey Hrdt. eben so häufig mit dem Genit. als mit dem Accuf. vorkomme, ist nicht richtig; s. zu IV, 15. Παρέξ, ausgenommen, findet sich nicht bloß mit folg. η , sondern auch mit dem Genitiv Hrdt. IV, 46. Uebrigens ist bey Herodot überall in Gaisford's Ausgabe $\pi\acute{\alpha}\rho\epsilon\zeta$ accentuiert. In $\pi\acute{\epsilon}\tau\epsilon\upsilon\zeta$ fehlt der bildliche Ausdruck $\pi\acute{\epsilon}\tau\epsilon\upsilon\gamma\epsilon\varsigma$ $\gamma\acute{o}\omega\upsilon$ Soph. El. 235. Zu $\pi\sigma\tau\epsilon\iota\omega\upsilon$, vorhalten, ist die Construction $\tau\acute{\iota}$ $\tau\iota\omega\varsigma$ aus Soph. A. 1270. zuzusetzen. In $\pi\lambda\acute{\eta}\rho\eta\varsigma$ fehlt die Bedeutung satt, überdrüssig, mit dem Beyspiel $\pi\lambda\acute{\epsilon}\alpha\upsilon$ $\tau\alpha\upsilon\tau\alpha$ $\theta\eta\tau\epsilon\mu\epsilon\tau\alpha\iota$ $\delta\sigma\iota$ $\pi\lambda\acute{\eta}\rho\epsilon\varsigma$ VII, 146. Nicht δ $\pi\sigma\phi\eta\tau\epsilon\upsilon\omega\upsilon$ $\theta\epsilon\sigma\acute{\iota}$, wie Einige bloß geschrieben zu sehen wünschten, sondern δ $\pi\sigma\phi\eta\tau\epsilon\upsilon\omega\upsilon$ $\iota\sigma\tau\acute{o}$ steht Hrdt. VII, 111. Von $\pi\acute{\alpha}\rho\omega\sigma$ braucht Cicero $\pi\acute{\alpha}\rho\omega\sigma$ adverbial mit $\pi\lambda\epsilon\iota\sigma\tau\acute{o}\nu$. Πάραλος kommt für $\pi\alpha\upsilon\tau\iota\kappa\acute{o}\varsigma$ mit στρατός vor Hrdt. VII, 165. Παραλαμβάνειν heisst auch $\epsilon\sigma\tau\epsilon\upsilon\gamma\eta\alpha\tau\epsilon$ Hrdt. VII, 211. In $\pi\lambda\epsilon\iota\sigma\tau\acute{o}\varsigma$ war neben $\alpha\upsilon\tau\acute{o}$ η $\pi\lambda\epsilon\iota\sigma\tau\eta$ $\gamma\eta\gamma\mu\eta$ $\eta\eta$ auch anzuführen $\pi\lambda\epsilon\iota\sigma\tau\acute{o}\varsigma$ $\epsilon\iota\mu\iota$ $\tau\eta$ $\gamma\eta\gamma\mu\eta$ nach Hrdt. VII, 220. In $\pi\upsilon\sigma\theta\acute{\alpha}\nu\sigma\alpha\iota$ fehlt neben den Constructionen $\tau\acute{\iota}$ $\tau\iota\omega\varsigma$ und $\tau\acute{\iota}$ $\epsilon\kappa$ $\tau\iota\omega\varsigma$ die eben so häufige $\tau\acute{\iota}$ $\pi\alpha\rho\alpha$ $\tau\iota\omega\varsigma$, mit dem Zusatz, gewöhnlich von Personen, doch auch $\pi\alpha\rho\alpha$ $\pi\upsilon\sigma\theta\acute{o}\omega\upsilon$ Hrdt. VII, 182. In $\pi\acute{o}\delta\kappa\sigma\sigma\sigma\alpha\iota$ wird gelehrt, $\nu\eta\varsigma$ $\pi\acute{o}\delta\kappa\sigma\sigma\sigma\alpha\iota$ $\epsilon\varsigma$ $\pi\acute{o}\nu\tau\omega\upsilon$ Hrdt. VII, 188. seyen Schiffe, deren Hintertheile nach dem Meere zu emporragen. Ganz anders aber die Ausleger, die man sehe. Zu $\pi\sigma\kappa\iota\kappa\acute{\iota}\zeta\omega$, herumdrehen, ist beyzufügen: Aber $\pi\sigma\kappa\iota\kappa\acute{\iota}\zeta\omega$ Hrdt. VIII, 78. statt $\pi\sigma\kappa\iota\kappa\acute{\iota}\zeta\omega$, wie auch sonst die Verba in $\acute{o}\omega$ bey den Ionern in $\acute{\epsilon}\omega$ übergehen. Von $\pi\alpha\gamma\eta\sigma\tau\acute{o}\varsigma$ werden erst die Stellen IX, 53. 55. angeführt, und dann heisst es: „Häufiger im Med. $\pi\alpha\gamma\eta\sigma\tau\acute{o}\varsigma$.“ Das Medium steht aber auch Hrdt. IX, 55. In der für $\pi\sigma\tau\epsilon\iota\omega\upsilon$ citirten Stelle Hrdt. IX, 57. lieft man jetzt $\pi\sigma\tau\epsilon\iota\omega\upsilon$. Zu $\pi\sigma\tau\epsilon\iota\omega\upsilon$, überzählig, wird bezw., war die Stelle Xen. Cyr. VI, 2, 32. zuzusetzen.

Παρεχέλησις hat eine andre Bedeutung, als die vom Vf. angegebene bey Cic. ad Att. Ebendaher ist *πεντέλειπος* nachzutragen. In *πέπανος* ist der Accent in *πεντός*, wie *Hederich* hat, zu ändern. Vgl. *Goettl. de Accent. S. 79.* In *πορθμεύω* fehlt der bildliche Ausdruck und *εὐς δάκρυα πορθμεύω ὑπόμνησιν κακῶν* aus Eur. Or. Von *παντοδύπος* hat *Bekker* *Ilocr. Paneg. c. 12.* (Mor.) den Superlativ *παντοδυνάτωτος* aufgenommen, der sonst wohl nirgends vorkommen möchte. Von *παρασπύω* ist das Medium (Demosth. Olynth. I.) nicht angemerkt. Auch einzelne Ionische Formen, wie *παρακάτημαι*, *προσχηρῶ*, fehlen wieder.

Wir wenden uns zu *Σ. Σπαδίζω* fehlt nicht Hrdt. VI, 25., sondern V, 25. Unter *συνάπτειν* verdient die vielfach gedeutete Stelle Soph. Aj. 1296. Herm. Berücksichtigung. *Σπαιή* von der Kehle des Menschen, was aus Plut. angeführt ist, hat schon Thucyd. In *συμβάλλω* fehlt die Herodotische Form *συμβαλλέμενος* III, 68. VI, 63. Zu *σενάζειν* ist beyzufügen *προδοσίαν σενάζεσθαι* statt *μηχανῶσθαι* Hrdt. VI, 100. *Συμφέρει* imperf. kommt bey Hrdt. auch statt des passiven *συμφέρεται*, *accidit*, vor VII, 10. Der Singular *τὸ σίδηρον* soll nach dem Vf. sich nicht finden, er steht jedoch Hrdt. VII, 165. Von *σάγυρις* ist die Bedeutung mit Unrecht schwankend gelassen. Dafs es eine *Streitaxt* ist, lehrt, ausser Xenophon, der es von *κοπίς* unterscheidet, und Hesychius auch Hrdt. VII, 64. durch *ἀξίνας σαγυρίς εἶχον*. *Συγκιρῶσασθαι φιλίαν* ist erklärt unter *einander Freundschaft schliefen*, aus Hrdt. VII, 151.; aber dafs die Worte *unter einander* weggelassen werden mußten, lehrt das griechische *τὴν πρὸς ἑτέρω φιλίην συνεκράσαντο* klar. Dafs an *σινέομαι* statt *σίνωμαι* bey Hrdt. gegenwärtig vernünftigerweise niemand mehr zweifeln kann, ist offenbar, seitdem ausser in den von dem Vf. angeführten Stellen auch IX, 13. 73. 87. dieselbe Form gefunden worden ist. In *συνκινῶ* fehlt die merkwürdige passive Form *ἐχθος ἐς Λυκεδαίμονιους σινκινωμένον* Hrdt. IX, 89. Von *σαλακινῶ* haben Einige *σαλακινῶμα* Cic. ad Att. XIV, 2. gebildet, doch ist die Sache zweifelhaft. *Σπορεννῖνα* findet sich mit der Elipse *ἐαυτὸν* oder intransitiv Anacr. IV. Das Aeolische *σδεύγλα* statt *ζεύγλη* ist aus Erinna nachzutragen. In *συμπεραίνω* verdient die Verbindung mit *κλήθρι μοχλοῖς* aus Eurip. und der Gebrauch des Mediums aus Demosth. Erwähnung. In *συνγνώμων*, *nachsichtig*, *langmüthig*, ist die Construction *τινός*, *gegen etwas*, aus Eur. und Xen. zuzusetzen.

T. *Τίως* für *ἕως* steht auch Hrdt. IV, 165. und Demosth. Olynth. I.; in der letztern Stelle erscheint es jedoch, wenn Rec. sich recht entsinnt, *Schäfers* im *Appar.* bedenklich. So wie bey den Tragikern *τιμωρεῖν τινά* statt *τιμωρεῖσθαι τινά* steht, so findet sich auf der andern Seite auch *παρὰ τιμωρεῖσθαι πάντα* Soph. El. 341. vgl. Hrdt. IX, 79. Ueberhaupt ist die Construction dieses Zeitworts von Hrn. Pass. sehr unvollständig erläutert. Man findet nicht einmal das sehr gewöhnliche *τιμωρεῖσθαι τινά τινος*, wegen etwas, bemerkt, geschweige dafs seltene Wendungen, wie *τιμωρεῖν τινί τι* und *τιμωρεῖν τινί τινος* (Xen. Cyr. IV, 6,

8.) bemerkt wären. *Τίνομαι* wird für poetisch, *τίνεμαι* geradezu für falsch erklärt, und doch steht *τίννοδας* Hrdt. V, 77. Vgl. *Buttim.* ausf. Gramm. II. 1. S. 239. *Τροχίλος* scheint dem Vf. bey den Ionern, *τροχίλος* bey den Attikern die gewöhnliche Betonung gewesen zu seyn; aber gegenwärtig steht auch Hrdt. II, 68. *τροχίλος*. Von *τῶσος* ist theils nicht gesagt, wie weit es in der Attischen Prosa vorkommen kann, theils fehlt *ἐκ τῶσου*, *ab illo tempore*, vgl. *Schweigh.* zu Hrdt. VI, 84. Von *τεσσαρακοντούτης* durfte nicht so unbedingt *τεσσαρακοντεύου* als Genitiv angegeben werden. S. Lob. zu Phryn. S. 408. Von *τολμάω* fehlt die Herodotische Nebenform *τολμέω* aus VII, 77. Von *τανύω* wird zwar als Regel mit Recht aufgestellt, dafs *v* in allen Zeiten kurz sey; doch steht *ἐτανύειν* mit langem *v* Anacr. VIII. Derselbe Anacr. soll *τέρευος* als Nebenform von *τέρην* LI. haben, doch ist die Lesart schwankend. Dafs *τροχηλατέω* nicht bloß auf dem Rade martern, sondern im allgemeinen Sinne *quälen* heisst, lehrt besonders *μανιαῖοί τινα τροχηλατέειν* bey Eur. *Τιδασέω* wird für poetisch statt *τιδασσέω* erklärt; aber es steht seit *Bekker* auch Demosth. Olynth. III, 5. 31., wo es auch von *Schaefer* im *Appar.* gebilligt wird. In *τέρπω* ist weder gesagt, welcher von den 3 epischen Aorissen in Prosa zu brauchen ist, noch sind Wendungen, wie *τέρπεσθαι ὄνησιν* (Eur. Or. 1041.) angeführt. Dafs das Medium *τέκνοσθαι* auch vom Manne vorkommen kann, lehrt Eur. Med. 674.

Y. Von *ἐγιγρός* war neben dem Superl. *ἐγιγρότατος* auch *ἐγιγρόστατος* aus Hrdt. II, 77. anzuführen, woraus sich zugleich ergibt, warum einige auch einen Positiv *ἐγιγρός* angenommen haben. *Ἐπεχωρῶ*, *darüber weggehen*, Thuc. IV, 43., ist auszuschreiben, da in dieser Stelle jetzt mit Recht *ἐποχωρῶ* geschrieben steht. Von *ἐπεκρίτω* lieft man gewöhnlich ein Medium Soph. El. 1305., doch hat dieses *Hermann* verdrängt. Zu *ἐπερφόμαι* ist der Construction wegen die Stelle hinzuzufügen: *ὁ ὑπερφύς Ἕλληνας ἰσχύει* Hrdt. VI, 127. Zur Erläuterung der Construction von *ἐρίναι* 3) *nachlassen* gehörte noch *οὐδέν* Hrdt. VII, 162. Von *ἐπάρχω* ist die passive Wendung *τὰ παρὰ τῶν θεῶν ἡμῖν ἐπεργμένα* Demosth. Olynth. I. S. 12. merkwürdig. Das Ionische *ἐποκάτημαι* fehlt.

Q. In *φθίνω* ist das Jota, wie bey den Attikern, so schon Pind. Isthm. VII, 51. kurz. Neben *φρονάσσεσθαι ἐπὶ τινί* kommt auch *φρονάσσεσθαι τι* in der Anthol. vor. Statt *φιλογνώμια* steht bey Cic. Tusc. *φιλογνώμια* geschrieben. Zu *φραγέλλω* ist hinzuzusetzen, dafs es im neuen Testamente vorkommt.

Wir übergehen, was wir noch sonst von Q und den nächstfolgenden Buchstaben zu sagen hätten, enthalten uns auch aller Erinnerungen über die neu hinzugekommenen zweckmäßigen prosodischen Tabellen, ausser dafs wir den Vf. darauf aufmerksam machen, wie unbequem es für den Gebrauch ist, dafs diese Tabellen, welche doch dem Lexikon angebunden werden sollen, Folioformat haben, und also immer erst vielfach auseinander- und wieder zusammengelegt werden müssen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1827.

LITERATURGESCHICHTE.

DRESLAU, b. Korn: Dr. Fessler's Resultate seines Denkens und Erfahrens, als Anhang zu seinen Rückblicken auf seine 70jährige Pilgerschaft. Mit dem Bildniß des Verfassers. VII und 384 S. 8. (2 Rthl. 16 gGr.)

Wir haben seiner Zeit des gemischten Eindrucks erwähnt (A. L. Z. 1826. Nr. 201. 202.), welchem die Rückblicke des Vfs. auf den Leser hervorbringen können, und er findet sich auch in diesem Anhang wieder, der übrigens des Trefflichen und Anziehenden viel enthält, und darum auch gegen manche Beschuldigungen zur Schutzwehr dienen kann. Der Vf. berührt dies in einer Vorrede an seine Angehörigen, Verwandten und Freunde: er habe der Religion Jesu Christi und seiner Kirche, wie sie in den ersten drey Jahrhunderten gewesen und im 16ten von Luther und Calvin reformirt worden war, getreu anhängend, keiner kirchlichen Secte angehört, und die antichristliche Secte, welche ihn zum geheimen Papisten, Jesuiten, Obscuranten, Schwärmer, Mystiker, Fanatiker conscribiren wolle, werde Niemanden an ihm irre machen. Wir glauben wohl, daß die Vorwürfe übertrieben gewesen, daß der Vf. nach bestem Gewissen sie für unbegründet halten könne, vermuthen aber dennoch, daß einzelne Handlungsweisen ihnen einen Schein geliehen, so wie manche Aeusserungen des vorliegenden Werks über Religion, Christenthum und Kirche, Philosophie, Historie, Kunst, Recht, Staat, Krieg, Geschlecht, Liebe, Ehe, sammt den angehängten Paradoxien, nach strenger Deutung und Folgerung Bedenklichkeiten erregen möchten. Inzwischen sind dergleichen strenge Deutungen und Folgerungen selber bedenklich, weil die Persönlichkeit der Menschen nicht immer zu ihrem Inhalt fortschreitet, sondern Manches mildert und in's Gleiche stellt, sogar auf Kosten der Consequenz und mit heillosen Absprüngen von einer gewissen einge schlagenen Richtung.

Gleich die erste Aeusserung: „nicht der Mensch hat die Religion, sondern die Religion hat den Menschen“, und daß Niemand auf andern Wegen in das Heiligthum der Religion eingegangen sey, als auf welchen Gottes Geist mit freyer Nothwendigkeit ihn hin- und herauf fortzog, erinnert an Quietismus; so wie jene andre: „Gott sey die eine ewige und nothwendige Substanz, das Ein und All Gottes Per-
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

sonlichkeit, die Menschheit in ihrem Seyn und Werden seine erkennbare Gestalt, die Eine Welt sein Kleid, er sey in Allem, in ihm Alles, ausser ihm nichts, und wenn dieses, so sey das All er selbst“, an Pantheismus erinnert. Unbedingter wird man den Worten beystimmen: „Es hängt fast Alles von der Macht des Gemüths und der Rechtfchaffenheit der Gesinnung im Menschen ab, ob ihn die Religion ergreifen und verwandeln könne.“ Den Mysticismus, welchem der Mensch nirgends entfliehen kann, bezeichnet der Vf. als eingeschaffne Qualität der Vernunft, Eines mit Religiosität und Philosophie, höchste Steigerung, nicht Abspannung der Kraft, unterscheidet ihn aber vom Fanatismus, dem Sohne einer erhitzten Einbildungskraft, der mit Bildern tändelt, das Geistige verkörpert, das Unendliche begrenzt, das Eine trennt und sich selbst in thörichtem Streben, das Ungleiche zu vereinigen, verzehrt. Ohne diese Unterscheidung Hesse sich nicht behaupten (S. 18.): „daß der Mysticismus von aller Bekehrungsfucht unendlich weit entfernt und eine mystische Secte völlig undenkbar sey.“ Werden aber die Grenzen Beider in der Wirklichkeit nicht manchmal zusammenfließen?

Vom Logos Gottes ist das All der unzähligen Welten (nach früherer Aeusserung ist Gott selbst das All), der Mensch vollkommen geschaffen, stürzte sich aber aus dem reinen Vernunftleben in den Tod der Vernunftlosigkeit. Von der Grundanschauung des Falles und der Verderbtheit müssen alle richtigen Ansichten von dem Christenthume ausgehen. Hieraus folgt die Nothwendigkeit eines Erlösers, der Glaube, es sey der Logos Gottes selbst auf Erden Fleisch geworden: Religion, Religiosität, Christenthum und Kirche sind nicht Eins und Dasselbe. Der Vf. unterscheidet sie nach richtigen Merkmalen. Die christliche Kirche ist eine äußerliche, positive, überlieferte; sie fordert als sichtbare Gesellschaft einen statutarischen Lehrbegriff und Cultus mit socialrechtlicher Verfassung und Autorität. Niemand kann berechtigt seyn, statt dessen, was im apostolischen urchristlichen Kirchenwesen immer überall und von Allen gelehrt, geglaubt und beobachtet worden, etwas Anderes aufzustellen. Wir wollen diesen Satz nicht gänzlich verwerfen; aber führt nicht seine strengste Anwendung zum Papismus und ist nicht dieser auf ihn gebaut? Wo findet man ohne eine zweyte Autorität das überall von Allen Gelehrte und Geglaubte? Wie besteht damit ein andrer Ausspruch:
Y „das

„das Kirchenthum ist nur ein Werk der Zeit und für die Zeit?“ (S. 39.) Nach dem Vf. ist die Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit in den Schriften des neuen Bundes fest gegründet (S. 43.). Diefes kann doch nur durch Exegese erhellen. Schon in den ersten drey Jahrhunderten (die doch *Regula fidei* seyn sollten) gab es zwey Parteyen, Gläubige und Kfänger, eine doppelte Lehrart (S. 47.). Die Neuplatoniker werden gerühmt, auch wegen ihrer freundlichen Vorstellungen von der Hierarchie der Engel und der Heiligen (S. 52.), wodurch eine heilige Poesie in die Kirche eingeführt wurde. Wie dieses, sieht der Vf. auch die kirchlichen Orden im günstigen Lichte, die vormundtschaftliche Aufsicht des Papstthums sammt den Isidorischen Decretalen, deren Betrug wohl eingesehen wurde, aber den Glauben nicht störte. Wahr ist, man solle das Gute der päpstlichen Macht im Mittelalter nicht verkennen; jedoch wenn man in der Weise des Vfs. jegliches mit einem Strahlenglanz umgibt, läßt sich Alles rechtfertigen, und das Widerwärtige wird nur als trauriger Mißbrauch beklagt. Unklar ist, wie der Vf. den profanen Geist des Papstthums mit dem heiligen Geist der Hierarchie in offenbarem Kampfe betrachtet (S. 88.), und daraus die Nothwendigkeit der Reformation herleitet. Inzwischen haben nach ihm die Reformatoren aus leidenschaftlichem Haß mehreres Unerfetzliche vernachlässigt, die Einsetzung einer allgemeingültigen Socialautorität, Grenzmarken gegen die Lehrfreyheit, Verwerfung des geheiligten Priesterthums (S. 95.). Wäre die Beybehaltung ohne ein neues Papstthum möglich gewesen? Und wie kommt der Vf. bey diesem Tadel zu der Behauptung: der Vorzug und die Würde Einer heiligen allgemeinen und apostolischen Kirche sey auf die evangelische Kirche, wo sie wirklich noch Kirche ist, übergegangen? (S. 99.) Den Ausdruck Protestantismus hält der Vf. für gleichbedeutend mit dem ihm verhassten Rationalismus. Rationalismus aber hat doch bey jeglicher Reform seinen Antheil, und es käme ohne ihn nicht zu dieser. Immerhin kann dabey das Vorbild des christlichen Alterthums gelten, und noch mehr muß es die Bibel. Indessen möchte es schwer werden, aus den Schriften des neuen Test. das eigentliche Priesterthum abzuleiten, welches der Vf. auch für die evangelische Kirche als etwas Nothwendiges betrachtet.

In sonderbarer Zusammenstellung heist es: „die berühmtesten Lichtspender aller Zeiten, Platon und Plotinus, Clemens von Alexandrien und Origenes, Augustinus und Johannes Erigena, Malebranche und Spinoza, in so weit sich ihnen die überfinnliche ewige Welt aufgeschlossen hatte, waren *völlig Eines und einig* in der Vernunft; das ist, in der Anschauung der Einen, der Vernunft eingelebten, in unendlichen Lichtstrahlen ausströmenden, und alles, was da ist oder nur gedacht wird, beleuchtenden Idee von dem Einen und unbedingten, ewigen und göttlichen Seyn.“ Bayle und Hume haben von echter Philosophie nur einen bloßen Wiederchein gesehen. Sich selbst kann der Geist nicht in jener Grundidee, son-

dern bloß durch das innere Bewußtseyn wahrnehmen und beschauen. Vermag er nun nicht in Gott, sondern nur durch den Spiegel des Bewußtseyns sich selbst zu erkennen, so ist Gott auch des Geistes eigentliches Ich, dasjenige begrenzte Ding hingegen, welches sich im Bewußtseyn vom Geiste abbildet, fest *Nicht Ich*. Der Geist ist also in Gott, durch das Bewußtseyn aber gewahrt er von seinem wahren Ich und Seyn nur den Gegensein, welcher, in Vergleichung mit seinem Ich in Gott, fast in ein Nichts sich verliert, weil sich immer nur der kleinste und unbedeutendste Theil seines Wesens im Bewußtseyn spiegeln kann (S. 147). Hier redet der Vf. stark mystisch pantheistisch. Besser verstehen wir: „es kommt weniger darauf an, was, als darauf, in welchem Geiste man etwas thut.“ Auch die Ansicht von den Träumen, als Phantasiebildern des freyen, von Zeit und Raum losgebundenen Daseyns der Seele wäre annehmbar, wiewohl schwerlich behauptet werden möchte: „jeder Traum sey in sich ein vollendetes zusammenhängendes Ganze, seine scheinbare Verwirrung oder Ungereimtheit liege nicht in ihm, sondern in uns.“ (S. 160.)

In der Historie fordert der Vf. nicht bloße Erzählung der Thatfachen, sondern will erfahren, wie der Sohn Gottes, der Geist des Universums, der Genius der Menschheit, frey und allumfassend in der Begebenheit gewaltet hat. So sind die Kreuzzüge Gottes Werk. Wäre der Jesuitenorden nicht gestürzt, so gab es keine französische Revolution(?), bey der Wiederherstellung desselben wird sich die Adelnatur bald entwickeln. Den höhern Kunstsinne bezieht der Vf. auf das religiöse Gemüth; Musik möchte am freyesten, vollständigsten und wirksamsten das Wesen der Poesie ausprechen. Correggio wird unter den Malern besonders gepriesen, aber mit sonderbarem Geschmack entwirft der Vf. (S. 262.) ein symbolisches Bild der Philosophie, als Schwester der einen Kunst, der Poesie im Allgemeinen, in welchem die Hauptfigur eine nackte weibliche mit drey Augen seyn soll. Der Vf. wünscht für unsre Zeiten eine kirchlich christliche Tragödie als echte Kunstschöpfung. Von Staatsformen hält er nicht viel, mehr von der rein-sittlichen Gesinnung der Bürger. Die Erziehung zu reiner Weiblichkeit scheint ihm die schwerste Aufgabe unsrer Tage. Seine übrigen Bemerkungen über das Verhältniß der Geschlechter zeugen von feinem Beobachtungssinn; gewiss paradox klingt die erste der Paradoxien: Frauen verstehen das Herrschen besser als die Männer, weil sie ein kräftigeres Leben in der Idee hätten. Auf eine andre Weise paradox ist folgende Behauptung: „Ein Hauptzug, in dem der Geist unsrer Zeit sich offenbart, ist die fast allgemeine Vernunft- und Ideenscheu.“ Man darf nur von einer einzigen, ewigen, in allen Menschen, wie in der ganzen Natur erkennenden und lebenden Vernunft sprechen, die Natur mit der Kunst, die Philosophie mit der Religion zu vermählen; die ewig bestehenden Ehepacten zwischen dem Unendlichen und Endlichen aufzufinden, in die tiefen Geheim-

nisse der göttlichen Weltregierung mit dem religiösen Glauben einzudringen, die geheiligten Erkenntnisquellen des Christenthums den Grubeleyen des Verstandes und dem mißhandelnden Secirmesser einer profanen Kritik zu entziehen, und sie ausschließend dem gläubigen Wissen der religiösen Vernunft zu vindiciren suchen; so ist es schon genug, um ohne Gaade und Barmherzigkeit von kirchlichen Pharisäern und Sadducäern für einen Mytiker, Jesuiten, Obscuranten u. s. w. von einseitigen Welt- und Zeitmännern für einen vielseitigen Narren gehalten zu werden.“ — O nein, man wird auch wohl für weise gehalten.
PP.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Murray: *Vestiges of ancient Manners and Customs discoverable in modern Italy and Sicily.* — By the Rev. John James Blunt, F. of St. J. Coll., Cambr. and late one of the travelling Bachelors of that university. 1823. XVI und 293 S. 8.

Unter den neuern und neuesten Reisenden durch Italien und Sicilien sind wenige, welche auf die Reste des Alterthums, die sich noch heute in den Sitten und Gebräuchen der Italiener erhalten haben, Rücksicht genommen hätten. Alle suchen fast nur die todten Ruinen auf, welche die Reste alter Städte, Tempel und andrer Monumente bezeichnen, und bemerken nicht, daß ein Leben sie umgiebt, welches bey genauer Betrachtung dem der alten Italiener sehr auffallend entspricht, wenn man die christliche Form von dem innern Gehalte zu trennen, und jene in das heidnische Gewand, woraus sie sich entwickelten, umzukleiden versteht. Der gute Christ braucht sich hierüber nicht zu ereifern und der katholischen Kirche Vorwürfe deshalb zu machen, wie Middleton in seiner Vergleichung der alten und neuen Feste that; er sieht darin nur den Abdruck des menschlichen Geistes, der in den untern Klassen überall der Natur sich anschmiegt, während der mehr Gebildete die Form von dem Wesen zu unterscheiden versteht. Der Vf. vorliegender Schrift gehört nicht zu den Tadlern, sondern er theilt ganz arglos seine Vergleichen mit, die er auf einer Reise in den J. 1818 und 1819 anzustellen, und bey seiner zweyten Anwesenheit in Italien 1820 und 1821 zu berichtigen und zu vermehren Gelegenheit fand. Er stellt die Sitten und Gebräuche dar, welche sich aus dem höhern Alterthume oft noch ganz rein erhalten haben, und so finden wir in seinem Werke einen schätzbaren Commentar zu vielen (von dem Vf. auch citirten) Stellen der Alten, die insbesondere von dem Religions-Cultus in heidnischen Zeiten handelten. Mit Recht sagt daher der Vf. (S. 208.): *I am persuaded that the best commentary upon half the Latin authors is afforded to a careful observer by Italy itself.*

Der Vf. theilt seine Untersuchung in XV Kapitel ein, von denen die X ersten sich mit dem religiösen

Cultus und Aberglauben, die folgenden mit den bürgerlichen Sitten und Gebräuchen, so wie mit dem Charakter der alten und neuen Einwohner Italiens beschäftigen.

Im Isten Kapitel, welches einleitende Bemerkungen über die Religion Italiens und Siciliens enthält, zeigt der Vf., wie in den heißen Gegenden Italiens der Polytheismus leichter einheimisch werden und sich bis auf die jetzige Zeit (wenn auch unter andern Formen) bey dem gemeinen Manne leichter erhalten konnte, als bey uns; wie die Betteley und Habluclit der Priester sonst und jetzt das blinde Volk im Aberglauben gefangen hielt, um ihre zahlreichen Kapellen und Klöster mit reichen Gaben geschmückt zu sehen. Was ehemals die vielen Götter waren, sind jetzt die zahllosen Heiligen, denen vom Volke eine abgöttische Verehrung gezollt wird. Wegen der Einträglichkeit der Götter- jetzt Heiligen-Bilder und Reliquien nahm die Zahl der Heiligen und deren Feste ungeheuer zu, wodurch mancherley andrer grober Aberglaube befördert wurde.

Im IIten Kap. entwickelt der Vf. weiter die Art, wie aus den alten Göttern Heilige der neuern Zeit wurden. Die Menge der Festtage und die Nachttheile, welche daraus entspringen, veranlaßte schon eine Verringerung derselben durch Augustus (Sueton Aug. 82.), und in Hinsicht der Landwirthschaft wurde es gesetzlich, daß man sich nicht an die Feste zu binden brauchte (Virg. Georg. 1, 268.). Eben so würde jetzt alle Industrie und der Ackerbau ganz gestört werden, wenn die Festtage in Italien und Sicilien so heilig gehalten werden sollten, als dies in den Ländern geschieht, wo wenige Festtage sind. Daß man sich aber in Italien nicht viel aus den zahllosen Festtagen macht und in der Regel nur die Ministranten dabey beschäftigt sind, wissen wir auch schon aus der Reisebeschreibung unsers zu früh verstorbenen Kephälides, welche auch viele andre interessante Beyträge zu der Schrift des Vfs. liefert. Die Verbindung der Maria mit dem höchsten Wesen des Olympus spricht eine Inschrift an einem Altar zu Viterbo deutlich aus (S. 12.):

*Quis tamen laudes recolat, quis hujus
Virginis dotes, sibi quam pudicis
Nuptiis junctam voluit superni
Namen Olympi?*

So wurde die Jungfrau eine Gottesgebährerin, und der Vf. sieht hierin die Verbindungen zwischen Diana und Endymion, Bacchus und Ariadne, Venus und Adonis (weniger passend) in die christliche Kirche übertragen, als wie er weiter unten die *Mater dæm* dadurch wieder in der Idee restituirt glaubt. Er zeigt dann, daß die *Lares* und *Dii Tutelares* ehemals an allen den Stellen vorkommen, wo heutiges Tages die Heiligen-Bilder gebraucht werden, an den Kreuzwegen, so wie an den Eingängen der Häuser; in den Schlafkammern über den Ehebetten (*Dii cubicularæ*), so wie an den Vordertheilen der Schiffe, für deren Sicherheit sie sorgten. Wie das Schiff, welches Paulus trug, die Abzeichen des Castor und Pol-

Pollux hatte (Act. 28, 11.), und auch Catull von einem Schiffe, sagt:

*Seque dedicat Ibi
Gemelle Castor, et Gemelle Castoris*

so sind die Schiffe der Italiener gewöhnlich auch den Heiligen geweiht, und wir sind überzeugt, daß man manche auch dem heiligen Peter und Nicolaus zum Schutze anvertrauet hat, welche an die Stelle des Castor und Pollux getreten sind, und für die hilfreichen Erretter aus Sturm und Ungewitter gehalten werden, wenn das elektrische Phänomen sich zeigt, wodurch die im Aufruhr begriffene Natur beruhigt wird (S. 37). Auch als Zaubermittel oder Amulette wurden sowohl die alten Götterbildchen als die neuern Heiligenbildchen getragen (S. 40), und man hat diese von Bronze, Ebenholz und Elfenbein, und die schon in den Bädern des Titus befindliche Inschrift: „*Duodecim Deos et Dianam et Jovem, Optimum Maximum habeat iratos quisquis hinc minxerit aut cacaverit*“, findet ihre Erläuterung auch jetzt in den vielen angealten Heiligenbildern oder Kreuzen, welche manche Winkel gegen Verunreinigung schützen sollen (S. 45). Zu demselben Zwecke wurden ehemals auch Scenen aus der Unterwelt dargestellt, so wie jetzt Seelen, die sich im Fegfeuer befinden.

Im IIIten Kap. geht der Vf. zu den einzelnen Hauptgegenständen der Verehrung und zwar zuerst zu der der Madonna über, welche einer vorzüglichen Ehre genießt, weil auch in Aegypten und Italien die weiblichen Gottheiten den übrigen vorgezogen wurden. Sie vertritt die Stelle der Isis als „Königin des Himmels“ und der Cybele als „*Geotrois*“ oder *Mater dei*. Für letztere wurde in alten Zeiten eben so Almosen gesammelt, als für die Jungfrau jetzt (S. 53). Das Hauptfest der heiligen Jungfrau fällt bey den Römischen Katholiken auch auf denselben Tag, an welchem das Fest der Cybele von den Alten gefeyert wurde (S. 54). Höchst interessant ist die Darstellung des Festes der heiligen *Agatha*, der Schutzpatronin von Catania, und die Vergleichung desselben mit den Festen der *Ceres* in Italien, Sicilien und Griechenland, welche im IVten Kap. (S. 56—84) bis auf die geringfügigsten Umstände und Gebräuche verfolgt wird. Die Zeit dieser Doppelfeyer, die Kleidung der dabey dienenden Männer und Frauen, die ungeheuern Fackeln, welche dabey herumgetragen wurden, der feyerliche Zug unter Freudengeschrey und Spottreden durch die Stadt und die Felder, das Herumtragen verborgener Embleme in bedeckten Körben oder der mythischen Ciste, die Begleitung der Fliegen-Jäger (*Cacciamuschi*), welche den Bischof von Catania umgeben, wie die *flabelliferae* bey den Römern, welche die Fliegen von den Opfern der *Ceres* vertrie-

ben, den Oberpriester begleiteten; das Ueberfahren der Göttin auf einem von 20 Paar Ochsen gezogenen ungeheuern Wagen; alles zeugt für die Beybehaltung der Cerealien in dem Feste der heiligen *Agatha*.—

Im Vten Kap. wird eine Vergleichung der alten Tempel und der neuern Kirchen angestellt, und das Weihwasser bey dem Eingange, die zahlreichen Altäre, Statuen und Gemälde, der gelobten Gaben in beiden gefunden, so wie bemerkt wird, daß wie im Alterthum die Tempel oft einer, zweyen oder mehrern Gottheiten geweiht wären, so nun auch ein, oder zwey, oder mehrere Heilige Schutzpatrone der Kirchen wären (S. 88. 89). Auch waren in den Tempeln mehrerer Götter Altäre, welche andern Göttern geweiht waren. So wie in dem Tempel der *Minerva Medica* in Rom Altäre des *Aesculap*, der *Pomona*, des *Adonis*, der *Venus*, des *Faunus*, des *Hercules* und des *Antinous* sich befanden, eben so finden sich in der St. Peters-Kirche in Rom Altäre des heiligen *Leo*, der *Madonna della Colonna*, der *Madonna del Succorso*, des *Gregorius*, des heil. *Sebastian* u. s. w. Manche Tempel wurden geradezu in christliche Kirchen der ähnlichsten Heiligen umgewandelt, wie der Tempel der *Vesta* in die Kirche der *Madonna del sole*, der Tempel des *Romulus* und *Remus* in die Kirche der *Zwillingsbrüder Cosmo und Damien*; der Tempel der *Anna Parenna*, Schwester der *Dido*, bey *Lacinium*, in die Kirche der *Anna Petronilla*, Schwester der h. Jungfrau. Auch in Hinsicht der Entstehung glichen die alten Tempel den neuen Kirchen. Einige entstanden durch Geküßde, andere zum Andenken an wichtige Ereignisse, noch andere wurden gebaut zur Aufbewahrung besonders heiliger religiöser Gegenstände, und wie der Tempel der *Vesta* das *Palladium* beherbergte, so beschützte die Kirche *S. Maria in Campitelli* ein vorzügliches Wunderbild der *Madonna* (S. 99).

Die *Römische Basilica* war das Muster der neuern Kirchen, die Kanzel ist das *βήμα*, die Form ist länglich viereckig, der Haupteingang bey beiden in Westen mit einer manchmal von Bronze gegossenen Thür verschlossen, welche sich durch Basreliefs auszeichnet. Der Altar ist im Osten vor der Statue des Gottes, oder des Heiligen, oder des Heilandes, und dieser ist in den christlichen Kirchen gewöhnlich von Stein, so wie er in den Tempeln zur Verbrennung der Opfer gleichfalls von Stein seyn mußte. Auch Tripoden, die in den alten Tempeln so häufig waren, fand der Vf. in neuen Kirchen (S. 104). Wie *Plinius* XXX, 38, 1—9. die Menge der Ringe, Halsbänder und Ohringe der alten Statuen beschneibt, so finden sich diese auch in wahrscheinlich noch größerer Menge bey den Heiligenbildern der christlichen Kirchen, und die Verhüllung derselben durch Gardinen stammt gleichfalls aus der heidnischen Zeit her. Es sind die *Cortinae praetensae* Idolo der Alten.

(Der Abschluß folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1827.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LONDON, b. Murray: *Vestiges of ancient Manners and Customs discoverable in moderne Italy and Sicily.* — By the Rev. John James Blunt etc.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Religionsübungen und Ceremonien werden im Viten Kapitel zusammengestellt (S. 111 — 187). Zuerst findet der Vf. die Assistenz der Knaben bey den Messen im heidnischen Ritus wieder, wie auch *Middleton* schon bemerkt hat. Dieselbe Kleidung der dienenden Knaben, wie sie heut zu Tage in Italien ist, findet sich sogar in alten Herculianischen Gemälden wieder (Chamb. 7. MLXXVIII.). Eben so ist die Kleidung der Priester fast ganz dieselbe, wie in der heidnischen Zeit, wo man schon die *morretta* und die *sottana* entdeckt (S. 118). Die Messe mit der *Hostia*, das Sprengen des heiligen Wassers mit dem *aspersorio* gegen die Gemeinde, das Singen des Priesters, das *Klingeln* mit kleinen Schellen (nach den Alten „gut bey jeder Expiation und Reinigung und einflussreich für die Seelen der Verstorbenen“ (Ov. Fast. v. 441.), die häufigen Processionen außerhalb des Tempels mit Musik, Fahnen, Bildnissen u. s. w., mit Aushängung von Tapeten, Guirlanden, das Sprechen und Zanken sogar mit den Idolen und Heiligenbildern, das Schlagen derselben (oder Treten mit den Füßen, wovon *Kephalides* ein merkwürdiges Beyspiel anführt) im Unwillen — alles dieses findet der Vf. bey den heutigen Italienern und belegt überall durch Stellen der Alten, daß es auch schon früher so gewesen sey.

Das VIIte Kap. (S. 137 — 148) enthält eine Vergleichung der *Bettelmonche* mit den *Priestern der Isis* und des *Osiris*, aus welcher erhellt, daß jener Orden nicht erst von dem heil. Franciscus gestiftet, sondern von jenen Priestern entstanden ist.

Daß auch das geistliche Drama, in welchem Gott, Christus, Moles u. s. w. vermisch mit heidnischen Göttern oft auftreten, aus den heidnischen Zeiten entlehnt sey, beweist das VIIIte Kap.; doch ist unentschieden gelassen, ob es über Constantinopel nach Italien kam, wie *Voltaire* meint, oder ob das geistliche Drama unmittelbar die Plautinischen Comödien von den Italischen Bühnen verdrängte, auf welchen auch Jupiter, Mercur und andre Götter auftraten. In Italien war immer das Theater, mit

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

den Religionsübungen in Verbindung. (Liv. VIII. c. 2.) So ist auch jetzt die Liebe für geistliche oft carrikirte Schauspiele noch vorwaltend.

Kap. IX. (S. 149 — 161.) Ebenso wird die ganze dramatische Natur der römisch-katholischen Kirche aus dem Heidenthum abgeleitet, und im Xten Kap. (S. 162 — 178) stellt der Vf. die Zaubermittel der neuern Zeiten mit denen der Alten zusammen, und zeigt, daß auch hierin der abergläubische Charakter des Volks sich treu geblieben ist. Schellen und Klingeln, welche den Schafen, Köhen u. s. w. um den Hals gehangen werden, vertreten die Stelle der alten *tintinnabula*, welche als Entzauberungsmittel betrachtet wurden. (Schol. zu *Arist. Ran.* v. 944.) Bey Gewittern werden daher auch die großen Glocken angezogen „*per cacciare il diavolo*.“ Der *Speichel* hatte nach der Ansicht der Alten dieselbe Kraft bey Entzauberungen (Plin. X, 52.) und zur Cur giftiger Bisse, welche ihm heut zu Tage von der Secte der Girovali in Sicilien zugeschrieben wird, die mit ihrem Speichel den Biss giftiger Thiere heilen. Bey der Taufe wird jetzt der Speichel so angewendet, wie früher bey der Benennung des Kindes am *dies lustricus*.

— — *frontemque atque udo labella
Infami digito et lustratibus ante salivis
Expiat.* (Pers. Sat. II, 31.)

Die Zauberruthe, das geweihte Wasser, Amulette um den Hals gehangen, wozu auch die Corallen-Halsbänder gehörten, der Ausruf *Felicità!* bey dem Niesen Anderer, die dreymalige Bekreuzung, übereinstimmend mit der dreymaligen Bezeichnung durch mysteriöse Linien bey den Römern, ehe sie eine Reise antraten; das Rutschen auf den Knieen die Treppen hinauf, ehemals zum Tempel des Jupiter Capitolinus (Dio Cass. XLIII, 21) und zu den Tempeln der Cybele oder Isis (Juv. Sat. VI, 525); jetzt die *Scala Sancta* hinauf und zu der *Ara Coeli*, einem Gebäude, welches auf dem Platze des Tempels des Capitolinischen Jupiters erbaut ist, und mehrere Einzelheiten, die wir hier übergehen, zeugen von der Uebertragung auch dieser echt katholischen Gebräuche, denen man eine besondere, die Uebel-abwendende Kraft zuschrieb, aus dem Heidenthum.

Kap. XI. In Hinsicht der Sorge für die Todten hat der Vf. mehrfache Uebereinstimmung der heutigen und alten Einwohner Italiens bemerkt: das Wegtragen derselben auf einer bloßen Bahre ohne Sarg; die *Puticulae*, in welche die Leichname der Aermern

ohne Bekleidung und Sarg zur Verwesung hineingeworfen wurden und an einigen Orten noch werden; die prächtigen Leichenzüge bey Vornehmern mit Fackeln und Gefang (*naenia*); das dreymalige Abwaschen der Körper mit geweihtem Wasser; das dreymalige Aufwerfen von Erde auf den Todten; das Abkaufen der Quaaen des Fegefeuers (bey den Alten der Wanderung disseits des Styx); die Idee vom Fegefeuer selbst, die ganz aus der Platonischen Philosophie entlehnt ist; das Todtenfest (*Festa dei Morti*); die *feralia* der Römer u. m. a.

Kap. XII. Von dem *Ackerbau* der alten und jetzigen Einwohner Italiens und Siciliens. Der Vf. wollte hier keine genaue Beschreibung des gegenwärtigen und frühern Zustandes der Agricultur in Italien und Sicilien geben, sondern nur die vorzüglichsten Vergleichungspunkte der alten und neuen Zeit in dieser Hinsicht anführen. Hier spricht der Vf. zuerst von den nachtheiligen Ausdünstungen der Pontinischen Sümpfe und der *mal aria* der *Campagna di Roma*, was weniger hierher gehört. Besser eignet sich für dieses Kapitel die Darstellung ehemals und jetzt unbauter großer Länderecken in der Nähe von Rom (S. 199), während Sicilien und Afrika die Haupt-Kornkammern für Rom waren, und die Vergleichung der in alten Zeiten so wie jetzt in verschiedenen Stationen ausgestellten Soldaten zur Beschützung des Ackerbaues gegen Räuber und Banditen (S. 202). Einhegungen der Felder und Wiesen gab es sonst so wie auch jetzt wenig; der alte einfache Pflug (*buris*) ist auch jetzt noch gebräuchlich, so wie eine andre Art, deren Abbildung bey Hunter pl. XXV. n. 23. auf einer Münze von Enna in Sicilien vorkommt. Ochsen werden jetzt wie sonst zum Pflügen und Austreten des Getreides gebraucht, und Letzteres geschieht, wie sonst, nicht in eingeschlossenen Tennen, sondern in freyer Luft auf einem von Gras befreiten und festgestampften Boden. (Virg. Georg. 1, 179) Eben so viele Vergleichungspunkte bietet der Weinbau dar, der genau auf dieselbe Weise betrieben wird, wie ehemals. An Ulmen und Pappeln windet sich die Rebe in die Höhe, wie Virg. sagt Eclog. II, 70. u. a.), und bey dem Mangel an guten Wiesen entlaubt man noch die üppigen Reben zum Futter für das Vieh (Virg. Ecl. 1, 57). Auch die Bäume, an denen die Reben gezogen, wurden zu demselben Zwecke halb entblättert, was auch jetzt noch geschieht. Dieses giebt einen Commentar zu Virg. Ecl. II, 70. *Cato de R. R.* S. 33. (Auct. R. R. Lugd. Bat. 1548.) Man füllt, wie ehemals, den Wein in Ziegenhäute. — Die Stelle Georg. II, 30:

*Quin et caudicibus sectis mirabile dictu,
Truditur e secco radix oleagina ligno*

wird sehr schön durch die Beschreibung commentirt (S. 216), wie man die Olivengärten anlegt. Die alten Bäume werden in viele Stücke zerlegt, davon werden die „*novoli*“ geschnitten in der Größe und Form von Pilzen, jedoch so, daß an jedem etwas Borke

bleibt; dann taucht man sie in Mist, steckt sie in die Erde, worauf bald Schößlinge ausschlagen, die am Ende des Jahrs verpflanzt werden und in drey Jahren einen vollkommenen Oliven-Garten bilden. Die Verpachtung des Landes ist dieselbe, wie in alten Zeiten. Der *villicus* oder *exactor* ist der heutige *fattore*, die *conladini* sind die alten *coloni* oder *actores* (S. 220).

Kap. XIII. Vergleichung der alten und neuen Städte und Ortschaften, der Häuser, Geräthschaften u. s. w. Die Aufgrabung der verschütteten Städte Pompeji und Herculanium und die genaue Bekanntschaft des Vfs. mit Allem, was darin entdeckt ist, giebt diesem Kapitel eine besondre Wichtigkeit; allein der interessanten Thatfachen, welche in diese Schilderung verwebt werden, sind so viele, daß ein Auszug hier nicht wohl möglich ist. Nur das Einzige wollen wir bemerken, daß der Vf. den (wiewohl spärlichen) Gebrauch gläserner Fenster auch schon in den verschütteten Städten darthut. Häufiger waren die Fenster aus *lapis specularis* bereitet. Auch jetzt sind gläserne Fenster in den Dörfern und kleinen Städten Italiens und Siciliens noch sehr selten (S. 250).

Das XIVte Kap. handelt von der *Bekleidung*, der *Nahrung* und dem *Putze* der alten und jetzigen Italiener und Sicilier. Das alte *Prandium* ist das heutige *pranzo*, um-Mittag. Dann folgte ehemals wie jetzt die Nachmittagsruhe (Plin. Ep. III, 6. Suet. Aug. 78. Plin. Hist. Nat. VII, 44 u. X, 3), die so allgemein ist, daß die Kramläden sogar geschlossen werden und nur Fremde sich auf den Strassen blicken lassen. Des Abends, wenn es kühl geworden, sammelt sich Alles auf den *piazza's*, während der Corso mit Kutschen bedeckt ist. Hierdurch erklärt der Vf. unter andern auch die sonst schwierige Stelle des Horaz Ep. 1. 6. 20., die unrichtig auf die Geschäfte im Forum bezogen wird. Die alten *Lecticae* sind die heutigen *lettige*, die in Sicilien noch sehr häufig sind. Die große Freyheit der Sklaven der Alten und der jetzigen Dienerschaft gegen ihre Herren ist eine merkwürdige Uebereinstimmung in Hinsicht des Verhältnisses der alten Herren zu den Sklaven. *Thermopolia* waren in alten Zeiten eben so häufig, als jetzt. In Pompeji sind eine sehr große Menge entdeckt. Der Ausdruck des Willkommenseyns beym Empfang durch Kuss, Handkuss und den *digitus salutaris* sind jetzt noch auf dieselbe Weise üblich, wie bey den Alten. Das Abendessen ist die *cena*, der Alten *coena*.

Nun folgt eine interessante Darstellung dessen, was ehemals so wie jetzt hauptsächlich zur *Nahrung* der Menschen diente, unter dem Vieles vorkommt, woran ein nordischer Magen keinen Geschmack finden würde. Butter assen nach Plin. XXVIII, 9 nur die Barbaren, jetzt bloß die Fremden. In Sicilien fand der Vf. bloß in Palermo und Messina Butter. Statt deren bediente man sich des Oels zu den Speisen. — Die Kleidung hat sich sehr verändert, doch finden sich noch die Toga, die Pelze der Schäfer, die

die Sandalen in der Gegend von Foudi und in Neapel der *pileus* der Römer. Der *Venetus cucullus* noch in Venedig fast allein fabricirt (Juv. Sat. III, 170); die Haarnadel (*acus*) bey den Frauen, um die Haarwulst zu halten, 6—8 Zoll lang (S. 264), mit Knöpfen an beiden Seiten, Halsbänder von goldenen oder vergoldeten Kugeln, große Ohrringe, Fingerringe in Menge, Sonnenschirme selbst bey den Bauern männlichen und weiblichen Geschlechts, *umbraculae* der Alten (Martial XIV, 28).

Im XVten Kap. spricht der Vf. von den Aehnlichkeiten, welche er in Hinsicht des Charakters der Einwohner gefunden hat. Das Laster des Spiels war ehemals (Juv. I, 88) sehr gemein in Italien. Knaben und selbst Straßensbettler spielen um Geld oder setzen in die Lotterie, welche, wie der Vf. (S. 274—275) erweist, keine Venetianische Erfindung ist, sondern in ihren ersten Spuren schon bey den Römern sich findet. (Suet. Aug. 75. Lampr. 21.) Das bekannte Fingerspiel, *morra* bey den Italienern genannt, und wobey man schnell rathen muß, wie viel Finger der Andre auswerfen werde, ist gleichfalls alt. Es ist das *micare digitis* der Alten. Auch das Spiel mit Nüssen, wobey 4—5 Wallnüsse auf einander gethürmt und von einer gewissen Entfernung aus umgeworfen werden müssen, ist alt und noch jetzt gebräuchlich, und der Vf. erklärt dadurch ein Paar dunkle Stellen der Alten. Die Vorliebe für öffentliche Schauspiele haben die alten mit den heutigen Italienern gemein. Stiergefechte, von Julius Cäsar wahrscheinlich aus Thessalien nach Rom verpflanzt, haben sich bis jetzt erhalten, und die genauere Beschreibung derselben bietet eine Menge Vergleichungspunkte auch in Hinsicht des Einzelnen dar. Die von Heu ausgeflopfen Menschengestalten, woran der Stier seine Wuth ausließ (*Ascotus in Orut. pro Cornelio*); die *phoeniceae vestes*, wodurch er gereizt wurde (Ovid. Metam. XII, 102.) finden sich noch jetzt. Ein andres öffentliches Ergetzungsmittel waren die *Pantomimen* oder Tänzer, welche unter den Kaisern sehr beliebt waren (Tacit. Annal. I, 54. Suet. Ner. 16. 54.) und jetzt als Ballette es ebenfalls sind. Der ungestüme Charakter der Italiener, welcher sich bey der geringsten Kleinigkeit durch die lebhaftesten Pantomimen und Anrufung aller Heiligen, den *Santo Diavolo* nicht ausgenommen, äußert, begünstigt diese Vergnügungen. Selbst die Männer vergießen leicht Thränen, wie Virgil's kriegerischer Aeneas, und es ist also kein Fehler des Dichters, wenn er diesen „*lacrymis obortis*“ so leicht aufgeregt schildert. Wie jetzt die Franciscaner mehr durch Action und Gesticulation die Gemüther einnehmen, so mußten die alten Redner, die nur von einem kleinen Theil der Volksversammlung verstanden werden konnten, gute Acteure seyn. Die heutigen *Improvisatoren* in Italien vergleicht der Vf. mit den Sehern (*vates*) der Alten, weniger passend, als mit den Improvisatoren, welche a. n. 391 bey einer Pest die Götter durch Tanz und improvisirte Verse zu besänf-

tigen suchten. Eben so gehören die Wettgeänge hierher, die Virgil und Theokrit anführen. Wie die *Literatores* oder *Grammatici*, die *Homaristae* und *Ennianistae* dem Volke öffentlich die Meisterwerke der Dichtkunst vordeclamirten und gesticulirten: so sah der Vf. einen Histrionen, der in Neapel der untersten Volksklasse den *Orlando furioso* auf gut Neapolitanisch verdolmetschte und erklärte.

Der Vf. schließt mit dem Wunsche, daß der Leser sich durch seine Arbeit auf den classischen Boden Italiens einheimlicher fühlen und mit günstigen Augen sein Werk betrachten möge, welches nur das Andenken an eine größere Zeit erwecken solle. Rec. gesteht, daß dieses in hohem Grade bey ihm der Fall gewesen sey, und verspricht allen mit dem classischen Alterthume vertrauten Lesern einen ähnlichen Genuß bey der Benutzung dieses trefflichen Werks. Kr.

LEIPZIG U. DARMSTADT, b. Leske: *Ursprung religiöser Ceremonien und Gebräuche der Römisch-katholischen Kirche, besonders in Italien und Sicilien.* Von John James Blunt, Mitglied des St. John's College in Cambridge. Aus dem Englischen. 1826. XIV u. 197 S. 8. (18 gGr.)

Der Vf. dieser wohlgerathenen Uebersetzung, Hr. Wiener, Pfarrer zu Bessungen bey Darmstadt, erklärt in der Vorrede, daß er keineswegs eine freye Bearbeitung, sondern eine möglichst treue Uebersetzung des Englischen Werks beabsichtigt habe, wobey er nur hin und wieder, soviel die ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel versatteten, das Original durch hinzugefügte Anmerkungen zu berichtigen und zu ergänzen suchte. Doch hat der Uebersetzer dasselbe nur soweit hier wiedergegeben, als es sich auf die in der Römischkatholischen Kirche üblichen Ceremonien und Gebräuche bezieht, dagegen die im Original befindlichen Kapitel über den Ackerbau, die Städte, Häuser, Geräthschaften, sowie über die Lebensweise, Kleidung u. s. w. der Italiener, in der Meinung, als sey dies von weniger allgemeinem Interesse, hinweggelassen. Rec. kann diese Ueberzeugung nicht theilen; er glaubt vielmehr, daß der gebildete Leser jene ausgelassenen Gegenstände ungern vermissen wird, da sie Manches umfassen, was andre Reisende entweder gar nicht, oder wenigstens nicht so ausführlich, aus dem angegebenen Gesichtspunkte berücksichtigt haben. Uebrigens bemerkt der Uebers. mit Recht: die Behauptung, daß viele Römischkatholische Kirchengebräuche ihren Ursprung im Heidenthum haben, sey nichts weniger als neu und werde selbst von Katholiken nicht in Abrede gestellt, welches unter andern durch Stellen aus Baronius Annalen bestätigt wird, die eine solche Umwandlung heidnischer Gebräuche in christliche sogar als etwas sehr Lößliches preisen. Wenn sich nun gleich Manches zur Entschuldigung jenes Ver-

Verfahrens beybringen läßt, so bleibt doch immer die Forderung dabey unerläßlich, daß Alles, was auf diese Weise aus dem heidnischen Gottesdienste in den christlichen aufgenommen worden, und was dem Geiße und Zweck der christlichen Religion nicht angemessen und förderlich, vielmehr gänzlich zuwider oder hinderlich ist, wie dieß bey fast allen aus dem Heidenthume ins Christenthum übergegangenen Ceremonien und Gebräuchen der Fall ist, allmählig bey fortschreitender Vernunftentwicklung wieder aus demselben entfernt werden möge.

Die der Uebersetzung beygefügten Anmerkungen und Zugaben, welche letztern die mit den Palilien der alten Römer übereinstimmende katholische Thierweihe, die Feyer des Palmsonntags entsprechend den athenischen Olchophorien, die alten und neuen Processionen und die dramatische Feyer des Charfreytags betreffen, zeugen, so wie die Verdeutschung der aus alten Römischen Classikern beygebrachten Stellen, von Belesenheit und Sachkenntniß des Uebersetzers, und geben der Uebersetzung selbst einen Vorzug vor dem Original.

—g—

RÖMISCHE LITERATUR.

HANNOVER, b. Hahn: *Publii Terentii, Afri Comediae sex. Editio ad scholarum usum accommodata atque commentatione de metris Terentianis ornata. Curante Henrico Lud. Jul. Billerbeck, Philosophiae Doctore Hildesensi. 1826. XII und 236 S. 8. (9 gGr.)*

Betrachten wir das Buch als einen für die Schulen bestimmten Textabdruck, so ist zu billigen, daß das Papier gut, die Schrift nicht zu klein, der Druck deutlich ist, wenn auch nicht ohne Fehler, und daß die rhythmischen Accente angegeben sind; nur setzt dieß voraus, entweder daß der Bentley'sche Text abgedruckt wurde, wie er ist und erst 1819 Leipz. bey Tauchnitz und 1820 Berlin bey Maurer wiederholt worden ist; oder daß der Text auf solche Weise neu überarbeitet wurde, daß das Metrum richtig blieb. Dieß Letztere war des neuen Editors Absicht, und nach der deutschen Vorrede ist der Text von ihm „mit den besten Ausgaben des Terenz z. B. von Bentley, von Fr. Chr. Gotil. Perlet, von der *societas Bipontina* u. s. f. verglichen, und darnach mit sorgfältiger Kritik festgestellt — worden.“ Man wundert sich über diese Zusammenstellung. Bentley's Hauptzweck war Herstellung des Terenz in Rücksicht des Metriscen; nicht in der Metrik ist

die Stärke der Bipontiner. Offenbar liegt hier der Bentley'sche Text zum Grunde; aber man sucht vergeblich nach einer Rechtfertigung oder auch nur einer Angabe der Veränderungen. Im Prologus des Eunuchus weicht der Text der vorliegenden Ausgabe an 5 Stellen nach Vorgang der Bipontiner vom Bentley'schen ab, und an 6 andern ist dieser gegen die Bipontiner beybehalten worden, z. B. auch die unnöthige Conjectur v. 51: *cas se hic non negat*. In v. 12. *quam ille qui petit* vermißten wir den Accent; wie soll nun der Schüler den Rhythmus angeben? Doch wohl mit Faernus: *quam ille qui petit*. Druckfehler in den Accenten kommen oft vor. Er fehlt mehrere Male im kurzen ersten Acte; steht auch zuweilen falsch, z. B. im Prolog v. 17: *habeo alia multa* für *habeo alia multa, quae nunc condonabitur*, wo das Bentley'sche *nunc quae condonabitur* des Gegensatzes wegen *quae proferentur* post besser scheint. Im ersten Acte geht der neue Editor etwa 12mal vom Bentley'schen Texte ab, meistens mit den Bipontinern; doch ist v. 16. abweichend von beiden *tu si postulas* ohne Grund geschrieben, da dem *tu* kein Nachdruck gebührt. In v. 24. *Restinguet et te ultro accusabis et dabis ei* leidet der Vers. Bentley und Bothe änderten. In v. 117. *Me miseram! forsitan hic parvam habeat mihi fidem* verliert *parvam* den ihm hier zukommenden Ton. Bentley liest: *forsitan parvam hic habeat mihi fidem*, und Bothe: *forsitan parvam mi habeat hic fidem*. Obgleich diese ganze Stelle keine großen Schwierigkeiten hat und die meisten Aenderungen guten Grund haben, so ist sie doch nicht mit der Sicherheit behandelt, daß eine Nachweisung der Abänderungen entbehrlich scheinen könnte. Dieß bestätigen auch zwey schwierigere Stellen, welche wir noch vergleichen. In Adelph. 4, 4. sind im 2ten Verse *hoccine de improvise* die Cretici verdorben, welche bey Bentley *hoccine ex improvise* etc. lauten. In den Creticis Andr. 4, 1. ist es v. 7. keine Verbesserung, *promissa est jam perfici* zu lesen, mit wieder eingeschwärztem *est*; auch nicht v. 11, wo zwar nach den MSten *quis tu es? quis mihi es? cur meam tibi? heus* gelesen wird, aber gegen das Metrum. Bentley erlaubte sich, zwey Wörter einzuschleiben: *quis tu homo es? quis mihi es? cur ego meam tibi? heus*; Bothe hat wenigstens im Anfange die leichtere Verbesserung: *Tu quis es?* Der folgende Vers ist sonderbar accentuirt: *Proxumus sum egomet mihi — attamen ubi fides.* — Vor dem Texte ist auf vier Blättern ein deutscher Auszug aus Grotend's größserer lat. Grammatik von den Versarten des Terentius abgedruckt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Februar 1827.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

- 1) LEIPZIG, b. Vogel: *Carmina Samaritana* e codicibus Londinensibus et Gothanis edidit et interpretatione latina cum commentario illustravit Guil. Gesenius, philosophiae et theologiae doctor etc. 1824. 106 S. 4. mit 1 Kpft.
- 2) HALLE, b. Renger: *De inscriptione Phoenicio-graeca in Cyrenaica nuper reperta ad Corporationis haeresin pertinente commentatio*; scripsit Guil. Gesenius, phil. et theol. doctor etc. 1825. 30 S. 4. mit 1 Kpft.

Schon vor einigen Jahren hatte der Vf. uns einige Proben aus diesen samaritanischen Liedern mitgetheilt in seinem Programm *de Samaritanorum theologia ex fontibus ineditis*. Eine ausführlichere Bekanntmachung derselben wollte er in der englischen Zeitschrift *Classical Journal* liefern; da es sich aber zeigte, daß die Abhandlung hier zerstückt und fehlerhaft abgedruckt würde, und ohnehin der Vf. einige neue Hülfsmittel erhalten hatte, so beschloß er, die vollständigere Bearbeitung auch hier in Deutschland und unmittelbar unter seiner Aufsicht herauszugeben, womit wir denn sehr zufrieden seyn dürfen. Die neuen Hülfsmittel bestehen in drey kleinen samaritanischen Handschriften, welche der Reisende Seetzen zu Naplusa von den Samaritanern gekauft und nach Gotha geschickt hatte. Der eine derselben ist biblischen Inhalts, und war daher für den hier beabsichtigten Zweck nicht brauchbar; aber die beiden andern enthalten Gebete und Gesänge und sind deshalb vom Vf. benutzt worden. Die erste der beiden zu London befindlichen Handschriften scheint für den Gebrauch der samaritanischen Synagogenvorsteher zu Damascus bestimmt gewesen zu seyn; die Lieder sind darin mit Beyschriften, Ueberschriften und Unterschriften begleitet, welche theils auf den liturgischen Gebrauch der einzelnen Lieder sich beziehen, theils Verfasser der Lieder anführen, ungefähr wie in den Ueberschriften der alttestamentlichen Psalmen. Die zweyte Handschrift zu London ist vielleicht mehr für den Privatgebrauch bestimmt gewesen, da die Lieder darin häufig mit der arabischen Uebersetzung begleitet sind. Sie enthält auch Kalendertafeln, aus welchen erhellt, daß diese Handschriften in den J. 1563, 1565 und 1569 geschrieben wurden. Die erste Gotha'sche Handschrift enthält hauptsächlich Gebete und Lieder für die Beschnei-

dungsfeyer, von jüngerm Ursprunge und in einer Sprache, welche sich mehr der hebräischen nähert. Aus diesen hat Hr. G. nur einzelne Stellen ausgezogen, um damit einige Ausdrücke in den andern Liedern zu erläutern. Die zweyte Gotha'sche Handschrift enthält nur einige Blätter, ein Bruchstück eines größern Werks. Der Inhalt dieser Gedichte ist bemerkenswerther; Hr. G. hat eins derselben ganz mitgetheilt, und von den übrigen den Hauptinhalt mit einigen Proben. Die Schrift in diesen Gotha'schen Handschriften ist dadurch merkwürdig, daß sie sich etwas entfernt von den bisher bekannten samaritanischen Buchstabenzügen, und zwar viel einfacher, als diese, erscheint, und dem phönizischen und alten hebräischen Alphabete ähnlich. Der Rhythmus dieser samaritanischen Lieder gleicht etwas dem der arabischen, indem die einzelnen Verszeilen in zwey Hälften zerfallen und häufig mit einem und demselben Consonanten schliessen, so daß eine Art Reim entsteht. Auch sind die Zeilen oft mit alphabetisch geordneten Anfängen versehen, wie die alphabetischen Psalmen im Alten Testament. Im Inhalt gleichen alle diese Lieder ziemlich den hebräischen Psalmen; dieselben Hauptgedanken, Ausdrücke und Bilder kommen fast in allen vor; doch finden sich bisweilen auch Wortspiele und künstlichere Wendungen. — In Ansehung der dogmatischen Lehren heben sie besonders strenge die Einheit Gottes hervor; die Kräfte desselben ruhten in ihm, bis sie sich in der Schöpfung der Welt sichtbar machten; die Welt, welche theils den Sinnen bemerkbar, theils geistig und von Engeln bewohnt ist, ward aus Nichts erschaffen; der Mensch ward aus dem Staube des Berges Saffra verfertigt nach dem Bilde der Engel; die Engel oder Kräfte der verborgenen Welt sind nur einmal in dieser Sinnenwelt erschienen, nämlich bey der Gesetzgebung; Mose ist der Prophet für alle Zeiten und wird mit den auserlesenen Lobeserhebungen gefeiert; sein Gesetz ist ein Funke des göttlichen Gewandes und eröffnet den Menschen den Weg zum ewigen Leben; die Heiligkeit des Sabbaths wird sorgfältig eingeschärft; am Ende der Dinge erfolgt das Gericht, die Vergebung der Sünden und die Auferstehung der Frommen; aber die falschen Propheten mit ihren Anhängern werden dann in die Flammen gestürzt; vom Messias wird in diesen Liedern nur einmal gesprochen, und die Erklärung der Stelle bleibt etwas zweifelhaft. — Das Alter dieser Gedichte zu bestimmen, ist sehr schwer, weil keine Beziehungen auf

auf Zeitereignisse darin vorkommen. In dem fünften Gedicht, welches Hr. G. bearbeitet hat, klagen die Samaritaner über grausame Feinde und Verfolgungen. Hieraus vermuthet Hr. G., daß es unter dem Kaiser Justinian verfaßt seyn möge, welcher den Samaritanern viel Böses zuzugab. Doch giebt er zu, daß man hierbey freylich auch an spätere Bedrückungen durch die Mohammedaner denken könne, zumal da die Namen mancher Verfasser, welche bey diesen Gedichten angeführt sind, arabische Formen haben. Wir wollen nun ein Bruchstück aus diesen Gedichten mittheilen. Das vierte Gedicht preiset das mosaische Gesetz, und beschreibt mit dichterischen Bildern dessen Bekanntmachung auf Sinai. Es beginnt also:

لشيخ الصلي صفي Doctoris clari Sufi al Mer-
الرجاني dschani.

1. Deus aeternae,
Qui ante mundum;
Deus, qui coepisti mundum,
Et finem ei impones.....
2. In habitaculo alto,
Deus erit in aeternum:
In habitaculo sancto
Locus est, quem elegit sibi.
3. Vires tuas occultas
Omnibus ceteris superiores.
Virtutes istae prodierant
Die, quo praedicavit nomen suum.
4. Ille est virtus, quae vivit
Ultra breve silentium:
Ille quondam proclamabit:
Ego, ego ille.
5. Divina majestas extima
Alteri non tributa est:
Divina majestas magna
Implet mundum.
6. Vae ei, qui non fidem habet
Robori ejus magno;
Vae ei, qui non testatur:
Non est deus, nisi unus.
7. אלהים קדמא
וקדם לעולם
אלה רשעא עלמא
וחסלא במוס ס...
במעונה רמא
הו אלה לעלם
במעון קדשה
אחרה דפרש לה
בבורה כסיה
מכל בבורה
בבורה נפקי
יום דקרא שמה
דו חלה רקעם
על כירה רשעוקה
דו עחיד כר
אני אני חרם
אלהה רבחה
ליה לעורן בה פני
אלהה רבחה
מליה עלמה
וילה ולא מוהמן
בבורה הרבחה
וילה ולא מסד
ליה אלה אלא אחד

Weiterhin heist es mit Ausdrücken, welche sich auf das Deuteronomion 38, v. 2. erwähnte Feuer des Gesetzes beziehen, von den Gesetztafeln:

13. Monstrasti iis Dominus
Duas tabulas,
Firmas et inscriptas
Digito ignis ardentis.
14. Fulgentes erant
Inftar fulguris splendentis:
Venerandus ille inscripsit iis
Ipso digito suo.
15. Dii latuerunt
In medio igne;
Dii precatus est Moses,
Antequam accepit eas.
16. Tempus gloriosam dans vitam
Ei, qui inde bibit;
Tempus, quod cum participem reddit
Vitis veterum.

17. Misa mundi absconditi
Sunt istae tabulae:
Misa magnificans sapientiam
Omnibus seculis futura.
18. Voluntatem Dei
Continent istae tabulae:
Voluntatem, quam decrevit
Sex illis diebus.
19. O aeternum! Occulta
Prodierunt in lucem:
Tonitrubus et fulguribus
Ibi congregatio.

Spätere Juden zählten das Gesetz zu den sieben Dingen, welche vor Gründung der Welt erschaffen seyn sollten. Aehnlich behaupteten einige Mohammedaner, daß der Koran unerschaffen genannt werden müsse. In dem fünften Gedicht klagen die Samaritaner über ihre Bedränger unter anderm also:

12. Oppressores, qui magno numero
Apparent in diebus nostris:
Hos coerce, et cohibe
Consilia pessima hostium nostrorum.
13. A te petimus,
O rex spirituum nostrorum;
Absque te non est
Resurrectio ad vitam nostram.
14. Vires nostras in discrimine versantur,
Surgentes e foribus nostris;
Libera nos ab oppressoribus,
Castigantibus propter culpam nostram.
15. Oderunt nos absque misericordia
Vosque iis subjecti sumus:
Putat fortunatus ille, nos
Quamquam vivos mortuos esse.

Das siebente Gedicht ist dadurch merkwürdig, daß es ausführlich die Auferstehung schildert, und also wiederum eine von den Kirchenvätern vorgebrachte Beschuldigung widerlegt, welche den Samaritanern nicht nur den Glauben an die Engel, sondern auch den Glauben an die Auferstehung absprachen. Diese Samaritanischen Gedichte liefern neue Beweise davon, wie nothwendig es sey, die Lehren jeder Religionspartey nur aus ihren eignen Schriften zu schöpfen, und hierin nicht den Aussagen ihrer Gegner unvorsichtig zu trauen. Die Samaritaner sollten sogar Götzendiener seyn, sie, welche die Einheit und Geistigkeit Gottes in ihren heiligen Gesängen unaufhörlich predigen. Ueber den Inhalt des ersten Gedichts bemerkt Hr. G.: Hoc, si quod aliud, philosophicas est indolis, et Gnosin vel Sufismum quandam spirat. Agit illud de mysterio amoris Dei, cujus pauci participes sint, regibus illi terrae equiparandi, ubicunque fuerint. Ac talibus se adnumerare, ipse poeta non audet, sperat tamen fore, ut illud arcanum edoceatur a viris ejus consensu et mystis רבין. Apparet ex hoc carmine, quandam arcani disciplinam a Samaritanis non alienam fuisse, et fuisse inter eos quasi reclusos atque pneumaticos sive γνωστικούς, mysticis imbutos. Cf. de Muhammedanorum amore dei mystico d'Herbelot f. v. Ešchek Allah عشق الله i. e. amor Dei, de Judaeis, duas interni cultus partes, timorem et amorem Dei, distin-

alten Denkmälern, durch welche die Karpocratianer Glauben machen wollten, daß ihre Lehren uralt seyen und von berühmten Weisen abstammen. Darum ward das griechische der einen Inschrift nach der alten Weise *σοφοκρατηδών* geschrieben und mit einem frühen Datum versehen, und der semitische Text ward aus gleicher Ursache phönizisch geschrieben. Hr. G. hat auch gezeigt, daß noch im 5ten und 6ten Jahrh. Karpocratianische Ideen in Cyrenaika Anhänger fanden, und er ist daher geneigt, den Ursprung dieser Inschriften in diese Jahrhunderte zu setzen, wenigstens derjenigen, welches des Masdak erwähnt, der unter Kaiser Justinian lebte. Bey der andern Inschrift bleibt es freylich möglich, daß sie schon etwas früher verfertigt worden. Rec. braucht nicht erst besonders zu bemerken, daß Hr. G. in dieser Untersuchung überall die Gelehrsamkeit, die vorsichtige Forschung und den Scharfsinn von Neuem gezeigt habe, welche wir in seinen Schriften zu finden gewohnt sind. G. K.

RECHTSGELAHRTHEIT.

BRESLAU, b. Max: *Quatuor folia antiquissimi alicujus Digestorum Codicis rescripta* Neapoli nuper reperta, nunc primum edita ab *Ernesto Theodoro Gaupp*, J. U. D. et P. P. E. in univ. Vratislav. 1823. 47 S. 4. mit einem lithographirten specimine scripturae. (12 gr.)

Durch Hn. Archivar Perz aufmerksam gemacht, daß sich in der königl. Bibliothek zu Neapel eine Handschrift des *Charisius* und *Anastasio de vitis pontificum* befinde, welche rescribirt sey, und in der unten liegenden Schrift, Bruchstücke aus dem Lucan, aber auch aus einem juristischen Werke enthalte, begab sich Hr. Prof. Gaupp auf seiner wissenschaftlichen Reise durch Italien dahin, um jene Handschrift näher zu untersuchen. Er fand bald, daß sich in derselben vier rescribirte Blätter aus dem zehnten Buche der Pandekten befänden, welche er genau abschrieb und hier dem gelehrten Publicum mittheilt. Allerdings gehört jener Fund zu den sehr interessanten, da wir in der bekannten Florentinischen Pandektenhandschrift zwar die älteste und merkwürdigste besitzen, jene Handschrift aber, aus der diese Blätter uns aufbehalten worden sind, derselben in Betreff des Alters beynahe gleichzustellen ist, und zu interessanten Vergleichen Stoff bietet. Das merkwürdigste aus ihr zu entnehmende Resultat ist einestheils, daß in derselben die einzelnen Gesetzesstellen oder *Leges* mit Zahlen bezeichnet sind, wodurch also die von v. Savigny Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, Bd. III. S. 494 fgg. aufgestellte Vermuthung, daß sich die Zahlenbezeichnung jener Stellen schon in den ältesten Handschriften befunden habe, wiewohl sie in der Florentinischen und denen aus der Zeit der Glossatoren vernachlässigt, und von letztern durch Angabe der Anfangsworte einer jeden Stelle ersetzt sey, zur urkundlichen Gewissheit erhoben worden ist; andern-

theils, daß der Text der Florentinischen Handschrift von jener Neapolitanischen nur in sehr wenigen unwesentlichen Dingen abweicht, wodurch also für die Genauigkeit der ersten ein neuer Beweis aufgefunden worden. Dieses ist in der, der Ausgabe jener vier Blätter, die außerdem eine genaue Beschreibung der Handschrift nach allen ihren Eigenthümlichkeiten enthält, genauer auseinander gesetzt. Auch ist in jener Einleitung eine Geschichte der Schicksale der Pandektenhandschriften vor der Zeit der Glossatoren gegeben, aus welcher vielleicht das hier ausgehoben zu werden verdient, daß dieselben jene Neapolitan. Handschrift gewiß nicht gekannt haben, und daß der Vf. die bekannte Sage über die frühere Aufbewahrung der Florentin. Handschrift in Amalfi und deren Transport nach Pisa wenigstens aus dem Grunde in Schutz nimmt, weil es nicht unwahrscheinlich sey, daß jene Handschrift, welche offenbar aus dem östömischen Reiche stamme, eher von Constantinopel nach Unteritalien, als nach Oberitalien gelangt sey. — Was nun die Ausgabe jener vier Blätter selbst betrifft, so erscheinen dieselben Zeile für Zeile und Seite für Seite, so wie sie sich in der Handschrift ausnehmen, in Capitalbuchstaben, mit Ausnahme der mit römischer Schrift ausgedruckten Ergänzungen, abgedruckt, so daß die Ausgabe selbst einigermassen als ein *Facsimile* der Handschrift selbst anzusehen ist. Ausgestattet ist dieselbe aber auf jeder gegenüber stehenden Seite mit einer genauen Angabe der Varianten der Florentin. Handschrift, und derjenigen, welche durch eine sorgfältige Vergleichung mit 19 andern, die sogenannte *lectio Bononiensis* oder *vulgata* darbietenden Ausgaben, nämlich der Venetianischen *per Bapt. de Tortis* von 1494, 1498, 1502, der Lyoner *per Franciscum Fradin* von 1511, 1516, 1537, *per Hugonem et heredes Aemonis a Porta* von 1540, 1542, 1545, 1548, 1557, *per Dionysium Harpyum* von 1541, 1542, *apud Guil. Rovillum* von 1560, der Pariser *per Andr. Boucardum* von 1515 und *per Carolum Guillard* von 1548, und endlich der *Haloander'schen* von 1529, gewonnen sind. Die Blätter selbst enthalten folgende Stücke aus den Pandekten: Blatt I. fängt mit den Worten — *tas fuerint rationes* des fr. 8. *familiae heriscundae* an, und geht bis zu den Worten des fr. 16. *pr. a communione ususfructus dis*. Blatt II. beginnt mit den Schlussworten des fr. 3. — *ra actionis officia iudicis translata sunt*, und geht bis zu den Worten des fr. 8. *pr. ut quoties desidera*, desselben Titels. Blatt III. beginnt mit den Worten des fr. 12. §. 6. *Ad exhibendum; quærere an heredi et in heredem*, und geht bis an die Worte des fr. 19. *eod. sua interesse, illos aut illos*; Bl. IV. endlich beginnt mit den Worten des fr. 23. *Communi dividundo: Quae enim locatio est*, u. schließt mit den Worten des fr. 29. *eod. ea actione pupillum teneri dicimus*. — Natürlich erscheinen sie aber in der Ausgabe selbst in ihrer wahren Ordnung auf einander. — Aus allem diesem erhellt, daß sich Hr. G. durch dieselbe ein großes Verdienst um die Pandektenkritik und die gerechtesten Ansprüche auf den Dank aller Civilisten erworben hat.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1827.

THEOLOGIE.

LEHRZE, b. Lauffer: *Die höchsten Principien der Schriftklärung*. Von J. G. Rätze. 1824. XVI u. 144 S. 8. (12 gGr.)

Der Vf. geht in der Vorrede zu den in dieser Schrift angestellten Untersuchungen davon aus, „dass die allmählig entstandene *rationelle* oder wissenschaftliche Erklärung der Schrift und des christlichen Glaubens durch moralische und wissenschaftliche Vernunftanwendung immer tiefer in den eigentlichen Schriftsinn eindringe und ihn als eine göttliche und seligmachende Kraft darstelle und beglaubige.“ Es kann aber nach seinem Dafürhalten die *rationelle* Schrifterklärung in *drey Hauptformen* erscheinen, nämlich in der *supernaturellen*, in der *rein rationellen* und in der *christlich rationellen*. Die *erste* erklärt er für unhaltbar; die *zweyte* scheint ihm zu beschränkt zu seyn; in der *dritten* aber findet er Alles, was man von dem höchsten Princip der Schrifterklärung fordern kann, indem durch dasselbe diejenige Vereinigung des Christlichen mit dem Vernünftigen erreicht werde, welche die geistreichsten unter den Supernaturalisten und Rationalisten, insonderheit *Schleiermacher* durch seine christliche Glaubenslehre, immer vollkommener zu erreichen suchten. Diefes weiter auszuführen und zu beweisen, ist der Zweck der *sieben* folgenden Abschnitte, in welche diese Schrift zerfällt. In dem *ersten* derselben wird, als in einer Einleitung, der Plan des Ganzen vorgelegt, woraus man aber sieht, — was auch schon aus der Vorrede erhellet, — dass der dieser Schrift gegebene Titel ihrem Zweck und Inhalt nicht entspricht: denn die Principien, von welchen hier die Rede ist, beziehen sich nicht auf das Geschäft des Schrifterklärens, der als solcher nur darauf sein Bemühen richtet, dass er den in den Worten des Schriftstellers liegenden Sinn richtig auffasse, oder dass er erforsche und ausmittele, was jener bey den von ihm gebrauchten Worten selbst gedacht und Anders als von ihm gedacht, habe mittheilen wollen. Hr. R. hat bey Ausarbeitung dieser Schrift beabsichtigt, ein *höchstes Princip* aufzustellen; nach welchem sich mit Sicherheit beurtheilen lasse, ob man den vermittelt der grammatisch historischen Interpretation gefundenen Inhalt der heiligen Schrift, insonderheit des N. T., für wahr und göttlich zu halten habe oder nicht. „Wenn uns der Sinn einer

Schriftlehre,“ sagt er S. 3 ff., „von der Exegete auf das bestimmteste vor Augen gestellt wird, so tritt nun immer erst die *rein religiöse Untersuchung* als die höchste und letzte ein: ob eine solche, der Vernunft an und für sich unbekannte Religionslehre auch etwas Religiöses sey und als ein solches anerkannt werden könne und müsse. — Alle Lehren im Neuen Testament, die uns etwas Eigenthümliches und Neues im Religionsglauben offenbaren, können nur in der moralisch religiösen Vernunft, nicht aber in Sprache und Geschichte ihren höchsten Erklärungsgrund finden.“ — Dass eine solche, durch die ganze Untersuchung fortlaufende Verwechslung und Vermischung zweyer ganz verschiedener Principien, deren das eine die Erforschung des Inhalts der Schrift, das andere die Kritik des gefundenen Inhalts zum Zweck hat, nicht ohne Nachtheil für Gründlichkeit und Klarheit in der Entwicklung und Darstellung der hier mitgetheilten Ideen gewesen ist, lässt sich nicht verkennen. Indessen will Rec. aus jedem Abschnitt dieser Schrift einige der wichtigsten Gedanken hervorheben, um den Charakter des Ganzen kenntlich zu machen. Von dem *traditionellen* oder *kirchlichen* Princip des christlichen Glaubens, wovon der *zweyte* Abschnitt handelt (S. 19—38), wird geurtheilt, dass es für die ersten Zeiten des Christenthums zureichend, auch nützlich zur Erhaltung der reinen Lehre des Evangeliums gewesen sey, in der Folge aber sein Ansehen nothwendig verlieren musste. Das *supernaturelle* Glaubensprincip (*dritter* Abschnitt S. 38—56) wird für untauglich erklärt, denjenigen von der Wahrheit der positiven Glaubenslehren zu überzeugen, der nicht aus seiner eigenen Glaubensthätigkeit die Ueberzeugungskraft auf die supernaturellen Beweisgründe überträgt und also ohne sein Wissen zu den theoretischen und übernatürlichen Glaubensgründen die rein moralischen aus seiner Glaubensthätigkeit hinzufügt. „Der Rationalismus (S. 55) steht höher und dem christlichen Glauben näher als der Supernaturalismus.“ Unter der Ueberschrift: der *Rationalismus* als das *rein rationelle* Glaubensprincip (*vierte* Abschnitt S. 56—70) vertheidigt Hr. R. die von *Kant* empfohlne *moralische* Schriftauslegung, meint jedoch, dass jener Philosoph sich über dieselbe nicht bestimmt und durchgreifend genug habe aussprechen können, weil er selbst nur noch ein bloßer Rationalist gewesen sey, der das Eigenthümliche, Höhere und Wirklichere in der Moralität und Göttlichkeit des Christenthums noch nicht

in dem Grade begriffen habe, um dasselbe als etwas über den idealen Vernunftglauben Hinausgehendes darzustellen zu können. „Zwar war auch ihm (S. 62) das Eigenthümliche der göttlichen Liebe Christi nicht entgangen, wie dies manche Stellen in seinen Schriften beweisen; aber dennoch hatte er diese Liebe nicht in ihrer ganzen Tiefe und Bedeutung erfasst, wie sie ja damals (da die Darstellung des christlichen Glaubens von Schleiermacher noch nicht erschienen war) überhaupt noch nirgends wissenschaftlich als dasjenige im christlichen Glauben dargestellt war, was das absolut Göttliche in demselben ausmacht, und wodurch er weit über den bloß rationalen Glauben hinaus geht.“ Auf eine ähnliche Weise wird über Sokrates geurtheilt (S. 79): „Es war wohl ein hohes, rechtliches und moralisches Leben in ihm wirksam, ja, wie es scheint, das höchste, welches der Mensch durch bloß natürliche Vernunftkraft in sich hervorbringen kann; aber die göttliche Liebe Christi, welche die ganze Menschheit umfaßt und eine ähnliche Liebe in derselben zu bewirken sucht, die ist in dem rationalen Religionsglauben des Sokrates durchaus nicht vorhanden.“ In den beiden folgenden, nämlich dem fünften und sechsten Abschnitt, in welchen das christlich rationale Glaubensprincip zuerst dargestellt und dann noch genauer entwickelt werden sollte (S. 71—118), behauptet der Vf., daß derjenige, der den rationalen Glauben wissenschaftlich in sich ausgebildet hat, durch diesen genöthigt wird, das absolut vollkommen Moralische und Göttliche in Christo und in seinen Thätigkeiten ebenfalls wissenschaftlich anzuerkennen. (Rec. muß gestehen, daß ihm diese Folgerung nicht klar geworden ist.) Dabey nimmt er an, daß, in wie fern das völlig göttliche Leben zuerst und einzig und allein in Christo erschienen, dasselbe ein moralisches Wunder sey, weil sich in der moralischen Natur des Menschen durchaus keine Kraft zu einer völlig (?) moralischen Vollkommenheit wahrnehmen lasse, indem die moralische Vollkommenheit der Gläubigen von Christo abstamme, dabey aber noch immer nur eine relative sey und der Vollkommenheit Christi keinesweges gleich komme. Mit der absolut moralischen Vollkommenheit Christi soll zugleich der Glaube an seine Gottheit fest gegründet seyn (S. 83), insonderheit auch an seine Allmacht: „denn,“ sagt der Vf., „wenn Christus nur das liebt, will und thut, was der Vater liebt, will und thut, so wird auch die Allmacht des Vaters immer zur physischen Realisirung dessen, was der Sohn will, wirksam seyn. Dafs aber die Allmacht ursprünglich und unmittelbar immer nur vom Vater ausgeht, dies deutet Christus bey der Auferweckung des Lazarus und in mehreren Aussprüchen deutlich genug an. Wenn er aber dennoch die Allmacht sich selbst zuschreibt, so meint er immer nur die vom Vater empfangene.“ (So wäre denn auch die vom Vf. Christo beygelegte Gottheit überhaupt nur eine vom Vater empfangene.) Was sich aus einzelnen Stellen in dieser Schrift ergibt, daß es den Darstellungen und

Behauptungen des Vfs. zuweilen an der gehörigen Klarheit und Begründung fehlt, das zeigt sich am meisten da, wo es darauf ankam, den Grund und die Vorzüglichkeit des so genannten christlich rationalen Glaubensprincip: in ein möglichst klares Licht zu setzen. Rec. glaubt, das Wesentlichste, das hierher gehört, in folgenden Sätzen und Behauptungen gefunden zu haben, die hier zusammen gestellt und, so viel möglich, mit des Verfassers eigenen Worten vorgetragen werden sollen. 1. Das Evangelium ist etwas Höheres und Wirkameres, als je durch menschliche Vernunft hervorgebracht werden konnte. 2. Zum vollgültigen Beweise für den göttlichen Ursprung und Inhalt desselben dienen die absolute Weisheit, Güte, Liebe und Heiligkeit, die aus den Lehren, Thaten und Anstalten Jesu hervorleuchten (S. 49). 3. Eine solche absolute Vollkommenheit der göttlichen Liebe und Moralität, als Christus durch Thun, Leiden und Selbstaufopferung bewies, war vor ihm nicht vorhanden (S. 43); in der ganzen Weltgeschichte treffen wir weiter kein Beispiel von einer solchen göttlichen Liebe und Thätigkeit an, und es ist nach aller Menschenkenntniß gewiß, daß niemals ein Sterblicher eine solche Vollkommenheit wird beweisen können (S. 122); wie denn auch die Erfahrung lehrt, daß sie noch jetzt in der Natur des Menschen nicht vorhanden ist, sondern nur die Fähigkeit, dieselbe von Christo in sich aufzunehmen und in sich wirksam zu machen (S. 43). — Dies sind die Prämissen, aus welchen der Vf. schließt: a) da in keinem Menschen eine solche absolut vollkommene Weisheit, Liebe und Heiligkeit, wie in Christo, wirksam ist, so muß auch das christliche Glaubensprincip weit über das bloß rationale hinausgehn, und es kann im Christenthum von dem bloßen Vernunftglauben nicht mehr die Rede seyn (S. 109). b) Da die göttliche Wirklichkeit in Christo die der bloßen Vernunft weit übersteigt, so kann natürlich (?) nur das christliche Glaubensprincip, nicht aber das rationale das höchste der Schriftklärung seyn (S. 110). c) Da das wissenschaftlich christliche Glaubensprincip das absolut göttliche Lieben, Leben und Wirken Christi in sich begreift, so ist dasselbe auch zugleich die höchste Norm für die Gültigkeit und für den eigentlich religiösen Sinn der eigenthümlichen Lehren, Geschichten und Thatfachen des Neuen Testaments. Jede eigenthümliche Lehre und Geschichte des Evangeliums, die einen mit der moralischen Liebe und Lehre Christi übereinstimmenden Sinn in sich enthält, muß als eine göttliche und wahre anerkannt werden, wenn sie gleich mit den physischen Naturgesetzen in Widerspruch zu stehen scheint (S. 112). d) Da die übermenschlich göttliche Erkenntniß, Liebe, Moralität und Heiligkeit in den Lehren, Thätigkeiten und Schicksalen Jesu als etwas absolut Göttliches, Wahres und Seligmachendes vorhanden ist, und auch von unserer eigenen moralischen Vernunft als etwas absolut Reelles, Wahres, Göttliches und Seliges erkannt und empfunden wird: so kann auch keine Lehre und keine Ge-

Geschichte, die dem höchsten *christlich rationellen* Princip widerspricht, und keine Erklärungsart der Schrift, welche mit diesem absolut göttlichen Princip im Widerspruche steht, als eine wahre und christliche anerkannt werden (S. 113). — Sucht man nun nach diesen von Hn. R. gegebenen Aufklärungen über das von ihm dargebotene höchste Glaubensprincip, den Werth desselben richtig zu beurtheilen: so dürfte, auch abgesehen von dem oben gerügten Irrthum, in welchen der Vf. hinsichtlich der Tendenz seiner Schrift gerathen ist, noch gar zu viel gegen die Haltbarkeit und Brauchbarkeit jenes Princip zu erinnern seyn, um dem Vf. in demjenigen beystimmen zu können, was er im *siebenten* und letzten Abschnitt dieser Schrift vorgetragen hat über „die Nothwendigkeit der Anerkennung des *christlich rationellen* Princip zur wissenschaftlichen Glaubenslehre und Schrifterklärung und zur Ausgleichung des Rationalismus mit dem Supernaturalismus.“ — Hr. R. gründet seine Behauptung, daß die Lehre des Christenthums Wahrheiten enthalte, welche alle menschliche Vernunftkenntniß übersteigen und deshalb als übernatürlich durch Christum geoffenbarte Wahrheiten angenommen werden müssen, auf die absolute, moralische Vollkommenheit, auf die übermenschliche Heiligkeit Christi, auf das Supernaturale in Christo, als etwas demselben Moralisch-Natürlichem (?) und Angebornem (S. 102). Fragt man nun aber, mit welchen Gründen der Vf. dasjenige beweiset, was er von der *übermenschlichen* Heiligkeit Christi, oder von der Christo aus eigener ursprünglicher Kraft (S. 107) beywohnenden *absoluten* Vollkommenheit und göttlichen Thätigkeit behauptet (S. 83 wurde die Allmacht Christi nur als eine vom Vater empfangene dargestellt): so wird man nirgends solche Gründe finden. Vielmehr stellt er, nach der Weise mehrerer unter den neuesten Theologen, seine Behauptungen allenthalben als ausgemacht dahin, ohne sich auf die Führung eines Beweises einzulassen. So legt er Christo eine demselben *angeborene*, absolute Vollkommenheit und übermenschliche Heiligkeit bey, ohne sich darum zu bekümmern, wie sich eine solche Behauptung mit den Berichten der Evangelisten von dem Leben Jesu und mit einzelnen Aussprüchen im N. T. z. B. Luc. 2, 52, Hebr. 5, 8 vereinigen lasse. Er stützt sich, indem er Christo eine übernatürliche und absolut moralische Vollkommenheit beylegt, einzig und allein auf die Voraussetzung, daß wie ein Mensch gewesen sey, auch nie seyn werde und seyn könne, der sich zu einer solchen Moralität erhoben habe und zu erheben vermöge, als sich in Christo offenbarte. Allein wie läßt sich dies aus Geschichte und Erfahrung darthun, auf welche der Vf. sich beruft, da es ja schlechterdings unmöglich ist, über die Moralität aller Menschen, die da waren, die da sind und seyn werden, ein sicheres Urtheil zu fällen? Und wie verhalten sich zu jenem von dem Vf. vorgegebenen, moralischen Unvermögen aller Menschen so manche Aufforderungen, die wir im N. T. lesen, z. B. Philipp. 2, 5: Ein jeglicher

sey gesinnet, wie Jesus Christus war; Matth. 5, 48: Ihr sollt vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist; 1 Petr. 1, 15: Wie Gott heilig ist, so seyd auch ihr heilig in allem eueren Wandel! — Wird nicht in diesen und andern ganz deutlichen Aussprüchen des N. T. dasjenige als möglich angenommen, wovon der Vf. behauptet, daß es unmöglich sey? Und welcher Mensch, bey dem sich die Anlagen des Geistes in höherem Grade entwickelt und ausgebildet haben, wird nicht im Bewußtseyn seiner moralischen Freyheit empfinden, daß jene Forderungen des Christenthums an seine Bekenner, der Natur und Bestimmung des Menschen vollkommen angemessen sind? — Rec. wurde bey dem Lesen dieser Abhandlung öfter erinnert an die *Panharmische Interpretation der heiligen Schrift*, von F. H. Germar, Hofprediger zu Augustenburg. Schlesw. u. Leipz. 1821. Auch in dieser, wegen des vielen Trefflichen, das sie klar und wohlgeordnet vorbringt, sehr empfehlenswerthen Schrift, sind die Principien der Schrifterklärung mit denjenigen verwechselt worden, welche die Prüfung des Inhalts der Schrift zum Endzweck haben. Ein helles Licht wird wahrscheinlich über diesen Gegenstand verbreitet werden durch eine Abhandlung des Herrn Professors Dr. *Schultheß* in Zürich, wovon der Anfang in der Oppositionsschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit, herausgegeben von *Brottschneider* und *Schröter* (VIIIten Bandes 1. Quartalheft S. 17 ff.) erschienen ist, und welche den Titel führt: *Gemein-christliches Vermögen und Recht, die heiligen Schriften sich auszulegen, erlassen nach seinem Begründniß und Umfang.*

ALTENBURG, im Literatur-Compt.: *Die Lehre von den göttlichen Eigenschaften, vorgetragen von Christian Friedrich Böhme.* Mit einer zweyten Vorrede von neuem ausgegeben. 1826. XXXIV u. 220 S. 8. (16 gGr.)

Ueber die göttlichen Eigenschaften ist Vieles zu streiten, weil sie über die menschliche Fassungskraft hinausliegen, und anthropomorphisch etwas unter ihnen gedacht wird, welches zugleich überschwenglich, also nicht gedacht seyn soll, wie es etwa anthropomorphisch gedacht seyn kann. Unser Vf. streitet gegen Hn. Dr. *Ammon* und dessen Auseinandersetzung der Lehre in seiner *Summa theologiae christianae*. Statt einer bloßen Kritik gab er eine Darlegung seiner gesammten Ansicht und setzte eine Prüfung über die Sätze seines Gegners als Nebenwerk hinzu. So wird in der *ersten* Vorrede berichtet, und die *zweyte* meldet, ein unglückliches Bücherfisch-fal habe die Schrift getroffen, ihr Verleger sey nämlich in Verfall gerathen, was ihrer Verbreitung geschadet, sie erscheine jetzt durch die neue Verlags-handlung wieder vor dem Publicum. Nun konnte auch der Vf. auf zwey Recensionen Rückficht nehmen, von denen die eine in den *theologischen Anna-*
len

len von Wachler und die andere im *literarischen Conversationsblatte* zu finden war. Jene stammt von einem Freunde der Identitätsphilosophie, gegen welche der Vf. im Eifer hart redet; die letztere ist nach Behauptung des Vfs. ein Produkt gereizter Persönlichkeit. Es ist nicht unsers Berufs, in diese Streitigkeiten einzugehen, jedoch müssen wir im Allgemeinen bezeugen, daß der Vf. mit Scharfſinn seinen Standpunkt vertheidigt, und die Grundsätze der Kantischen Philosophie dabey in Anwendung bringt. Zur Empfehlung gereicht ihm gewiß, daß *Wegscheider* (laut Vorr. S. XXXIII) in der vierten Auflage seiner Dogmatik Definitionen der göttlichen Attribute wörtlich von ihm in den Anmerkungen aufnahm.

Von praktischen Ideen, deren Realität die größte und gediegenste in unserm Wissen ist, wird ausgegangen. Göttliche Eigenschaft ist, was zum Wesen Gottes gehört, und genauer noch jede eigenthümliche und unmittelbare Bestimmung des höchsten und allgemeinsten Ideals der menschlichen Vernunft. Auszuschließen ist von dem göttlichen Wesen, was es nicht allein und eigenthümlich betrifft, also z. B. Lebendigkeit, der Lebloſigkeit entgegengesetzt, Vernünftigkeit, Persönlichkeit, in allgemeinsten Bedeutung dieser Ausdrücke (S. 32). Anthropomorphisch sind sie allerdings, allein behauptet der Vf. nicht vielleicht zu viel? — Von den beiden Wegen zur Erkenntniß der göttlichen Eigenschaften, dem historischen und dem philosophischen, giebt der Vf. dem letztern den Vorzug. Weil Gott nach reiner und vollkommener, dabey nicht übermenschlicher Wissenschaft von ihm, in der ganzen Art des Seyns und Wirkens von der des Menschen, so wie nach aller Wahrscheinlichkeit von der des Erzengels wesentlich verschieden und gewissermaßen derselben entgegengesetzt ist, so soll die Lehre von den göttlichen Eigenschaften so wenig mit Anthropomorphismen angefüllt und davon durchdrungen seyn, daß jene Wissenschaft vielmehr diesen selbst ihren Werth und ihre Grenzen zu bestimmen hat (S. 59). Inzwischen giebt der Vf. selbst einen gewissen Anthropomorphismus zu, der aber durch den Begriff der Abſolutheit beurtheilt und gereinigt werden soll (S. 95). Auch spricht er von einem abſolut vollkommenen *persönlichen* Gott, dessen Außerweltlichkeit sich von selbst versteht (S. 91). Hiernächst betrachtet er Gott nach seinem besondern Verhältnisse zur moralischen Welt als heilig, allgütig, gerecht; im Verhältnisse zur physischen Welt als allgegenwärtig, ewig, allmächtig, allwissend; zur vereinten moralisch physischen Welt als allweise, selig; nach seinem allgemeinen Verhältnisse zur Welt überhaupt als unendlich, reingeistig, unveränderlich, unabhängig, selbstgenügsam, abſolut nothwendig (S. 99). Wiewohl hier der Unterschied des Allgemeinen und Besondern als menschlicher Gedankenunterschied, der eigentlich bey Gott

wegfällt, auf Gott angewandt wird, so können menschliche Gedanken wohl nicht anders verfahren. S. 126 wird auch eingestanden von der Heiligkeit, sie sey die schlechthin und allseitig vollkommene sittliche Güte, die wir freylich überhaupt genommen nur nach der Art kennen, wie sie in uns selbst Statt finden kann, als Analogon der menschlichen Tugendhaftigkeit, dieser Anthropomorphismus sey aber der allein gerechte, zugleich auch nicht bloß der unvermeidliche, sondern der für religiöses Glauben und Leben völlig unschädliche. Es giebt keine positive, auf Glauben an wundervolle göttliche Offenbarung gegründete Theologie für den Menschen, wenn es keine wahre natürliche giebt, der Inhalt von dieser muß für den Inhalt von jener zum Kriterium der Wahrheit, wenn auch nur zum negativen, gebraucht werden. Dadurch wird man vor Irrthümern bewahrt und der in der richtigen Lehre von den göttlichen Eigenschaften aufgestellte Gottesbegriff, dient als Regel und Maas zur Bestimmung und Beurtheilung alles dessen, was eine Analogie mit dem Wesen Gottes, eine gewisse Göttlichkeit, an und in sich hat. Man kann nicht nur von einem Anthropomorphismus in der Religionswissenschaft, sondern mit gleichem Rechte, und fast mit noch weit größerem, in allerley Wissenschaften von einem Theomorphismus sprechen. Das Moralgesetz allein ist in der Welt nicht theomorphisch göttlich, sondern göttlich in sich selbst, ohne doch darum Gott selbst zu seyn.

PP.

SCHÖNE KÜNSTE.

HANNOVER, in d. Hahn'schen Hofbuchh.: *Blumenkranz für Freundinnen der Natur. In Erzählungen.* Gewunden von *Henriette Hanke*, geb. *Arndt*. — Erste Sammlung. 1827. 310 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Ein neues Erzeugniß einer schon mehrmals in diesen Blättern günstig beurtheilten Erzählerin, der wir gern abermals gebührendes Lob angedeihen lassen. Die hier gelieferten Erzählungen tragen alle den Charakter eines edeln weiblichen Gemüths; sind reich an lieblichen und rührenden Scenen, und entbehren nicht des Schmuckes einer anziehenden Darstellung. Zu jeder Erzählung liefert eine Blume die Ueberschrift, und spielt darin eine mehr oder minder bedeutende Rolle: Immortelle, Bohnenblüthe, Hyazinthe, Moosrose, Aaronsblume und Rose von Jericho, heißen daher dieselben, und wir wünschen, daß sie auf dem Nähtisch (nicht Putztisch) recht vieler deutscher Jungfrauen blühen mögen, um strenge Sittlichkeit, liebenswürdige Einfachheit, zarte Empfindung, Sanftmuth und Demuth dem Herzen immer suchenswerther zu machen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch: *Praktisch-theoretische Abhandlungen aus dem Gebiete des Römischen Privatrechts*, von Dr. Karl Julius Meno Valett, Privatdocenten der Rechte und Advokaten in Göttingen. Erstes Bändchen. 1824. XII u. 216 S. 8. (20 gGr.)

Der in der Vorrede nicht gerade mit sonderlichem Geschmack paraphrasirte Zusatz „Theoretisch-Praktisch“ will, das ist der langen Rede kurzer Sinn, weiter nichts sagen, als daß hier wissenschaftliche Beleuchtung solcher Lehren bezweckt wird, die auch heutzutage noch anwendbar sind. — Die erste Abh. „Von den Verwendungen auf die Dos“ ist eine theilweise Umarbeitung der ältern *Diff. de retentionibus ex dote faciendis*. Daß diese „Niemand zu beurtheilen gewürdigt“, wird der Vf. mit minder „unangenehmen Gefühlen“ ertragen, wenn er sich dem Troste nicht verschließt, daß die meisten, auch trefflichen Dissertationen gewöhnlich, und bisweilen selbst größere anerkannt vorzügliche Werke, oft aus ganz zufälligen Gründen ähnliches Schicksal haben. Der Vf. bestimmt zuerst den Begriff von *impensae*, insonderheit von *necessariae* und *utiles*. Eine Reihe von Stellen nennt *necessariae* die zur Erhaltung der Sache nöthigen Auslagen im Gegensatz mit den *utiles*, die sie *verbessern*. Eine andre Stelle nennt *necessarias* diejenigen, welche der Mann machen *muss*, will er nicht der Frau das Interesse prästiren. Daraus scheint mit logischer Nothwendigkeit zu folgen, daß der Ehemann nur zur Conservirung, nicht zur Verbesserung der Dotalfachen verpflichtet sey. Unser Vf. geht aber von der Ansicht aus, daß der Mann allerdings auch *utiles impensas* machen *müsse* (!) und kommt folglich zu dem ganz andern Schlusse von zweyerley Bedeutungen desselben Ausdrucks. Womit bewält er jenen Vorderatz? Damit, daß er sagt: die Dos dient zur Ehe, und die Zwecke der Ehe können nicht vollständig erreicht werden ohne jene Melioration! und der Mann, als Administrator der Dos, müsse so sorgfältig seyn, wie in eigenen Angelegenheiten. Allein die Gesetze machen ja den Mann nicht verantwortlich, wenn er den Ertrag der Dos zum Fenster hinauswirft; oder der f.g. Zweck der Ehe ist *juristisch* nicht verletzt, wenn er den Ertrag im Wirthshaufe aufgehen läßt — wie kann er also schuldig seyn, dafür zu sorgen, daß die Dos

recht viel ertrage? Indem er also die Dos nicht in *besserm* Zustande zurückzugeben braucht, so ist er auch nur in sofern, d. h. darin, daß er sie nicht schlechter werden lasse, zur *diligentia* verpflichtet. Sonst würde ja aus einem Argument, wie das letzte, folgen, daß auch ein Commodatar, der noch sogar die höchste Diligenz prästirt, ebenfalls *utiles impensas* machen müsse! Nicht zum Zweck der Ehe, sondern als Beysteuer zu den vom Manne zu bestreitenden Kosten der Ernährung von Frau und Kindern (*ad ferenda matrimonii onera*) dient die Dos, und es ist mithin lediglich *seine* Sache, sein *Recht*, aber nicht seine *Pflicht*, sich die Dos so ertragreich als möglich zu machen. — Nach einer richtigen Erörterung der Frage: für welche *necessariae impensae* der Mann Ersatz fordern, d. h. den Grundsatz geltend machen könne, daß sie die Dos *ipso jure* mindern, bemerkt der Vf. (S. 25 fg.), daß dieser Grundsatz auch für die Paraphernen überhaupt allgemein gelten müsse, da es bloß Anwendung der gewöhnlichen Grundsätze von Compensation sey, wobey er der dadurch entstehenden Schwierigkeit, daß gerade nur bey der Dos von dergleichen die Rede ist, mit der Bemerkung zu begegnen sucht, daß man widrigenfalls *ob favorem dotis* die Zulässigkeit der Compensation hätte bezweifeln können. — Wir müssen wieder den Vorderatz bestreiten. Nicht als wenn einem Zweifel begegnet werden sollte, sondern umgekehrt, so wie man eigenthümliche Rechtsätze hervorhebt und erklärt, wird jener Satz in den Quellen paraphrasirt, welche Paraphrase (L. 56. §. 3. de J. D. L. 5 pr. *de imp. in rem dot.*) gerade vom Vf. selbst (S. 26 fgg.) richtig und klar gegeben wird. Und warum wird denn diese *compensatio* bey den *utiles* verlag L. 7. §. 1 D. eod.? Die Sache ist aber einfach die: Wegen *impensas* ist nach allgemeinen Grundsätzen *nie* Compensation, sondern überall „nur Retention begründet“, wie der Vf. selbst (S. 46 fg.) anführt, freylich bloß um zu bemerken, daß keine *condictio indebiti* Statt finde; allein die geht mit Compensation Hand in Hand. *Impensas*, als solche, begründen keine selbstständige Obligation, können also, wie so manche andre Accessionen, z. B. Verzugszinsen, nur durch *exceptio doli* geltend gemacht werden; Compensation setzt aber eine wirkliche *Gegenforderung* (sey sie auch *nur natural*) voraus, und so kann hier aus demselben Grunde nicht compensirt wie nicht *condicirt* werden. Indem man aber bey der Dos *ausnahmsweise* Compensation wegen

necessariae impensae zuließ, so mußte man nach streng hermeneutischen Principien den sonst richtigen Schluss von der *compensatio* auf die *condictio* bezweifeln: „*videndum est an condici possit id, quod pro impensis necessariis compensari solet. Et Marcellus admittit, condictioni esse locum; sed etsi plerique negent, tamen propter aequitatem Marcelli sententia admittenda est*“, L. 5. §. 2 D. 2. *imp. in rem dot.* Folglich ist die Frage, ob außer der *Dos compensatio pro impensis* zuzulassen sey, offenbar zu verneinen. Auch damit, daß Hr. V. S. 43. dem Manne außer der *cond. indebiti* noch eine *cond. sine causa* giebt, kann Rec. nicht übereinstimmen; indem dem Manne nur eine Klage (*cond. jud.*) gegeben ist, weil er compensiren kann L. 5. §. 2. cit., nicht umgekehrt das Recht zu compensiren, weil er an sich ein Klagerecht hätte (abgesehen davon, daß sich die Auslagen unter die Grundsätze der *neg. gestio* bringen ließen). Eine andre Eigenthümlichkeit jenes *ipso jure* Minuiren tritt dann hervor, wenn allmählig die Auslagen den Werth des ganzen *fundus* erschöpfen. Hier nimmt ja der Vf. selbst und mit Recht an (S. 43.), daß der *fundus* aufhört *total* zu seyn, wenn auch mit einer für die Frau billigen Limitation. Es ist das im Grunde eine Compensation ungleichartiger Forderungen, die hier wiederum den auch vom Vf. anerkannten allgemeinen Grundsätzen des Pandektenrechts widerspricht. Aus diesem Grunde, d. h. weil es immer noch unter das Princip *compensatio*, nicht bloßer *retentio* fällt, ist Rec. mit dem Vf. darin einverstanden, daß Justinian's, wie er schliesslich ausführt, allerdings auch von der *retentio ob necessarias impensas*, aber nicht von der deshalb zulässigen *compensatio* zu verstehende L. un. C. *de rei ux. toll.* dennoch darin das Pandektenrecht nicht geändert hat, daß man eine *Totalfache* ganz behalten kann, wenn sie so viel werth ist, als die gemachten nothwendigen und zu ersetzenden Auslagen betragen; kurz, Justinian ist der Meinung, man darf wohl noch wie ehemals so viel an *Zahlungsstatt* behalten, als nöthig ist, nicht aber sich für ein Minus durch bloße *Retention* eines Objects von höhern Werthe decken. Mit einer Hypothese am Schlusse dieser Abh. steht in Verbindung die dritte Abh. mit der Ueberschrift: „Nach dem Justinianischen Rechte können auch solche Ansprüche, die auf ungleichartige Gegenstände gerichtet sind, gegen einander compensirt werden“, welche paradoxe Behauptung bloß dadurch erwiesen seyn soll, daß L. ult. C. *de comp.* auch gegen in *rem actiones* Compensation zuläßt, und wodurch man z. B. auf das Resultat kommt, daß jeder Besitzer einer fremden Sache in dem Augenblick Eigenthümer wird, als eine dem Werth dieser Sache gleichkommende Forderung gegen den Eigenthümer fällig wird! S. 168. Da sich indessen Justinian über eine solche Neuerung ausführlicher erklärt haben würde, da von einem solchen neu geschaffenen *titulus* und *modus* (*sic venia verbo*) *acquirendi* nirgends die Rede ist, da wir ohnehin nicht ohne Noth das Gegentheil

vom Inhalte recipirter Pandektenstellen annehmen dürfen, da die L. ult. cit. eigentlich nur die Liquiditätsfrage beantworten will, und dabey bloß energisch hervorhebt, daß (in *hypothese*) gegen alle Klagen compensirt werden dürfe, versteht sich in *these* nur unter Voraussetzung eines dazu nach anderweitig bekannten Grundsätzen geeigneten Falls, und da sich dergleichen Fälle auch bey in *rem actiones* vielfach denken lassen, wenn nämlich statt der Sache die *aestimatio* zu zahlen ist, bey der Klage gegen den fingirten Besitzer, wenn neben der Sache noch die *personales praestationes* in Betracht kommen, wenn die Gegenforderung gerade auf dieselbe Sache geht u. s. w.: so — gilt gewiß auch jetzt noch, was Paulus sagt: „*absurdum est diminutionem corporis fieri propter pecuniam.*“ Dazu kommt, daß man gegen Chikane bey connexen Forderungen durch das Retentionsrecht geschützt ist, und da man bey nicht connexen bekanntlich nicht einmal retiniren kann, so sieht ein gewisses Argument um so mehr der Compensation entgegen. Bedenkt man nun noch die Schwierigkeit der Ausmittlung des genauen Werths und die Inconsequenz der bey dem Mehrwerth des zu compensirenden Objects etwa zu versagenden Compensation, so wird nicht leicht Jemand geneigt seyn, die herrschende Meinung gegen den neuen problematischen Gedanken aufzugeben. — Bey der zweyten Abh.: „Die Eintheilung des *dolus* in einen *dolus causam dans* und in einen *dolus incidens* ist im Römischen Rechte selbst gegründet“, müssen wir bedauern, daß der Vf. nicht davon unterrichtet war, wie bereits 1819 in einer gründlichen Dissertation die Meinung vertheidigt worden ist, daß kein *Dolus* als solcher irgend ein Geschäft null mache, worüber sich Hr. V. schon aus *Wening's* Lehrbuch, Bd. 2. Buch 3. §. 76. eine Notiz verschaffen kann, wo diese Meinung ganz angenommen wurde. Er gedenkt (S. 100.) einer ähnlichen ältern, allerdings durch so schwache Gründe vertheidigten Meinung, daß sie keinen Eingang fand. Unser Vf. nun vertheidigt die von Vielen angegriffene Unterscheidung zwischen *d. c. d.* und *inc.*, wonach jener null macht, nicht dieser, ist aber darin consequenter, als die herrschende Theorie, daß er die Zulässigkeit der *Contractsklage* aus einem nullen *Contract*, also unter andern bey einem wegen *dolus caus. dans* annullirten Geschäft gänzlich leugnet, und nur *a. de dolo* oder *condictio* gestattet. — Bedenkt man nun aber, daß jeder gelungene *dolus* einen Irrthum hervorgerufen hat, und wenn der Irrthum wesentlich d. h. von der Art ist, daß die Römer Mangel des *Consensus* annehmen, das Geschäft schon wegen des Irrthums null seyn muß, so wird es schwer seyn herauszubringen, wo denn der *Dolus als solcher* null mache; mit andern Worten: man müßte annehmen, daß der Begriff eines *dolus c. d.* auch Fälle einschliesse, in denen der dolose hervorgerufene *error* nicht wesentlich sey, so daß die annullirende Kraft *rein* im *Dolus*, also in der Unredlichkeit, nicht in der Art des Irrthums liege. Daß nun aber auch für solche Fälle

Fälle in unsern Quellen Nullität angenommen werde, hat noch Niemand und auch nicht unser Vf. zu beweisen versucht. Vielmehr giebt dieser S. 66. zu, daß der ganze Beweis dafür, daß die Römer einen *dolus c. d. u. i.* unterscheiden, in den berühmten Worten der L. 7. *de dolo* liege: „*aut nullam esse venditionem si in hoc ipso ut venderet circumscriptus est.*“ Er führt ferner S. 77 fg. recht gut den Beweis, daß man dabey nicht an einen Dolus des Käufers, sondern des *servus*, also nicht an einen Dolus des Contrahenten zu denken habe, und dem Einwand, wie es möglich sey, daß der Dolus eines Dritten dem Contrahenten Schaden d. h. Nullität herbeyführen könne, begegnet er mit den Worten: „Immer bewirkt hier der Dolus des Dritten für einen oder für beide Contrahenten einen Irrthum, und muß also auf den Vertrag denselben Einfluß haben, den Irrthum überhaupt hat. Der Contract wird also nicht sey, sobald der Dolus eines Dritten einen *error essentialis* bewirkt.“ Wir freuen uns dieses Geständnisses! Nämlich aus keiner andern Stelle der Abh. hat uns klar werden wollen, ob etwa der Vf. unter *dolus c. d.* nichts Andres verstehe, als *dolus*, der *error essentialis* erzeugt. Hier aber, wo er zugeibt, daß die Worte: *si in hoc etc.* in dieser Verbindung nur von einem *dolus tertii* und eben darum nur von einem *error essentialis* erzeugenden *dolus* verstanden werden können, ist — da kein anderer Beweis für die Existenz einer Distinction zwischen *dolus c. d. u. i.* existirt — erwiesen, daß nicht zu erweisen ist, *dolus c. d.* habe einen andern, als den oben angegebenen Begriff! Wenn auch in L. 16. §. 3. *de minor.*, L. 3. §. 3. *pro socio* an einen *dolus c. d.* gedacht werden muß, so geben doch diese Stellen kein Licht über den Begriff eines solchen Dolus. Somit wäre aber durch des Vfs. eigne Deduction, ihm selbst unbewußt, der Beweis geliefert: daß kein Dolus als solcher null macht: denn daß dann das Geschäft null sey, wenn der Dolus einen *error essentialis* erzeugt, ist noch nie geleugnet worden, da es auch sogar ohne Dolus und bey dem *dolus tertii* eben so wahr ist, als bey dem Dolus des Contrahenten selbst; so daß schon darum die gemeine Meinung Unrecht hat, weil sie diese beiden Fälle unterscheidet. Dem zufolge hat sich der Vf. unnöthige Mühe gegeben, die Existenz jenes Unterschieds zwischen *d. c. d.* und *i.* zu beweisen, in sofern er mit seinem Beweis nur bis zu dem Punkt kommt, den Niemand angegriffen hat. — Es ist nun aber nichts einfacher, als die Lehre vom Einfluß des Dolus auf Contracte. Denn vorausgesetzt, daß man wisse, *error* mache bald null, bald nicht, so braucht nur bemerkt zu werden, daß es auf Nullität keinen Einfluß (wohl auf das *id quod interest*) habe, wenn *dolus* den *error* veranlaßt hat, daß vielmehr die Frage, ob null oder nicht, ganz nach den Grundsätzen des Irrthums zu beantworten sey. Uebrigens hat der Vf. sehr gut dargethan, wie keineswegs die Worte: *aut nullam etc.* aus L. 7. herauszuwerfen sind, sondern daß die Stelle so zu erklären sey, wie wir hier ganz in Kürze

angeben wollen: „Entweder ist der Käufer nicht in *dolo* und der Vertrag gültig, so bleibt nur eine Klage gegen den *manumissus*; oder der Vertrag ist null, so fällt aus diesem Grunde die *actio venditi* weg, und muß zur *a. de dolo* seine Zuflucht genommen werden.“ — Geht schon aus dieser 2ten Abh. hervor, daß der Vf. über das Verhältniß des Dolus zum Irrthum nicht klar war, so ergiebt sich das um so mehr aus der fünften (und letzten): „Versuch einer einfachen Theorie von dem Einflusse des Irrthums auf Rechtsgeschäfte.“ Gleich zu Anfang (S. 184.) kommt die auffallende Behauptung vor: „daß der *error* weit leichter als der *dolus* ein Rechtsgeschäft ungültig macht.“ Wie ist das möglich? Entweder ist der Betrogene in einen annullirenden Irrthum geführt worden, so ist das Geschäft null, oder in einen Irrthum, der als solcher nicht null macht, so wäre möglich (obwohl nicht wahr), daß das Geschäft dennoch *ob dolum* null sey — aber doch wahrlich nicht das Umgekehrte. Der Vf. will jeden Irrthum als einen wesentlichen betrachtet wissen, der zur Eingehung des Geschäfts Veranlassung gab, was im Grunde bloß durch die Worte der L. 68. *de contr. empt.* (S. 188.): „*emtionem fundi non videri esse contractum si contemplatione illarum arborum fundus comparabatur*“ erwiesen werden soll, und wenn andre Stellen das Gegentheil sagen, so stehe die Vernunft (die des Vfs.) über dem Gesetz, „so werde ich nicht ansehen, sagt er S. 201, den Römischen Juristen zu verlassen, und meiner eignen Ansicht zu folgen“!! — Hätte sich nicht der Vf. *a priori* eingebildet, daß es da am Consens fehle, wo Jemand „durch irrig vorausgesetzte Gründe bewogen, seinen Willen erkläre“: so wäre er nie dahin gekommen, dem R. R. den subjectiven Standpunkt anzudichten, das gerade vernünftiger Weise den objectiven genommen hat — wenigstens nach des Rec. Vernunft, die hier mit der des Hn. V. in Widerspruch tritt. Wohl nicht weniger als Hr. V. im praktischen Leben erfahren, sahen die Römer zu gut, daß es in den meisten Fällen zu einer *probatio diabolica* führen würde, wenn es darauf ankommen sollte, was den Contrahent bewogen habe, ja daß dieser oft selbst sich darüber keine Rechenschaft geben kann. Sie fragen also objectiv: was ist im Durchschnitt wesentlich? und wenn da hin und wieder im Einzelnen zu sehr durchgegriffen wird, so muß das: *jura generaliter scripta* trösten. Auf jeden Fall helfen ja immer die Rechtsmittel gegen Dolus, die Aedilitischen u. d. m. Statt daß also der Vf. in 100 Stellen die Objectivität zu einer Subjectivität umzudeuten sucht, so hätte er besser gethan, die einzige L. 68 cit. so zu verstehen, daß dort die Bäume mit bezahlt waren, und so die Identität des Objects gefehlt hat. — Auch nur Folge seines bisher gerügten Irrthums ist, wenn er gegen *Thibaut* durchführen will, daß der zweyseitige Irrthum in Beweggründen null mache; wobey er allerdings richtig bemerkt, daß man bey dem Beweggrund nicht denken darf an das was, wie *error in corpore* ohnehin annullirt. Noch vielerley hätten wir zu sagen, besonders

ders gegen die Argumente S. 199, wenn nicht die *justitia distributiva* längst den Schluss dieser Anzeige gefordert hätte: so daß wir über die *vierte* Abh. nur noch bemerken dürfen, daß sie „von der *exheredatio ab omnibus gradibus*“ handelt.

n.....Z.

CELLE, b. Schulze: *Joachim Plate's*, weil. Oberamtmanns zu Giffhorn, *Bemerkungen über das Meyerrecht im Fürstenthum Lüneburg*, nochmals durchgesehen und mit einigen neuen Zusätzen vermehrt vom Dr. *Theodor Hagemann*, Director und Chef der Justiz-Canzley zu Celle, Ritter des Guelphenordens. 1826. VIII u. 92 S. 8. (12 gGr.)

Das Meyerrecht im Fürstenthum Lüneburg beruht noch bis auf diesen Augenblick größtentheils auf Rechtsgewohnheiten, indem die vor mehreren Jahren entworfene Meyerordnung noch immer nicht in ein förmliches Gesetz verwandelt worden ist. Ein Hauptwerk, ja das einzige, welches man besitzt, — um das Lüneburgische Meyerrecht kennen zu lernen, ist das vorliegende, und so ist es für den Geschäftsmann unentbehrlich geworden. Es erschien zuerst im J. 1799, und war schon damals von dem jetzigen Herausgeber in der Handschrift des Vfs. durchgesehen und mit einzelnen Anmerkungen begleitet, welche vorzüglich zum Zweck hatten, die von dem Vf. vorgetragenen Sätze, durch Belege aus Rechtslehren; namentlich aber aus Präjudicien der höhern Landesgerichte, zu erläutern und zu bestätigen. Diese *zweite* Auflage enthält keine Abänderungen in dem Texte, da der Vf. selbst schon seit mehreren Jahren verstorben ist, dagegen aber eine große Menge neuer Zusätze aus den ebengedachten Quellen, unter welchen derjenige über den Pfandnutzungsvertrag auf den sogenannten Todtschlag oder Todtbau, worunter man den successiven jährlichen Abtrag des entlehnten Capitals neben den stipulirten Zinsen versteht, der erheblichste ist. Daß dadurch dieses Werkchen an praktischer Brauchbarkeit ausnehmend gewonnen hat, fällt so sehr in die Augen, daß es kaum einer besondern Erwähnung bedarf.

SCHÖNE KÜNSTE.

HALLE, in d. Renger. Buchh.: *Hannichen und die Kuchlein*, von A. G. Eberhard. *Anna et Pulli*, interprete B. G. Fischer. 1826. 299 S. 8.

Das kleine idyllische Epös von dem auch als profaischem geistreichem Erzähler rühmlich bekannten Hn. Dr. Eberhard, das hier aufs Neue mit einer lateinischen hexametrischen Uebersetzung zur Seite aus der Feder des durch Uebersetzung ähnlicher Producte rühmlich bekannt gewordenen Hn. Prof. und Pfarrers Fischer im Publicum erscheint, hat sich die Liebe

der Lesewelt durch seine im Einfachen anziehende Erfindung, naive Darstellung ländlicher Scenen und Charaktere, die größtentheils glücklich getroffen sind, auch durch die meist gelungene gute Diction und Versification bereits schon zu früh erworben, als daß wir nöthig zu haben glaubten, lange dabey zu verweilen und das Werkchen mit vielen Worten zu empfehlen. Nur Eins erlauben wir uns zu sagen. Wenn es schon in Form und Einkleidung an Gedichte sich anschließt, wie Voss in seiner *Luise*, Göthe in *Hermann und Dorothea*, etwa auch Bagge in der *Parthenais* uns geliefert haben; wenn es auch, offen zu sagen, hinter jenen ersten an Interesse der *Handlung*, und, was das zweyte besonders betrifft, der *Behandlung* von Seiten classischen Ausdrucks und der Metrik zurücksteht, so hat es doch, zumal da man ihm nirgends geistlich ängstliche Nachbildung wird vorwerfen können, vielmehr es bey unbefangener Beurtheilung als eine aus der Individualität des Vfs. hervorgegangene Schöpfung wird betrachten müssen, eben dadurch seine eigenthümlichen Reize, und auch im Verfehlten wird das wackere Talent in schönem Streben, so wie die ansprechende Gemüthlichkeit des Vfs. selten zu verkennen seyn. — Die lateinische Uebersetzung hat gleichen Charakter und Werth, wie die vorangegangenen des gewandten Uebersetzers von Voss's *Luise* und Göthe's *Herm.* u. *Dorothea*, die wir früher auch in diesen Blättern angezeigt haben. Es versteht sich von selbst, daß bey solchen Leistungen, wo es oft auf die Nachbildung mancher von römischer Literatur zu weit entlegener Stoffe, Vorstellungsformen und moderner Begriffe ankommt, eine billige Kritik Manches nachsehen, und, um des besser Gelungenen willen, Verfehltes, durch nöthig gewordene Umschreibungen Abgeschwächtes, verzeihen muß. Hier den Eingang zur Probe!

Adventus inopinatus.

*Tranquillum en vicum! Sub
clivo umbrante quiescit*

*Arcis, ut impavidus grex sub
tutante magistro.*

*Palmita cincta, viam prope,
stat casa, grata tuenti!*

*Hic tacitae in cella dubia jam
luce, sedebant*

*Martha, invicta malis, Pero-
cho viduata marito,*

*Annaque, virgineo, patris orba,
decora pudore!*

*Pollice solerti versat teretem
utraq; fufum,*

*Utraque defixo vultu movet
ardua corde.*

Die Ueberraschung.

Welch ein friedliches Dörfchen! Es ruhet im Schatten des Schloßbergs,

Wie, zu den Füßen des Hirten, die traulichgelagerte Heerde.

Rebenumrankt steht, nahe der Straß', ein freundliches Hüttchen;

Still dort saßen beyfammen, am Abend im dunkelnden Stübchen,

Martha, des Pfarrherrn Wittwe, die gläubige Heldin im Unglück,

Hannchen, des Pfarrherrn Waise, die fromme, die hebliche Jungfrau;

Beide mit fleißiger Hand umdrehend die schwebende Spindel,

Beide mit sinnenden Blicken versunken in tiefe Gedanken.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1827.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Schrag: *Handbuch der Vorbereitungslehre an den Königlich-Bairischen Schulen für Chirurgen.* Verfaßt vom Professor Dr. Franz von Paula Grauthuisen. 1824. XXII und 510 S. Nebst einem Anhang, bestehend im Begriffe der logischen und geometrischen Hauptlehren, so weit der angehende Arzt ihrer bedarf, und in Tabellen über physikalische, besonders chemische und über naturhistorische Gegenstände. 68 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Einleitung in das Studium der Arzneykunde. Enthaltend: Allgemeine Naturlehre, und von der angewandten Naturlehre die medicinische Chemie, Meteorologie, Organologie und Pharmakologie. Nebst Register und Anhang, mit einer kleinen Logik, Geometrie und vielen Hülftabellen aller Art. (8 Rthlr.)

Die landärztlichen Schulen sind in dem Königreiche Baiern in chirurgische Schulen umgewandelt worden, weil die in jenen gebildeten Landärzte den Zwecken der Regierung nicht völlig entsprachen, aber doch die Nothwendigkeit eines zweyten ärztlichen Personals sich in diesem Lande eben so laut aussprach, als man das Bedürfnis derselben in den meisten Staaten unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Aerzte und des Volks, jener zu diesem und dieses zu jenen, dringend fühlt und noch lange Zeit fühlen wird. Daher auch die Errichtung ähnlicher Lehranstalten in Oesterreich, in Preussen, in Sachsen, Hannover, Frankreich u. s. w. Nur in Hinsicht des Grades der Ausbildung, welchen jenes Personale enthalten soll, ist man noch verschiedner Meinung. Es ist hier nicht der Ort zu einer gründlichen Erklärung über einen so wichtigen Gegenstand; die sich nicht in's Kurze zusammenfassen läßt, nur als Ergebnis einer vieljährigen Beobachtung jener Verhältnisse und der Leistungen des zweyten ärztlichen Personals, wie es die Staatsbedürfnisse jetzt nothwendig heischen, sey es Rec. erlaubt, die Männer, welche auf Lehranstalten für dasselbe Einfluß haben, darauf aufmerksam zu machen: daß der gewünschte Zweck gewis nicht erreicht wird, wenn man den Umfang des Unterrichts zu sehr beschränkt, ihn zu niedrig stellt. Er muß sich gründlich über das ganze Feld der Heilkunde

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

und ihre Vorbereitungslehren verbreiten, aber allenthalben der Fassungskraft von weniger vorbereiteten Schülern entsprechend, hauptsächlich in praktischer Tendenz und Lyceum-artiger Form auch solcher Behandlungsweise der Schüler. Ohne ein auf diese Weise unterrichtetes zweytes ärztliches Personale, welches durch angemessene medicinisch-polizeyliche Einrichtungen auf das platte Land vertheilt werden muß, wird dieses für jetzt immer noch ohne nahe zweckmäßige ärztliche Hülfe bleiben. —

Der Vf. dieser Schrift ist bey der chirurgischen Schule zu München als Professor der Vorbereitungslehren angestellt, und fand darin den zureichenden Beweggrund, dasselbe zu schreiben, „weil man außerdem den Candidaten der chirurgischen Schulen in Baiern eine kleine Bibliothek empfehlen mußte, damit sie Alles in der Hand hätten, was höhern Orts unter dem Titel Vorbereitungslehre zusammengefaßt ist.“ — Wir müssen im Allgemeinen das Verdienstliche dieser Schrift rühmen; es ist viel leichter, über einen einzelnen Gegenstand der Wissenschaften, welche den Inhalt derselben ausmachen, eine weitläufige Abhandlung zu schreiben, als aus einer so großen Masse des Wissens das Wichtigste für einen speciellen Zweck auszuheben, auf diesen anzuwenden, in gedrängter Kürze und doch mit Deutlichkeit vorzutragen, wie es hier geschehen ist. Nur ein Mann, der die ganze Naturwissenschaft mit solcher Gründlichkeit umfaßt, wie *Gruithuisen*, und auch in der Heilkunde gearbeitet hat, ist dazu geeignet.

Die Aufgabe war: aus der allgemeinen Naturlehre, der angewandten Naturlehre, der Chemie, Naturgeschichte und Organologie auszuheben, was mit der Heilkunde in der nächsten Verbindung steht, kurz, deutlich und in steter Beziehung und Anwendung auf die speciellern Zweige derselben vorzutragen. Um dieses zu erreichen, hat der Vf. folgenden Gang gewählt. Die *Einleitung* enthält die allgemeinen Vorbegriffe, Bestimmung des Begriffs von den Naturgegenständen überhaupt, Aeußerungen ihres Daseyns, wesentliche Aeußerungen ihres Daseyns, unwesentliche Aeußerungen (Formen) ihres Daseyns. Nachdem der Vf. dann im *ersten* Abschnitt die *Eigenschaften und Wirkungen der Körper unter sich und in sich selbst* und somit die vorzüglichsten Gegenstände der Physik und Chemie in zweckmäßiger Ordnung abgehandelt hat, liefert das *neunte* Kapitel in näherer Beziehung auf die Arzneykunde: Betrachtungen über Organisation und Leben, Krankheit und Heilung,

Dd

lung, Tod und organische Gährung; Athmungsprocess, Einlaugung in das Organische; Wachstum und Leben durch Athmen und Einsaugen; Gleichartigkeit der organischen Theile; Anfechtungen dieser Gleichartigkeit; Organenbildung durch die Verschiedenartigkeit der erregten thierisch-chemischen Prozesse und Lebensbewegungen; Verdauungsack niedriger Thiere; Respiration niedriger Thiere; verdauter Nahrungstoff niedriger Thiere; Kreislauf des Respirations-Nahrungsakts zugleich. Nervenlystem. Organisch-chemische Gesetze in höhern Thieren: Organisch-chemische Gesetze in Pflanzen. Organisch-chemische Gesetze der Entstehung und Zeugung der Thiere und Pflanzen. Betrachtungsform des Getrenntseyns der Organe bey all ihrem systematischen Vereintseyn im Wechseleinflusse auf einander. Leben in höhern Thieren. Gesundheit, Krankheit, Krankheits-Ursachen, Krankheits-Erscheinungen, Fieber und Entzündung als Krankheits-Erscheinungen in höhern Thieren. Offenbare Heilungen durch Fieber. Offenbare Heilungen durch Entzündung. Vorläufige Blicke in das Wesen der Krankheiten. Möglichkeit einer künstlichen Heilung. Tod des Thieres und der Pflanze. Gährungen organischer Ueberreste.

Der zweyte Abschnitt handelt von der Erkenntniß derjenigen Natur- und Kunstproducte, welche als Arznei und als Gift und Gegengift wirken. Nachdem die allgemeinen Begriffe von Heilmittel, Gift und Gegengift festgesetzt worden sind, werden in dem ersten Kapitel die Heilmittel aus den Gegenständen der Physik in folgender Ordnung betrachtet: a. Mechanische, b. durch Wärme wirkende, c. durch Licht wirkende, d. elektrische, e. Wirkungen durch Gase. Das zweyte Kap. enthält die Heilmittel und Gifte aus den mineralischen Körpern, welchen allgemeine Kenntnisse über das Mineralreich vorausgeschickt werden, nämlich von den Erkenntnißarten der Mineralien, der Haupteintheilung derselben und den Mineralien, die Arzneien und Gifte liefern, überhaupt; diese werden dann in folgender Ordnung genauer beschrieben: a. Säuren, b. Alkalien, c. Erden, d. metallische Körper, e. brennliche Mineralkörper, f. Salze. Das dritte Kap. liefert zuerst die allgemeine arzneylische Pflanzenkunde: a. Chemische Grundstoffe der Pflanzen, die medicinisch-merkwürdigen chemischen Bestandtheile der Pflanzen. b. Organische Organisation der Pflanzen, organischer Chemismus der Pflanzen. c. Beschreibende: Unterscheidbare Gestalttheile der Pflanzen. Systeme der Pflanzen, in Beziehung auf ihre bestimmte Erkenntniß. Vermehrung der Pflanzen. Dauer der Pflanzen im Wachsthum. Jahreszeiten und Klimate der Pflanzen. Standörter der Pflanzen. Die zur Arznei und zur arzneylischen Lebensordnung gebräuchlichen Theile der Pflanzen. Behandlung der eingesammelten Pflanzen. Im vierten Kap. folgt die genauere Beschreibung der Arzneien aus dem Pflanzenreiche nach den natürlichen Familien, bey welcher Anordnung der Vf. De Candolle folgt. Auf ähnliche Weise wird das Thierreich in Verbindung

mit den aus demselben gebräuchlichen Arzneimitteln betrachtet. Das fünfte Kap. enthält die allgemeine Thierkunde: a. Chemische Thierkunde. Grundstoffe der Thiere. Nächste Bestandtheile der Thiere. Thierische Substanzen, die aus den einfachen und nächsten Bestandtheilen zusammengesetzt sind. Von den organisch-chemischen Verhältnissen der Secretion in den Thieren mit Rückenwirbeln im Allgemeinen. Von der organisch-chemischen Wärmeerzeugung. Die Nervenkraft, in so fern aus ihr eine chemische Wirkung entspringt. Thierische Zusammenziehungen im Zellgewebe und in der Muskelsubstanz, als Erfolg eines organisch-chemischen Processes. b. Anatomische Thierkunde. Hier wird die Entwicklungsgegeschichte der Hauptorgane durch die Thierreihe von den Infusorien bis zu den Säugthieren kurz dargestellt. Im sechsten Kap. wird eine gedrängte Uebersicht der Eingeweidewürmer des Menschen gegeben; es werden die Gifte und Arzneimittel aus dem Thierreiche sammt den Zubereitungen aus thierischen Stoffen beschrieben. War es nothwendig, die große Masse von Kenntnissen, welche die oben genannten Vorbereitungswissenschaften darbieten, so zu bearbeiten, daß nur das Unentbehrlichste in steter Beziehung auf die verschiednen Zweige der Heilkunde, in einem kurzen Zeitraum vorgetragen werden kann; so hätte der Vf. kaum eine bessere Methode wählen können, als die oben nur kurz angedeutete, die er befolgte, um alle Wiederholungen zu vermeiden. — Der physikalische Theil und die Anwendung mehrerer Lehren desselben auf die Heilkunde wird von Studirenden mit Nutzen gelesen werden, auch wohl Lehrer sie zu ihren Vorträgen benutzen. Nicht so zweckmäßig scheint uns die Heilmittellehre bearbeitet. Die Bestimmung der Heilkräfte ist öfters nicht gut ausgewählt, fast bey allen zu kurz. Warum der Vf. die Gaben, in welchen die Heilmittel im Allgemeinen zu geben sind, und der Arzneien, mit denen sie nicht vermengt gegeben werden dürfen, gar nicht erwähnt, ist uns auch nicht klar. — Am Schlusse des ersten Abschnitts finden wir einige Sätze aus der allgemeinen Pathologie, die der Vf. für nothwendig hielt, weil bey der im zweyten Abschnitte enthaltenen Exposition der Arzneien ihr allgemeiner Einfluss auf die kranke Natur in Erwähnung kommt. Insbesondere verbreitet sich auch der Vf. über Fieber und Entzündungen, nach der ihm eigenthümlichen, vorzüglich durch seine Abhandlungen in der medicinisch-chirurgischen Zeitung bekannten genialen Ansichten, die gewiß mehr Berücksichtigung verdienen, als ihnen bis jetzt zu Theil geworden ist, zum Theil mögen sie aber wohl auch von manchen Schriftstellern benutzt worden seyn, ohne den Vf. zu nennen.

Was die im Anhange enthaltenen logischen und mathematischen Hauptlehren anbelangt, so scheinen sie uns doch gar zu kurz abgefertigt zu seyn. Für solche Anstalten, die den Zweck der chirurgischen Schulen haben, muß nach unsrer Meinung die Logik als eine sehr nothwendige Vorübung, als eine Gram-

matik des Verstandes, als Vorbereitung zum Stil, mit einem Worte mehr praktisch genommen werden. Zu dieser Absicht genügt aber das, was der Vf. hier giebt, als Grundlage keineswegs. Die logischen Formen, Definitionen, Descriptionen, Partitionen, Divisionen u. s. w. sind ganz weggeblieben. In der Lehre von den Urtheilen ist die ganze Eintheilung übergangen. Der Vf. spricht wohl von kategorischen, hypothetischen, disjunctiven u. s. w. Syllogismen, aber verständlicher würde dieses den Schülern seyn, wenn er bey den Urtheilen der kategorischen, hypothetischen u. s. w. Urtheile gedacht hätte, da diese bey den Syllogismen in den Prämissen stehen. — In der *Mathematik* giebt der Vf. nur Erklärungen und statt der Beweise Anschauungen. In dem ganzen Abschnitte von der Mathematik findet sich nur ein Beweis, und dieser bey dem Pythagoreischen Theorem. Aber auch hier hat der Vf. den bloß mechanischen gewählt. Das ist gut bey Dreyecken, die nach den Zahlen 3, 4, 5 zusammengefaßt sind; ordnet es der Schüler anders, so wird er irre. (Wollte man aber einwenden, die Schüler der chirurgischen Schulen haben zu wenig Vorbildung, um die mathematischen Beweise zu faßlich zu machen; so entgegnen wir: Schüler, die so geringe Anlagen und so wenig Vorbildung haben, daß sie dazu für unfähig erklärt werden müssen, passen auch nicht einmal zu Wundärzten in den beschränkten Wirkungskreis, der ihnen in Baiern angewiesen worden ist, und sollten zum Studium der Chirurgie gar nicht zugelassen werden.) Bey den Kreislinien sollten die andern krummen Linien, z. B. Spirallinien, Ellipsen u. s. w. und ihre Construction nicht ganz übergangen seyn. In der Stereometrie sind die Flächen der Körper nur genannt; eine Anleitung zur Flächen- und Körperberechnung würde aber gewiß sehr nützlich seyn. — In der *Arithmetik* sind zwar allerdings die vier gewöhnlichen Rechnungsarten vorauszusetzen, aber ausführlicher hätte doch die Lehre von den Proportionen, von den Decimalbrüchen u. s. w. abgehandelt werden sollen, als es hier (S. 31.) geschehen ist. Recht gut und nützlich ist die Zusammenstellung einiger der wichtigsten Sätze aus der mathematischen Geographie und der Chronologie.

PHILOSOPHIE.

- 1) PARIS, b. Didot: *Rapport de la nature à l'homme et de l'homme à la nature, ou essai sur l'instinct, l'intelligence et la vie* par le Baron Massias. T. I—IV. 1821—23. 8.
- 2) Ebend.: *Théorie du beau et du sublime ou loi de la reproduction par les arts, de l'homme organique, intellectuel, social et moral et des ses rapports; pour faire suite au livre du rapport de la nature etc.* par le Baron Massias. 1824. 372 S. 8.

Es ist des Deutschen unwürdig, in stolzer Selbstsucht nur auf seine eigne Krise zu schauen, und was

seine Nachbarn in Kunst und Wissenschaft treiben, keines Blickes zu würdigen. Aus diesem Grunde sucht Rec. in diesen Blättern einen Begriff von den philosophischen Forschungen eines Mannes zu geben, dessen wissenschaftliche Untersuchungen einen ganz andern Charakter, als die der meisten frühern oder spätern Franzosen haben, (er selbst sagt in der Vorrede zum vierten Theil des obigen Werks, daß er einen Mittelweg zwischen Condillac und Kant versuche), und der seine Werke mit großer Anspruchlosigkeit dem Publicum hingiebt. Er ist oder war *Chargé d'affaires* bey dem Hofe zu Berlin und Resident und Generalconsul in Danzig. Alles bezeichnet ihn als einen achtungswerthen Selbstdenker. Das erste größere Werk widmet er seinen Kindern und ruft ihnen zu: Keins unter Euch ist einer *fremden* Ernährerin anvertraut worden; Eure Mutter hat Euch alle mit ihrer Milch gesäugt. *Ihr* Beyspiel hat mein Werk hervorgebracht; ich wetteifere mit ihr, das für Euren Geist zu thun, was ihre mütterliche Sorge für Eure physische Beschaffenheit gethan hat; Euch sagen, daß *Ihr* vornehmlich der Gegenstand meiner Arbeit gewesen, heißt Euch überzeugen, daß ich nichts als die Wahrheit, oder was mir als solche erscheint, habe schreiben können. Wenn einige Seiten dieses Buchs Euren Verstand, Eure Einbildungskraft und Euer Herz interessieren, und dazu dienen, Euch Liebe zu dem, was gut ist, einzufößen, so habe ich genug gelebt, und preise den Himmel am Schlusse meiner Laufbahn." In diesem Zuruf spricht sich ein edler Sinn für das Wahre und Gute unverkennbar aus. — In der Untersuchung selbst erkennt man den geistvollen Mann, der ohne tiefe Grundlegung und ohne Bewußtseyn einer bestimmten Methode eine der interessantesten Partien der Philosophie, welche zunächst den Menschen und sein Verhältniß zur Natur betrifft, durchkreift, gewisse interessante Gesichtspunkte als Hypothesen bey seiner Untersuchung immer im Auge hat, und sich durch keine Rücksicht auf eine systematische Darstellung abhalten läßt, bey jeder Gelegenheit auf sie zurückzukommen, und die Bestätigungen, die er für dieselben auf seinen Streifereyen findet, wenn auch nicht immer am *gehörigen Orte*, zu geben. So scheint es zuweilen, als ob er seinen Gegenstand, von welchem er sprechen wollte, aus den Augen verloren habe, und die Kapitelüberschriften scheinen dann nicht minder für den Verfasser, wie für den Leser, eine gewaltsame Erinnerung auf den verlassenen Weg zurückzulenken. Die deutschen Leser müssen sonach in dem zweyten Werke keine systematische Theorie des Schönen, oder Aesthetik im Sinne der Deutschen suchen, sondern freye Betrachtungen eines über die philosophische Denkweise seiner Nation sich erhebenden Geistes über das Schöne und Erhabene, und sie werden sowohl in der Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte, unter welche der Vf. seine Gegenstände bringt, als auch in dem treffenden und umfassenden Blick, mit welchem er Einzelnes behandelt, so wie in der Lebhaftigkeit, mit welcher er

sich ausdrückt, sich mannichfaltig zu eigenem Nachdenken angeregt finden.

Da der Vf. die allgemeine Betrachtung des Menschen in seinem Verhältniß zur Natur, die er in seinem größern Werke geliefert hat, auch in dem zweyten voraussetzt, so ist es um so nöthiger, die wesentlichsten Ansichten desselben hier vorzuschicken.

Zuerst betrachtet er die organisirten Wesen, und vornehmlich den Menschen, in ihren von dem *Instinct* abhängigen Handlungen und Empfindungen, und geht dabey von folgenden Voraussetzungen aus:

Das höchste und allgemeinste Gesetz der Natur ist das der Wirkung und Rückwirkung. Das Universum ist dieses Gesetz selbst in Thätigkeit gesetzt; das Ganze wirkt auf die Theile und die Theile wirken auf das Ganze zurück. Dieser Gegensatz der wirkenden und sich erregenden Kräfte steigert ihre Thätigkeit und erhebt endlich die Einheit der Wirkung auf ihre höchste Stufe. Diesem Gesetz, der auf Gegensatz beruhenden Einheit, ist auch der Mensch nach seinem physischen und geistigen Leben unterworfen. Ueberall, wo wir Individuen finden, müssen wir auch eine *allgemeine* Kraft, welche auf sie erregend einwirkt, annehmen. Daher der *Instinct*, der nicht als eine *erworbene* Fähigkeit, sondern als ein ursprüngliches, auf alle organisirte Wesen angewandtes *Grundgesetz* angesehen werden muß. Sein Zweck ist die Erhaltung der Individuen und Arten, und das Hervortreten des *Instincts* steht im Verhältniß mit der Wichtigkeit der Lebensrichtungen. Diese letztern sind Aneignung (Assimilation), Ernährung und Reproduction, deren Verhältnisse den intellectuellen Functionen analog sind. Die Aneignung steht unter Alleinherrschaft des *Instincts*; *ohne* sie würde es keine Arten und kein Leben geben; gleichwohl herrscht in ihr noch der Egoismus, Isolirung, das Individuum will nur für sich selbst bestehen. Durch die *Ernährung* aber tritt das Individuum in Verhältniß zu andern; hier sind die Begierden den Bedürfnissen entsprechend und nach den Umständen bestimmt; sie selbst bringt Variationen unter den Arten hervor. Die Fortpflanzung endlich, welche eine übertragene Ernährung ist, bringt Pflichten hervor. Die Lebenskraft erhebt sich durch die Trennung der Geschlechter auf ihre höchste Stufe. Diese Theilung der Geschlechter bringt, indem sie eine gegenseitige Uebereinstimmung fordert, die moralischen Beziehungen zwi-

schen den Männlichen und Weiblichen hervor. Aus ihrer verschiednen Einrichtung gehen ihre verschiednen Beschaffenheiten, ihre gegenseitige Unabhängigkeit, Angriff und Vertheidigung, Schaam und Liebe hervor. Die Nothwendigkeit des Angriffs erfordert einen unwiderstehlichen Reiz der Eroberung. Dieser ist die *Schönheit*, die Vereinigung der größtmöglichen Anzahl nützlicher und angenehmer Beziehungen zwischen einem Gegenstand und unsern physischen und moralischen Fähigkeiten. Den Typus der Schönheit hat die Natur in das weibliche Geschlecht gelegt, welches Stamm und Wurzel der Gattung ist; sie ist kein Privilegium, aber ein Recht der Frauen, besonders in der Zeit der Mannbarkeit. Auch den Griechen war die Schönheitsgöttin Göttin der Erzeugung (*Venus genitrix*), und die Schönheit bringt Liebe hervor; beide sind ursprüngliche und nothwendige Beziehungen der Geschlechter. Die durch Liebe geschlossene Vereinigung bringt andre Gefühle und Verhältnisse hervor, die Verhältnisse zwischen Mann und Frau und der Kinder zu ihnen. Alles kommt in diesen Verhältnissen auf Wohlthun und Dankbarkeit zurück; der Verpflichtende ist auch *verpflichtet*. Hier stehen wir schon in dem Gebiet der moralischen Ordnung, welche nicht das Product, aber die Folge unsrer Organisation, die Entwicklung und Vervollkommenung des menschlichen Wesens ist. Die Pflichten und die Moral nämlich sind in der Idee der Gerechtigkeit eingeschlossen, die unter den Geschlechtern und unter den Menschen überhaupt aus einer Gleichheit der natürlichen Abhängigkeit entspringt.

Der Zweck der Natur bey der Fortpflanzung ist die Erhaltung des Vorhandenen; die Gesetze des *Instincts* sind unveränderlich, und wenn auch die Arten zufolge der Revolutionen unsers Planeten wechseln und verschwinden können, so bleibt doch ihr Typus fest und unveränderlich.

Die Macht, welche dieses in ewiger Bewegung befindliche, sich in jedem Augenblick erneuende All regiert, ist die unveränderliche *Natur*, die erzeugende Kraft. Das Wirken der Natur aber ist vernünftig. Mag man sie als den Inbegriff der Gesetze, welche das Universum regieren, betrachten; mag man sie Seele der Welt mit den Alten, Vorsehung oder Verhängniß nennen: so kann man sich nicht entschlagen, eine höchste Intelligenz anzunehmen, welche die Beziehungen verknüpft und alle Geschöpfe ihrer Bestimmung zuführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1827.

PHILOSOPHIE.

- 1) PARIS, b. Didot: *Rapport de la nature à l'homme et de l'homme à la nature, ou essai sur l'instinct, l'intelligence et la vie par le Baron Maffias* etc.
- 2) *Ebendaf.: Théorie du beau et du sublime ou loi de la reproduction par les arts, de l'homme organique, intellectuel, social et moral et des ses rapports — par le Baron Maffias* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Aber in der unendlichen Reihe der Dinge stehen auch die *erkennenden* Wesen. Wozu diese? Ohne sie wozu wäre die Natur? ein Schauspiel ohne Zuschauer. Es giebt in dem bewundernswürdig organisirten Ganzen nur zwey Klassen von Wesen: die, welche erkennen, und die, welche ohne Erkenntniß sind. *Zwischen* ihnen ist ein Abstand wie zwischen Seyn und Nichts (?). Gleichwohl springt die Natur nicht mit einem Male über den Abgrund, der Geist und Materie scheidet, sondern sie erhebt sich durch unmerkliche Abstufungen zur *Empfindung* und Erkenntniß, und die *Wesen gemischter* Natur sind am geeignetsten die physischen und moralischen Erscheinungen, welche das All darbietet, zu erkennen. Von dieser Art ist der *Mensch*: Sein organischer Theil entsteht durch Assimilation, die Einheit der Organisation fordert *Sympathie*; aus dieser entspringt Erregbarkeit (Irritabilität), aus dieser Empfindungsfähigkeit (Sensibilität), gefordert durch die Fähigkeit der örtlichen Bewegung. Mit dieser Sensibilität entsteht der intellectuelle und moralische Mensch.

Empfindung (des Menschen setzt Rec. hinzu) ist nicht ohne Intelligenz zu denken; das Bewußtseyn der Sensation ist der Empfindung nicht *zufällig*, sondern ihr wesentlich, ja die Empfindung selbst. Die Empfindung ist die Erkenntniß der Objecte *aufser* uns mittelst der Sensationen, die Intelligenz ist die Erkenntniß der Bilder und Spuren dieser Objecte und ihrer Verhältnisse, welche die Sensationen in unserm Gedächtniß niedergelegt haben. Die Natur steht mit *uns* im Verhältniß mittelst der Organisation; die Empfindung hat ihren Sitz in dem sympathischen Nervensystem; *wir* stehen mit der Natur im Verhältniß durch den *Gedanken*; die Intelligenz hat ihren Sitz in dem Gehirnnervensystem. Wie jenes diesem, so geht der *Instinct* der Intelligenz in seiner Ausbildung voraus. Beide Systeme vereinigen sich im Mittel-

punkte des menschlichen Körpers, um durch ihren Gegensatz die Lebensfunctionen, den Instinct und den Willen, die Sensibilität und die Erkenntniß zu vervollkommen. Wie keine Empfindung ohne Intelligenz ist, so giebt es keine Erkenntniß ohne Willen und keine Freyheit ohne diesen. Diese Freyheit ist die Macht jedes Wesens, nach seiner Natur zu handeln, oder seine Bestimmung mit Willen zu erfüllen. Diese Wahlfreyheit überschreitet also nie die Grenzen eines Wesens. Ein jedes *empfindungsfähige* Wesen hat Erkenntniß, Willen und willkürliches Handeln oder Freyheit in gewissem Grade.

Die Erkenntniß ist aber nicht in den *Sinnen*; die Freyheit nicht in der *Erkenntniß*. Die Erkenntniß setzt eine Einwirkung des äußern Objects auf den Willen und eine Rückwirkung des letztern auf jenes voraus; der Wille nichts als sich *selbst*; er individualisirt vornehmlich die Wesen, und seine Vervollkommenung ist des Menschen Zweck. Der Wille ist das handelnde Princip, das erste Bewegliche, und identisch mit der Selbstliebe, ohne welche kein empfindungsfähiges Wesen existirt, und die zugleich das Princip der Erhaltung ist. Bey der Anwendung der vorhergehenden Principien auf den Menschen sucht der Vf. zu zeigen, daß alle Empfindungen, welche das Individuum mit seiner Gattung verbinden, schon aus der Wiege des Neugeborenen herkommen, und die Bildung der Familie ein *nothwendiges* Resultat unserer physischen und moralischen Natur, nicht Sache der Gewohnheit ist. — Er verfolgt die natürlichen Beziehungen zwischen Aeltern und Kindern und des Menschen überhaupt zu seines Gleichen, und unterscheidet die ursprünglichen von den erworbenen, durch Nachahmung begründeten, wobey auch von der Sprache die Rede ist, die nach seiner Ansicht für die intellectuellen Gegenstände dasselbe ist, was für die materiellen die Ortsbewegung. Durch Sprache, Verstand und durch den Schmerz wird das Kind zum Menschen. Hierauf werden die *Perioden* des menschlichen Lebens geschildert, und in Beziehung auf die der Kindheit zugleich die Erfordernisse der *Erziehung* aufgestellt. Eine rein physische Empfindung des Kindes wird zur moralischen Empfindung in dem Jüngling — das Mitleid. Wie ohne Gerechtigkeit, so würde ohne dieses das menschliche Geschlecht nicht bestehen. Bey dem tragischen Mitleid sind die Mittel künstlich. Es entspringt 1) aus dem Anblick eines traurigen Ereignisses, 2) aus dem sympathetischen Interesse gegen denjenigen, welcher demselben unterliegt; 3) aus der beruhigenden Rückkehr

zu uns selbst. Wenn sich der Dichter besonders damit beschäftigt, uns den Schmerz des Unglücklichen zu schildern, so bringt er vornehmlich das *tragische Mitleid*; wenn er die Katastrophe schildert, welche diese Schmerzen erzeugt hat, bringt er insbesondere *Schrecken* hervor. Durch Ersteres nehmen wir an dem fremden Uebel Theil; Letzterer läßt uns daselbe fürchten. In jenem wirkt *Sympathie*, in diesem *Antipathie*. Der Schrecken ist tragischer, als das Mitleid, weil die Sympathie minder mächtig ist, als die Antipathie, und weil die Empfindung, die uns an das Leben knüpft, weniger energisch ist, als diejenige, welche Schrecken des Todes erzeugt. Durch Uebertreibung des Einen wird die Empfindung verwehlicht; die Uebertreibung des Andern erregt Abscheu und zerreißt das Gemüth, statt es zu rühren. Die Bewunderung ist eine Art des Schreckens; sie ist die *Empfindung des Erhabnen*. Das Erhabne erhebt uns über unsre Kleinheit und läßt uns zwischen ihr und dem Unendlichen schweben. Auch unabhängig von der Kunst werden diese Empfindungen in uns durch das Erhabene geweckt. Die Wirkungen des Erhabnen sind: *Bewunderung* der unsre Fähigkeiten überreichreitenden Schönheiten; *Schrecken* beym Anblick eines Schauspiels, welches den Charakter des Unredlichen trägt; *Mitleid*, welches aus der Vergleichung mit unsrer Beschränktheit entsteht.

Wie die Gerechtigkeit durch Mitleid erzeugt wird, so wird das Mitleid durch Muth unterstützt; und alle diese finden sich vereint in dem *Edelmuth*. Die Freundschaft verbindet zwey Leben zur Einheit.

Im zweyten Theile seines Werks betrachtet nun der Vf. den Menschen insbesondere nach seiner *intellectuellen* Natur. Hier erhebt er sich zur Beziehung der Erscheinungen auf ihre *Ursachen*. Die Erkenntniß setzt Gegenstände der Erkenntniß, — die ganze Schöpfung voraus. Der Mensch ward zwischen zwey unendliche Welten gestellt; er ward ein gemischtes Wesen, das zwischen den Körpern und den Intelligenzen steht, der Vervollkommenung und Erniedrigung fähig. Er besteht aus zwey wesentlich verschiedenen Naturen, deren eine sich durch ihre Thätigkeit und Wahlfähigkeit, die andre durch Passivität und Trägheit unterscheidet.

Das Handeln setzt Wollen, dieses Wählen, dieses *Mannichfaltigkeit* und *Verschiedenheit* der Gegenstände, und dieses wieder *Einheit* voraus.

Es bedurfte einer beständigen Kraft, welche die Körper organisierte und sie in den Grenzen ihrer Natur erhielt; sie ist die Ursache des Lebens und des Instincts; sie producirt nur durch Bewegung, organisiert nur durch Vernunft (Intelligenz). *Bewegung* und *Intelligenz* sind ursprüngliche Bewegliche und Resultate des Lebens. Je höher eine Organisation steht, desto zusammengesetzter ist die Bewegung; je centraler das Leben ist, desto vernünftiger ist das Individuum. Die Intelligenz ist thätiger Art, das Bewußtseyn bis zu einem gewissen Punkte passiv. Die *Intelligenz* besteht in der Erkenntniß; der Begriff derselben schließt eine Erwerbung, Aneignung ein. Die erkennenden Wesen erheben sich über ihre Existenz; die Nicht-

erkennenden können nichts an ihr verändern. Der unwiderlegbarste Beweis des Daseyns ist die *Intelligenz*; was erkennt, ist auch. Hieraus entspringt der Begriff des (relativen) Ichs und Nichtichs, der innern und der äußern Welt. Beide sind durch ursprüngliche Beziehungen verbunden. Das Universum geht weniger aus dem Inbegriff der Wesen, als aus dem Inbegriff ihrer Beziehungen hervor. Die Richtigkeit der Beziehungen ist *Wahrheit*; mit diesen unabhängig von ihr existirenden Beziehungen ist die Intelligenz beschäftigt; der Irrthum ist nur eine Verwechselung derselben. Das Gedächtniß, durch welches die Identität unsers Wesens bewirkt wird, ist theils instinctmässig, theils willkürlich und durch Aufmerksamkeit vermittelt. So werden nun auch die übrigen Thätigkeiten der Intelligenz betrachtet. Die Gewisheit besteht nicht in dem Empfinden, sie geht aus dem erkennenden Ich hervor; ohne *Erkennen* würde der Mensch auch nicht empfinden. Diefes führt auf die Theorie der *Sinne*, als gleichsam verschiedener Zerlegungswerkzeuge, wobey die *Sensation* und *Wahrnehmung* unterschieden werden.

Ohne Widerstand würden wir nichts empfinden; das Widerstand-Leistende, Ausgedehnte ist *Materie*; durch die Materie hat der Geist die Vorstellung der Ausdehnung gefunden. Aus unserm Ich gehen die intellectuellen Gesetze hervor; es giebt aber nichts Angebornes im Menschen, als seine *Fähigkeiten*. Die ursprünglichen Vorstellungen sind mit der ersten Uebung unsrer Fähigkeiten vorhanden. Die erste Wahrnehmung offenbart Widerstand und Ausdehnung; Ich und Nichtich. Wahrnehmen und Urtheilen sind in letzter Instanz die einzigen Operationen des menschlichen Geistes; die Wahrnehmung aber besteht aus Auffassung und Reflexion. Nun werden die ursprünglichen Vorstellungen und Gesetze des menschlichen Geistes, besonders das der Causalität betrachtet; dann wird der Mensch in seinen Thätigkeiten mit dem Unorganischen und Organischen verglichen. Hier wird auch von dem moralischen Sinn gesprochen, oder dem Instinct des Schönen, Wahren und Guten, dem dreyfachen Ausdruck einer und derselben Idee. Die Wahrnehmung, heist es, welche dieser Sinn gewährt, bringt eine reine und erhabne Freude in die Seele, welche mit den organischen Affectionen nicht zu vergleichen ist.

Die Natur ist keine zufällige und willkürliche Hervorbringung, sondern eine erhabne Kunst, welche aus sich selbst erzeugt. Von allen Seiten springen in den belebten Individuen so wie in den unbeweglichen Gruppen das Schöne und Erhabne hervor. Letztere haben ihr Gesetz, ihren Typus und ihr Vorbild in dem Genie des Künstlers. Der moralische Sinn, der Instinct des Schönen giebt uns die Kenntniß des Idealtypus, nach welchem das sichtbare Schöne gebildet ist. Der Mensch reflectirt die ganze Natur, vornehmlich durch die *Sprache*, ohne welche er unter den Thieren stehen würde. Alles, was die Individuen und Nationen modificirt, modificirt auch ihre Sprache. Das Genie großer Schriftsteller wirkt auf die Sprache zurück und modificirt sie; so auch umgekehrt. Der Ge-

Gefang ist die Sprache der Musik, die Musik überhaupt die Poesie der Empfindungen, so wie die Malerey Poesie für die Augen; die Poesie Musik der Seele, Malerey der Einbildungskraft, Ausdruck. Alle schöne Künste sind mehr *Ausdruck*, als Nachahmung. Ihre Gesetze sind Einheit, Mannichfaltigkeit, Wahrheit, Einfachheit, Originalität, Naivetät, zarte und edle Empfindungen. Die Lebensgesetze, nach welchen wir empfinden und denken, entwickeln auch die Kunst und treiben den Menschen zu seiner Bestimmung hin, die er nur erreichen kann, wenn er seinen natürlichen Eingebungen folgt. Nach dem Gesetz der Wirkung und Gegenwirkung gravitirt jedes Wesen gegen sein Centrum. Aber der Mensch wird immer von seinen Leidenschaften hingerissen und durch sein Gewissen zurückgeführt. Daher giebt es keinen Augenblick ohne Uebung seiner moralischen Kraft und der Zweck dieses Lebens ist nicht Glück, sondern Tugend.

Im dritten Theile nun wird die sociale Natur des Menschen betrachtet. Der Vf. geht von der Familie und ihrer Wichtigkeit für die Erziehung des Menschen aus. Die Gesellschaft (im engern Sinn) ist eine Familie von Familien; alles, was die Familie erhält, muß auch die Gesellschaft erhalten. Er zeigt in beiden Verbindungen, wie der Egoismus entgegensteht und und wodurch er überwunden wird, wie er zuerst durch die Kinder in der Familie beschwichtigt wird, wie er dann in dem Verhältniß der Familien zu einander in collectiver Gestalt auftritt und eine der andern entgegensetzt. Wie die Natur die Familie, die Familie die Gesellschaft, so erzeugt die Gesellschaft die Regierung. Die Noth verpflichtet die ersten Menschen, die Kräfte Aller gegen die willkürliche Gewalt der Stärksten zu vereinigen. Die Regierung ist die *Organisation der Gewalt*. Aus dem Motiv ihrer Errichtung entstehen ihre Pflichten, die in der Beschützung eines Jeden zusammenlaufen. Die gährende Bewegung, welche die Vereinigung der Menschen in einer Gesellschaft hervorbrachte, ordnete sie in Classen nach ihrem Gewicht, ihren Geschicklichkeiten und ihren Unähnlichkeiten. Der Fürst, die Großen und das Volk bilden die Elemente der Gesellschaft. Jedes dieser Elemente hat seinen persönlichen und seinen allgemeinen Willen. Der erstere strebt immer, sich des andern zu bemächtigen: Alles wäre verloren, wenn nicht die drey Gewalten sich *gegenseitig unterstützen*.

Alles in der Leitung des Universums, der Familie, der Gesellschaft strebt nach Einheit. Die natürlichste Regierungsform ist daher die Monarchie. Das Königthum ist die große Abstraction von der Macht und Würde Aller, die zum allgemeinen Besten in einem Einigen vereinigt sind. Sie eignet sich alle Mittel der andern Regierungsformen an, und centralisirt dieselben in der Einheit, dem Ursprunge und Zwecke aller Gewalt, sie mag physisch oder moralisch seyn. Nach ihren erhabnen Gesetzen bewegt sich die Welt; dessen ungeachtet giebt es in dem Systeme der Wesen und der Welten nichts, was nicht in dem Antagonismus seines Gegentheils seine Zügel fände.

Die Demokratie und die Aristokratie haben beide jenes natürliche Princip der Erhaltung, welches die gemäßigste Monarchie besitzt, nicht in sich. Das Lebensprincip der Monarchie beruht darauf, allen ursprünglichen Triebfedern ihren Spielraum und ihre individuelle Unabhängigkeit zu gestatten, ohne etwas von ihrer gegenseitigen Abhängigkeit aufzuheben. In dem geselligen Körper, wie in dem menschlichen Körper ist Alles Wille und Thätigkeit. Der Wille gehört der Totalität des moralischen Wesens an; die Thätigkeit ist der Einheit der Leitung dieses Willens unterworfen. Die Gewalt der Gesetzgebung gehört sonach dem König, den Vornehmen und der ganzen Nation an; die Vollziehung des gemeinsamen Willens dem König. Die einzige Art, den Willen eines Volks kennen zu lernen, ist die *Repräsentation*.

Das Gesetz ist stumm; durch die Richter empfängt es Sprache; es ist ihre Pflicht, zu erklären, was *gesetzt* ist; und nur uneigentlich wird daher von *richterlicher Gewalt* gesprochen. Letztere ist besonders geeignet, das Mangelhafte in der Verfassung in der Republik und Aristokratie zu verbessern und den Despotismus zu mildern. Da, wo die Gerichtshöfe unabhängig sind, fangen die Bürger frey zu athmen an. Von seines *Gleichen* gerichtet zu seyn, ist die beste Garantie der individuellen Sicherheit. Die Jury ist das Gewissen des Gesetzes; das Gewissen ist weniger dem Irrthum unterworfen, als die Intelligenz (?).

Das Recht entsteht aus dem Bedürfniß; jede Gesellschaft, jeder Mensch hat ein Recht auf das, was ihm nothwendig ist; das Nothwendige kann nicht verboten werden. Das Recht ist ein Verhältniß zwischen unsern Bedürfnissen und Vermögen. Daher ist auch des Gesetzgebers Aufgabe, dieses Verhältniß aufzufinden. Natürliche Gleichheit ist das erste Bedürfniß, und aus ihr folgt die *moralische Freyheit*. Das *Eigenthum* ist das Recht auf unsre Fähigkeiten und auf das, was sie zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse erzeugen, und die Verwirklichung jener beider. Die Sklaverey vernichtet Freyheit, Gleichheit und Eigenthum. Die Hauptgrundsätze sind: Was dem Menschen von Natur angehört, das muß ihm im bürgerlichen Zustande erhalten werden. Die Gesellschaft kann nicht auf collective Weise Eigenthümer seyn. Der Mensch ist nicht Proprietär, sondern Usufructuar der Erde; was er daher nicht besitzen kann, kann er also auch nicht an die Gesellschaft übertragen. Das Gesetz darf sich ferner nicht in Widerspruch mit unsern ursprünglichen Empfindungen setzen, und den Menschen zu Zwecken hintreiben, welche die Menschlichkeit verwirft. Hierauf wird von dem Rechte über Leben und Tod (mit Rousseau übereinstimmend), von dem Begnadigungsrecht, von dem Kriege (ein Eroberungsrecht wäre ein Recht der Völkersklaverey) gesprochen. Das Recht der Souveräne ist so legitim, wie jedes andre Recht der Welt; denn es giebt kein Eigenthum, was nicht ursprünglich durch List oder Gewalt angegriffen worden wäre. Der Vf. geht dann die Gesetzgebung im Einzelnen durch, zuerst in Hinsicht der *Familienrechte*. Hierbey auch von Polygamie und Polyandrie. Der Vf. stellt den Grundsatz auf

auf, daß die Monogamie für alle Species der Menschenrasse Naturgesetz sey; er sucht ihn auf eigenthümliche Art zu beweisen. Dann redet er von der Gesetzgebung im Gegensatz der *Gewohnheit* und ihrem Verhältniß zur Sitte, in Beziehung auf alte und neue Zeit, so wie von der öffentlichen Meinung — dem Gewissen der guten Könige, — und von der Presse.

Die Betrachtung der Sorge für die *materiellen* Bedürfnisse führt auf die Staatswirthschaft, als die Wissenschaft, den Reichthum hervorzubringen und zu erhalten, der in dem Besitz der zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse geeigneten Gegenstände besteht. Der Vf. unterscheidet natürlichen und künstlichen Reichthum, setzt aber die Quelle beider in die *Arbeit* der Natur und des Menschen. Wir übergehen den Inhalt dieses an interessanten Bemerkungen reichen Abschnitts, und geben nur den Zusammenhang mit dem Folgenden an. Alle Gesetze werden unzureichend seyn, wenn sie sich nicht auf die *Moral* stützen, das Gesetz einer höhern Ordnung, wovon der *vierte* Theil des Werks ausführlich handelt.

(Der Beschlufs folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BASEL, in d. Schweighauser. Buchh.: *Rauracis*, ein Taschenbuch für 1827. Den Freunden der Vaterlandskunde gewidmet von M. Lutz. 125 S. 12. Mit lithogr. Portrait und Ansichten.

Der *zweite* Jahrgang dieses sich ausschließlichs mit der Geschichte und Topographie des Cantons Basel beschäftigenden Taschenbuchs, mit dessen erster Erscheinung wir unsre Leser in den Erg. Bl. z. A. L. Z. 1826. Nr. 79. bekannt gemacht haben, enthält folgende, neben dem Local-Interesse, welches sie vorzüglich für den Einheimischen haben müssen, meist angenehm zu lesende, zum Theil auch durch die Neuheit der behandelten Gegenstände anziehende Aufsätze. I. *Lebensgeschichtliche Umriss* von dem (1808 mit Tode abgegangenen) *Baselschen Staatsrath u. Dreyerherrs Fr. Münch*. Dieser Hr. Münch war ein eben so einsichtsvoller und thätiger, als kenntnißreicher, Künste u. Wissenschaften liebender, um sein Vaterland in mannichfaltigen Verhältnissen verdienster Mann, den die aufrichtige Liebe und Achtung seiner Mitbürger zur Gruft begleitete; wohl bewandert in dem, so manchem Staatsmanne unsrer Tage als *terra incognita* vor sich webenden Felde der lateinischen, griechischen u. biblischen Literatur; ein dazu vertrauter und bis in den Tod getreuer Freund des für alles Schöne und Gute, zumal für Gründung und Vervollkommenung nützlicher vaterländ. Institutionen, hochbegeisterten *Isaac Iselin*, dessen schönstes Werk, die *Stiftung der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen* in Basel auch M. mit Eifer und Liebe befördern half. II. *Basels südliche Umgebungen, oder mein Besuch auf Sankt Margarethen*. Diese südlichen Umgebungen bildet ein waldiger Bergrücken, *Bruderholz* genannt, an dessen westlichem Ende, von einigen Häusern umgeben, die Kirche *St.*

Margaretha, als ein überaus malerischer Punkt, ein weites und schönes Revier beherrscht. Von diesem Hügelvorsprunge, dessen Besuch unter seine Baseler-Agenda zu notiren, Rec. jedem Schweizerreisenden anrathen würde, überschaut man, über eine fruchtbare Ebene hinweg, mit einem Blicke das kunst- und gewerblustige Basel mit seiner alten Kathedrale, feingothischen Thürmen und Kirchen und der heitern Landhäuserumgebung, die Burgtrümmer am Jura, den schlängelnden Lauf der unter den Mauern von Basel seinem Mutterlande enteilenden Rheinflut, Badens oberrheinische Obst- und Traubengelände, nebli den sie überragenden Dörfern, das nicht mehr schreckende *Hünigen*, das weit aufgeschlossene Sundgau, die Ruinen der einst gefürchteten Bergfeste Landskron, u. s. w. III. *Ein Tag auf Billstein*. In Auszügen an einen Freund. Eine umständliche Beschreibung des (vordern) *Billsteines*, eines mit schönen Gütern versehenen Berghofes in der Baselschen Pfarre *Langenbrück*. Der Besitzer dieses Grundstücks, Rathsherr Burkard - Sarasin, hat, ohne der Natur Zwang anzuthun, und bloß mit einiger ihr geleisteten Nachhülfe, einen nahen, mit Waldbäumen bekleideten Felsenabhang zu Anlagen benutzt, welche durch ihre Mannichfaltigkeit, zum Theil auch durch sinnreiche Erfindung angenehm überraschen und in Verbindung mit der überaus schönen, von der obersten Felsenkuppe sich eröffnenden Aussicht, den Reisenden für einen halbständigen Umweg, den er von der Landstraße über den obern Hauenstein nach *Billstein* zu machen hat, in vollem Maße entschädigt. IV. *Hugo von Eptingen und Hugo von Wüwald, oder die Zwillingsgeschwister, ohne es zu wissen*. (Eine Baslerische Volkslage aus dem 18ten Jahrh.) V. *Gelterkinden*. (Ein topograph. Versuch.) Unter den in den Umgebungen des betriebsamen, in seinem Wohltande sich immerfort hebenden Marktfleckens Gelterkinden sich darbietenden Spatziergängen und Lustörter erwähnt der Vf. auch der *Ernhalden*, eines vormals mit Unkraut und Dornengebüsche bewachsenen Bergabhangs, den gegen Ende des abgewichenen Jahrhunderts ein reicher Baseler Bürger, J. R. Burkhard (der Vater des berühmten Reisenden) mit eben so großen Anstrengungen als Unkosten, in eine schöne, mit einem im Geschmack der Emmenthaler Wohnhäuser aufgeführten Landhause verlehene Meyerey umschuf; wohin er, — hätte Hr. L. noch hinzufügen können — auserlesene Freunde von nahe und fern zur Festfeyer des Bacchus u. Momus zusammenrief und um sich her verlammet, behielt, bis zuletzt Altar und Tempel in schmähliche Trümmer versanken. VI. *Aehrenlese aus der Baseler Geschichte*. In diesem Abschnitt erscheinen die Baseler der Vorzeit als ein joviales Völkchen, das eigne Lustbarkeiten liebte, und an denen andrer Cantone, besonders an Kirchweih- u. Fastnachts-Ergetzlichkeiten, mit Lust und Liebe Theil nahm. — Die Kupfer der diesjährigen *Rauracis* findet Rec. ungleich besser gerathen, als die von 1826; namentlich fallen die Ansichten von *Gelterkinden* und *Margrethen* recht gut in die Augen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1827.

PHILOSOPHIE.

- 1) PARIS, b. Didot: *Rapport de la nature à l'homme et de l'homme à la nature, ou essai sur l'instinct, l'intelligence et la vie par le Baron Massias* etc.
 - 2) *Ebendaf.: Théorie du beau et du sublime ou loi de la reproduction par les arts, de l'homme organique, intellectuel, social et moral et des ses rapports — — par le Baron Massias* etc.
- (Befehle der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Im vierten Theile nun wird der Mensch betrachtet nach den Bestimmungen, welche er durch seinen *freyen Willen* erhält, und in seinen Beziehungen zur Ordnung des Universums. Den Menschen quält das Verlangen nach *Glück*, das ihn doch immer flieht. Er würde ein unvollständiges Wesen seyn, wenn er nicht das Vermögen besäße, es zu erreichen. Der Mensch würde daher unerklärbar seyn ohne höhere Vermittlung, ohne *moralischen Instinct*. Wenn sich die organische, intellectuelle und sociale Empfindung auf Individuen bezieht, so gehört die *moralische* Empfindung einer *absoluten Ordnung* an. Die Moral ist die Regel des freyen Willens, das Gesetz unserer Affection, welches den persönlichen Instinct dem allgemeinen, das Nützliche dem Guten, den Egoismus der Ordnung, die Lust der Tugend unterwirft. So verschieden die Systeme der Moral sind, so fest steht doch der Satz: es giebt Pflichten. Die Pflichten entspringen aus unsern *Fähigkeiten*, wie die Rechte aus unsern *Bedürfnissen*. Wir sind *schuldig*, insofern wir etwas *empfangen* haben; und wir haben zu fordern, was uns mangelt und doch nothwendig ist. Die unschätzbarste unserer Fähigkeiten ist das Gefühl für Ordnung. Unsere Pflichten sind Gesetze, welche die Ordnung (des Ganzen) unsern Handlungen auflegt. Die Ordnung selbst aber wird durch die höchste Intelligenz functionirt. Alles steht also mit dem Ganzen der Dinge in *Beziehung*, und dies ist die *höchste* Beziehung, von welcher dieses Werk redet. Der Vf. versteht aber unter Beziehung eine ursprüngliche Handlung, wodurch zwey Glieder vereinigt werden, um eins durch das andere zu vervollkommen, sie in ihrem Daseyn zu erhalten und zu ihrer Bestimmung hinzuführen. Der Vf. versucht nun eine Kritik der Lehre Kants, von welchem er mit großer Ehrfurcht spricht; wobey aber viel

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Missverständniß zu Tage kommt, was wir übergehen. Den Satz: die Gesetzgebung jeder individuellen Vernunft muß durch sie selbst und nicht anderswoher bestimmt seyn, modificirt der Vf. so: die individuelle Vernunft muß ihre Norm in einer universellen Vernunft, oder in der *Ordnung* haben. Er erkennt dagegen das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. für ursprüngliche Wahrheiten an, welche durch Leidenschaften, (ohne welche aber die Tugend zu leicht seyn würde,) verhüllt und verdunkelt werden. Die Leidenschaften werden nun geschildert, besonders in Beziehung auf das gesellige Leben. Die Philosophie, d. i. die Liebe und die Untersuchung der Wahrheit, oder dessen was ist, schützt am besten gegen ihre Ausschweifungen. Die Existenz unserer selbst, als Realität, nicht als *Modification*, die Existenz der Ordnung oder des Universums, die der Gottheit sind auch die einzigen festen Grundlagen der Moral, welche die Philosophie zu entdecken die Aufgabe hat. Die verschiedenen Pflichten werden nun abgehandelt, und zwar Pflichten 1) gegen vernünftige Wesen, und 2) gegen die Gottheit. Die Collision der Pflichten betreffend, wird der Grundsatz aufgestellt: wenn es bisweilen erlaubt ist, eine Pflicht zu unterlassen, so kann dies nur geschehen, um einer höheren Pflicht, der Vernunft, der Ordnung, zu gehorchen. Die letzte Pflicht führt auf Betrachtung der Religion; insbesondere die christliche, mit deren Lobe diese Betrachtung schließt. Am Schlusse des Werks faßt der Vf. das Ganze nochmals unter folgende Hauptgesichtspunkte zusammen. Es giebt, sagt er, vier große Gesetzgebungen, welche dem organischen, intelligenten und socialen Wesen gebieten, und welche sämmtlich auf die Einheit des moralischen Menschen abzwecken und sich in ihr vereinigen. So haben die Gesetze, welche alle Reiche der Natur beherrschen, ihre Correspondenz und ihre Krone in der Bildung und Erhaltung unserer Gattung.

Die Grundidee des ganzen Werks ist daher: Die Wirkung und Rückwirkung der durch ihre Beziehungen oder durch die sie beherrschenden Gesetze vervollkommneter Wesen. Zwischen zwey entgegengesetzte Anziehungen gestellt, zwischen die augenblicklichen Vergnügungen der Sinne, und die dauernden Güter der Tugend, fehlt es dem Menschen von Natur nicht an Motiven, welche geeignet sind, ihn zur angemessensten und würdigsten Wahl zu bestimmen. Die Natur hat zwey große Gegenstände

Ff

stände uns vor Augen gestellt, welche im Stande sind, unser Interesse und unsere Einbildungskraft zu beschäftigen: Tod und Unsterblichkeit. Der Glaube an Unsterblichkeit der Seele ist ein Bedürfnis der Gesellschaft und der Menschlichkeit. Alles was gut ist, ist nützlich, und was nicht gut ist, ist nicht nützlich, und zwar bloß darum, weil es nicht gut ist. In dieser Ausdehnung ist die Nützlichkeit der Egoismus des vernünftigen Menschen. Der Zweck des Menschen ist Glückseligkeit durch Tugend.

Wir wollen in Beziehung auf das Ganze hier nur andeuten, daß die vier Grundbeziehungen des Menschen, welche der Vf. annimmt, weder als logische Eintheilungsglieder gerechtfertigt, noch aus einer höhern abgeleitet worden sind; und daß sowohl das Gesetz der Beziehung, als der Begriff der *Ordnung*, dessen der Vf. sich bedient, auf eine formelle Lehre führt, welche nur durch Inconsequenz des geistreichen Vfs. Lebendigkeit gewonnen hat.

Wir wenden uns nun zu dem zweyten speziellen Werke. Es beginnt mit einem kleinen Gespräch, in welchem der Vf. andeutet, daß er mehr als die gewöhnliche Aufmerksamkeit französischer Leser bey seinen ins Metaphysische hineinführenden Forschungen voraussetze. Das Buch ist in folgende Abschnitte getheilt. I. Von den Kräften, durch welche das Schöne und Erhabene aufgefaßt wird. Die metaphysischen Bestimmungen, von welchen der Vf. hier ausgeht, obwohl sie nicht unter die Ueberschrift dieses Abschnitts passen wollen, sind zu ungenügend und fragmentarisch ausgesprochen, um daraus die Ideen des Erhabenen und Schönen, welche auch hier ohne Rechtfertigung einander gegenübergestellt werden, abzuleiten. Sie sind folgende: Durch ein Handeln des Unendlichen auf und in sich selbst sind alle relative Dinge hervorgegangen. Es giebt nur erkennende und nicht erkennende Geschöpfe — jene nennen wir *Geist*, diese *Materie*. Zwischen beiden findet eine nothwendige Beziehung Statt. Aus der Mitte aller Beziehungen zwischen Geist und Materie geht das Erhabene hervor (aber wie?). Das Ganze aller Beziehungen ist die (Welt-)Ordnung, das absolut Erhabene, wovon die Gottheit allein eine Anschauung haben kann. Einige Funken davon werden auch den untergeordneten Geistern zu Theil. Es giebt an sich keine Grade in der Empfindung des Erhabenen, weil es selbst über die Empfänglichkeit der erhabensten Geister noch hinausgeht. — Das Schöne ist eine an das Erhabene grenzende, wiewohl durch einen unmeßbaren Zwischenraum gesonderte Nuance. (Den Grund dieser Behauptung so wie die genaue Bestimmung des Verhältnisses beider findet der Leser nirgends angegeben.) Das Eigenthümliche des Erhabenen ist, unsere Sensibilität über ihre Grenzen hinauszuhoben, und sie zu versenken entweder in den Ocean der absoluten Schönheit, oder in die geheimsten Tiefen unserer relativen Unendlichkeit; während das Schöne unser Maas nicht überschreitet, und daher auch sich zusammenfassen und zergliedern läßt. Das Erhabene ist (nach S. 16) der electriche

Contact unserer Natur mit dem Unendlichen. — Daß diese poetischen Bilder zur Erkenntnis des Schönen und Erhabenen und ihres Verhältnisses keinesweges hinreichen, ist wohl hinreichend anerkannt. Gleichwohl geht der Vf. von da an schnell zur Betrachtung der Natur des *Subjects* über, welches der Wahrnehmung des Erhabenen und Schönen fähig ist. Beide sind nach ihm Emanationen der Intelligenz, und als solche nur von der Intelligenz erkennbar, aber es fordert keine reine Intelligenz, sondern Wesen von *gemischter Natur*. Die Sensibilität aber ist die Beziehung zwischen der Intelligenz und Materie; der Charakter des gemischten Wesens und die erste Stufe der Intelligenz. Dies führt auf die verschiedenen Sinne, als Werkzeuge der Sensibilität und ihre Beziehung auf das Schöne und Erhabene. Es wird hier eine kleine Theorie derselben mit sehr treffenden psychologischen Bemerkungen aufgestellt. II. *Ueber die Productionsvermögen des Schönen*. Zuerst wird genannt die *Reflexion*, welche ein Wesen fähig macht, die Objecte an sich, ihre Eigenschaften und Beziehungen unter einander mit ihm selbst, und mit dem Ganzen der Dinge kennen zu lernen. Sie entdeckt dem Menschen in der Ordnung der Dinge das Schöne und Erhabene (das heißt *vermittelt ihrer* erkennt es der Mensch; aber daraus folgt nicht, daß die Reflexion ursprüngliches Productionsvermögen des Schönen ist). Das zweyte ist das *Selbstbewußtseyn* (*conscience*) die Wahrnehmung des ursprünglichen Gesetzes, welches unsern Willen regelt; und das dritte die *Einbildungskraft*. In Hinsicht des zweyten ist der Vf. sehr unklar. Im IIIten Abschnitt wird gefragt, durch welches Verfahren und durch welche Mittel die perceptiven und productiven Vermögen des Schönen und Erhabenen zur *Reproduction* desselben gelangen. Der erste Act ist die *Unterscheidung* der Objecte, ohne welche kein Bild Statt findet. Das Bild ist das innere symbolische Wort, durch welches der Mensch unterscheidet und erkennt; der Eindruck aber erweckt den *Ausdruck*; das *gesprochene* Wort ist nur die entwickelte Verwirklichung des *innern* Worts. Der Gedanke und das Urtheil, als der vollständige Gedanke, sind Elemente der Hervorbringung des Erhabenen. Die Bearbeitung dieser Elemente geschieht bloß durch Zergliederung (*Analyse*) und Verknüpfung (*Synthese*). Das Schöne und Erhabene können sonach nur aus der Anschauung, dem Studium und der *Empfindung* der *Natur* entstehen. Gott, der Mensch, die Natur sind die großen Gegenstände (Stoffe) des Erhabenen; ihre Beziehungen bilden ein ursprüngliches Gesetz. Die drey Factoren des Erhabenen sind: unser *Ich*, die *Natur*, und die *Beziehungen*, welche zwischen uns und den Objecten Statt finden. Das Erhabene ist die augenblicklich wahrgenommene Beziehung zwischen meinem Ich und dem Unendlichen. Wir sind daher von allen Seiten mit dem Erhabenen umgeben; aber wir können es nur auf eine, der Entwicklung unserer Fähigkeiten analoge Weise wahrnehmen. Die Formen des Schönen und Erhabenen, oder die schön-

nen Künste (das Schöne wird auch hier wie in manchen deutschen Aesthetiken nur beyläufig neben dem Erhabenen, oder umgekehrt genannt) beruhen auf der Sympathie des Innern und Aeußern; sie entstehen wie durch eine Art von Geburt, durch Ueberfluthung der Empfindungen, welche von innen nach außen gehen. Diefs wird in Hinsicht auf Tanz, Musik, Malerey, Sculptur, Architektur, Dichtkunst scheinbar nachgewiesen. Alle Künste sind nichts anderes, als die Beziehung irgend einer von unsern Fähigkeiten auf grofse Objecte und Eindrücke der Natur, sie differiren nur durch die *Ausdrucksmittel*. Wenn, meint Rec., die Künste auf solchen Beziehungen *beruhen*, und nicht ohne dieselben sind, so bestehen sie noch nicht darin, und ihre Natur ist nicht daraus allein zu erkennen; so wie auch das überfluthende Gefühl noch keinen Künstler macht.

Im IVten Abschnitt wird dann gehandelt von den natürlichen Formen der Werke, in welchen das Schöne und Erhabene reproducirt wird, oder von verschiedenen Gattungen der Literatur. Der Vf. versteht darunter die Dichtungsarten, die ohne genaue Ordnung durchgegangen werden: Hymnus, Ode, Lied, Episches Gedicht, Idylle, Elegie, Satire, Epigramm; Fabel; Drama; didaktisches und beschreibendes Gedicht. Dann wird noch gesprochen von der verschiedenen Fähigkeit der Sprachen, das Erhabene darzustellen. Der Vf. behauptet etwas einseitig, daß sie in Hinsicht der Darstellung des Erhabenen des *Gedankens* und der *Empfindung* fast gleich seyen, aber verschieden in Hinsicht des Erhabenen der *Bilder*. Endlich ist von den äußern Mitteln die Rede, durch welche die Sprachen ihre wunderbaren Wirkungen erreichen (Vers, Profodie, Tact, Rhythmus, Reim).

Der Vte Abschnitt nun will die *reproductiven Ursachen des Schönen zergliedern*, und somit die Regeln der Kunsttheorie aufstellen, welche in allgemeine (für alle Künste) und besondere zerfallen. Jene hängen mit der Natur unsers Wesens zusammen. Der Vf. zeigt ihre Anwendung bloß an dem *dramatischen* Gedicht; wobey auch Schlegels Ansichten über dasselbe und der bekannte Streit der Klassiker und Romantiker ausführlich berührt wird. Was er über und für die bekannten *Einheiten des Orts und der Zeit* sagt, kommt darauf hinaus, daß bey strengerer Bindung und Concentrirung der Elemente das dramatische Gedicht wirklamer wird. Im Uebrigen kann der Vf. in diesem Abschnitte seine nationellen Vorurtheile doch nicht verleugnen; besonders wo er gegen das historische Drama und die Romantik spricht. Interessante Bemerkungen über den Einfluß klimatischer, temporärer und politischer Verhältnisse auf die Kunstproduction sind in diesem Abschnitte ausgebreut. Er schließt mit einer Betrachtung über das Idealschöne; es ist ihm der Typus dessen, was die Gattungen Vollkommenes besitzen.

Der VIte und letzte Abschnitt soll eine *Anwendung der vorhergegangenen Theorie* enthalten. Der Mensch, heißt es hier, ist ein Wesen, das in den

mannichfaltigsten Beziehungen steht; nimmt man hinweg, was auf diese Weise zu ihm gehört, so bleibt nur ein geringer Theil von ihm selbst zurück. Die Wirksamkeit menschlicher Fähigkeiten ist nur dadurch möglich, daß sie mit den allgemeinen Gesetzen (Gesetzen des Universums) in Uebereinstimmung steht. Diese allgemeinen Gesetze hängen von dem Unendlichen ab. Wenn unser Geist, der gleichfalls, aber relativ, unendlich ist, die Wirkung des absolut Unendlichen vernimmt, nimmt er das *Erhabene* wahr. Das Erhabene ist daher die Beziehung zwischen zwey Unendlichen. Durch seine Eigenschaften und Vermögen findet der Mensch aber auch das Erhabene *in sich selbst*; und die Hervorbringung des Erhabenen findet nur Statt durch die Beziehung zwischen beiden und den allgemeinen Gesetzen. Zuletzt bringt nun der Vf. diese Untersuchung mit seiner, in dem größeren Werke entwickelten philosophischen Ansicht über den Menschen in Verbindung. Indem er nämlich die wesentlichen Eigenschaften der menschlichen Natur in die Sensibilität, Intelligenz, Geselligkeit und Moralität setzt, so sucht er nun zu zeigen, daß alles Erhabene (in dem Inhaltsverzeichniß wird hinzugefügt und Schöne) aus der Beziehung der allgemeinen Gesetze auf eine oder mehrere jener Eigenschaften und Fähigkeiten, welche den Menschen zu einem sensibeln, intellectuellen, geselligen und moralischen Wesen gemacht haben; hervorgehe; und führt Beispiele des Schönen (besonders aus dem Gebiete der *Dichtkunst*) an, welche sich auf diese Eigenschaften beziehen; wiewohl, wie aus dem oben Gesagten hervorgeht, auch diese Beispiele nicht immer streng unter die angeführten Rubriken gehören. — Das Schlusskapitel enthält nun eine psychologische Entwicklung des menschlichen Ichs von den dunkelsten Affectionen an, bis zur Wahrnehmung und Hervorbringung des Erhabenen. Bey dieser Entwicklung nimmt der Vf. Rücksicht auf Sprachlehre, Logik und Rhetorik, deren Elemente er daran zu bewähren sucht. Ueber diese geht aber die Poesie hinaus, die uns von dem Individuellen zu dem Universellen erhebt; dahingegen, wie es am Schlusse heißt, alle übrigen Künste nur Substituten, Dolmetscher, Copisten und Nacheiferer der Sprache sind. Aus allen diesem wird man erkennen, wie sich des Vfs. Untersuchungen zwar durch freye und umfassende Ansichten, aber keinesweges durch eine besonnene, wissenschaftliche Methode auszeichnen.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HARLE, b. Ruff: *Das gemeine in Deutschland gültige Lehnrecht im Grundrisse, mit beygefügten Quellen*, von Dr. Carl Friedr. Dieck, öffentl. außerord. Professor der Rechte in Halle. Zweyte umgearb. u. vermehrte Ausgabe. 1827. XII u. 166 S. gr. 8. (18 gGr.)

Die erste Ausgabe dieses mit vielem und verdientem Beyfall aufgenommenen Buchs, ist bereits in unserm Blät-

Blättern (A. L. Z. Jahrg. 1823. Nr. 311.) beurtheilt, und Zweck und Plan des Werks dargelegt worden. Gegenwärtig wird also nur zu erwähnen seyn, wodurch sich die vorliegende umgearbeitete und vermehrte Ausgabe von jener ersten unterscheidet.

Im Systeme selbst ist wenig geändert: denn obwohl an verschiedenen Orten einzelne Paragraphen weggelassen, eingeschoben oder versetzt sind (vgl. §§. 3. 11—37. 40—43. 59—66. 74—77. 81. 82. 84. 85. 97. 98. 104. 105. 111—116. 128—135. 138—152. 154—157. 160. 172—177), so ist doch die Reihenfolge der Materien im Ganzen beybehalten worden. Dagegen sind in Hinsicht der Quellen ganz außerordentlich viele Stellen hinzugefügt, was auch nur die flüchtigste Vergleichung dieser Ausgabe mit der ersten ergibt. Jene neu hinzugekommenen Zusätze betreffen die Quellen sowohl des gemeinen, als particularen Rechts; indessen hat sich der Vf., was das letztere anbetrifft, in der Regel auf das Preussische, Baiersche, königl. Sächsische und Gothaische Recht beschränkt; gewiss um deswillen, weil die Lehnsgesetzgebung jener Staaten ein mehr abgeschlossenes Ganze bildet, als in den übrigen deutschen Ländern. Diese Vermehrungen haben es nun aber veranlaßt, und dieses ist eine Abweichung in Hinsicht der äußern Form der ersten Ausgabe, daß, um Raum für die neu aufgenommenen Stellen zu gewinnen, und eine Vergrößerung des Umfangs des Buchs und des Ladenpreises möglichst zu vermeiden, die der ersten Ausgabe beygefügte nähern Angaben des Inhalts der einzelnen Paragraphen weggelassen sind; ein Verfahren, welches, wenn es sich gleich in Bezug auf den nächsten Zweck dieses Lehrbuchs, als akademischen Compendiums, völlig billigen läßt, dennoch in so fern zu beklagen ist, als Geschäftsmänner, welchen dasselbe, wie Rec. aus eigener Erfahrung bemerkt, gleichfalls von großem Nutzen ist, ein Mittel einer schnellern Orientirung bey den angeführten Stellen aus den Quellen, vermissen werden, welches die erste Ausgabe auf eine so genügende Weise darbot. Rec. wünscht daher, bey einer künftigen Ausgabe, die gewiß bald wiederum nöthig seyn wird, jene nähern Inhaltsangaben der einzelnen Paragraphen wieder hergestellt zu sehen, so wie es auch vielleicht interessant seyn dürfte, da einmal auf das particulare Lehnrecht Rücksicht genommen werden sollte, daß einzelne ganz besonders merkwürdige und einflussreiche Verfügungen, auch anderer, als der genannten Staaten, in Betreff des Lehnwesens nachgewiesen würden. So z. B. die königl. Hannoversche Verordnung vom 24. May 1822, wodurch II. F. 45 und 50 authentisch und zwar dahin interpretirt worden sind, daß die in II. F. 45 enthaltene Disposition, vermöge welcher der Sohn des letzten Lehnbesitzers die Allodialerbschaft seines Vaters anzunehmen und das Lehn zu behalten, nicht befugt, sondern entweder beide Successionen zu-

sammen anzunehmen oder auszuschlagen verpflichtet ist, auf alle *Descendenten* des Vafallen, mithin auch auf die Enkel angewendet werden soll, welche dessen unmittelbare Lehnfolger geworden sind, wobey es sich jedoch von selbst versteht, daß die Enkel in diesem Falle die Allodialerbschaft ihres Vaters, zugleich mit der Lehnserbschaft ihres Großvaters anzutreten keine Verbindlichkeit haben. Noch wichtiger, und in der That eine neue Successionsordnung enthaltend, ist die authentische Interpretation von II. F. 50, daß nämlich auf den Grad der Verwandtschaft mit dem letzten Lehnbesitzer nicht allein in der Linie, welche vorzugsweise zur Succession in die Lehen berechtigt ist, gesehen werden soll, sondern, daß auch in dem Falle, wo diese Linie mit dem letztern Lehninhaber erlischt und die Succession auf die vorhin abgefundenen oder abgetheilten Linien übergeht, die Successionsordnung in den einzelnen Linien lediglich nach dem Grade der Verwandtschaft mit dem letzten Lehnbesitzer sich richten soll. Es soll also in diesem Falle zwar die Lehnsuccession auf sämtliche übrige vorhin abgefundene Linien, ohne Vorzug der einen vor der andern, zu gleichen Theilen übertragen werden, in den einzelnen Linien selbst aber der dem verstorbenen letzten Lehnbesitzer im Verwandtschaftsgrade am nächsten stehende, oder die mehreren gleich nahen Collateralen, mit Ausschluss aller übrigen entferntern Verwandten, zur Succession in den dieser Linie zugefallenen Theil gelangen. Vgl. Gesetz - Sammlung Abtheil. I. Nr. 20. — Rühmlichst anzuführen ist endlich noch die Bemerkung des Vfs., aus welchen Gründen er der wiederholten Aufforderung, ein besonderes Compendium über das Lehnrecht herauszugeben, nicht entsprechen könne, weil nämlich, die meisten, in dem gegenwärtigen Grundrisse ihrem ganzen Umfange nach mitgetheilten Quellen in gewöhnliche Citate umgewandelt seyn würden, wodurch das Quellenstudium, dessen Beförderung sich der Vf. zum Zwecke gemacht hatte, offenbar gelitten haben würde, und weil man in den compendiarischen Bearbeitungen von Böhmer, Patz und Eichhorn, bereits anerkannte Musterschriften besitze, welche zu verdrängen der Vf. um so weniger geneigt sey, als einzelne neue Ansichten noch keinen hinreichenden Grund zur Vermehrung der Anzahl der Lehrbücher abgäben. Dagegen verspricht der Vf., die gewonnenen Ansichten in, für sich bestehenden Abhandlungen, entweder durch eine eigene Schrift, oder durch Einrückung in Zeitschriften bekannt zu machen; wenigstens habe er sich entschlossen, diesen Weg bey der Herausgabe einer Reihe germanistischer, vornehmlich lehnrechtlicher Aufsätze, sowohl geschichtlichen, als dogmatischen Inhalts, zu denen die Materialien bereits vor ihm lägen, einzuschlagen. Möge der Vf. recht bald dieses sein Versprechen erfüllen!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1827.

PHYSIK.

PARIS, b. Deterville: *Traité de Physique expérimentale et mathématique*, par J. B. Biot etc.

(Fortsetzung der Recension in Nr. 113. der Erg. Bl. von 1826.)

Der zweyte Band des reichhaltigen Werks entwickelt im zweyten und dritten Buche die Akustik und die Lehre von der Elektricität. „Wir haben zum Schlusse des vorigen Bandes gesehen, daß die Elemente der elastischen Körper, wenn sie aus ihrer natürlichen Lage gerückt werden, vermittelst einer Anzahl isochronischer Oscillationen zu derselben zurückkehren. Diese Oscillationen theilen sich der umgebenden Luft, und zwar zuerst den nächsten Schichten, sodann aber auch den entfernten, auf eine ähnliche Weise mit, wie ein in's Wasser geworfener Stein Kreise erregt, die sich immer weiter über dessen Oberfläche verbreiten. Wenn diese Luftschwingungen mit einer gewissen Schnelligkeit auf einander folgen, so erregen sie in dem Organe des Ohrs die Empfindung, welche wir mit dem Namen des *Schalles* bezeichnen.“ Die solchergestalt erklärte *Entstehung und Fortpflanzung* wird in dem ersten Kapitel dieses zweyten Buchs näher betrachtet. Eine der interessantesten Seiten dieser Untersuchung ist die Frage nach der *Schnelligkeit des Schalls*, die hier, nach dem Vorgange *Newton's* (*Principia*, lib. II. sect. 8. Prop. 41 fqq.) und mit Benutzung einer neuern Arbeit von *Poisson* (*Journal de l'Ecole Polytechnique*, Cah. 14.), mit großer rechnender Ausführlichkeit (jedoch ohne bestimmten Erfolg) discutirt wird; auf welche wir aber um so weniger eingehen, da sie *Humboldt* in der letzten Zeit einer ganz neuen Erörterung unterworfen hat, deren wiewohl noch nicht im Detail bekannt gewordenen Resultate sehr weit von den bisherigen abweichen. Der Vf. wird sie bey einer 2ten Auflage seiner verdienstlichen Arbeit nutzen können. — „Nachdem wir indeß nunmehr wissen, auf welche Weise sich die Anregung eines oder einiger Punkte einer elastischen Flüssigkeit ihrer ganzen Masse mittheilt, so wird sich auch die *Aufnahme und Unterscheidung des Schalles* (zweytes Kapitel) durch unser Ohr leicht begreifen lassen; die Schwingungsdauer (*périodicité*) der Schallwellen und ihre Stärke sind die Kriterien, nach denen das Organ die Qualität der Töne beurtheilt und sie von einander unterscheidet.“ Dies führt auf die *Theorie des*

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Monochord's, zu deren Schlusse auch von *Chladni's Theorie der Longitudinalschwingungen*, jedoch nur sehr kurz und darum ungenügend, die Rede ist. In der nächsten Verbindung mit jener ersten Lehre stehen die in der Musik gewöhnlichen Nährungsmethoden zur Darstellung der Intervalle, besonders die Darstellung der Gesetze der gleichschwebenden Temperatur, der Gegenstand des dritten Kapitels, worüber wir aber, als zu technisch-musikalisch, weggehen. Die folgenden 5 kürzern Abschnitte (das vierte bis achte Kapitel) beschäftigen sich mit den *Vibrationen anderer Körper als der Saiten*, in welchem Bezüge sich Rec. auf das eben citirte Werk unsers Landsmannes bezieht. Jedoch nimmt *Biot* eine Behauptung desselben (und, wie es uns wenigstens scheint, mit Recht) in Anspruch: *Chladni* meint nämlich, daß eine Person, die richtig singt, temperire, ohne es zu wissen; unser Vf. ist dagegen der Meinung, daß sie dazu nur durch die Begleitung eines Instruments mit festen Tönen, z. B. des Flügels gezwungen werde. Nach *Charles* und *Viotti's* Erfahrungen temperirt ein geschickter, allein spielender Violinist eben so wenig; dies scheint auch aus der Natur der Sache zu folgen. — Wendet man das bisher von den Vibrationen Vorgetragene auf die in Röhren eingeschlossenen Luftsäulen an, so geräth man auf die *Theorie der Blase-Instrumente* (neuntes Kapitel), die ihrerseits hinwiederum zu der Frage führt: *was für ein Erfolg eintreten würde, wenn jene Säule, statt aus atmosphärischer Luft, aus irgend einer andern Gasart bestünde?* — und welche Frage das elfte Kapitel (ein zehntes findet sich, durch einen unverzeihlichen Schreib- oder Druckfehler, weder im Buche selbst, noch im Register) z. B. für das Wasserstoffgas, nach *Chladni's* Versuchen dahin beantwortet, daß es, *als das leichteste von allen*, auch die *höchsten (aigus)* Töne gebe. „Faßt man aber hiernächst, verallgemeinernd, die vorher entwickelten Thatfachen zusammen, so ergibt sich, daß *alle* Körper, von welcher Natur sie auch seyn mögen, bey falscher Erschütterung, in Schwingungen veretzt werden können, deren Schnelligkeit, Stärke und Dauer vom Aggregatzustande, der Elasticität und Form des schwingenden Körpers abhängig sind. Diese schwingende Bewegung, die in der umgebenden Luft Schallwellen erzeugt, braucht ihm aber nicht unmittelbar, sondern nur durch Berührung anderer, bereits vibrierender Körper mitgetheilt zu werden“; und das daher rührende Mit-

schwin-

schwingen und Mitklingen belegt man mit dem Namen der *Resonanz*, darüber der Vf. (zwölftes Kap.) in ein näheres Detail eingeht. Im dreyzehnten Kap. betrachtet er hiernächst die *Organe des Gehörs und der Stimme*, und beschließt sodann dieses zweyte Buch mit 2 Anhängen, deren einer sich auf eine verbesserte Einrichtung der Harmonika, der andre aber auf Gay-Lüssac's hygrometrische Entdeckungen bezieht. — Im dritten Buche sucht uns der Vf. mit den Wundern der *Elektricität* bekannt zu machen. „Die Eigenschaften, welche wir bis jetzt an den Körpern entdeckt haben, wohnen ihnen unveränderlich bey, und scheinen wesentlich an die sie ausmachende Materie gebunden zu seyn; so können schwere Körper z. B. nicht von ihrer Schwere, so wenig wie die sie constituirenden Elemente von ihrer gegenseitigen Anziehung getrennt werden. Gegenwärtig aber bieten sich uns Zustände dar, in welche man die Körper vorübergehend versetzen kann, und die um so viel mehr Aufmerksamkeit verdienen, als diese Körper darin, ohne den mindesten fühl- oder wägbaren Verlust, gleichwohl auf andre einen mächtigen mechanischen Einfluß äußern.“ Dahin gehört vorzüglich die *Elektricität*, von deren Anziehungen und Abstoßungen, gleichwie vom Gegensatz zweyer elektrischen Materien, das erste Kapitel handelt. „Welches ist die Natur des Princip, das diese Anziehungen und Abstoßungen hervorbringt? wie befindet es sich in den Körpern? wie wird seine Thätigkeit durch Reiben hervorgerufen? Wir wissen es nicht; aber wozin es auch bestehen möge, wir werden es, zur Abkürzung, mit dem Namen *Elektricität* belegen, gleichwie wir die eben so unbekannte Ursache der Wärme mit dem Namen *Wärmestoff* belegt haben. Die hierauf folgende experimentale Darstellung des elektrischen Anziehens und Abstoßens ist sehr geschickt unter den Gesichtspunkt geordnet, auf die Doppelartigkeit der elektrischen Materie zu leiten; der Vf. bezeichnet diesen Gegensatz bis jetzt noch mit dem Namen der *Glas- und Harz-Elektricität*, welchen die Natur selbst herleiht, wogegen die Bezeichnung durch *positiv* und *negativ*, wie *adäquat* sie sonst auch seyn mag, allerdings schon eine hypothetische Annahme involvirt. — Aus dem interessantesten Einzeln führt Rec. an, daß man Elektricität auch durch das Reiben eines Glases gegen einen festen Körper hervorrufen könne, wie denn Wilson z. B. eine Glascheibe elektrisirt, indem er einen Blasebalg gegen dieselbe spielen läßt; — und geht damit zu den Gesetzen jener elektrischen Anziehungen und Abstoßungen (zweytes Kap.) über, wo uns gleich Coulomb's am Ende unsrer Anzeige des ersten Bandes erwähnte Drehwaage, als das beste Werkzeug zur Prüfung der kleinern elektrischen Wirkungen, wieder begegnet, und zu dem wichtigen Satze verhilft: „daß die elektrischen Kräfte, gleich der himmlischen Anziehung, im umgekehrten Verhältnisse des Quadrats der Entfernung stehen.“ Also wal- tet dieses große Gesetz eben so zwischen den Kugeln,

mit denen die Allmacht den Weltenraum erfüllt hat, als zwischen den Atomen von Holundermark, die wir unsern elektrischen Versuchen unterwerfen. — Ist nun hiernach aber das Verhalten der elektrischen Anziehungen und Abstoßungen auch aufgeklärt, so bedarf es, zur Verfolgung dieses Principis bis in seine geheimsten Wirkungen, doch noch einer genauern Bestimmung der Art, auf welche es sich, mittelst der Luftberührung oder der Isolatoren, die es nur unvollständig zurückhalten, allmählig zerstreut; und mit dieser Untersuchung beschäftigt sich das dritte Kapitel auf den Grund einer sorgfältigen Analyse der Versuche von Coulomb, deren Resultat dahin ausfällt: „daß, in Bezug auf die Luft, unter übrigens gleichen Umständen, der Verlust an Elektricität ihrer Intensität, in Bezug auf die passlich gewählten Stützen aber der Quadratwurzel aus letzterer Länge proportional sey.“ Das Detail dieser Untersuchung, deren Ergebnis wir hier nur in den allgemeinsten Zügen andeuten können, gehört zu dem Besten, was dieser Abschnitt darbietet, und bereitet zugleich sehr gründlich zu dem folgenden (vierten), von dem Verhalten der in den leitenden, isolirten Körpern ins Gleichgewicht tretenden Elektricität handelnden Kapitel vor. „Nach Allem, was die Erfahrung lehrt, ist es höchst wahrscheinlich, daß sich die elektrische Materie nur auf der Oberfläche der leitenden Körper zusammenhäuft, ohne daß deren Inneres sie im mindesten zurückhalte. Denn bey einer andern Annahme würde man nicht begreifen, wie die bloße Uebereinstimmung der Oberflächen zweyer Körper im Stande ist, bey der Berührung einen vollkommenen elektrischen Tausch hervorzubringen, ohne daß dabey auf Verschiedenartigkeit der Materie das Mindeste ankommt; oder, was noch viel auffallender ist, wie eine volle und eine hohle Kugel in diesem Bezuge ganz gleich zu achten sind.“ Der bekannte Versuch, da einer isolirten elektrisirten Kugel von leitender Materie ihre ganze Elektricität, durch eine genau passende Kugelhülle von nichts als Goldpapier, völlig entzogen und letztere dadurch nun in den vorherigen elektrischen der Kugel versetzt wird, scheint dies außer Zweifel zu setzen; „und wenn man nun hierzu nimmt, daß es der Widerstand der (trocknen) Luft allein ist, welcher die elektrische Materie verhindert, von der Oberfläche der Körper zu entweichen: so darf man annehmen, daß jenes Princip die leitenden Körper in einer dünnen Schicht umgibt, deren die Luft berührende Oberfläche der ihrigen vollkommen ähnlich ist.“ An diese Schlussfolge reihen sich noch die Erscheinungen der elektrischen Wirkungskreise (fünftes Kapitel), um die Gewisheit zu verschaffen, „daß sich die entgegengesetzten elektrischen Materien in jedem Körper nach einem solchen Verhältnisse vorfinden, um, wenn nicht äußere störende Einflüsse eintreten, eine neutrale Verbindung einzugehen, welche jedoch nicht ihre Zerstörung zur Folge hat, indem sie daraus, ganz wie vorher, wieder hervorgehen können.“ Der Vf. benutzt diese Indicien auf eine

eine sehr geschickte Weise, um zunächst den Gegensatz zwischen den Elektricitäten des geriebenen Körpers und des Reibezeugs, sodann aber die elektrischen Anziehungen und Ablosungen überhaupt zu erklären; und findet zugleich Veranlassung zu einem vorläufigen Excursus über die eigentliche Wirkungsart der Spitzen, worüber wir, nur durch den Raum gezwungen, weggehen. Nachdem folchergestalt der Charakter und die Wirkungsart der Elektricitäten hinreichend deutlich bestimmt sind, kommt es noch auf Entwicklung der aus dieser Erklärung herfließenden *mathematischen* Folgerungen an; und der Vf. läßt sich zu dem Ende, mit Benutzung dessen, was *Poisson* über die mathematische Theorie der Elektricität vorgearbeitet hat, in ein Detail ein, welches jedoch keinen Auszug gestattet. Als ein Resultat dieser analytischen Forschungen erscheint aber auch das zu Ende des Kapitels ausgesprochne Urtheil über den respectiven Werth der Franklin - Apinus'schen und der dualistischen Theorie, „deren erstere, wegen der Menge von hypothetischen Voraussetzungen, die gegen die wahrscheinlichsten Analogien laufen, gegenwärtig von den Physikern aufgegeben worden ist, wiewohl sie alle Achtung wegen des scharfsinnigen Gebrauchs verdient, den ihre Erfinder von ihr zu machen verstanden haben, um eine große Zahl vereinzelt dastehender Thatfachen unter dem nämlichen theoretischen Gesichtspunkte zu vereinigen.“ — Ferner steht als ein anderweitiges Resultat der bisherigen Forschungen fest, daß die elektrischen Anziehungen und Ablosungen nur zwischen den Elementen der aus dem Neutralitätszustande hervorgetretenen beiden elektrischen Materien Statt haben, ohne daß die Substanz der Körper selbst dabey durch irgend eine besondere Anziehung wirksam wäre; „und es wird also nöthig zu untersuchen, durch welchen Mechanismus sich jene elektrische Thätigkeit der Körper selbst mittheilen und in ihnen die Bewegungen hervorbringen kann, die wir bey der Anziehung und Ablosung beobachten (sechstes Kapitel). Diese Untersuchung begreift drey verschiedene Fälle: das Verhalten zwischen zwey Nicht-Leitern, zwischen einem Leiter und einem Nicht-Leiter, und endlich zwischen zwey Leitern; und wird hier mit beyfallswerther Gründlichkeit geführt. Sodann kommt er im siebenten Kapitel zu der Frage nach der besten Einrichtung der Elektrifirmaschinen und namentlich der zu derselben gehörigen Leiter, welche Untersuchung zur nunmehrigen Vertauschung der bisher gebrauchten Ausdrücke Glas- und Harz-Elektricität mit den bequemern Zeichen $+$ und $-$ die Veranlassung giebt. Eine genaue Darstellung der Thatfachen lehrt freylich am besten den Weg kennen, wenn jener bewundernswürdigen Maschine der höchstmögliche Grad von Vollkommenheit mitgetheilt werden soll; und wir wollen dies z. B. am ersten Leiter zeigen. „Der eigentliche Zweck derselben nämlich ist, sich des auf der Oberfläche des Glas-Cylinders erzeugten Uebermaßes elektrischer

Materie dergestalt augenblicklich zu bemächtigen, daß sie kein Hinderniß weiterer Aufnahme aus dem Reibezeuge und, mittelst desselben, aus dem Erdboden, als der allgemeinen großen Elektricitäts-Quelle wird. Alle diese vom ersten Leiter solchergestalt aufgenommene (Glas-) Elektricität geht hiernächst, den Gesetzen des elektrischen Gleichgewichts folgend, an die Leiter zweyter Ordnung über, und die Anhäufung in ihnen allen dauert fort, bis die Erfüllung zur Ueberfüllung wird, und also Zurückstoßung (Repulsion) veranlaßt, womit denn der Proceß als geschlossen betrachtet werden muß, indem ein ferneres Drehen der Maschine erfolglos bleibt.“ Diese den ersten Leiter betreffende Thatfache giebt dem Vf. nur die Indicien zu dessen bester Gestaltung; er verlangt so viel Zweige, als Reibezeuge vorhanden sind, und läßt sich, mit Bezug auf eine von dem französischen Künstler *Fortin* verfertigte Maschine, in ein lehrreiches Detail über die den Zähnen des Collectors, gleichwie den Conductoren selbst zu gebende beste Form ein, deren rechnendes Resultat mit Volta's Erfahrung übereinstimmt, welcher große Naturforscher zu zweyten Leitern ein System von zwölf langen aber dünnen Cylindern verwendet. Man vergleiche hiermit die schöne Beschreibung einer sehr einfachen Elektrifirmaschine in *Cavalli's* Abhandlung der Lehre von der Elektricität, Th. III. Kap. 2. Eine solche, nach *Nairne* verfertigte, hat Rec. genutzt. Diese Vergleichung wird mehrere nützliche Resultate geben. — Um aber die elektrischen Erscheinungen noch weiter verfolgen zu können, kam es auf ein Instrument an, vermittelst dessen sich auch die kleinsten Quantitäten elektrischer Materie entdecken lassen; und mit Beträchtung des dazu dienenden *Elektroskops* beschäftigt sich das achte Kapitel. „Die sichersten und genauesten Erfolge in diesem Bezuge gewährt wiederum *Coulomb's* oben (im 2ten Kap.) erwähnte elektrische Waage (wie eine Art von Einrichtung derselben sich unter andern bereits im 2ten Bande des *Fischer'schen* physikalischen Wörterbuchs, im Art. Elektrometer, beschrieben findet); und alle andere Einrichtungen beruhen auf dem nämlichen Princip der gegenseitigen Zurückstoßung, welche zwischen Körpern Statt findet, die mit gleichnamigen Elektricitäten erfüllt sind; wobey es, in Hinsicht der Empfindlichkeit, offenbar auf die Leichtigkeit und Freyheit der Bewegung derjenigen Körper ankommt, die man zum Elektroskop ausgewählt hat.“ Indem wir aber die verschiednen Einrichtungen dieses Instruments selbst als bekannt voraussetzen, können wir nicht unbemerkt lassen, daß *Coulomb* sich des seinigen mit besonderm Erfolg zur Bestimmung derjenigen Art von Elektricität bedient hat, welche resp. der reibende und der geriebene Körper erhalten. *Biot* bringt aus den Manuscripten dieses unermüdlichen und genauen Naturforschers seine Theorie jenen Anomalien bey. Hier das Wichtigste daraus: „Wenn die Oberflächen zweyer verschiednen Körper an einander gerieben werden“, sagt *Coulomb*, „so scheint diejenige, deren integrierende

rende Elemente sich am wenigsten von einander entfernen und die mindesten Schwankungen um ihre natürliche Gleichgewichtsstellung erleiden, schon deswegen zur Annahme der *Glas*-Elektricität geneigt zu seyn; und diese Neigung nimmt zu, wenn die Oberfläche nur einen vorübergehenden Druck erleidet. Umgekehrt zeigt sich die andre Oberfläche, deren Theilchen durch die Härte der erstern oder jede andre Ursache, weiter von einander entfernt werden, geneigter für die *Harz*-Elektricität, und zwar besonders dann, wenn sie eine wirkliche Ausdehnung erleidet. Je energischer dieser Gegensatz ist, um so energischer fällt auch die Entwicklung der entgegengesetzten Elektricitäten aus; sie nimmt ab, wie der Zustand der Oberflächen sich dem der Gleichheit nähert, und würde ganz aufhören, wenn letztere vollkommen werden könnte. Wird also z. B. ein fester und trockner thierischer oder Pflanzenkörper gegen eine *raue* Metallfläche gerieben, so giebt er Zeichen von *Harz*-Elektricität, weil seine Elemente eine Entfernung von einander erleiden; ist aber die Metallfläche sehr *glatt*, so zeigt sich, aus den eben angeführten Gründen, entweder gar keine, oder *Glas*-Elektricität. Die *Wärme* aber vertritt, indem sie Ausdehnung bewirkt, die Stelle eines rauhern Reibzeugs, und verwehrt daher die Anlage zur Entwicklung der *Harz*-Elektricität. Die Erfahrung bestätigt dies vollkommen: wenn die Haare einer Katzenhaut, getrennt von derselben, gegen eine Metallfläche, diese sey nun glatt oder rauh, gerieben werden, so müssen sie dem Stosse nachgeben; aber sie thun dies im Ganzen und ohne Vibrationen ihrer Theilchen. Also erhalten sie eine vorherrschende Neigung zur *Glas*-Elektricität, wie sich daraus ergibt, daß die Metallfläche in diesem Falle immer die *Harz*-Elektricität zeigt. Wenn aber diese nämlichen Katzenhaare zur Bildung eines Stoffs angewendet worden sind, und in dieser Gestalt als Reibzeug einer rauen Metallfläche gebraucht werden, so erleiden sie von den metallischen Unebenheiten nunmehr den zur Entwicklung der *Harz*-Elektricität erforderlichen Einfluß, und man sieht in der That diese letztere entstehen."

(Der Beschlufs folgt)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Mittler: *Predigten über auserlesene Stellen der heil. Schrift*, im Jahre 1825 in der Hof- und Dom-Kirche zu Berlin gehalten von D. Dan. Amad. Neander, Königl. Preuss. wirklichem Ober-Consistorialrathe, Propste und des rothen Adlerordens Ritter. Zweyter Band. Zum

Besten des hiesigen Jacobs - Hospitals herausgegeben. 1826. VI u. 322 S. 8.

Auch von diesem zweyten Bande der Neander'schen Predigten muß Rec. eben das rühmen, was er von dem ersten (s. Erg. Bl. 1826. Nr. 100.) rühmte. Sie zeichnen sich, so wie die in jenem enthaltenen, durch Form und Materie aus. Die Themata sind interessant und ihre Ausführung und Bearbeitung ist nicht alltäglich. Es herrscht in dieser eine Fülle und ein Gedankenreichthum, ein Eindringen in die verhandelten Wahrheiten und die ihnen zum Grunde liegenden Texte, eine Kraft und ein sichtbares Vorwalten des innigsten Eifers, wahre Erbauung zu befördern, der doch aber nie die Grenzen überspringt oder ungeßüm wird, so daß Rec. keinen Augenblick anfieht, das von Mehrern gefällte Urtheil, daß die Neander'schen Predigten in jeder Hinsicht zu den musterhaftesten gehören, zu unterschreiben. Jede der in diesem Bande enthaltenen rechtfertigt dieses Urtheil. So gleich die erste. Sie hat nach 2 Cor. 5, 7 das zwar bekannte, aber hier trefflich bearbeitete Thema: „Hier wandeln wir im Glauben, dort im Schauen“, und endet mit dem schön ausgesprochenen Resultat: „Das, was unser Herz fest und sicher machen kann, ist auch auf dem irdischen Pilgerwege uns nicht versagt. Auf uns kommt es an, ob die Quellen eines zufriedenen heitern Sinnes für uns reichlich strömen sollen. Nur dem, der, um befriedigt zu seyn, bloß das Schauen verlangt, das dieses Leben hat, das in dem Wahrnehmen und Genießen mit den Sinnen besteht, nur dem kann sein gegenwärtiges Daseyn nie Genüge thun. Im Glauben müssen wir wandeln, wenn es stille werden, stille bleiben soll in unsrer Brust“ u. s. w. — Die letzte Predigt in dieser Sammlung ist die Gedächtnispredigt auf den verewigten Propst Ribbeck. Sie war schon als gedrucktes Manuscript früher an dessen Freunde vertheilt, aber sie war es vorzüglich werth, auch in's größere Publicum gebracht zu werden. Sie macht die Anwendung von Maleachi 2, 6 und zeigt, wie die Worte des Propheten uns die ehrwürdigen Züge des Bildes des entschlafenen Ribbeck vergegenwärtigen, wie sie uns an die gerechten Urtheile der Trauer über seinen Verlust erinnern, und wie sie uns die Ermunterungen vorhalten, die wir mit dem Andenken an ihn zu verbinden haben. Jeder, der den Verewigten näher gekannt hat, wird das von ihm zu seinem Lobe Gelagte wahr und Alles schon vorgetragen finden. — Möchte uns doch Hr. Dr. N. bald einen dritten und vierten Band oder eine Sammlung der im J. 1826 von ihm gehaltenen Predigten geben! Das denkende Publicum würde ihm innigst dafür danken.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1827.

PHYSIK.

PARIS, b. Deterville: *Traité de Physique expérimentale et mathématique*, par J. B. Biot etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die bisher entwickelten theoretischen Ansichten über die Wirkungsweise der Elektrizität leiten nunmehr auf die Mittel, derselben mehr Nachdruck und eine längere Dauer zu geben; dies geschehe nun durch Zusammenlockung der elektrischen Materie eines ganzen Systems von Leitern auf einen einzelnen Punkt, vermittelst des Einflusses der andersnamigen Materie, oder durch den dauernden Zeretzungs-Einfluss eines bestimmten Grades einer gewissen Elektrizität auf mehrere, ihr in der Entfernung dargebotene Leiter. Der Vf. legt dem Resultate dieses elektrischen Zusammenhäufungs-Processes den Namen der *verborgenen Elektrizitäten* bey, und handelt die dazu dienenden Instrumente: den Condensator, das Elektrophor, die Leidener Flasche und die Batterie, im neunten Kapitel ab. Die Theorie des Condensators hat hier durch Anwendung der mathematischen Analysis auf dieselbe gewonnen. So lehrt die erstere z. B., dass die Zusammenhäufung der elektrischen Materie mit dem Durchmesser des Condensators wächst; und der Erfolg bestätigt dies vollkommen. — Bey Darstellung der Versuche mit dem Elektrophor oder Elektrizitätsträger wird folgendes Mittel erwähnt, um leicht die Natur der Materie zu erkennen, welche die Divergenz der Fäden des Elektroskops veranlasst: man nähert den Fäden eine geriebene Stange Siegelack; haben sie *positive* Elektrizität, so werden sie *angezogen*; *negative*, *abgestossen*; der Grund leuchtet von selbst ein. — Was die geladene Flasche betrifft, so wird hier der erste Versuch damit *Cunäus* und *Musschenbroek* zugeschrieben: das ist unrichtig; Rec. muß die Ehre einem *Deutschen* vindiciren. Ein deutscher Prälat, ein Hr. von *Kleist*, Dechant des Domkapitels zu Camin in Pommern, war es, der am 11ten Oct. 1744 die Entdeckung der verstärkten Elektrizität machte (vgl. *Krüger's* Geschichte der Erde, S. 177 fg.): weshalb die Flasche auch die *Kleist'sche* heißen sollte. *Musschenbroek's* Schreiben aus Leyden an *Reaumur*, darin er seiner Seits dieses Versuchs mit der Hinzufügung erwähnt, dass er sich der damit verknüpften Erschütterung nicht für die Krone Frank-

reichs zum zweyten Male aussetzen möchte, — ist erst vom Anfange des J. 1746 (s. *Sigaud de la Fond précis historique des phénomènes électriques*). Vergleicht man die hier vorgetragne Theorie der Flasche mit der gründlichen Darstellung in *Gehler's* physikalischem Wörterbuche (B. II. S. 287 fgg.), so findet man, dass der Franzose seinem deutschen Vorgänger immer noch hätte nutzen können; doch hat er freylich auch manches Neue. So führt er z. B. als einen möglichen Grund, warum die Entladung nicht instant ist, die Vermuthung an, dass die an den beiden Seiten des Glases zusammengehäuften Elektrizitäten von entgegengesetzter Natur bis auf eine gewisse Tiefe in die trennende Substanz eindringen, dem zufolge ihr Freywerden nachher Schwierigkeiten findet. Je mehr man über die Natur des Vorganges und die dabey wirkenden Naturkräfte nachdenkt, desto mehr findet man sich gezwungen, dieser Vermuthung beyzupflichten, und Rec. hat lange ehe er B's. diesfallsigen Gedanken gekannt hat, an einem andern Orte ganz dieselbe Meinung geäußert. — Zum Schlusse des Abschnitts werden die mächtigen Wirkungen erwähnt, die sich durch Verbindung mehrerer Flaschen, oder auch bloßer Glastafeln, zu einer sogenannten elektrischen Batterie hervorbringen lassen, wobey Rec. den merkwürdigen Umstand nicht berührt findet, dass, wenn die Entladung z. B. durch ein Buch Papier geht, jedes Blatt von der *Mitte aus* durchbohrt wird und sich die Ränder des entstandnen Lochs sämtlich *herausbeugen*. Das ist nicht so unwichtig, als es auf den ersten Blick scheint; und wir wären wohl begierig gewesen, B's. Erklärung dieser seltsamen, mit der innersten Natur elektrischer Wirkungsweise in Verbindung stehender Erscheinung zu lesen. Lässt sie sich vielleicht durch ein bloßes anfängliches Rückprallen des Schlages von jedem neuen Blatte erklären? — Befestigt man mehrere Leidener (*Kleist'sche*) Flaschen (oder auch nur gehörig vorgerichtete Glastafeln) durch metallene Zuleitungen über einander, hängt die erste derselben mittelst eines (isolirenden) seidenen Fadens auf, setzt die eine Seite der *letztern* mit dem Erboden in (die zur Erweckung des elektrischen Gegenlatzes erforderliche) Verbindung, und leitet nun die Elektrizität einer gewöhnlichen Maschine auf die andre Seite jener *ersten* Flasche: so müssen sich offenbar alle Zwischenglieder in dem nämlichen Augenblicke laden, in welchem die Ladung der ersten Flasche oder Tafel erfolgt. Diese Art des Verfahrens nennt

Hh

B.

B. die Ladung durch den Sturz (*par cascade*), und macht ihre nähere Betrachtung zum Gegenstande des zehnten Kapitels, welches also zunächst von den durch eine solche vorbeschriebene Aufhäufung paralleler Glastafeln über einander gebildeter Säulen (*pires*) handelt; und die Theorie derselben hiernächst auf die an solchen Kry stallen beobachteten Erscheinungen anwendet, die durch den Einfluss der Wärme elektrisirt werden, indem nämlich „kaum Zweifel übrig bleiben, daß die Natur bey dem Baue von dergleichen Kry stallen ebenfalls elektrische, aus einer unendlichen Schichtenzahl zusammengesetzte Säulen ausgeführt habe.“ Unter diesen Kry stallen ist der Turmalin der bekannteste: und um die Natur des zwischen seinen Elementen durch die Wärme entstehenden elektrischen Processes deutlich einzusehen, führt der Vf. an: „daß, wenn man Schwefel in einem eisernen Tiegel schmelzen und nach Isolirung des Apparats darin erkalten läßt, derselbe die Harz- und das Eisen dagegen die Glaselectricität besitzt. Eine Reihe ähnlicher, in Berührung stehender Elemente, wie man sie also bey dem Turmalin nur zu denken braucht, muß demnach, wenn die Erwärmung eintritt, eine wahre elektrische Säule bilden, in welcher die nicht-leitende Eigenschaft des Kry stall die Stelle der Isolirung und Trennung der Tafeln ersetzt.“ — Besonders interessante Thatfachen über die mechanischen, durch Repulsionskraft der verstärkten (hier ist richtig der Ausdruck „*accumulée*“ gebraucht) Electricität hervorzubringenden Wirkungen, trägt hiernächst das elfte Kapitel vor. „Die über die Oberfläche leitender Körper verbreitete Electricität übt einen Gegendruck gegen die atmosphärische Luft aus, die sie, vermittelst ihres Gewichts (in Verbindung mit ihrer nicht-leitenden Eigenschaft) auf jener Oberfläche zusammenhält. Dieser jederzeit dem Quadrat der Decke einer solchen Schicht von elektrischer Materie proportionale Gegendruck kann mächtig genug werden, um den Widerstand der Luft zu überwäligen; und da die Electricität alsdann mit Zertrennung der ihr entgegenstehenden Lufthülle entweicht: so ließe sich erwarten, daß sie bey höhern Graden von Aufhäufung auch im Stande seyn werde, dichtere Körper zu überwäligen.“ Dies ist der Gesichtspunkt, unter welchem man die ersäunenswerthen Wirkungen namentlich der elektrischen Batterie zu betrachten hat. Der Vf. geht darüber in ein lehrreiches Detail ein, ohne jedoch auch hier des obgedachten merkwürdigen Umstandes von der Form des mittelst der Explosion durch ein Buch Papier geschlagenen Loches zu erwähnen. Dagegen wird die in die nämliche Kategorie gehörige Frage: ob es die Glaselectricität sey, die sich auf die (in Ruhe verbleibende) Harzelectricität losstürze, oder ob der umgekehrte Fall eintrete, oder endlich ob beide Materien gleiches Bestreben ausüben? einer sorgfältigen Discussion unterworfen, und am Ende dahin entschieden, „daß es den Anschein habe, als wenn der Harzelectricität eine mindere Gewalt zur Durchbrechung der

Luft inwohne, als der Glaselectricität.“ Rec. betrachtet dies als eins der wichtigsten Resultate für die elektrische Theorie. — Eine der bedeutendsten Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens berührt dagegen das zwölfte, mit der atmosphärischen Electricität und den Blitzableitern sich beschäftigende Kapitel. Man kann durch eine sehr einfache Erfahrung einen überaus sinnlichen Begriff von dem Verhalten der Blitzableiter gegen elektrische Wolken beybringen, und Rec. geht um so lieber gerade darauf ein, da er, auf Veranlassung einer kürzlich von ihm selbst ausgeführten Anlage einer großen Wetterleitung, den Gegenstand so anschaulich und verständlich, als nur irgend möglich, hat behandeln müssen, und der hier angeführte Versuch dazu vortrefflich paßt. „Man befestige an den Conductor einer Elektrisirmaschine einen Faden von Flachszwirn und hänge daran einen wohl-aufge-lockerten Baumwoll-Flocken, elektrisire denselben und nähere ihm hierauf in großer Entfernung eine metallische Spitze: so wird er unmerklich entladen, hierauf aber erst gegen den Conductor und demnächst neuerdings gegen die Spitze zurückgestoßen werden u. s. w. Sind mehrere dergleichen Flocken an Fäden von ungleicher Länge befestigt, so sieht man die tiefer hangenden, nach ihrer Entladung, gegen die höhern, noch elektrischen zurückfahren; und ganz auf die nämliche Weise müssen die tiefern, durch einen Blitzableiter entladenen Wolkenflocken gegen die noch elektrische Hauptwolke zurückgestoßen werden.“ — Ueber technische Ausführung der Wetterableiter findet sich nur Fragmentarisches beygebracht; und wir möchten, auf den Grund theurer erkaufte eigener Erfahrungen, gern in ein bereichern des praktischen Detail eingehen, wenn es der Raum dieser Blätter gestattete. Darüber vielleicht an einem andern Orte. — „Die vorangehenden Betrachtungen beziehen sich indess nur auf die gewaltsamen und vorübergehenden Wirkungen der atmosphärischen Electricität; giebt man aber dem Elektroskop eine solche Einrichtung, wodurch seine Empfindlichkeit bis zu einem hohen Grade vermehrt wird: so kann man sich bald überzeugen, daß die reine und heitere Luft in einem beständigen Zustande von Glaselectricität sey, deren Intensität in dem Maasse wächst, als man sich zu höhern Regionen erhebt, worin aber freylich die geringsten Wolken, Nebel u. dgl. mehr augenblicklich Veränderungen hervorbringen.“ Bekanntlich hat unser Vf., in Gesellschaft von Gay-Lussac, eine Luftreise, Behufs der Beantwortung mehrerer, den Magnetismus betreffender und an ihrem Orte zu betrachtender Fragen, unternommen, und diese interessante Gelegenheit zugleich zur Prüfung der Luftpolelectricität in den dabey erreichten Schichten der Atmosphäre genutzt; ersetzt hier auf eine scharfsinnige Art ins Licht, warum der Erfolg seiner Versuche von dem obigen (Saussure'schen) habe abweichen müssen, daß diese Verschiedenheit jedoch nur scheinbar sey, und das angegebne Verhalten also als allgemeingültig betrachtet werden dürfe. Nach die-

dieser Feststellung des wichtigsten Resultats für die Lehre von der atmosphärischen Elektricität wird hier nächst im dreyzehnten Kap. vom *elektrischen Lichte* gehandelt, welches der Vf. gleich Eingangs, nach Analogie des bey mechanischer Zusammendrückung der Luft entstehenden Lichts, als eine ähnliche Wirkung der elektrischen Explosion auf die Luft betrachtet lehrt. Der dagegen zu machende Haupteinwurf: die Entstehung des elektrischen Lichts im Vacuo, — wird durch die Bemerkung: „dafs das, was wir mit diesem Namen belegen, immer noch eine Erfüllung von Dämpfen und Gasen sey“, beantwortet; ein Ausweg, der dem Rec. sehr gesucht vorkommt. Es scheint sich aber gegen dieselbe überhaupt noch mehr einwenden zu lassen, daher wir uns lieber zu den nun folgenden großen Fragen nach der *Berührungselektricität* wenden, deren Reihe das vierzehnte Kapitel eröffnet: „Dieser seit wenigen Jahren geschaffne Theil der Physik bietet den merkwürdigen Contrast zwischen einer großen, zufällig gemachten, und einer andern größern, auf directem Wege gelungenen Entdeckung dar, die durch Erfahrung und Induction bereits bis an ihr Ziel vorgerückt ist.“ Die ursprüngliche Entdeckung von *Galvani* läßt sich in die Worte zusammendrängen, „dafs, bey Verbindung heterogener Bestandtheile des thierischen, frisch getödteten Körpers, z. B. von Nerv und Muskel, vermittelt eines metallischen Leiters, Contractionen eintreten“, — die der Beobachter einer eignen thierischen, durch jene leitende Verbindung in Circulation kommenden Elektricität zuschrieb. Allein *Volta*, der den dielsfälligen Versuchen eine viel weitere Ausdehnung gab, zeigte bald nachher, dafs es jener Annahme einer eignen thierischen Elektricität gar nicht bedürfe; sondern überhaupt die Berührung jedweder zweyer heterogener Körper hinreiche, um eine gegenseitige Zersetzung ihrer natürlichen Elektricität zu bewirken; dafs aber die Körper in diesem Bezuge bey weitem keine gleiche Energie der Entwicklung besäßen, und die Metalle z. B. darin andre Materien um Vieles überträfen. Nach seiner scharfsinnigen Hypothese erscheint der thierische Körper also nicht, wie bey *Galvani*, als alleiniges Elektricitätsreservoir, sondern vorzüglich nur als der Messer derjenigen Elektricität, welche gegen theils durch die Berührung der zur Leitung angewendeten *verschiedenartigen* Metalle frey wird. — In ihrer ersten Gestalt sehen sich *Galvani's* und *Volta's* Theorien einander noch schärfer gegenüber, wie man bey Vergleichung ihrer Schriften darüber (*Galvani de viribus electricitatis in motu musculari commentarius*, und *Volta's* durch *Mayer* aus dem Italienischen übersetzte Abhandlung von der thierischen Elektricität) findet; wir betrachten aber als ein besonders Verdienst der Darstellung unsers Vfs. die ausgleichende Wendung, die er der Sache durch Verallgemeinerung der besonders auf Metalle eingeschränkten Volta'schen Ansicht giebt. — Nach dieser Feststellung der Grundansicht folgt in 5 Kapiteln (dem 15ten bis 19ten) eine vollständige *Theorie der Säule*. Wir gehen aber ganz darüber weg, weil wir

uns überzeugt halten, dafs die große Oerstedt'sche Entdeckung in der Ausdehnung, die ihr unser Vf. selbst hat geben helfen, seinen Ansichten von diesem wichtigen Theil der Physik eine vielfach modificirte Richtung ertheilen wird, deren Ergebnis einer zweyten Auflage vorbehalten bleibt. Die Thätigkeit der Säule veroffenbart sich durch zwey Arten von Wirkungen, deren Gegensatz die Basis einer ganz veränderten Ansicht ihrer Theorie abgeben muß; die neue Schule belegt diesen Gegensatz mit dem Namen des elektrischen Stroms und der elektrischen Spannung. In dem Augenblick nämlich, da die beiden Pole durch einen Leiter mit einander in Verbindung gesetzt werden, hören alle von der Spannung abhängigen Wirkungen, das Anziehen leichter Körper u. s. w. auf, und es treten dagegen andere, z. B. die Wasserzerletzung, die Ablenkung der Magnetnadel u. s. f. ein, die von einem elektrischen Strome in dem Leiter abhängig gemacht werden, und ihrerseits sogleich wieder wegfallen, um neuerdings den Spannungen und davon abhängigen Erscheinungen Platz zu machen, sobald man den Kreis öffnet und die Schließung unterbricht. — Noch einflussreicher auf die zu erwartende neue Theorie der Säule (unter welchem Ausdrucke hier alle Arten von Apparaten zur verstärkten Galvanischen Elektricität verstanden sind) wird aber der Umstand ausfallen, dafs zwey Leiter solcher elektrischen Ströme, namentlich leitende Drähte, sich, der Gleichnamigkeit der in ihrer strömenden Elektricität ungeachtet, anziehen, wenn die Ströme nur in einerley Richtung fließen, und dafs sie ferner nach der Anziehung magnetenartig fest an einander hangen bleiben, wenn auch nach Maafsgabe der materiellen Verschiedenheit der strömenden Elektricitäten nachherige Abstoßung eintreten sollte. Das sind Umstände, welche sich in die Schlußkette des vorliegenden Systems, als Zwischenglieder, noch nirgend einschieben lassen; und es ist also in der That die Erweiterung abzuwarten, die ihm der Vf. zu diesem Zwecke geben wird. — Den Beschluß des zweyten Bandes machen im zwanzigsten Kap. die *Untersuchungen über den ungleichen Widerstand, den die beiden verschiednen Arten von Elektricitäten im Zustande großer Schwächung, beym Durchgange durch dieselben Körper erfahren*. Diese Untersuchungen haben den verdienstvollen *Ermann* in Berlin zum Urheber, welcher zu dem merkwürdigen Resultat gelangt ist: „dafs das Leitungsvermögen gewisser Körper für die Harz-Elektricität ein anderes als für die Glas-Elektricität sey, und diese Körper für die eine derselben, bey einem gewissen Grade der Schwächung, bereits isolirend werden können, während sie für die andere, bey demselben Grade, noch Leiter abgeben.“

Dr. Nürnberger.

GESCHICHTE.

PARIS: *Lettres sur la Grèce, notes et chants populaires extraits du portefeuille du colonel Voutier* 1826. XXXI u. 224 S. 8. (1 Rthl. 16 gGr.)

Auch in diesen Blättern sind zu seiner Zeit *Voutier's Mémoires sur la guerre actuelle des Grecs* (Paris 1823.) an-

angezeigt worden. Obige „*Lettres sur la Grèce*“ mögen als eine Fortsetzung derselben betrachtet werden, wenn gleich weder der Brieffschreiber selbst, noch der Herausg. der *Lettres* sie als solche betrachtet haben mag. V. ging zu Anfang des J. 1824 zum zweyten Male (über Rom, Ankona und die ionischen Inseln) nach Griechenland und verließ es im Dec. desselben Jahrs, weil ihn eine bedeutende Krankheit zur Rückkehr nach Frankreich nöthigte. Die Briefe, welche er während der Reise nach Griechenland und seines Aufenthalts in diesem Lande schrieb, hielt er für einen nicht uninteressanten Beytrag, „*pour mettre au jour tous les renseignements, tous les faits, toutes les notions, propres à faire connaître l'état, les ressources, les hommes, la situation civile et militaire de cette belle et malheureuse contrée*“, und er sorgte daher für ihre Herausgabe „*au profit des Grecs*.“ Diese Briefe nun sind eben die vorliegenden *Lettres*. Ihr Inhalt ist, dem Wesen der Sache nach, sehr verschieden, bald in allgemeiner, bald in näherer Beziehung zur griech. Revolution, und diese sowohl unmittelbar als mittelbar betreffend. Für die innere und äußere Geschichte Griechenlands im J. 1824 kann allerdings Manches daraus gelernt werden, und die diesfallsigen Aufschlüsse können, ihrer objectiven Wahrheit nach, fast als die Mittheilungen eines Augenzeugen gelten. V. war zu gleicher Zeit mit dem engl. Obrist Stanhope in Griechenland, und dies gab ihm Gelegenheit, über ihn selbst und einige seiner Urtheile über einzelne Griechen, die er in seinen Briefen an den engl. Griechenverein besonders aussprach, sehr richtige Bemerkungen zu machen; so wie er auch von der Erwähnung dieses Agenten jenes Vereins öftere Veranlassung nimmt, über diesen selbst und Englands möglichen Einfluß auf Griechenland und dessen Angelegenheiten zu sprechen (S. 48. 80.). V. hält (S. 48.) dafür, daß das Cabinet von St. James der Bildung jenes Comité nicht fremd gewesen sey und dadurch vielmehr, so wie durch andre ähnliche Maafsregeln, z. B. die Anleihe, auf die griech. Regierung einzuwirken beabsichtigt habe; übrigens sagt er: „*je redoute, pour ma part, les progrès de l'influence anglaise dans les affaires de la Grèce*.“ Nicht ohne Grund! — Oefter kommt auch die Rede auf die engl. Anleihe vom J. 1824, und wir lesen hier (S. 87. 117.), daß ihre ohne gehörige Urtheile verzögerte Realisirung (d. h. Auszahlung der Gelder), sehr nachtheiligen Einfluß auf den Gang der griech. Angelegenheiten im J. 1824 gehabt und besonders die Katastrophe von Psara herbeygeführt hat. Daß jene Gelder schlecht angewandt worden und in fble Hände gefallen seyen, wie bisher behauptet worden ist, geht aus den *Lettres*, so weit V. von den einzelnen Sendungen an verschiednen Orten (S. 103. 115. 128. 137. 141.) spricht durchaus nicht hervor, so wenig als er es etwa ausdrücklich sagt. Im Gegentheil scheinen die Anleihe-Gelder, die während V.'s Anwesenheit in Griechenland anlangten, zu nöthigen Zwecken, z. B. für die Flotte, verwandt worden zu seyn. Ob aber V. hiervon auch immer genau unterrichtet gewesen? ob er also

hierüber bestimmte Auskunft habe geben können? — fragt sich. V. kann übrigens den Franzosen nicht verleugnen, besonders da nicht, wo er von Byron spricht (S. 44 f.), wiewohl er meint, nicht „*en qualité de Français, mais comme voulant franchement le bien et l'honneur de la Grèce*“ (S. 47.) sprechen zu wollen; aber er beurtheilt B. nicht durchgängig gerecht und unbefangen. Was die Sache Griechenlands und seine damalige innere Lage, besonders nach Maafsgabe der innern Zwisligkeiten auch im J. 1824 anlangt, so bemerkt V. (S. 76.) von dem griech. Volke, was schon Andere sehr wahr gesagt haben: „*il est à tous égards digne du plus grand intérêt et l'on reconnaît souvent en lui des élans de vertu, qui révèlent son origine et annoncent ce qu'il deviendra un jour*“; die Urheber der Anarchie aber seyen besonders die Primaten, „*espèce d'hommes astucieux, lâches, avarés et d'une corruption déplorable*“, ausser ihnen auch, setzt Rec. hinzu, in gewisser Hinsicht einzelne Militärscheffs und Phanarioten. Seinem Endurtheile nach ist Griechenland unfähig, „*de s'organiser d'elle-même sur des bases solides et de prendre assez de vigueur, pour forcer à reconnaître son indépendance*“ (S. 79.), und Griechenlands Hoffnung gründete sich daher einzig und allein auf eine „*résolution magnanime des souverains de l'Europe*.“ Wie indess einige dieser Mächte die ausgesprochene Neutralität gegen die Griechen beobachtet haben, ist hier (S. 139. 140. 143.) durch einige Beyspiele dargethan. — Vor den Briefen steht eine „*Notice sur les troupes régulières de la Grèce*“, worin V. seine Ansichten über die Einführung eines regelmässigen Militärsystems in Griechenland, so wie die deshalb bereits gemachten Versuche mittheilt. Durchaus nöthig ist es auf jeden Fall, bey der Einführung eines solchen Systems auf den Charakter, den Geist, die Gewohnheiten und selbst die Vorurtheile der Bewohner, so wie vorzüglich auch auf die Beschaffenheit des Landes und seine Hülfquellen Rücksicht zu nehmen (S. XX. XXVIII.). — Auch *pièces justificatives* giebt der Vf. (S. 153 — 192.); die meisten haben indess mehr Bezug auf V., als auf die griech. Revolution, in sofern er nämlich dadurch wohl nur „*les doutes, qu'on a voulu élever sur la sincérité, qu'il a mise dans ses récits*“ (in seinen *Mémoires*) zu beseitigen beabsichtigte (*Avantpropos* S. IX.). Wenn es auch derselben zu diesem Zwecke bey ruhigen Lesern der *Mémoires* nicht bedurft hätte, so bleiben doch noch manche gegründete Zweifel an der sowohl objectiven als subjectiven Wahrheit mancher Berichte in den *Mémoires* zurück. Eine schätzbare Zugabe sind noch einige neugriech. Volkslieder, theils im Originale, theils in einer franz. Uebersetzung: fast alle scheinen den neuesten Begebenheiten in Griechenland anzugehören und athmen Kraft und Leben, daher sie auch, als ein Beytrag zur nähern Kenntniß der neugriech. Volkspoesie, an *Fauriel's* wichtige Sammlung sich anschließen. Endlich bemerkt Rec. noch, daß V. (S. 49.) das heutige Salona (im Alterthume Amphissa) für das alte Delphi (das ist heutzutage Kastri) ausgiebt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1827.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Levrault: *Introduction à la Minéralogie*, ou exposé des principes de cette science et de certaines propriétés des minéraux, par Alexandre Brongniart, membre de l'Ac. d. sc. 1824. 158 S. gr. 8. m. 2 Kpft. (1 Rthlr. 6 gGr.)

Diese Einleitung zur Mineralogie, welche, wie auch eine Note auf dem Titel bemerkt, ein Abdruck des Artikels *Mineralogie*, aus dem 31. Bande des *Dictionnaire des sciences naturelles* ist, soll die Principien und allgemeinen Grundlagen der Wissenschaft entwickeln, und ungefähr dasjenige geben, was Linné unter dem Namen Philosophie der Wissenschaft verstand. Nach einer sehr kurzen Einleitung über Gegenstand, Zweck und Eintheilung der Mineralogie, geht der Vf. in vier Betrachtungen die einzelnen Abschnitte der Wissenschaft durch, welche also bestimmt werden: 1) *Naturgeschichte der Mineralien*, a) wissenschaftliche (*scientifique*) Mineralogie, b) geognostische Mineralogie; 2) *Geschichte der Mineralien*, a) geschichtliche (*historique*) Mineralogie (oder richtiger *histoire de la minéralogie*), b) technologische Mineralogie. Auffallend ist die Benennung *minéralogie scientifique* als einer den übrigen Theilen coordinirten Wissenschaft; *scientifisch* muß wohl die Behandlung der geognostischen und übrigen Abtheilungen der Mineralogie ebenfalls seyn, wenn sie anders Ansprüche auf den Namen Wissenschaften machen wollen; besser wäre es vielleicht gewesen, *minéralogie systematique* zu sagen, da die systematische Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Mineralien das wesentliche Geschäft jenes Abschnittes bildet. Diese wissenschaftliche Mineralogie wird nun in folgenden Artikeln abgehandelt: Art. I. *Definition der Mineralien, und Unterschied derselben von andern Naturkörpern*. Die unorganischen Körper bestehen aus gleichartigen (*similaires*) Theilen, und wachsen durch Juxtaposition; sie zeigen nur geradflächige Umrisse; der Begriff des Individuums ist in ihnen nicht anschaulich realfirt; es giebt nur ein ideales Individuum, *une abstraction, à laquelle on puisse appliquer ce nom*, das ist die integrierende Molecul, (!) welche allein als das wahre mineralogische Individuum betrachtet werden kann. Man ist zu sehr gewöhnt, von Frankreich her diese atomistische Ansicht predigen zu hören, um sich darüber zu

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

wundern, daß selbst ein Brongniart dem Glauben an dieses *non ens*, an die *molecule intégrante* huldigt; in Deutschland dürfte diese Definition des mineralogischen Individuums wenig Beyfall finden. Die Eigenschaften der Mineralien theilt der Vf. in drey Klassen, in *chemische*, in *physische* des Individuums und der Massen, und in *physische* der Massen. Art. II. *Von der Zusammensetzung und den chemischen Merkmalen der Mineralien*. Diesen wird der höchste Rang zuerkannt; sie sind dreyerley, indem sie sich entweder als Einwirkungen auf unsere Sinnorgane, als Geruch und Geschmack, oder als Alterationen durch den Wärmestoff, oder auch als Alterationen durch Reagentien zu erkennen geben. Die beiden letzteren veranlassen eine etwas ausführlichere Darstellung der durch Hülfe des Löthrohres anzumittelnden Merkmale, wobey der Vf. gänzlich Berzellus folgt. Art. III. *Physische Eigenschaften, welche dem Individuum zukommen*. Hier wird 1) von der *Form* gehandelt, und dabey auf Mittheilung der bekannten ältere Entdeckung der isomorphen Elemente, so wie auf die spätere der ungleichen Dilatation durch Wärme Rücksicht genommen, für das Detail jedoch auf den Artikel Krystallisation verwiesen. 2) Für die *Härte* giebt der Vf. die Scale von Mohs, als das einzige Mittel des sicheren Gebrauchs dieses Merkmals. 3) *Dichtigkeit* und *specifisches Gewicht*. 4) Die *Einwirkung des Lichtes* ist verschieden, je nachdem das Licht durchgeht oder reflectirt wird; unter der Rubrik *Transmission* handelt der Vf. in aller Kürze von Durchsichtigkeit, von einfacher und doppelter Strahlenbrechung; unter der Rubrik *réflexion* von den Farben, (wobey auf den sehr wichtigen Unterschied von Farbe und Färbung, von *couleurs propres* und *c. accidentelles* nachdrücklich hingewiesen wird, zu welchen letzteren auch das Irisiren, die Farbenwandlung u. dgl. gehören,) und dem Glanze. 5) *Electricität*. 6) *Magnetismus*. 7) *Phosphorescenz* durch Reibung, Erwärmung, Bestrahlung des Sonnenlichtes, und durch Electricität; die interessanten Versuche von Heinrich und Dessaigne sind mit berücksichtigt. Art. IV. *Physische Eigenschaften, welche nur den Massen zukommen*. Sie sind von weit geringerer Wichtigkeit, als die übrigen Eigenschaften, und betreffen nicht sowohl die Species als die Varietäten. 1) *Structur*, hier begegnet uns derselbe Fehler, der noch in so vielen Werken über Mineralogie spukt, daß die Verhältnisse der Spaltbarkeit mit den aus Zusammensetzungen her-

vorgehenden Structur-Verhältnissen in eine Kategorie geworfen werden; ein Fehler, welchem freylich der Vf. um so weniger entgehen konnte, da ihm Individuum und Atom idealische Begriffe sind; dagegen trennt er 2) die *Textur* von dem, was er Structur nennt, während doch beide Verhältnisse offenbar zusammenfallen; warum soll man einem körnigen Aggregate Textur, einem strahligen Aggregate dagegen Structur zuschreiben? 3) *Bruch*, mit Recht heisst es hier: *il n'y a pour nous de cassure, ni laminaire, ni lamellaire, ni feuilletée; car ces expressions indiquent une structure.* 4) *Festigkeit* und Zusammenhang der Mineralien. Art. V. *Classification der Mineralien.* 1) *Bestimmung der Species.* Der Zweck aller Classification ist entweder Erleichterung des Erkennens, oder Ueberlicht der Mannichfaltigkeit der einzelnen Körper; jener wird am besten durch eine künstliche, dieser durch eine natürliche Methode erreicht; beide aber setzen die Bestimmung der Species voraus, wobey dem Vf. die Identität der chemischen Zusammensetzung als das allerwichtigste Moment erscheint. Eine Species der Mineralogie ist ihm nämlich der Inbegriff aller Individuen, welche aus denselben Elementen in denselben bestimmten Proportionen zusammengesetzt sind; die Kry stallform gilt nur als ein Hülfsmerkmal (*un caractère auxiliaire*) zur Bestimmung der Species, und auch dies nur so lange, bis es der Chemie gelungen seyn wird, mit apodiktischer Gewissheit über die Zusammensetzung der anorganischen Körper zu entscheiden; eben so haben die physikalischen Merkmale, als specifisches Gewicht, Härte, Lichtverhältnisse u. s. w. nur einen untergeordneten Werth; sie dienen blofs zur Controlle für die Resultate der Analyse. So hätte sich also Berzelius's Anspruch schon jetzt bewährt, dafs die Mineralogie nur ein Theil der Chemie sey, so würde sich wirklich in der Formel $3AS + KS$ unsere Wissenschaft vom Feldspathe concentriren, so würde das Mineral uns gleich gelten mit dem Haufwerk von Erden, Alkalien und Metalloxyden, in welches der Chemiker dasselbe zer splittert? — Nimmermehr! wird jeder Unbefangene sagen, der dem unversehrten Naturproducte auch noch einigen Werth neben den Producten und Educten der Scheidekunst zugesieht. 2) Was die *Systematik* betrifft, so unterscheidet der Vf. die empirische, die geometrische und die chemische Schule; die erstere wurde nicht sowohl von einem bestimmte Principe als von einem gewissen Tacte geleitet; die zweyte fafst vorzüglich das Merkmal der regelmässigen Gestalt mit wissenschaftlicher Strenge auf, und die dritte legte das grösste Gewicht auf die Bestandtheile der Mineralien. Niemals; glaubt er, würde jemand Bedenken getragen haben, der letzteren Methode den Vorzug einzuräumen, wenn nicht die Schwierigkeit, die wahre Zusammensetzung eines Minerals zu erkennen, und die Unsicherheit, über die relative Wichtigkeit ihrer Bestandtheile zu entscheiden, als zwey so bedeutende Hindernisse entgegen gestanden hätten. Berzelius hat sie gehoben, und ist dadurch der Grün-

der der wahren chemischen Schule geworden. 3) *Classification*; hier fragt sich, soll man nach den negativen oder nach den positiven Elementen classificiren? — Alle Carbonate, alle Sulphate, alle Phosphate, alle Sulphurate u. s. w. zeigen grofse Verwandtschaften in der Mehrzahl ihrer Eigenschaften, und Mithierlich's Entdeckung scheint mit Nothwendigkeit die Classification nach negativen Elementen zu gebieten, wie sie bereits Beudant und zum Theil Gmelin versuchten. Dessen ungeachtet liefs sich der Vf. durch einige Schwierigkeiten von dieser einzig naturgemäfsen Anwendung des chemischen Principis abbrechen, und wählte, vorzüglich auf Haüy's und Berzelius's Auctorität gestützt, die Methode nach positiven Elementen, wie man sie aus des letztgenannten früherem Systeme kennt; eine Methode, welche die widernatürlichsten Zusammenstellungen und gewaltsamsten Zerrei fsungen zur Folge hat, so dafs Rec. nie begreifen konnte, wie man die nach dieser Methode gebildeten Register mit dem Namen von Mineralsystemen beehren konnte. Doch jetzt ist ja die Hauptstütze jener Ansicht gesunken, seit der Schöpfer des chemischen Mineralsystems selbst die entgegengesetzte Ansicht für die richtigere erklärt, und durch sein verändertes Mineralsystem die Naturgeschichte mit der Chemie ausgeföhnt hat. Auf diesem Wege allein ist die endliche Ausgleichung des zum Theil mit unbegreiflicher Einseitigkeit von beiden Parteyen geführten Zwistes zu erwarten. 4) *Nomenclatur.* Der Vf. entschied sich schon früher, und entscheidet sich auch jetzt noch für eine einfache oder einnamige Nomenclatur, und will die Namen bedeutungslos (*insignifiants*) ohne Beziehung auf die Eigenschaften der Mineralien gebildet wissen; da nun die meisten gebräuchlichen Namen dieser Forderung entsprächen, so sey es am besten, dieselben beyzubehalten, und, wo mehrere im Gebrauch seyen, den gebräuchlichsten zu wählen. Gegen die ohne alle Regel und Kritik verfahrende Sucht der Namenbildung eifert er mit Recht: *c'est un abus nuisible à la science, en ce qu'elle en rend l'étude aussi pénible que fastidieuse.* — Nun folgt ein *tableau méthodique et caractéristique des principales espèces minérales*, welches in zwey Reihen zerfällt. Die erste Reihe begreift alle homogenen und scheinbar homogenen unorganischen Naturkörper, oder die einfachen Mineralien und die homogenen Felsarten; die zweyte Reihe dagegen enthält die aus der Combination einfacher Mineralien hervorgegangenen Mineral-Massen, also die gemengten oder heterogenen Felsarten. Gegen die Aufnahme der Felsarten in ein *tableau méthodique des espèces minérales* wird die Wissenschaft jederzeit mit Recht protestiren müssen; sie gehören in die Petrographie, oder auch in die Geognosie, wenn man keine besondere Lehre von den Felsarten zulassen will. Die erste Reihe theilt der Vf. in drey Divisionen: 1) Mineralien, deren Molecüle erster Ordnung aus zwey, 2) Mineralien, deren gleichnamige Molecüle aus mehr als zwey Elementen bestehen, 3) Mineralien *en masse*, oder homogene Felsarten. *Erste Division,*

sion, 1. *Classe*, Metalloide; 1ste *Ordnung*, gasförmige Metalle: *Chlor*, Salzsäure; *Hydrogen*, Wasser, Schwefelwasserstoffgas. 2te *Ordnung*, feste schmelzbare, flüchtige Metalle: *Schwefel*, natürlicher, Schwefelsäure; Schwefliche Säure. *Selenium*, Euklär. *Arsenik*, gediegen, Realgar, Aurspigment, weißer Arsenik. *Tellur*, gediegen. 3te *Ordnung*, feste, unschmelzbare, feuerbeständige Metalle: *Kohlenstoff*. Diamant, Kohlenäure. *Boron*, Boraxsäure. *Silicium*. Quarz. II. *Classe*, *Heteropside Metalle*: 1. *Ordnung*, mit unauflöslichen Oxyden. *Zirconium*. Zircon. *Aluminium*. Korund, Diaspor, Websterit, Wavellit, Calait, Topas, Pinat, Disthene, Nephelin, Triclasit, Staurolid, Granat, Turmalin, Kollyrit. *Yttrium*. Gadolinit. *Glu-cium*. Beryll, Euclat. 2. *Ordnung*, mit wenig auflöslichen Oxyden. *Magnesium*. Epsomit, Brucit, Boracit, Giobertit, Magnesit, Chondrodit, Talk, Chlorit, Peridot, Diallag, Hypersthene, Cordierit, Spinell. *Calcium*: Karstenit, Gyps, Phosphorit, Flus, Kalkstein, Arragonit, Dolomit, Datholit, Pharmakolith, Scheelit, Sphe, Wollastonit, Anorthit, Grammatit, Amphibol, Pyroxen, Augit, Epidot, Wernerit, Paranthin, Prehnit, Chabasit, Stilbit, Laumonit, Cymophan, Idokras, Efsionit, Axinit, Antophyllit, Gehlenit. *Strontium*. Cölestin, Strontianit. *Barium*. Barylt, Witherit, Harmotom. 3. *Ordnung*, mit sehr auflöslichen Oxyden: *Lithium*. Triphan, Petalit. *Sodium*. Reussin, Glauberit, Meerfalz, Natron, Borax, Kryolith, Soda-lith, Lazulit, Mesolyp, Analcim, Albit, Labrador, Jade, Relinit. *Polassium*. Nitrum, Alaun, Alunit, Amphigen, Mnionit, Hauyn, Feldspath, Eläolith, Apophyllit, Glimmer. III. *Classe*: Autopside, Metalle. 1. *Ordnung*: electropositive. *Cerium*. Cerit, Allanit, Orithit. *Mangan*, geschwefeltes, metalloidisches, dichtes, Mangankiesel, Phosphormangan. *Eisen*, gediegen, Mispickel, Eisenkies, Magnetkies, Graphit, Eisenoxydul, Eisenglanz, Eisenoxydhydrat, kohlenäures E., phosphor. *Couperose*, Resinit, Chromeisen, Hedenbergit, Lievrit, Skorodit, Humboldtine. *Kobalt*, Speisk., Glanzk., erdiger K., arsenikhafter K., Schwefelhafter K. *Nickel*, geschwefeltes N., Arsenik-N., arsenikhafter N. *Kupfer*, gediegen, Kupferglanz, Kupferkies, Fahlerz, Rothkupfererz, Kupferfchwärze, Kupferlasur, Malachit, Dioptas, Resinit, Kupfervitriol, Phosphor-kupfer, Alakamit, arsenikhafter Kupfer. *Uran*, Uranpecherz, Uranglimmer. *Zink*, Blende, Zink-filicat, rothes Zinkerz, Galmey, Gahnit. *Zinn*, Zinnkies, Zinnerz. *Wismuth*, gediegen, Wismuth-kies, Wismuthocker. *Bley*, Bleyglanz, Mennig, Maffikot, Bleygummi, Weißbleyerz, Bleyvitriol, phosphor. und arsenikf. Bleyerz, roth Bleyerz, gelb Bleyerz. *Silber*, gediegen, Antimonf Silber, Silberglanz, Rothgültigerz, Hornerz. *Mercur*, gediegen, Amalgam, Zinnober, salzäures M. 2. *Ordnung*, electronegative Metalle. *Palladium*, gediegen. *Gold*, gediegen, Electrum. *Platin*, gediegen. *Titan*, Rutil, Anatas. *Tantal*, Tantalit. *Antimon*, gediegen,

geschwefelt, Bournonit, weiß A., rothes Antimon-erz. *Scheel*, Wolfram. *Molybdän*, geschwefelt, oxydirt; *Chrom*, oxydirt. *Zweyte Division*, *Salze*, *Ammoniak*, salzäures, schwefeläures. *Alaunerde*, Mellit. *Bitume*, Bernstein, Retin-Asphalt, Bitumen, Steinkohle. *Kohlen*, Anthracit, Lignit. *Dritte Division*, 1. *Ordnung*, weiche Felsarten: *Kaolin*. Thon, Mergel, Ocker, Schiefer, Ampelit, Wacke, Hornstein, Argillolit. 2. *Ordnung*, harte Felsarten, ritzen Glas, Trapp, Basalt, Phtanit, Petrofalex, Obsidian, Bimsstein, Porzellan-jaspis, Tripel. Für die zweyte Reihe verweist der Vf. auf den Artikel *rocha*. Endlich werden in den drey übrigen Betrachtungen die geognostische, die geschichtliche und die technologische Mineralogie in aller Kürze von S. 144—158 mehr angedeutet als abgehandelt.

.....

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

MEISSNER, b. Gödsche: *Predigt-Entwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelien und Episteln, so wie über mehrere theils vorgeschriebene, theils freygewählte biblische Texte*. Herausgegeben von F. L. Uhlig, Pfarrer zu Ehrenberg. Bd. I. *Evangelien*. VI u. 186 S. 1825. Bd. II. *Evangelien*. XVI u. 99 S. 1825. Bd. III. *Episteln*. XIV u. 184 S. 1827. 8. (1 Rthlr. 16 gGr.)

An Predigtentwürfen, besonders über die alten evangelischen und epistolischen Perikopen, so wie überhaupt an Schriften, unter verschiedenen Titeln, welche den Predigern das Ausarbeiten ihrer Amtsreden zu erleichtern bestimmt sind, haben wir bekanntlich einen großen Ueberfluß, und immer möchte es zweifelhaft seyn, ob der Nutzen, den sie auf einer Seite stiften, den Schaden auch nur aufwiege, welchen sie auf einer andern verursachen. Rec. freut sich daher eben nicht, daß er ihre Zahl mit jedem Jahre noch vermehrt sieht, wenn er auch derer nicht gedenkt, die der Bekanntmachung durchaus oder theilweise unwerth sind, und wünscht aufrichtig, es möchte erst dahin gekommen seyn, daß sie nicht mehr so viele Käufer fänden, denn dann würde den Buchhändlern bald die Lust vergehen, dergleichen Geistesproducte in Verlag zu nehmen. Die vorliegenden nun, von denen wir eine ganz kurze Anzeige unsern Lesern zu machen haben, zeichnen sich weder zu ihrem Vortheile noch Nachtheile vor den meisten früheren aus, und möchten vor manchen besseren, zu denen wir sie auch zählen, sich durch den wohlfeilen Preis empfehlen. Was der Vf. in den Vorworten zu den einzelnen Bänden, besonders zum 2ten, über den speciellen Zweck sagt, den er bey vielen Themen vor Augen gehabt, so wie über das Verfahren, was er angewendet, um den Texten praktische Seiten und besonders Gesichtspunkte abzugewinnen, aus denen er locale und tem-

temporelle Verhältnisse berücksichtigen konnte, — ist das ganz Gewöhnliche und längst Bekannte, und Rec. muß bekennen, daß es ihn befremdet, hier Regeln und Winke wiederholt zu finden, welche jedes Handbuch der Homiletik giebt. — In den beiden ersten Bänden sind die Entwürfe ganz kurz, geben keinen einleitenden Gedanken an, weisen auch nicht die Ableitung des Themas vom Texte nach; die Haupttheile sind bisweilen ganz nackt hingestellt, bisweilen ist angedeutet, wie sie in den Textesworten begründet sind. Im 3ten Bändchen finden sich einleitende Gedanken und Uebergänge, die im Verhältniß zur Angabe der Haupttheile, nach des Rec. Dafürhalten zu ausführlich sind. — Zu leicht also hat es der Vf. immer noch nicht denjenigen gemacht, welche sein Werk benutzen wollen, und das verdient Lob; denn man hat nur zu oft der Geistessträubeit in ähnlichen Schriften zu viel Vorschub gethan. — Der Werth der Entwürfe ist sehr verschieden. Neuheit und Originalität der Gedanken hat Rec. selten gefunden, praktisch aber sind sie alle; manche sind sehr gelungen zu nennen, andere mißlungen, theils weil der Vf. nicht streng logisch disponirt, theils weil er öfters dem Texte Gewalt anthut, Etwas hinein legt, was nicht darin liegt, oder um den Gesamtinhalt des Textes zu erschöpfen, zu heterogene Dinge zusammenbringt. Der Raum gestattet uns nicht, jedes Einzelne mit Beyspielen zu belegen; aber einige wollen wir doch aus dem 1. Bande anführen, um unser Urtheil zu rechtfertigen. Gelungen z. B. scheinen uns folgende Entwürfe. Am Sonnt. Judica Joh. 8, 46—59: *Wodurch Jesus Christus über allen Haß der Welt erhoben war.* 1) Durch die Schuldlosigkeit seines Bewusstseyns; v. 46: Welcher — Sünde zeihen. 2) Durch die Einheit mit Gott, seinem himmlischen Vater; v. 47: Wer von Gott — sey nicht von Gott, Joh. 10, 30. 33. — 3) Durch die Unverlierbarkeit seiner höheren Würde v. 49. Ich habe keinen Teufel — der sie sucht und richtet. 4) Durch die Sehnsucht nach ihm, die in allen bessern Menschen war, v. 56. Abraham — Tag sehen sollte. Am Sonnt. Sexages. Luc. 8, 11—15 (S. 20). *Warum es unglaubliche Mühe oft koste, den Menschen begreiflich zu machen, was sich von selbst versteht.* 1) Erichwert es nicht ein natürlicher Mangel an Kraft des Verstandes; 2) so hindert es sicher ihre höchst unvollkommene Bildung; 3) und wenn nicht vererbte Vorurtheile; 4) so erschweren es auf jeden Fall verjährte und gepflegte Leidenschaften. Am 6. Sonntage nach Trin., Matth. 5, 1—12: *Daß eine jede Tugend ihren Lohn in sich selber habe.* Derselbe liegt 1) in ihrer Würde, denn a) jedes Laster erniedrigt; b) jede Tugend erhöht. 2) in ihrem Frieden, denn a) jedes Laster entzweyt; b) jede Tugend vereint. 3) in ihrem Troste, denn a) jedes Laster beängstigt; b) jede Tugend beruhigt. 4) in ihren Erwartungen, denn a) jedes Laster fürchtet; b) jede Tugend hoffet. — Dagegen müssen wir es an dem 1. Entwurfe über den Neujahrstext Luc. 2, 21 (S. 1) *Betrachtungen über unsern*

Lauf durch das Leben auf Erden, schon tadeln, daß er 6 Haupttheile enthält, das ist zu viel — und wenn es unter 5) von diesem Laufe heißt, er sey unaufhaltsam in seinem Fortgange, so ist das allerdings wahr und hierher gehörig; aber es scheint uns doch verfehlt, wenn zur Erläuterung hinzugesetzt wird: „Die Zeit, daß Jesus beschnitten werden sollte, konnte nicht zurückgehalten werden.“ Am 11. Sonnt. n. d. F. d. Ersch. Matth. 8, 23—27 lautet der Hauptatz: *Wie tadelnswerth es sey, in jeder bedenklichen Lage sogleich zu sagen: wir verderben.* Dann heißt es weiter: es ist tadelnswerth, weil es uns bey solcher Sprache nothwendig 1) entweder an vernünftigen Nachdenken u. l. w. fehlt. Hier entsprechen die Theile nicht dem Thema. Nach jenen müßte dieses heißen: *warum es tadelnswerth u. l. w. sey.* — Am Sonnt. Judica. Ev. Joh. 8, 46—59 (S. 29): *Was oft die Rechtsschaffensten sich von sehr schlechten Menschen gefallen lassen müssen.* I. Art und Weise dieser Mißhandlung. II. Das rechte Verhalten dabey ist, wie das Beyspiel Jesu lehrt: u. l. w. Der gewöhnliche Fehler, welchen Reinhard an manchen seiner eigenen Predigten gerügt, daß das Thema zu enge für die Haupttheile ist, es faßt nur den 1ten unter sich. Am Sonnt. Palmarum, Matth. 21, 1—9 (S. 32). *Wie wir unsern jungen Mitchristen ihr Verhalten gegen Jesum zu bezeichnen haben:* 1) Als Pflicht einer bereitwilligen Folgsamkeit; 2) als die Pflicht einer äußeren Hochachtung; 3) als die Pflicht einer ausdauernden Anhänglichkeit. — Man sieht wohl, daß der Text den Vf. verleitete, so seinen 2ten Theil aufzufüllen; allein es liegt doch am Tage, daß von der inneren Hochachtung, ohne welche die äußere gar keinen Werth hat, nothwendig und zwar vorzugsweise geredet werden mußte, wobey diese allerdings auch erwähnt werden konnte. Im Texte lag das eben so gut, als der 3te Theil, denn dieser wird aus demselben auch nur durch die Worte abgeleitet: das Hofanna verwandelte sich bey vielen in ein Kreuzige ihn. — Am 2ten Ostertage, Luc. 24, 13—35 (S. 36): *Wozu uns das Bedeutsame der Auferstehung Jesu von den Todten jetzt und stets verpflichtet.* 1) Zu einer aufmerksamen und ernsthaften Betrachtung dieser großen Begebenheit; 2) zu muthiger Fassung, wenn uns schon Alles verloren geht; 3) zu verdoppelter Anhänglichkeit an Jesum Christum; 4) zu der lebendigen Hoffnung einer seligen Unsterblichkeit. Wie wohl alle diese Gedanken im Texte liegen, so scheint uns der 2te nicht hierher gehörig; weil er offenbar den Zusammenhang zwischen 1 und 3 zu gewaltsam unterbricht, auch überhaupt mit den übrigen 3 in zu entfernter Berührung steht. Specießer gefaßt in Beziehung auf Jesum konnte er beybehalten werden. — Doch das wird hinreichen, um den Lesern Gelegenheit zu geben, sich selbst ein Urtheil über obiges Werk zu bilden. — Druck und Papier sind im Verhältniß zum Preise sehr gut.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1827.

GESCHICHTE.

STUTTGART, b. Cotta: *Denkwürdigkeiten der Gräfin von Genlis*. Fünfter Band. 1826. 266 S. Sechster, Siebenter und Achter Band. 1826. 264, 206 u. 206 S. 8. (3 Rthlr. 8 gGr.)

Wenn man in Paris von Fr. v. Genlis spricht, so lächeln die Einen und zucken die Andern die Achsel. Die Leser sollen selbst urtheilen, ob dem so seyn könne, und warum dem nicht anders seyn könne. In diesen Denkwürdigkeiten, deren frühere Bände bereits angezeigt sind, spricht sie zwar, ohne Zeit- und Gedankenfolge festzuhalten, von sich selbst am meisten, aber auch von der ganzen Welt, und selbst von der Welt Ende nach fünf bis sechs Jahrhunderten, Wahrheit und Dichtung verbindend, so daß die bekanntesten Sachen und Menschen unkenntlich werden. Doch läßt sich annehmen, daß sie nichts Unwahres wider sich selbst ausgelagt habe. Es fällt ihr aber nach ihrem eignen Sinne so Vieles zur Last, daß es offenbar mit ihrem Herzen nicht richtig ist; wie sie von sich in einem andern Sinne sagt: denn sie glaubt, daß sie ein unbewegliches Herz habe, da sie dessen Bewegung nicht mehr, wie einst in ihrer Jugend, fühlt. — Sie rühmt sich, während der Revolution den Königen und der Frömmigkeit das Wort geredet zu haben, sagt aber, daß sie nach dem Umwerfen von Napoleon's Thron von dem Prevot der Seine (wer mag das seyn? der Polizeycommissair?) vorgefordert und in der Einleitung zu ihrer Vernehmung erinnert sey, sich der Tapeten im Palais royal, besonders der Darstellung eines Königs von Frankreich mit der rothen Mütze zu erinnern. Sie verschweigt seine übrigen Fragen, außer nach einem Jäger ihres Schwiegersohns, der aufrührerische Reden geführt haben soll. Sie klagt auch, daß sie von den Frauen der Vorstadt St. Germain (dem Adelsitze) verkannt worden, und daß es in den neuen Pariser Frauenklöstern an Raum für sie gefehlt habe. Von diesen Klöstern würde sie schon, wenn auch nichts weiter, das Loblied ausschließen, das sie, ungeachtet ihrer Frömmigkeit und ihres Alters, auf die *Frivolité* (das Leichtleben?) vor der Revolution macht. Jenes unschuldige Leichtleben schwört bey dem Erscheinen des Gott-spottenden Ungehens, der *Impiété*, Frankreich zu verlassen, und bleibt zwar doch dort, ist aber schwerfällig und verrückt geworden. — Sie bietet sich zur Erzieherin ihrer Großkinder und

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

anderer jungen Leute an, erhält aber abschlägige Antwort. Sie will sich mit Jedermann vertragen, und verträgt sich in der That mit Niemandem; sie führt ein wahres Landstreicherleben. Selbst bey ihrem Schwiegersohn Valence ist ihres Bleibens nicht. Sie erzählt von ihm, daß sie seine Reden für die Pairstammer nachgesehen, eine derselben ganz und gar gemacht habe. Sie klagt, daß ihr das viele Trinkgeld an seine stets wechselnden Bedienten lästig geworden sey. (Da muß sie ganz außerordentlich freigebig gewesen seyn, denn die Bedienten zu Paris sind in Lohn und Trinkgeld nichts weniger als verwöhnt; aber das Sonderbarste ist, daß sie bey dieser Freigebigkeit dennoch von den Bedienten vernachlässigt wird.) Es bleibt übrigens räthselhaft, daß sie bey allen ihren guten Einnahmen immer wieder über ihre Armeligkeit klagt und oft nicht einmal eine Harfe kaufen kann. Sie kommt mit ihren Erwerbkünsten aus der Jugendzeit auch nicht aus der Uebung, und macht auf ihre alte Uhr ein Gedicht, als sie die Prinzessin von Orleans gesehen, von welcher sie eine neue kostbare Uhr erlangt. Sie feyert ihre reiche Tante, die Wittve des Herzogs von Orleans, muß aber doch den innern Haß nicht recht verbor-gen haben, denn sie wird von ihr enterbt; so nennt sie die Aussetzung eines Vermächtnisses von 20,000 Franken.

Wohin man in diesem mehr als zwanzigjährigen Zeitraum etwa von 1800 bis 1822 ihres reifen Alters blickt, ergiebt sich immer, daß sie sich im Hause und in der Gesellschaft unendlich macht, so einnehmend sie seyn kann.

In Berlin scheint sie an ihrer Wohlthäterin Biquet den Aerger ausgelassen zu haben, daß ihre Ränke dort kein Glück machen konnten, und sie erzählt außer von ihren dort geübten Erwerbskünsten nur von einem angeblichen Liebhaber Lombard etwas ausführlich. Aber Paris ward unter Napoleon als erstem Consul ein fruchtbares Saatsfeld für ihre Ränke. Die Tante Montolsson war bey seiner ersten Gemahlin wohlgelitten, konnte oder wollte ihr aber keinen Zutritt verschaffen. Dagegen erlaubte ihr Napoleon, ihm monatlich zweymal zu schreiben; und sie schrieb (nach dem Feldzuge von 1809? von einem Siegeszuge ist bald darauf die Rede) über und wider alte Frauen. Die Vermuthung, daß sie die Kaiserin Josephine dabey im Sinne gehabt habe, wird dadurch verstärkt, daß sie dieselbe auch nach

Kk

dem

dem Tode nicht schont, und deren liebe Lanormand im Sinne hat, wenn sie von Hexen an Napoleon schreibt. Der Kaiser soll auf ihren Vorschlag eingegangen seyn, eine sogenannte gereinigte Ausgabe der berühmtesten sogenannten philosophischen Werke zu veranstalten. Sie hat eine solche Reinigung noch nicht völlig aufgegeben. Sie meint, daß „die vorgeblichen Philosophen des letzten Jahrhunderts einige funfzig Bände geschrieben haben, die bey ihren schädlichen Irrthümern doch gute Dinge enthalten. Beweise man nun, daß diese Werke rückfichtlich des Stils mit Unrecht gerühmt sind (wie soll das gelingen?), daß ihre unbegreifliche Inconsequenz die Falschheit ihrer Systeme geometrisch darthut, und fände man ein Mittel, Alles, was sie Schädliches enthalten, zu vernichten: so leistete man der Religion und den bestehenden Regierungen einen wesentlichen und nicht zu berechnenden Dienst. Einzelne Widerlegungen, so gut sie seyn mögen, werden diesen Zweck nicht erreichen; ich glaube, daß diesem Uebel nur durch die von mir vorgeschlagenen Mittel abgeholfen werden könne; nämlich durch neue gereinigte Ausgaben (sie hat mit *Roussau's* Emil und *Voltaire's* Geschichte von Ludwig XIV. und XV. es versucht) und die Unternehmung einer neuen Encyclopädie. Ich beschloß, die Encyclopädie, ein Werk, das wir nie entbehren können, umzuarbeiten. So lange wir kein besseres Werk in dieser Art besitzen, wird dieses, ungeachtet seiner Fehler und Schlechtigkeiten, immer in großen Bibliotheken unentbehrlich bleiben — dieser Koloss erhebt sich unverfälscht und unaufhörlich gegen den Himmel. Es wäre sehr zu wünschen, daß eine Gesellschaft wahrhaft achtungswerther Gelehrter sich verbände, diese unzusammenhängende gefährliche Compilation zu reinigen, abzukürzen und umzubilden. Ich könnte einige nützliche Beyträge dazu geben.“

Fr. v. G. sagt von sich selbst: Ich glaube allen schlechten Geschmack, und besonders in der Literatur die Ziererey, die Schwulstigkeit, die Neuerungen und den Galimatias sogleich bekämpft zu haben, und wäre Fr. v. Staël meine Tochter oder mein Zögling gewesen, so hätte ich ihr gute literarische (!) Grundsätze und den Begriff des Rechts und Natürlichen beygebracht, und mit so einer Erziehung, mit ihrem Verstande und ihrer edeln Seele wäre sie eine vollkommene Frau und mit Recht die berühmteste Schriftstellerin unsers Jahrhunderts geworden. — So demüthigt sie die verhasste Nebenbuhlerin, und stolz erhebt sie sich zuletzt über alle Männer: In Ludwig XIV. Jahrhundert, das so viele vorragend talentvolle Männer zählte, wo alle die Genies glänzten, welche die franz. Literatur verherrlichten, wo die Sitten so viel mehr Ernst als die unsrigen hatten, gab es in allen Fächern eine Menge von Schriftstellerinnen; die Gelehrten griffen sie nicht allein nicht an, schrieben nicht allein nicht gegen sie, sondern ließen ihnen völlig Gerechtigkeit widerfahren, und behandelten sie mit Achtung und Galanterie. Dieses

Betragen, muß uns nicht wundern; damals konnte keine Schriftsteller-Eifersucht zwischen den Männern und den Weibern Statt finden: denn es ist bekannt, daß unbefreitbare Ueberlegenheit immer nachsichtig und die Kraft immer großmüthig ist.“ — Ausser dieser Herzenserleichterung zeichnet sich im *sechsten* Bande noch die schon oben angedeutete Träumerey, den Uebergang der Zeit in die Ewigkeit nach fünf- bis sechshundert Jahren betreffend, aus.

Zu Anfang des *siebenten* Bandes lobt sie sich den alten Salon, und giebt den jetzigen als Zerrbild, was er nicht ist, mit der Schlußbemerkung: es giebt gar nichts Erschrecklicheres, als einen Franzosen ohne Höflichkeit, Galanterie und Anmuth. Die Höflichkeit fehlt aber jetzt so wenig, daß sie vielmehr vorherrscht, daß der Fremde schon auf der Straße zu Paris nur eine Frage mit *daignez* anzufangen braucht, um einer artigen Antwort gewiß zu seyn, daß im Salon die Formen desto feiner sind, je natürlicher sie seyn sollen, ohne im Mindesten leichtfertig, oder so ohne Umstände wie sonst zu scheinen: das wäre jetzt ein arger Verstoß. In langen Beinkleidern mag man sich dreist zeigen und selbst in Stiefeln zur Tafel des Herzogs von Orleans gehen. Man spricht von ernsthaften Sachen, vergißt aber darüber die Aufmerksamkeit gegen die Frauen nicht; mit der frivolen Galanterie aus der Vorzeit ist es aber freylich in den Gesellschaftszimmern vorbeý. Keineswegs dagegen mit der französischen Anmuth; die wird vielmehr gleich einem letztverbliebenen Siegszeichen ängstlich bewahrt und bewacht, Angesichts der hochgefeierten Engländer. Von dieser Anmuth findet sich leider bey der Vfn. keine Spur mehr. Die Vfn. weiß in Paris so wenig von Paris, daß sie schreibt, Napoleon sey völlig vergessen. Man spricht allerdings von ihm nicht öffentlich, aber man hat ihn gar sehr im Sinne, wenn man von den *prêtres* und *nobles* in der Bedeutung von Pfaff und Zwingherrn, oder von der *gloire française* leufzend spricht. Aber jeder verständige Franzose fühlt, daß Napoleon der große Mann doch nicht war, um den sich der französische Ideenkreis als unentbehrlichen Mittelpunkt bewegt. Diesen Mittelpunkt suchen alle Parteyen, ohne ihn begreiflich zu finden, und sie verwickeln sich dabey so in einander, daß sie in einem völlig gebundenen Zustande erscheinen. Während sie sich unter einander vergeblich abmühen, hat die Welt Frieden; und um des Friedens willen scheint gar nicht wünschenswerth zu seyn, daß die Ultra und Liberalen, die Jesuiten und Janfenisten u. dgl. m. dort zur Ruhe kommen, wenn sie nur den Bürger und Bauer und seinen gesunden Menschenverstand unbetheiligt lassen und mit ihren Spitzfindigkeiten und Streitigkeiten verschöpfen. — Mit der früher besprochenen Encyclopädie ist es der Vfn. nicht geglückt, obgleich sie schreibt, daß „Montmorency ausdrücklich nach Verona gegangen zu seyn scheine, um sich zum Gelingen dieses großen Unternehmens mit dem russischen Monarchen (Alexander) zu verbinden.“ Mit ih-

ihrer Wirthschaft kommt sie auch nie in Ordnung und behauptet, daß man in Paris von 20,000 Fr. keinen Bedienten und kein Kammermädchen halten könne; obgleich die vornehmen Leute nirgend wohlfeiler als zu Paris leben, wenn sie wollen. Nur die Wohnung kostet etwa so viel, wie in Berlin, der Tisch, die Kleidung, das Fuhrwerk, die Vergnügen kosten weniger (außer daß die *Opera des italiens* aus englischer Nachahmung theuer ist), und die Kunstsammlungen des Staats sind Jedermann unentgeltlich zugänglich. Das Volk fühlt auch die Weihe dieser Kunsthallen, und waltet schweigend und leisen Tretes hindurch, wie gedrängt seine Züge dort auch besonders Sonntags seyn mögen. — Von der Vfn. eine Medaille gelochten; sie fragt aber: ist das jenes runde Gesicht, jenes Stumpfnäschen, kurz jenes Antlitz, das man oft der Roxolane verglichen? und sie hat doch schon ihren 76sten Geburtstag gefeyert! — Darin hat sie leider nur zu Recht, daß die herrschende Frunksucht mit unechtem Schmuck sehr nachtheilig ist, daß „die Eigenliebe sich in die Hoffnung, durch alle Zeichen des Reichthums zu glänzen, geflüchtet hat, daß ihr die Handelsbetrieblamkeit aber diese Zuflucht entreißt, und daß ihr bald nichts bleiben wird, als die Liebe zum Gelde.“ Man darf vermuthen, die Begierde nach Geld werde bey einem so lebhaften Volke desto herrschender werden, je mehr es von andern Begierden abgeschreckt ist und abgehalten wird, und je weniger die *gloire française* sich ferner geltend machen läßt. Selbst von der französischen Sprache darf man den allgemeinen Gebrauch in Europa nicht mehr verbürgen; die Vfn. hält sie zwar für die schönste in der Welt, aber wäre sie das auch in dem Maasse, wie sie es nicht ist, so würde doch jetzt neben ihr das Englische für die andern Völker noch mehr Vortheil haben, als einst das Römische über das Griechische. Das Römische ward neben ihm herrschend, weil es die Sprache des herrschenden Volks war; Roms Herrschaft beschränkte sich aber auf die Länder am Mittelmeer, England herrscht dagegen über die Welt durch Handel, Geld und vor Allem durch sein Freyheitsgesetz. Diese Kraft verbräutet jetzt seine Sprache; die nicht gerade schön ist, aber mit sonst unbekannter Freymüthigkeit alle Gefühle und Gedanken ausdrückt. Daran wird die französische Sprache zugleich durch ihre innere geschlossene Ordnung und durch die Staatsordnung verhindert, und so hat nun für die Ausländer überdies wider sich, daß sie die Sprache von Ueberwundenen ist. Eben dadurch ist auch ihre diplomatische Wichtigkeit sehr geschwächt. In und außer ihrer Heimath ist ihr endlich der Glaube nachtheilig, daß die Zeit der großen französischen Schriftsteller die Vergangenheit sey.

HANDELSWISSENSCHAFT.

- 1) DÜSSELDORF u. ELBERFELD, b. Schaub: *Der Kaufmann wie er seyn soll und kann.* Oder väterlicher Rath an meinen Sohn, welcher sich der

Handlung widmet. Von Dietrich Wilken. 1824. 144 S. 8. (12 gGr.)

- 2) DARMSTADT, b. Heyer: *Der deutsche Handlungs-Correspondent* mit besonderer Hinsicht auf Grammatik und Logik. Von Christian Eberhard Döring. 1825. 332 S. 8. (1 Rthlr.)

Denkt man sich Nr. 1. als Privat-Mittheilungen zwischen Vater und Sohn, so wird man über der väterlichen Liebe und Sorgfalt für das Wohl des Sohnes die äußere Form gern vergessen, wenigstens sie nicht allzu scharf richten. Wenn aber solche Mittheilungen, wie es hier geschieht, auf eine größere Publicität Anspruch machen und sich als einen Wegweiser für einen großen Theil der aufblühenden Jugend ankündigen, dann erscheint die Art der Ausführung wichtig. Leider bleibt diese selbst hinter sehr billigen Erwartungen zurück. Man kann sich keine nachlässigere Schreibart denken, als die in diesen Briefen; dabey oberflächliche, schiefe Urtheile in Menge, und überhaupt ein Erzeugniß, das überall Spuren der größten Flüchtigkeit an sich trägt. Dieses Urtheil mit fast unzähligen Beyspielen zu bekräftigen, wäre eine leichte Sache. Wir begnügen uns mit wenigen. S. 20. heist es von den Krämern: „wir wollen diese heute gehen lassen, wofür sie da sind“; auch werden sie „auf den niedern Soaken des Lebens einhertretende Menschen“ genannt. Abgesehen von dem Unedeln des Ausdrucks ist es doch höchst unrecht, Verachtung gegen irgend ein Glied seines Standes in ein junges Gemüth zu pflanzen. Wäre es nicht viel besser gewesen, zu zeigen, daß der rechtliche Mann in jedem Verhältniß gerechte Ansprüche auf die Achtung seiner Mitmenschen hat. Wie leicht kann es sich bey der Wandelbarkeit des Glücks im Handel fügen, daß selbst Begünstigte in einer Krämerbude den Hafen ihrer Ruhe und Subsistenz suchen müssen. S. 23. „daß ich mit dieser Forderung gegen dich anrücke“ paßt nicht zum Ernste dieser Briefe. — S. 27 u. 28. verliert sich der Vf. in triviale Bilder. S. 33. heist es: „die italienische Sprache soll in der französischen und einigermaassen in der lateinischen fortleben, die spanische aber ganz in letzterer vegetiren.“ Diese Charakteristik der genannten Sprachen ist eben nicht sehr bezeichnend. S. 37. wird die Verunstaltung der deutschen Sprache durch Einmischung fremder Wörter „ein Affentanz“ genannt; „über welchen man wenigstens mitleidig die Schultern ziehen (?) müsse.“ Ebendasselbst steht „es lautet gegründet.“ S. 46. „Ich darf rechnen, daß die Liebe, welche zu deinem Vater zu haben so oft und warm versichert, dich angefeuert habe“ u. s. w. S. 82. „Schlammige Gewässer haben Ungeziefer im Grunde (?) und finstere Blicke sind die Feinde des Lichts, der Offenheit und der Liebe.“ Dergleichen Stellen ließen sich noch viele ausheben. — Manche wichtige Punkte, wie der Umgang mit dem zweyten Geschlecht und seine Gefahren, sind gar nicht berührt.

Nr. 2. zerfällt in *zwey* Theile, wovon der *erste* in verschiednen Kapiteln von dem Briefstile in seinem Gewande, von Sprachreinheit und Sprachrichtigkeit, Sachkenntniß, Redlichkeit und Aufrichtigkeit, Personenkenntniß, über Chicane; vom Vortrage des Principals, dem Geschäftsgeiste eines Hauſes, von den Methoden des Vortrags, von der Beschaffenheit der äußern und innern Einrichtung der kaufmännischen Briefe handelt. Der *zweyte* Theil giebt über die mancherley Geschäftsverhältnisse eine Reihe meist fehlerhafter Briefe, nebst deren Kritik und Berichtigung. Briefe mit Erörterung ihrer Gedicgenheit. Musterbriefe vermischten Inhalts nach aufgegebenen Themen.

Was in der Einleitung und überhaupt im *ersten* Theile über die zum Briefstil vorbereitenden Gegenstände gesagt wird, ist im Ganzen belehrend und richtig, könnte jedoch hin und wieder in einer einfacheren Sprache gegeben seyn, und sollte nicht so oft besondere Eigenthümlichkeiten in der Art der Darstellung wahrnehmen lassen. S. 71. wird die Angemessenheit des Stils auf eine sehr dunkle Weise erklärt. — Ob die ebendasselbst aufgestellte Zerfällung der Eigenschaften, welche die Angemessenheit des Stils ausmachen sollen, von wesentlichem Nutzen seyn möchte, ist sehr zu bezweifeln: denn in allen Handelsverhältnissen reicht der Grundsatz aus, daß man Andern Höflichkeit, sich selbst aber Würde schuldig ist. Die richtige Tonart eines Briefs geht allemal am sichersten aus dem besondern Verhältnisse hervor, in welchem die Schreibenden sich zu einander befinden; dieses Verhältnisses aber wird gerade im Handel, bey nur einigem Geschäftstacte, ungemein leicht erkannt. Was vom Vortrage des Principals gesagt wird, ist sehr belehrend für junge Stilisten, nur muß leider gar oft der Correspondent das Talent besitzen, die verworrenen Ideen des Disponenten zu ordnen und in das angemessene Gewand zu kleiden. Daß der Vf. mitunter sich auf ganz eigenthümliche Art ausdrückt und besondere Wörter bildet, erhellet aus Sätzen wie S. 127, wo es heißt: „Es liebt nämlich ein Handlungshaus vielleicht mehr die warme Insinuanz (?) und ein anderes die kalte Würde.“ Es ist doch etwas ganz Neues, die Temperatur der Einschmeichelung und Würde angezeigt zu finden. S. 131. ist neben dem kaufmännischen Stile von dem literarischen Stile die Rede; was aber unter letztem verstanden werden soll, ist selbst nach des Vfs. Aeußerung darüber nicht recht einzusehen. Die

Stylarten sind ja längst auf eine sehr begründeten Weise geschieden und ihre Eigenthümlichkeiten bestimmt, wie jedes Compendium darüber nachweist. Die kaufmännische Correspondenz ist nur ein besonderer Abschnitt in der Lehre des Briefstils; sie kann zwar als selbstständige Kunst behandelt werden, beruht aber im Allgemeinen auf denjenigen Regeln und Grundsätzen, welche die *Lehre des Briefstils* überhaupt ausmachen.

Der *zweyte* Theil umfaßt eine Reihe von Handlungsbrieffen nach der bekannten Eintheilung der Arten derselben, mit kritischen Bemerkungen, welche den jungen Handlungsbeflissenen mannichfaltige Gelegenheit zu vielseitiger Belehrung darbieten. Die tiefere Kritik würde freylich auch hier Manches zu tadeln finden, doch muß sie mit Schonung gegen Erzeugnisse verfahren, welche Spuren lobenswerther Bestrebungen und wissenschaftlicher Bildung an sich tragen, wie wir sie in diesem Buche finden.

SCHÖNE KÜNSTE.

HARAU, in d. Edler. Buchh.: *Zwillinge*. Zwey Erzählungen von C. Spindler. Der Vampyr und seine Braut. Friedmüllers Sannchen. 1826. 254 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. ist nicht ohne Erzählertalent, aber er liebt allzu sehr das Furchtbare; darum ist auch die erste Erzählung, wenn auch nicht ein eigentlicher Vampyr darin sein Wesen treibt, sondern nur ein unglücklicher, lebendig Begrabener dafür gehalten wird, verfehlt und vergriffen. Solche moralische Ungeheuer, wie der Gardehauptmann und die Maitresse, giebt es nicht in der Welt, und die poetische Erzählung soll, hiesse sie auch Nachstück, ein ideales Bild der Welt seyn, wie das Drama. — Darum spricht die zweyte Erzählung, deren Stoff aus der Geschichte geschöpft und am Schlusse mit interessanten Actenstücken belegt ist, weit mehr an. Die Charakterzeichnung der auftretenden Personen, der lieblichen Susanne, des Schwedenhauptmanns, des alten Friedmüller und besonders des Obersten darf man gelingen nennen. Die Spannung des Gefangenen in der Nacht vor dem Sturme und die Sturmnacht selbst ist sehr gut dargestellt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1827.

SCHÖNE KUNSTE.

- 1) LEIPZIG, b. Reiss, und HAMBURG, b. Perthes u. Besser: *Nordischer Musenalmanach* für das Jahr 1819. *Poetische Blumenlese*, dritter Jahrgang. Herausgegeben von Winfried (N. D. Hinrichs). XII u. 256 S. 8. (1 Rthlr.)
- 2) HAMBURG, in d. Herold. Buchh.: *Nordischer Musenalmanach* für 1820. *Poetische Blumenlese*, vierter Jahrgang. Herausgegeben von Winfried. VIII und 216 S. 8. (18 gGr. Vel. Pap. 1 Rthl. 12 gGr.) Derselbe für 1821. VI und 170 S. 8. (20 gGr.) Derselbe für 1822. VI u. 202 S. 8. mit 1 Titellkupf. (gebunden 1 Rthl. 8 gGr. roh 1 Rthl.) Derselbe für 1823, *Siebenter* Jahrgang. 158 S. 8. (18 gGr.)
- 3) HAMM, b. Schulz u. Wundermann: *Rheinisch-westphälischer Musenalmanach* auf das Jahr 1821. Herausg. von Friedrich Rasmann. XII u. 192 S. kl. 8. (12 gGr.) Derselbe auf das Jahr 1822. Zweiter Jahrgang. XII u. 215 S. kl. 8. (12 gGr.)
- 4) CÖLN, b. Dumont-Schauberg: *Musenalmnach aus Rheinland u. Westphalen*. 1823. Herausg. von Friedrich Rasmann. Dritter Jahrgang. XVI u. 191 S. 8. mit verziertem Umschlag im Futteral. (1 Rthlr.)

Zu den literarischen Erscheinungen, welche die neueste Zeit nicht mehr begünstigt, gehören besonders auch die Musenalmanache. So viele derselben man seit dem Anfang dieses Jahrhunderts zu begründen versucht hat, so ist es doch keinem von allen gelungen, die lange Dauer der frühern *Bürgerischen*, *Vossischen* und anderer Blumenlesen zu erreichen, und die meisten sind schon in ihrem Entstehen wieder untergegangen. Die wenigsten der in diesem Jahrhundert erschienenen Musenalmanache haben einen dritten Jahrgang erlebt, wie der *Rasmannsche*, und eine siebenjährige Dauer, wie sie der nordische Musenalmanach erreicht hat, steht vollends in unserm Jahrhundert als das einzige Beispiel seiner Art da. Dieser Musenalmanach hat darin selbst, den berühmten *Schillerschen* überflügelt, von dem nur fünf Jahrgänge für die Jahre 1796 bis 1800 vorhanden sind. Aus der zunehmenden Sterblichkeit dieses Geschlechts allein eine Abnahme des Sinnes für Gedichte von kleinerm Umfang und insbesondere für die lyrische Poesie zu folgern, wie man oft gethan hat, möchte

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

bey alle dem etwas gewagt seyn. Denn in mehrern, schon zu einer Reihe von Jahrgängen angewachsenen Taschenbüchern besitzen wir wirkliche Musenalmanache, wenn sie auch diesen Namen nicht führen. Allein der Umstand, daß diese jährlich wiederkehrenden Erscheinungen der profaischen Erzählungen und der Kupfer-Ausstattung bedürfen, um sich im Publicum Bahn zu brechen, deutet allerdings auf einen vorhandenen Kaltfinn gegen die Poesie hin. Und dieser darf gerade nicht sehr befremden, wenn man die fortwährende Ueberfluthung des deutschen Passalles mit werthlosen oder halbreifen Producten, das Verwirrende der vielfachen Manieren, das Verstimrende der öffentlichen und politischen Verhältnisse und noch so manchen andern Umstand in Erwägung zieht. Ganz neu ist dieser Kaltfinn keineswegs. Schon im ersten Jahrzehend des laufenden Jahrhunderts war er sehr bemerklich, und Rec. deutete bereits vor *siebenzehn* Jahren in einer Recension des Taschenbuchs *Polyantha* (f. A. L. Z. 1809. Nr. 389.) auf die Ursache desselben hin. Seitdem hat sich die Lage der Dinge eher verschlimmert als gebessert; insbesondere hat sich die damals noch kleine Anzahl der nicht politischen Tagesblätter sehr vermehrt, die Ansprüche der Herausgeber an die aufzunehmenden Gedichte sind noch bescheidener, die Ueberfluthung des Publicums ist noch größer geworden, so wie für das wirkliche Talent die Gefahr, von der Masse des Alltäglichen und Gewöhnlichen erstickt zu werden.

Das Interesse an den Musenalmanachen hat nicht allein mit dem Interesse an der Poesie zugleich abgenommen, sondern sie sind auch durch die Menge der Tagesblätter fast entbehrlich geworden. Zur Zeit ihres ersten Auftretens konnte ein Gedicht sehr rasch ans Licht gefördert heißen; wenn es nur ein Jahr auf seine Erscheinung zu warten hatte; gelangten doch die Werke vieler frühern deutschen Dichter im 17ten, und selbst noch im 18ten Jahrh. erst nach ihrem Tode zum Drucke. Jetzt aber ist bey der Schnelligkeit der literarischen Mittheilung ein Jahr zu einer langen Frist geworden; unsre Dichter erwarten wenig mehr von der Nachwelt, sie dichten für die Gegenwart und wollen sich dieser rasch mittheilen. An Gelegenheit dazu ist Ueberfluth, und man darf daher schon lange nicht mehr darauf rechnen, die Erzeugnisse des letzten Jahrs in den Musenalmanachen vereinigt zu finden. Um ihnen wo mög-

lich ein neues Interesse zu geben, hat man sie auf die Grenzen einer Provinz beschränkt. Die Blumenlese des Hrn. *Rafsmann* enthält nur Beyträge von Dichtern, die im Rheinlande und Westphalen entweder geboren sind, oder in der neuesten Zeit darin lebten; alle ändern sich davon ausgeschlossen. Der nordische Musenalmanach hat sich nicht so enge Schranken gesetzt. Zwar enthält er fast nur Beyträge von nord- und westdeutschen Dichtern; daß aber die süddeutschen als solche nicht ausgeschlossen waren, beweisen die mitgetheilten Gedichte von *Cozz*. Beide Herausgeber sind selbst als Dichter bekannt; der Herausg. des nordischen Musenalmanachs erscheint mehr im Geiste des classischen Alterthums gebildet, der des rheinisch-westphälischen mehr von den poetischen Formen neuerer, besonders südlicher Völker angezogen. Die Blumenlese des ersten erinnert vielfach an den Geist, der in der vorigen Generation auf dem deutschen Parnasse herrschend war; der rheinisch-westphälische Musenalmanach spiegelt ganz das poetische Bestreben der neuesten Zeit ab. Ein eignes Interesse erhält die nordische Blumenlese durch die Theilnahme mehrerer geachteter, jetzt zum Theil schon hingschiedener Veteranen des deutschen Parnasses, namentlich von *Göckingk's*, *Klamer Schmidt's*, *Overbeck's*, v. *Halem's* und *Schmidt's von Lübeck*. Auch von *Johann Heinrich Voss* dem Vater liefert der erste Jahrgang einen Beytrag, und von noch früher Verstorbenen, z. B. des *Kurfürsten*, sind mehrere, theils schon sonst gedruckte, theils noch ungedruckte Gedichte mitgetheilt. Dem rheinisch-westphälischen Musenalmanach fehlt es zwar an ältern Mitarbeitern keineswegs; sie sind aber mit Ausnahme des Ehrn. *Karl Klodowig Aug. Hoym von Münchhausen* als Dichter weniger bekannt.

Da die Zahl der in beiden Musenalmanachen auftretenden Dichter zu groß ist, um sie alle einzeln zu charakterisiren, so beschränken wir uns auf einige Bemerkungen, und zwar zuerst über den nordischen Musenalmanach. Die einander innig befreundeten Veteranen *Göckingk* und *Klamer Schmidt* erscheinen auch hier in mancher Beziehung geistesverwandt; beide haben Mehreres ältern, zumal französischen Dichtern nachgefangen, doch *Göckingk* das Meiste; beide liefern auch gelegentliche Poesieen, und hierin ist *Schmidt* am fruchtbarsten, so wie auch wohl am sinnigsten und gewandtesten. *Göckingk* hat mehrere scharfe und spitze französische Epigramme nicht unglücklich übertragen; seine eignen epigrammatischen Gedichte, welche der Jahrgang 1819 liefert, tragen diesen Charakter nicht; sie sind meistens reflectirend, aber ohne *Schiller's* Tiefe. Unter den erotischen Gedichten, die *Göckingk* im J. 1821 der geharnischten *Venus* von *Silidor* (Hamburg 1806) nachgesungen hat, sprich uns *die Liebe als Lehrerin* (S. 101.) besonders an, so wie unter *Klamer Schmidt's* Originalbeyträgen der *Handecsyllabus auf Henning*, im catullischen Geiste, wirklich ausgezeichnet ist. Beide Veteranen werden übrigens im letzten Jahrgange des Almanachs vermißt; doch ist *Schmidt* in

demselben noch als *Adolph Hadlob*, wie früher schon als *Franz Maaflied* pseudonym aufgetreten. Die Beyträge des lieblichen Sängers *Overbeck* schmücken die drey ersten der hier zu beurtheilenden Jahrgänge. Er starb vor der Erscheinung des vierten, am 9. May 1821. Wir zeichnen das *Kinderlied* im J. 1820 als voll Leben und heiterer Freude an der Gegenwart, ein recht sinniges Gegenstück zu *Matthiessen's* wehmüthig ernsten „*Kinderjahren*.“ Die Einwirkung der politischen Stürme einer vorübergegangenen Zeit auf den Sänger bezeugen einige seiner Gedichte. In der *Ermunterung*, der Angabe nach 1806, und nach dem Inhalt zu schließen, im Frühling dieses Jahrs gesungen, ringt sein Geist noch siegreich gegen die trüben Eindrücke:

Drum weg mit blasser Sorg! Oh der Gallier
Unwiderstehlich walte, bis Nemesis
Vom Blick den ersten Strahl entsendet;
Oh vor Napoleon stolze Herrscher

Der ausgespielten Rolle geborgten Prunk
Ahlegen; und der Bühne Verwandlung setz:
Der neuen Held umschimmert: heiter
Sing ich mit euch in des Theils Umsehattung
Kamönen! —

Einige Jahre später (beym Durchflug durch die Champagne, 1809; f. Jahrg. 1819. S. 64.) erscheint diese dichterische Erhebung in sarkastische Uebellaune verwandelt:

Drum wenn ich einst, (wer kann es wissen?)
Bey Nacht und Nebel aus meinem Haus
In die Welt hinaus
Noch werde wandern müssen:
Wohin alsdann? Es ist einerley;
Setzt denn, daß es in die Champagne ley.

Der Dichter fand sein Ziel fast zu gleicher Zeit mit dem, der einst auch seinen Horizont trübte; er starb nur vier Tage nach Napoleon. — *Schmidt von Lübeck* hat zu den vier letzten Jahrgängen Mehreres von ungleicher Tendenz beygetragen; wir hören ihn am liebsten die Sprache des ruhigen Gleichmuths und der Resignation, womit er auf das Leben blickt, reden; auch seine innige Liebe zur einfachen Natur und sein biederer deutscher Sinn verdienen Anerkennung. Die Beyträge von *Halem's* (gest. am 5. Jan. 1819) finden sich in den beiden ersten Jahrgängen und sind meist Distichen. Unter manchem Entlehnten, Unbedeutenden oder Gefuchten erscheint auch manches sinnige, bedeutende Wort. Unter *Fouquet's* Beyträgen (auch er hat, wie mehrere andere Dichter, zum letzten Jahrgange nichts mehr gesendet) fanden wir wenigstens einen echten Edelstein; es ist das *Abendlied* im J. 1820. Die übrigen Beyträge dieses Dichters, der offenbar die Feile zu wenig gebraucht, lassen Manches anders wünschen; die Innigkeit und Weichheit des Gefühls geht mitunter in Weichlichkeit und excessive Sentimentalität über, an welchen Fehlern uns namentlich das Gedicht auf den Tod eines Kanarienvogels im J. 1821 zu leiden scheint. Eben so offbart die nachlässige Behandlung des Reims, mit welchem der Dichter sehr eigenmächtig und gewalt-

waltam verfährt, und wodurch z. B. gleich der Anfang des sonst gefühlvollen Gedichts: *Andenken an Samuel Pape* — entfällt wird, wenn es heisst:

Aus des fernem Sängers Zither
Sieg ein bildereich Geflügel (?)

Die *ersten Xenien auf einen grossen Todten* (Napoleon) haben uns wenig angesprochen; zu den bessern Stücken aber gehören die *Glocken* in demselben J. 1822. Den Wunsch zu sterben lässt der Dichter in diesem Almanach zu oft laut werden. *Freudentheil*, der zu allen Jahrgängen beygetragen hat, zeigt sich von religiösem Gefühl durchdrungen und liebt besonders einen lyrisch-didaktischen Stoff mit Ausführlichkeit zu behandeln. Obgleich Gedichte dieser Art eben nicht im Geschmack der jetzigen Zeit sind, die überhaupt das Didaktische nicht begünstigt, so muss man doch gestehen, dass sich besonders die längern Gedichte: *am dritten Säkularfeste der Reformation* und *dem Sänger des Messias*, durch Inhalt und Diction sehr vorthellhaft auszeichnen und ein hochgebildetes Talent bekunden. Auch die kürzern Gedichte sind zum Theil sehr gelungen; ihr Verfasser besitzt, wenn auch nicht hohe Genialität, doch einen echt poetischen Sinn. Weniger haben uns im Ganzen die Gedichte von *Gütermann* angesprochen, der sich auch zum Didaktischen hinneigt, aber kälter und prosaischer ist, als *Freudentheil*. Doch ist ihm Manches gelungen, besonders unter den Distichen, von denen wir einige der Besten zur Probe hersetzen:

(J. 1820. S. 94.)

Schönes beginnen verständige Menschen, und — lassen
es liegen;
Was der Verstand anfangt, wird nur durch Liebe vollführt.

(Ebend. S. 95.)

Liedliche Blumenbeete von Gott gepflanzt sind die
Kinder;
Wehe dem Gärtner, der nicht fleissig und liebend sie
pflegt.

(J. 1823. S. 54.)

Sey es möglich, den Schmerz auch wegzureden durch
Worte,
Leichter und frisch wird doch nur durch die Thräne
das Herz.

Conz hat ebenfalls im J. 1822 Distichen geliefert, die meist sinnig und ansprechend sind. Sein Gedicht: *Jugendzeit*, im letzten Jahrgange hat mit den Schiller'schen *Idealen* einige Gedanken gemein. Die Worte der zweyten Strophe:

Wie lag die Welt so groß und offen
Vor meinem freyen Blicke da!

erinnern z. B. an die Schiller'schen:

Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg.

Der Vf. erinnert in einer Note, dass dieses Gedicht eher entstanden sey, als das Schiller'sche bekannt gewesen, was wir gern glauben wollen. Seine *Elgie* im J. 1822 ist in Gedanken und Ausdruck zu

prosaisch. Die übrigen Beyträge haben wir nicht bedeutend gefunden. Von dem 1817 gestorbenen Dichter *Samuel Christian Pape*, dessen Gedichte seitdem gesammelt erschienen sind, theilt der J. 1819 zwey Proben mit, die, einen Hang zur Schwermuth abgerechnet, sonst wenig Charakteristisches darbieten. Ein andrer Dichter dieses Namens, L. M. H. *Pape*, ein jüngerer Bruder des Verstorbenen (wie uns die A. L. Z. 1828. Bd. II. S. 320. belehrt), hat zu den folgenden vier Jahrgängen Mehreres beygeleuert. Auch er neigt sich, wie sein Bruder, zur Schwermuth; doch nicht ohne religiöse Erhebung und Beruhigung. Manches in seinen Gedichten erinnert an *Hölty*. Die elegische Abendphantasie an seinen Bruder im J. 1820 ist im Ganzen ein gelungenes Gedicht; der alten Sylbenmaasse aber ist der Vf. nicht Meister, wie besonders die Behandlung des alcäischen Sylbenmaasses in dem Gedicht *an Wallbaum* im J. 1821 darthut. Der als Prosaist so heitere und scherzhafte *Prützel* gefällt sich als Dichter — für diesen Almanach wenigstens — in sehr ernsten, wortreichen, mitunter ziemlich prosaischen Betrachtungen. Die Gedichte der früh vollendeten *Friederike Henriette Cranz* (geb. 1791, gest. 1813) in den vier letzten Jahrgängen sind durchaus von der Wolke der Schwermuth beschattet, nicht ohne Reiz und Anmuth, auch im Technischen zu loben, und in psychologischer Hinsicht nicht ohne Interesse; in alle Weisen dieser Frühverstorbenen drängen sich die Bilder der Vergänglichkeit und des Todes ein. Wir geben eins der kürzesten Stücke, und nicht das Bedeutendste, zur Probe:

Die Nachtigallen.

Wenn der Lenz die jungen Blumenschwingen
Ueber die erstarrten Fluren hebt,
Hörst du die Nachtigallen singen,
Von der Lieb' und von dem Lenz belebt.

Lieber! wenn die Frühlingsblüthen fallen,
Hörst du keine mehr im Abendhain;
Keine Klage hörst du mehr erschallen: —
Ihrer Liebe Winter brach herein!

Und so wird auch mein Gesang verstummen,
Wenn die stille Liebe nicht mehr weint.
Wenn die Sommerkäfer nicht mehr summen,
Meines Frühlings Sonne nicht mehr scheint.

Wenn die Silberquellen nicht mehr springen,
Wenn der Winter auf der Flur erwacht,
Soll mein letztes Lied verklingen:
„Schöne Liebe, Dank — und gute Nacht!“

Die Gedichte von G. W. O. von *Ries*, die seitdem mit andern gesammelt erschienen sind, zeichnen sich durch kräftige, mitunter derbe Natürlichkeit und Thätigkeit aus, verlieren aber durch eine dem Vf. eigene Nachlässigkeit in Behandlung der äussern Form. Dies gilt insbesondre von den Romanzen, die übrigens in vieler Hinsicht Lob verdienen. Was endlich die zahlreichen Beyträge des *Herausgebers* betrifft, (von dem bereits 1804 eine kleine Sammlung von erschienen ist), so glauben wir in ihnen mehr eine Gedichten unter dem Titel: *Feldblumen und Disteln*, viel-

vielfeitiqe Liebe und Begeisterung für das Schöne, als eine bedeutende poetische Schöpfungskraft wahrzunehmen. Man wird in ihnen oft durch mancherley Anklänge an die Vorbilder erinnert, die den Vf. angeregt haben, z. B. *Matthiſſon*. In den erzählenden Gedichten ist die Erfindung meistens nicht bedeutend genug. Manches ist indess sehr gelungen; besonders scheint uns der Morgenhymnus im J. 1822 der Auszeichnung werth. Die übrigen zahlreichen und zum Theil sehr wackern Sängers, welche in diesen fünf Jahrgängen aufgetreten sind, übergehen wir aus dem oben angeführten Grunde.

(Der Beschlus folgt.)

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

HERBORN, b. Krieger: *Beyträge zur deutschen Sprachlehre.* Von *Johann Friedrich Albrecht Erlenneyer*, erstem Conrector an dem Herzogl. Nassauischen Pädagogium zu Wiesbaden. *Erstes Heft:* die Declinationen der deutschen Gattungswörter auf eine einzige zurückgeführt. 1822. 31 S. *Zweytes Heft:* die deutsche Declination der Eigennamen und die Rechtschreibung der Säusel-Lauter. 1823. XII u. 44 S. 8. (8 gGr.)

Es gehörte seit mehrern Jahren zu des Vfs. „Lehrkreise“, nach *Heinsius's* kleiner deutschen Sprachlehre in der Muttersprache zu unterrichten. Manches schien ihm darin nicht genügend und der genauern Bestimmung, Ergänzung oder schicklicheren Anordnung bedürftig. Indem er nun eigenes Nachdenken mit der Vergleichung musterergiltiger Schriftsteller und andrer Sprachlehren verband, entstanden nach und nach mehrere Abhandlungen; die er in einzelnen Heften herauszugeben beschloß. — In dem ersten Hefte versucht er, wie schon der besondere Titel desselben ankündigt, die deutschen Declinationen auf eine einzige zurückzuführen. Mit Recht klagt er (S. 7f.) über den Mangel an Uebereinstimmung der Lehrbücher hinsichtlich des Declinations-Systems, und findet den Grund darin, daß man sich über das wahre *fundamentum divisionis* nicht vereinbaren könne. Mit eben so vielem Rechte verwirft er (S. 9.) das *Geschlecht* als Eintheilungsgrund. Weniger genügend aber sind seine Gründe gegen den *Genitiv Sing.* und den *Nominativ Plur.* So ist es gegen den erstern ein nichtiger Einwurf, daß man, um den Grund anzugeben, warum z. B. das Wort *Leben* im Genitiv ein *s* erhalte, auf das Geschlecht zurückkommen müsse. Die Gründe der Flexionsformen liegen überhaupt außerhalb des Gebiets der Flexion selbst, und der Casus, der als bestimmend für die Declination gelten soll, muß (ganz wie im Lateinischen) als ein Gegebenes, mit dem Nominativ zugleich zu Erlernendes betrachtet werden. — Ist denn nun des Vfs. vermeintliche Vereinfachung eine wirkliche? So wenig, das selbst das *Adelung'sche* achttheilige Declinations-System klarer und übersichtlicher erscheint. Ist es der Zweck eines solchen Schema's, sofern wir

bloß die praktische Bequemlichkeit, abgesehen von aller historischen Begründung, im Auge haben, das Verschiedenartige zu sondern und nach einem consequent befolgten Princip aus einander zu halten; so scheint Hr. E. vielmehr zu glauben, er könne vereinfachen durch Zusammenwerfen des Verschiedenartigen. Der *Genitiv* seiner regelmäßigen Declination hat 3 Formen: *s*, *es* und *s* oder *cs*; der *Dativ* 2: ohne *e* und mit oder ohne *e*; der *Nominativ Plur.* gar 5, wie *Nom. Sing.*: *er*, *e*, *en*, *n*. Der *Nom. Plur.* der weiblichen Wörter, die als zweyte Ausnahme besonders aufgestellt sind (die erste Ausnahme machen die Masculina auf *e* aus) hat 4 Formen, nach Nr. 1, 3, 4 oder 5 der allgemeinen Regel. Die jedesmalige Anwendung dieser vielfachen Formen für ein und denselben Casus in ein und derselben Declination muß also nun durch besondere Bestimmungen erst gelehrt werden, die ganz außerhalb des Declinations-Systems liegen. — Die S. 18. folgenden erläuternden Anmerkungen enthalten neben manchen gelegentlich gegebenen richtigen Etymologieen auch unrichtige. So heißt es S. 24: der Nachbar sey eigentlich ein Adjectiv mit der Sylbe *bar*, für *nachbar*; da doch hier *bar* Stammsylbe, aus *Bauer* (Nächbauer) entstanden, ist.

In dem zweyten Hefte lehrt Hr. E. die Declination der Eigennamen: a) insofern sie keine Gattungs-, Eigenschafts- u. Fürwörter als Bestimmungswörter bey sich haben; b) insofern sie von solchen begleitet sind. Seine Behandlung dieses Gegenstandes ist im Ganzen zu loben und Grammatikern zur Vervollständigung dieser Lehre zu empfehlen. Es ist hier Alles mit gehöriger Vollständigkeit in übersichtlicher Anordnung zusammengestellt. Manches Einzelne jedoch kann Rec. nicht billigen, z. B. *Genitive*, wie *Fuchsen*, *Vöfſens* (S. 20.), von *Fuchs*, *Voss*, die immer die *Nominativ*-Form zweifelhaft lassen; und *Dative*, wie *Gellerten*, *Hufelands* (S. 21.), die schleppend und veraltet sind. Auch der *Genitiv Junons* von *Juno* ist uns ganz unbekannt. — Weniger Beyfall verdient die zweyte Abhandl. dieses Hefts, die *Rechtschreibung der Säusel-Lauter* betreffend. Das *ſs* führt der Vf. (S. 37.) auf, als nur am Ende der Sylben seinen Platz findend; da es doch eben so oft im Anfange derselben steht, z. B. *weisen*, *drau-ſen*, und nur dann ausschließlich am Ende, wenn es dem herrschenden Schreibgebrauche gemäß, für *ſſ* angewendet wird; z. B. *Faß*, *laß*. Hr. E. aber macht den Gebrauch des *ſs* für *ſſ* zur Regel, und betrachtet die Anwendung desselben nach langen Vocalen als Ausnahme. Seine ganze Darstellung ist überhaupt verworren und durch unnötige Zersplitterung unklar. Auch wird auf den verschiedenen Laut des sanftern *f* und des schärfern *ſſ* und *ſs*, welcher billig der ganzen Darstellung zum Grunde liegen sollte, gar keine Rücksicht genommen; außer daß (S. 41.) die irrige Meinung aufgestellt ist, das *ſs* scheine dazu zu dienen, das Schwankende der Aussprache oder das Mittel zwischen dem gelinden und starken Säusel zu bezeichnen.

K. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1827.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) LEIPZIG, b. Rein, und HAMBURG, b. Perthes u. Besser: *Nordischer Musenalmanach* für das Jahr 1819. *Poetische Blumenlese*, dritter Jahrgang: Herausgeg. von *Winfried* (N. D. *Hinsche*) u. f. w.
- 2) HAMBURG, in d. Herold, Buchh.: *Nordischer Musenalmanach* — — vierter bis siebenter Jahrgang. 1820 — 1823. Herausg. von *Winfried* u. f. w.
- 3) HAMBURG, b. Schulz u. Wundermann: *Rheinisch-westphälischer Musenalmanach* auf das Jahr 1821, und der auf 1822. Herausg. von *Friedr. Rafsmann* u. f. w.
- 4) CÖLN, b. Dumont-Schauberg: *Musenalmanach aus Rheinland u. Westphalen*. 1823. Herausg. von *Friedr. Rafsmann* u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Wir werfen noch einen Blick auf die *rheinisch-westphälischen Musenalmanache*. — Die Zahl der hier aufgeführten Dichter beläuft sich gegen fünfzig, von denen Mehrere, wie *Bachmann*, *Ecker*, *Gittermann*, *Elise von Hohenhausen*, von *Kurowski-Eichen*, der pseudonyme *Oldburg*, *Stiegler*, *Wernekinck* und der Herausgeber *Rafsmann*, auch an dem nordischen Musenalmanach Theil genommen haben. *Arndt* hat zwey Beyträge in seiner bekannten Manier geliefert, der es weniger an Kraft, als an Klarheit gebracht; uns wenigstens ist das Lied für den 18ten October 1818 zum Theil unverständlich geblieben. Nicht besser ist es uns mit den Gedichten des Freyherrn *Wilhelm von Blomberg*, Verfassers der „Satiren über das göttliche Volk“ ergangen, der sich in einem mystischen Halbdunkel gefällt. In den Gedichten von *Heilmann* lebt ein inniger frommer Geist. Der bekannte Antagonist Göthe's, *Friedrich Pustuchen*, hat vier Gedichte beygegeben; einige davon gemahnen uns wie in Zeilen abgesetzte Prose, und in allen sind wenigstens die Worte nicht gespart. *Nicolaus Meyer* liefert gar Mancherley; Eignes und Nachgeahmtes, Flüchtigtes und Ausgeführtes, Munteres und Ernstes. Er ist nicht ohne poetischen Sinn, doch fehlt es fast allen seinen Stücken an Vollendung; einige leiden an zu reicher und müßiger Malerey, bey andern haben sich Stoff und Form nicht recht durchdrungen. Ein rüstiger Dichter ist *Bernard Gottfried Büren*, Richter zu Papenburg; er dichtet im

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

hoch- und plattdeutschen Dialekt, und übersetzt einzelne seiner Gedichte ins Lateinische und Griechische. Der kräftige Fünfziger (er ist, nach *Rafsmann's* Pantheon, 1771 geboren) befincht mit jugendlicher Begeisterung eine junge Gattin, während ein Sohn von ihm im letzten Jahrgange bereits mit einigen Epigrammen auftritt. Der Kranz von zwölf Sonetten, in welchem er seiner Josephine huldigt, ist gar nicht übel gelungen, und wenn das Ganze nicht etwas zu sehr an die Prose streifte und das Colorit nicht etwas zu hart und unharmonisch wäre, so könnte er für meisterhaft gelten. Lob verdienen das Nachtgemälde: *die Hexen* und die *Ode an Stolberg's Geist*, mit beygefügter griechischer Uebersetzung, beide im J. 1821; die gereimte und manirte Nachbildung der Horazischen Ode *ad Nebulonem*, aber hat uns nicht gefallen. Hin und wieder wären erklärende Anmerkungen nöthig gewesen; so weiß Rec. in seiner weiten Entfernung von Papenburg nicht, wer der S. 70. des dritten Jahrgangs erwähnte *Ignaz* ist, hoffentlich nicht *Ignaz von Loyola*! Ein nicht minder rüstiger, obwohl jüngerer Dichter, ist *Wilhelm Smets*. Er hat unter andern zum ersten Jahrgange zwey Versuche in einer sehr wenig angebaute Dichtungsart, der Heroide, geliefert. Beide sind nicht ohne Interesse; auch fehlt es dem Dichter nicht an Gewandtheit: aber in beiden Versuchen findet sich noch viel Müßiges, Unreifes und mitunter ganz Verfehltes; sie stellen sich als Jugendarbeiten dar, was bekanntlich die Heroiden Ovid's auch sind. Die zuerst gedichtete Heroide, überschrieben: *Ernst Graf von Gleichen an sein deutsches Eheweib*, wird in der ersten Hälfte besonders dadurch matt und prosaisch, daß der Dichter in mehrgliedrigen Sätzen spricht, deren Glieder sich alle mit *wie* anfangen. Diese prosaische Wortstellung kommt bald nach einander viermal (S. 9, 10, 12 — 13 und 15.) vor. Ein Beyspiel des ganz Verfehlten liefert folgender Hexameter:

Siehe, da ward ich umgarnt von verspottenden Horden
des Kreuzes,

welches dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nach nur heißen kann: von Horden des Kreuzes (Kreuzfahrern) die mich verspotteten; während es, dem Zusammenhange nach, heißen soll: von Horden, die das Kreuz verspotteten, d. i. *Saracenen*. In der zweyten Heroide: *Tasso an die Prinzessin Eleonora*, hält sich der Ausdruck mehr im Gebiet der Poesie,

M m

ist

ist oft kräftig und schön, aber es kommen auch Verse vor, wie diese:

Jeden Gedanken der Luft umstrick' der Unmöglichkeit
Hyder,

Jedes gereizte Gefühl Sell' im Skelette sich dar.

Tasso redet eine Sprache erhitzter Leidenschaft, die ihm nicht zum Besien steht. Von den übrigen zahlreichen Beyträgen dieses Dichters sind einige Sonette und Legenden nicht mißlungen, das Meiste aber beweist nur zu sehr, daß der Vf. dem modernen Aftergeschmack huldigt, dem Klarheit, Gediegenheit, Rundung und Correctheit Nebendinge sind. Auch *Johann Baptist Rousseau* kündigt sich, besonders in einer gar seltsamen Belobung des Nibelungenliedes, als ein Dichter von gleicher Schule an. Die „Vögelein mit ihren geschliffnen Schnäbelein“, die „hellen grellen Tage“ und der „muth'ge blutige Schein“ sind ganz im Geist der asiatischen Banise oder des blutigen, doch muthigen Pegu. Sein Genosse, *Harri Heine*, bekannt wegen seiner Derbheit, hat nur zwey Gedichte, beide zum zweyten Jahrgange geliefert, die nicht zu seinen schlechtesten gehören. Von *Ferdinand Janßen*, einem Maler zu Aachen, findet man drey kleine Gedichte (worunter zwey versificirte bekannte Anekdoten) in *Aachener Mundart*, einem heillofen Patois. v. *Kurowski Eichen* dichtet mit sinnigem, für das Romantische empfänglichem Gemüth; recht bedeutend und in sich vollendet aber möchten wir seine Beyträge nicht nennen. *Eberhard von Groote* neigt sich zum Schwankenden und Nebelhaften, und ringt mit der Form, wie so viele neuere Dichter. Der seitdem verstorbene Oberlandesgerichtsath von *Puttlitz* hat in derselben nebelhaften verschwimmenden Manier zwey Romanzen geliefert. Unter *Gittermann's* Beyträgen sind auch hier wieder einige nicht mißlungen; das lyrisch-beschreibende Gedicht: *der Garten zu Lütetsburg* (bey Norden in Ostfriesland) aber offenbart das beschränkte Talent des Vfs.; er ist des Stoffes nicht Meister geworden und sinkt an vielen Stellen zur Prose hinab. Der Veteran von *Münchhausen* hat mehrere Gedichte von ungleichem Werth geliefert, unter denen uns *Seelenahnung* am vollendetsten erscheint. *Das Mägdlein von oben*, *die drey Worte* und *Erkönig* erinnern schon durch die Ueberschrift, so wie durch den Inhalt und einzelne Wendungen, auf eine störende Weise an bekannte Vorbilder von *Schiller* und *Göthe*. Das letzte ist am wenigsten gelungen. Ganz unbedeutend erscheinen die Beyträge von *Hockländer*, *Fallenstein*, *Heidekamp*, *Hewing*, *König*, *Piepmeyer*, *Redeker*, *Röhr* u. a. Was die Damen betrifft, so reimt *Sophie George* recht leicht und fließend, aber man hört auch oft nur Reime, und mitunter scheint sie mit ihren Gedanken oder Gefühlen nicht im Klaren zu seyn. Einzelnes ist schön und kräftig gesagt, z. B. in dem Gedicht: *an meine Schwester*, noch mehr aber mit halbklarer und ermüdender Wörtfülle. Der *Klausner*, von *Elise von Hohenhausen*, ist ein im Ton gut gehaltenes

Nachstück; weniger gelungen sind ihre beiden Sonette. *Henriette von Hohenhausen* scheint nach den mitgetheilten wenigen Proben ohne Beruf für Poesie. *Julie von Nordenflycht* dichtet mit innigem Gefühl, nur mitunter zu wort- und bilderrreich. Ein sehr gefühlvolles, gelungenes, viele andere Beyträge aufwiegendes Gedicht ist das: *am Grabe meines Kindes*, von einer uns sonst schon vorthellhaft bekannten Dichterin, die sich bescheiden unter dem Namen *Pauline* verbirgt. Es ist nach *Rafsmann's* Pantheon *Sibylle Katharine Schücking*, geb. *Busch*, die unter diesem Geburtsnamen bereits in *Rafsmann's* früherem Taschenbuch *Minigardia* auftrat. Die Beyträge von *Adelheid v. Stolterfoth* haben uns nicht recht zugefagt. Der längste davon, *Alarich's Tod*, ist nicht ohne einen Aufwand an Darstellungskabe, aber manierirt.

Wir übergehen auch hier, des Raums wegen, mehrere genannte, ungenannte und pseudonyme Theilnehmer. Unter den Beyträgen findet sich ziemlich viel Uebersetztes.

Von allen hier beurtheilten Musenalmanachen ist der aus Dumont-Schauberg's Verlag am elegantesten gedruckt, wogegen seine Vorgänger bey Schulz und Wundermann die einfachste Ausstattung haben. Der Preis von jenem ist aber auch um die Hälfte erhöht, und diese Erhöhung, so wie das gleichzeitige Erscheinen von *Rousseau's* westdeutschem Musenalmanach für 1823, haben ohne Zweifel das ganze Unternehmen in's Stocken gebracht.

R.

ALTONA, in Comm. b. Busch: *Ruinen und Blüten*. Herausgegeben von *Winfried*. Zum Besien der durch Sturmfluthen Beschädigten in den Herzogthümern Schleswig u. Holstein. 1826. 169 S. kl. 8.

Diese Sammlung ist eine Art Fortsetzung von Nr. 1 — 2. Die Einrichtung der neuen Sammlung scheint von der in den vorangegangenen Sammlungen darin abzuweichen, daß nun auch prosaische Aufsätze und kleine dramatische Stücke, wie z. B. S. 69 — 102. ein nicht uninteressantes kleines Lustspiel in Alexandrinern von *Wilhelm Jürgensen* (*Künstlerstolz* in Einem Act), aufgenommen wurden, die, wenn wir nicht sehr irren, aus den nordischen Kalendern ausgeschlossen waren. Wir billigen dies, auch schon darum, weil so mehr Abwechslung erreicht wurde. Unter den prosaischen Aufsätzen zeichnet sich besonders aus eine bisher unbemerkt gebliebene Satire von *Liscow*, aufgefunden und mit einer Einleitung versehen von *H. Schröder* (S. 30 — 65.), überschrieben: *Auszug eines Schreibens von der Glückseligkeit der Wortforscher*. Sie befindet sich zwar nicht unter der 1739 von *Joachim Friedrich* *) *Liscow* herausge-

*) Nicht der ältere Bruder, bemerkt Hr. *Schröder* mit Recht, nicht *Christian Ludwig*, wie Mehrere annehmen, ist der Satirendichter, sondern *Joachim Friedrich*. S. darüber Schleswig-Holst. Lauenb. Prov. Bl. 1825.

gebenen *Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften*; allein, wenn wir die Gründe erwägen, die Hr. Schröder in seiner Einleitung anführt, womit auch Hr. Justizrath Schmidt von Lübeck in einer Nachschrift vollkommen übereinstimmt, und des Eigenthümlichen der Liscow'schen Darstellungsmanier und des körnichten kräftigen Stils dieses leider zu früh gestorbenen trefflichen Autors, den man fast einen deutschen Swift nennen könnte, uns erinnern; so werden wir den beiden würdigen Männern unsere *Beystimmung* kaum verlagen können. So ganz athmet Liscow's kühner Geist, seine reiche, mit eindringendem Verstand und scharfem Witz überall benutzte Belesenheit, wie seine herrliche Ironie, auch in diesem Sendschreiben. Eigentlich ist es gegen Kaspar Abel (geb. 1676, gest. 1765), Pfarrer in Westdorf bey Aichersleben, und zunächst gegen seine ausschweifenden, einer sonst verdienstvollen Sammlung „etlicher noch nicht gedruckten alten Chroniken“ (Braunschweig 1732) angehängten und einverleibten Etymologien gerichtet. Gegen seine Gewohnheit hat zwar der Vf. nicht den Namen des Angegriffenen, wie in seinen Satiren gegen den M. *Sivers* (nicht *Sievers*) und Prof. *Philippi*, ganz ausgeschrieben, sondern nur mit dem Anfangsbuchstaben *A.* bezeichnet; dies kann aber gegen die überwiegenden innern Gründe nicht beweisen, daß *L.* nicht der Vf. der Satire seyn sollte, um so mehr, da er es eigentlich nicht mit der Person des Pfarrers *Abel*, wie dies freylich auch zum Theil bey *Sivers* und *Philippi* der Fall ist, zu thun hat, sondern von ihm ausgehend, als Repräsentanten eines Genus abenteuerlicher Wortforscher, die ganze damals ziemlich fruchtbare Zunft solcher Phantasten verspottet — die auch jetzt wiederum, wenn gleich zum Theil auf andern Feldern, sich abmüht. Darum willkommen sey uns diese wieder aufgefunden Satire, enthoben dem vierten Stücke der fast vergessenen *Gottsched'schen Beyträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache*, worin sie im J. 1733 anonym gedruckt ward, zu einer Zeit, wo nach des Einleiters glücklicher Berechnung Liscow noch in freundschaftlichem Vernehmen mit Gottsched stand, das später in Spannung und dann 1742 in völligen Bruch überging. Ein anderer, auch der Satire zugewendeter prosaischer Aufsatz: *Autobiographie eines Doppelbatzen* (S. 103 bis 120.), ist leichter Art, und die Einkleidung scheint etwas verbraucht; indes läßt man ihn doch, seines gefälligen Vortrags und manches glücklichen Einfalls wegen, nicht ungern. Auch die vier *Lückenbüßer*, Einzelgedanken in Prosa, sind nicht uninteressant. Z. B. „Der Mensch gleicht sehr der Glocke; — je feiner der Stoff, aus welchem sie gemacht ist, je leichter wird sie bewegt, je leichter aber auch zerprengt. — „Die Poesie ist eine kleine Insel, die im Weltmeere schwimmt. Die mehresten Bewohner der großen Erde kennen und achten sie kaum. Aber die *Wenigen*, die sie einmal betreten haben, wissen, daß sie allein das Land ist, wo noch die Freyheit und die Liebe ungestört wohnen dürfe.“ Was den rhythmischen Antheil dieser Sammlung be-

trifft, so finden sich außer dem schon erwähnten kleinen gereimten Lustspiele, das sich durch Erfindung, Diction, größtentheils auch gute Rhythmik (nur da und dort wird man durch Härte, die leicht weggefeilt werden könnte, noch gestört) nicht unvorthellhaft auszeichnet, verschiedene lyrische und andre Gedichte theils vom Herausg. selbst, theils von *Bartheis*, *Bramigk*, *Conz*, *Freudentheil*, *Gebauer*, *Gittermann*, *Giusto*, v. *Göckingk*, *Holm*, *Jentzen*, *Lindenhan*, *Pape*, *Refe*, *E. K. Richter*, *Schmidt von Lübeck*, *Ch. Gr. von Stollberg* u. a. Ungenannten. Von des Herausg. Gedichten selbst hat uns am meisten die zart vorgetragene Elegie (S. 155 — 169.) angezogen. Artig ist das Lied von *Giusto*, mit der Ueberschrift: *Nein*. Ebenso der Ruf an die Freundschaft, von *Jentzen* (S. 152.). Männlichen Ton hat das Gemälde von *Freudentheil* (S. 6 — 11.) (Die Geschichte Cimon's und seiner Tochter). Noch nennen wir das schöne Gedicht: *Sie an ihn*, von *Christian v. Stollberg* (S. 128 — 181.). *Der Jüngling und die Ansel*, von *Schmid v. Lübeck* (S. 139 — 140.). *Apolo's und der Musen Gebiet*, von *Conz* (S. 21 — 69.). *Pape's Wanderlied* (S. 15.) und das *Lenzgespräch* von *Refe* (S. 14 — 42.).

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Des Königreichs Hannover Landesgesetze und Verordnungen*, insbesondere der Fürstenthümer Calenberg, Göttingen und Grubenhagen. In einen Auszug nach alphabetischer Ordnung gebracht von *Friedrich Christoph Willich*, Dr. d. R. und Königl. Großbrit. Hannov. Rath. Dritter Band. S — Z. Zweyte Auflage. 1826. 779 S. 4. (4 Thlr.)

Die beiden ersten Bände dieses sehr brauchbaren Werks sind in diesen Blättern (1826. Erg. Bl. Nr. 88.) bereits beurtheilt worden. Dieser Band enthält, wie schon der Titel zeigt, die Artikel von S — Z; sodann einige Nachträge zu den beiden ersten Bänden, und zum Schlusse ein *chronologisches* Verzeichniß, nebst summarischer Inhaltsanzeige sämmtlicher in dem Auszuge enthaltenen Verordnungen, was das ganze Werk um so brauchbarer macht, da sehr vielen Geschäftsmännern mehrentheils die Verordnungen nur nach dem Datum der Publication erinnerlich sind und die Verordnungen selbst nur nach ihrem Datum allegirt werden. Dagegen ist zu beklagen, daß sich in diesem Band viele Druckfehler eingeschlichen haben.

ERDBESCHREIBUNG.

STUTTGART U. TÜBINGEN, b. Cotta: *Kleine Beschreibung von Württemberg, mit einer Uebersicht seiner Geschichte und einer Einleitung in die allgemeine Erdkunde*; von J. D. G. *Memminger*. — Zweyte verbesserte Ausgabe. 1826. VIII u. 164 S. 8. Mit einer Karte des Königreichs.

Der um die geographische und statistische Kunde von Württemberg so ausgezeichnet verdiente Vf. hatte bey

bey der ersten Ausgabe dieser Schrift, die in diesen Blättern nicht angezeigt wurde, die Absicht, durch dieselbe ein Lehrbuch nicht bloß für die sogenannten gelehrten, sondern vornehmlich für die Bürgerschulen zu liefern, vermittelt dessen die Kenntniß des Vaterlandes auch in die Kreise des Volks eingeführt werden sollte. Diese Absicht wurde von Seiten der beiden in Württemberg die Elementarschulen dirigirenden Collegien dadurch unterstützt, daß sie die Schrift zur Einführung in die Schulen empfahlen, und diese Empfehlung fand eine so bereitwillige Aufnahme, daß nach wenigen Jahren die vorliegende neue Ausgabe derselben nöthig geworden ist.

Bey der Bearbeitung derselben hat der Vf. den Plan seines größern Werks zum Grunde gelegt, wie denn das Ganze mit einer Uebersicht der Geschichte von Württemberg eingeleitet, und dann die Landesbeschreibung in vier Abtheilungen: Landeskunde, Volkskunde, Staatskunde und Ortskunde, gegeben wird. Dieser Plan aber hat, in Beziehung auf den Zweck des Unterrichts, dadurch eine Erweiterung erhalten, daß der Geographie von Württemberg eine Einleitung in die allgemeine Erdkunde, so wie in die von Europa und Deutschland vorausgeschickt ist, welche zwar nur in den allgemeinsten Andeutungen und Notizen sich hält, aber von einem tüchtigen Lehrer sehr zweckmäßig zur Vorbereitung zum Unterrichte in der speciellen Landeskunde benutzt werden kann. So wie hierin, ist auch sonst in der Behandlung des Stoffs die eigentliche Aufgabe des Vfs., nicht einen bloßen Auszug aus seinem größern Werke, sondern ein Lehrbuch für die Jugend und das Volk zu geben, sorgsam berücksichtigt; zugleich aber auch jedes Ergebniss neuerer Veränderungen, Beobachtungen und Forschungen benutzt, so daß die im J. 1823 erschienene zweyte Ausgabe des größern Werks durch das gegenwärtige im Einzelnen manche Zusätze und Berichtigungen erhält. So hat sich z. B. die Bevölkerung nach der Zählung von 1824 auf 1,493,486 Einwohner gestellt. Auch die Wohnstätten sind genauer berechnet. Es finden sich nämlich im Königreiche 132 Städte, 183 Marktstellen, 3653 Dörfer und Weiler und 2383 Höfe. Der Flächenraum dieses Grundeigenthums beträgt nach neuern Aufnahmen 4,930,025 steuerpflichtige und 782,782 steuerfreye Morgen. Unter den Erstern finden sich 2,441,103 M. Acker, 738,338 M. Wiesen, 77,552 M. Weinberge, 150,634 M. Gärten, 1,186,834 M. Wälder, 335,554 M. Weide. Der neueste Stand des Viehes ist 110,000 Ochsen, 336,000 Kühe, 236,000 Rinder, 75,000 spanische Schafe, 132,000 Bastardschafe, 286,000 Landchafe, 88,000 Pferde, 720 Esel, 24,000 Ziegen, 122,000 Schweine und 62,000 Bienenstöcke. Die Ausfuhr von Naturerzeugnissen belief sich in der letzten Zeit auf 8 Millionen, die von Gewerbserzeugnissen auf 8½ bis 9 Mill., zusammen also auf 17 Millionen, wozu neuerlich auch noch das Salz kam, das

bisher eingeführt wurde. Da sich nun aber die Einfuhr auf 16 bis 17 Millionen Gulden belief, so blieb noch ein kleiner Ueberschuß von der Ausfuhr übrig. Die ganze Summe der Staatseinnahmen und eben so die der Staatsausgaben wird auf jährliche 9,340,000 Gulden und die Staatsschuld auf 27,170,000 Gulden gesetzt.

Zum Behuf einer neuen Ausgabe dieser sehr nützlichen Schrift glaubt Rec. hier noch folgende Bemerkungen beyfügen zu müssen. Unter den Erwerbungen des Herzogs Karl ist (S. 22.) die Herrschaft *Sonthem-Schmidelfeld* besonders aufgeführt, während sie doch einer der zuvor genannten Theile der Graffschaft *Limpurg* ist. — Die Notiz von der Todesart des Herzogs *Ludwig* (S. 23.) ist für den Plan einer historischen Uebersicht zu speciell. — Der Ausdruck *Landeshoheit* (S. 60.) gehört dem alten deutschen Staatsrechte an, und ist der Terminologie des öffentlichen Bundesrechts, die ihn durch *Souveränität* ersetzt, fremd. — Die *Alb* wird durch den tiefen, ihre ganze Breite durchdringenden Thaleinschnitt, in dem in geringer Entfernung von einander der *Kocher*, der sich in den Neckar, und die *Brenz*, die sich in die Donau ergießt, entspringen, natürlich von dem weitem Fortzuge des Gebirges getrennt, und es hört auch hier ihr Name auf; weswegen die östlichen Gebirgshöhen, die das *Hürtfeld* genannt werden, nicht mehr (wie S. 61. geschieht) zu ihr gerechnet werden können. — Das *Temsthal* hat nicht nur bis Schorn-dorf (S. 63.), sondern noch eine starke Stunde weiter aufwärts, bis Plüderhausen, Weinbau. — Das Vitriolwerk zu Mittelbronn (S. 75.) ist neuerlich verlassen worden. — Fischottern (S. 78.) giebt es nicht nur am Neckar, sondern auch an den meisten andern Flüssen des Landes. — S. 90., wo von der Zucht des Geflügels im *Riß* die Rede ist, gilt dies nur von dem dort in großer Menge vorkommenden *Gänsen*. — Die Spole von der Haller Salzquelle kommt nicht mehr auf die dortigen Gradierrhäuser, da vermöge des Aufschwungs, den das neue Werk in *Wilhelmsglück* genommen, von der letztern gar kein Gebrauch mehr gemacht wird. — Bey *Urach* (S. 130.), so wie bey den übrigen Städten, die zu Sitzen evangelischer Generalsuperintendenzen bestimmt worden sind, hätte dies bemerkt, auch bey *Tübingen* (S. 132.) des Museums erwähnt werden sollen. — Nur in den Sommermonaten (S. 141.) gehen alle Wochen regelmäßig Schiffe von Ulm nach Wien ab. — Der Fürst von Hohenlohe-Waldenburg residirt nicht in Waldenburg (S. 158.), sondern in *Kupferzell*.

Die der Schrift beygefügte, von dem Trigonometrier *Diezel* gezeichnete und in der Königl. Lithographischen Anstalt lithographirte Karte verdient in Hinsicht auf Genauigkeit und Behandlung ausgezeichnetes Lob.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

März 1827.

PHILOLOGIE.

LEYDEN, b. Luchtmans: *Bibliotheca Critica Nova. Edentibus J. Bake, J. Geel, H. A. Hamaker, P. Hofman Peerlkamp. Vol. II. 1826. 322 S. 8. (2 Rthlr. 12 gGr. b. Weigel.)*

Mit warmer Theilnahme empfängt Rec. die baldige Fortsetzung einer kritischen Schrift, die der holländischen Philologie den alten Ruhm sichern soll und gewiss auch sichern wird. Alles Gute, was Rec. bey dem ersten Theile (Erg. Bl. 1826. Nr. 78.) davon gesagt hat, bestätigt sich hier aufs Neue; aber auch dieselben Wünsche und Ansichten, die dort ausgesprochen wurden über das Verhältniß, in welchem die Herausgeber zur deutschen Philologie stehen, oder in welches sie vielmehr absichtlich sich gesetzt haben, drängen sich dem Leser auf. Da von Kritikern unsere A. L. Z. keine abermalige Kritik geben kann, so bezieht sich Rec. auf das Gesagte und wird an die Aufzählung des Inhalts seine weitem Bemerkungen knüpfen.

Die beurtheilten Bücher sind: *A. bey den vollständigen Kritiken (Censurae) 1) Terent. Maurus ed. Santen et Lennep, v. Peerlkamp (S. 1—41.).* Dafs Hr. P. bey einem vaterländischen, an berühmten Nainen geknüpften Producte mit Liebe verweilt, ist ihm sehr zu verzeihen; auch bey uns ist Santen noch in ehrenvollem Andenken, selbst bey denen, die den Diezischen Nachlaß in Berlin, der grössten Theils Santen's Papiere enthält, nicht kennen. Ueberall zeigt Hr. P. eigenes richtiges Urtheil, Gelehrsamkeit und Belesenheit. Angenehm war es uns, wieder ein Fragment aus Ruhnken's Annot. zu Schol. Plat. in Phaedon. S. 16. aus dem MS. zu finden. Viel geringere Bedeutung hat, was S. 22. aus des Hugo Grotius nachgelassenem lib. emendat. ad Frag. Vel. [Lat.?] fragm. MS. gegeben worden ist. Denn hier erfährt man eigentlich nichts weiter, als was ein paroemiacus anapaest. ist, und dafs solche Verse in den alten Tragikern sich finden. In Deutschland wissen wir das; sollte es in Holland unbekannt seyn? Hr. P. hätte den grossen Unterschied in solchem Nachlasse nicht verkennen sollen. S. 29. erklärt Hr. P. Ovids Ep. ex P. I. VII., ut alias quasdam Ponticas, für des Vfs. ganz unwürdig, und hält sie für eine *farrago sententiarum et dictionum, quam, ex Ovidio corraam, nescio quis sui exercendi causa variavit.* — 2) Pindari tria carmina illustr. Karsten (Traj. 1825.) Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

und Dilucid. Pind. V. I. P. I. scr. Tafel (Berol. 1824.) von Geel (S. 42—75). Hr. G., welcher nicht Professor der Universität, sondern bloß Bibliothekar ist, zeigt so viel Sprachkenntnisse in den verschiedensten alten Schriftstellern, dafs Rec. einer Universitätsbibliothek, wie die zu Leyden ist, zu einem Bibliothekar, wie Hr. G. ist, nur Glück wünschen kann. — 3) Plutarchi Alcib. ed. Bähr, von Bake (S. 76—104.). Hr. B., anfangs verwundert über die Fülle der Erklärungen, läßt am Ende dem Vf. volle Gerechtigkeit widerfahren, und begleitet sein Urtheil mit vielen eignen feinen Bemerkungen und mehreren Aeusserungen über die verschiedenen Arten, die Philologie zu treiben, wo er die besonders tadelt, *qui legendi excerptendique diligentiam et laborem defungunt, aliorum inventa spernunt, quin etiam rident industriam, freli nimirum acumine quodam et ingenio, quas doles nemo sanus doctrina carere patitur.* — 4) Merobaudes ed. sec. Niebuhr, von Peerlkamp (S. 105—110.). Besonders einige von N. nicht bemerkte Nachahmungen andrer lat. Dichter werden hervorgehoben. — 5) Luciani Toxaris ed. Jacob, von Geel (S. 111—134.). Hr. G. holt weit aus von der Absicht, in welcher Lucian das Stück geschrieben habe, und erklärt sich offen und stark gegen das Alleswissenwollen mancher Philologen, *quasi in scriptorum, de quibus agitur, ipsi animis et cogitatione habitare videantur.* Als Beyspiel führt er Hn. Prof. O. Müllers neuliche Frage über Pausanias an. Ohne die geringste Anwendung auf Hn. J. meint er auch, es kämen zuviel Ausgaben von den alten Schriftstellern, *quovis anno festinatae, vere doctis molestae literisque exitiosae, quamquam editoribus lucellum ferentes, quorum quisque dolium istud Sinopense voluit, sibi acclamans: Κυλίω καὶ γὰρ τὸν πλοῦτον, ὥς μὴ μόνος ἀρχεῖν δοξολῆν ἐν τοσοῦτοῖς ἐργαζομένοις;* dennoch, fährt er fort, *nos beatam hanc commentarii amplitudinem non improbaremus, si exquisitiora contulisset Jac., non ea, quae hodie minus vulgo ignorantur.* — 6) Ibn Fozlan's Berichte über die Russen älterer Zeit, von Frähn, von Hamaker (S. 134—154.). — 7) Annales Islam. ed. Rasmaffen, von Demselben (S. 155—181.). — 8) Joseph u. Su-leicha v. Rosenzweig, von Demselb. (S. 182—210.). — 9) Scriptt. erott. gr. ed. Passow, von Peerlkamp (S. 211 bis 224.). Volle Anerkennung des Werths der Teubner'schen Drucke, und der Leistungen des Herausg., dessen Werth er durch *πῶρα μὲν, ἀλλὰ μᾶλα λιγῶς* bezeichnet, indem ihm die gedrängte und inhaltsreiche

che Kürze besonders gefällt. Die von Chandon la Rochette aufgeworfene, von Passow wiederholte Frage nach den inediten *Babylonicis des Jamblichus* beantwortet und berichtigt Hr. P. auf eine genügende Weise S. 221 ff., worauf wir besonders aufmerksam machen. — 10) *Thucyd.* ed. Poppo, von Bake (S. 225—264). Lob und Tadel stimmt mit den Ansichten deutscher Rec. überein. S. 262. werden noch einige Varianten aus der Leydener Handschrift erwähnt. Der Schluss der Rec. enthält eine volle Anerkennung der bedeutenden Leistungen des Herausg. — 11) *Plat. Sympos.* ed. Reyners, von Geel (S. 265—274.), mit vieler Schonung des kränklichen Herausgebers.

B. Kürzere Anzeigen. In der Anzeige von *Cic. orr. fragm.* ed. Beier, von B. (S. 291—296.) findet sich ein kleiner Seitenblick auf deutsche Philologen, wozu die Vorr. *Beier's* Veranlassung gab, und ihre Latinität. Angeführt wird *Heinrich's* Klage über Vernachlässigung der Latinität (*praef. ad Cic. or. p. Scaur. p. XXI.*). Und darauf heisst es: *Parum profecisse hucusque arbitror salutare admonitionem.* Als ob nicht lange vor dieser Mahnung (im J. 1816) auf deutschen Universitäten und Gymnasien das Studium der römischen Literatur mit Eifer und Erfolg betrieben worden wäre, oder als ob es nicht vorher schon gute lateinische Stilisten unter uns gegeben hätte! Doch das Folgende enthält die eigentliche Tendenz: *Vidimus enim ab eo inde tempore exortos esse, qui miram sedulitatem in singulorum verborum usu atque auctoritate indaganda effunderent, adeo ut in Ruhnkensio etiam et Wytenbachio barbarismos, solecismos, nescio quid non, ostendere gloriarentur; qui ad eorum exemplum orationem componeret tersam, venustam, antiqua illa aut dignitate, aut sobrietate conditam, vidimus fere neminem.* In diesem Urtheile ist Schmähsucht und Anmaßung wunderbar vereinigt; das Erstere, in wiefern Niemand bey uns nur die entfernteste Absicht hat, bey der Beurtheilung der Latinität von R. und W. ihre Verdienste herabzusetzen; das Letztere, in wiefern er der ganzen deutschen Philologenzunft zuschreibt, was höchstens zwey gethan haben, und in wiefern er, der Ausländer, mit Einem Worte die Leistungen unserer sämtlichen Latiniten vernichten will. Was kennt er denn von uns? Einige wenige Ausgaben römischer Schriftsteller. Leider geben sich nicht alle unsere Herausgeber die Mühe, auch nur ein leidliches Latein zu schreiben; ja selbst unter den Herausgebern des Cicero findet sich selten Einer, der nicht höchst intricat und fehlervoll schrieb. Aber ist das der Maassstab für unsre ganze Latinität? Kennt Hr. B. die vielen akademischen und Schulschriften von Basel bis Ratibor und Memel? Hr. Geel hat im verwichenen Sommer Deutschland besucht; vielleicht hat er auf manchen Universitäten vergeblich nach lateinischen Vorlesungen gefragt. Aber hat er auch Gymnasien besucht? Weiss Hr. B. auch, daß alle unsere bessern gegenwärtigen lat. Sprachlehren, wie man sie in Holland gewiss nicht findet, von Gymnasiallehrern herrühren? Oder meint er,

daß nur in Bonn Jemand lateinisch schreiben könne? Nicht auch in Göttingen, Halle, Jena, Königsberg, Leipzig, Rostock? Weiter heisst es: *Ruhnkensii sane notulas, quibus subinde Mureti castigavit Latinitatem, qui legit, huic in mentem venit illud poetæ: Θεὸ τοῖν γεναλοῖσιν ὧς ἄνθρωποι καλόν.* Hätte R. nichts weiter geschrieben, als diese Noten, so hätte er seine Kenntniß der Latinität wahrhaftig nicht eben glanzvoll bewährt. Denn weder der Inhalt ist so gar sehr bedeutend, noch der Umfang des Annotirten, das Rec. auf sechs Seiten *Petitschrift* zu bringen sich getraut. Zwar hat auch Hr. Bergmann seiner Ausgabe der *Opusc. Ruhnk. Wytenbach's* Ausspruch: „*Ruhnkensius, ut Homericè dicam, in literata civitate nobis est, Εἰς βασιλεὺς, ὃ ἔδωκε Κρόνον πατὴρ ἀγκυλομήτεω Σκηπτρόν τ' ἠδὲ θέρμας, ἵνα οὐρανὸν ἐμβασιλεύῃ*“ zum Motto gegeben; aber der literarische Staat ist keine Monarchie, noch hat er privilegierte Stände, am allerwenigsten in dem geistig-freien Deutschland. Bevor Hr. B. solche Machtprüche wiederholt, lerne er Deutschland besser kennen, und hüte sich überhaupt, von irgend einer *Species*, oder gar wohl von einem *Individuo*, das er einseitig als Repräsentanten des Ganzen betrachtet, auf das *Genus* zu schliessen. — Die 12te Anzeige von G. betrifft *Theocrit.* ed. A. Jacobs. Hr. G. sah seine Ausg. des Dichters vom J. 1820 übergangen, und erhebt deshalb eine leise Klage, die Rec. aber so wenig unbillig findet, als was über den nach England gekommenen Nachlaß *d'Orville's* das verhaltene Nationalgefühl laut werden läßt. Bey Gelegenheit der ältesten Ausgaben *Theocrit's* geschieht auch unsers *Ebert's* Erwähnung, und gewiss zum ersten Male im Munde eines holländischen Philologen. In der Anzeige des *Mus. crit. Pratisl.* ed. Passow et Schneider, von G. (S. 314—320.) kommt Hr. G. nach einigen, das Verdienstliche und Mühsame solcher Sammlungen anerkennenden Bemerkungen auch auf seine Mühen bey den *Anacrd. Hemsterh.*, und verweilt lange bey der Widerlegung einiger Aeusserungen eines Recens. in der *Jen. A. L. Z.* Jan. 1826., welcher sich über die Langsamkeit der Holländer und ihr vornehmeres Verkennen der Leistungen ihrer Nachbarn tadelnd geäußert hatte. Hr. G. wird diese Aeusserungen noch gemässigt finden gegen das, was ein Hr. *Fritzche* in Leipzig kürzlich in *l. quaesit. Lucian.* gesagt hat. Rec. kann aber nicht umhin, jene Aeusserungen, die allgemeinem Interesse sind, der Hauptsache nach mitzutheilen: „*hic scilicet Germanus laceffit eam gentem, ubi tot libri germanici in vernaculam linguam convertuntur, ut sermo ipse, infectus contagione, inter superioris inferiorisque Germaniae dialectos in quorundam ore et scriptis vacillet.*“ Aber es war ja bloß von den Alterthumsstudien die Rede. „*Concedimus Germano, per aliquod tempus torpuisse Bataworum ingenia ad has literas recolendas, quibus Napoleonis dominatio interitum minata erat; sed assurgunt paulatim ab illo languore, quod nisi Censor Germanus his postremis annis animadvertit, ipsius inertiam notabo; comitatem autem non magis a superbia remotam esse, quam Bataworum naturam ab illiberati fa-*

fastu, ipsi Germani testabuntur, quotquot in nostras regiones excurrunt, non ingratos Lindemannos dico, aut nescio quos viros contemplationum studiosos eorum, quas in Batava ingenia non cadunt, sed verae eruditionis amantes, liberales, quique indolis diversitatis humaniter interpretari solent. Aliquando ridiculum fere querelam omittant Germani et discant, non ignorari a nobis, quibus ingeniorum luminibus Germania illustretur. Suspicionis loco tandem succedat mutua voluntas virtutisque ac recte faciendi aemulatio, qualis decet gentes ex eadem stirpe prognatas."

Hr. G. hat hier den Standpunkt etwas verrückt. Die Deutschen sind von jeher Bewunderer des Ausländischen gewesen, und Niemand hat neidischer die philologische Hegemonie Hollands im vorigen Jahrh. anerkannt, als wir. Dagegen hatte es in den Schriften holländischer Philologen bis um's Jahr 1820 das Aussehen, als ob wir noch im vorigen Jahrhundert ständen, als ob nach *Ernesti* und *Heyne* Kimmerische Finsterniß bey uns herrschte, und als ob auch im 19ten Jahrh. außer Holland keine beachtenswerthen Fortschritte in der Philologie geschähen. *Wytenbach's* Schriften will Rec. nicht anführen, da er zeitig anfang sich abzuschließen und sein Alter ihn mehr an die Vergangenheit wies. Aber die Schriften seiner Schüler, denn fast alle philologische Holländer waren mehr oder weniger aus seiner Schule, liefern den Beweis für die von ihnen selbst ohne Umschweif eingestandene Behauptung. Seit ungefähr 5 Jahren ist es besser geworden, und das sind *hi postremi anni* des Hrn. G., der überhaupt in dieser Unzufriedenheit der deutschen Philologen, die sich von vielen Seiten hören lassen, keine Feindseligkeit erblicken sollte, sondern das beleidigte Selbstgefühl, das die gegründetsten Ansprüche nicht erfüllt sieht. So ist es aber auch gekommen, daß unsre philologischen Schriften die alten holländischen Heroen immer noch dankbar verehren; aber von denen, *οἱ τοὺς βραχότοις* — *οὐδὲ γὰρ*. Was Hn. Lindemann anlangt, so ist Rec. nicht Richter, da ihm die Thatfachen fehlen. Aber hat Hr. L. gefehlt, so bittet Rec. den Hn. G., nicht *Lindemannos* zu sagen und eine Species aus dem Individuo zu machen. Auch scheint es mehr Privatsache zu seyn, und es ist großes Unrecht, eines Mannes Namen so zu verunglimpfen, ohne daß man sein Vergehen nennt. Denn was hat Hr. L. in seinen Schriften gegen Holland gethan? Er war in Leyden, um Codd. zu einer neuen Ausgabe der latein. Grammatiker zu vergleichen. Er gab dort *Prisiani opp. minora* heraus, und dankte für die freundliche Aufnahme in einer 32 SS. langen *epistola dedicatoria* an Hn. *Bake*. Nach seiner Rückkehr gab er *Pompeji commentum* heraus, und erwähnte in der Vorrede mit den verbindlichsten Ausdrücken *Tydemans*'s Beyhülfe. Dann besorgte er die *vitae duumvirorum*, und widmete sie zum Dank für geleistete Dienste Hn. *Witt. Bilderdyk*. In den Anmerk. beklagte er allerdings die noch unvollendete Aufstellung der Leydener Universitätsbibliothek, theils, daß *Hemsterhuis's* und *Ruhnken's* Papiere unbenutzt und ungeordnet lagen, und daß

überhaupt Niemand die dortigen Schätze bekannt machen wolle. Hatte er Unrecht? Oder war es noch zu früh, daran zu erinnern? Oder brauchte er Schimpfreden? Nichts von Allem. Im Gegentheil, wenn Hr. L. nichts weiter begangen hat, that ihm Hr. G. sehr Unrecht. — Man sollte erwarten, daß der Schluss dieses Bandes eine versöhnliche Tendenz haben würde; die Deutschen wenigstens, wie Hr. G. nun gewiß aus Erfahrung weiß, sind dazu sehr geneigt. Allein die Art und Weise, wie er eine im Auslande gewiß sehr willkommene Erscheinung ankündigt, zerstört die Hoffnung: „*Hac maxime tempestate viget ingeniorum intentio quaedam ἐρύρεα, quam non dubito ad maxima quaevis superare; sed posteri videbunt, modo trepidatio absit. Igitur temporibus aliquid dandum, quorum impetum ita excipimus, ut pro nostra segnitie tardius sequamur: erit nempe nostrum aliquod Musaeum, quo conferemus, quidquid inventuri sumus in Bibl. Leidensi luce publica dignum promovendaeque rei literariae idoneum. Verum concedatur nobis, nostro more modoque agere, dum utiles simus. Nam si quid forte omitetur, non continuo inertiae superbiaeque crimine notandi erimus.*“ Oder wollte Hr. G. damit der Frage ausweichen: Warum habt Ihr das nicht längst schon gethan?

Rec., der die Gelehrsamkeit, Thätigkeit und Umsicht der Hnn. Herausgeber aufrichtig schätzt, wünscht von ganzem Herzen, daß sie überall die volle Anerkennung finden mögen, die er ihnen zu bringen sich verpflichtet hält. Da sie aber zugleich alle die Männer sind, welche die Wünsche des Auslandes, besonders der Deutschen, am besten befriedigen werden: so mögen sie Nebendinge unbeachtet lassen und ruhig ihren rühmlichen Weg verfolgen.

BRAUNSCHWEIG, b. Lucius: Practische Anleitung zur Kenntniß und Verfertigung lateinischer Verse, nebst einer Chrestomathie aus römischen Dichtern herausgegeben von Fr. Tr. Friedemann. Erste Abtheilung für mittlere Gymnasialclassen. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1826: XII u. 92 S. 8. (8 gGr.)

Die in Nr. 281. des vorigen Jahrgangs unsrer A. L. Z. gegebene Uebersicht der neuern Bestrebungen auf dem Gebiet der lateinischen Poesie hat den Rec. auch an eine alte Schuld gemahnt, an die Anzeige des vorliegenden Büchleins. Dasselbe ist nun zwar bereits in vielen Schulen — wie die in Jahresfrist nöthig gewordene zweyte Auflage zeigt — eingeführt und mit Nutzen gebraucht, so daß es eigentlich wohl keiner Anzeige bedürfte. Da jedoch die *erste* Ausgabe in diesen Blättern nicht angezeigt worden ist, und die zweyte überdies noch manche Zusätze und Erweiterungen enthält, so wollen wir doch kürzlich, wie im Jahrg. 1826. Nr. 248. über die griechische Chrestomathie desselben Vfs. gesprochen ist, auch jetzt über die vorliegende Schrift berichten.

Das

Das *Vorwort* (S. VIII—XII.) beschäftigt sich mit einer Auseinandersetzung der Vorzüge lateinischer Versübungen auf Gelehrten-Schulen und deren Empfehlung. Rec. kann nach dem, was bereits von einem andern Mitarbeiter a. a. O. erwähnt ist, kürzer seyn; auch ist der Nutzen lateinischer Versübungen in der That zu groß, als daß man ihn zu verkennen im Stande wäre. Nur Einseitigkeit und vorgefasste Meinungen einer Schule über. Unwerth der lateinischen Literatur im Allgemeinen, und also auch der poetischen Uebungen u. dgl. kann hier eine andre Ansicht aufstellen, und gegen solche, die da wähnen, daß man nur in der Muttersprache dichten könne, hat ja auch Göthe jetzt in *Kunst und Alterthum*, V. 3. S. 45 fg. ein gewichtiges Wort gesprochen. Hr. Fr. wird gewiß die erwähnte Stelle einer neuen Auflage seiner auch an der Literatur über diesen Gegenstand sehr reichen Vorrede einverleiben.

Die *Einleitung* enthält (S. XIII—XX.) die Hauptregeln über die Quantität der Sylben und über die Hauptregeln der lateinischen Verskunst klar und deutlich, ohne zu große Weitläufigkeit vorgetragen, so daß ihnen in dieser Hinsicht der Vorzug vor demselben Abschnitt in *Zumpt's* trefflicher Grammatik gebührt. Dann folgen Hexameter ohne Elisionen zur Uebung im Lesen (S. 1—6.), wo die Sylben stets nach ihrem Maasse überzeichnet sind; hierauf umgestellte Hexameter ohne Elisionen (S. 4 bis 7.), Hexameter mit Elisionen der Vocale (S. 7 bis 12.), umgestellte Hexameter mit Elisionen der Vocale (S. 12—15.). Die Sylben, deren Messung der Schüler nach den ihm bekannten Regeln noch nicht anzugehen weiß, sind durchgängig überzeichnet, auch in die jedesmaligen zehn bis fünfzehn Verse nach den Füßen abgetheilt. Hieran schließen sich (S. 15—18.) Hexameter mit allerley Elisionen und Unregelmäßigkeiten, so wie umgestellte Hexameter mit allerley Elisionen. Dann folgen (S. 19—22.) Proben längerer Erzählung zur Uebung im Lesen. Hierauf umgestellte Hexameter mit gehäuftern Schwierigkeiten, z. B. mit schwankender Interpunction und in fortlaufender Ordnung, die man sonst *versus in ordinem redigendi* nennt. (S. 22—24.)

Nun folgen Pentameter, Distichen zur Uebung und umgestellte Distichen (S. 25—31.) und längere elegische Stücke bis S. 38.; von S. 39—41. umgestellte Distichen ohne Abchnitte und solche, wo Beywörter beyzufügen sind. Hierauf Hexameter und Distichen in deutscher Sprache zum Ueber-

setzen ins Lateinische, und zum Schluß deutsche Hexameter. (S. 42—51.)

Wenn gleich die zuletzt genannten Uebungen keineswegs neu, sondern namentlich auf den Fürstenschulen in Pforta, Meissen und Grimma bereits seit langer Zeit gebräuchlich gewesen sind, so hat sich doch Hr. Fr. durch die Mittheilung derselben ein recht großes Verdienst um die studierende Jugend erworben. Es ist in jenen Schulen so manches der Nachahmung Werthes, was dort schon seit Jahren geübt wird, aber noch nie durch Schriften zur öffentlichen Kunde gelangt ist. Eben so verhält sich der vorliegende Fall. Der Herausg. hat nun die Verse, sowohl Hexameter als Distichen, recht passend ausgewählt und mit den nöthigen lateinischen Wörtern versehen, weil für diese Classen der Gebrauch des *Gradus ad Parnassum* noch nicht vorausgesetzt wird. Rec. wünscht jedoch, daß der Herausg. bey einer neuen Auflage so viel als möglich überall — denn es ist bereits fast durchgängig geschehen — nur solche Verse zum Uebersetzen wählen möge, die in den frühern Paragraphen nicht lateinisch stehen. Hier da dürfte sonst doch wohl Mißbrauch entstehen. So steht z. B. die als Aufgabe S. 56. gegebene „Einnahme von Gabii“ im Original S. 85. Wäre es vielleicht überhaupt nicht rathsam, die einzelnen Verse überall aus weniger geleseenen Abschnitten der einzelnen Dichterwerke zu entlehnen? Aus dem zweyten Buche der Metamorphosen (S. 12.) z. B. oder dem zweyten der Aeneis (S. 18.) würden wir nur im Nothfalle etwas nehmen, und der ist ja Gottlob! nicht vorhanden.

Von S. 61—90. hat Hr. Fr. eine Chrestomathie aus den leichtern lateinischen Dichtern angehängt. Wir gestehen, daß wir diese nicht vermist haben würden. Jeder Schüler hat ja doch wohl seinen Ovidius, aus dem die meisten Stücke entlehnt sind. Möchte der Herausg. dafür lieber die Distichen mit beyzufügenden Epitheten (S. 41.), von denen nur eine kleine Anzahl gegeben ist, oder die Hexameter und Distichen zum Uebersetzen in das Lateinische mit Zusätzen vermehren! Die Schüler lieben, wie Rec. aus Erfahrung weiß, diese Uebungen, und wie bald ist da der Stoff bey vollen Classen verbraucht.

Druckfehler sind uns nur selten aufgestossen. S. 5, 20. steht *undique*. S. 6, 72. vermiffen wir die Bezeichnung der Länge in *amittit*. S. 44, 6. war *servire* statt *servare* zu setzen, ebendaf. *remanere* statt *remanere*.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

April 1827.

RÖMISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Commentarii in Virgilium Serviani; sive Commentarii in Virgilium, qui Mauro Servio Honorato tribuuntur. Ad fidem codicum Guelferbytanorum aliorumque recensuit et potioribus variis lectionibus indicibusque copiosissimis instruxit H. Alb. Lion, Phil. Dr., in Acad. Georg. Augustia privatim docens. Vol. II. Accedunt Virgilii Interpretes a Maio primum editi, Philargyrius et Probus. 1826. 489 S. gr. 8. (2 Rthlr.)*

Rec. kann sich bey Beurtheilung der zweyten Bandes dieser Ausgabe des Servius im Allgemeinen auf die Recension des ersten Bandes in der A. L. Z. 1826. Nr. 150. berufen. Zur Bestätigung des frühern Urtheils hebt Rec. nur Weniges aus.

L. XI. v. 8. Der Stern bey *negotiorum* ist ohne Bemerkung aus der Daniel'schen Ausgabe übergetragen, wozu Burmann's Bemerkung beyzufügen war; ohne Burmann's Ausgabe bey der Hand zu haben, weils man nicht, was dieses Zeichen bey Hn. L. bedeuten soll. — v. 4. Der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden, wo von dem *pollui funere, funestari* gehandelt wird, läßt vermuthen, Servius habe nicht *antequam* — *funeraretur*, was ohnedieß wegen seiner Form, als Deponens, verdächtig ist, sondern *funestaretur* geschrieben, was Cod. Dresd. bietet. — v. 6. *Pyrenci* si. *Pyrensis* haben aufser den Codd. Guelff. auch andre. — Ebendaf. lieft man bey Hn. L. *in urbibus tropaea figebantur in arcubus exaedificatis*. Die Präposition vor *arcubus*, welche auch im Cod. Dresd. steht, hat Hr. L. wahrscheinlich aus den Codd. Guelff. aufgenommen, wodurch der Ausdruck unlateinisch wird. Der *Ablat. absolut.* drückt hier, wie öfters, den Zweck aus, und ist zu erklären: *arcubus, in quibus figerentur, exaedificatis*, oder: *arc. in eam rem, s. ejus rei causa aedificatis*. In diesem Falle, um dieß beyläufig zu bemerken, muß das Substantivum vor-, das Participium nachsehen; so heist *facto ponte*: nachdem die Brücke fertig war; *ponte facto*: nachdem zu diesem Zwecke eine Brücke geschlagen worden war. — Ebendaf. *persolvit vota vel propter tanti ducis interitum, vel quia fas erat, etiam de primitiis [belli] sacrificare*. Hr. L. hat *belli* in Klammern eingeschlossen, wahrscheinlich, weil es in den Codd. Guelff.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

(wie auch im Cod. Dresd.) fehlt. Aber dieser Zusatz ist hier unerläßlich; sonst müßte auch *etiam* gestrichen werden. Der Auctor setzt hier die *primitias belli* den *primitiis frugum* stillschweigend entgegen. — v. 9. In dem aus der Aeneide, X, 904. angeführten Verse ist aus der Daniel'schen Ausgabe der Fehler *tuorum* statt *meorum* beybehalten worden. — v. 19. *Ne [in] mora [sit]is, cum captatis auguriis ad bellum exire coeperimus*; so Hr. L., wahrscheinlich, was doch angedeutet seyn sollte, nach den Codd. Guelff. Burmann schreibt, ohne eine Verschiedenheit der Lesart zu bemerken: *Ne in mora sitis, cum captis etc.* Auch Cod. Dresd. hat *captatis*. Aber abgerechnet, daß die Abschreiber statt *captus* nicht selten *captatus* schrieben, vergl. *Drakenb. ad Liv. XXVI, 12.*, so ist es keineswegs einerley, ob man sage *capere*, oder *captare auguria*. *Captare* drückt entweder eine mehrmalige Wiederholung derselben Handlung, des *capere*, aus, oder eine gewisse Begierde nach Etwas. Trägt man dieß auf die Redensart: *auguria, omina captare* über, so scheint dieser doppelte Begriff in einer Stelle bey Sueton vereinigt zu seyn, *vita Tiber. c. XIV.: Praegnans Livia, quum, an matrem editura esset, variis captaret ominibus* etc. Besonders aber wird *captare auguria* gesagt, wenn im Allgemeinen von jener bekannten Sitte der Römer, nicht von einem besondern Falle, gesprochen wird. Dieß erhellt aus mehrern Stellen unsers Servius selbst; so heist es zu Aen. VI, 198.: *„Romani moris fuit, et in comitiis agendis, et in bellis gerendis pullaria captare auguria“*; und kurz vorher v. 197.: *„ager post pomperia, ubi captabantur auguria, dicebatur effatus“*; und gleich darauf: *„ad captanda auguria — sedere, vel stare consueverant.“* Aen. I, 346.: *„qui (Romani) nihil nisi captatis faciebant auguriis.“* Demnach war an unsrer Stelle *captis* beyzubehalten. Wahrscheinlich ist die falsche Lesart aus den wenige Zeilen darauf folgenden Worten entstanden: *„Romana signa figebantur in castris, et cum ad bellum eundum fuisset, captatis auguriis, avellebantur e terra.“* Statt *avellebantur* lieft hier Cod. Dresd. *evellebantur*, unstreitig richtiger, ob er gleich in dem kurz darauf folgenden *avellentem* und *avellere* mit den übrigen Handschriften zusammenstimmt. Vgl. *Noltenii Lex Antib. p. 1349. Vossius*, welcher die ganze Stelle zu *Vellej. Patere. II, 46.* citirt und zum Theil emendirt, schreibt an allen drey Stellen *evelere*.

O o

Schla-

Schlagen wir noch an einer andern Stelle nach, so heist es z. B. 96. („Vorrede zu den *Bucolicis*“), „in qua re tantum differt a Theocrito“; das fehlerhafte *tantum* ist aus einer Abbreviatur, wie sie sich im Cod. Dresd. an dieser Stelle findet, entstanden; es muß heißen *tamen*. — Kurz darauf werden die Worte *Juvenal's* II, 100.: „*Actoris Aurunci spoliū*“, von Servius mit der Bemerkung angeführt: „*Virgilii versum, de hasta dictum, figurate ad speculum* (Cod. Dresd. *aspectum*) *translulit*.“ Hr. L. nimmt die fehlerhafte Lesart *ad spoliū* auf; worin liegt nun noch das *figurate dictum*? — Auf derselben Seite fehlt in den Worten „*De Eclogis multi dubitant*“ der vermittelnde Uebergang durch *tamen*, ohne welchen das Folgende als ein fremdartiges Additament erscheinen kann. Dieses *tamen* ist in dem *tantum*, was in *Stephan's* und *Daniel's* Ausgaben steht, enthalten, und, wie oben, aus einer Abbreviatur entstanden, welche auch hier im Cod. Dresd. sich findet. — Bald darauf war in den Worten: „*multi et primam*“ das erste, *multi*, wenigstens in Klammern einzuschließen.

Es würde überflüssig seyn, Mehreres anzuführen, da es dem Rec. nur darauf ankam, darzuthun, daß sein Urtheil über L's. Flüchtigkeit und Mangel an Kritik, welches den ersten Band traf, auch auf den vorliegenden zweiten überzutragen sey.

Daß L. den Commentar des Servius zur Aeneide vorangestellt hat und darauf erst den Commentar zu den *Bucolicis* und *Georgicis* folgen läßt, hat seinen guten Grund in dem bekannten Umstande, daß jener zuerst und dieser später abgefaßt worden ist. Die dem letztern von L. mitunter beygefügt gelehrten Bemerkungen sind sämmtlich aus *Burmans* Ausgabe geschöpft, auch da, wo L. die Quelle nicht erwähnt.

Hierauf folgen die von A. Mai herausgegebenen Fragmente alter Erklärer des Virgil. Bey Mai setzt die Verschiedenheit der Typen den Leser in den Stand, überall die zu erklärenden Textworte, die Erklärung selbst und die muthmaßlichen Ergänzungen genau zu unterscheiden. Dies ist, bis auf einige Ausnahmen, auch bey L. der Fall. Durchgängig aber ist es fehlerhaft, daß die Textworte cursiv, wie die Ergänzungen, gedruckt sind. Hr. L. hat dabey nicht bedacht, daß man auf diese Weise in Ungewissheit bleibt, ob diese Worte nach dem Codex abgedruckt, oder als Erklärung zu betrachten sind. Nun gehört aber die erste Schrift des Veroneser Palimpsestus, welche jene Commentarien enthielt, einem sehr frühen, nach Mai dem 9ten Jahrhundert an; mithin ist dieser Codex eine der ältesten Auctoritäten für den Text des Virgil selbst. Um so weniger hätte L. sich erlauben sollen, längere Stellen abzukürzen, wie er öfters gethan. Eben so wenig durfte er die Bemerkungen Mai's weglassen, welche sich auf die Art beziehen, wie er einzelne Worte im Codex gelesen. Und sollte Mai's Ausgabe ganz ersetzt werden, wie doch wünschenswerth war, so mußte L. die sämmtlichen Anmerkungen des ital. Gelehrten mit abdrucken lassen. Die Beymischung

von Ergänzungen andrer Gelehrten zu Aen. X, 241. setzt den Leser in Ungewissheit, was Mai eigentlich angehöre. Diese von den Herren Hugo und Blum herrührenden Ergänzungen fügt Rec. für die Besitzer der Originalausgabe bey: „*Ut (is apud quem) in exercitu auspiciū imperiumque erat i. t. i. sella sedens*; weiter unten: *adesus secuti*; einige Zeilen darauf: *quod (ipse) sperabitur (quod ipsi imperabitur?)* nächste Zeile: *salutareque*. *Si et viro suo caproelium ineant. (salutareque fiet, viros voca proelium ineant?)* Hierzu füge man noch Folgendes aus den *Addendis*: „*De loco Fabidii ad Aen. X, 241. Spangenbergius Jctus Cel. Cellenf. — mihi literas mihi, quibus eum a Blumio Veronae aliter et accuratius lectum esse me admonuit, ipseque V. D. conjecturas nonnullas adjunxit. Versu igitur 10 a fine lege cum Bl. Latinum... quicumque cincti etc. v. 9. adestis, sicuti tripudium sinistr. v. 6. iis imperabitur, fidemque m... (meam? Sp.) v. 8. iterum... tur (iterum id enunciabatur? Sp.)*“

Die übrigen Zugaben sind: 1) des *Jun. Philargyrius* Bemerkungen zu den *Buc.* und *Georg.* (bekanntlich ebenfalls im *Burm.* Virgil enthalten.) 2) Der Commentar des *Probus*. 3) p. 371 — 372. *Grammatici incerti glossae ad Virg. Aen. XII. Ex Barth. Adversus*. 33, 13. 4) p. 373 — 374. *Scriptoris Incerti Glossar. Virgilianum. Ex Barth. Adversus*. 37, 5.

Den Schluss machen die *Indices*. Hr. L. sagt in der Vorrede zum ersten S. V.: „*Masviciani et Burmanniani in Servium Indices boni quidem sunt, sed partim nimis prolixi, partim manci*.“ Dies Urtheil ist an sich zwar richtig, und L. hat Mehreres in seinen *Indicibus*, was man bey *Burm.* nicht findet. Doch hätte L. den *Burmans* Index wenigstens zur Vervollständigung seines eigenen nicht unbenutzt lassen sollen. Zur Vergleichung schlägt Rec. den Buchstaben R auf.

1) Stellen, welche von Hn. L. angeführt und von Burmann übergangen sind.

(NB. Diejenigen Worte, welche ohne Beyfügung einer Stelle angeführt sind, hat der andere Herausgeber ganz ausgelassen.)

Ramnutes (Rh.) ranae, A. 7, 16. *rapere*, A. 1, 176. 10, 14. *rapidus*, A. 1, 59. *raptare*, A. 1, 483. *rastrum*, G. 2, 421. *re*, G. 3, 389. *reatus*, A. 2, 102. *recinctus. recludere*, A. 3, 92. *reductus*, A. 1, 161. *refusus. reges, rex, regina*, A. 1, 8. 2, 508. 4, 410. 5, 95. 6, 190. 9, 231. 274. G. 4, 132. A. 11, 811. 1, 174. 305. 312. 561. 2, 2, 8, 646. 10, 228. *regia*, 2, 543. 3, 297. *re-jicere*, E. 3, 96. A. 4, 549. *religio*, E. 5, 73. A. 7, 579. 9, 299. *religiosus*, A. 2, 686. 6, 129. *relliquiae*, A. 1, 80. *remex. remus* und *Remus*, A. 1, 273. 4, 458. 8, 90. 11, 603. *repulsa. res*, A. 3, 287. *residere*, A. 3, 180. *rcus*, A. 5, 237.

2) Stellen, welche von Burmann angeführt und von Hn. L. übergangen sind.

r in s mutatur. radcre, A. 5, 217. *ramea. rami. rami aurci explicatio. ramosa. rapere*, A. 1, 643.

7, 725. 10, 178. 11, 173. 12, 450. *rapidus*, A. 8, 442. E. 2, 11. G. 1, 92. 3, 114. *raptus*, G. 3, 32. A. 2, 198. 7, 742. *rarus*, G. 4, 130. A. 1, 122. 9, 383. *rata*. *rates*, A. 5, 8. *raucus*, E. 1, 58. G. 1, 388. A. 9, 125. *re*, A. 2, 378. 4, 549. 7, 167. 9, 193. 10, 766. *Reate*. *reatus*, A. 4, 699. *recedere*. *recens*, G. 3, 301. A. 6, 635. 673. *recipere*, A. 6, 111. 9, 348. *reciprocae locutiones*. *recoctum*. *recondita*. *recusare*. *recussum*. *reddere*, A. 4, 479. 12, 817. *redux*, A. 5, 40. *reductus*, A. 8, 610. *referre*, A. 4, 93. 5, 598. 8, 420. 10, 766. 11, 661. 12, 495. E. 6, 84. 85. G. 2, 104. 3, 548. *regales*. *reges*, G. 3, 387. A. 1, 75. 430. 2, 161. 242. 3, 297. 4, 320. 6, 809. *regina*, A. 6, 28. *regia*, A. 2, 242. 256. 11, 369. *regificus*. *regio*. *regnare*, A. 4, 609. 8, 195. *regnum*. *relativum*. *relaxare*. *relegare*. *relictus*. *religio*, A. 2, 151. 502. 12, 245. *relinquere*, A. 4, 432. *remedia*. *remigium*. *remittere*. *removere*. *remus*, E. 2, 27. A. 10, 290. *renarrare*. *renunciare*. *rependere*, A. 2, 161. *repens*. *reperire*, G. 2, 22. *repetere*. *reponere*, G. 2, 316. A. 7, 134. *reportare*, A. 2, 115. 9, 193. *repositus*, G. 3, 527. A. 3, 364. *requies*. *rerum*. *res*, A. 1, 676. 2, 322. 3, 54. 4, 494. *rescribere*. *resicare*. *resolvere*. *resonare*. *respicere*. *respondere*, E. 3, 59. A. 1, 699. 6, 23. *respublica*. *restare*, A. 2, 142. 4, 324. 11, 161. *resultare*. *retergere*. *retia*, A. 11, 104. *retorque*. *retractare*, A. 12, 11. *retro*. *retulit*. *retusum*. *reus*, A. 2, 229. 4, 699. *revomere*.

Schon bey einem flüchtigen Ueberblick wird man aus dieser Vergleichung ersehen, daß Hr. L. Mehreres ausgelassen hat, was man ungern vermißt. Nun sind zwar allerdings manche im Burmann'schen Index angezogene Stellen ganz unerheblich (auch sind einige Citate unrichtig); doch ist bey Arbeiten dieser Art es immer besser, zu viel, als zu wenig gegeben zu haben.

Philipp Wagner.

GESCHICHTE.

MARSEILLE: *Essai sur les Fanariotes*, suivi de quelques reflexions sur l'état actuel de la Grèce. Par Marc-Philippe Zallony, docteur en médecine. Avril 1824. 342 S. gr. 8.

Diese Schrift ist in Deutschland bisher nur wenig bekannt geworden, und doch verdient sie dies um des Gegenstandes willen, der mehr, als bisher gahnet und geglaubt worden seyn mag, mit der Geschichte des türkischen Reichs und Griechenlands in den letzten 150 Jahren in enger Verbindung steht, und wegen der wichtigen, höchst interessanten Aufschlüsse, welche sie darüber enthält. Nur oberflächlich und nach gar zu allgemeinen Nachrichten hat man bisher das Wesen der sogenannten Phanarioten und ihrer Politik gekannt; fast nur gelegentlich haben die Schriftsteller über die griechische Revolution besonders die Sache berührt: nicht einmal gewußt hat man, welchen Einfluß diese, auf niedrige Dienste und Einbildung gegründete Aristokratie, indem sie

sich zwischen die Pforte und Griechenland stellte, seit dem Ende des 17ten Jahrh. auf beide geäußert, geschweige daß man gewußt hat, daß dieselbe, nach einem aus besondern Regeln des Hochmuths, der Habsucht, des Ehrgeizes und ähnlicher Lafter zusammengefügten tyrannischen System, in die Angelegenheiten der Pforte und Griechenlands so mächtig und auf diese Weise eingegriffen habe. Hier nun lernt man jene Klasse der Phanarioten und ihre wahrhaft jesuitische Politik, durch die sie der Pforte selbst, wie allem Patriotismus für Griechenland, Hohn sprachen, in schauerhaften Aufschlüssen bis in die geringsten Details der Triebfedern und Zwecke kennen! Hier sieht man das Gewebe ihrer schändlichen Intriguen offen und klar vor sich liegen. — Der Vf., ein katholischer Grieche, von der Insel Tinos gebürtig, glaubte seinem Vaterlande einen Dienst zu erweisen, indem er diese Wahrheiten über eine Klasse von Menschen, die den Griechen so unendlich viel geschadet haben, gerade jetzt freymüthig ausspräche und diesen dadurch die Augen öffnete: denn, meint er, wenn auch der Einfluß der Phanarioten durch die Revolution geschwächt sey, so sey er doch nicht ganz vernichtet, — und gewiß ist es, daß sie nur um so mehr im Geheimen handeln und im Finstern schleichen werden, als ihr früherer nachtheiliger Einfluß auf Griechenland im Allgemeinen erkannt worden ist. Als Quellen seiner kühnen Wahrheiten, so weit sie sich auf die neueste Zeit beziehen, giebt der Vf. an: seine eigne Erfahrung, seinen Umgang mit verschiednen Phanarioten selbst, unter andern auch mit angesehenen Prälaten der griechischen Kirche. — Der Vf. ist Arzt, und als solcher lernte er die Menschen näher kennen, studirte und belauschte sie gleichsam in ihrem Sinnen und ihrem Treiben — und nicht der geringste Grund möchte sich finden lassen, an der subjectiven Wahrheit dessen, was er über die Phanarioten und ihre Politik sagt, zu zweifeln, auch wenn er es nicht an mehreren Stellen seines Buchs ausspräche, daß er nur die ungeschminkte Wahrheit sagen wolle. Was dagegen die objective Wahrheit betrifft, so muß Rec., der sich mit der Geschichte der Neugriechen eifrig beschäftigt hat, und in sofern er darnach über einen, wenigstens dem Umfange seiner Behandlung nach, ganz neuen Gegenstand ein Urtheil besitzt, das Urtheil mehrerer unterrichteter, mit den Phanarioten ebenfalls bekannten Griechen, daß nämlich das vorliegende Buch eben so wichtige als unbezweifelt wahre Aufschlüsse enthalte, im Allgemeinen unterschreiben. Das, was Z. von der ganzen Klasse der Phanarioten und ihrem Charakter sagt, paßt auf Einzelne, die Rec. kennen gelernt hat, durchaus, in sofern er sie nach den Umständen, unter denen er sie kennen lernte, beurtheilen kann. Kriechend, wenn es ihren Vortheil galt, hochmüthig, egoistisch — so hat er sie gefunden. Leider kann Rec. hier nicht in das Einzelne eingehen; aber mit Rücksicht darauf, daß das Buch in die Hände nur Weniger kommen möchte, will er hier die Hauptzüge

züge des Gemäldes der Phanarioten zusammenstellen. — Gegen Ende des 17ten Jahrh. wurde der erste Grieche des Phanar (eines Theils von Konstantinopel, den nur Griechen bewohnten), seitdem die Pforte Griechenland unterjocht hatte, in ihren Staatsdienst als Pfortendolmetscher (Dragoman des Divan), als welcher er mit den fremden Gefandten im Namen der Pforte unterhandelte, genommen, und diese Stelle ward bald zu einer bedeutenden und wichtigen des Reichs erhoben, zu der kurz darauf die des Dragoman der Marine — als Stellvertreters des Kapudan-Pascha bey den Inselgriechen, wenn derselbe seine jährliche Umfahrt, Behufs des Empfangs der Abgaben, hielt, — hinzukam. Als zu Anfang des 18ten Jahrh. die Phanarioten auch in den Besitz der Hospodariate der Moldau und Wallachey gelangten, wurden diese vier Stellen das höchste Ziel des Ehrgeizes und der Habgier für die Phanarioten, und nur von der Stelle des Dragoman der Marine gelangte man zu der des Dragoman des Divan und von dieser zum Hospodariat. Diejenigen, welche sie befassten oder befehlen hatten, bildeten — besonders die Hospodare, in Folge ihrer Regierung über die beiden Fürstenthümer — mit den Phanarioten, die sie umgaben und ihnen anhängen, eine besondere Klasse, die sich zufolge des Einflusses, den sie auf die Pforte und unmittelbar auf Griechenland, oder weil sie einzelne Stellen, wie die der hohen Geistlichkeit so gut als selbst besetzte, mittelbar erlangte, zwischen die Pforte und Griechenland stellte, sich aber in ihren Lastern den Türken näherte. Dabey sahen sie nur sich als „die Nation“ (τὸ γένος) an, und unterließen nicht, durch den Einfluss, den sie sich auf die griechische Nation durch die hohe Geistlichkeit zu verschaffen wußten, jene in der Sklaverey und Unwissenheit möglichst zu erhalten, um desto sicherer, selbst Sklaven des Tyrannen, wiederum Tyrannen ihrer Sklaven, ihrer eignen Landsleute, seyn zu können. Und das wurden sie auch! So konnte der Vf. S. 246. sagen: *je ne hasarde rien en associant les Fanariotes aux moteurs des infortunes des Grecs; car ils ont fait de l'intrigue l'âme du gouvernement ottoman.* Ja! der Vf. scheint nicht abgeneigt zu seyn, den Phanarioten mehr noch, als der Pforte selbst, wegen der harten Sklaverey der Griechen Vorwürfe zu machen. — Das nun ist das Wesen der Phanarioten: die Mittel, durch welche sie sich, Alles klug berechnend, geltend machten, um zu ihren Zwecken zu gelangen; das eigentliche Wesen ihrer Politik muß man aus dem Buche selbst kennen lernen. So manches Andre, was der Vf., bis auf die Revolution von 1821 vorgehend, dabey berührt, kann hier nicht einmal kurz erwähnt werden; aber das Buch enthält einen Schatz von Aufschlüssen über das neue Griechenland, die der künftige Geschichtschreiber des-

selben nicht unbeachtet lassen darf. Nur Folgendes noch will Rec. hier bemerken: 1) daß der Vf. bey seinen Aeußerungen (S. 284 f.) über die mögliche Vereinigung der beiden Kirchen des Orients und Occidents sagt, als Katholik der abendländischen Kirche, und, was er selbst einsieht, befangen urtheilt, wobey er besonders vergiftet, daß eigentlich nicht die griechische, sondern die lateinische Kirche die abtrünnige ist; 2) daß er über die Hetairie und ihren unbezweifelten Einfluss auf die Revolution von 1821 wenig unterrichtet ist und den Ursprung dieser selbst darnach falsch beurtheilt; endlich 3) daß, wie Rec., nach dem Hauptinhalte des vorliegenden Buchs, das Wesen der Phanarioten und ihres Systems nur mit schwarzen Farben schildern konnte, er doch auch mit dem Vf. die rühmlichen Ausnahmen, die sich früher unter den Phanarioten und ihren Satelliten, den hohen Geistlichen, gefunden haben und noch finden, freudig und ausdrücklich anerkennt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MÜNSTER, b. Regensburg: *Christliche Zeugnisse* von J. G. Hamann. Ein geordneter Auszug aus dessen gesammeltem Nachlaß mit genauer Hinweisung auf denselben, nebst einem Anhang vermischter Fragmente. Herausgegeben von A. W. Möller. 1826. XI und 358 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Den Gegnern der Chrestomathieen, welches die Schriftsteller selbst und ihre vertrauten Freunde sind, erwiedert der Herausgeber im Vorwort, daß Hamann durch vorgängige fragmentarische Kenntniß bey dem Leser nur gewinnen könne: denn seine ganze Autorschaft sey nur eine gelegentliche, fragmentarische; und er wünscht die Worte Hippels auf vorliegenden Auszug angewandt zu sehen: „ein abgebrochener Gedanke bringt Andre zum Denken; ein Gedanke, in seiner vollen Lebensgröße ausgedrückt, ermüdet uns mitten auf dem Wege.“ Wäre das Letztere durchweg wahr, so müßte man beynahe Nichts als Fragmente lesen. Nach gewissen Hauptabtheilungen: I. *Hamann über sich selbst*, II. *Biblisch-christliche Fragmente*, III. *Vermischte Fragmente*, die dann wieder besondere Unterabtheilungen haben, ist das Ganze geordnet, und jedes Fragment mit dem Ort bezeichnet, woher es genommen. Da Hamann's Schriften schon in unsern Blättern angezeigt worden, erwähnen wir weiter Nichts über ihren Inhalt, und bemerken nur noch, daß die Buchhandlung über das Erscheinen dieses Werkchens (laut einer Anmerkung) sich mit dem Verleger der sämmtlichen Hamann'schen Schriften freundschaftlich ausgeglichen habe.

PP.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1827.

ORIENTALISCHE PHILOLOGIE.

- 1) Rostock, b. Adler: *Sacra Jesu Christi natalitia indicit Dr. Antonius Theodorus Hartmann*, universitatis literariae Rostochiensis h. t. rector. *Inest thesauri linguae hebraicae e Mischna augendi particula prima*. 1825. 48 S. 4.
- 2) *Ebendaf.*: *Palchatos solemnna* — ind. Dr. *Ant. Theod. Hartmann* — — *Inest thesauri linguae hebr. e Mischna augendi part. sec.* 1826. S. 49 — 78. 4.
- 3) *Ebendaf.*: *Pentecostes sol.* — — ind. Dr. *A. T. Hartmann* — — — *Inest thes. l. h. e. M. a. p. tertia*. 1826. S. 79 — 116. 4.

Ein sehr verdienstvoller und in seinem Fache rastlos thätiger Gelehrter, der schon seit längerer Zeit den Sprachgebrauch der *Mischna*, vorzüglich in seinem Verhältnisse zu dem der alttestamentlichen Bücher, zu einem Hauptgegenstand seiner Forschungen gemacht hat, liefert uns in diesen drey Programmen grammatische Parallelen und lexikalische Beyträge zur Bereicherung des hebräischen Sprachchatzes. In der *Einleitung* (S. 3 — 9) erzählt der Vf. die Geschichte der Entstehung und Sammlung der *Mischna*, verbreitet sich ausführlich über die einzig richtige Bedeutung des Wortes, und setzt alsdann die hohe Wichtigkeit des Buches für den Interpreten des Neuen Testaments, für diejenigen, denen es um tiefere Kenntniß der jüdischen Theologie zu thun ist, und, in Rücksicht der Sprache, für den hebräischen Philologen auseinander. — Was für Auslegungen des mosaïschen Gesetzes die am todtten Buchstaben klebenden Juden, von ihrer Rückkehr aus dem babylonischen Exil an beschäftigten, ersieht man deutlich aus den Strafpredigten Christi, die das N. T. uns aufbewahrt hat. Je kleinlicher und spitzfindiger jene Auslegungen waren, desto gieriger haschte man darnach, und pflanzte sie auf kommende Generationen fort, erst mündlich, dann auch in einzelnen schriftlichen Sammlungen zum öffentlichen und Privatgebrauche. Nach der Zerstörung Jerusalems und Zerstreuung der ganzen Nation mußte man vornehmlich auf Rettung dieser theuern Ueberreste bedacht seyn. Da erwarb sich denn gegen das Ende des 2ten Jahrhunderts Rabbi *Juda der Heilige*, Vorsteher der Schule zu Tiberias, das Verdienst, mit

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Hülfe der gelehrtesten Juden seiner Zeit Alles, was Tradition und Schrift aufbewahrt hatten, zu sammeln, und in eine Art von systematischer Ordnung zu bringen. Er zerlegte das Ganze in sechs grössere und mehrere kleinere Abtheilungen, und überschrieb es: *משנה*, d. h. *Lex secundaria*. Während der folgenden drey Jahrhunderte kamen noch unter den Titeln: *Jerusalemische* und *Babylonische Gemara* zwey weitläufige Commentare hinzu. — Das Wort *משנה* wird am bequemsten und passendsten von *משנה* *iteravit* abgeleitet, und heisst zunächst *iteratio*, dann *pars secunda*, in ordine secundum und specieller gefasst: *lex ore tradita, quae ad legem priorem i. e. scriptam secunda accessit*; daher schon *Lightfoot* richtig erklärt: *doctrinā traditionum, atque earum elucidatio*. Dahin führt auch das, bey den ältesten K. V. für diese jüdischen Traditionen gebrauchte Wort *δευτερονόμις*; vorzüglich aber folgende Stelle aus der 146ten Novelle des Justinian (cf. *Corp. Jur. Civ. Lips.* 1740. S. 634. und dazu *Dionys. Godofredus* — den griechischen Text in *Spangenberg's* Ausgabe S. 587.): „*Eam vera, quae ab eis dicitur δευτερονόμις interdiximus omnimodò, utpote sacris non conjunctam libris, neque desuper traditam de prophetis, sed inventionem constitutam virorum ex sola loquentium terra et divinum in ipsis habentium nihil*“ Iqq. — Aus dem eifrigen Studium der *Mischna* können wir uns aber dann erst die herrlichsten Früchte versprechen, wenn das relative Alter ihrer vornehmsten Theile kritisch ausgemittelt seyn wird. Der Vf. verspricht in seiner deutschen Abhandlung: *Ausführliche Belehrungen über die Quelle des mündlichen Gesetzes bey den Juden*, Alles, was zur richtigen Beurtheilung und zum richtigen Verständniß der jüdischen Traditionen führen kann, genauer zu entwickeln. — Der Sprachgebrauch des Buches schliesst sich nach der früheren oder späteren Abfassung seiner einzelnen Theile, mehr oder weniger dem späteren, biblischen Hebraismus und dem der N. T. Schriftsteller an (vgl. über Letzteren: *Linguist. Einleit. v. Hartmann* S. 341 — 374), obgleich die Verfasser der einzelnen Urkunden sich, so gut es ihnen möglich war, einen correcten und classischen Stil zu erwerben strebten. — Von dem Nutzen der *Mischna* für den hebräischen Lexikographen kann sich ein jeder aus des Vfs *Supplement. ad Buxtorf's Lex.* (Rostochii 1813.), so wie auch den *Supplement. ad Gesenii Lexic. e Mischna petitis* (ibid. 1813.) über-

überzeugen. Was in den erwähnten Schriften, bey mehr cursorischer Lectüre einzelner Abschnitte der Mischna, nur kurz angedeutet werden konnte, soll hier ausführlicher behandelt werden.

Der erste Abschnitt enthält *grammatische Beobachtungen*. Zunächst kommen allgemeine (§. 1—71.), sodann, in drey Kapitel getheilt, speciellere Beobachtungen, der von den Grammatikern befolgten Eintheilung gemäß; weil aber diejenigen, die der Vf. *allgemeine* nennt, streng genommen, auch nur *speciell* sind, und in der Folge nothwendig wieder vorkommen, so scheinen uns jene ziemlich überflüssig. Kap. I. *Elementarlehre*. a) Buchstaben eines Organs werden in den aramäischen Dialecten sehr häufig mit einander vertauscht. Beyspiele aus der Mischna: das *מ* steht zuweilen für *ה* und umgekehrt. In Verb. *ה* tritt an die Stelle des dritten Radicals, wo er ausfallen sollte, ein *מ*, z. B. *וַיַּעַם*, et fecit ipsas — *מ* kann auch mit *ו* vertauscht werden, vgl. *בְּיָמָיו* fontes (II, 88.) für *בְּיָמָיו*, ferner mit *ע*, z. B. *יִבְרַח* absorbebit (hebr. יִבְרַח). — *Samech*, *Sin* und *Schin* werden gleichfalls *promiscue* gebraucht. b) Die Vocalzeichen können, als die Mischna ans Licht trat, noch nicht erfunden gewesen seyn. Es läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die quiescirenden Buchstaben *מ* (*matres lectionis*) oft ihre Stelle vertreten mußten. Besonders häufig sind *ו* und *י* zu diesem Zweck im Gebrauche. So wird z. B. das Cholem des Particip. Kal, des Fut. Kal und Niphal immer *plene* geschrieben. In Substantiven werden *Cholem*, *Kamez*-*chatuph* und *Kibbuz* durch *י* ausgedrückt. — Das *י* steht gewöhnlich für *Zere*, was am deutlichsten aus der Vergleichung der entsprechenden Wörter in punctirten Bibeln erhellt; oft auch in *Piel* für ein ausgefallenes *Dagesch*, z. B. *בָּרַךְ* für *בֵּרַךְ* *benedixit* etc. Ferner vertritt es in manchen Wörtern die Stelle des kurzen und langen *Chirek* (nicht des *Chirek longum* allein, wie der Vf. sagt: denn von den citirten Beyspielen beweisen ja mehrere gerade das Gegentheil), vgl. *יָדוּר* *murus* für *יָדוּר*, *יָדוּר* *judicantur* etc. — Endlich wird *Dagesch forte* bey Nominibus und Verbis gewöhnlich in *Jod* aufgelöst, wohin aber auch die obigen Beyspiele von *Piel* gehören. Zu letzterer Bemerkung finden sich im A. T. als Parallelen *יָדוּר* für *יָדוּר*, *יָדוּר* etc. Nach unserer Vermuthung gehörte auch wohl *יָדוּר* (Hohesl. 3, 6. Joel 3, 3.) hierher, und stünde für *יָדוּר* (von einer *Piel*-form *יָדוּר*), vgl. das chald. *יָדוּר* von *יָדוּר*. Die andere Leseart *יָדוּר* steht dieser Annahme nicht entgegen, weil *Dagesch forte* in vocallosen Buchstaben auch ausfallen kann. c) In der Mitte und am Ende der Wörter elidirt man häufig Buchstaben. Vgl. *יָדוּר* für *יָדוּר* (IV, 430.), *יָדוּר* für *יָדוּר* Kohel. X, 6. d) Das *Aleph epentheticum* oder *protheticum* wird zur Erleichterung der Aussprache sehr oft vorgesetzt. e) Die Abbrüviatur häufig vorkommender Wörter und f) der Gebrauch der Buchstaben als Zahlzeichen finden zwar im A. T. keine Parallele bekrunden aber doch ihre sehr alte Erfindung

g) Hier wird eine classische Stelle für die Behauptung, daß man in den ersten Jahrh. n. Chr. noch keine Vocalzeichen gekannt habe, nachgeholt. Mischna P. II. S. 485: *ne legas מִן (sculpta in tabulis) sed מִן (libertas)*. Kap. II. *Formenlehre*. §. 1. *Substant. denominat.* der Form *מִן* ist die Mischna sehr reich. Dahin gehören z. B. *מִן asinarius*, *מִן negotiator*. — §. 2. 3. Der den Aramäern eigenthümliche *status emphaticus* findet sich ebenfalls in der Mischna, so wie auch zuweilen im A. T. als *He paragogicum*, aber hier nur bey Singularformen. — §. 4. *Substant. med.* *פֶּאָו* mit aramäischartiger Pluralendung sind z. B. *מִן* *boves* (V, 112.), *מִן* *plateas* (VI, 500.). — §. 5. Plurale von einsylbigen Singularformen verdoppeln zuweilen den letzten Radical. So im A. T. *מִן* *umbrae* (wo jedoch besser eine Nebenform wie *מִן* angenommen wird), und in der Mischna *מִן* *latera*. — §. 6. Der Plural *מִן* *ancillae* (mit eingeschobenem *He*) ist auch der *Mischna* nicht fremd. — §. 7. *Mascul.* auf *Jod* erhalten zuweilen im Plural ein *מ*, wie *מִן* *dimidium*, *מִן* (V, 147.). — §. 8. Feminina in *מ* und *ה* erhalten oft im Plur. *Jod*, z. B. *מִן* pl. *מִן* *sedilia*. — §. 9. Femin. in *מ* bald *מִן*, bald *מִן*. — §. 12. Substantiva mit dem arab. Artikel *מִן*, z. B. *מִן* *umbacula aestivalia* (1, 255.). — §. 13. *Nomina quadrilitera* und *quinquelit.* sind in der Mischna sehr frequent. — §. 15. *מִן* steht für *מִן*. Der Vf. nimmt das *י* in Verbindungen, wie *מִן* (Pl. 79, 2.) für pleonastisches Suffix am *statu constructo*, und vergleicht *מִן* *nomen ipsius* — *Dei* (Dan. II, 20.). Auch *Gesenius* hält in seinem Lehrgeb. S. 549 diese Erklärung allein für etymologisch richtig; allein es steht ihr entgegen, daß 1) immer *י* als *Mascul.* bliebe, selbst wenn es sich auf Substant. femin. bezöge, 2) sollte man doch wohl, wie in den entsprechenden aramäischen Phrasen, noch eine Genitivpartikel erwarten. Es ist daher wahrscheinlicher für *paragogisch* zu halten.

Wir übergehen die specielleren Bemerkungen über einzelne Verbalformen, damit die Rec. nicht größer werde, als das ganze Programm, und gehen zu den, im dritten Kapitel enthaltenen, syntactischen Beobachtungen über. Besonders spätere Schriftsteller des A. T. lieben eine Art von Umschreibung, die in Verbindung von Wörtern wie *מִן*, *מִן*, *מִן* mit anderen Substantiven besteht. Parallelen aus der Mischna: *מִן* *allium*, *quod lacrymas elicit מִן* *filiæ depressionis*, eine Art weißer Feige u. s. w. — Das *Beth essentiae* kann durchaus nicht in *מִן* (Dan. II, 28.) und *מִן* (Mischna IV, 181.) liegen. Es steht bey den Arabern in dieser Bedeutung nur vor Adjectivis, daher für uns pleonastisch; in den citirten Beyspielen aber entfernt es sich wohl kaum von seiner gewöhnlichen Bestimmung: *Gott der im Himmel* (sc. *ist* oder *thronet*). (Vgl. *de Sacy* Gramm. arab. T. 1. S. 356.) — Der Genitiv der Pronomina wird auch umschrieben, z. B. *מִן* *cum fulcro suo* (II, 273.). — Der Pleonasmus der Pronomina *suffixa* ist sehr gewöhnlich. — Pro-

nomina separata: schmelzen oft, nach Wegwerfung der ersten Radicals, mit Participiis zusammen, z. B. *וְנָתַתִּי דְּעִרְתִּי עִי* (III, 104.) *וְנָתַתִּי דְּעִרְתִּי* *separatus sum*. — Das Particip *וְנָתַתִּי* *paratus, idoneus* gebraucht die Mischna sehr häufig zur Umschreibung des Futurum. Vgl. I, 104. *וְנָתַתִּי דְּעִרְתִּי* *quos ego separatus sum*. — Der Infinit. mit *ל* praefixo pflegt auch in der Mischna sehr häufig für das Futurum zu stehen. Vgl. *וְנָתַתִּי* *morientur* (IV, 462.) *וְנָתַתִּי* *confirmabitur* (S. 479). — Das Verbum *וְנָתַתִּי* *potuit* wird in jüngeren Schriften des A. T. mit dem Verbo finito so verbunden, daß man letzteres als Infinitiv zu übersetzen hat. Dahin gehört auch Mischna III, 101. *וְנָתַתִּי* *illa dicere potest*. — Endlich scheint es auch der Mischna eigen, die Masculin- und Femininalform eines und desselben Substant., um jegliche Art desselben auszudrücken, mit einander zu verbinden, z. B. *וְנָתַתִּי* *aquatorium, sive sit magnum sive parvum* (VI, 69.) cf. *וְנָתַתִּי* (Jes. III, 1.).

Zweiter Abschnitt. Lexikographische Beobachtungen. Diejenigen in der Mischna enthaltenen Wörter, aus denen der althebräische Sprachschatz bereichert werden könnte, lassen sich in mehrere Klassen theilen, deren erstere die ursprünglich ausländischen Wörter begreift. Zur zweyten Klasse gehören Wörter alten Stammes, die im heiligen Codex fehlen. Den dritten Rang behaupten solche, die eine ganz neue von der alten verschiedene Gestalt oder Bedeutung erhalten haben. Endlich kommen auch viele, im A. T. vereinzelt stehende Wörter von ungewisser Bedeutung bey den Vff. der Mischna sehr häufig vor, und lassen aus dem Zusammenhange ihre wahre Bedeutung erkennen.

I. *Griechische und lateinische Wörter, die ins Hebräische aufgenommen sind.* — Durch Alexanders Eroberungen wurde die griechische Sprache über einen großen Theil der damals bekannten Welt verbreitet. Die Alexandrinischen und Palästinischen Juden, abwechselnd von Ptolemäern und Seleniden unterjocht, lernten aus dem täglichen Verkehr mit benachbarten, und in ihrer Mitte wohnenden Griechen deren Sprache kennen, woraus man schon *a priori* schliessen könnte, daß eine Menge von Gracismen nach und nach eingedrungen seyn müssen. Dieß ergibt sich auch aus dem frühen Bedürfnis griechischer Versionen des A. T. und allen, in dieser Sprache schreibenden späteren Schriftstellern. Weniger Eingang fand die später verbreitete römische Sprache. Die Art, wie eingebürgerte griechische Wörter von den Juden geschrieben wurden, wirft vielleicht selbst auf die Aussprache der damaligen Griechen etwas Licht. — Es folgt von S. 40 — 47 ein reichhaltiger Index solcher hebräisirter Fremdlinge, die mit mehr oder weniger Verstümmelung aufgenommen wurden.

Das zweyte und dritte Programm bis S. 96 enthalten II. *Hebräische Wörter der Mischna, die im A. T. fehlen*, sammt einem Supplemente dazu, alles in alphabetischer Ordnung. Wir werden uns,

um die Grenzen einer Relation nicht zu überschreiten, auf einen kurzen Auszug aus dem Artikel *א* beschränken. Auch konnten wir die übrigen Artikel aus Mangel an Zeit leider nur flüchtig überlesen. *א*, der erste Buchst. des Alphab. (V, 89.) bedeutet auch: *quidquid est primum, summum et eximium in suo genere*, wie *אֲדָמָה* Apoc. 1, 11. — *א* der Name des 5ten Monats (II, 147.) — *א* *excavatum, paropsis magna* (im A. T. Krippe, Futterstall) — *אֲמֵלָה* *melo, pepo* (I, 112.), im A. T. nur im Plural. — *אֲמֵלָה* *canalis* (A. T. *אֲמֵלָה*) — *אֲמֵלָה* *membrum* (A. T. *אֲמֵלָה* stark) — *אֲמֵלָה* (I, 246.) *labruscae*, cf. *אֲמֵלָה* Jes. V, 6. — *אֲמֵלָה* *margo*, *אֲמֵלָה* *margines vasorum* (hebr. *אֲמֵלָה* Becken, Becher) — *אֲמֵלָה* *retentio* (אֲמֵלָה) — *אֲמֵלָה* *obligatio, cautio, reditus*. — *אֲמֵלָה* *Italicus*, gehört als ausländisch nicht hierher. Eben so wahrscheinlich *אֲמֵלָה* *ephippium*, *אֲמֵלָה* *elumen* u. s. w. — *אֲמֵלָה* Fem. *opifices*, *אֲמֵלָה* *opifcium* — *אֲמֵלָה* *colligare* (אֲמֵלָה = *אֲמֵלָה* fest seyn) — *אֲמֵלָה* *tela, textura* (אֲמֵלָה) — *אֲמֵלָה* *praedo, violentus* (אֲמֵלָה Esther 1, 8.)

Von S. 96 — 115. III. *Inhaltsverzeichniß hebräischer Wörter der Mischna, die im A. T. an Form und Bedeutung verschieden sind.* Auch von diesen folgen nur zur Probe ein Theil des Artikels *א*. *אֲמֵלָה* IV, 1. *capita, causas* (A. T. *patres*) — *אֲמֵלָה* *perdere* (A. T. *perire*) — *אֲמֵלָה* IV, 411. *pulverizans se* (אֲמֵלָה *hucare*) — *אֲמֵלָה* VI, 301. *cibi*. — *אֲמֵלָה* III, 9. *viduae factae*. — *אֲמֵלָה* III, 43. *repudiata fuit*. — *אֲמֵלָה* I, 7. *stercus*. — *אֲמֵלָה* III, 286. *rapidus* (hebr. *perennis*). Bevor übrigens der hebräische Lexikograph aus solchen schätzbaren Vorarbeiten reinen Gewinn ziehen kann, müßte vor Allem das Alter der einzelnen Urkunden der Mischna, so gut es uns möglich ist, näher bestimmt, und dann zunächst die rein hebräischen Elemente von den zwar verwandten, aber doch immer in gewisser Hinsicht fremdartigen aramäischen strenger getrennt werden. Bey sehr vielen Wörtern dürfte es jedoch fast unmöglich seyn, jemals auszumitteln, ob sie schon zur Zeit der Selbstständigkeit des hebräischen Volkes und seiner Sprache den Hebräern und Aramäern gemeinschaftlich gewesen, oder weit später und erst in der nachexilischen Periode von Ersteren aufgenommen und ihrem Wortvorrath einverleibt sind. — Der lateinische Stil des Vfs ist correct, fließend und dem Gegenstande angemessen. Erhebliche Druckfehler haben wir nicht gefunden.

W. S.

PHILOSOPHIE.

Hamburg, b. Perthes: *Geschichte der Pythagoräischen Philosophie.* Von Dr. Heinrich Ritter. 1826. VIII u. 233 S. 8. (1 Rthlr. 10 gr.)

Diese Schrift schließt sich an jene von dem Vf. vor sechs Jahren herausgegebene über die Ionische Phi-

Philosophie (I. A. L. Z. 1822. Nr. 22.), und er betrachtet beide als Vorarbeiten zu einer allgemeinen Geschichte der Philosophie, wofür er herauszugeben dankt. Diese soll nicht den Umfang des *Tennermann'schen* Werkes erreichen, aber manchen Mängeln desselben begegnen. Zu diesen zählt der Vf., daß T. die *Kant'sche* Ansicht der geschichtlichen Würdigung aller philosophischen Entwicklung zum Grunde legte: denn zwey Ansichten sind gleich verderblich für alle Geschichte: die eine, daß alles Alte dasselbe wolle, was auch das Neue, die Andere, daß alles Alte ganz etwas anderes wolle, als das Neue, nur dieses aber das Richtige. Der Vf. dagegen denkt eine Geschichte für seine Zeitgenossen zu schreiben, ausgerüstet mit den besten Hülfsmitteln, welche seine Zeit darbietet, und geleitet von der richtigen Ansicht seiner Zeit. Wir wünschen ihm Glück zu dieser Unternehmung, und müssen seinem Fleiße und seiner Sorgfalt nach den vorliegenden Proben gerechtes Lob ertheilen.

Ueber die Lebensumstände des Pythagoras und der Pythagoräer ist zusammengestellt, was aus den ungewissen Nachrichten aufgefunden werden kann. Man hat der Person des Pythagoras schon in den frühesten Zeiten eine übermenschliche Kraft und Einsicht, ein genaueres und vertrauterer Verhältniß zu den Göttern zugeschrieben. Die Mythen der Pythagoräer beruhten gewiß auf irgend einer religiösen Anschauung über das Verhältniß des Menschlichen zum Göttlichen, woran sich das Philosophische anschloß. Die Angaben, daß Pythagoras schriftliche Denkmale seiner Lehren hinterlassen habe, sind bey genauerer Prüfung alle unzulänglich. Der Vf. bestimmt näher die Bedeutung von drey verschiedenen Meinungen für die Pythagorische Lehre. Die Eine ist auf die Aehnlichkeit der Dinge und Begriffe mit den Zahlen gegründet, die Andere lehrt die Elemente der Geometrie in der Arithmetik finden, und die Dritte bezieht die Zahlenlehre auf den Begriff der Einheit, oder auf die Begriffe des Begrenzenden und des Unendlichen. Wenn die Pythagoräer sagten, die Zahlen seyen der Grund aller Dinge, so machten sie dabey die Voraussetzung, daß die Qualität aller Dinge in der Quantität und in den Verhältnissen, die in der Quantität gedacht werden können, bestehe, und daß also das, was die Quantität begründe, zugleich der Grund der Qualität sey. Die Pythagorische Lehre ging zwar von einem obersten Princip (dem Eins) aus, aber unterschied dieses doch nicht streng von den abgeleiteten Principien, die im Gegensatz mit einander stehen, sondern betrachtete das eine Glied des Gegensatzes als das oberste Princip, welches zugleich sich selbst und

das entgegenstehende Glied in sich enthielt. Ihr Begriff von Gott ist nicht derjenige von späteren christlichen Philosophen ausgebildete, sondern der, daß Gott oder der Grund aller Dinge die Einheit ist, welche als das Gradungrade und zugleich als Begrenzendes und Unbegrenztes in sich umfassend gedacht werden soll. In drey Beziehungen der Zahlen, theils auf das oberste Princip, theils auf symbolische Darstellungsweise, theils auf die Erklärung des Räumlichen aus den Intervallen, scheint die ganze Pythagorische Lehre von den Zahlen ihren Grundzügen nach erschöpft zu seyn. Aus der Art, wie die Pythagoräer die Natur betrachteten, aus den Zahlen Linien, aus den Linien Flächen und aus den Flächen Körper zusammensetzend, vermittelt ihrer Intervallenlehre, mußte der Versuch entstehen, die sinnliche Beschaffenheit der Dinge und die ganze Anordnung der Welt aus mathematischen Verhältnissen zu erklären, womit sich ihnen aber auch ihre mathematische Betrachtung der musikalischen Verhältnisse verband. Allgemein wird den Pythagoräern die Meinung zugeschrieben, daß in der verschiedenen Figur der Körper ihre elementarische Beschaffenheit gegründet sey. Mit der Betrachtung der einzelnen Naturerscheinungen scheinen sie sich nicht sehr beschäftigt zu haben. Was sich darauf bezieht, steht in Verbindung mit dem Weltsysteme und dem Begriff der Seele. Die einzelnen Seelen wurden für besondere Aeusserungen des allgemeinen Lebens gehalten. Wenn sie nun die ganze Welt als eine Zahl betrachteten, so ist es nothwendig, daß sie auch der einzelnen Seele ein Verhältniß zu dieser Zahl, also ein Zahlenverhältniß, zuschrieben. Ihre Lehre von der Seelenwanderung ist wohl nur eine exoterische Einkleidung der Lehre von Unsterblichkeit mit Vergeltung eines früheren Lebens. Sie nahmen gewisse Stufen im Leben an, wo in der höheren Stufe auch die niedere enthalten seyn sollte, scheinen aber keinen festgestellten Sprachgebrauch über die Vermögen der Seele gehabt zu haben. Eine ethische Beziehung hatte ihre Lehre und auch einzelne ethische Lehren scheinen sie sich entwickelt zu haben; doch ist darüber wenig Zuverlässiges verzeichnet. Desto mehr Gemeinsprüche ethischen Gehalts, welche theils dem Pythagoras selbst, theils seinen Schülern zugeschrieben werden, sind uns überliefert. In ihnen scheint sich das Dringen auf Abhärtung, die Ehrfurcht für das Heilige und das Gebot der Mäßigung in den sinnlichen Begierden und Leidenschaften hervorzuheben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

April 1827.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

ERLANGEN, b. Palm: *Beiträge zu gründlicher Kenntniss der deutschen Sprache*, herausgegeben von Dr. Heinrich Stephani, königl. Baierschem Kirchenrath, Dekan und Stadtpfarrer zu Gunzenhausen u. s. w. Erstes Bändchen. 1825. IV u. 142 S. 8.

Die nicht ungünstige Aufnahme, welche des als Pädagog rühmlich bekannten Vfs. hier und dort mitgetheilte Bemerkungen über einzelne Theile der deutschen Sprache gefunden haben, hat ihn bewogen, dieselben nochmals zu mustern und zusammenzustellen. Er verspricht, in unbestimmter Frist mehrere Lieferungen folgen zu lassen, und fordert andre Sprachgelehrte auf, sich an ihn anzuschließen und ihm Beiträge zu liefern. Ob diese Aufforderung Erfolg gehabt hat und vielleicht schon eine Fortsetzung erschienen ist, weiß Rec. nicht; er beschränkt sich daher auf die Beurtheilung des vorliegenden Bändchens, welches 6 einzelne Abhandlungen enthält.

Die erste „über die Laute der deutschen Sprache“ ist bey weitem die wichtigste. Der Vf., der bekanntlich schon seit Jahren zur Einführung besserer Leselehrmethoden vermittelst richtigerer Ansichten über das Lautwesen thätig mitgewirkt hat, steht hier ganz auf eigenen Füßen. Auf den wesentlichen Unterschied, ob die Laute durch die Stimmritze, oder ohne dieselbe hervorgebracht werden, gründet sich seine neue Eintheilung derselben in *Stimm-* und *Hauchlaute*. Verschieden davon ist die gewöhnliche Eintheilung in *Vocale* und *Consonanten*, oder *Grund-* und *Mitlaute*, die auf dem Lautwerthe beruht; jepe hingegen auf der Ursprungsweise der Laute. Von den Stimmlauten bilden 8 die Grundlaute, und die übrigen nebst den sämtlichen Hauchlauten die Mitlaute unsrer Sprache. Ausser den 8 Grundlauten nämlich, unter denen *a* als der Urstimmlaut obenan steht, und auch *ä*, *ö*, *ü* mit Recht als einfache Laute angesehen werden, gehören noch 6 Mitlaute zu den Stimmlauten, die in ihrer genetischen Reihenfolge sind: *w*, *m*, *n*, *j*, *l*, *r*. Den *liquidis* fügt also der Vf. noch *j* und *w* bey. Die genetische Folge der Grundlaute ist: *a*, *e*, *i*, *o*, *u*, *ä*, *ö*, *ü*; die musikalische: *u*, *o*, *a*, *ö*, *ä*, *e*, *ü*, *i*. — Der *Hauchlaute* sind 12, die in 2 Classen zerfallen: 1) *Stofslaute*, durch einen Ausstoß des Hauches gebildet; 2) *Sauselaute*, dadurch, daß dem ausströmenden Hauche

ein Mundorgan entgegengehalten wird. Der *Stofslaute* giebt es 8: *h*: ferner 3 Paar von Lauten: *k*, *g*; *t*, *d*; *p*, *b*; endlich *z*. — *G* ist zugleich *Stof-* und *Sauselaut* nach mundartlich verschiedner Aussprache. Daß *z* ein einfacher, nicht aus *ts* bestehender Sprachlaut ist, sucht der Vf. gegen *Wolke* zu beweisen, mit Gründen, die keineswegs überzeugend sind. Denn daß man in dem *z* nicht die beiden Laute *t* / *s* getrennt neben einander tönen hört, ist freylich gegründet; wohl aber enthält jener Laut eine Mischung oder Verschmelzung beider, und macht somit den Uebergang von den *Stof-* zu den *Sauselauten*. — Der *Sauselaute* sind 4: *f*, *s*, *sch* und *g*. Statt des *g* würde Rec. *ch* setzen, welches diesen Laut am bestimtesten bezeichnet, während *g* nur in gewissen Fällen sich demselben annähert. — Zwar sucht sich der Vf. (S. 36.) gegen den Vorwurf zu vertheidigen, daß er für den Buchstaben *ch* keinen besondern Laut angenommen. Er betrachtet *ch* nur als Zeichen des *doppelten Sauselautes g*, weil 1) kein einziges deutsches Wort damit anfangt; 2) sein Zeichen, aus *c*, *h* zusammengesetzt, auch seine Bildung mehr zur Uebersetzung fremder Wörter hinweise; 3) wenn man ihn nicht mundartlich-fehlerhaft als Kehl laut spreche, er ganz die Bildung (den Laut) eines verdoppelten Sauselautes *g* annehme. In dieser ganzen Darstellung aber verräth sich deutlich des Vfs. Unbekanntschaft mit der historischen Grammatik. Eben die Aussprache des *ch* als Kehl laut ist gewiss im Alt- und Mittelhochdeutschen, wie noch jetzt im südlichen Deutschland und in der Schweiz, die herrschende gewesen. Erst die spätere, die harten Consonanten-Laute mildernde Aussprache hat ihn dem *g* näher gebildet, welches seinerseits in dem Laute, den es am Ende der Wörter meistentheils erhält, sich dem *ch* annähert hat. Auch findet sich neben dem *g* das *ch* schon in der ältern deutschen Sprache, ja sogar in weit umfassenderm Gebrauche, als gegenwärtig, da es ehemals oft auch das *k* vertrat. Des Vfs. Vermuthung ist also geschichtlich durchaus ungegründet. Um sich vollends zu überzeugen, daß *ch* ein sehr alter echt-deutscher Laut und Buchstabe ist, der ursprünglich auch anlautend war, sehe Hr. St. nur *Grimm's Grammatik*, Th. I. S. 183 ff. vergl. mit S. 427 ff. — Wenn endlich der Vf. es auffallend findet, daß *g* nicht verdoppelt wird und *Flagge* für die einzige Ausnahme hält, so hat er Wörter wie *Dogge*, *Egge*, *Flügge*, *Roggen* und mehrere mundartliche und Eigennamen übersehen. Wie verschied-

den aber erscheint hier der Laut des verdoppelten *g*, als Stofslaut von dem des *ch*! — Hält man nun diesen echten Laut des *gg* fest, wie kann dann *Lerge*, *maggen*, *glückliche* als gleichlautend mit *Lerche*, *machen*, *glücklich* gelten, wie es dem Vf. wirklich erscheint (S. 38.)? — Die andern Gründe des Vfs. sind von noch geringerem Belange. — Uebrigens empfehlen wir diesen ganzen Aufsatz, der, abgesehen von dem eben gerügten Irrthume, von gründlicher Einsicht in die Laut-Mechanik zeugt; jedem Sprachlehrer zu eigner prüfender Lefung. Mit Recht findet der Vf. in der gründlichen Behandlung der Lautkunde den Weg, zu einer allgemeinen reinen Aussprache bey dem ganzen deutschen Volke zu gelangen, wie auch zur gehörigen Würdigung der verschiedenen Mundarten, so wie der Hauptsprachen selbst. Zwar ist das Wort in der ausgebildeten Sprache nur Zeichen, nicht Bild des Begriffes; allein auch der Körper der Sprache ist höchst bedeutsam, und begründet eine Sprach-Physiognomik, vermöge welcher der individuelle Charakter des Volksstammes, ihm selbst unbewusst, sich dem Eingeweihten kund giebt. Nur ist es sehr schwer, hierin zu voller Klarheit zu gelangen, da es noch Niemand gelungen ist, den ursprünglichen Grund-Charakter der einzelnen Laute bestimmt aufzuzeigen und in allen seinen Nüancen zu verfolgen.

Weit weniger Beyfall verdienen die übrigen Abhandlungen, bey denen wir uns kürzer fassen können. Der Vf. hält sich hier nicht in den Schranken des Sprachlehrers und Forschers, sondern tritt als Sprachreformer auf, und schüttet häufig das Kind mit dem Bade aus, indem er nach seinen Ansichten der größern Bequemlichkeit und Regelmäßigkeit wegen Alles auf einen Leisten zu schlagen sucht. So verwirft er in dem 2ten Aufsatze „über die Buchstaben der deutschen Sprache“ zwar das *y* in deutschen Wörtern mit Recht. Allein er will auch das *v* verbannen und durch *f* ersetzen. Eben so sollen *c*, *ph*, *qu* und *x* ganz wegfallen, und durch *k* oder *z*, *j*, *kw*, *ks* ersetzt, ferner *ck* mit *kk*, das tiefe *e* mit *ä* vertauscht werden, u. dgl. m. S. 51 ff. wird der Grundsatz aufgestellt: „Welches Wort auf deutsche Zunge genommen wird, hat sich künftig nach den Gesetzen derselben zu richten.“ Man soll demnach alle fremden Wörter, selbst Eigennamen, der deutschen Aussprache gemäß sprechen. Nimmerehr wird der Vf. diese Forderung durch Berufung auf den alles Fremde verstümmelnden und verdrehenden Gebrauch anderer Nationen rechtfertigen. Sollen wir diesen offenbaren Vorzug aufgeben, um auch hierin der Sitte des Auslandes zu huldigen? — Unnöthigerweise fordert ferner der Vf. (S. 53.) für manche Wörter, z. B. *Namen*, *Öl* das Dehnungszeichen zurück, dem er eine tonmalerische Kraft zuschreibt. Diese aber liegt doch wohl nur in der Aussprache, nicht in der schriftlichen Darstellung jener Wörter, die durch Weglassung des Dehnzeichens in ihrem Laute keine Aenderung erleiden. Ferner dringt der Vf. auf Vereinfachung der Bezeichnungsweise der

Dehnung, indem man entweder durchgängig das *h*, oder die Verdoppelung des Vocals, oder einen Quersrich über demselben anwenden solle. Jede dieser Neuerungen ist gleich gewaltiam und entstellend. Beyfallswerth aber ist der Vorschlag (S. 65f.), das *ss* überall nach einem geschärften Vocal, also auch da zu schreiben, wo es am Ende der Sylben gemeinhin mit einem *ß* vertauscht wird.

Der 3te Aufsatz „über die aus dem Grundwesen eines Satzes abgeleitete Eintheilung der Wörter in allgemeine Ordnungen (besser: Classen), und die schickliche Benennung dieser letztern“ enthält eine im Ganzen richtige und klare Entwicklung des Gegenstandes; jedoch eben nichts Neues, außer etwa, daß der Vf. die *Pronomina* und die *Participien* als besondere Wörter-Classen streicht, indem er jene theils den Substantiven, theils den Adjectiven, die Participien den letztern beysügt. Ganz mit Unrecht will Hr. St. das unbestimmte *ein* nicht als Artikel, sondern nur als Zahlwort gelten lassen. Er sehe nur, wie sich beide Begriffe im Englischen zu zwey verschiedenen Wörtern, *a* und *one*, ausgebildet haben. — In der 4ten Abhandlung „über die Beugungsweisen der deutschen Namenswörter“ stellt der Vf. ein neues dreytheiliges Declinations-System auf, das jedoch weder historisch begründet, noch praktisch-bequem ist. Ins Einzelne zu gehen verbietet uns der Raum. — Für die Declination der Eigennamen fordert Hr. St. manche ganz willkürliche Neuerungen; wie es denn überhaupt sein Grundsatz ist, Alles auf die Regel zurückzuführen, die noch dazu oft eine eigenmächtig erfundene ist, und wo möglich gar keine Ausnahme bestehen zu lassen. — 5. Ueber die aus der Natur des Satzes gleichfalls nothwendig hervorgehenden fünf Beugungsfälle der Namenswörter. Der Vf. will den *Vocativ* in die deutsche Declination zurückrufen, den man ja seinem Begriffe nach wohl anerkennt, aber nur deswegen ausläßt, weil er nie eine eigenthümliche Form hat. Nach des Vfs. Ansicht aber macht nicht die Veränderungsform, sondern die Stellung im Satze den Fall aus. Diesem Grundsatz gemäß muß er also auch in Sprachen, die, wie die französische und italienische, das Wort selbst gar nicht abändern, sondern die Verhältniß-Beziehungen nur durch Präpositionen bezeichnen, eine Declination annehmen; von welcher Ansicht man längst zurückgekommen ist. — Die für die Casus vorgeschlagenen deutschen Benennungen sind ungenügend. Wer erräth, daß der Vf. unter *Bestimmungsfall* den *Accusativ*, unter *Erklärungsfall* den *Genitiv* versteht? Das Wesen dieser Fälle ist durch jene Benennungen keineswegs bezeichnet. — 6. Ueber einige Eigenheiten der deutschen Zustandswörter. Von einer irrigen Ansicht ausgehend will der Vf. die Eintheilung in *transitive* und *intransitive* Verba abgeschafft wissen. Ferner will derselbe das deutsche *Präsens* zur *zeitlosen Form* machen, weil es auch mitunter für die Zukunft und Vergangenheit gebraucht wird. Als wür-

wurde durch solche unzeitliche Anwendung die ursprüngliche Bedeutung aufgehoben!

K. H.

LITERATURGESCHICHTE.

- 1) STOCKHOLM: *Egenhändige Anteckningar af Carl Linnæus om sig själv med anmärkningar og tillägg af Adam Afzelius*. 1823. XXIV u. 248 S. gr. 4. m. Kupfn.
- 2) BERLIN, b. Reimer: *Linné's eigenhändige Anzeichnungen über sich selbst, mit Anmerkungen und Zusätzen von Afzelius*, Aus dem Schwedischen überetzt von Karl Lappe. Mit einer Vorrede von Dr. K. A. Rudolphi. Nebst Linné's Bildniß und Handschrift. 1826. XXIV u. 260 S. 8. (1 Rthlr. 6 gGr.)
- 3) LUND, gedr. b. Berling: *Antiquitates Linnæanae*. Programma, quo ad solemnem inaugurationem Philosophiæ Doctorum crastina luce celebrandam — invitat Carolus Adolphus Agardh, Philos. Doctor, Bot. et Oecon. pract. Professor R. O. 1826. Fol.

Durch die Herausgabe von Nr. 1. erwirbt sich Hr. Afzelius ein neues Verdienst um die Literaturgeschichte, da in diesem Felde des Wissens nichts anziehender seyn kann, als Selbstbiographien, die mit Wahrheitsliebe geschrieben sind. Zu dieser Zahl gehören unbestritten Linné's eigenhändige Anzeichnungen über sich selbst, deren Erscheinen bey einigen seiner Landsleute die Besorgniß erweckte, daß er dadurch an seinem Ruhm verlieren werde, da er darin gar zu eitel erscheine. Doch erinnert mit Recht der deutsche Vorredner bey Nr. 2., einer Uebersetzung von Nr. 1., wie gutmüthig diese Eitelkeit sey, und wie sie sie verletze. Dafür enthält das Werk trefflichen Schilderungen der Jugend, der Studien, des rastlosen wissenschaftlichen Eifers des unsterblichen Mannes, und kann einem jeden angehenden Gelehrten zum Lesen empfohlen werden, um auf der oft rauhen Bahn der Wissenschaft seinen Muth zu stärken und zu ehrenvoller Erstrebung des höhern Ziels zu ermuntern. Wir empfehlen auch den jüngern Naturforschern angelegentlich die trefflichen Erinnerungen des Hn. Geh. R. Dr. Rudolphi an Linné's unvergängliche Verdienste und seine Ermahnungen, auf dem von dem großen Schweden vorgezeichneten Wege fortzuschreiten, weil er der einzige ist, der zur wahren Naturforschung führt. Man hat zwar von Linné schon mehrere Biographien, die der Herausg. chronologisch aufzählt, doch ist die vorliegende ohne allen Zweifel die vollständigste, da sie sich bis zum Herbst des J. 1776 erstreckt, d. h. so weit, als sie von Linné selbst möglicher Weise geschrieben werden konnte: denn er ward bekanntlich über ein Jahr vor seinem am 10ten Januar 1778 erfolgten Tode durch Krankheit verhindert, die Feder zu führen. Die eigenhändige Handschrift fand sich unter den Papieren des Sohnes, und der ver-

lorbne Professor Joh. Gustav Acrel brachte die losen Blätter in eine gewisse Ordaung und rettete sie vor dem Untergange. Er liess sie einbinden, nachdem sie von ihm mit verschiednen Beylagen waren vermehrt worden. Die eigentliche Lebensbeschreibung ist in Form eines Tagebuchs und bildet mithin kein abgerundetes Ganzes. Linné nennt sich immer in der dritten Person. Eine ähnliche unzusammenhängende Form hat, was er über seine zahlreichen Schriften und Erfindungen (eigentlich Entdeckungen), seinen Briefwechsel, seine Person und seinen Charakter, sein Glück und seinen Ruhm, so wie über die Urtheile gelehrter Männer über sich sagt. Allenthalben ist der systematische Geist sichtbar, in dessen Gewand er seine Gedanken einzukleiden pflegte. Ergetzt hat uns der Abschnitt „*Flora Leih-regiment*“ betitelt, wo das Officierscorps dieses Regiments namentlich aufgeführt wird. Linné ist General, Jusseu (Bernhard) General-Major, Haller Obrist, und so geht es herunter bis zum Feldwebel: Joh. Georg Siegesbeck, prof. petrop. Die Zusätze und Berichtigungen sind zahlreich. Der Herausg. entlehnte sie aus andern ungedruckten, aber zuverlässigen Quellen, wie z. B. den fast ganz von Linné's Hand geschriebenen Protocollen der medicinischen Facultät zu Upsala u. s. w. Auch sie sind keines Auszugs fähig.

Hr. Afzelius ist es geglückt, nicht weniger als 494 Briefe Linné's, wovon 468 Originale und 36 Abschriften sind, durchzugehen. Sie zeugen unwidersprechlich von der unermüddlichen Arbeitsamkeit, dem enthusiastischen Eifer des Vfs. für seine Wissenschaft, seiner Erkenntlichkeit gegen seine Wohlthäter und dem Eifer; seinen fähigen Schülern zu dienen. Hier wird eine kleine Auswahl von achtzehn solcher Briefe, nach den Jahren geordnet, mitgetheilt, die sämmtlich an Schweden gerichtet sind. Vorher zählt Hr. Afz. die ihm bekannt gewordenen bereits gedruckten Briefe von Linné auf; wir vermissen aber darunter: die drey in *Millin's Magazin encyclopédique* (1805 u. 1807. Tome V. p. 354.) abgedruckten Briefe an den Abbé Duvernoy und an Gérard, der sich selbst „*Correspondant de Linnæus*“ unterzeichnet; diejenigen, die in *Christian Friedrich Ludwig's Series epistolarum virorum celeberrimorum præteriti seculi ad C. G. Ludwig, professorem med. lipf. scriptarum*. Lipsiæ 1821. 4. enthalten sind, und endlich die gerade in dieser Beziehung äusserst wichtige *Selection of the correspondence of Linnæus by Sir J. E. Smith*. London 1821. 2 Bände. Die vollständige Herausgabe des Linné'schen wissenschaftlichen Briefwechsels wäre ein sehr verdienstliches Unternehmen. Ohne Zweifel würden sich in Deutschland noch zahlreiche Materialien dazu auffinden lassen, da Linné sehr viele Correspondenten in diesem Theil von Europa hatte, und jedenfalls weit mehr als in Nr. 2. S. 87. genannt werden. Zu einer solchen Sammlung liefert

Nr. 3. vier interessante Beyträge, nämlich vier von Linné in schwedischer Sprache an *Olaus Celsius*, der

den Bergwerkseigenthümer (*Bruts Patron*) *Belvoir* und den Archiater Dr. *Baeck* geschriebene Briefe. Da sie aus den Jahren 1736, 1739, 1767 und 1776 herrühren, so bezeichnen sie gleichsam vier Stadien im Leben ihres Verfassers. Sie sind hier auch ins Lateinische übersetzt und mit den erforderlichen Erläuterungen versehen. Der letzte deutet bereits auf den kindlichen Zustand, in den der große Mann verfallen war. Auch stand Hr. *Agardh* lange an, ihn bekannt zu machen, doch siegten zuletzt folgende, den Inhalt genau bezeichnende Betrachtungen: „*Sunt insuper verba male scripta, saepe lectu difficillima; abrupta, ut loquuntur infantes, qui uno vocabulo saepe totam periodum exprimunt. Sed in infirmitate, quanta firmitas amicitiae, quanta in divina voluntate requies! Jam flores, jam systemata cum ipsa memoria evanuerant; remanebat ex immenso ejus studio naturae, nil nisi sensus ille praesentiae numinis, quem ex quaque herba per vitam quotidie imbiberat, quemque totius scientiae finem praedicabat.*“ — Das Programm enthält auch sonst noch schätzbare Beyträge zur schwedischen Literaturgeschichte, indem es außer den Namen, Titeln, dem Geburtsort u. s. w. der zu promovirenden Doctoren noch ein genaues Verzeichniß ihrer gedruckten Schriften liefert. Die 41 Kandidaten, alle geborne Schweden, folgen nach den Provinzen auf einander. Vorangeschickt werden die „*Nomina philosophiae doctorum semisaecliarum.*“ Es sind deren nicht weniger als fünf, namentlich: *Olaus Agrell, Andreas Hylander, Academiae Carolinae jam senior, Johannes Schenmark, Magnus Lönnberg und Petrus Magnus Lovén.* Alle bis auf den Vorletzten haben sich durch akademische oder andre Schriften bekannt gemacht.

KOPENHAGEN, gedr. b. Brännich: *Literaturlexicon* ved Niels Christian Øst, Overkrigscommiffair, Fortsættelse af etc. (*Literaturlexikon* von N. Chr. Øst, Fortsetzung des *allgemeinen Lit. Lex.* von Nyerup und Kraft.) 1826. Nr. 1. 82 S. 8. (2 Mk.)

Die Schrift, als deren Fortsetzung die vorliegende sich ankündigt, ist bald nach ihrer Erscheinung (f. A. L. Z. 1821. Nr. 66.) angezeigt, und nach ihren Vorzügen, wie nach ihren kleinen Mängeln, gewürdigt worden. Zu den Letzten gehörte das unbequeme Format, die Aufnahme von allzu unbedeutenden, oft nur sehr uneigentlich so genannten Schriftstellern, und eine übertriebene Sparsamkeit in der Mittheilung der Lebensumstände der verschiedenen Verfasser, von denen doch die *wichtigsten* auf dem Haupttitel versprochen waren. Die *Nyerup-Kraft'sche* Schrift bedurfte also nicht nur im Verlaufe der Zeit der *Fortsatzung*, sondern hier und da selbst der *Ergänzung* dessen, was man ungern in ihr vermißte. In beider Hinsicht unterzog sich daher Hr. Øst einem Geschäft, für welches er,

wenn er es vollenden sollte, den Dank des Publicums verdient. Er gedenkt dieselbe Hefeweise, 2 Bogen zu jedem Hefte, gedruckt in 8. mit Petitschrift, 2 Columnen auf jeder Seite, 49 Zeilen für jede Columnne, zum Theil mit abgekürzten Wörtern, um Raum zu gewinnen und den Abnehmern für ihr Geld soviel als möglich zu liefern, herauszugeben. In höchstens 1 Jahre soll das Ganze, bestehend aus 9—12 Hefen vollendet seyn und dann 24 Mk. dän. oder 4 Rthlr. kosten. Den Vf. kennt das dän. Publicum bereits aus frühern Schriften, z. B.: *Die erste dänische Schrift im 10ten Jahrhundert, oder neue Materialien zur Geschichte der Druckfreyheit* u. s. w. Kopenh. 1801. *Intelligenzblätter für Literatur* u. s. w., als Freund, Kenner und Beförderer der Literatur; und man darf sich demnach auch von diesem Unternehmen etwas recht Gutes versprechen. Diese *erste* Nr., welche als Probeheft erscheint, geht nur von A bis Becker, und bey der Vergleichung zwischen den darin gelieferten Artikeln und denen, welche bey Nyerup unter denselben Buchstaben (Th. 1. S. 1 bis 48. in Quartformat) vorkommen, findet Rec. Hr. Ø. leistet, was er versprochen hat. Der ausführlichste und zugleich interessanteste Artikel, welchen dieses Probeheft mittheilt, ist der von *Jens Immanuel Baggesen*. Er fällt nicht weniger als 16 Columnen; wogegen demselben Gegenstande bey Nyerup (S. 30.) nur etwas über 2 Quartcolumnen gewidmet sind. Sollten mehrere Artikel mit derselben Ausführlichkeit behandelt werden — und an Stoff dazu haben es die 6—8 Jahre, die seit dem Drucke von Nyerup's Werk verfloßen sind, gewiß nicht fehlen lassen — so dürfte 1 Jahr bis zur Vollendung des Ganzen eben so wenig, als 24 ihm gewidmete Bogen ausreichen. Ueber den vollen Werth des Werks läßt sich erst nach dessen Schlusse urtheilen. Der Druck ist rein und schön, aber leider! für angegriffene oder durchs Alter geschwächte Augen nicht zuträglich.

SCHÖNE KÜNSTE.

WÄZNAS, in d. Etlinger. Buch- und Kunsth.: *Blätter aus Frankensels Tagebuch.* Von *Albert Grafen zu Pappenheim*, Kön. Bayer. Obersten u. Adjud. Sr. Maj. d. K. v. B. *Zweyter* Band, mit einem Titelkupfer. 1826. 209 S. 8. (1 Rthl. 8gGr.)

Das dem *ersten* Theil dieses Romans in dieser A. L. Z. (Erg. Bl. 1826. Nr. 19.) ertheilte Lob können wir auch auf diesen *zweyten* Theil ausdehnen. Freylich verliert sich nun die Spannung, und die natürliche Auflösung der wunderbaren Erscheinungen. *Faniska's* will der Phantasie eben so wenig behagen, wie die in *Wagner's* Gespensterhistorien; obwohl die Begebenheiten der Heldin, die sich unter Räubern, Soldaten, Carbonari's herumtreibt, wirklich zuweilen gar ungewöhnlich und unwahrscheinlich sind. Indessen ist die Schreibart des Vfs. gewandt und anziehend. Einige kleine Fehler der Sprache mögen auf Rechnung des Setzers und Correctors kommen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

April 1827.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BASEL, b. Neukirch: *Predigten*, theils *auslegend*, theils *abhandelnder* Art. Von Dr. Wilhelm Martin Leberecht de Wette. Erste Sammlung. 1826. IV n. 199 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Obgleich der als Theolog und Schriftsteller schon längst rühmlich bekannte Verfasser dieser Kanzelvorträge sich über den auffallenden Titel derselben nicht klärt hat, so sieht man doch aus ihnen selbst, daß die Ausdrücke: *theils auslegend, theils abhandelnder Art*, nichts anders sagen sollten, als, nach gewöhnlichem Sprachgebrauch: *theils Homilien, theils Predigten*. Die vorliegende Sammlung besteht nämlich aus zehn Vorträgen, unter welchen der erste, der zweyte und der zehnte sogenannte *Homilien*, die sieben übrigen aber eigentliche (synthetische) *Predigten* sind. Die Homilien haben zum Gegenstande: Martha und Maria, oder die Empfänglichkeit für das Höhere, über Luc. 10, 38 — 42; Jesus, seinen Jüngern die Füße waschend, über Joh. 13, 1 — 15; vom Reichthum in Gott, über Luc. 12, 16 — 21. In den Predigten sind folgende Hauptplätze abgehandelt: Die Liebe ist größer, als der Glaube und die Hoffnung, über 1 Cor. 13, 13; der Geist, die Quelle des wahren christlichen Lebens, über Gal. 5, 22; der Bekenner Christi, über Matth. 10, 82; Weihnachten, das Fest froher Hoffnungen, über Jes. 9, 2; von der christlichen Hingebung, über Joh. 12, 24; die tröstende und heiligende Kraft des christlichen Glaubens an die Unsterblichkeit, über Joh. 14, 1 — 6; wie hoch Christus die menschliche Natur stellt, über Matth. 18, 10. — Daß die Ausführung dieser interessanten Themen viel Gutes und Erbauliches, manches Treffliche und schön Gefagte darbiete, läßt sich von einem so geistreichen und vielseitig gebildeten Gelehrten, wie der Vf. ist, durchaus nicht anders erwarten. Ob aber im Ganzen, oder in wiefern diese Predigten und Homilien angehenden Kanzelrednern als Muster empfohlen zu werden verdienen, darüber zu entscheiden, möge, so wie eine in das Einzelne gehende Beurtheilung derselben, denjenigen Blättern überlassen bleiben, welche vorzugsweise der homiletischen Kritik gewidmet sind. Rec. gestattet sich hier nur einige wenige Bemerkungen über einzelne Ansichten und Darstellungen des Vfs., von deren Richtigkeit und Zweckmäßigkeit er sich nicht hat überzeugen können. — Daß in der ersten

Homilie die Worte: *Eins ist noth*, von der vor allen Dingen nöthigen Sorge für die unsterbliche Seele erklärt werden, kann Niemandem zum Anstoß gereichen, der es weiß, daß die Gründe für eine andre bekannte Auslegungsart dieser Worte von mehreren beachtungswerthen Gelehrten keineswegs für entscheidend gehalten werden. Aber nicht im Text gegründet ist das Urtheil, das hier über die Martha gefällt wird: „Sie scheint von einer solchen Sinnesart gewesen zu seyn, daß sie *wenig für geistige Eindrücke empfänglich war*, und Alles zunächst von der äußerlichen Seite nahm; sie war eine redliche, wakkere Hausfrau, aber *weltlich gesinnt, in weltlichen Geschäften befangen und nicht nach Höherm trachtend*. Ungleich treffender scheinen unter Andern Niemeyer (in seiner Charakteristik der Bibel) und Paulus (in seinem philologisch-kritischen und historischen Commentar über die drey ersten Evangelien) den Charakter der Martha geschildert zu haben. — Die Homilie über das *Fußwaschen*, welches Jesus an seinen Jüngern verrichtete, beginnt mit einer Betrachtung über die nach 1 Buch d. Kön. 19, 9 ff., dem Propheten Elias zu Theil gewordene Offenbarung Gottes, und diese giebt Anlaß, von dem stillen, sanften Säulen und Säulen, zu reden, „in welchem Gott sich ganz offenbarte, wie er ist, da er in seinem Sohne erliefen, dem Lamm, welches die Sünden der Welt trug“ (S. 25). Den Uebergang zu der Beschreibung des Fußwaschens macht folgende Tirade: „Ein heiliges Beben ergreift mich, indem ich mich an die Entwicklung dieses Bildes wage und die Worte des Jüngers, der an Jesu Brust lag, u. s. w. zu erklären unternehme.“ An solchen Wendungen können Zuhörer und Leser von Bildung und Geschmack eben so wenig ein Wohlgefallen haben, als an den überhäuften Exclamationen, die man in diesem Vortrage findet, z. B. in Beziehung auf die Worte des Textes: *Er wußte, daß ihm der Vater hatte Alles in seine Hände gegeben*: „O Hoheit über alle Hoheit, o GröÙe über alle GröÙe, o Siegesherrlichkeit über alle Triumphe, welche die Sterblichen feyern können! — Wie hebt sich unser Herz bey Betrachtung dieser GröÙe! das hohe Himmelsgewölbe ist klein gegen diese Erhabenheit; es rollt zusammen wie eine Buchrolle vor dieser Majestät.“(?) — Und bey den Worten, daß Jesus aufstand vom Abendmahl und anhob, seinen Jüngern die FüÙe zu waschen: „O Wunder! der Herr der Herrlichkeit, der Sieger und Herrscher der Welt, verrichtet die Dienste eines Knechts,

Rr

Knechts,

Knechts, die allerniedrigsten Dienste! Er, vor dem die Engel knien, kniet vor seinen Jüngern und wäscht ihnen die Füße. O Demuth, o Selbstverleugnung sonder Gleichen! O Hoheit in der Knechtsgeheimniß! — Uebrigens erklärt der Vf. die Absicht Jesu bey dem Fußwaschen seiner Jünger auf eine ganz erbauliche Art, obgleich einzelne in dieser Erklärung vorkommende Aeußerungen mit Recht befremden dürften, z. B. die Klage, daß der Tod Christi weit mehr die Aufmerksamkeit der Christen auf sich gezogen habe, als das Fußwaschen, und daß dieser schöne Gebrauch fogar aus der evangelischen Kirche verschwunden sey. (S. 34.) Wenn der Vf. behauptet, „wir verstehen die hohe Wahrheit nicht, daß wir durch sein (Jesu) Fußwaschen, eben so wie durch seinen Tod, Theil an ihm haben“: so erklärt er sich hierüber auf folgende Weise: „Das Fußwaschen war eine Handlung der Selbstverleugnung, und wer sie an sich verrichten liefs in dem Sinne, daß er sie nachahmen und sich selbst verleugnen wollte, der wurde dadurch gereinigt; aus dessen Herzen wich alle Selbstsucht, und der hatte Theil an seinem Erlöser. *Nicht anders reinigt uns auch der Tod* (oder das Blut) *Jesu von unsern Sünden.* Wenn wir nicht mit Christi Leibe unsern eignen Leib (?), unsre Lüste und Begierden, unsre Selbstsucht und Hoffahrt an das Kreuz schlagen, so haben wir keinen Theil am Tode Jesu. Wenn wir nicht mit gläubigen, liebenden Herzen in dem Gekreuzigten die hingebende, reine, göttliche Liebe erkennen und deren heilende Kraft in uns aufnehmen, so ist Christus vergebens für uns gestorben, und wir haben keinen Theil an ihm. Lasset uns daher nicht minder auf Jesu Fußwaschen, als auf seinen Tod hinsehen; laßt uns, in dem Einen wie in dem Andern, die überschwengliche Liebe Jesu erkennen und mit ihrer reinigenden Kraft unsre Herzen reinigen!“ Kürzer und verständlicher hätte sich wohl der Vf. hier ausdrücken können, wenn er nichts Andres sagen wollte, als dies: Wenn wir uns die Selbstverleugnung, die über allen Eigennutz erhabene Liebe eigen machen, welche Jesus, indem er seinen Jüngern die Füße wusch, so wie (insonderheit) durch seinen freywillig erduldeten Tod, an den Tag legte: so wird uns diese Nachahmung Jesu, und in diesem Sinne sein aus unbegrenzter Liebe vergossenes Blut von unsern Sünden reinigen. Im Eingange des folgenden Vortrags versichert der Vf. (S. 42.), daß die Wahrheit: „die Liebe sey größer, als der Glaube und die Hoffnung“, *das tiefste Geheimniß des Christenthums* sey. Gleichwohl ermuntert er seine Zuhörer, die Gründe aufzufinden, aus denen die Liebe größer ist, als der Glaube und die Hoffnung, und fügt hinzu: „Haben wir dieses eingesehen, so werden wir auch zugleich erkennen, daß und warum die Liebe mit dem Glauben und der Hoffnung verbunden seyn muß, und daß die Schrift Recht hat, wenn sie den Glauben zur Bedingung der Seligkeit macht.“ Wie läßt sich aber die hier aufgestellte Wahrheit durch Gründe beweisen und einleuchtend machen, wenn sie *das tiefste Geheimniß*

ist? Der Vf. unternimmt dies, indem er lehrt: *Die Liebe ist größer, als der Glaube und die Hoffnung,* 1) weil sie beiden zum Grunde liegt; 2) weil sich in ihr der Glaube bewähren muß; 3) weil sie ewig und unvergänglich ist. Um zu beweisen, daß die Liebe dem Glauben und der Hoffnung zum Grunde liege, beruft er sich auf die gemeine Erfahrung, daß man das glaube und hoffe, wozu das Herz sich hinneige, oder was man liebe und wünsche, und folgert hieraus, daß man an Gott und Jesum glaube, weil sich das Herz zu Gott und Jesu hingezogen fühle, da man von Gott, dem Schöpfer, und Jesu, dem Erlöser, das hoffe, was man wünsche. Aber zu geschweigen, daß jene Erfahrung manche Ausnahme leidet, indem viele Menschen, zufolge der ihnen eigenthümlichen Gemüthsart, das nicht zu glauben und zu hoffen wagen, was sie aufs stärkste wünschen, — so fragt es sich: Wie kann in einer menschlichen Seele Liebe (die kein instinctartiges Verlangen ist) zu irgend einem Gegenstande, insonderheit Liebe zu Gott, dem Schöpfer, und zu Jesu, dem Erlöser, entstehen, wenn nicht schon früher eine Vorstellung von dem zu liebenden Gegenstande, von Gott, dem Schöpfer, und von Jesu, dem Erlöser, in ihr erweckt worden ist? Wenn aber die Liebe, von welcher hier die Rede ist, nur durch Vorstellungen erweckt werden kann: folgt dann nicht hieraus, daß die Liebe, anstatt der Grund des Glaubens und der Hoffnung zu seyn, vielmehr aus diesen entspringe? Nach der Vorstellung, die sich Hr. de W. von dem Verhältniß der Liebe zum Glauben und zur Hoffnung macht, bedürfen wir gar keiner vernünftigen Gründe, um etwas zu glauben und zu hoffen; wir dürfen nur etwas wünschen, um gewiß seyn zu können, daß das Gewünschte vorhanden sey und uns auch wirklich werde zu Theil werden. „Wir hoffen, sagt er, was wir lieben. — Wer kann an der Unsicherheit zweifeln, der da liebt? Ihr Gatten, ihr Aeltern, ihr Freunde, ihr Liebenden! liebt nur recht, liebet rein und tief; so dürft ihr nicht vor dem Verluste eurer Lieben zittern; die Hoffnung und der Trost kann euch nicht fehlen, und die Furcht des Zweifels wird euer Herz nicht berühren.“ — Durch den zweyten Grund, den der Vf. zum Beweise seines Hauptplatzes darbietet, wird der erste völlig aufgehoben: denn wenn sich der Glaube in der Liebe (oder vielmehr durch die Liebe) bewähren soll, so muß ja der Glaube nothwendig eher als die Liebe seyn; eben dieses behauptet der Vf. selbst im zweyten Theile der Predigt, wo er den Glauben als Bedingung der Liebe und Seligkeit darstellt. — In der folgenden Predigt, welche *den Geist als die Quelle eines wahren, christlichen Lebens* betrachten lehrt, soll zuerst gezeigt werden, was dieser Geist ist; und zweytens, welche die Früchte sind, die aus ihm hervorgehen. Im ersten Theile wird zwar erklärt, daß, wenn die heilige Schrift dem Geiste das *Fleisch* entgegensetze, durch dieses unsre sinnliche Natur mit ihren auf die irdischen Dinge gerichteten Trieben und Lüsten zu verstehen sey; doch

wird

wird zugleich gesagt, daß *Pneuma* durch den Geist die höhere, geistige Natur im Menschen bezeichnet, so sehr dies auch dem Sprachgebrauche des Apostels, dem Context Gal. 5, 16—18, und der Darstellung einer gedoppelten Natur im Menschen, Röm. 7, 14 bis 25, genügt ist, auch überdies durch das eigne Bewußtseyn eines jeden Menschen bestätigt wird. Ist, wie der Vf. behauptet, der Geist, der den Menschen weise und heilig macht, etwas außer diesem Vorhandenes, „jener Hauch des Höchsten, durch welchen das Himmelsheer gemacht wurde; jener Geist, der über den Wassern schwebte bey der Schöpfung und die Grundstoffe der Dinge: errögte und befruchtete: so ist der Mensch kein freyes Wesen, seine Bildung, seine Veredlung, seine Erhebung über seine sinnliche Natur zu immer größerer Aehnlichkeit mit Gott ist, unabhängig von seinem eignen Entschlusse und Bestrebungen, das Werk einer fremden Kraft und Thätigkeit. Und so stellt auch der Vf. die Sache wirklich vor, wenn er sagt: „dieser Geist ist eine schöpferische Kraft. So wie er die Welt geschaffen, wie die Menschenknecht ein Ausfluß von ihm sind: so schafft er auch Leben, neues, herrliches Leben, wenn sich seine Kraft auf eine besondere Weise in ein Menschenherz oder in einen menschlichen Verein ergießt. — Eine solche Ergießung dürfte jedoch für überflüssig zu halten seyn, wenn, wie der Vf. im zweyten Theil seiner Predigt sagt, „dieser Geist schon in uns wohnt; ein Hauch von ihm jede Menschenbrust erfüllt.“ Aber welche Vorstellung sollen wir uns nun von dem schon in uns wohnenden Geiste machen? Sollen wir uns in ihm jene schöpferische Kraft denken, welche die Welt erschaffen, jenen Hauch des Höchsten, durch welchen das Himmelsheer gemacht wurde, der bey der Schöpfung über den Wassern schwebte u. s. w.? — In welche lustigen Regionen ungeräumter Phantasien würden wir alsdann gerathen! — Zu den besten Kanzelvorträgen in dieser Sammlung gehört, nach des Rec. Urtheil, wegen ihres Reichthums an trefflichen Ideen und Ermunterungen, die Predigt über Joh. 12, 24, von der christlichen Ergebung. Doch ist von der Predigt selbst der Eingang zu unterscheiden, worin von einer doppelten Betrachtungsart des Todes Jesu gehandelt wird. Der Vf. bemerkt, daß die Betrachtung des Todes Jesu, als eines Todes der Versöhnung zwischen Gott und Menschen, leicht auf eine Gottes unwürdige und für die christliche Sittlichkeit schädliche Weise angewendet werden kann; daß die Lehre vom Versöhnungstode Jesu schwierig sey, auch verschiedene Ansicht und Behandlung erlaube, daher auch ein Gegenstand des Streits gewesen sey und die christliche Liebe gestört habe; weshalb man die sittliche Betrachtungsart des Todes Jesu, als eines Todes der Aufopferung, und für uns eines Vorbildes der liebenden Hingebung, weit mehr, als zu geschehen pflege, geltend machen sollte; „man sollte“, sagt er, „mit Nachdruck behaupten, daß wir nur durch Jesu Tod versöhnt werden, wenn wir denselben in unserm Leben wiederholen(?) und

den Geist, Kraft dessen Christus gestorben, in uns aufzunehmen und in Gesinnung und That beweisen.“ (S. 119 ff.). Wenn aber dies die wahre Ueberzeugung des Vfs. ist, welches man um so eher annehmen darf, da er sich in der Homilie: *Jesus, seinen Jüngern die Füße waschend*, auf gleiche Weise ausgesprochen hat: so muß es nothwendig befremden, daß er damit noch immer die Vorstellung vereinigen zu können glaubt; „der Tod Jesu, als ein Tod der Versöhnung zwischen Gott und Menschen, sey für uns *Grund und Stütze des Glaubens* an einen die Sünde verzeihenden und die Sünder zu Gnaden annehmenden, liebenden Vater im Himmel; des Glaubens, der uns beruhigt und mit kindlichem Vertrauen gegen Gott erfüllt.“ Widersprüche vereinigen zu wollen, bleibt immer ein undankbares Geschäft. — Im Eingange der Predigt, welche das Thema hat: *Wie hoch Christus die menschliche Natur stellt*, redet der Vf. von der Arglist und Verführung der bösen Geister, deren Einflüsse selbst die Jünger Jesu unterlagen, und scheint die biblischen Ausdrücke: der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe u. s. w.; und: der Satan fuhr in das Herz des Judas Ischarioth, ganz eigentlich verstanden wissen zu wollen. In der Predigt selbst legt er den Reichen und Völkern, auch einzelnen Menschen, wie dem jungen Tobias, vorzüglich aber den Kindern, bestimmte Schutzengel bey, die in Gefahren sie behüten, die Streiche des Todes von ihnen abwenden, ihre Augen und Ohren halten, daß das Böse nicht in sie eindringe u. s. w., und behauptet, daß diejenigen Engel, welche über die Kinder wachen, dem Throne Gottes besonders nahe stehen, gleichsam so, wie vornehme, vertraute Diener dem Herrscherthron am nächsten stehen, während die übrigen entferntere, niedrigere Plätze einnehmen.“ Wer sich mit diesen und ähnlichen Ansichten des Vfs. nicht befreunden und solche nicht für biblische Glaubenslehren halten kann, dem wird ein großer Theil dieser Predigt keine Erbauung gewähren können.

Daß Hr. de W. die Sprache vollkommen in seiner Gewalt hat und seine Gedanken mit eben so vieler Klarheit als Gewandtheit, mit eben so vieler Kraft als Anmuth darzustellen weiß, ist aus mehreren seiner frühern Schriften hinlänglich bekannt. Auch diese Predigten geben davon manche erfreuliche Beweise, wenn gleich nicht immer der Ausdruck mit Sorgfalt gewählt, und nicht allenthalben dem Vortrage die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet worden ist, wie schon aus einigen der angeführten Stellen zu ersehen seyn wird. Edel und würdig ist meistens die Sprache in den Gebeten, welche man hier liest, und selten wird man Stellen in ihnen finden, wie die folgende (S. 120.): „O Vater und Schöpfer! Du hast uns das Leben gegeben; du hast uns als Weizenkörner auf deinem großen Acker ausgesäet! *Lass die warme, treibende Feuchtigkeit der Erde uns durchdringen und auflösen*, und den Keim eines fruchtbaren Lebens in uns erwecken!“ — So betet die wahre Andacht nicht.

ANZWEITTE ANTHEIL.

BAESLAV, b. Gofoborsky: *Die alte Lehre von den verborgenen Entzündungen durch neue Beobachtungen bestätigt.* Vom Dr. Joh. Wundt, Königl. Geheimen Medicinalrathe, Prof. der Medicin, Ritter u. l. w. Zweyte, mit Zusätzen vermehrte Auflage. 1826. 46 S. 8. (6 g Gr.)

Der Vf. dieser kleinen Schrift, die ursprünglich als Programm bey Gelegenheit der Entlassung eines Theils der Zöglinge der chirurgischen Anstalt erschien, zeigt sich in derselben als strenger Phlogistiker, wie denn überhaupt das Thema: Entzündung, unter die Gegenstände gehört, welche jetzt an der Tagesordnung sind. „Entzündung ist ihm eine gesteigerte Thätigkeit des Gefäß-Systems mit Stockung in den Capillar-Mündungen und mit einer steten unaufhaltamen Neigung zur krankhaften Bildung. Die Röthe, Wärme, Geschwulst und der Schmerz, die man wohl sonst als die charakteristischen Zeichen einer Entzündung ansah, sind theils nicht constant, theils bey Entzündung innerer Eingeweide als Symptome nicht zu ergründen, und daher auch nicht zu benutzen. Der Schmerz ist der alleinige Zufall für die Diagnose der Entzündung von der höchsten Bedeutung, ein sicheres Merkmal des schon vorhandenen oder des sich bildenden Entzündungszustandes.“ Der Vf. unterscheidet hier offenbar nicht hinreichend zwischen dem Wesen und der äußern Erscheinungs-Form der Entzündung. Als Merkmale der letztern sind Röthe, Wärme, Geschwulst, Schmerz allerdings charakteristisch, auch wenn wir sie nicht in allen Fällen wahrnehmen können; das Wesen der Entzündung machen sie freylich nicht aus, was aber, unsers Wissens, auch Niemand behauptet hat. Wollten wir sie als Merkmale verwerfen, weil wir sie bey Entzündung innerer Eingeweide nicht ergründen und benutzen können, so würde dieser Vorwurf noch im höhern Grade die Definition des Vfs. treffen: denn wie vermögen wir die Stockung in den Capillar-Mündungen und die unaufhaltame Neigung zur krankhaften Bildung in jenen Fällen zu ergründen und zu benutzen? Die erstere ist dem Auge gar nicht sichtbar, und die Resultate der letztern sind gewöhnlich erst nach dem Tode der Kranken zu bemerken. Uebrigens befriedigt des Vfs. Definition auch als solche nicht, da sie den Antheil, den das Nervensystem doch offenbar an diesem Proceß nimmt, ganz unberücksichtigt läßt. So ist auch der Vf. offenbar im Irrthum, wenn er die Eintheilungen in ishemische und ashemische, in phlegmonöse, erysipelatöse, arthritische, skrofulöse u. l. w. verwirft. Was die ashemische Entzündung betrifft, so läßt sich gar wohl

ein krankhafter Zustand denken, bey welchem die verschiedenen Systeme sowohl im Ganzen, als in dem entzündeten Theile, einen verschiedenen Grad von Lebensthätigkeit behaupten. So kann z. B. das Leben im Harngefäßsysteme im Verhältniß zum Leben der übrigen Gefäße erhöht seyn, aber dem ganzen Vegetationsproceß kann es an der erforderlichen Energie gebrachen, dem Blute an der nöthigen plastischen Lymphe fehlen, ein Zustand, welchen allerdings die Erfahrung unter der Form der sogenannten typhösen oder gangränösen Entzündung nachzuweisen scheint. Was soll man nun aber vollends dazu sagen, wenn der Vf. die Eintheilung in phlegmonöse, erysipelatöse, arthritische, skrofulöse u. l. w. Entzündung als nutzlos verwirft? denn wollten wir ihm auch zugeben, daß die stete unaufhaltame Neigung zur krankhaften Bildung, nämlich: Eiterung, Brand, Ausschwitzung, Verhärtung, Verdickung, Verwachsung u. l. w. eine wahrhaft pathognomonische Eigenthümlichkeit der Entzündung ausmache, was wir noch dahin gestellt seyn lassen wollen, da diese krankhaften Bildungen ja zu den Ausgängen der Entzündung gehören, und sich, zum Glück für die Kranken, nicht immer dazu gefellen; so sind ja gerade diese Ausgänge höchst verschieden, je nach dem verschiedenen Charakter der Entzündung; anders bey der phlegmonösen, als bey der arthritischen u. l. w., so daß eben jene Eintheilung in dieser Verschiedenartigkeit der Ausgänge ihre besondre Rechtfertigung findet. Und sollte denn der Vf., dessen ganze Schrift doch eine praktische Tendenz verräth, nicht schon von der praktischen Seite einen besondern Werth auf jene Eintheilung legen? sollte ihn die Neigung, allenthalben nur einen Entzündungsproceß zu suchen, so weit verleiten, auch alle Entzündungen nach einem Leisten zu behandeln? Das läßt sich von einem Professore der praktischen Medicin kaum erwarten.

Abgerechnet diese theoretischen Ansichten von der Entzündung, denen wir uns um so mehr entgegenzusetzen zu müssen glaubten, als sie bey neuern Pathologen immer mehr Eingang zu finden scheinen, enthält diese kleine Schrift manche brauchbare und besonders angehenden Aerzten zu empfehlende Winke, insbesondre rücksichtlich der Diagnose der verborgnen Entzündungen, und mehrere sehr lehrreiche Krankengeschichten. Die Zugabe der letztern ist um so dankenswerther, da unsre Bekanntschaft mit den Zeichen dieser krankhaften Zustände im Allgemeinen noch sehr mangelhaft ist und sich fast jeder besondre Fall durch eigenthümliche Merkmale von andern unterscheidet, und daher ein sehr specielles Studium nöthig macht.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

April 1827.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STUTTGART U. TÜBINGEN, b. Cotta: *Geist der Kochkunst*, von Joseph König. Uebersetzt und herausgegeben von C. F. v. Rumohr. 1822. VIII u. 202 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der geistreiche Vf. vorliegender Schrift, Hr. von Rumohr, ein Mann, der durch zahlreiche gehaltvolle Schriften, so wie durch vielfältige Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen Anderer dem deutschen Publicum rühmlichst bekannt geworden ist, hätte es unserer Meinung nach nicht nöthig gehabt, sich hinter den Namen seines Bedienten auf dem vorstehenden Titel zu verstecken. So wie er ein nützliches und wohlgemeintes Buch geschrieben hat, hätte er auch ohne Scheu sich als den Vf. desselben bekennen dürfen. Wirklich ist es auffallend, daß während fast nichts (die höchsten und ewigen Bedürfnisse des Menschen allerdings ausgenommen) die Menschheit so nah angeht, und so sehr interessiert, als Speise und Trank, die ersten Gründe und Bedingungen ihrer Existenz, dennoch vorzügliche Gelehrte und Denker nur mit einer Art von Scham den Gedanken an Speise und Trank in sich aufkommen lassen, und während sie mit ihren Gedanken in alle Entfernungen und Tiefen schweifen und dringen, das Allernächste und Dringendste vernachlässigen und veräußern, und gar noch auf etwas Vernachlässigung und Veräußerung, als wie auf etwas Bedeutendes und Großes, das sie dadurch leisteten, sich etwas einbilden. Zwar ist es etwas unwürdiges, nur an Speise und Trank zu denken; jedoch über Speise und Trank nachzudenken, ist ehrenwerth, zumal wenn es nicht bloß auf die einzelne Person beschränkt wird, sondern die Resultate dieses Nachdenkens und Forschens auch der Mitwelt zu Gute kommen; und es ist fürwahr eine seltsame Verwirrung der Begriffe, daß verständige und umsichtige Männer von dem Vorurtheile, das die Beschäftigung mit der Zubereitung der Speisen und Getränke gewöhnlich begleitet, sich nicht losreißen können. Wer des Kochens und Essens sich nicht schämt, sollte sich auch des Nachdenkens und Schreibens über Kochen und Essen nicht schämen, sondern auch darin einen wesentlichen Unterschied zwischen dem gebildeten Menschen und dem Barbaren suchen, daß während dieser mit roher Geßräßigkeit und Gier allen ihm vorkommenden Nahrungsstoff gedankenlos

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

verschlingt, jener mit Verstand denselben auswählt, das Gewählte künstlich und einsichtig zubereitet und den jedesmaligen Zuständen des Bedürftenden anpaßt, und dieses Zubereitete mit Vernunft gebraucht und genießt, so daß er eben in dem, worin er dem Thiere am nächsten verwandt zu seyn, ja mit ihm auf einer Stufe zu stehen scheint, seinen Vorrang vor demselben als ein vernünftiges Wesen zu behaupten weis. — Um so weniger hätte Hr. v. R. Ursache gehabt, seine Autorschaft bey diesem Buche abzuleugnen: denn wenn auch die wissenschaftliche Tendenz desselben ihn nicht schon aller Verantwortung deshalb überhöbe, so würde doch gewiß die menschenfreundliche Absicht, die er dabey gehabt hat, ihn rechtfertigen. Uebrigens können wir um so zuversichtlicher Hn. v. R. als den eigentlichen und alleinigen Vf. dieses Buches öffentlich nennen, da wir zufälliger Weise über die Entstehung desselben sehr genaue und urkundliche Nachricht erhalten haben; und wir scheuen uns nicht, dieses hier, wie es scheinen möchte gegen die Absicht des Vfs, der sich auf dem Titel und in der Vorrede maskirt hat, auszusprechen, da ihm diese Autorschaft nach unserer Ansicht keine Unehre bringen wird, eben so wenig, als es dem großen deutschen Kaiser Maximilian I., einem der hochtünigsten und herrlichsten Männer aller Jahrhunderte, Schande gebracht hat, daß er die *Köcherer und Kunst der Bankette* gründlich gelernt und wissenschaftlich geübt hat. —

Daß Hr. v. R. zu einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Kochkunst einen Beruf gehabt habe, läßt sich nach einer selbst nur flüchtigen Ansicht dieses Buches und mit Rücksicht auf seine übrigen Schriften keineswegs bezweifeln. Der Zustand seiner Gesundheit scheint ihn früher, als es sonst zu geschehen pflegt, auf die Zuträglichkeit oder Schädlichkeit der verschiedenen Speisen aufmerksam gemacht zu haben, und seine äußeren Verhältnisse machten es ihm möglich, die Sorgfalt in der Wahl und Zubereitung der Speisen wirklich zu üben, die er für sich zweckmäßig oder nöthig hielt. Vielfache Reisen durch einen großen Theil Europa's, längerer Aufenthalt in den Hauptstädten und Verkehr mit Menschen aus allen Ständen, verschafften ihm Gelegenheit, reiche Erfahrungen in dieser Hinsicht zu sammeln. Dabey führte ihn sein Studium des Alterthums, so wie die Geschichte und Kunst des Mittelalters und der neueren Zeiten oft gelegentlich auf Nachrichten und Zeugnisse über den Haushalt und die Küche der Menschen,

schen, so wie er auch zahlreiche handschriftliche Documente von großer Wichtigkeit für diesen Zweck zu sammeln Gelegenheit hatte. Dazu kamen eine gute Bibliothek von allen Schriften, die nur einigermaßen auf die Kochkunst sich beziehen, und seine und gebildete Sinne, die nicht bloß auf der Oberfläche der Dinge träge ruhen, sondern einzudringen sich bemühen, und auch die geringsten Unterschiede und Nuancen aufzufassen im Stande sind; endlich noch ein edles Gemüth, das auch wenn es zu dem scheinbar Niedrigsten sich herabläßt, doch seines höheren Strebens und geistigen Lebens sich immer bewußt bleibt, und wenn er die Interessen des Gaumens und Magens berücksichtigt, nicht aufhört, allein nur das Bild des sittlichen Menschen und seine edelsten Bedürfnisse im Auge zu haben. Deshalb haben wohl selten Verfasser gelehrter Arbeiten so ausgerüstet in jeder Hinsicht dieselben begonnen und vollendet, als Hr. v. M. das gegenwärtige Werk, welches denn auch deshalb, so wie wegen der gefälligen und heitern Form, in welcher es abgefaßt ist, zu den gelungensten Erscheinungen der neueren Literatur gehört, und von keinem unbefangenen Leser ohne Interesse und ohne Nutzen gelesen werden wird. —

Nach dem Obengesagten wird es Jedem klar seyn, daß er hier nicht ein *Kochbuch* zu suchen habe, ähnlich denen, welche alle Messen uns bringen und wiederholen, Berliner, Hamburger, Magdeburger, Bremer u. s. w. Kochbücher, welche von Garköchen oder ähnlichen Personen zusammengetragen werden, und Tausende von Recepten enthalten, um Nahrungsmittel auf die verschiedenartigste Weise, je nach den Erfordernissen der Mode oder den Anforderungen verwöhnter oder überreizter Gaumen zuzubereiten, Bücher, nach welchen so verlangend unsere Frauen und Haushälterinnen greifen, und aus denen sie meistens wenig heilsamen Unterricht schöpfen, vielmehr nur unverdauliche Gemengsel und Gebäcke bereiten lernen, die ohne einmal rechten Wohlgeschmack zu haben, doch köstlich sind. Sein Buch ist gerade diesen beliebten Kochbüchern entgegengesetzt, und kündigt der *Schlemmerey* und *Schleckerey*, die er sehr treffend schildert, einen unversöhnlichen Krieg an. — Beide Lasten bringen aber dem Menschen die größte Gefahr. Zu welchem Verderben die Schlemmerey im alten Rom ihre Anhänger führte, liegt am Tage, und als Beweis ihrer Widersinnigkeit führt der Vf. das Beyspiel eines Receptes aus des *Apicius Coelius* Buch *de obsoniis* Lib. II. cap. I. an, welches er übersetzt und erklärt. Aber auch die moderne Schlemmerey, obschon ungleich beengter und kleinlicher und gegen ihren Willen vernünftiger geblieben, als die altrömische, ist nicht minder verderblich als jene, indem sie, je beschränkter sie ist, desto mehr auch im Kleinen begünstigt, gelehrt und ausgeübt wird. Denn selbst die gemeinsten und scheinbar hausbackensten unserer zahlreichen Kochbücher sind, nach dem Vf., nichts weiter, als kleine Winkelinstiute der Schlemmerey, in denen wenig von dem die Rede ist, was jede gute Hausmutter oder

jeder andere Vorsteher einer Haushaltung wirklich zu wissen bedarf, vielmehr nur von allerley Vermischungen, Surrogaten und Verkleidungen, welche theils an sich selbst überflüssig sind, theils ihrer Natur nach der freyen, schaffenden Phantasie und dem subjectiven Geschmacke müssen überlassen bleiben; und mit Recht vergleicht der Vf. diese Kochbücher wegen ihres zwar ehrlichen und hausmütterlichen Ansehens und ihrer dennoch tief verfleckten Apiciischen Verderbtheit mit unsern marktgängigen Romanen und Tragicomödien, welche ebenfalls die innere Unsitlichkeit durch Sentiment und Treuherzigkeit zu verkleiden suchen. — Die Schleckerey ist hauptsächlich ein Laster der neueren Zeiten, und auch in Deutschland ist sie sehr allgemein, am meisten, wie der Vf. meint, in Obersachsen (S. 16). Sie zerfällt in eine häuslich-einsame, und eine häuslich-gefellige Schleckerey. „Der häuslich-einsame Schlecker unterhält eine fortwährende Verbindung mit Küche, Keller und Vorrathskammer; er meldet sich auf den ersten Blick durch verdorbene Zähne, geschwollene Augen, träumerisches Aussehen. Die häuslich-gefellige Schleckerey aber dreht sich um jene neubeliebten Vesperbrode, welche eine armuthselige Vornehmigkeit unter den Namen von *thé dansant*, *thé dégoutant* u. s. w. in Umlauf gebracht hat. Gewiß wird das geistige Leben bey diesen Gewohnheiten und Anstalten weniger gut bestehen können, als bey gesunden, derben, zwar wohl überlegten, aber schnell beseitigten Mahlzeiten.“ Am allgemeinsten und verderblichsten ist aber diese Schleckerey unter Gymnasien und Studenten, welche, um über die Elendigkeit ihres Rappenfutters oder Convictoriums u. s. w. sich zu trösten, zu allerley Zuckergebäcke und Nüchtereien ihre Zuflucht nehmen, weshalb denn die Studirenden von Schulen und Universitäten eine so von Grund aus verdorbene Verdauung hinwegzunehmen pflegen, daß ihnen späterhin weder Brunnenkur noch Reitpferd jemals zu einem gesunden und freudigen Leben verhilft. „Wer wird verkennen, daß hierin der erste Beweggrund literarischer Fehden, Unzufriedenheiten und Parteyfachen verborgen liege?“ Ja, möchten wir hinzufügen, wer begreift nicht, daß der unmittelbar damit verbundene sittliche Schade noch viel größer ist, indem alle sinnlichen Reize in der engsten Verbindung stehen, und die Herrschaft eines Sinnes auch alle übrigen steigert, so daß, wer lecker ist, fast ohne Ausnahme auch liederlich wird, der Liederliche sich und andere verachtet, und wie er sich selbst zerstört, eben so auch ein gefährlicher Bürger für den Staat wird. Es wäre daher sehr wünschenswerth, wie auch der Vf. bemerkt, wenn Menschenfreunde ihre Mühe einmal darauf wenden wollten, eine gründliche Verbesserung jener Gast- und Kösthäuser zu veranlassen, welche sich fast auf allen Akademien in unglaublicher Ausartung befinden; die guten Folgen davon würden bald zu spüren seyn. —

Indem nun auf diese Weise der Vf. das Gefährliche und Verderbliche der nur allzuweit verbreiteten

ten Ansartung der Köcherey darthut, so ist er auch bemüht, anderer Seits eine gänzliche Reform derselben zu veranlassen. Die *Kochkunst* (d.h. die wahre und echte), entwickelt (nach des Vfs. Ansicht) in den Naturstoffen, welche überhaupt zur Ernährung oder Labung des Menschen geeignet sind, durch Feuer, Wasser und Salz ihre nahrhafte, erquickende und ergetzliche Eigenschaft. Nützlich macht sich die Kochkunst, indem sie den dauernden Zweck des Essens, Ernährung und Labung, unablässig verfolgt. Ergetzliches aber bringt sie auf zweyerley Wegen hervor; zunächst, indem sie dem vorbenannten Zwecke nachgeht, denn die nahrhaften und gesunden Speisen sind meist auch wohlschmeckend; sodann, indem sie zu den bloß nahrhaften Gerichten und Speisen eine pafsliche Würze hinzufügt, ihnen dabey auch ein wohlgefälliges Ansehn giebt (S. 19). An einem anderen Orte nennt er diese Zubereitung der Nahrungstoffe sehr bezeichnend eine *arthastie*, indem sie so beschaffen seyn muß, daß die *Eigenthümlichkeit jeder Art* von Nahrungstoffen ganz besonders durch die Zubereitung hervorgehoben und entwickelt wird. Auch in dieser Kunst könnte, wie in den schönen Künsten, ein *strenger, anmutiger und gleißender* Stil angenommen werden; doch unterläßt der Vf., diesen Gedanken weiter durchzuführen, wie es scheint, aus Furcht, von dem Leser in seinem wohlgemeinten Streben doch nicht begriffen zu werden.

Das ganze Werk zerfällt nun in *zwey* Bücher und in *zwey* Anhänge. Das *erste Buch* handelt von den *Elementen der Kochkunst* und den *thierischen Nahrungstoffen*, und umfaßt 19 Kapitel, vom Begriffe der Kochkunst, von den allgemeinen Eigenschaften der eßbaren Naturstoffe, vom Ursprung und den ersten Erfordernissen der Kochkunst, der Einrichtung der Küche nach den Bedürfnissen gebildeter Völkerchaften, vom Braten im Allgemeinen und einigen besonderen Braten, deren Anfenchung und den Fettstoffen im Allgemeinen, vom Braten durch langsame und verschlossene Hitze, vom Sieden im Allgemeinen und insbesondere des Fleisches und der Fische, von der Brühe des Fleisches, den Suppen, den Tunken oder Soßsen (*sic!*), den Gallerten, dem Dämpfen, Dünsten und Einsieden des Fleisches, vom Abbacken in einem siedenden Fettstoffe, von Pasteten, gesottenen Füllungen, und von Erhaltung des Fleisches und der Fische auf längere Zeit. In jedem dieser Kapitel wird jeder gebildete Leser interessante Dinge finden, und wenn auch nicht Jeder alles auf sich und sein Hauswesen sollte anwenden können, z. B. die mit Silber belegten Rosse und silbernen Casferollen u. s. w., so wird er doch überall etwas für ihn Brauchbares zu Nutz und Anwendung finden. Vortrefflich sind die Abschnitte über das Braten; möchten sie nur allgemein Eingang finden und beherzigt werden, damit man nirgends mehr mit den ekelnden, saft- und kraftlosen, gebackenen Braten belästigt würde, die aussehen sollen wie Braten, es aber nicht sind. Der Vf. verwirft alle Bratmaschinen und

Bratpfannen, Röhre, Oefen, Töpfe und Tiegel, und will, daß man größere Stücke nur am Spielse bey freyem flammenden Feuer, kleinere auf dem Rosse bereite. Auch der Abschnitt über die Brühen und Suppen ist interessant. Diese Suppen, denen auch der Vf. das Wort redet, waren der älteren Küche gänzlich unbekannt, sind erst im 16ten Jahrhundert von den Franzosen aufgebracht, und von uns später, wie es sich von selbst versteht, angenommen, von der englischen Küche aber bis jetzt noch verschmähet worden. Der Anwendung der Fleischbrühe auf die Zubereitung der Speisen schreibt der Vf. eine welt-historische Bedeutung zu, was freylich manchem Leser wunderlich, vielleicht gar lächerlich erscheinen möchte, es aber bey näherer Erwägung nicht ist: denn was würde aus diesem Geschlechte mit seiner Verdauungsschwäche und Verstopfung werden, wenn jetzt noch wie sonst nur Fettstoffe, Oel, Butter oder Schmalz als Tunke und Bindungsmittel aller Speisen gebraucht würden? Welche Kämpfe würde es dann erst geben, welche Thränen! — Wichtig sind auch und neu die Bemerkungen über das Sieden der Fische und die Benutzung der Fischbrühe, welche bisher meistentheils ungebraucht verschüttet wurde. Die Pasteten, oder Bereitung des Fleisches innerhalb eines dera Backen bloßgestellten Teiges, wird von dem Italienischen *pasta* (Teig) abgeleitet, und somit als eine neuitalische Erfindung anerkannt. Der ärgerliche Luxus, der damit in den Hauptstädten getrieben wird, wird getadelt, im übrigen aber diese schmackhafte und für eine längere Aufbewahrung geeignete Speise, die zugleich auch eine große Vielfältigkeit der Stoffe zuläßt, mit Recht allen Haushaltungen, welche Galtreyheit ausüben, anempfohlen.

Das übrige Einzelne müssen wir übergehen und zum *zweiten* Buche uns wenden, welches in 12 Kapiteln die *Nahrungstoffe aus dem Pflanzenreiche* behandelt. Zuerst wird von den mehligten Körnern, Saamen und Wurzeln im Allgemeinen geredet, auf deren Anbau und Verbrauch überhaupt das gesellige und gesttete Leben sich gründet; dann vom Mehle und dessen Verwendung, dem Backen des Brotes, vom Backwerk im Allgemeinen (wo manche Recepte vielleicht wegen besonderer Liebhaberey des Vfs. mit einfließen, doch auch „die Backwerkfabriken“, welche in vielen deutschen Städten über den Trümmern echter Haushaltungskunst errichtet worden sind, und aus denen Torten, welche die wunderlichsten und abgeschmacktesten Gemische enthalten, hervorgehen, mit Recht bitter getadelt werden), von gesottenen und gebackenen Mehlspeisen, vom Bray, von den Gemüsen und den verschiedenen Arten derselben, den nahrhaften, würzenden u. s. w., welche nach ihren einzelnen Specien durchgegangen werden, von den Gewürzen, Sätzen, Schwämmen (wo S. 156 eine sehr erbauliche Bemerkung über die diplomatische Bedeutung der Trüffeln vom Leser selbst nachgeschlagen werden muß), vom Zucker, Honig (der mit Recht als gewürzhafte gemischte Süßigkeit wieder

der empfohlen wird), dem Obste u. s. w. Alle diese Kapitel enthalten vortreffliche Bemerkungen, die der allgemeinen Beachtung nicht genug empfohlen werden können, da es gerade hier auf die arthafte Bereitung der Stoffe am allermeisten ankommt, und eben hier gewöhnlich am meisten gesündigt wird. Das zweyte Buch endet mit einem Kapitel *inéqueter*, nämlich von der *Erziehung zum Kochen*, in welchem nach einer vorausgeschickten Nachricht über die leider gewöhnliche Vorbereitung junger Köche und Köchinnen, vor allem gefordert wird, daß der, welcher sie erlernen will, sie als eine *Kunst*, und nicht als ein *Handwerk* zum Broterwerbe auffasse und begreife. Ordnung, Reinlichkeit, Pünktlichkeit sind demnach Haupttugenden des Koches. Romane darf er nicht lesen, vielmehr treibe er, um seinen Geist zu bilden, Naturwissenschaften, Geschichte und Mathematik! —

Der *erste Anhang* handelt vom *Essen*, und zwar im *ersten* Kapitel von der Erziehung zum Essen, im *zweiten* von der Einfachheit oder Vielfältigkeit der Speisen, im *dritten* von den Bewegungen und Zuständen des Gemüths, die man vermeiden soll in sich selbst oder in Andern während des Essens anzuregen oder zu unterhalten. Kap. 4: vom rechten Gebrauche häuslicher Mahlzeiten, und Kap. 5: von Gastereyen und Schmäusen. — Diese Anleitung zum Essen erscheint uns fast noch wichtiger und nützlicher, als die obige Anleitung zum Kochen. Denn was hilft alle Kunst des Zubereitens, wenn die Kunst des rechten Gebrauches und Genusses fehlt? und daran fehlt es den Meisten. „*Sincerum est nisi vas, quodcumque infundis, accipit*,“ sagt schon Horaz, und doch hat seither noch kein Denker von einigem Belang diese wichtige Kunst zu ergründen gesucht. Vortreffliche Andeutungen dazu finden sich in diesem Buche, auch diese nur leicht hingeworfen, wie es von einem Anhang nicht anders zu erwarten ist, jedoch als das einzige in der Art uns Bekannte um so bemerkenswerther. Bey der Jugend muß freylich der Anfang gemacht werden, und ein großer Theil der Leiden unserer Zeit hat, wie schon oben bemerkt worden ist, seinen Ursprung an dem Tische der Aeltern; aber auch diese können für sich noch manches verbessern und zu ihrem Nutzen und Segen abändern. Man lese vor allen Dingen das *dritte* Kapitel. Sehr dankenswerth sind auch im *vierten* Kapitel die Vorschläge für die Zurichtung häuslicher Mahlzeiten, welche bey der einsichtigsten Wahl und der gehörigen Opulenz der Hauswirthe (denn der Arme ist, was er jedesmal hat), dennoch die größtmögliche Einfachheit beurkunden, und der Frugalität, Mäßigkeit und dem edlen Sinne dieses Schriftstellers über die Kochkunst das ehrenvollste Zeugniß geben.

Zwar versteht er auch, Festgelage anzustellen, wie wir aus dem *fünften* Kapitel sehen; jedoch sind auch diese auf der Grundlage des einfachen Mahles gegründet: denn, um den Eindruck des Ueberflusses und der Fülle zu geben, sind zwar fast zahllose Speisen aufgesetzt worden, aber nicht eine immer hinter der andern, sondern die gleichartigen immer zugleich und auf sinnvolle Weise gruppiert, und alle werden auch immer zugleich wieder abgehoben, so daß ein jeder Gast, auch der schwächlichste, mit Wohlbehagen und ohne Nachtheil für seine Gesundheit sich zu verfordern im Stande ist. Fürwahr, man möchte des Hn. v. R. Gast seyn, sowohl bey seinen häuslichen Mahlzeiten, als bey seinen Gastereyen und Schmäusen! Denn sicherlich wird er auch seine Unterhaltung, wie sein Buch, durch geistreiche Scherze und einen fröhlichen Witz zu beleben, oder durch belehrende Mittheilungen aus dem Schatze seiner Reise- und Welt-Erfahrungen zu würzen wissen. —

Der *zweyte Anhang* giebt einige Bruchstücke über die Kochkunst auf der Pyrenäischen Halbinsel; auch interessant, obschon weniger ausführlich und genügend. Zwey Kupfer, welche das Werk hatten begleiten sollen, sind, weil die Platten bey dem Aetzen verunglückt waren, weggeblieben.

JUGENDSCHRIFTEN.

LEIPZIG, in d. Reinschen Buchh.: *Die Großmama. Eine Sammlung von Märchen für die Jugend*, von J. Satori. (Ohne Jahrzahl.) 278 S. 12. (1 Rthlr. 12 Gr.)

In einer gefälligen und angenehmen Darstellungsweise werden hier nicht allein Märchen, sondern auch Erzählungen vorgetragen, die mehr für das kindliche, als das jugendliche Alter berechnet scheinen. Die Vfn. (Frau Johanne Neumann in Elbing) kennt das Bedürfnis der Kinderwelt in seinem Umfange und seinen Einzelheiten, giebt was diesem frommt und zugleich in einer Art, die dem Nützlichen das Angenehme beymischt. Wenn manchmal der Vortrag etwas allzu breit und gedehnt erscheint, so ist das ein Fehler, den die uns hier vorgesehnte *Großmama* mit andern Großmüttern gemein hat, und welchen die Vfn. vielleicht als charakteristische Eigenthümlichkeit hat begeben wollen. — Ueberhaupt scheint es uns am gerathensten, daß solche Märchen von Müttern und Erzieherinnen gelesen, den Kleinen aber von diesen erzählt werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1827.

BIBLISCHE LITERATUR.

- 1) **ERLANGEN, b. Palm:** *'Koheleth, das Collectivum der Davidischen Könige in Jerusalem*, ein historisches Lehrgedicht über den Umlurz des jüdischen Staats. Uebersetzt und mit historischen und philologisch-kritischen Bemerkungen erläutert von Dr. Gottlieb Philipp Christian Kaiser; K. Baier. Confistorialrathe u. Professor in Erlangen. 1823. XVIII u. 157 S. 8. (16 gGr.)
- 2) **Ebenda f.:** *Das Hohelied, ein Collectiv-Gesang auf Serubabel, Esra und Nehemia*, als die Wiederhersteller einer jüdischen Verfassung in der Provinz Juda. Uebersetzt und mit historischen und philologisch-kritischen Bemerkungen erläutert, nebst einem Anhang über das vierte Buch Esra von Dr. G. P. Chr. Kaiser, Prof. d. Theol. auf der K. Baier. Universität Erlangen u. Confistorialrathe. 1825. XXXVIII u. 274 S. 8. m. 1 Kpf. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Bekanntlich sind wenige Bücher des alttestamentlichen Kanons so verschiedenartig erklärt worden, als das, unter dem dunkeln Namen *Koheleth*, dem *Salomo* zugeschriebene Buch, worin der unbekannte Verfasser diesen König redend einführt, und ihn Lehren der Weisheit und Tugend aussprechen läßt. Mehrere Kirchenväter schon bemühten sich, die vermeintlichen innern Widersprüche desselben zu heben; die Rabbinen und einige ältere Ausleger ließen den Verfasser im Tone der Ironie reden. *Luther* bemühte sich ängstlich, den Inhalt des Buchs zu rechtfertigen. Die mannichfaltigen Versuche der neuern Ausleger sind bekannt genug. Nie aber hat Einer geahnet, daß in diesem Buche *das Leben der Davidischen Könige von Salomo bis Zedekia in strenger Ordnung sehr klar und bestimmt gezeichnet* und der Umsturz des jüdischen Staats darin pragmatisch erwogen worden sey, durch welchen historischen Schlüssel jede Hauptschwierigkeit der Auslegung beseitigt werden soll. Diese Entdeckung war Hn. Dr. *Kaiser* vorbehalten, und er wurde darauf, wie er in der Vorrede S. VI. sagt, „durch oft wiederholtes Bibellefen, besonders durch die Propheten und durch die spätern alttestamentlichen Historiker geführt, wie er denn das fleißige und zur Andacht angestellte Bibellefen auch seinen akademischen Zuhörern, neben den nothwendigen grammatischen, lexikalischen und kritisch-exegetischen Uebungen,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

nicht genug empfehlen kann, und dem Gebet den Segen zuschreiben muß." Hiernach stellt also dieses Buch ausser den heillamen Lehren, die es giebt, zugleich *einen wichtigen Zeitraum der alttestamentlichen Kirchengeschichte von Salomo bis Zedekia, concentrirt* dar. Der Vf. „pflegt immer mit der Erklärung der geschichtlichen und prophetischen Schriften des A. T. aus den verschiedenen Perioden die Kirchengeschichte von Mose bis auf Christum zu verbinden, und den Geist einer jeden Periode zu bezeichnen.“ Uebrigens nimmt der Vf. mit andern Exegeten an, daß die vielen Chaldaismen, die sich in diesem Buche finden, der beständige Gebrauch des *ו* als des *מן* *apoc.* im spätern Hebraismus und und die persischen Bedeutungen, wie u. a. auch das persische *من*, darauf hindeuteten, daß dasselbe nicht vor dem babylonischen Exil geschrieben sey. Alles fordere zur Annahme eines andern Verfassers, als des Salomo, auf. Bey Kap. 12. sucht Hr. Dr. K. zu zeigen, daß *Serubabel*, oder sein Abnherr, König *Joyachim*, oder sein Vater der Verfasser des Buchs sey, und der Sohn oder Enkel es nur in den Auszug gebracht habe, den wir Esr. 3. oder beym Josephus lesen. Das Wort *חנניה* nimmt Hr. Dr. K. in der Bedeutung: *Collectivum* oder *Verjammler*. Die Vff. des neuen Testaments sollen die richtige Bedeutung noch gekannt und auf einzelne Stellen des Koheleth angespielt haben. Hr. K. vergleicht Kohel. 12, 14. und Röm. 2, 16. 1 Kor. 4, 5. 2 Kor. 5, 10.; Kohel. 11, 5. und Joh. 8, 8. Auch *Josephus*, meint er, habe die rechte Auslegung des Worts noch gekannt. Eben so habe der Vf. des Buchs der Weisheit das Koheleth verstanden und ein Seitenstück dazu geliefert. Der Nutzen dieser historisch-exegetischen Entdeckung scheint ihm zur Exegese, Kritik, Dogmatik und Moral gleich wichtig zu seyn. Durch die Parallele der historischen Bücher des A. T. werde der rechte Sinn außer Zweifel gesetzt. Für den masorethischen Text sey das Buch, wenn sein historischer Sinn wieder erkannt werde, ein ehrenvolles Zeugniß, und besonders erscheine dadurch die kritische Verfälschung der Verse und Kapitel und die Bemühung der Theilung unter mehrere Verfasser in ihrer Nichtigkeit. Wir lernten hier eine noch unbekannte Dichtungsart des Orients kennen, ein *allegorisch-historisches Lehrgedicht*, welches verschleyert und collectivisch den Geist des historischen Pragmatismus der Hebräer und Juden concentrirt, und hier und da wichtige Aufschlüsse über die geheime Geschichte der jüdi-

schen Könige ertheile. Dogmatisch falle durch den historischen Schlüssel auch aller Anstoß weg, und der Verfasser Koheleths bleibe sich in der moralischen Bekämpfung des Unglaubens und des Luxus durch und durch gleich; manche seiner Aeusserungen seyen Ironie und Perifläge, wie er denn selbst sein Gedicht K. 12, 11. ein Spottgedicht nenne u. s. w. Die Uebersetzung hat der Vf. so viel als möglich wörtlich zu machen gesucht. Am Ende der Vorrede giebt er die gebrauchten und verglichenen Ausleger an, und bemerkt, daß durch die Verdienste des Hn. Prof. Gesenius um das Lehrgebäude der hebräischen Grammatik, z. B. durch seine feinern Untersuchungen über die Art, den Coniunctiv, das Gerundium, das Imperfectum auszudrücken, und durch seine Vergleichen der semitischen Coniunctionen und semitischen Wurzelwörter, so wie durch die exegetische Ansicht des Hn. Prof. Rosenmüller, welcher im Hohenliede die Allegorie anerkannt habe, auch das Verständniß Koheleths sehr gewinnen werde. In gleichem Geiste, wie der Vf. Koheleth erklärt, wird auch das Hohelied erläutert. Wir wollen von beiden Werken nähere Nachricht geben, und machen mit Koheleth den Anfang.

Der Vf. hat das Ganze des Predigerbuchs in verschiedne Abschnitte getheilt; voran steht eine im Ganzen sehr gelungene und treue Uebersetzung, die nur bisweilen, um des Vfs. Hypothese mehr zu entsprechen, etwas in's Gekünstelte fällt, und durch ausländische Worte ein fremdartiges Gewand bekommt. Auf die Uebersetzung folgen Erläuterungen, die von dem Scharfsinne und den gelehrten Kenntnissen des Vfs. zeugen, und die nur bisweilen, um die Idee des Hn. Dr. K. von dem Inhalte des Buchs zu unterstützen, in's Gezwungene fallen. Merkwürdig ist es, was man Alles aus dem Worte *הקהל* gemacht hat. Döderlein übersetzte es: *gelehrte Gesellschaft* (Academie), *Nachtigal*; *Versammlung der Weisen*; Schmidt und Umbréit behalten den hebräischen Ausdruck Koheleth auch in der Uebersetzung bey, und Hr. Kaiser übersetzt nun gar: *Collectivum*. Kap. 1, 1. 2. „Worte des *Collectivums*: Sohn Davids, König in Jerusalem. Eitelkeit der Eitelkeiten, *העליונות* das *Collectivum*, höchste Eitelkeit, es ist Alles, *הכל*!“ v. 3. wird übersetzt: „Was für ein *reelles* Gut blieb dem Manne von aller seiner Arbeit, welche er unter der Sonne vollendete?“ Wenn wir nun auch zugeben, daß das schwierige Wort *הקהל*, das sonst nirgends, auch nicht im Chaldaischen vorkommt, die Bedeutung *Versammlung*, *Versammlung*, *Gesamtheit*, *Collectiv-Perſon* habe, und daß dieser Begriff unten Kap. 12, 11. durch *הקהל*, *diejenigen*, *welche die Versammlung betrifft*, *die dazu gehören*, *oder sie ausmachen*, ausgedrückt werde, so bleibt die Deutung: *Collectivum* für „Abſtractum der Könige von Juda nach David“ doch immer eigen, und behält in der deutschen Uebersetzung etwas sehr Fremdartiges. *והוא*, *der Sohn Davids*, soll dann das *Collectivum* selbst seyn, welches der Vf. zum Gegenstand nimmt; alle Könige Juda's nach

nach David in Jerusalem bis zum Exile seyen nämlich Söhne, Nachkommen Davids gewesen, bis auf den letzten, der in das Exil geführt wurde, Zedekia. 1 Kön. 15, 3. 11. K. 8, 19. Jer. 33, 21. Wir vernehmen demnach hier Stimmen aus der Unterwelt, Lehren im Schattenreiche verſammelter Könige. „Aber nicht alle ihre Stimmen sind dogmatisch-wahr, wenn sie einzeln redend eingeführt werden. Gewöhnlich spricht das *Collectivum* im Ganzen, nicht im Namen der Einzelnen.“ Diese Idee ist allerdings sinnreich, und so konnte jene königliche Versammlung im Todtenreiche moralische Wahrheiten und Geschichte in Anregung bringen, um belehrend zur Nachwelt zu sprechen, und der Leser mit orientalischer Tiefe muß dann den in den Lehren verhüllten geschichtlichen Stoff herauszufinden streben, wodurch Hr. K. dem Buche allerdings einen mehrfachen Sinn unterlegt. Richtig ist die von Hn. K. angenommene Bedeutung des aramäischen Wortes *קהל*, Vorthail, bleibender Werth. Warum wählte er aber in der Uebersetzung nicht lieber: „bleibender Werth, dauernder Besitz“, statt: *reelles* Gut? Sehr gelungen ist die Uebersetzung von K. 1, 4—11. In dem 6ten Verse: „Sie (die Sonne) ging nach Mittag und wandte sich nach Mitternacht u. s. w.“, glaubt der Vf. eine Anspielung auf die Sonne des israelitisch-jüdischen Reichs zu finden, welche schon unter Jakob und Joseph (Gen. 37, 9.) nach Aegypten zog. Mitternacht soll Chaldäa und Persien seyn, und darin ein Rückblick auf das Exil liegen. Rec., der hier mit andern Auslegern im Präsens übersetzt, findet nichts anders, als eine allgemeine poetische Beschreibung des Auf- und Niedergangs der Sonne. Auch im 7ten und 8ten Verse findet Hr. K. ähnliche Anspielungen. v. 1—11. hält er übrigens für den Prolog des Buchs, und mit K. 1, 12. beginnt *das Leben Salomo's*, das bis zu K. 2, 11. fortgeht. Sodann folgt, nach der Ansicht unsers Vfs., 2) Klage über Salomo's Nachfolger, *Jerobeam* in Israel und *Rehabeam* und *Abia* in Juda, K. 2, 12—26. 3) Leben des Königs *Aſa*, K. 3, 1—15. 4) Leben *Josaphat's*, K. 3, 16 bis 22. 5) *Joram*, K. 4, 1—6. 6) Der König *Ahasja* und die Königin *Athalia*, K. 4, 7—12. 7) *Joas* und *Amazias*, K. 4, 13—16. 8) *Uſſa*, K. 4, 17 bis K. 5, 19. 9) Parallele zwischen *Jotham* und *Ahas*, als Ehrendenkmal des Erstern, K. 6, 1—12. 10) *Hiskia*, *Manasse* und *Amon*, K. 7, 1—14. 11) Reflexionen über *Josia*, K. 7, 15—K. 8, 13. 12) Aeusserungen des *Collectivums* über die bisher angedeuteten Könige, besonders über *Josia* und seine Nachfolger, nebst dem Ende des *Joahas*, K. 8—14 bis K. 9, 10. 13) Leben und Ende des *Jojakim*, K. 9, 11 bis 10, 4. 14) Regierung des *Jojachim* und des *Zedekia*, K. 10, 5—K. 11, 8. 15) Schluß, Kap. 11, 9 bis K. 12, 14. Der sinnreiche und bescheidne Vf. sieht seine historische Erklärung jedoch nur als angefangen und nicht als vollendet an. Den so oft wiederkehrenden Ausdruck: „ich wandte mich“ erklärt er scharfsinnig von dem Regierungswechsel in der Koheleth oder im Königsreiche. Mehrere Nachweisungen auf

auf die Geschichte der vom Vf. aufgeführten Könige sind überraschend, und wenn man gleich Bedenken tragen muß, fast überall einen doppelten Sinn in Koheleth anzunehmen und die Deutung des Vfs. für die richtige zu halten; so muß man dennoch seinem Scharfſinn, seiner Belesenheit, seiner glücklichen Combinationsgabe und seinen gelehrten Kenntnissen, die sich in den Erläuterungen bewähren, alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Bey dem Leben Salomo's finden sich wohl die wenigsten Schwierigkeiten. Dieser erste Abschnitt giebt einen treffenden Ueberblick über das Leben, Treiben, Wirken und Sinnen dieses Königs; schwieriger wird die Vergleichung schon bey manchen andern Königen. Das ausländische Wort כִּסְיָא K. 2, 5. wird durch *Lustparke* übersetzt, recht gut, da dies Wort, das nur noch Hohel. 4, 13. und Nehem. 2, 8. vorkommt, ausländischen Ursprungs ist. Unter der Thorheit (K. 2, 8.), im Gegensatze der Weisheit, glaubt Hr. K., verſiehe der Verfasser, so wie auch in den folgenden Kapiteln, den Götzendienst. Diese Bedeutung paßt aber nicht gut in den Zusammenhang, da von der Hingebung des Königs an Sinnengenüsse, Liebe zu Prachtgebäuden, Freude an schönen Gärten, Heerden, Sklaven u. s. w. die Rede ist, welches Alles ohne Hang zum Götzendienste Statt finden konnte. Auch ist es noch gar nicht erwiesen, daß Salomo wirklich ein Götzdiener gewesen sey. Der verew. CR. Dr. Juſti d. ält. hat es vielmehr sehr wahrscheinlich gemacht, daß Salomo nur den Götzdienst, aus Nachgiebigkeit gegen seine ausländischen Gemahlinnen, geduldet habe. (S. dessen Abhandl.: *Ueber Salomo's vorgeblichen Götzdienst*, in *Eichhorn's Repertorium für bibl. und morgenl. Literatur*, 16r Bd. S. 120 fg. und verbessert in des Vfs. *vermischten theologischen Abhandlungen*, 1te Samml. S. 88 fg., unter der Aufschrift: *Zweifel gegen Salomo's angeblichen Uebergang zum Götzendienste*). — Auch im zweyten und den folgenden Abschnitten deutet Hr. K. mehrere allgemeine Lehrsätze oder Wahrnehmungen als specielle geschichtliche Begebenheiten. K. 2, 12. nimmt er חַסָּד als den richtigen Text an, und hält diese Stelle für eine Anspielung auf Jerobeam, den man zum Könige über die 10 Stämme bestimmt hatte. 1 Kön. 12, 3.: „sie sandten hin (nach Aegypten) und ließen ihn rufen; v. 20.: sie machten ihn zum König über das ganze Israel (יְהוּדָא וְיִשְׂרָאֵל). Die Worte (K. 3, 1.) כָּל יְמֵי אִשָּׁא u. s. w. „Alles hat seine Zeit — für Alles ist seine Zeit — Alles ist periodisch“, — werden hier immer: „Alles hatte seinen Zeitpunkt“, u. s. w. übersetzt, und der Vf. findet in diesem Abschnitte K. 3, 1—15. das Leben K. Affa's verzeichnet, wo freylich manchen Ausdrücken Gewalt angethan werden muß; auch liegt manche vermeintliche Anspielung nicht sehr nahe. So glaubt er, in dem Ausdrucke: *Zeit zu heilen* (מָלַח) liege wohl eine Anspielung auf den Namen des Affa, im Chald. מִלְּחָא, heilen, Affa habe überdies eine schmerzhaftes Krankheit an den Füßen gehabt, und den Aerzten mehr als Gott vertraut. 2 Chron. 16, 12. Den Ausdruck:

wird Gott richten (Kap. 3, 17.) betrachtet er als eine Anspielung auf den Namen des Königs Josaphat (יְהוֹשָׁפָט). Der Ausdruck: unter der Sonne, soll K. 3, 16. u. anderwärts vom Königreiche Israel oder dem Reiche der 10 Stämme zu verstehen seyn. In den Worten Kap. 3, 19., die der Vf. so übersetzt: „Denn was das Schicksal der Menschenſöhne betrifft und das Schicksal des Viehes, so hatten sie Ein Schicksal; wie dieses starb, so starben jene, und einerley Odem hatten Alle, und kein größerer Ueberrest war vom Menschen da, als vom Vieh“; . . In diesen Worten findet Hr. K. eine deutliche Anspielung auf das Loos der bösen Königin Isabel, und den besonderen Umstand, daß von ihrem Leichnam bloß der Schädel, Hände und Füße übrig blieben; schon durch diese historische Beziehung aber falle aller Streit darüber weg, ob unser Verfasser etwas dogmatisch-Unwahres könne im Unmuth gesagt haben; er habe bloß etwas *Historisches* gesagt. Im 21sten und 22sten Verse aber „spreche er ironisch, im Namen des Collectiv-Königs, dessen Grundsätze nicht fest waren.“ Im 21sten Verse, fährt er fort, liege gerade das Gegentheil von dem epikuräischen Grundsätze, den man darin finden wollte. Der Sinn sey dieser: „ich (Collectiv-König), nicht aber der Verfasser des Buchs, hielt es bisweilen, zumal damals bey diesem schauerlichen Ereigniß, für ungewils, ob der Geist der Menschenſöhne aufwärts gehe (zu Gott), und vor der thierischen Seele einen Vorzug habe.“ Der Verfasser selbst aber sage unten K. 12, 7. das Gegentheil. K. 4, 5. Der Thor (Joram) — „*frass sein eignes Fleisch*“, soll so viel seyn, als: er richtete seine Brüder hin.“ Vgl. Richt. 9, 2. In dem langen Abschnitte Kap. 4, 17 — K. 5, 19. findet Hr. K. das Leben des Uſia, dem der Dichter einen längern Abschnitt widme, als dem Salomo, weil Uſia diesem ähnlich an Kraft, Glück und zuletzt an Falle war. Die meisten Stellen von K. 7, 1—14. scheinen uns doch nur mit großer Mühe auf Hiskia, Manasse und Ammon angewendet werden zu können, und lassen sich eben so gut auf zwey bis drey andre Könige deuten. (Kap. 7, 16. 17. wird das undeutliche Wort *extremisch* zweymal in der Uebersetzung gebraucht: „*extremisch gerecht*“, „*extremisch gottlos*“, statt: „*allzu fromm, allzu schlimm*“ u. s. w.) Was in diesem Kapitel allgemein von dem Charakter der Weiber gesagt wird; das wird hier speciell auf die unter dem Josia lebenden Weiber angewendet, die in seiner Geschichte eine wichtige Rolle gespielt hätten, wovon denn mehrere Beyspiele angeführt werden. Lebenswerth ist die sinnreiche Erklärung des Vfs. von K. 8, 10., aber keines Auszugs fähig. Kap. 9, 4. werden die Worte: „denn ein lebendiger Hund ist besser, als ein todter Löwe“, so erklärt: „ein heruntergekommener Prinz und Schattenkönig, der noch lebt, ist immer besser, als ein verstorbener König, (nach den Grundsätzen des Joahas.) כלב Hund, sey ein ohnmächtiger, geringer Mensch, 2 Kön. 8, 13., namentlich aber einer aus königlicher Familie, der heruntergekommen ist.

ist. 2 Sam. 9, 8. Die Könige aber hießen in der symbolischen Andeutung der Stärke und Macht: Löwen. Jer. 5, 6. Auch fänden wir Ezech. 19, 1—4. ein Urtheil über den Joahas, als einen jungen Löwen, welcher sich gewöhnte, die Leute zu zerreißen und zu fressen, und welchen die Heiden in ihren Gruben fingen und an Ketten nach Aegypten führten. Jer. 22, 10—12. So weiß Hr. K. überall sinnreiche Combinationen, Parallelen u. s. w. aufzufinden, um seine Hypothese durchzuführen. Den Schluss des Buchs Kap. 11, 9—K. 12, 14. erklärt der Vf. von dem Untergange des jüdischen Staats; auch hier ist der Scharfsinn, die gelehrte Belesenheit und Sprachkunde derselben nicht zu verkennen, wiewohl sich gegen die Hauptidee noch Vieles erinnern lassen dürfte. Die Uebersetzung dieses Abschnitts ist kräftig und schön, nur bisweilen zu wörtlich; z. B. K. 11, 10.: „lass den Schmerz von deinem Fleische weichen.“ *וְיִשְׁכַּח* zeigt hier den Körper an; warum nicht also lieber: „entferne den Schmerz von deinem Körper“, so wie es im ersten Gliede hier: „verschleuch“ aus deiner Seele den Mismuth“, d. h. „sorge für die Ruhe deines Gemüths und für die Gesundheit deines Körpers“, das *mens sana in corpore sano* der Lateiner. K. 12, 5. übersetzt der Vf.: „Auch auf der Anhöhe fürchtet man, und Schrecken sind auf dem Wege. Da hat der Mandelbaum geblüht, fett war die Heuschrecke und (schon) abgestorben die Kapper. Da wandelt der Mann zu seinem ewigen Hause, und umher gehen auf der Strasse die Klagenden.“ Diese Uebersetzung ist im Ganzen gelungen zu nennen, die nachfolgende Erklärung aber etwas zu künstlich ausgefallen. Das *Greisenthal* ist, nach Rec. Einsicht, in diesen Zügen trefflich geschildert; der Greis ist furchtsam und misstrauisch auf sichern Anhöhen und auf gebahnten Strassen; die Mandelbaumsblüthe, die Heuschrecke und die Turteltaube, diese Vorboten des erwachenden Frühlings, der wiederauflebenden Natur, sind dem Greise gleichgültig und werden nicht von ihm beachtet; das Gefolge des Alters ist des Menschen ewiges Haus, d. i. das Grab, und bald ertönen die Trauerlieder der Leichenbegleiter durch die Strassen. Hr. K. findet hier bloß Bilder eines verblühten Reichs: die blühende Mandelruthe sey ein Bild der Herrschaft und Oberaufsicht, die Heuschrecken bedeuteten auch Kriegsheere, die aufplatzende Kapper scheine das Bild der Reife zum Absterben zu seyn. Der Mann sey der Regent: der letzte König, der hier verstanden werde, sey *Zedekia*. *הַמֶּלֶךְ* mit dem Segol sey die Kapper, nach dem chaldäischen und rabbinischen Sprachgebrauch; eine niedrige Staupe des Orients, deren Strauch im Herbste bis auf eine Spanne absterbe und im Frühlinge wieder auschlage. *Gesenius* versteht auch darunter die Beere des Kapperstrauchs, die einen scharfen, pfefferartigen, reizerweckenden Samen enthalte. Die von einigen alten und mehrern neuern Auslegern angenommene Erklärung: Taube,

Turteltaube, Klagetaube oder größere Taube (zusammengesetzt aus *ט* und *טו*), die den Morgenländern so werth war, und die auch im hohen Liede öfter als Bild gebraucht wird, giebt jedoch hier einen sehr guten Sinn. Hiernach haben auch *Döderlein*, *Schmidt*, *Nachtigal* u. a. übersetzt. Die schöne Stelle K. 12, 7., wo es heisst: „dass der Staub zurückkehrt zur Erde, was er war, der Geist aber zurückkehrt zu Gott, der ihn gab“, versteht Hr. K. allegorisch vom Untergange einer Regentenfamilie; auch anderwärts, sagt er, werde diese Idee mit dem Hinabfahren in den Scheol und mit Staubwerden ausgedrückt, und vergleicht Jes. 14, 9—10. K. 29, 4. Mich. 7, 17. 2 Kön. 13, 7. u. a. m. Das Geistige und Bessere der Regentenfamilie aber sey bey Gott. Alsdann kommt er auf einmal und ganz unerwartet auf den *Messias*. „Der Messias, sagt er (S. 142.), kommt doch aus jenem Stamme, und er hat den Geist der Weisheit. Er ist das *Collectivum der besten Söhne Davids und Könige Juda's*, und der *Versammlung*, welcher eins Weisheit lehrt, 2 Sam. 7, 12 u. s. w. Den Schluss K. 14, 9—14. erklären die meisten Neuern für unecht, auch Rec. kann ihn nicht, mit unserm Vf., für echt und recht wohl zum Ganzen passend halten; er scheint ihm vielmehr ein späterer Zusatz zu seyn. Als Anhang hat Hr. K. noch Esr. 4, 34—40. eingerückt. Wenn wir nun gleich dem Vf. in der Hauptansicht des Buchs nicht beitreten können, und dieselbe nur für eine sinnreiche, aber noch mit zu vielen Schwierigkeiten verbundene Hypothese halten, so erkennen wir doch dankbar in seiner Arbeit einen schätzbaren Beytrag zur Erklärung eines der schwierigsten Bücher des alten Testaments, und wenden uns nunmehr zu dessen Erklärung des Hohen Liedes.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

LITZIG, in d. Dyk. Buchh.: *Erzählungen von Friedrich Jacobs*. Viertes Bändchen, 1827. 386 S. 8.

Ein Erzähler, wie Hr. J., ist immer sicher, im Kreise der Hörer mit Freuden bewillkommt zu werden. Es giebt noch Viele, deren Geschmack nicht so überfeinert ist, dass sie nicht an den lebendigen, tief das Herz ergreifenden Charakter- und Lebens-Schilderungen sich hoch erfreuen sollten. So hat Rec. im engern Kreise die zweyte, bisher noch ungedruckte Novelle „die Katakomben“ in den letzten Stunden des hingedehnten Jahrs vorgelesen, und er kann den Eindruck nicht vergessen, den sie auf ihn und seine Fremde hervorgebracht hat. Welche Zartheit des Sinnes, welcher umfassende Blick in das Leben zeigt sich hier! Von dem Inhalte, der jetzt wohl zu beherzigen ist, sey nichts verrathen, nur bemerkt, dass von den Umtrieben der Römischen Kirche darin ein wahres, schaudererregendes Bild entworfen ist. Die erste Erzählung reicht nicht an diese zweyte, ist aber auch voll Reiz und Leben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1827.

BIBLISCHE LITERATUR.

1) ERLANGEN, b. Palm: *Kohleth, das Collectivum der Davidischen Könige in Jerusalem*, — — über-
setzt und erläutert von Dr. Gottlieb Philipp Chri-
stian Kaiser u. s. w.

2) *Ebenda*: *Das Hohelied, ein Collectiv-Gesang auf Serubabel, Esra und Nehemia*, — — über-
setzt und erläutert, nebst einem Anh. über das
vierte Buch Esra, von Dr. G. P. Chr. Kaiser u. s. w.

(Beifuge der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

2) Seitdem Hr. K. den Salomonischen Prediger als eine pragmatische Geschichte der jüdischen Könige von Salomo bis Zedekia bearbeitet hatte, ward ihm der Gedanke immer klarer, daß das Hohelied eine poetische Fortsetzung *Kohleth's*, ein Reformati-
ons-gesang auf die Wiederhersteller der jüdischen Kir-
chenverfassung und einigermaassen des jüdischen
Reichs unter persischer Oberhoheit sey. Der ganz
verschiedenartige Ton und Geist beider Bücher macht
ihm keine Schwierigkeit. Bekanntlich hatten sich
Serubabel, Esra und Nehemia in einem Zeitraume
von hundert Jahren nach einander um die Colonieen
in der Provinz Juda, die aus dem babylonischen
Exil zurückkehrten, verdient gemacht. Nun, glaubt
der Vf., enthalte das Hohelied die poetisch-einge-
kleidete Geschichte dieser Periode, und sucht diese
neue, dem Rec. sehr unwahrscheinliche Idee, mit ei-
nem Aufwande von Belesenheit, Scharf sinn und Witz,
künstlich durchzuführen; und die gefühlvollen Na-
turgefänge des Hohenliedes, die ergreifenden Schil-
derungen einer heißen Liebe, mit kühnen orienta-
lischen Farben entworfen, worin die kühnern jüdi-
schen Schrifterklärer, welchen die Bilder sinnlicher
Liebe mit der Würde ihrer heiligen Bücher zu strei-
ten schienen, eine Schilderung der Liebe Jehovens
zum jüdischen Volke, und die christlichen Kirchen-
väter, von welchen noch neuerlich ein katholischer
Theolog behauptete, „daß sie die Ueberlieferung
der israelitischen Kirche am besten hätten kennen
müssen“, so wie die spätern allegorisirenden Aus-
leger Liebesgespräche zwischen Gott und den Men-
schen, zwischen dem Bräutigam Jesu und seiner
Braut, der christlichen Kirche, fanden, — diese
Liebesgefänge sind nun von Hn. K. zu einer politi-
schen Geschichte gemacht worden, so wie schon früher
Hr. Hug die Sehnsucht des unter einem assyrischen
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Statthalter im Lande der 10 Stämme zurückgeblie-
benen Volksrestes nach einer Vereinigung mit Juda,
in einem Traume durchgeführt, darin finden wollte.
Abgesehen von der angenommenen Hauptidee, haben
beide dem Rec. achtungswerthe Schriftsteller in ihren
Uebersetzungen Geschmack und Sprachkenntnisse,
und in ihren Sprach- und Sacherklärungen im Ein-
zelnen Gelehrsamkeit und eine ausgebreitete Be-
lesenheit bewiesen; die Deutung des Ganzen aber kön-
nen wir nicht wahrscheinlich finden.

Wir geben nunmehr eine kurze Uebersicht der
Erklärung des Hn. Dr. K. Das ganze Hohelied zer-
fällt, nach ihm, in drey Wechselgefänge. Die zwey
ersten Kapp. sollen einen Wechselgesang auf *Seru-
babel* enthalten, und von dem Zuge desselben mit
der ersten Colonie in die Provinz Juda, von dem
Laubhüttenfeste und der Grundlegung des Tempels,
von dem Aufbau desselben nach überwundenen Hin-
dernissen, von seiner Einwirkung und von der Rück-
kehr *Serubabel's* nach Persien handeln. Selbst der
Name *Serubabel's* soll Kap. 1, 3. (in den Worten nach
Hn. K's. Uebersetzung: „dein Name schüttet Salben
aus“) angedeutet seyn, auch Zachar. 4, 14. soll eine
Anspielung auf seinen Namen vorkommen. Im zwey-
ten Wechselgesange (K. 2, 1 — 5, 1.) soll *Esra*, da er
auch eine Colonie nach Judäa führte, die Gemeinde
zwar auch als seine Braut, aber, da schon vorher
eine Colonie da war, zugleich auch als seine Schwe-
ster betrachtet haben; er soll Stadt und Tempel prei-
sen, die Gemeinde von den heidnischen Verbindun-
gen reinigen, zu Jerusalem die Einkünfte eines könig-
lichen Commissärs genießen, sich um Stadt und
Tempel verdient machen, und nach den Tagen der
Buße die Gemeinde auch wieder zur Freude und
zum Genuße auffordern. Der dritte Wechselgesang
(K. 6, 2 — 8, 14.) bezieht sich, nach unserm Vf., ganz
auf den *Nehemia*. *Nehemia* wird darin als neuange-
kommener Bruder und Statthalter der vereinigten
Colonieen in der Nacht vermisst und dessen Gestalt
geschildert; dann rühmt er selbst die Schönheit Jeru-
salem's, klagt über die nothwendig gewordenen krie-
gerischen Rüstungen bey dem Aufbau der Mauern; er
vollendet den Aufbau Jerusalem's, und hilft dem
Mangel und den Gefahren ab, feyert das Laubhüt-
tenfest, und die Stadtbewohner werden durch Land-
bewohner vermehrt. Dann weiht er Jerusalem ein,
und zuletzt wird seine aufopfernde, uneigennützig
Liebe gegen Jerusalem und gegen die Colonie, so
wie seine Rückkehr nach Persien geschildert. Das
Uu Ho-

Hohelied nimmt den letzten Platz im Kanon unter den Chetubhim ein, weil es, wie Hr. K. annimmt, erst nach dem Exil für einen liturgischen Zweck geschrieben seyn soll. Im neuen Testamente findet der Vf. Anspielungen auf das Hohelied; so soll Christus Joh. 7, 38. auf Hohel. 4, 15. Rücksicht genommen haben, Paulus Ephes. 5, 27 auf Hohel. 4, 7., und Gal. 4, 16 auf Hohel. 8, 5.; Matth. 9, 15 auf Hohel. 2, 3 fg.; Joh. 3, 29. und 2 Kor. 11, 2 auf Hohel. 4, 7.; Apokal. 3, 20 auf Hohel. 5, 2. Auch Josephus soll des Vfs. Ansicht gehabt haben, weil er von Serubabel, Esra und Nehemia Ausdrücke gebraucht, welche im Hohenliede vorkommen; ein Grund, den wir nicht als hinreichend ansehen können! Durch manche Sprach- und Sach-Erläuterungen aus jüdischen und christlichen Schriftstellern und aus neuern Reisebeschreibungen sucht Hr. K. seine Ansichten noch mehr zu rechtfertigen.

Die Ueberschrift: *הוֹדוּ לַיהוָה אֱלֹהֵינוּ* übersetzt Hr. K.: „Ein Collectiv-Gesang in Bezug auf Salomo“; und diess, sagt er, sey wahrscheinlich so viel, als: „ein Gesang aus Gesängen (auf verschiedene Personen).“ Rec. erklärt diesen Ausdruck lieber durch den *schönsten, trefflichsten Salomonischen Gesang, Salomonischen Hochgesang*. Uebrigens soll, nach K., der Name Salomo weder den Vf., noch die Person des Königs Salomo anzeigen, sondern den König *Juda's* und *Israels*, den die Juden zur Zeit Serubabels, Esra's und Nehemia's noch nicht hatten, — den *Messias*. Salomo sey so viel als *Friedensmann*, womit der Messias bezeichnet werde. — Die Uebersetzung des Hn. K. ist in meist wohlklingenden Jamben verfaßt, „weil diese die Hebung und Stärke der Empfindung, das Hüpfende der Freude und Bewegung ausdrücken, und eine ähnliche Bewegung in dem Hohenliede selbst bisweilen bemerkt werden kann.“ Die Uebersetzungen von Hug, de Wette, Justi, v. Meyer u. a. sind fleissig benutzt worden, mehrere Ausdrücke hat der Vf. wörtlich beybehalten, wo er aber in der Angabe des Sinnes bedeutend von seinen Vorgängern abweichen zu müssen glaubte, da hat er auch seine Gründe bestimmt angegeben. Auch hat er sich bisweilen einige paraphrastische Lizenzen erlaubt. Im Ganzen aber ist seine Uebersetzung den gelungenern und geschmackvollern des Hohenliedes beyzuzählen. Wir setzen, als Probe, die schöne Stelle K. 1, 5. 6. hierher:

Zwar bin ich schwarz, doch lieblich, o ihr Töchter
Jerusalems! wie Kedars Zelte, wie
Die Teppiche des Salomo. Nicht blicket
Mich darum an, daß ich so schwärzlich bin.
Die Sonne hat mich angeblickt; es zürnten
Die Söhne meiner Mutter über mich, u. s. w.

Die Erklärung dieser Verse ist jedoch nicht so ungekünstelt, als die Uebersetzung. Die Geliebte soll die Colonie des Serubabel seyn, und es soll bey diesen Zügen nicht bloß an die braunen Zelte der Karavannen zu denken seyn, dergleichen auch die hier erwähnten Zelte Kedars waren, sondern auch an die bräunliche Gesichtsfarbe, welche die Reisenden

durch die Sonne erhalten hatten. Es könne aber auch von einem bräunlichen Teint die Rede seyn, welcher überhaupt den Juden bey dem Aufenthalte in Babylonien eigen werden konnte. Auch seyen, nach Klagl. 4, 8., „die Exilirten durch Sünden schwarz gewesen.“ Doch lieblich — der Werth der Colonie bestand in ihrer Anhänglichkeit an das Vaterland, in ihrer freywilligen Rückkehr und Treue gegen Jehovah. Die Sonne hat mich angeblickt — hier soll Sonne zugleich eine Anspielung und ein Lob auf Kyrus (Kores) seyn, welcher Name allgemein von den Griechen durch Sonne erklärt werde. Die Söhne meiner Mutter hatten über mich gezürnt — soll die Ursache enthalten, warum die Juden exilirt und erst durch einen persischen König wieder in den Stand gesetzt wurden, in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Söhne meiner Mutter — meine Brüder — soll die jüdischen Propheten bezeichnen. „Sie zürnten mit Recht, sagt der Vf., über ihr sündigendes Volk, und Christus selbst rief: Jerusalem! Jerusalem! die du tödest die Propheten und steinigst die zu dir gesandt sind“, u. s. w. Matth. 23, 37. Unter der Mutter soll dann die jüdische Nation oder ihre Repräsentantin Jerusalem zu verstehen seyn. Jes. 50, 1. u. s. w. Die folgenden Worte: man hatte mich zur Weinbergshüterin gesetzt, erklärt der Vf. so: „dem Volke Gottes war die Pflicht anvertraut, die Verehrung des wahren Gottes bey dem Abfall aller andern und selbst der grössten Völker zu erhalten und zu bewahren.“ Die echt-poetische Stelle K. 2, 1 fg.:

Ich bin die Lilie (dort) auf dem Saron,
Ich bin die Rose in den Thälern (dort.)

(Er.)

So wie die Rose unter Hagedornen,
Ist meine Freundin unter Töchtern (auch).

(Sie.)

So wie der Aepfelbaum bey wilden Bäumen,
So ist mein Theurer unter Söhnen (auch).
Nach seinem Schatten sehnt' ich mich; drin wohn' ich
Und seine Frucht ist meinem Gaumen süß.
Er führt mich in das Haus des Weins, die Liebe
Ist über mir sein (deckendes) Panier; u. s. w.

Diese schöne Stelle, wo nur die eingeschlossenen Worte der wünschenswerthen Kürze des Ausdrucks schaden, soll, nach unserm Vf., die Ehre und künftige Herrlichkeit des neuen Jerusalems nach dem Exil schildern, wovon das Heil der Welt und die Hülfe für die Menschheit ausgegangen sey. Die wahre Auslegung sey 4 Esra 5, 24. 25. in diesen Worten aufbewahrt: „*ex omnibus floribus orbis elegisti tibi lilium unum, . . . ex omnibus aedificatis civitatibus sanctificasti tibi met ipsi Sion.*“ Allein sollte in diesen Ausdrücken des spätern Schriftstellers nicht eine bloße mystische Anspielung auf die Stelle des hohen Liedes liegen? — Ueber die richtige Bedeutung der Worte *הבית* und *הבית* hat sich Hr. K. in den Anmerkungen mit treffenden Gründen erklärt. Unter den Töchtern — erklärt der Vf.: „unter den Städten Juda's und Benjamins.“ Das Weinhaus versteht er von

von den Laubhütten, und erklärt die Stelle von der Feyer des *Laubhüttenfestes*, welches *Serubabel* festlich beging. Esra 3, 6. Bey dem schützenden Panier dankt er an die wachsamten Heeresreihen *Serubabels*, welche zum Schutze gegen die Nachbarn der neuen Colonie, z. B. gegen die Samariter, wohl selbst während des Laubhüttenfestes nöthig waren. Vielleicht ist auch nur die Rede von der bloßen Umschirmung durch die Laubhütten. Unter den *Füchsen* (K. 2, 15.), die man als Verwüster des Weinbergs wegfangen soll, versteht Hr. K. diejenigen, welche den Tempelbau hindern wollten, aber endlich einen Verweis hinnehmen und dem Befehl des Darius gehorchen mußten! Die Worte K. 4, 13.: „deine Sprossen sind ein Paradies von Granatbäumen mit der Frucht des Köstlichsten“ (*Sprossen* — eigentlich dein Gewächs, was da hervorbringt — es ist nämlich von dem Garten die Rede —) diese Worte erklärt der Vf. so: „Die Kinder dieser Colonieen waren die Auserwählten, die wahren Gottesverehrer. Unter ihnen sollte auch der *Messias* auftreten. Der Granat wurde wohl in Persien auch als Symbol der Herrschaft betrachtet.“ Die dichterisch-schöne, und auch von unserm Vf. gut überetzte Stelle, Kap. 4, 16 — K. 5, 1:

(Sie.)

Auf Nordwind! auf, und komm' o Südwind, wehe
Durch meinen Garten, daß sein Balsam fließet,
Es komme nun mein Freund in seinen Garten.
Und esse seiner Frucht, der theuersten.

(Er.)

Ich komme Schwester! Brant! in meinen Garten,
Ich pflücke meine Myrrhe, Balsam auch,
Und esse meinen Honigseim und Honig,
Ich trinke meinen Wein sammt meiner Milch.
Auch esset ihr, o meine Theuren! trinket,
O Vielgeliebte, und berauschet euch! —

Diese schöne Stelle erklärt der Vf. von Esra, „der in Jerusalem die Einkünfte eines königlichen Commissärs genieße und sich um Tempel und Gemeinde verdient mache, und der nach den Tagen der Bülse die Gemeinde auch wieder zur Freude und zum Genuße auffördere.“ Der 16te Vers soll ohne Bild so viel sagen: „möge diese neue Gemeinde ihren Ruhm und ihre Würde behaupten! Möge Esra sich lange der Frucht seiner Reformation freuen, und die wahre Gottesverehrung sich in allen Ländern ausbreiten!“ Abgesehen von der unwahrscheinlichen Hauptidee hat man Ursache, mit den einzelnen Wort- und Sacherklärungen dieser beiden Verse zufrieden zu seyn. Bey der im Geiste des Ganzen gegebenen künstlichen Erklärung von K. 5, 10., wo es heißt: „mein Freund ist weiß und roth“, fiel dem Rec. eine ältere allegorische Erklärung in einer im J. 1565 zu Paris erschienenen Schrift unter dem Titel ein: *Quaresme allégorique*. Hier heißt es: „der *weiße Wein* bedeutet die *Hoffnung*, die wir zu dem Heilande haben, der *rothe* hingegen die *Liebe*, die er für uns hegt. Von beiden spricht auch die heilige Schrift bey den Worten: *dilectus meus candidus et rubicundus, etc.*“

Wenn man die liebliche und gefühlvolle Stelle K. 6, 1—3. gelesen hat, wo es heißt:

„Wo ging er hin, o schönstes Weib! dein Lieblich?
Wo wandte sich dein Lieblich hin? mit dir.
Laß uns ihn suchen!“ Hin in seinen Garten,
Hinab zu Balsambeeten ging mein Freund,
Zu weiden in den Gärten, und die Rosen
Zu pflücken. Und ich bin des Freundes, mein
Ist auch mein Freund, der unter Rosen weidet; —

wenn man diese Stelle voll Innigkeit gelesen hat, und v. 1. nur die Frage der begleitenden Jungfrau, und v. 2. 3. die Antwort des liebenden Mädchens finden kann, so findet man sich sonderbar überrascht, durch die Erklärung des Hn. K., der hier ein Gespräch zwischen den Städten Juda's mit der Hauptstadt Jerusalem findet, und v. 2. von den Verdiensten deutet, welche sich *Nehemia* durch *Besichtigung und Erbauung der Mauern* erwarb. Die dichterisch-schöne, aber orientalisch-kühne Schilderung *Sulamiths* K. 7, 2 fg., die man nicht unpassend einem lusternen Städter in den Mund gelegt hat, wird von Hn. K. sehr abkühlend in eine Beschreibung der durch *Nehemia* bewirkten Vollendung des Baues Jerusalems u. s. w. umgewandelt. „Der Umfang deiner Hüften ist wie Geschmeide, das Werk der Künstlerhände“ — — ist hier so viel, als: „im Osten und Westen rundet sich die Stadtmauer Jerusalems auf eine den Augen gefällige Weise!“ „Dein Nabel ist ein runder Becher, nicht fehlt es an gemischtem Wein“ — — deutet auf eine Gegend der Stadt Jerusalem hin, und die Juden pflegten tiefe Orte, z. B. einen Graben, Becher zu nennen; der Vf. denkt an den Moria, worauf es einen *Weinkeller* gab, worin der Opferwein aufbewahrt wurde. Dieß Getränk könnte der Würzwein (m) seyn. „Dein Leib ist ein Weizenhügel, umzäunt mit Rosen“ — — dieß Bild wurde darum gewählt, weil das Volk Getreidemangel gelitten, *Nehemia* aber den Beschwerden abgeholfen hatte. „Dein Hals ist ein Thurm von Elfenbein“ — — dieses Bild sey vermuthlich gewählt wegen der *weißen, glänzenden Farbe der Ziegel*, oder des *Marmors*, woraus der Thurm gebaut war; wir hätten im Hohenliede ein natur schilderndes (plastisches) Gedicht, worin die todte Natur belebt werde! Die Nase zeigt einen Wachtthurm auf Zion an; sie scheine auf den Begriff des *Umblicks* und der *Wachsamkeit* hinzudeuten. „Das Haar deines Hauptes ist wie Königspurpur — geflochten in Läufen“ — — geht auf die *Gassen und Straßen*, welche von Zion gleichsam herabhängen; u. s. w. Wir gestehen, daß wir solchen Erklärungen keinen Geschmack abgewinnen können! Richtig und schön ist K. 8, 6. und die erste Hälfte von v. 7. überetzt; die zweyte Hälfte hingegen etwas gezwungen, um zu der Hypothese des Vfs. zu passen, wodurch jedoch das schöne Bild ganz zerrissen wird. Wir setzen diese ganze Stelle hierher:

— — Setze mich als Siegel auf deine Brust,
Als Siegel auf den Arm.
Denn mächtig (waltet) wie der Tod die Liebe,
Ihr Eifer unbefiegt, wie das Scheol;

Ihr Strahl ist Feuerglut, das Flammgesprüh
Der Gottheit. Große Wasser konnten nicht
Die Liebe löschen und kein Strom sie tilgen;
Als seines Hauses ganzes Gut ein Mann
Aus Liebe hingab, und man ihn noch höhnte.

Nicht einverstanden kann Rec. mit der Erklärung seyn. Nehemia soll wünschen, in liebevollem Andenken in Jerusalem zu bleiben, wenn auch seine 12 Jahre des Aufenthalts daselbst zu Ende seyn würden. Nachdem der Vf. ganz richtig bemerkt hat, „dass der Tod Alles überwinde“, und die Liebe eben so mächtig sey, kommt auf einmal die ganz unerwartete Bemerkung: „wie denn die Liebe Jesu das menschliche Geschlecht zur persönlichen Unsterblichkeit aller Individuen erlöst hat.“ Wie kommt hier zu den durch Nehemia aufgebauten Mauern Jerusalems, zu Gräben und Ziegelsteinen die Liebe Jesu und die Erhebung zur Unsterblichkeit? — Große Wasser sollen auch hier, wie einmal in den Psalmen, ein Bild der Trübsal seyn. „Als man ihn verhöhlte“ — soll auf die Verhöhnung Nehemia's wegen seiner Uneigennützigkeit und Aufopferung hindeuten. *אֵלֶּיךָ יְיָ אֱלֹהֵינוּ* heisst auch nicht: „als ein Mann hingab“, sondern: „wenn einer (ein Mann) hingabe“, „wenn einer anböte.“ — Hier nach könnte man übersetzen: „Böt' einer auch die ganze Habe seines Hauses für Liebe, nur Hohn und Spott würd' ihm zu Theil.“ (*אֵלֶּיךָ יְיָ אֱלֹהֵינוּ* soll den Ausdruck verstärken.) Statt *Scheol* würden wir lieber das *Totenreich* setzen. „Fest ist ihr Eifer, wie das *Totenreich*.“ — Ein schätzbarer *Anhang*, über das vierte Buch *Esra*, macht den Beschluss dieser neuen Erklärung des Hohenliedes. In kritischer und exegetischer Beziehung haben die apokryphischen und pseudepigraphischen Bücher einen nicht unbedeutenden Werth, und der Kritik und Exegese steht hier noch ein weites Feld der Bearbeitung offen. Wir wünschen, dass der Vf. diesem Fache seine schätzbaren Bemühungen widmen möge. Er rechnet das 4te B. *Esra* nicht unter die Pseudepigraphen des A. T.; sondern unter die Apokryphen des N. T. Er hält den Verfasser für einen Christen, setzt die Abfassung dieses Buchs in das Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr., verbreitet sich mit Einsicht und Scharfsinn über dessen Inhalt, und betrachtet ihn als den ersten Commentator der Apokalypse des Johannes, mit dem er in Verbindung gefunden zu haben scheine. Auf eine ähnliche Art sollen sich die sybilinischen Bücher des 2ten Jahrh. nach dem Zeiteitschmacke bequemt und die Apokalypse nach ihrer Art commentirt haben.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) BERLIN, in d. Nicolai. Buchh.: *Gebete und religiöse Betrachtungen* von *Elisa von der Recke*, geb. Reichsgräfin von Medem. 1826. XII u. 114 S. 8. (12 gGr.)
- 2) DRESDEN, in d. Wagner. Buchh.: *Weihstunden einer edeln Seele. Eine Sammlung neu bearbeiteter*

Davidischer Psalmen, nebst einer Auswahl Gedichte, von Friederike Voigt. Herausg. von Tiedge. 1826. IV u. 154 S. 8. (9 gGr.)

Wir stellen beide Bücher neben einander, allein, weil sie die Erbauung zum Gegenstand haben, und beide aus einer weiblichen Feder kommen, sondern weil der Name eines und des gefeyerten Dichters sie einführt: denn auch von Nr. 1. hat eine Stelle aus der Urania der ihren Gebeten und Betrachtungen voran. Was diese betrifft, so sind sie, wie man erwarten konnte, volle warme Ergüsse eines reinen und tief religiösen Gemüths, nicht gemacht, gedruckt zu werden, sondern herrlichen Augen eines bewegten Lebens entfloßen, und darum wohlthätigen Eindrucks auf die Herzen gewisser angehängten Saiten müssen in vielen Gemüthern wiederklingen, es kann nicht anders seyn.

Die Vfn. von Nr. 2. ist bereits da, wo der Herr höhere Lobgesänge anstimmt. Der Geist in den vorliegenden metrischen Bearbeitungen der Psalmen wehet, macht sie des himmlischen Wesens werth; darum werfen wir keinen strengen Blick auf das dichterische Verdienst derselben. Die angehängten vermischten Gedichte sind theils Früchte der Zeit und bestimmter Ereignisse.

JUGENDSCHRIFTEN.

- 1) BERLIN, b. Amelang: *Jucunda*, vierzig neue Erzählungen für Kinder von 6 bis 10 Jahren. Von P. Wilmfen. 1827. VI u. 260 S. 12. (1 Rthl. 20 gGr.)
- 2) *Ebenda.*, b. Ebend.: *Vacuna*, Erzählungen für Freystunden, vorzüglich der Jugend. Von F. E. Langbein. 1826. 344 S. 8. (1 Rthl. 12 gGr.)

Der unermüdete Vf. von Nr. 1. bietet darin dem kindlichen Alter, dem er sein Leben und seine Feder widmet hat, eine neue, erfreuliche Gabe. Er verschafft aus dem Herzen der Kinder und zu dem Herzen der Eltern zu reden, und die hier vorgelegten Bilder aus der kleinen Welt sind ungemein ansprechend und lebendig zugleich. Geschickt weift er die verschiedensten Gegenstände zur Unterweisung und Unterhaltung heranzuziehen, mit einander zu verbinden und daraus Stoff zu weiterer Verarbeitung zu schöpfen. Die Erzählung: „die Osternacht“, aus einer *Schefferschen* Novelle entlehnt, paßt gut in den Kreis des Ganzen, die äußere Ausstattung des Büchleins bewahrt den alten Ruhm der Verlagshandlung.

Hr. Langbein tritt in Nr. 2. gewissermaßen aus seinen bisherigen Kreise, indem er darin sich mehr zur jugendlichen Welt herabläßt. Doch müssen wir ihm das Zeugniß geben, dass er sich nicht ohne Gewandtheit in diesem neuen Elemente bewegt. Die von ihm gefertigten Erzählungen sind zu dem von ihm angegebenen Zwecke einer leichten lehrreichen Unterhaltung passend, und wir haben sie mit Vergnügen gelesen. Die Kupferchen sind von Ramberg in der bekannten Manier

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

TADT a. d. Orla, b. Wagner: *Zeitschrift für Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechts- und dar- in dem Großherzogthume Sachsen-Weimarer-Eisenach*. Herausgegeben von Dr. Heinrich August Müller (zu Weida). Ersten Bandes kann nicht das Heft. 1824. XII und S. 1—80. Zweytes da, woft. 1825. S. 81—216. Drittes Heft. 1825. 217 bis 299. 8. (1 Rthlr.)

Zeitschrift für die hier behandelten Gegenstände ist nicht bloß für die Großherzogl. Weimari- und Lande, sondern für alle Besitzungen des Er- und Hausen Sachsen ein längst dringend ge- und Bedürfnis. Denn allerdings an 'ausreichen- Allen zugänglichen Mitteln zur Beförderung N. Kenntniß des vaterländischen Rechts in seiner vierzigmaligen, aus dem Laufe der Zeit und der allmäh- Jahraen Entwicklung der Praxis hervorgegangenen Ge- (1) istung fehlt es in allen herzogl. Sächsischen Landen a, bald mehr, bald weniger. Zur vollständigen Kennt- Nuss des Zustandes der Gesetzgebung und der herr- schenden Rechtsgrundsätze reichen wenigstens die in t einzelnen Landen erschienenen Sammlungen von Verordnungen und Auszüge daraus bey weitem nicht a. Er- und, und was die Literatur über einzelne Rechtsma- (H) rien hier und da noch aufzuweisen hat, giebt doch r Bruchstücke, die nie ohne Vorsicht gebraucht werden können.

Aus diesem Grunde verdient das Unternehmen des Hn. Dr. Müller allerdings Beyfall. Schade nur inestheils, daß er sich dabey bloß auf das Groß- herzogthum Weimar beschränkt, und andernteils, als die Art und Weise, wie er in den vor uns lie- genden Heften seine Idee aus- und durchzuführen gesucht hat, nicht alle seine Leser befriedigen dürfte. Wirklich findet sich in den bis jetzt erschienenen dreß Heften des Interessanten bey weitem weniger, als wenigstens wir erwartet hätten. Nach dem Plane des Herausg. (I. S. VIII.) sollen die verschiedenen Gegenstände der Zeitschrift seyn: 1) *Gesetze und an- dere landesherrliche Verordnungen, welche von Zeit zu Zeit in dem Großherzogthum erlassen werden, nach Befinden entweder vollständig abgedruckt, oder im Auszuge*; 2) *Nachweisung des Gerichtsbrauchs, wie sich derselbe, besonders nach dem Verfahren und den Erkenntnissen der höhern Gerichte im Großher- zogthume feststellt*; 3) *ausführliche Abhandlungen* Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

über praktisch-interessante Gegenstände des groß- herzogl. sächsischen Rechts, keinen Zweig desselben ausgeschlossen; 4) kürzere praktische Aufsätze und Bemerkungen; 5) merkwürdige Rechtsfälle; 6) Er- läuterungen dunkler Gesetze; 7) Wünsche und Vor- schläge, die sich auf die Gesetzgebung im Groß- herzogthum beziehen, mit besonderer Hinsicht auf die Vorsschritte der Gesetzgebung in andern deut- schen Staaten; 8) Erinnerungen an dasjenige, was bey dem Landtage bezüglich auf die Gesetzgebung und Rechts des Großherzogthums vorgekommen ist; 9) Anzeigen und Beurtheilungen der in das groß- herzogl. sächsische Recht einschlagenden Schriften, und 10) Vermischte Nachrichten und Anfragen, u. s. w. — Allein, wenn wir uns auch gern be- scheiden, daß nicht jedes Heft etwas für jede dieser Rubriken geben kann, so können wir uns doch nicht von der Meinung trennen, daß das, was gegeben wird, sich durch Umfang, Gründlichkeit und Gediegenheit der Behandlung auszeichnen müsse. Aber in Beziehung auf dieses Erfordernis läßt der Inhalt der vor uns liegenden Hefte noch mancherley zu wünschen übrig. Nicht gerechnet, daß die meis- ten Aufsätze nicht einmal für alle Weimaraner In- teresse haben werden, sondern die meisten eigentlich nur für die Angehörigen des *Neustädter Kreises*, die nächsten Landsleute des Herausgebers.

Das in diesen Heften Gegebene ist nämlich Fol- gendes: 1) auch ein Wort über die in dem Hause Sachsen zu beobachtende Successionsordnung, als ein. Beytrag zu dem öffentlichen Rechte des Großherzog- thums Sachsen-Weimar-Eisenach (S. 1—13.); vom Herausgeber. Derselbe meint hier, nur die Lineal- folge mit dem Bezug der Erstgeburt sey die hausge- setzmäßig zu rechtfertigende Successionsordnung, nicht aber die im Verträge vom 18ten Febr. 1791 unter den herzoglichen Häusern des Gothaischen Gesammthauses festgestellte und überhaupt schon von früherer Zeit her (m. vgl. die Untersuchungen über die Natur der Nachfolge der Seitenverwandten im her- zogl. Hause Sachsen u. s. w. Coburg. 1821. 8.) als Regel anerkannte reine Linealfolge aller Stämme; und am wenigsten die Gradualfolge. Die Gründe für diese Be- hauptung findet der Vf. in dem *Lehen- u. Expectanz- brieft* des Kaisers Maximilian II. für den Herzog Johann Wilhelm — den zweyten Sohn des unglück- lichen Kurfürsten Johann Friedrichs des Großmüthi- gen — vom 26ten Febr. 1573, worin es unter andern heist: der Kaiser leibe die obbemeldete Primogenitur- X x

Suc-

Succession und Anwartschaft zu dem Kurfürstenthum und der Pfalz zu Sachsen, sammt dem Erzmarſchall-Amte und was von Rechtswegen dazu gehört, so Herzog August jetzo inne hat, dem Herzoge Johann Wilhelm allein, d. h. mit Ausschluss der Söhne seines ältern Bruders, des wegen seiner Theilnahme an den Grumbach'schen Händeln in die Acht erklärten und in lebenslängliche Gefangenschaft gerathenen Herzogs Johann Friedrichs des Müllern. Allein ohne der von den sächsischen Häusern in ihrer (nach einer Abrede im letztlich am 17ten Nov. d. v. J. abgeschlossenen Gothaischen Theilungsvertrage) nächstens zu errichtenden Successionsordnung aufzustellenden Bestimmung vorgreifen zu wollen, bemerken wir, dass dieser Lehenbrief für jeden Unbefangenen wohl offenbar weiter nichts beweist, als dass der Kaiser die nach der goldenen Bulle den Söhnen des Herzogs Johann Friedrichs des Müllern, als *Erstgebornen*, zukommende Successionsberechtigungen auf die *sächsische Kurwürde, das Erzmarſchallamt und was dem angehört*, auf ihren *Oheim* übergetragen, und *diesem* die Rechte der Erstgeburt verliehen habe. Sonst beweiset sie nicht das Mindeste. Dass dem großherzogl. Hause Weimar, wenn das Albertinische Haus während der Zeit des Reichsverbandes erloschen seyn sollte, die *Kur-* und die *dazu* gehörigen Lande gebührt hätten, *dieses* hat noch niemand bezweifelt. Aber zu einer Primogeniturfolge in *allen* Landen des Albertinischen Hauses solches für berechtigt zu halten, hat noch kein Kenner der Verfassung des sächsischen Hauses im Ernst behauptet. Am allerwenigsten lässt sich eine solche Behauptung durch die fragliche Stelle bescheinigen. Doch möge auch die fragliche Stelle für die Succession in die Besitzungen des Albertinischen Hauses einen Sinn haben, welchen sie will, auf keinen Fall lässt sich aus der angeführten, die Succession in die *Kur allein* betreffenden, auch rückfichtlich *dieses* Punkts in den folgenden Lehenbriefen, und namentlich dem für die Söhne des Herzogs Ernst des Frommen vom 22sten May 1676 vorkommenden Bestimmung der Lehenbriefe die Behauptung ableiten, *in dem Hause Sachsen Ernestinischer Linie sey die Linealfolge mit dem Vorzuge der Erstgeburt die eigentlich hausverfassungsmässig allgemein begründete Successionsordnung.* Abgesehen vom Testamente des Herzogs Johann Wilhelm selbst, das *alle seine Söhne zur gleichmässigen Nachfolge* ruft, zeigen alle seitdem J. 1603 in dem herzogl. Hause Sachsen, leider nur zu häufig vorgekommenen Theilungen, dass die Idee einer solchen Successionsordnung dem herzoglich Sächsischen Familienrechte durchaus fremd ist. — II. *Ueber das Verfahren bey Ablösung der Zwangsgefinde-Dienste im Großherzogthume Sachsen - Weimar - Eisenach, als Erläuterung des §. 12. des Gesetzes über diesen Gegenstand vom 21sten März 1821 (S. 9—17.), vom Herausg.* Der Vf. sucht zu zeigen, dass die Bestimmung §. 12. des angef. Gesetzes, nach welcher derjenige, welcher die Verpflichtung zum Zwangsdienste in Anspruch nimmt, binnen sechs Monaten von Zeit der Verweigerung an gerechnet, den Rechtsweg gegen

die, welche die Verpflichtung ganz oder zum Theil leugnen, betreten soll, im Neustädtischen Kreise, wegen der hier zu beachtenden frühern Bestimmungen der Königl. Sächs. Gesetzgebung über das Zwangsdienstwesen, dann nicht eintreten und zur Anwendung kommen könne, wenn der Dienstherr nur den dort gesetzlich bestehenden Dienstzwang fordert; sondern dass hier die Betretung des Rechtsweges den eine Befreyung von *diesem* Zwange behauptenden Unterthän obliege. — Wie es uns scheint, hat der Vf. hier nicht unrecht, — III. *Für ein allgemeines Sachsenrecht (S. 14—21.) von H.* Der Vf. sucht zu zeigen, dass bey dem auch in Weimar rege gewordenen Streben nach Herstellung eigener Gesetzbücher nicht viel Erspriessliches herauskommen könne, sondern dass es zweckmäßiger sey, sich lediglich an das Königreich Sachsen in dieser Beziehung anzuschließen. Gienge die Königl. sächsische Gesetzgebung in ihren Unternehmungen etwas rascher vorwärts, und bliebe man, wie die Erfahrung bisher gezeigt hat, dort nicht bloß bey Ausarbeitung von *Entwürfen* stehen, so möchte er allerdings Recht haben. Auf jeden Fall heischt es gewiß das politische Interesse des Hauses Sachsen und der ihm angehörigen Staaten, sich so wenig als möglich zu isoliren, sondern vielmehr seine Länder und Unterthanen durch möglichste Gleichförmigkeit in allen Gegenständen des öffentlichen Wesens zu Einem Volke herauszubilden; was leider durchaus unmöglich bleiben wird, hat jede Besitzung des sächsischen Hauses, wie bisher, ihr eignes Recht, und sehen; sich die Regierungen der einzelnen sächsischen Länder als *völkerrechtlich einander gegenüberstehend* an. — IV. *Bemerkungen zu dem im Großherzogth. S. - Weimar erlassenen Huth- und Triftgesetze vom 8ten April 1821 (S. 23—38.); vom Herausg.* Macht auf einige Lücken der angedeuteten Verordnung aufmerksam. Doch möchte sich dagegen noch Manches erinnern lassen. Uns will es bedünken, der Vf. nehme das Huth- und Triftwesen gegen die eigentliche Tendenz des Gesetzes, *Beschränkung*, zu sehr in Schutz. Auch zweifeln wir sehr, ob es rathlich sey, Streitigkeiten über den Umfang einer Huth- und Triftgerechtigkeit mit dem Vf. (S. 35.) zum *ordentlichen* Prozesse zu verweisen. Für Streitigkeiten über den *geographischen* Umfang einer solchen Gerechtsame mag eine solche Processform *hier und da*, z. B. wenn die Huthpflichtigkeit einer bestimmten Gegend freitig ist, etwa passen. Aber zuverlässig paßt sie nicht für Streitigkeiten über den *wirthschaftlichen* Umfang; z. B. die Zahl des zu weidenden Viehes, den Anfang und das Ende des Huthterrains u. s. w. Hier heischt die Nothwendigkeit einer Entscheidung nach landwirthschaftlichen Regeln *ex aequo et bono* gewiß einen möglichst formenfreyen Geschäftsgang. — V. *Ueber die Bekanntmachung der Gesetze (S. 39—42) von H.* Weiter nichts, als dass die Bekanntmachung der Verordnungen im Weimarischen Regierungsblatte keineswegs vollkommen genüge, und am allerwenigsten vom Tage der Ausgabe eines Stücks dieses Blattes sich die verbindliche Kraft der darin bekannt ge-

gemachten Gesetze datiren lasse. — VI. *Einige merkwürdige Erkenntnisse* (S. 45—60) von H. Voriglich das zweyte hier mitgetheilte Erkenntniß über die Bestrafung eines von einem Inländer im Auslande begangnen Verbrechens — wo die *Regierung in Weimar* für die Anwendung der Weimarischen, das *Ober-Appellationsgericht zu Jena* aber für die der auswärtigen Gesetze des Orts des begangnen Verbrechens sprach — verdient die Aufmerksamkeit der Leser. Was uns betrifft, möchten wir zwar die Entscheidungsgründe der Regierung zu Weimar nicht in allen ihren Behauptungen unterschreiben; aber noch weniger die Behauptung des Oberappellationsgerichts (S. 56.): „Die Gesetze keines Staats erstrecken sich mit ihrer Wirksamkeit über das Gebiet derselben hinaus, und der Inländer, welcher im Auslande ein Verbrechen begangen, hat eben deshalb nicht das inländische, sondern das Gesetz des Auslandes übertreten; aber aus diesem Grunde ist er nach dem letztern, dem Strafgesetze des Orts der verübten That, zu richten.“ Der Uebertreter eines fremden Polizeygesetzes, das bey uns nicht besteht, müßte also für bey uns erlaubte Handlungen bestraft werden? — VII. u. XVI. *Anzeige der im Königreich Sachsen seit dem Jahr 1815 erlassenen Gesetze und Verordnungen, durch welche theils frühere gesetzliche Bestimmungen interpretirt und erläutert, theils streitig gewesene Rechtsfragen entschieden worden sind* (S. 61—80. und 291—299). — VIII. *Erörterung einiger Fragen, zu welchen das Grundgesetz über die Steuerverfassung des Großherzogthums vom 29ten April 1821, für die vormals königl. sächsischen Gebietsheile, zunächst für den Neustädtischen Kreis, die Veranlassung giebt* (S. 81 bis 126) von W... Die Fragen, mit welchen sich der Vf., nach einigen vorausgeschickten Rückblicken auf die ehemals im Neulädter Kreise bestandene Steuerverfassung und das frühere Weimarische Steuerwesen (S. 81—87), hier beschäftigt, sind: 1) *Wem gebührt in dem Neustädter Kreise die durch das Steuergesetz vom 29ten April 1821 ausgesprochene Entschädigung wegen der in diesem Gesetz ausgesprochenen Aufhebung der früherhin bestandenen Steuerfreyheiten?* (S. 102—107); 2) *wie ist es in Ansehung eines geistlichen Gutes oder eines Kammergutes zu halten, wenn dasselbe durch Veräußerung in fremde Hände kommt?* (S. 107—112); 3) *kann noch gegenwärtig zur Erhöhung der alten Grundsteuer von einem alt steuerbaren Grundstücke, und folgerweise während der Dauer des Interimisticums, welches das Gesetz vom 29ten April 1821 angeordnet hat, zur Erhöhung der Einkommensteuer von einem Aufziehen dekrementer Schocke (d. h. solcher Grundbesitzungen, von welchen die Steuer wegen des Zurückkommens der Ersten nicht erhoben werden konnte) die Rede seyn?* (S. 113—121); und 4) *was ist Rechts in Ansehung schon geschehener und künftiger Dismembrationen?* (S. 121—126). Diejenigen unsrer Leser, welche die hier angedeuteten Fragen und deren Beantwortung interelirt müssen wir auf die Abhand-

lung selbst verweisen. Bloß das Einzige wollen wir bemerken, daß die *Entschädigung*, von welcher hier die Rede ist, sich darauf bezieht, daß in dem Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach durch das Gesetz vom 29ten April 1821 alle Steuerfreyheiten, nur mit Ausnahme der großherzoglichen Kammergüter und der Güter der Akademie und aller Kirchen, Schulen und milden Stiftungen, in der Art aufgehoben worden sind, daß die früherhin steuerfrey gewesenen Güter für die von ihnen jetzt gleich den früherhin besteuert gewesenen Grundbesitzungen zu übernehmenden alten Grundsteuern durch verzinsliche Staatsobligationen entschädigt werden sollen, — daß man ferner diese *alten, auf acht frühere Steuer-Termine* angenommene Steuern als eine auf dem früherhin steuerbar gewesenen Grundeigenthum haftende *ständige Zinse* angesehen hat, alle weitere Steuern aber, als *directe Einkommenssteuern*, welche auf dem reinen Ertrage des Grundvermögens, oder auf dem Abwurfe des in dem Grundstücke ruhenden, andauernd gegebenen Kapitals haften; — wodurch denn die Weimarische Grundsteuer den Charakter einer *Vermögenssteuer* erhalten hat, bey der die früherhin steuerfreyen Besitzungen gegen die früherhin steuerpflichtigen, wegen der jenen zukommenden eben erwähnten Entschädigung, eigentlich um *acht Termine weniger* angezogen sind. Uebrigens zeigt die aus den Landtagsacten vom J. 1821 entnommene tabellarische Zusammenstellung (S. 95.) das Verhältniß der früherhin steuerfreyen zu den Steuerpflichtigen, wie ungefähr 2=15. Der Betrag von *acht Terminen* berechnet sich nämlich auf 156,397 Rthlr. 15 Gr. $\frac{1}{4}$ Pf. bey den *früherhin steuerbaren*, und auf 20,066 Rthlr. 11 Gr. $\frac{7}{8}$ Pf. bey den *ehhin steuerfreyen*; und was das Verhältniß des alten Grundsteuerwesens in den Weimarischen alten Landen zu dem Schock- und Quatembersteuerwesen des nach der königl. Sächsischen Steuerverfassung ehhin angelegten Neulädter Kreises betrifft, sind (S. 101.) *dreyzehn Weimarische alte Steuertermine* gleich 55 Pfennigen von jedem gangbaren Schocke und 26 Quatembem.

(Der Beschlufs folgt.)

KIRCHENGESCHICHTE.

- 1) CASSEL, auf Kosten d. Vfs.: *Nachrichten von der Synode zu Homberg mit Bezug auf die Reformation in Hessen*. Zusammengestellt von J. Chr. Martin. 1804. 228 S. 8.
- 2) *Eben das*, gedr. b. Hampe: *Die Synode zu Homberg am 21. 22. Oct. 1526. Eine Predigt, gehalten am 22. Oct. 1826 von Fr. Josias Geisse, Dr. d. Philos., erstem Prediger und Metropolit zu Homberg*. 1826. 24 S. kl. 8.

In jetziger Zeit, wo Alles, was den Ursprung und die Verbreitung, den Geist und das Wesen der Reformation betrifft, ein durch die Zeitumstände erhöhtes Gewicht hat; wo es beynahe Noth thut, man-

manche Schriftsteller, zum Theil selbst theologische und protestantische, in die ersten Tage der durch Luther und seine Mitarbeiter zu Stande gebrachten Kirchenverbesserung zu verweisen, um sich von der wahren Grundlage und dem echten Elemente des Protestantismus richtige Vorstellungen zu machen — da verdient es wohl Entschuldigung, bey der Anzeige einer diesen Gegenstand betreffenden neuen Schrift eine ältere von verwandtem Inhalte in Erinnerung zu bringen, die nicht in den Buchhandel kam, und ausser der sehr kleinen Zahl ihr beygedruckter einländischer Subscribenten schwerlich von Vielen im Auslande gelesen worden ist. *Martin* und *Geisse*, zwey recht wackere Männer, beide Metropolitane in derselben Stadt und Predigerklasse, von denen der Eine aber schon vor 16 Jahren den Lohn der Treue in einer höhern Welt empfing, haben sich durch vorliegende Schriften das Verdienst erworben, Beyträge zur Geschichte der Entflehung und des Fortgangs der Reformation in Hessen zu liefern, die ihnen auf den Dank der Mit- und Nachwelt Anspruch geben. Nr. 1. erhält gewissermaßen erst durch Nr. 2. ein vorzügliches Interesse, und Nr. 2. würde ohne Nr. 1. nur von den wenigsten Lesern recht gefaßt und beherzigt worden seyn. *Martin* schränkt sich fast nur auf eine trockne Darstellung des Thatächlichen von dem betreffenden Gegenstande ein; *Geisse* hingegen giebt der besprochenen Sache durch treffende Bemerkungen und Anwendungen Kraft und Leben. Jener erlaubt sich manche Abweichung von seinem Hauptthema, und verräth hin und wieder die dem Alter gewöhnliche Gesprächigkeit; dieser leistet dem Geschichtsfreunde kein volles Genüge und bricht, wie das von einer einzelnen Predigt über einen so vielseitigen Gegenstand kaum anders seyn kann, zuweilen da schnell ab, wo man am liebsten gern ein Mehreres gelesen hätte. Immer würde Nr. 2. gewonnen haben, wenn in einem Vorworte auf der Predigt Inhalt vorbereitet, oder auch nur aus Nr. 1., die selbst in Hessen nicht allgemein bekannt ist, das Nothwendigste kurz mitgetheilt worden wäre. — Der verew. *Martin* giebt (S. 11 f.) Nachricht von dem kirchlichen Zustande in Hessen vor und bey der Reformation (S. 28 f.); von den Bemühungen hessischer Geistlichen zur Kirchenverbesserung vor deren Ausführung (S. 44 f.); von der Veranlassung, Absicht und Voranstoß zu der durch L. *Philipp den Großherzigen* nach Homberg ausgeschriebenen Synode (S. 64 f.); von den auf ihr erschienenen Männern und deren Beschäftigungen (S. 106 f.); von den drey Zusammenkünften in der großen Homberger Kirche (L. *Philipp* war bey jeder mehrere Stunden lang gegenwärtig,

nahm abwechselnd mit seinem Kanzler *Feige* und einigen Geistlichen von Marburg u. s. w. öffentlich das Wort, und setzte den Pater Guardian *Ferber* aus Marburg, den Einzigen, der sich der Vertheidigung des Katholicismus unterzog, so fest, daß es von ihm heißen konnte: *vox faucibus haesit*) (S. 145 f.); von der bald nach der Homberger Synode, Anfangs 1727, zu Marburg geschehenen Fortsetzung derselben (S. 153 f.); von der durch die Synode entworfenen ersten Hessischen Kirchenordnung, nebst andern Folgen und Wirkungen, welche sie für die Kirche, den Cult, die Klöster, die Geistlichkeit u. s. w. nach sich zog. Auch die Stiftung der Hochschule zu Marburg wurde auf dieser denkwürdigen Synode beschlossen, und dem Beschlusse folgte kein volles Jahr später schon die Ausführung.

Daß die Stadt *Homberg* zum Andenken an diese Synode, nachdem volle 800 Jahre seit der Haltung derselben verfloßen waren, ein großes Fest veranstaltete, macht den Stadt-Autoritäten, der Geistlichkeit u. a. Behörden Ehre; es kann zum Beweise dienen, wie viel besser man sich jetzt, und nach der Feyer des dritten Reformationsjubiläums 1817, in Hessen darauf versteht, den Protestantismus gehörig zu würdigen, als in frühern Zeiten, wo man nie ein Reformationsfest in Hessen beging. Von *Geisse's* bey diesem Feste über Joh. 12, 8. gehaltenen Jubelpredigt läßt sich nur Gutes sagen. Sie setzt erst das Geschichtliche, was dem Tage an sich und bey einem Rückblick in die Vergangenheit das vorzüglichste Gewicht giebt, in ein helles Licht, und fügt dann der Zeit, dem Orte und den Umständen angemessene Betrachtungen und Ermunterungen hinzu. — Weder nach *Martin*, noch nach *Geisse*, bleibt es einen Augenblick zweifelhaft, daß die Sache der Reformation nicht Alleinsache des Fürsten, sondern seine und des Volks, der Kirche und der Geistlichkeit Gemeinsache war. „Schutz und Schirm (sagt G. S. 16 f.) soll der Staat der Schwesterlich mit ihm nach Einem schönen Ziele strebenden Gefährtin, der Kirche, gewähren; aber soll nicht über sie herrschen wollen. *Philipp*, das drückt die Synode unzweydeutig aus, will über Religion und in der Religion nicht mit Herrschergewalt gebieten. Nur als Vater ist er hier unter seinen Kindern; als vormundtschaftlicher Fürsorger besorgt er seine und seiner Kinder gemeinschaftlichste und wichtigste Angelegenheit; aber die Kirche selbst ist die heilige Gesellschaft, in deren Namen Alles geschieht, als deren erstes Glied, nicht als deren Herrscher er sich betrachtet“ u. s. w. Wie konnte und könnte es auch anders seyn, soll nicht an die Stelle eines geistlichen Papstthums ein weltliches treten!

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z. U. R.

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Zeitschrift für Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtspflege in dem Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach*. Herausgegeben von Dr. Heinrich August Müller u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

IX. *Entwurf eines Gesetzes über die Intestat-Erbfolge aus den königl. Sächsischen Landtagsacten* (S. 127—175); von H... In einer Erklärungsschrift des Weimarschen Landtags vom 29ten März 1821 kommt untern andern der Antrag mit vor, daß wegen der Verschiedenheit und Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung hinsichtlich der Intestaterbfolge unter den Eheleuten über diesen Gegenstand ein umfassendes Gesetz entworfen und bey dem nächsten Landtage vorgelegt werden möge; wobey die Stände noch den Wunsch äußerten, daß diejenigen Statuten, welche klare Vorschriften über die fragliche Erbfolge enthalten, bey dem allgemeinen neuen Gesetze beachtet werden möchten. Dieser Antrag scheint dem Vf. nicht zu länglich zu seyn. Er für seine Person wünscht eine allgemeine Revision der Gesetzgebung über das Intestaterbfolgerecht, und theilt um deswillen den hier abgedruckten Entwurf aus den königl. Sächsischen Landtagsacten mit, mit dem Wunsche, daß hiernach die gesetzliche Erbfolge im gesammten Großherzogthume Weimar regulirt werde. — Uns selbst scheint dieser Wunsch allerdings Berücksichtigung zu verdienen. Der mitgetheilte Entwurf, der den königl. Sächs. Appellationsrath Schumann in Dresden zum Verfasser haben soll, empfiehlt sich vorzüglich durch sein lebendiges und inniges Anschmiegen an die bey der gesetzlichen Erbfolge stets möglichst zu beachtenden natürlichen Verhältnisse zwischen den Erblassern und ihren Erben, und durch ein sehr folgerichtiges Durchführen des aufgestellten Systems durch alle hierbey zu beachtenden Fälle. Nur Eins und das Andre möchte, unsrer Ansicht nach, noch einige Erinnerung zulassen. Die zweyte Klasse der gesetzlichen Erben bilden die Verwandten in aufsteigender Linie, *Ältern, Großältern* u. s. w., und zwar mit Ausschluss der *Geschwister und ihrer Descendenten*. Daß die *Ältern* die *Geschwister des Verstorbenen* ausschließen, besonders wenn der Verstorbene noch im älterlichen Hause war, ist gewiss

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

bey weitem natürlicher, als die gleichmäßige Concurrenz der Ascendenten und Geschwister zur Erbfolge eines mit Hinterlassung solcher Verwandten Verstorbenen. Aber für weniger natürlich müssen wir es achten, daß auch die *Großältern* und *Urgroßältern* die Geschwister eines Verstorbenen ausschließen sollen. Die Erbfolge kommt hier gewissermaassen aus Parentel hinaus, und die Parentelenfolge, nach der auch der Vf. (S. 144. §. 40.) die Erbfolge seiner vierten Klasse, der übrigen Seitenverwandten, bestimmt hat, ist gewiss die natürlichste. Darum würden, nach unsrer Ansicht, *Großältern* den *Geschwistern* nachstehen, und überhaupt nur dann eintreten, wenn von der Parentel des Verstorbenen niemand mehr vorhanden ist. Weiter sollen zwar nach dem Vf. (S. 148. §. 36.) *vollbürtige* und *halbbürtige Geschwister* die Erbchaft in der dritten Klasse nach der Personenzahl unter sich theilen; doch bey dem Zusammentreffen beider soll jedes der Vollbürtigen für zwey Personen zu rechnen seyn, also zwey Theile bekommen; während die *Halbbürtigen* nur Einen Theil erhalten. Nimmt man an, das Vermögen des Verstorbenen habe sich zur Hälfte durch väterliches und zur Hälfte durch mütterliches Vermögen gebildet, so ist diese Theilungsweise allerdings natürlich. Aber weniger natürlich ist es, wenn man den Grund in der gemeinsamen Abstammung vom gemeinsamen Stammvater oder der gemeinsamen Stammutter legt. Und da doch dieser Grund der eigentliche Grund der Erbfolge ist und (S. 162. §. 97.) keineswegs darauf gesehen werden soll, von wem der Verstorbene sein Vermögen erworben habe: so scheinen uns auch Beide, die Vollbürtigen und die Halbbürtigen, gleichmäßig zur Erbfolge berufen zu seyn. Der Parentelenfolge scheint uns ein solches Erbfolgesystem bey weitem angemessener zu seyn, als das vom Vf. vorgeschlagene. Da selbst auch die *Enkel* und *Urenkel verstorbenen Geschwister* (§. 37.) nicht durch andre noch lebende Geschwister von der Erbfolge ausgeschlossen seyn sollen, also hier das Repräsentationsrecht der Abkömmlinge von Geschwistern bedeutend gegen die Grundsätze des gemeinen Rechts erweitert ist, so sollten wir meinen, die gleiche Theilnahme sey Halbgewistern um so unbezweifelter zuzugestehen. Nachst dem aber hat es unsern vollkommenen Beyfall, daß bey Seitenverwandten der vierten Klasse (S. 144. §. 40.) demjenigen der Vorzug zugesprochen ist, welcher mit dem Erblasser einen nähern gemeinschaftlichen Vorfahren (Stammvater oder Stammutter) hat.

Yy

hat. Indefs wenn dieser Enunciation die weitere Bestimmung folgt: „unter mehrern in dieser Rücksicht gleich nahen schließt derjenige die Andern aus, welcher dem Erblasser dem Grade nach am nächsten steht“, so müssen wir offen bekennen, daß uns der wahre Sinn dieser Bestimmung nicht recht klar ist. Will der Vf. damit sagen, daß unter mehrern von Einem Stammvater abstammenden Seitenverwandten der dem Stamme am nächsten stehende die übrigen entferntern Seitenverwandten ausschliesse, so haben wir nichts dagegen. Aber wie von mehrern Einem Stammvater gleich nahe stehenden, Einer den Andern ausschließen könne, ist uns nicht begreiflich. Denn die dem Stammvater gleich nahe Stehenden sind ja auch in gleichem Grade verwandt. Endlich in Beziehung auf die Erbfolge der Ehegatten scheint uns das Verhältniß des ehelichen Lebens und das innige Band, welches die Ehegatten umschließt, viel zu wenig beachtet zu seyn, wenn der Vf. beym Zusammentreffen eines Ehegatten mit Ascendenten oder Seitenverwandten dem Erstern überall nur Einen Drittheil des Allodialnachlasses des Verstorbenen (S. 151. §. 61.) zulassen will. Selbst bey dem Zusammentreffen mit den Aeltern des Verstorbenen würden wir dem Ehegatten, der dem Verstorbenen gewiss näher steht, als seine Aeltern, wenigstens die Hälfte zuweisen. Gegen Seitenverwandte aller Art aber würden wir ihm ein volles Ausschließungsrecht zugestehen. Daß der Ehegatte bloß nur die Seitenverwandten des lebenden oder eines noch entferntern Grades (S. 152. §. 64.) ausschließen soll, scheint uns eine reine Wiedernatürlichkeit zu seyn. Wer wird wohl sein Vermögen lieber seinen entfernten, vielleicht gar nicht einmal bekannten Stammvettern zuwenden, als seinem Ehegatten? — X. Die statutarische Erbfolge der Ehegatten in (der Stadt) Weimar (S. 176 — 215), vom Regierungs-, Commissions- und Vormundschafts-Secretär *Sachse* zu Weimar. Der Vf. nennt diese Abhandlung eine Erläuterung der Weimari-schen Statuten, und namentlich der von der Erbfolge der Ehegatten handelnden Artikel XXXII — XXXIV, welche auch hier (S. 182 — 186.) mit abgedruckt sind. Allein für eine wahre Erläuterung möchten wir seine Bemerkungen über diese Artikel nicht anerkennen. Uns wenigstens kommt es so vor, als sey durch seine Bemerkungen der Sinn der Artikel mehr zweifelhaft gemacht worden, als ins Klare gestellt. Ein eigentliches, festgehaltenes und mit einiger Consequenz durchgeführtes Princip herrscht allerdings in den Bestimmungen der Statuten nicht. Es laufen hier Bestimmungen als Folge einer vorausgesetzten, aber doch am meisten in den Hintergrund geschobenen Gütergemeinschaft mit Theoremen des sächsischen und römischen Rechts in ziemlich bunter Reihe durch einander. Doch im Ganzen unklar ist der Sinn der Statuten, wenn man sie unbefangen liest, nur in wenigen Stellen. Nur dafür muß man sich hüten, die Erläuterung unklar scheinender Stellen aus irgend einem angenommenen Grundprincip hernehmen zu wollen, wie es der Vf. hier thut. Nur dadurch wer-

den die Statuten zu Processpflanzen. Uebrigens aber sind wir mit dem Vf. einverstanden, daß bey der von den Ständen in Antrag gebrachten Revision der Weimari-schen Gesetzgebung über die Intestaterbfolge unter Ehegatten der Werth, den man auf Beybe-haltung der bestehenden Statutargesetze setzt, nur in der Einbildung beruht, und daß, wenn einmal reformirt werden soll, es besser sey, eine das Ganze umfassende Reform vorzunehmen, als nur partielle Abänderungen. — XI. Uebersicht der Geschäfte bey dem großherzoglich- und herzoglich-sächsischen, auch fürstlich Reussischen Gesammt- Oberappella-tionsgerichte zu Jena, während des siebenjährigen Zeitraums seines Bestehens von 1817 — 1823 (S. 215 bis 216). Die Zahl der Eingänge betrug in diesen sieben Jahren zusammen 2304 Nummern, mit 5281 Actenbänden; die Zahl der schriftlichen Expeditionen 2980; die der schriftlichen Re- und Correlationen 379, die der Vergleichstermine 20, und von diesen nur fünf mit Erfolg. XII. Bemerkungen zu dem Gesetz über das gerichtliche Verfahren in mün-der wichtigen bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten vom 31sten May 1817, von S... (S. 217 — 237). Der Stre-bepunkt des Vfs. dieser Bemerkungen geht dahin, auf die Lücken aufmerksam zu machen, welche die Gesetzgebung bey dieser Verordnung seiner Meinung nach noch in einigen Punkten gelassen haben soll; und durch eine, wie es uns vorkommt, etwas zu enge Deutung der Bestimmungen der Verordnung, sie in der Anwendung möglichst zu beschränken. — XIII. Der Entwurf eines Strafgesetzbuchs für das Groß-herzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach (S. 238 — 259) von Karl Büttner; ein höchst oberflächliches Gerede über einzelne Paragraphen (1, 2, 3, 6, 7, 8, 9, 23, 29, 39, 41, 42, 48, 51, 57, 61, 65, 66, 70, 77, 97, 101, 128, 155). Selbst der Gebrauch des Ausdrucks Straf-gesetz ist (S. 239.) dem Vf. nicht recht. Er empfiehlt dafür Schutzgesetz. — Obwohl durch eine solche Bezeichnung der eigenthümliche Charakter unserer Strafgesetzgebung nicht ganz verloren gieng? — XIV. Stimmt die Entscheidung der 20sten Königl. Sächs. Resolution vom 30sten Dec. 1785, betreffend die Pflicht des Ehemannes, in Processen des Eheweibes die Kosten zu entrichten, mit dem im Großher-zogthume geltenden Rechte überein? (S. 260 — 264.) Die hier aufgestellten Grundsätze über die fragliche Pflicht des Ehemannes sind unverkennbar die rich-tigen. Die ausgedehnte Deutung, welche Gensler u. a. der L. 2. D. de injur. (XLVIII, 10) geben, be-ruht offenbar auf keinem zureichenden Grunde. — XIV. Einige — nicht uninteressante — Rechtsfälle (S. 265 — 290); nur sollten sie besser vorgetragen seyn. — Will der Herausg. seine Zeitschrift fort-setzen, so müssen wir ihn überhaupt bitten, mehr auf gediegene Artikel zu sehen. Das letzte Heft zeigt nur zu deutlich, daß es ihm an namhaft brauchba-rem Gute fehlt.

L...

PARIS: Strafe der Christine Nr. 3. *Juris civilis Ecloga*, qua cum Justinianeis institutionibus Novellis-que 118et 127 continentur: Gaii institutionum libri IV, Ulpiani regularum liber singularis, Pauli sententiarum libri V., et breviora quaedam veteris prudentiae monumenta; praemissis Gaii et Pomponii fragmentis quibus constat Pandectarum titulus de Origine iuris, tribusque de iureconsultorum auctoritate constitutionibus. Ad usum Praelectionum. 1822. IV u. 364 und 344 S. 8.

Schon der Titel giebt an, daß man sich unter dieser *Juris civilis Ecloga* das Nämliche zu denken habe, was *Schulting* eine *Jurisprudencia vetus Antejustiniana* und *Hugo: Jus antejustinianum* genannt haben, also eine Sammlung vorjustinianischer Rechtsquellen. Eine Aufzählung des Inhalts, wie sie schon durch den Titel ebenfalls gegeben, belehrt zugleich den Sachkundigen, was diese Sammlung weniger und was sie mehr giebt, als ihre Vorgängerinnen. Zu dem mehrern gehören nun die Institutionen-Commentare des Cajus, welchem die Dedication des *P. Pithoeus* an *Chr. Thuanus* vor der *Collatio* vom Jahr 1572, der Titel *de Origine juris*, die beiden von *Clossius* in Mayland gefundenen Constitutionen des Theodosianischen Codex, welche schon früher *Hugo* in den *G. G. A.* 1821. St. 20. und dann die *Thémis* Tom. III. Livr. 12. p. 187. mitgetheilt hatte, vorangeschickt worden sind. Der Text des Cajus in der ersten Berliner Ausgabe ist hier entkleidet von all' ihren Noten und Parallelstellen, allen Zeilen-Abtheilungen, lediglich nach *Göschen's* Paragraphen gegeben. Er ist bequem bey'm Gebrauch und unbequem zugleich. *Bequem* — indem derjenige, welchem Lücken, so genau wie in der *Editio Princeps* bemerkbar gemacht, anstößig sind, diese Lücken hier nur durch wenige Punkte oder auch oft gar nicht angedeutet, und den Text selbst ohne den fortlaufenden Wechsel der Schrift wiedergegeben findet; denn nur da, wo ganze Worte ergänzt worden, haben diese Curziv-Buchstaben behalten; *unbequem* aber wegen der nur zu häufigen Fehler. Dazu kommt, daß es dem Herausg. hier und da beliebt hat, Ergänzungen, und zwar zum Theil die *Cramer-Brinkmann'schen*, freylich auch curziv gedruckt, aber von den schon in der *editio princeps* vorhandenen durch nichts unterschieden, in den Text aufs willkürlichste einzufschwärzen. Gleich auf den ersten Seiten finden wir, daß I. §. 22. folgenden Anfang erhalten hat: „*Quod si qui servi neque vindicta, neque sensu, neque testamento manumissi sunt*“; daß I. §. 30. sich so gestaltet: „*Ideo autem in ipso filio anniculo adjuvamus, si etc.*“ §. 32. *Ceterum etiamsi ante decesserit*, und daß das Ende des §. 43. dahin lautet: *si quis unum servum omnino aut duos, ad eum lex Furia Caninia non pertinet etc.* Statt des weggelassenen trefflichen kritischen und exegetischen Apparats der Berliner Ausgabe sind nur hier und da einige unbedeutende Bemerkungen hinzugefügt. Wir brauchen aus ihnen

nur beyspielsweise anzuführen, daß die schon von *Brinkmann* mitgetheilte Vermuthung „*sub urbano iudice*“ IV. §. 105. hier S. 197. als das Bessere anempfohlen worden. — Auf die Institutionen des Cajus folgt dann unmittelbar 1. das Fr. 196. de V. S., genommen aus dem 16ten Buch des Cajus ad Edictum provinciale; wir sehen den Grund nicht wohl ein, warum es hierher gestellt worden; 2. das bekannte Fragment Papinian's *de pactis inter virum et uxorem* (*Schulting* S. 810; *Hugo* S. 249.); 3. *Ulpian's* Fragmente, nicht einmal nach *Hugo's* dritter *Recension*, und so, daß das Studium des Cajus hier keine Früchte getragen hat, wie denn z. B. I. §. 21. noch der verwerfliche Satz steht: „*loco non adeuntis ea lege aerarium partis heres fiat*, auch XI. §. 5. sich ein *coemptor* findet; 4. *Pauli* sententiarum receptarum ad filium libri V.; 5. *Paulus* Fragment aus dem Titel seiner Institutionen de dotibus (*Schulting* S. 536.); 6. das Fragmentum Veteris Jcti de manumissionibus in der lateinischen Sprache, und endlich 7. zwey Fragmente *Modestini's* aus dem 3ten Buch der regulae (*Schulting* S. 801; *Hugo* S. 248.) und dem 2ten der *differentiae*. Wie dieses Letztere hierher kommt, ist Rec. unbegreiflich. Es steht hier ohne Angabe, daß es aus den LL. MSS. et Romm. Collat. Tit. X. de deposito §. 2. genommen worden, und daß ein kleines Stück desselben auch als Fr. 28. depositi (XVI, 3.) in die Pandekten übergegangen; allein die Fragmente *Modestini's* aus der *Collatio* hier zusammenstellen zu wollen, konnte doch unmöglich die Absicht seyn, indem ja sonst unmöglich das Fragment aus dem 6ten Buch der *differentiae* in der Collat. Tit. I. §. 12. hätte vergeffen werden können. — An diese aufgezählten Stücke schlossen sich mit neu anfangender Seitenzahl und neuem Titel die Institutionen Justinian's an:

D. Justiniani Institutiones cum novissime repertis Gaii institutionibus collatae; originibus ac probationibus distinctae et plurimis textibus ex recentiori jure decerptis auctae. Ad usum praelectionum.

Nach dem Titel folgt zwar nicht eine Angabe des Plans, welcher bey dieser Ausgabe befolgt worden, aber doch ein *Monitum* an den Leser. Wir erfahren aus demselben, daß die Biener'sche Ausgabe der Institutionen von 1812 nur wenig in Frankreich verbreitet worden. Sie wird hier, nur selten verändert, ihrem Texte nach wiedergegeben. Allein dieser Text hat in seinem französischen Druck eine gar eigenthümliche Gestalt erhalten. In ihm sind Parallelstellen aus Vorjustinianischen und Justinianischen Rechtsquellen citirt, zum Theil auch auszugsweise mitgetheilt worden. Daß dadurch ein leichter Ueberblick der bey Cajus sich schon findenden Institutionen-Stellen gewonnen wird, läßt sich nicht leugnen; ob es aber nicht weniger störend gewesen wäre, die Citate unter dem Text aufzuführen, lassen wir dahin gestellt seyn. Von S. 322 an folgen die Nov. 118 u. 127., und das Ganze schließt mit ei-

einem Rubrikenverzeichniß der Institutionen des Cajus, der Fragmente Ulpian's, der *Sententiae receptae* des Paulus und der Institutionen Justinian's. — Die Herausgeber haben sich hier eben so wenig, wie bey der *Ecloga* genannt; indessen erfahren wir aus *Warnkönig commentarii juris Romani privati* Tom I. (Leodii 1825.) S. 67., daß die Professoren *Blondeau* und *Du Caurroy de la Croix* zu Paris nebst dem nun verstorbenen *Dr. Jourdan* die Arbeit besorgt haben.

PHILOSOPHIE.

LEHMENAU, b. Voigt: *Die Anwendung der Moral auf die Politik*. Von Joseph Droz. Aus dem Französischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von August v. Blumröder. 1827. 228 S. 8. (1 Rblr.)

Der Uebersetzer hat schon früher ein Werk desselben Vfs., über die Kunst glücklich zu seyn, herausgegeben, und betrachtet das vorliegende als eine Fortsetzung desselben. Wie dort die Moral auf das Privatleben, so sey sie hier auf das Staatsleben bezogen und angewendet. Und da wir Deutsche jetzt ziemlich von der unbegründeten Verachtung zurückgekommen wären, mit welcher wir, von der eingebildeten Höhe unsrer Forschung aufgeblasen, auf die französischen Philosophen herabzusehen pflegten, (was Rec. bezweifelt) so könnten wir von diesen etwas lernen. Die Grundidee des Vfs. nämlich ist, das Recht oder die Befugniß sey immer aus dem Standpunkte der Pflicht zu beurtheilen, und es müsse demnach das Volk, um es vor politischen Unruhen und der daraus entspringenden Anarchie zu bewahren, angehalten werden, nicht sowohl, seine Rechte zu behaupten, als vielmehr seine Pflichten zu erfüllen. Inzwischen sollen die Menschen deswegen ihre Rechte nicht gänzlich aufgeben, sondern sich bloß gewöhnen, dieselben, oder vielmehr die Behauptung derselben, aus dem Standpunkte der Pflicht zu betrachten. Der Uebersetzer bemerkt hierbey, Recht und Pflicht seyen keine subordinirte, sondern coordinirte, und zwar correlative Begriffe. Die Staatsverfassung müsse solche Einrichtungen treffen, daß auch unsittliche Menschen gezwungen werden, den Staatszweck zu befördern, wenigstens nicht zu hindern. Inzwischen habe die französische Revolution einen solchen Eindruck auf den Vf. gemacht, daß er die Möglichkeit einer ruhigen, mit Weisheit geleiteten Staatsveränderung vergißt, und seinem Buche den an-

fangs gewählten Titel hätte geben sollen: *Vermächniß der Erfahrungen eines Mannes, der Revolutionen gesehen hat*. Besonders dann von diesen Standpunkte aus werden alle gesellschaftliche Verhältnisse und Einrichtungen erst von der Sittlichkeit ihre sichern Grundlagen und die Garantie ihrer Dauer erwarten.

Ein gewisses Schwanken ist in den Ansagen des französischen Vfs. kennbar. Er hält z. B. die Regierungsformen für gleichgültig, und dennoch nicht die Vertheilung der öffentlichen Gewalt (S. 57.); er verlangt, daß diese das Volksinteresse in Beziehung auf Gewissen, Personen und Eigenthum sichern soll (S. 141.), was ja eben die gute Regierungsform von der bösen unterscheidet. Sein tiefer Abscheu gegen Revolutionen herrscht vor, wenn man ihre Grenzen nicht bestimmen kann, weil Meinungen und Plane übereilt ergriffen und verworfen werden, weil die Menschen sich mit Leidenschaften lassen und preisen, weil der Stolz junge Leute verführt, und die Parteyen nur in Extremen die Wahrheit zu finden glauben. Hierüber mochte ihn seine Lebenserfahrungen am entschiedensten belehren und den Werth der Verfassungen zu gering anschlagen lassen. Treffender als Viele seiner Landsleute beurtheilt er den Kaiser Napoleon. „Napoleon war im Besitz zweyer Eigenschaften, mit welchen man die Menschen am sichersten zu beherrschen vermag: er hatte eine Stärke des Willens, welche gegen alle Hindernisse ankämpfte, und eine bewundernswürdige Thätigkeit, dergleichen vielleicht nie ein Mensch entwickelt hat. Diese beiden Eigenschaften, deren Wirkungen immer, auch ohne Beziehung auf die gute oder schlechte Absicht, sehr merkwürdig sind, verdienen den Dank oder Haß der Menschen nach der Richtung, die sie erhalten. Der Fehler, der sich bey Napoleon nur zu auffallend bemerkbar machte, war Mangel an Erhabenheit der Seele. Fast alle seine Gefühle gingen aus Selbstsucht hervor, wenige aus dem Sinne für Gerechtigkeit und das allgemeine Glück der Menschheit war ihm ein fremder Gedanke.... Der Vereinigungspunkt, den er für die divergirenden Ideen der Franzosen aufstellte, war nicht groß und edel genug; nur für seine Siege wollte er sie begeistern; er bewirkt keine wahre Veränderung ihrer Meinungen; nur um den äußern Schein ist ihm zu thun; er macht sie zu Heuchlern und vereinigt sie unter das allgemeine Joch der Unterdrückung und Schande.“ (S. 175. 177.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1827.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Vorlesungen*, von Sir *Astley Cooper*, Baronet, Wundarzt des Königs, Mitglied der Königl. Societät der Wissenschaften u. s. w., über die *Grundsätze und Ausübung der Chirurgie*, mit Bemerkungen und Krankheitsfällen begleitet von *Friedrich Tyrrel*, Esq., Wundarzt am St. Thomas - Spital und an der Augenkrankenanstalt zu London. Aus dem Englischen übersetzt. *Zweyter* Band. 1826. VI u. 374 S. 8. mit 1 col. u. 1 schwarzen Kpft. (2 Rthlr.)

Dieser *zweyte* Band steht in Hinsicht der Reichhaltigkeit der Materie, so wie der Eigenthümlichkeit, mit welcher die meisten Gegenstände abgehandelt sind, dem *ersten* Bande (s. A. L. Z. 1826. Nr. 148 u. 149) durchaus nicht nach. Finden wir einen Unterschied zwischen beiden, so ist es der, daß die Uebersetzung dieses Bandes mit viel mehr Sorgfalt verfaßt ist, als die des ersten.

In der *dreizehnten Vorlesung* (der ersten in diesem Theile) spricht der Vf. über die *Verletzungen der Wirbelsäule*, die er leider sehr kurz abfertigt. Die Trennung eines Wirbelbeins von dem andern ohne Bruch hält er für eine sehr seltene Erscheinung; meistens sollen die vermeintlichen Luxationen des Wirbelcanals Fracturen mit Verrückung seyn. Selten kommen Kranke nach diesen Verletzungen davon; nur der Zeitraum, in welchem der Tod erfolgt, ist nach dem Sitz und der Heftigkeit der Verletzung verschieden. *Cooper* sowohl, als *Tyrrel* glauben, die von *Cline* bey Depression empfohlene, und von diesem und *Tyrrel* auch verrichtete Operation lasse sich nicht bloß vertheidigen, sondern sie müsse auch in Fällen der Art unternommen werden.

Vierzehnte Vorlesung. Vom *Aneurysma im Allgemeinen*. In Hinsicht der Entstehung der Aneurysmen theilt *Cooper* die *Starpa'sche* Ansicht, und meint, man habe es gewöhnlich mit einem falschen A. zu thun. Die Kennzeichen der einzelnen Arten der A., nach dem verschiedenen Sitz derselben, sind sehr lehrreich angegeben. Die größte Anzahl A., die der Vf. bey einer Person antraf, waren sieben. Die Lebensperiode, in welcher sie am häufigsten vorkommen, ist zwischen dem 40sten u. 60sten Jahre. Ueber die von selbst erfolgende Heilung der A. werden (S. 40) einige interessante Beyspiele mitgetheilt. Von der

ärztlichen Behandlung dieses Uebels sah *Cooper* nur wenig Nutzen. Was er über die *Operation* (*funfzehnte Vorlesung* S. 43) sagt, können wir, als aus andern Schriften desselben Vfs. bereits hinlänglich bekannt, füglich fast ganz übergehen. So wie die Ligatur fest zugezogen ist, hört die Pulsation in der Geschwulst gemeinlich auf, bisweilen jedoch bleibt eine undeutliche Pulsation in Folge von anastomosirenden Gefäßen zurück. Ist die Arterie durch die Operation sehr verschoben und von dem umgebenden Zellgewebe getrennt, so soll man zwey Ligaturen anlegen und das Gefäß in der Mitte durchschneiden. (Die Ligatur kann nur bald nach ihrer Anlegung von der Arterie abgleiten!) Zur *aorta abdominalis* glaubt *Cooper*, nach gemachtem Schnitte über dem *Poupart'schen* Bande, durch Umschlagen des Bauchfells, ohne Durchschneidung desselben, gelangen zu können; ein Verfahren, das er seiner früher befolgten Methode natürlich vorzieht. Hat das A. in der Ellenbuge einen bedeutenden Umfang bekommen, so hält er es für besser, nach der alten Methode zu operiren, die er auch bey dem A. der Ulnar - Arterie am Handgelenke vorzieht. Der *Varix aneurysmat.* soll nach ihm *nie* (!) die Größe eines Taubeneyes übersteigen.

In der *sechzehnten* und *siebzehnten Vorlesung* finden wir die *Hydrocele* und die *Operationen* zur Heilung derselben abgehandelt. Die Geschwulst ist immer schmerzhaft und durchsichtig. (Beides können wir als kein constantes Zeichen annehmen. Letzteres namentlich ist nie der Fall, wenn die Scheidenhaut sehr dick ist!) Die Varietäten der H. werden zwar angegeben, aber nicht so deutlich charakterisirt, wie dieß durch *Schreger* geschehen ist. Verminderte Resorption ist eine seltene Ursache der H., die bestimmt (?) eher die Folge von Erschlaffung der Arterien, wodurch ihre Mündungen eine größere Menge von Flüssigkeit ergießen, als die Folge eines entzündlichen Zustandes ist. Bey Kindern sich äußerlich der Cantharidentinctur zu bedienen, scheint uns etwas gewagt. Daß die scheinbar unbedeutende Operation des Abzapfens bisweilen nicht ganz ohne Gefahr sey, beweist der (S. 82) mitgetheilte Fall. Die Excision eines kleinen Stückes aus der Scheidenhaut (welche die meisten deutschen Wundärzte, und zwar immer mit dem glücklichsten Erfolge vornehmen) tadelt *Cooper* bitter, er hält diese Operation für schlimmer, als die Krankheit selbst, empfiehlt aber dagegen sehr die Einspritzung, deren

deren wir Deutsche uns nur sehr selten bedienen, geschieht jedoch selbst, daß sie ihm öfters fehl schlägt! Nur wenn die Diagnose dunkel ist, öffnet er die Scheidenhaut durch den Schnitt. Bey jungen Leuten, oder wenn die Injection keine hinreichende Entzündung erregt hat, bedient er sich des Haarseils, das er auch bey der H. des Saamenstranges jeder andern Methode vorzieht. — Der *Haematocoele* wird (S. 93) mit wenigen Worten gedacht. Sie entsteht nicht immer durch einen Schlag.

In der achtzehnten Vorlesung (S. 97 f.) kommt der Vf. zu den *Krankheiten des Testikels*. Die *Hydatiden* oder *Balggeschwülste* (zwischen welchen doch wohl ein Unterschied Statt findet!) kommen in den früheren Perioden des Lebens am häufigsten vor; ob im Hoden oder im Nebenhoden ihre Anfangsstelle ist, darüber entscheidet sich der Vf. nicht. Die Unterscheidungszeichen sind: eine weniger ausgebreitete Fluctuation, grössere Schwere der Geschwulst, welche vorn rund und an den Seiten abgeplattet ist, gänzliche Abwesenheit der Durchsichtigkeit; das Gefühl vom Druck auf den Hoden beym starken Zufühlen, die Varicosität der Venen des Saamenstranges, nebst den erweiterten Venen des *Scrotum*, und die Theilung der Geschwulst in zwey Theile, nämlich den Hoden und Nebenhoden. Den Hoden fühlt man nicht wie beym Wasserbruch. — Das Wesen des *Markschwammes* des Hoden scheint dem Vf. darin zu bestehen, daß das absondernde Organ nicht gemeinen Fafer- und Klebstoff, sondern eine Materie von weit weicherer Consistenz absondert, welche kaum an einigen Stellen mit Gefäßen versehen ist, während an andern ein überraschender Wachsthum von Blutgefäßen Statt hat; in einem Fall verfällt der Theil daher schnell in Desorganisation, in einem andern erzeugt er, so bald als die Ulceration die dem Gefäßwachsthum gesetzte Schranke durchbrochen hat, einen hervorstichenden Schwamm. Weicht die Krankheit weder einer Mercurialkur, noch der Behandlung der chronischen Hodenentzündung, so rath *Cooper* die Exstirpation an. Den wahren *Scirrhus* des Hodens hält er für eine sehr seltene Krankheit. Der Hoden wird dabey nie so groß, wie beym Markschwamm. Viel häufiger dagegen kommt die *einfache chronische Anschwellung des Hodens* (neunzehnte Vorlesung) vor. Sie wird sehr oft durch einen krankhaften Zustand der Harnröhre bedingt. Kranken der Art verordnet *Cooper* einen Monat hindurch eine Rückenlage, innerlich Calomel mit Opium bis zur Salivation, zwey Mal wöchentlich Blutigel, Umschläge von Camphermixtur und Essig, und alle vier Tage ein Abführungsmittel. Den *reizbaren Testikel*, den er in mehreren hier erzählten Fällen exstirpirte, hält er für eine Art von *Tic douloureux*, weil das Uebel auf keinem organischen Fehler beruht. Bey der *Castration* unterbindet er die *Arter. spermatica* und die das *vas deferens* begleitende Arterie allein, und zwar nach dem Durchschneiden des Saamenstranges, dessen Zurückziehen er durch das vor-

hergezeichnete Durchziehen einer Ligatur verhindert. Die Methode, den ganzen Saamenstrang zu unterbinden, meint er, sey bey jedem guten Wundarzt in Mißcredit gekommen. (Bey uns Deutschen ist dies nicht der Fall. Auch sah Rec. den Helden der neuern Chirurgie, *Larrey*, nach *Coopers* Methode, so operiren, daß er am Ende noch den ganzen Saamenstrang unterbinden mußte. Ganz verwerfen darf man daher diese letztere Methode nicht!)

Die zwanzigste Vorlesung (S. 135 ff.) handelt von den *Krankheiten der Brustdrüse*. Als unterscheidende Kennzeichen der *Hydatiden* oder *Balggeschwülste* führt der Vf. folgende an: Unge störter Zustand der Gesundheit; fast gänzliche Abwesenheit von Schmerz, außer bey einer Tendenz zur Eiterung in den Bälgen; die Geschwulst ist fest, glatt und nicht empfindlich gegen Berührung; wenn sich eine Flüssigkeit bildet, ist die Fluctuation sehr deutlich; die ausgeleerte Flüssigkeit ist durchsichtig wie Wasser, nur etwas gelb gefärbt. — Der wahre *Scirrhus*, der sehr gut charakterisirt ist, soll selten einen sehr bedeutenden Umfang erreichen. Einen angstvollen Zustand des Gemüths, der zu einem schleichenden Fieber und Unterdrückung der Absonderungen führt, hält *Cooper* für die prädisponirende Ursache desselben. Er glaubt, daß es drey Arten von *scirrhöser* Entzündung giebt. 1) Diejenige, welche einen allmählig wachsenden Tuberkel erzeugt. 2) Diejenige, welche die Entstehung einer Menge kleiner *scirrhöser* Knoten an verschiedenen Stellen der Brust setzt, beide Brüste ergreift und ähnliche Geschwülste an mehreren Stellen des Zellgewebes, in den Lungen und der Leber, erzeugt. 3) Diejenige, welche die gesammte Drüsenbildung befüllt, und die ganze Brust durch und durch verhärtet. Von innern Mitteln (einundzwanzigste Vorlesung) erwartet er nichts, die Operation ist ihm, gewiß mit Recht, die einzige und letzte Hoffnung, den tödtlichen Ausgang der Krankheit zu verhüten. Unterliegt die Brust einer allgemeinen *scirrhösen* Entzündung, so operirt er jetzt nie mehr, weil er nie einen günstigen Erfolg davon gesehen hat. Beym Verbande legt er eine Suture durch die Mitte der Wunde, um das Anlegen der Ränder zu befördern. — Der *Markschwamm* kommt in allen Lebensperioden vor; er ist nicht so hart, wie der wahre *Scirrhus*, auch nicht so schmerzhaft, die Achseldrüsen sind nicht so entzündet, und die Warze ist in der Regel nicht einwärts gezogen, die Haut auch nicht höckerig. Er kehrt nach der Exstirpation weniger häufig zurück, als der *scirrhöse* Tuberkel. — Alles, was der Vf. über die einfache, chronische Anschwellung der Brust, über die Fettgeschwulst, die reizbare Geschwulst, die Knochengeschwulst, die Milchgeschwulst, die übermäßig großen und herabhängenden Brüste, und über den Milchabscess sagt, glauben wir übergehen zu können; so wie auch die ganze zweyundzwanzigste Vorlesung, die von den *Harnsteinen* im Allgemeinen handelt. Wir wenden uns daher gleich:

Zu der Lehre vom *Steinschnitt*, (*dreyundzwanzigste Vorlesung* S. 203 ff.) Der glücklichere Erfolg eines Wundarztes vor dem andern beruht hauptsächlich auf seinem richtigen Urtheile, daß er nämlich nicht operirt, wenn wichtige Störungen der Functionen oder irgend ein organischer Fehler vorhanden ist. Am besten bedient man sich nach dem Vf. eines kleinen schneidenden *Gorgerets*, da es mit geringerer Gefahr, Blutgefäße zu verletzen, wirkt, und erweitert dann die Wunde, wenn es wegen der GröÙe des Steins nöthig seyn sollte, mit dem stumpfen *Gorgeret*. Er meint, das *Gorgeret* greife bestimmter durch, als das gerade, schmale, mit geknöpfter Spitze versehene Messer; mit welchem er bisweilen Kinder und magere Erwachsene operirt. (Ländlich, sittlich! Wir Deutsche bedienen uns fast nie des *Gorgerets* und operiren doch mit Glück!) Bisweilen soll beym Ausziehen des Steins ein Stück der *Prostata* fast gänzlich losgerissen werden, so daß es nachher in die Blase hineinhängt und den Steinzufällen ähnliche Symptome veranlaßt. Enges Becken erschwert die Operation sehr. Ursachen des Todes nach der Operation sind: Reizbarkeit des Nervensystems; Entzündung des Bauchfells; Blutung; Brand des *Scrotum*; Austreten des Urins in dasselbe; Exulceration der Blase; Krankheiten der Nieren und anderer Eingeweide. Erit wenn die Wunde zu granuliren anfängt, soll man die Beine aneinander binden, wegen der Blutung und wegen des verhinderten Abflusses des Urins. (Von dem früheren Zusammenbinden haben wir nie Nachtheil gesehen!) Ueber die Methode *H. Key's*, den Steinschnitt zu machen, äußert sich *Cooper* nicht, er erwähnt ihrer bloß in geschichtlicher Hinsicht. Haben der Stein und die *Prostata* einen zu großen Umfang, so bedient er sich des *apparatus altus*. Die S. 229 mitgetheilten Fälle von Entfernung von Steinen aus der Blase durch die Harnröhrenblazenlange verdienen nachgelesen zu werden. — Ueber *Harnröhrensteine* und deren Entfernung finden wir nur das Bekannte. — *Steine in der Prostata* (*vierundzwanzigste Vorlesung*) fand *Cooper* auf zweyerley Weise vertheilt, entweder nämlich mehrere Steine, von denen jeder für sich in einem kleinen Ausführungsgang saß, oder zahlreiche Steine beyfammen in einem Sack oder Balg in der Substanz der Drüse. Die Operation derselben soll nicht schwierig, und ohne Gefahr seyn. — Aufgefallen ist uns S. 248 die Behauptung: „Weiber unterwerfen sich öfters dem Steinschnitt wegen widernatürlicher und verkehrter Neigungen. Ich habe eine Frau gekannt, die einen Kieselstein in das *orific. urethr.* legte.“ Den *Steinschnitt bey Weibern* verrichtet der Vf. so, daß er das *orificium* und die *urethra* schief nach unten und ausßen linkerseits zwischen der *vagina* und dem *ramus ossis ichii* durchschneidet, da jedoch immer *incontinentia urinae* nach dieser Operation folgt, so hat er sich vorgenommen, einen Versuch zu machen, was sich mit der blutigen Vereinigung der getrennten Theile bewerkstelligen läßt. (Wahrscheinlich nicht viel!) —

Der Steine in dem Ausführungsgange der Submorbillardrüse erwähnt er mit wenigen Worten.

In der *fünfundzwanzigsten Vorlesung* (S. 253 f.) kommt er zu den *Operationen bey Urinverhaltungen*. Den *Blasenstich*, sagt er, pflege er weder zu verrichten, noch allgemein zu empfehlen; da er jedoch mitunter nöthig sey, so wolle er die verschiedenen Methoden desselben anführen. Den *Blasenstich* durch den Mastdarm verwirft er deswegen ganz, weil der Urin leicht einen krankhaften Zustand des Mastdarms erzeuge. Für besser hält er den *Blasenstich* durch das *Perinaeum*. Die Operation, die er vorzieht, da zufolge seiner Erfahrungen neun Zehntel von Ischurien auf Stricturen der Harnröhre und Anschwellung der Prostata beruhen, ist, die Urethra aufzuschneiden. Führt man einen Catheter oder eine Steinsonde bis zur Stricture und läßt man sich durch ihre Spitze beym Einschnitt leiten, so soll die Operation sehr leicht seyn. Bisweilen legt er einen weiblichen Catheter durch die Wunde in die Harnröhre, um das Austreten des Urins zu verhüten und dem Urin einen freyen Abgang zu verschaffen. (Radical wird allerdings die Ischurie durch diese Methode, der daher auch wir in den meisten Fällen den Vorzug vor dem *Blasenstich* einräumen müssen, gehoben; allein für die Fälle, wo man es nicht mit Stricturen zu thun hat, bleibt der *Blasenstich*, gleichviel an welcher Stelle er verrichtet wird, doch das einzige Mittel, das den Kranken retten kann!) — Bey Weibern hält der Vf. den *Blasenstich* über den Schaambeinen für die beste Methode. Bey der *Amputation des Penis* rath er, einen graden Schnitt durch denselben hinter dem Sitz des Uebels zu machen, ohne aber die Integumente, um die *corpora cavernosa* und das *corp. spongios.* bedecken zu wollen, zu schonen, weil dies den freyen Abfluß des Urins verhindere. (?) Um das übrig gebliebene Stück des *Penis* legt er ein Band fest um, was das Unterbinden eines Blutgefäßes unnöthig machen soll. — Die *Mastdarmfisteln* (*sechsendzwanzigste Vorlesung*) behandelt er wie gewöhnlich. Nur in zwey Fällen sah er Heilung durch Einspritzungen erfolgen. Das Haarseil liebt er deswegen nicht, weil die dabey eintretende Reizung andere Abscesse veranlassen kann, während es den, gegen welchen man es anwendet, heilt. — Im Anfange seiner Laufbahn war *Cooper* ein großer Vertheidiger der Excision der *Hämorrhoidalknoten*, später aber erkannte er, daß sie eine nicht ganz gefahrlose Operation sey, wie dies auch die (S. 283) mitgetheilten Fälle beweisen. Da die Ligatur die Gefahr einer Blutung verhütet, so hält er dieselbe für die beste Methode. Ist der Knoten groß, so zieht er eine Ligatur mittelst einer Nadel durch und schneidet den Knoten unter ihr weg.

Von den *Nasenpolypen* handelt die *siebenundzwanzigste Vorlesung* (S. 287 f.). Es giebt viererley Arten Nasenpolypen: 1) der gemeine herabhängende Polyp; 2) der Hydatiden - Polyp; 3) der krebs-

krebsartige und 4) der schwammige Polyp. Ersterer entsteht immer aus der Portion der Schneiderschen Haut, welche auf einer Seite mit den *Conchis* liegt, nie (?) aber von der das *Septum* überziehenden Portion. Dem Ausreißen zieht Cooper den Schnitt von, dem keine beträchtlichen Blutungen folgen sollen, wenn man nicht in die Schleimhaut einschneidet, was man jedoch mit der stumpfspitzigen Scheere nicht kann. Hydatidenpolypen sah er durch das beständige Tragen einer starken mittelft Charpie eingebrachten Alaunauflösung und durch die tägliche Anwendung der Spiessglanzbutter wegbringen. — Bey der *Anschwellung der Tonsillen* rath er zur Excision, die er so verrichtet, daß er mit einer gekrümmten, stumpfendigen Scheere immer nur kleine Portionen wegschneidet. Der *Verlängerung des Zappens* gedenkt er auch.

Hat sich bey der *Ascites* (achtundzwanzigste Vorlesung) schon eine bedeutende Menge Wasser angesammelt, und ist die Constitution noch stark, so empfiehlt er das *Elaterium* als das zuverlässigste Mittel. Bey der Sackwasserfucht soll anfangs das sich bildende Wasser in mehreren Säcken enthalten seyn; die zwischen diesen befindlichen Wände werden allmählig resorbirt. Anfangs ist auch der Sack nicht mit dem Bauchfell verwachsen. Innere Arzneyen haben auf dieses Uebel wenig Einfluß. (In zwey Fällen gab Rec. mit Glück das blaulaure Quecksilber.) Um die *epigastrica* zu vermeiden rath Cooper, mit *Cline*, bey der *Ascites* den Troicar einen Zoll unter dem Nabel einzuführen. Von freywilliger Heilung der Eyerstockwasserfucht erlebte er mehrere Beyspiele. Ueber die Exstirpation äußert er sich beyfällig. — Der *Operation des Empyems* erwähnt er mit wenigen Worten.

Von der *Hasenscharte* spricht Cooper in der neunundzwanzigsten Vorlesung (S. 321 f.). Was das Lebensalter, in welchem die Operation dieses Uebels verrichtet werden soll, betrifft, so lehrte ihm die Erfahrung Folgendes: Vor dem sechsten Monat ist die Vereinigung zweifelhaft und selbst das Leben gefährdet; von dem sechsten Monat bis zum zweyten Jahre, also in der Zahnperiode, ist die Operation verwerflich; nach vollendeter Zahnarbeit aber hat man weder ein Fehlschlagen der Operation in Bezug auf Vereinigung der Lippe, noch Lebensgefahr zu befürchten! Die einfache unterbrochene Naht hält er für eben so wirksam, als die umschlungene. Heftpflaster anzulegen ist nicht nöthig; je mehr man den Theil der Luft aussetzt, je trockner man ihn hält, desto besser ist es. (Widerspricht dies

nicht allen bisherigen Grundsätzen?). Bey der doppelten Hasenscharte rath er, beide Lippenpalten zu operiren. — Gaumenhaht. — Der *Lippakrebs* zeigt sich entweder als Warze, oder als Geschwür. Er ist eine mehr örtliche Krankheit, als der Krebs an andern Theilen. Nur wenn schon eine Drüse unter dem Kiefer angeschwollen ist, soll man nicht operiren. (?) — Den *Tic douloureux* hält Cooper eher für eine Herabstimmung der Thätigkeit, als für eine Entzündung am Nerven, weil die dagegen nützlich befundenen Mittel tonischer Art sind. Unter den verschiedenen Operationen, die er wegen dieses Leidens verrichtete, erinnert er sich nur zweyer Fälle, in welchen die Operation vollständig gelang. Wegen der *aura epileptica* operirte er nur einmal und zwar mit Erfolg.

Aus der dreyszigsten Vorlesung (S. 339 f.) über die *Amputation*, wollen wir nur folgendes ausheben. Muß man einen ganzen Finger amputiren, so ist es besser, die Extremität des Mittelhandknochens abzulagen, als das Gelenk zu öffnen. Muß man einen ganzen Zehen amputiren, so verhält es sich umgekehrt. Die Hand zwischen der ersten und zweyten Reihe der Handwurzelknochen zu amputiren, taugt nichts, weil eine Menge Gelenke bloßgelegt werden. Am tiefern Theil des Arms, ein wenig über der Handwurzel, amputire man nicht; Entzündung und Verjauchung der Flechten folgt darauf. Amputirt man zwischen *Tarsus* und *Metatarsus*, so läge man den Theil des *os cuneiforme intern.*, auf welchem das *os metatarsi hallucis* steht, ab. Aus einem Vergleich der Amputation im *Tarsus* mit der Durchsägung der Fußwurzelknochen geht hervor, daß letztere mit geringerer Reizung und Gefahr verbunden ist, als erstere. Bey der Amputation im Hüftgelenk fährt man am sichersten, wenn man die Unterbindung der Schenkelarterie am *Poupartischen* Bande zum ersten Act der Operation macht. In allen Fällen aber, wo die Amputation durch Ablagen des Schenkelknochens unter dem Ansatz des Kapselbandes verrichtet werden kann, ist diese dem Öffnen des Gelenks und dem Herausziehen des Kopfes aus seiner Höhle vorzuziehen.

In dem *Anhange* zu diesen Vorlesungen liefert Sir *Astley Cooper* noch selbst einige Bemerkungen über die Geschwülste, welche sich in der Brustwarze bilden, und über das Gewebe, welches ihnen zur Grundlage dient. Vorzüglich interessant ist die Beschreibung der hieher gehörigen beiden Kupfertafeln, die wir nachzulesen bitten.

~ 47 ~

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1827.

SCHÖNE KÜNSTE.

STUTTGART, 6. Gebr. Frankh: *Mittheilungen aus den Memoiren des Satan*. Herausgegeben von Wilhelm Hauff. Zweyter Theil. 1827. 312 S. 8. (1 Rthlr. 21 gGr.)

Wir haben den *ersten* Theil dieses humoristischen Products, welchen der Vf. anonym unter dem Namenszeichen ****f. herausgegeben hatte, im Jahrg. 1826. Nr. 279. beurtheilt. Wir äußerten damals die Vermuthung, daß das *Bessere* wohl noch zurückbehalten worden seyn möchte, um den *zweiten* Theil zu füllen, und darin haben wir uns in der That nicht betrogen. Die im *ersten* angefangene Novelle wird hier fortgesetzt, das Interesse steigt von Begebenheit zu Begebenheit, und der Satan, der über diese Begebenheiten, über die handelnden Charaktere und über den Schauplatz der Handlung (Rom) seine Bemerkungen macht, unterhält eben so sehr, als die Fabel, die er erzählt. Nur *das* wird die Lesewelt dem Satan nicht leicht vergeben, daß er die Novelle ohne alle Noth mit dem Tode der Heldin endigen läßt. Weniger gelungen ist die Fortsetzung des Aufsatzes: der Festtag im Fegefeuer; doch unterhält sie ebenfalls ganz angenehm, und mehr als der Anfang. Wir müssen es jedoch an einem Schriftsteller von so guter Anlage ernstlich rügen, daß er in seiner Muttersprache nach der *Mürkischen* Grammatik declinirt, d. i. daß er nach Art der ungebildeten (oder *überbildeten*) Brandenburger Dativ und Accusativ verwechselt. Zwar schreibt er nicht, wie jenes Berliner Freudenmädchen sprach: „Ich wohne vor *mir* und koche *mich* selbst“; aber es ist denn doch im Grunde der nämliche Sprachschnitzer, wenn S. 298. das Gespenst eines Finanzministers, die Feder hinter dem Ohr, „seufzend vor die (den) *Acten* sitzt.“ Ueberhaupt ist sein Stil nichts weniger als correct, und man stößt auf Böcke, die wohl eher der Pseudographie des Verfassers, als der Flüchtigkeit des Setzers und Correctors zur Last gelegt werden möchten. Zwischen diesen beiden Fortsetzungen früherer Aufsätze befindet sich ein neuer: Mein Besuch in Frankfurt. Er übertrifft den im *ersten* Theile befindlichen „Besuch bey Göthe“ sehr weit an ergetzlicher Laune und treffendem Spott, z. B. über die Juden-Fräuleins, die Diplomaten in Frankfurt, die Rothschildischen Cours-Kuriere u. dergl. Dinge mehr. Inzwischen haben wir doch alle diese Dinge mit ungleich gering-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

germ Antheil gelesen, als das sogenannte *Vorspiel* zum *zweiten* Theile, in welchem nicht der Satan, sondern Hr. H. selbst spricht, und zwar von einem *Proceß*, der vor Kurzem wirklich geführt worden ist, und sowohl durch die Lächerlichkeit seiner Tendenz, als durch die fast abenteuerliche Absurdität seiner Entscheidung, die Schriftstellerwelt und einen großen Theil der *juristischen* in ein gerechtes Erlaunen gesetzt hat. Um unsern Lesern bemerklich zu machen, wie gewandt Hr. H. hier die Geißel der Satire schwingt, müssen wir sie mit der wirklichen Rechtsache bekannt machen, da wir nicht voraussetzen können, daß ihnen alles das noch gegenwärtig seyn sollte, was von Zeit zu Zeit, größtentheils noch während des leidigen Rechtslaufs, auch oft mit humoristischen Ausschweifungen, welche die Auffassung der reinen Thatfache erschweren, im Mitternachtsblatte, den Originalien und andern Tageblättern von minder zahmer Natur, über den merkwürdigen Rechtsfall gesagt worden ist.

Es war nämlich, wie wir in Nr. 279. d. A. L. Z. vom vor. J. S. 576 richtig vermuthet haben — es war Hr. H., welcher vor 2 Jahren den vielgetadelten, aber vielgelesenen, und von dem frivolen Theile des Publicums fast verschlungenen Romanschreiber H. Claren (der bekanntlich *Karl Heun* heißt) mit dem parodistischen Roman: *Der Mann im Monde*, anfocht. Die Fabel desselben war ganz in Heun's Geschmack erfunden; alle Reizmittel, welche dieser kecke und glückliche Arzt der Langenweile anzuwenden pflegt, waren darin ebenfalls benutzt: aber in so starken Dosen und mit so viel Uebertreibung, daß der Reiz, offenbar absichtlich, durch den Ueberreiz aufgehoben wurde, und das Ganze unverkennbar als eine satirische Parodie der Heun'schen Erfindungs- und Erzählungs-Manier hervortrat. Und damit diesem literarischen Maskenspiel nichts fehle, was zum Begriffe einer Charakter-Maskerade gehört, hatte Hr. H. auf dem Titel seines Buchs auch Heun's schriftstellerischen Fallnamen (das Anagramm H. Claren) angenommen, und die Farce mit einem Bacchanal beschlossen, welches er, als der beliebte H. Claren, mit den bekanntesten Personen der Heun'schen Romane feierte, die *Heun* in seinen Erzählungen gewöhnlich für seine vertrauten *Freunde* ausgiebt, aus deren Munde oder Papieren er die erdichteten Geschichten genommen haben will.

Es hätte einem Manne von Hn. Heun's Geist und Talent (beide sind ihm nicht abzusprechen) unfehlbar ge-

Aaa

geziemt, die kluge Partie des Mitlachens zu ergreifen, und sich seine Genugthuung auf literarischem Wege mit ähnlichen Waffen zu nehmen. Aber er nahm die Sache ganz anders. Er klagte öffentlich über Täuschung des Publicums, über Mißbrauch seines (in der Lesewelt verbreiteten) Namens; und er verklagte sogar gerichtlich den *Verleger* des Mannes im Monde, weil er mit diesem Namen die Leser angelockt, also das Publicum betrogen und ihm Schaden zugefügt habe, nämlich in seinem schriftstellerischen Gewerbe *). Ueber diesen abenteuerlichen Don-Quixote'schen Schritt wurde natürlich von denjenigen, welche den Mann im Monde gelesen hatten und zugleich ein wenig auf die Jurisprudenz sich verstanden, um so mehr gelacht, je weniger sich absehen ließ, wie er den Proceß gewinnen könnte. Denn obwohl der Staat berechtigt und verpflichtet ist, jedermann in dem Alleingebrach seines wahren bürgerlichen Namens zu schützen: so leidet das doch offenbar keine Anwendung auf angenommene Falschnamen, gleichviel, ob sie rein erfonnen, oder entlehnt, oder allegorisch, oder auch anagrammatische Entstellungen des wahren Namens sind. Im Gegentheil, wer in den Geschäften des bürgerlichen Lebens statt seines wahren Namens solch einen Falschnamen sich beylegt, der begeht ein Polizey-Vergehen, und nach Befinden ein criminelles, wenn er es in betrügerischer Absicht thut. Eine Ausnahme von dieser Regel duldet zwar der Staat in der Sphäre der Schriftstellerey. Hier kann jeder Schriftsteller sich willkürlich einen Namen beylegen, den er im bürgerlichen Leben nicht führt, und den er nach Belieben alle Tage ändern kann. Aber eben darum, weil er das Letztere kann, würde es auch höchst absurd seyn, anzunehmen, daß der Staat einen Schriftsteller bey dem Alleingebrach seines willkürlichen Falschnamens schützen könne. Selbst der Gedanke, daß der Schriftsteller durch einen langen ruhigen Besitz, durch eine *Verjährung*, ein ausschließliches Recht auf seinen Falschnamen erwerben könnte, fällt so sehr ins Lächerliche, daß ein Versuch, ihn zu widerlegen, ebenfalls hineinfallen würde. Ist solch ein Falschname durch die Schriften desjenigen, der ihn zuerst angenommen hat, beliebt oder berühmt geworden; so scheint es freylich, als könnte nun das Publicum *hintergangen* werden, und als müßte der Staat das hindern. Aber über den wahren Namen des beliebten Autors hat es schon *dieser* hintergangen; er ist *en masque* vor ihm erschienen, und ein Verbot, daß nun ein Anderer in eben der Maske nicht erscheinen dürfe, wäre eben so aberwitzig, als wenn man auf einem Maskenballe nicht dulden wollte, daß zwey Personen in vollkommen ähnlichen Kleidern erscheinen. Wo einmal Masken zugelassen werden, da hat niemand über Betrug zu

klagen, welcher der *Maske* traut; am allerwenigsten aber auf der *literarischen* Maskerade und im Buchhandel. Denn es ist ja eine weltbekannte Sache, daß man da nicht *nach dem Titel*, nicht *chat en poche* zu kaufen genöthigt ist, sondern in allen soliden Sortimentshandlungen die Bücher, zumal die Lesebücher, *à condition*, d. h. zur *Ansicht* und unter der Bedingung erhalten kann, dieselben nach einer gesetzten Frist zurückgeben zu dürfen, wenn man durch Titel oder Buchhändler-Anpreisung sich getäuscht fände. Ueberdies hatte Heun nicht einmal den Autor des parodistischen Romans, sondern den *Verleger* verklagt, und es ist gleichwohl bekannt, daß der Autor, nicht der Verleger, den Titel bestimmt und den Autornamen wählt.

Doch allen diesen Vernunft- und Rechtsgründen zum Trotz *gewann* Heun den Proceß. Der Verleger wurde um Geld bestraft, und verurtheilt, allen Käufern des Mannes im Monde ihr Geld wiederzugeben und die Exemplare zurückzunehmen, versteht sich, wenn sie es also verlangten.

Da Heun dafür sorgte, daß diese Entscheidung öffentlich bekannt wurde, so war der Lärm darüber in der belletristischen Republik allgemein, das „schwäbische Urtheil“ drohte zum Sprichwort zu werden, und diente dem Witz der Journale zur Zielscheibe, zumal da nun *Hauff* die Maske abwarf, gegen die Heun'sche Romanen-Manier eine geharnischte *Controverspredigt* schrieb, und zugleich drey oder mehrere „Clauren“ mit ähnlichen Parodien (Emmy, Vielliebchens Fortsetzung, und wie sie sonst heißen mögen) gegen den siegreichen Kläger in die Schranken traten. Der Herausgeber des Mitternachtsblattes indessen, bekanntlich auch im Fache der Jurisprudenz Schriftsteller und Verfasser einer Theorie der richterlichen Entscheidungskunde — obwohl er es auch nicht an Späßen über dieses Urtheil und den ganzen Proceß fehlen ließ — äußerte doch einmal über das Erstere: es komme Alles auf die *Entscheidungsgründe* an, die man noch nicht kenne; und in der That wird es unter den Journalisten wohl schwerlich einen Rechtsgelehrten geben, der dieselben nicht lieber lesen möchte, als einen Heun'schen Roman.

Diese juristische Neugier hat nun Hr. *Hauff* in vorliegenden Satans-Memoiren wenigstens einigermaßen befriedigt. Er hat diese ganze Proceßhandlung *en masque* aufgeführt. Er hat einen *ähnlichen* Proceß fingirt, welcher ihn selbst wegen des ersten Theils der Satans-Memoiren betroffen, und in welchem ein „*persischer* geheimer Hofrath *Teufel*“ als Kläger gegen ihn aufgetreten, weil er dessen zweyten Namen (Satan) gemißbraucht, und ihn in seinem Autorgewerbe gestört u. s. w. Bey dieser Gelegenheit giebt er denn von den Entscheidungsgründen eine Skizze, die allem Vermuthen nach in ihrem rechtlich wesentlichen Theile aus den *wirklichen* extrahirt ist, und also lautet:

1. Es ist durch das Zugeständniß des Angeklagten erhoben, daß er keine Beweise beyzubringen weiß,

*) Einige Tageblätter behaupteten, er habe auch den Autor verklagt, vermuthlich aber ist dieser von dem verklagten Verleger Vertretungshalber mit in den Proceß gezogen worden. Der *Réc.*

weiss, dass die von ihm herausgegebenen Memoiren des Satan wirklich von dem bekannten, echten Teufel, so gegenwärtig als geheimer Hofrath in perfischen Diensten lebt, herrühre. Ferner hat der Angeklagte ...f zugegeben, dass die in den öffentlichen Blättern darüber enthaltene Ankündigung mit seinem Willen gegeben sey.

2. Die letzt gedachte Ankündigung ist also abgefasst, dass hieraus die Absicht des Verfassers, die Lesewelt glauben zu machen, dass „die Memoiren des Satan“ von dem wahren, im alten und neuen Testament bekannten und neuerdings als Schriftsteller beliebten Teufel geschrieben sey, nur allzu deutlich hervorleuchten thut.

3. Durch diese Verfahrungsart hat sich der Angeklagte ...f eines Betrugs, alldieweil solcher im Allgemeinen in jedweder auf inpermissen Commodum für sich oder Schaden Anderer gerichteten unrechtlichen Täuschung Anderer, entweder indem man falsche Thatfachen mittheilt, oder wahre *Dito* nicht angiebt — besteht; oder um uns näher auszuzeichnen, da hier die Sprache von einer Waare und gedrucktem Buch ist — einer Fälschung schuldig gemacht: Denn durch den Titel „Memoiren des Satan“ und die Anpreisung des Buchs wurde der Lesewelt fälschlich vorgespiegelt, dass das Buch ausdrücklich von dem unter dem Namen Satan bekannten k. pers. geheimen Hofrath Teufel verfasst sey, was bey dem Verkauf des Werks verursachte, dass es schneller und in grösserer Quantität abging, als wenn das Büchlein unter dem Namen des Hn. ...f, so dem Publico noch gar nicht bekannt ist, erschienen wäre, und wodurch die, so es kauften, in ihrer schönen Erwartung, ein echtes Werk des Teufels in Händen zu haben, schnöde betrogen worden.

4. Wenn der Hr. Dr.f, um sich zu entschuldigen, dagegen einwendet, dass der Name Satan in Deutschland nur ein angenommener sey, worauf der Teufel, wie man ihn gewöhnlich nennt, keinen Anspruch zu machen habe, so bemerken wir Criminalleute von Klein-Justheim sehr richtig, dass sich ...f auf den Gebrauch jenes angenommenen, übrigens bekanntermaßen den Teufel sehr wohl bezeichnenden Namen nicht beschränkt, sondern in dem Werke selbst überall durchblicken lässt, namentlich in der Einleitung, dass der Verfasser derjenige Teufel oder Satan sey, welcher dem Publico, besonders dem Frauenzimmer, wie auch denen Gelehrten durch frühere Opera, z. B. die Elixiere des Teufels et cetera rühmlichst bekannt ist, wodurch wohl ebenfalls Niemand anders gemeint ist, als der geheime Hofrath Teufel.

5. Man muss lachen über die Behauptung des Inculpaten, dass das in Frage stehende Opusculum, wie auch nicht desto weniger seine Anzeige, eigentlich eine Satire auf den Teufel und jegliche Teufelei jetziger Zeit sey! Denn diese Entschuldigung wird durch den Inhalt der Schrift selbst widerlegt; ja, jeder Leser von Vernunft muss das auch wohl eher für eine etwas geringe Nachäffung der Teufeleien, als für — eine Satire auf dieselbe erkennen. Wäre

aber auch, was wir Juristen nicht einzusehen vermögen, das Werk dennoch eine Satire, so ist durchaus kein günstiger Umstand für ...f zu ziehen, weil derjenige Käufer, der etwas *Echtes*, vom Teufel Verfasstes kaufen wollte, erst nach dem Kauf entdecken konnte, dass er betrogen sey.

6. Ausser der völlig rechtswidrigen Täuschung der Lesewelt, Leihbibliotheken et cetera, ist in der vorliegenden Defraudation auch ein Verbrechen gegen den begangen, dessen Name oder *Firma* missbraucht worden; nämlich und specialiter gegen den geheimen Hofrath Teufel, welcher sowohl als Gelehrter und Schriftsteller, als von wegen des Honorars seiner übrigen Schriften, sehr dabey interessiert ist, dass nicht das Geschreibsel Anderer als von ihm niedergeschrieben, wie auch erdacht, angezeigt und verkauft werde.

7. Wenn endlich der Angeklagte behauptet, dass er das Buch arglos herausgegeben, ohne das Klein-Justheimer Recht hierüber zu kennen, dass ihn auch bey der Fälschung durchaus keine gewinnfüchtigen Absichten geleitet hätten, so ist uns diess gleichgültig, und haben nicht darauf Rücksicht zu nehmen, denn Fälschung ist Fälschung: sey es, ob man englische Teppiche nachahmt und als echt verkauft, oder Bücher schreibt unter falschem Namen, ist Alles nur verkäufliche Waare und kann den Begriff des Vergehens nicht ändern, weil immer noch die Täuschung und Anschmierung der Käufer resirt und zwar ebenfalls nichts destoweniger auch alsdann, wenn die Memoiren des Satan gleichen Werth mit den übrigen Büchern des Teufels hätten (was wir Klein-Justheimer übrigens bezweifeln, da jener geheimer Hofrath ist), weil dem Ebengedachten schon durch das Unterschieben eines fremden Machwerks unter seinem Namen ein Schaden im juridischen Sinne feyn thut.

Es ist daher, wie man gethan hat, erkannt worden, u. f. w. u. f. w. u. f. w.

Gez. Präsident und Räte des Criminal-Gerichts zu Klein-Justheim.

Hr. Hauff lässt sich natürlich nicht auf eine rechtsgelehrte Kritik dieser Gründe ein, ist auch, unsers Wissens, nicht Jurist; aber er fasst dieselben richtig bey ihrer schwächsten Seite, bey der *Nachdrucker-Jurisprudenz*, welche die Geistesproducte gern als *Waare* betrachtet. „Waare, ruft er aus, Waare! nannten sie deine Memoiren, o Satan, Waare! als würde dergleichen nach der Elle aus dem Gehirn hervorgehalselt, wie es jener Schwarzkünstler und Escamoteur gethan, der Bänder verschluckte und sie herauszog Elle um Elle aus dem Rachen. Waarenfälschung, Einschwärzen, Defraudation, o welch herrliche Begriffe, um zu definiren, was man will! Und rechtswidrige Täuschung des Publicums, wer hat denn darüber geklagt? wer ist aufgestanden unter den Tausenden und hat Zeter geschrien, weil er gefunden, dass das Büchlein nicht von dem Schwarzen selbst herrühre, dass er den Missethäter bestraft wif-

wissen wolle für diese rechtswidrige Täuschung? O Klein-Justhelm, wie weit bist du noch zurück hinter England und Frankreich, daß du nicht einmal einsehen kannst, Werke des Geistes seyen kein nachgemachter Rum oder Arrak, und gehören durchaus nicht vor deine Schranken."

Wir haben diese Probe seines satirischen Geißelschlags nicht ohne eine ernsthafte Absicht ausgewählt. Es sieht hier eine Rechtsfrage im Hintergrunde, welche für Schriftsteller, besonders für humoristische, von Wichtigkeit ist. Ein Rec. des Mannes im Monde, in der Leipz. Lit. Zeit. wenn wir nicht irren, hat sie berührt, und ist auf den seltsamen Einfall gekommen, den Rechtfertigungsgrund des Urtheils darin zu suchen, daß Hr. Hauff am Schlusse des Romans ein Freudenfest mit den Personen Heun'scher Romane gefeyert habe. Dadurch habe er — obwohl er sich nur H. Claren genannt, doch wirklich und fälschlich zu erkennen gegeben, daß er Carl Heun sey. Nun, das hat er doch zum Glück nur denjenigen zu erkennen gegeben, die den Mann im Monde schon bis zum Schlusse gelesen hatten, und also — mit alleiniger Ausnahme der wirklich Blödsinnigen (Mentecapten) — bereits überzeugt seyn mußten, daß er nicht Carl Heun sey, sondern ein Parodist desselben.

Wir wollen recht gern die Verfasser des fraglichen Urtheils (der Gerichtshof ist uns nicht bekannt) für tüchtige Rechtsgelehrte halten; aber in der Anwendung der Grundsätze des Rechts auf die Verhältnisse der literarischen Welt sind sie offenbar höchst unglücklich gewesen, wahrscheinlich aus Mangel an deutlichen Begriffen von Parodie und Satire. Zwar entfinnen wir uns, auch noch einen andern Vertheidigungsgrund für dieselben gelesen zu haben. Der Verleger soll nämlich in Uebereinstimmung mit dem Verfasser in die gewöhnliche Buchhändler-Anzeige des Mannes i. M. gesetzt haben: „Die Manier des Hn. Verfassers ist bereits bekannt"; und darin liege die Absicht klar zu Tage, das Publicum zu hintergehen. Da haben aber die JCti von Klein-Justhelm wohl nicht gewußt, daß das Wort *Manier* eines Schriftstellers ein Vorwurf, ein Tadel ist, und also schon diese Stelle der Anzeige dem Kenner die satirische Tendenz anzeigte. Und welche Rechts-Tollheit wäre es, wenn die Gerichte diejenigen Täuschungen des Publicums bestrafen wollten, welche sich die Buchhändler in ihren Anzeigen, Anpreisungen, Verheißungen, selbstgemachten oder bestellten Lobhudeleyen ihrer eignen Verlagsartikel und der Einschwärzung in die kritischen Journale ihres Verlags, so häufig zu Schulden kommen lassen. Wie würde da z. B. ein Buchhändler wegkommen, der auf die Werke eines großen Todten Pränumeration einammelt, die Pränumерanten 5 Jahre über die öffentlich versprochene Vollendungsfrist auf die Ablieferung

warten läßt, und endlich einen Sudelabdruck liefert, nachdem er 5 Jahre lang die Nutzungen der Pränumerationen-Gelder in den Schubfack gesteckt hat? In solchen Fällen, die denn doch in *praxi* schon vorgekommen seyn mögen, ist das Publicum nicht bloß getäuscht, es ist wirklich betrogen; es ist, wenn nicht um den ganzen Pränumerationenpreis, doch um das fünfjährige Interesse, also um Geld betrogen: und doch würde es schwer halten, auf solch' einen Fall ein rechtswissenschaftlich-haltbares Straf- und Ersatz-Urtheil auszuarbeiten. In Summa: Das Publicum ist keine *Person in sensu juris*; es kann eigentlich gar nicht ordentlich, rechtsordentlich, betrogen werden, sondern bloß belücht. Es kann nicht klagen vor Gericht, und nur die Polizey allenfalls kann ihm zu Hülfe kommen, sey es durch öffentliche Warnung vor dem Luchs, oder durch Anhängung einer Schelle an seinen Schwanz. So z. B., wenn ein Aëronaut eine Luftfahrt ankündigt, das Geld der Schaulustigen einstreicht und dem Publicum nicht Wort hält: so nimmt sie ihm die Kasse in Beschlag, und sieht auch wohl dem Publicum durch die Finger, wenn es ihn ausprügelt. In der Handels-, Buchhandels- und Schriftsteller-Welt ist das aber noch zur Zeit weder üblich noch positiv-gesetzlich.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Volke: *Tractatus de partu praemature artificiali*. Auctore J. F. Piringer, Med. Doctore, Artis oblietr. Magistro. 1826. 72 S. 8. (9gGr.)

Betrachten wir diese Schrift aus dem Gesichtspunkte, aus welchem eine Inaugural-Dissertation, was sie laut der Vorrede ist, beurtheilt werden muß, so müssen wir den Fleiß des Vf. loben. Prüfen wir aber den Inhalt selbst, so befremdet uns die Mühe, welche sich der Vf. gegeben hat, um zu zeigen, daß die künstliche Frühgeburt nicht allein eine sehr gefährliche Operation für Mutter und Kind, sondern auch, daß sie überhaupt zu verwerfen sey. Noch vor mehrern Jahren würde diese Meinung nicht sehr auffallend gewesen seyn; allein jetzt, nachdem so viele anerkannt ausgezeichnete Geburtshelfer die künstliche Frühgeburt mit dem glänzendsten Erfolge verrichtet haben, gehört viel dazu, die Nützlichkeit derselben völlig abzuleugnen zu wollen! — Den Inhalt der Schrift genauer anzugeben, würde überflüssig seyn, da sie, wie der Vf. gesteht, nur eine Compilation ist. Zu wünschen aber wäre gewesen, daß der Vf. die Materien besser geordnet hätte, daß er in vieler Hinsicht weniger abschprechend gewesen wäre, z. B. in seinen Urtheilen über die Ansichten von C. Wenzel, Reisinger und Kluge, und endlich, daß er auf die Latinität, die an vielen Stellen sehr barbarisch ist, mehr Mühe verwandt hätte. Aufgefallen ist uns noch, daß der Vf. immer *Merriman* statt *Merriman* schreibt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

April 1827.

GESCHICHTE.

- 1) KOPENHAGEN, b. Schubotho: *Der dänische Geh. Kabinetminister Graf Joh. Friedrich Struensee und sein Ministerium*. Nebst Darstellung der nachstvorhergehenden und folgenden Begebenheiten in Dänemark. Von Jens Kragh Høst, Dr. der Rechte. Erster Theil. Mit Struensee's Bildniß. 1826. XVI u. 414 S. gr. 8. (1 Rthl. 16 gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Hartmann: *Denkwürdigkeiten des Hn. v. Falckenskjold*, königl. dän. Generals, während des Ministeriums und der Katastrophe des Gr. v. Struensee; enthaltend eine treue und unparteyische Darstellung der Ursachen und Umstände dieser Katastrophe, in welche der Verfasser mit verwickelt gewesen, so wie seiner 5jährigen Gefangenschaft auf der Feste *Munkholm*, nebst einer Relation der Feldzüge desselben in der russischen Armee gegen die Türken 1769. 1770., und Betrachtungen über den dän. Militärretat. Herausgegeben von Phil. Secretan, Vice-Präsidenten d. Waadtland. Ob. Appellat. Hofes. Aus dem Französischen von L. A. Magnus. 1826. Erster Theil. XIV u. 136 S. Zweyter Theil. 166 S. 8. (1 Rthl. 12 gr.)

Bey der allgemeinen Aufmerksamkeit und Theilnahme, womit des Vfs. von Nr. 1. unter obigem Titel erschienenen Werk in dän. Sprache (Kopenh. 1824. 1—3ter Th.) im Vaterlande aufgenommen wurde, läßt sich erwarten, daß dasselbe nun auch in deutscher Sprache außerhalb Dänemark, vorzüglich in den dänisch-deutschen Herzogthümern, nicht ohne ein großes Interesse werde gelesen werden. Wir haben die Urschrift bald nach ihrer Erscheinung (s. Erg. Bl. 1824. Nr. 138 f.) mit gerechtem Beyfalle und ausföhrlich angezeigt; es würde also überflüssig seyn, bey der deutschen Bearbeitung des Werks (denn eine buchstäbliche Uebersetzung desselben ist das Vorliegende keineswegs) eben so umständlich zu verweilen. Nur zu bemerken, wodurch die deutsche Ausgabe von der dänischen sich dem Inhalte nach unterscheidet, das ist die Absicht dieser Anzeige. In der Vorrede führt der Vf. an, was er bisher zur Erläuterung und Bekanntmachung der Geschichte der 42jährigen Regierung *Christian's VII.* überhaupt und der in den Anfang derselben fallenden *Struensee'schen* Katastrophe insonderheit, herausgegeben habe. Fast alle diese Schriften sind in

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

unserer A. L. Z. mit Anerkennung der Verdienste des Vfs. um die neuere Geschichte seines Vaterlandes gewürdigt worden; und wenn, was seine Aufklärungen über *Struensee* und dessen Ministerium betrifft, einige andere, in- und ausländische, kritische Blätter weniger vortheilhaft darüber urtheilten: so mag eine Ursache davon diese seyn, daß es noch immer zwey Parteyen giebt, Eine für, die Andere gegen den gestürzten Minister, und daß der Letzten mißfällt, was etwa zum Vortheil oder zur Entschuldigung des Gefallenen gesagt wird. Rec. gehört weder zu jener, noch zu dieser Partey; aber er hörte und las, er verglich und prüfte, er beurtheilte unbefangen, was von der Sache zu seiner Kenntniß kam, und es freut ihn, daß seine Ansichten nicht etwa nur mit denen des Vfs., sondern selbst, wie im Verfolge gezeigt werden soll, mit denen eines andern, ihm bisher als Solchen ganz unbekannt gewesenen Vfs., nämlich des Gen. v. *Falckenskjold*, Vfs. von Nr. 2., über einige Hauptmomente in der tragischen Geschichte ziemlich übereinstimmen (S. VIII.). Sehr zweckmäfsig nahm der Vf. in diese seine deutsche Ausgabe eine andre kleine, 1821 herausgegebene, auch nachher in der *Clio* abgedruckte dänische Schrift: *Uebersicht der ersten Regierungsjahre Christian's VII.* (s. Erg. Bl. 1822. Nr. 18.) auszugsweise auf, die, da der Vf. seinem eigentlichen Gegenstande eine kurze Darstellung der dem *Struensee'schen* Ministerium zunächst vorhergehenden (zum Theil selbst *Str's* Schritte leitenden oder doch veranlassenden) Ereignisse voranschickte, hier ganz an ihrer rechten Stelle steht. Der Vf. benutzte dabey, jedoch nur mit Auswahl, ein von dem Kammerherrn *Suhm* handschriftlich hinterlassenes Tagebuch über die Jahre 1766 — 1775, wie auch die unter dem sogenannten, dem *Struensee'schen* gefolgten *Guldberg'schen* Ministerium geföhrten Protocolle, wozu er Zutritt erhalten. Viele Quellen, woraus Hr. H. schöpfte, macht er namhaft; andere verschweigt er aus Discretion: aber gegen die Glaubwürdigkeit des Vfs. und seiner eingezogenen Nachrichten auch da, wo keine Gewährsmänner genannt sind, Zweifel zu hegen, findet Rec. keinen Grund, der im Gegentheil allenthalben den geraden, aufrichtigen, unbefangenen Historiker in ihm zu erkennen glaubt. Zu wünschen wäre es indessen gewesen, Hr. H. hätte bey seiner deutschen Umarbeitung die unter Nr. 2. angezeigte Schrift schon benutzen können; obgleich da, wo er *Falckenskjold's* Erwähnung thut (z. B. S. 199. 334. 335.),

Bbb

zwei

zwischen seinen und *Ps.* Aeusserungen kein Widerspruch Statt findet. Wahrscheinlich wird er noch im zweyten Theil seines Werks auf sie die Rücksicht nehmen, die sie in jedem Betracht verdient. — Dieser erste Theil, dem eine kurze Inhaltsanzeige vorgelegt ist, reicht bis zu *Struensee's* und seines Unglücksgefährten *Brandt* Erhebung in den Grafenstand und also bis zu ihrer Gelangung auf die höchste Stufe des Ranges, die ein dänischer Unterthan erlangen kann. Von dem wider *Str.* angelegten Plan und dessen Ausführung, von des Ministers Sturz und den zunächst darauf folgenden Ereignissen in der dänischen Staatsregierung wird im zweyten Theil gehandelt und mit ihm das Ganze geschlossen werden. Es erhellt hieraus, daß Hr. *H.*, dem Wunsche des Rec. bey der Anzeige der Urfschrift gemäß, Vieles aus dieser weggelassen hat, was nur den Dänen, besonders den Residenzbewohner, weniger den entfernten Ausländer interessieren kann. Doch wären der Abkürzungen noch mehrere zu wünschen. Allzu genau nimmt es der Vf., wenn er u. a. von jeder der angezogenen Schriften, auch der unbedeutendsten, erst den dänischen, und dann den deutschen Titel, und wäre dieser gleich nur in einigen Buchstaben von jenem verschieden, abdrucken läßt. Gegen die deutsche Sprache finden sich auch hier Verstöße; doch sind ihrer weniger, als in der deutschen Ausgabe von des Vfs. *Geschichte der Regierung Christians VII.*; und die in reinem Deutsch verfaßte Vorrede zeigt, daß Hr. *H.* dieser Sprache wohl mächtig ist. Die für den zweyten Theil versprochene kritische Uebersicht alles dessen, was über *Str.* von einiger Bedeutung geschrieben ist, wird vielen Lesern willkommen seyn; eben so, wie das Sach- und Namenregister, womit das Ganze schliessen soll. Einem künftigen Geschichtschreiber wird diese *Höfliche* Vorarbeit die wichtigsten Dienste leisten.

Bemerkenswerth ist die Erscheinung von Nr. 2., da sie mit der von Nr. 1. der Zeit nach fast ganz zusammentrifft, demselben Gegenstande gewidmet ist, und doch von einem Manne herrührt, von welchem Hr. *H.* bey der Ausarbeitung seines Werks gewiß weder wußte, noch ahnete, daß er an ihm einen Mitarbeiter an der Geschichtsbeschreibung der *Struensee'schen* Katastrophe habe. Sie kann allenfalls zu einem Beweise dienen, wie sehr diejenigen irrten, die Hn. *H.* einen Vorwurf darüber machen zu können glaubten, daß er einen Gegenstand aufs Neue zur Sprache gebracht, der, nach ihrem Wunsche, mit dem Mantel der Vergessenheit bedeckt bleiben sollte. Die Wahrheit läßt sich nie ganz verdunkeln; und nur um Wahrheit in einer nichts weniger als gleichgültigen Sache war, und ist es Hn. *F.* zu thun; und was zu ihrer Aufdeckung, wenn seine Schrift etwa unterdrückt worden wäre, in Dänemark nicht geschah, das geschah ganz unerwartet in der Schweiz. Beide Schriften (unter Nr. 1. und 2.) gewinnen an Glaubwürdigkeit, sowohl durch ihre Verschiedenheit in Anführung von unbedeutenden Nebendingen, als durch ihre große Uebereinstimmung in Darstel-

lung der Hauptfachen. — Kurz vor dem Ableben des Gen. *Falckenskjöld* händigte derselbe seinem vertrauten Freunde, dem nun auch verewigten Oberrichter des Waadter Kantons, Hn. *Secretan*, die Handschrift seiner *Denkwürdigkeiten* in französischer Sprache mit dem Wunsche ein, sie zu ordnen und öffentlich bekannt zu machen. Hr. *S.* unterzog sich dieser Arbeit „mit dem Fleisse eines Greises, der mit seinen Jahren geizt, und mit der Energie der Talente und Anstrengungen, die einen jungen Mann auszeichnen.“ (S. III.) Die deutsche Uebersetzung unternahm Hr. *L. A. Magnus*; und eben als die letzten Blätter derselben gedruckt wurden, ging der durch seine Kenntnisse, seine Philosophie und seine mit Weisheit geführte Magistratur berühmte *Secretan* zur bessern Welt über. Die *Vorrede* (S. I — VIII.) sagt mehr von ihm, seinem persönlichen und schriftstellerischen Werthe, seinem vieljährigen vertrauten Umgange mit *Falckenskjöld*; auch giebt sie Hoffnung zu einer künftigen Lebensbeschreibung desselben und zum Drucke von noch mehrern Früchten seiner Muse. Es folgt sodann (S. IX — XIV.) eine kurze Notiz von *Falckenskjöld's* Leben aus *Secretan's* Feder. *Falckenskjöld* (*Seneca Otho*), stammend aus einer altadligen dänischen Familie, wurde zu *Slagelse* auf Seeland d. 15ten Apr. 1738 geboren und starb zu *Lausanne* d. 30ten Sept. 1820. Schon vom 13ten Lebensjahre an diente er im Militair, setzte aber dabey das Studium der Geschichte, mehrerer lebender Sprachen und der Kriegswissenschaften fort. Im franz. Dienste nahm er Theil am 7jährigen Kriege und wurde in der Schlacht bey Klosterefeld schwer verwundet. Von 1762 an diente er seinem Vaterlande; er bereiste Schweden, Deutschland, Frankreich, England; und trat 1768 in russische Dienste, aus denen er 1771 von *Struensee*, der ihn in Altona kennen gelernt hatte, nach Dänemark zurückberufen wurde. Verwickelt in dessen Handel traf ihn das harte Schicksal, obgleich keines einzigen Verbrechens geßändig oder überwiesen, ohne gerichtliche Form seiner Aemter, Güter und Würden entsetzt und zu lebenslänglicher Gefangenschaft (in einem Alter von nur 34 Jahren!) auf der Felsenfeste *Munkholm* unweit Drontheim verurtheilt zu werden. Im J. 1777 erhielt er seine Freyheit mit der Weisung seinen Aufenthalt in *Languedoc*, und 3 Jahre später zu *Lausanne* zu nehmen, wobey ihm eine seinem Range angemessene Pension bewilligt wurde. Den Antrag, wieder in russische Dienste zu treten, lehnte er, mit Rücksicht auf das dänische Verbot, ab. Auch in seinem Vaterlande wollte es mit einer neuen Anstellung nicht gelingen. Studium, Spaziergänge, der Umgang mit Männern, wie *Reverdi*, *Tissot*, *Gibbon*, *Gorani*, *Secretan* u. s. w., verflüßten ihm seine Tage, die er, 82 Jahre und einige Monate alt, beschloß. Seine Lage, fern vom Hofe und den Geschäften, hatte für ihn den meisten Reiz, und er äusserte mit Vergnügen gegen seine vertrautesten Freunde, daß er, ohne die erlittenen Verfolgungen, nie zu dem Grade des Wohlbehagens, dessen er jetzt (in seiner Verbannung) theilhaftig war, ge-

gelaugt seyn würde; und das glaubt ihm Rec. auf sein ehrliches Wort. — Den Inhalt der Schrift näher anzugeben, wird überflüssig seyn, da der genau abgeschriebene Titel ausführlich sagt, was man in ihr zu erwarten hat, und da wohl Niemand, den die *Struensee'sche* Katastrophe einigermaßen interessiert, eine solche Schrift ungelesen lassen wird. Neue bedeutende Aufschlüsse über die Hauptfache giebt sie nicht, aber als von einem Augenzeugen und Mitverwickelten herrührende Bestätigung vieler Thatfachen, die *Höft* mittheilt, ist sie von entschiedenem Werthe. Die unglückliche *Caroline Mathilde*, spricht er, der Vertraute von *Struensee*, frey von jedem Verbrechen, obgleich nicht von Leichtsinne und Unvorsichtigkeit; diesem, den er oft, aber umsonst, auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam machte, schreibt er Leichtfertigkeit, Uebermuth, Herrschsucht, Mißbrauch der königlichen Huld, Uebereilung in Ausführung seiner übrigens wohlgemeinten Plane und Reformen, aber keine hochverrätherischen u. a. verbrecherischen Absichten zu; *Juliane Marie* (hier immer *Julia* genannt) wurde, nach unserm Vf., von Verdruss über Zurücksetzung, von Haß gegen die junge Königin, von Bigotterie und Ehrsucht, von blindem Vorurtheil gegen jeden Schritt, den *Sir* that, getrieben; des Strebens nach dem Throne, oder der Absicht, die Regierung in die Hände des Erbprinzen *Friedrich* (irrig wird dieser in der Einleitung und sonst *Julianens zweyter* Sohn genannt, woraus Ununterrichtete schließen könnten, *Christian VII.*, dessen Stiefmutter sie nur war, sey ihr ältester Sohn gewesen) zu spielen, kann man sie keineswegs bezüchtigen. (Dies ist ganz die Meynung, welche Rec. bey der Anzeige von *Höft's* Urfschrift äußerte.) Unzählige Male kommt der Name *Stolk* vor; ohne Zweifel ist darunter der Graf *Conrad von Holk* zu verstehen. (S. *Höft* S. 201 ff.) Die Aeußerung, welche der Vf. 1780 aus dem Munde des franz. reform. Predigers *Roques* über *Caroline Mathilde* in Hannover hörte (S. 89.), ist dem Sinne nach genau dieselbe, welche Rec. 1790 von dem ehrwürdigen Gen. Superint. *Jacobi* in Zelle vernahm. Die Art, wie sich der Vf. (S. 94 ff.) gegen die ihm gemachten, zum Theil aus Lächerliche grenzenden Beschuldigungen rechtfertigte, nimmt ungemein für ihn, als einen gewandten, freymüthigen, nur das Rechte und Gute wollenden Mann ein. Die anziehendste Partie der ganzen Schrift war für den Rec. die Beschreibung, welche Hr. v. *Falckenkjöld* (S. 112 ff.) von seiner 5jährigen Gefangenschaft auf *Munckholm*, diesem Infelsellen von kaum 500 Fufs (Schritt?) Umfang, wogegen *St. Helene* ein halbes Paradies seyn muß, und von seiner dortigen Lebensart macht. Die Literatur war sein einziger Trost, und er fand Mittel, sich ihn zu verschaffen. — Ueber die Th. 2. S. 78 ff. angehängte *Denkschrift vom dänischen Militair* enthält sich Rec. des Urtheils. Die geäußerten Grundsätze scheinen ihm durchdacht zu seyn, und von des Vfs. Vorschlägen zur Verbesserung des Land- und See-Etats sind späterhin meh-

rere ausgeführt worden. v. *Ewald's* Geist belebte in vielem Betrachte den braven v. *Falckenkjöld*. —

PHILOSOPHIE.

NORDEAUSEN, b. Landgraf: *Ueber Prädeterminismus und Willensfreyheit*, ein Versuch, die logische Vereinbarkeit beider Begriffe ins Licht zu stellen, von Ch. F. Zölllich, Superintendent zu Rossla. 1825. 46 S. gr. 8. (6 gr.)

Das so oft begonnene, aber bis jetzt noch nie gelungene Unternehmen, absolute Willensfreyheit des Menschen mit dem Prädeterminismus zu vereinigen, hat, ungeachtet aller seiner Schwierigkeiten, dennoch unsern Vf. nicht abgehalten, den Versuch der Vereinigung beider Begriffe von neuem zu wagen. Soll dieser Versuch gelingen, so müssen zuerst beide ancheinend widerstreitende Begriffe in ihrer größten Schärfe aufgefaßt werden. Denn das Abdingen von dem Einen oder Andern kann zu keiner soliden Vereinigung führen. Nun ist aber nicht zu leugnen, daß jeder von beiden Begriffen einen Gegenstand bezeichnet, dessen Daseyn nicht nur nicht gezeugt werden kann, sondern aufs innigste in dem Bewußtseyn verbürgt ist. Daß er frey, d. h. unabhängig sey von jedem bestimmenden Grunde seines Willens, fühlt der Mensch trotz allen unwiderleglichen Gründen des Determinismus; und dies Gefühl kann als allgemein und unvertilgbar keine angeborne Täuschung seyn, wie der Vf. (S. 11.) meint. Diesem Bewußtseyn von Freyheit gemäß handelt der Mensch und richtet darnach über den Werth seiner Handlungen. Der Begriff also von Freyheit, als einem Vermögen, einen Zustand absolut aus sich anzufangen, kann nicht aufgehoben werden, ohne die menschliche Natur und mit ihr das Wesen der Sittlichkeit zu verkehren oder vielmehr zu vertilgen. Wie demnach auch der Versuch, dieses Bewußtseyn von Freyheit mit göttlicher Herrschaft in Einklang ausfallen möge, diese Burg und Veste des Geistes darf nicht aufgegeben oder verlassen werden. Aber nicht minder gewiß, als die Freyheit oder die Kraft des Selbsthandelns ist das Bewußtseyn Gottes und seiner Vollkommenheit. Ja es ist noch gewisser, als das Bewußtseyn von sich selbst; und eher kann der Geist sich als Gott verkennen. Daß Alles ohne Ausnahme, auch der freye Mensch, unter Gottes absoluter Herrschaft stehe, daß Alles nur mit und nach seinem Willen und Gesetz geschieht, und ohne oder gegen diese nichts, dürfen wir als ausgemacht ansehen: denn die ohnmächtigen Widersprüche einiger leichtfertigen Metaphysiker kommen in keinen Betracht. — Wie läßt sich nun die Möglichkeit einer absoluten Selbstbestimmung neben einer allmächtigen Herrschaft denken? Dies ist die Aufgabe des Vfs., die er zweyfach lösen kann: entweder als Determinist, indem er den Begriff menschlicher Freyheit dem Begriffe der Prädetermination gemäß beschränkt oder gar aufhebt, oder als Indeterminist, welcher die Freyheit behauptet, das Wissen und die Macht der

der Gottheit aber einschränkt und somit die Gottesidee aufhebt. Der Vf. weicht beiden Wegen aus und will zwischen ihnen hindurch einen dritten einschlagen. Folgen wir ihm.

Das Resultat des Vfs. ist (S. 46.) also ausgedrückt: „wenn es wahr ist, daß in dem Verstande des Unendlichen *a priori* oder von Ewigkeit her eine intuitive Erkenntnis aller nur *möglichen* Zeitererscheinungen mit allen ihren Varietäten liegt; wenn unter diesen *möglichen* Zeitererscheinungen auch die *wirklichen* als ein Theil derselben vorkommen müssen; wenn diese Erkenntnis gleichwohl nicht den Begriff einer causalen Nothwendigkeit aller Zeitererscheinungen in sich schließt; wenn unzählige Handlungen des Menschen ohne Zutritt der Freyheit aus dem physischen Organismus seiner Natur hervorgehen; wenn eben so viele einem unsichtbaren Zwange oder einer von ihm nicht erkannten Nothwendigkeit unterworfen sind; wenn endlich nach Maassgabe der individuellen Beschaffenheit jenes Organismus in den frühern Lebensperioden des Menschen die eigenthümliche Gestaltung desselben in allen darauf folgenden oder spätern Lebensperioden sich mit einer Wahrscheinlichkeit bestimmen läßt; die sich in dem Verstande des Unendlichen zur kategorischen Gewissheit erhöht; so ist nach unserm Dafürhalten durch die Verbindung aller dieser Momente das Problem gelöst, wie sich der Begriff einer absoluten Willensfreyheit des Menschen mit dem Systeme des Prädeterninismus vereinigen lasse.“

Dieses Raisonement scheint uns auf Folgendes hinauszulaufen. Die Gottheit weiß Alles; der Mensch ist absolut frey; aber die meisten seiner Handlungen sind unfrey und nothwendig. Diese *kennt* die Gottheit vorher (so scheint er Prädetern. überall zu verstehen). Von den *wirklich freyen* Handlungen ist im ganzen Schriftchen nichts zu lesen. Ob nach diesen Sätzen das Problem gelöst sey, mögen die Leser entscheiden. Wir halten uns bloß an den Angelpunkt des Ganzen, daß Gottes Präscienz nicht den Begriff einer causalen Nothwendigkeit aller Zeitererscheinungen in sich schliesse (S. 31—34.), und folglich der Natur menschlicher Willensfreyheit keinen Abbruch thue. Der Vf. schließt so: Jede *freye* Handlung ist die Folge einer *Abicht*. Diese ist das *Formale* der That, der *Erfolg* ist das *Materiale*. Nun denke man sich alle Veränderungen in Zeit und Raum als Inbegriff aller Erfolge in der Welt vereiniger Kräfte, deren Aufeinanderfolge Gott nothwendig bestimmt hat. Diese Nothwendigkeit schließt die Freyheit nicht aus, weil die Nothwendigkeit nur in der *Ordnung*, nicht in den *bewirkenden Ursachen* der Veränderungen ist. Sie bestimmt also nicht das *Wie* des Wirkens der Freyheit, sondern bloß die *Zeit* und den *Raum*, wo sie wirken *muss*. Gott hat also als Zulchauer des Weltchaufspiels keinen Antheil an den menschlichen Entschlüssen.

Die Bündigkeit dieses Beweises und seiner *petitio principii* wollen wir nicht behaupten. Denn aus der Denckbarkeit einer solchen Anordnung der Begebenheiten folgt ihre Nothwendigkeit keineswegs.

Gerade diese hätte der Vf. beweisen sollen. Uebrigens müssen, wenn die Erscheinungen so geordnet sind, doch, da nichts ohne Ursache geschieht, auch ihre Ursachen nothwendig so gestellt seyn, daß sie also wirken müssen. Folglich kann die Freyheit davon nicht eximirt seyn; es müßte denn entweder die *harmonia prae stabilita* angenommen werden, oder die Freyheit ruhen, oder prädeterninirt wirken. Und dies muß am Ende der Vf. auch gestehen, wenn er die Freyheit nach Zeit und Ort in ihrer Wirksamkeit bedingt seyn läßt. Er beweist also gegen sich, daß die Freyheit nicht frey sey. Alles Uebrige stimmt mit diesem Resultate eben so unfreywillig zusammen. Z. B. wenn er S. 34. ff. behauptet, daß der Mensch in den meisten Fällen nur nach bedingenden physischen Ursachen, nicht aus Freyheit handle, und Gott diese Handlungen vorherwisse, weil er den causalen Zusammenhang der Zeitererscheinungen geordnet habe; so müssen, wenn *eine* Handlung durch physische Nothwendigkeit erzeugt wird, alle also bewirkt werden, und es giebt keine Freyheit; oder alle Handlungen sind frey, und müssen, wenn Gott *eine* vorhersieht, alle vorhergesehen werden. Ferner hebt der Vf. die menschliche Freyheit durch folgende Behauptung auf, daß unzählige willkürlich scheinende Handlungen des Menschen unter einem unsichtbaren Zwange stehen (S. 37.). Die Ausflucht, daß dies nur bey gleichgültigen Handlungen Statt finde, hilft ihm nichts, weil es für Gott keine gleichgültigen Ereignisse giebt, sondern alle nach seinem Willen berechnet seyn müssen: folglich auch alle freye Handlungen. Und mithin sind sie nothwendig, wenn gleich dem Menschen unbewußt.

Mehre andre Inconsequenzen und Widersprüche auszuheben und aufzudecken, erlaubt der Raum nicht. Aber zwey Hauptirrhümer wollen wir noch berühren. Der Vf. betrachtet die *Freyheit* als ein ganz unbestimmtes Vermögen, Handlungen aus dem Nichts hervorzubringen (S. 20. 23.). Allein gerade diese *negative* Ansicht des Gegenstandes verhindert die Einsicht in die Natur der Freyheit. Sie muß eben so bestimmt seyn, wie jede Kraft, nur nicht nach physischen Gesetzen, sondern nach Gesetzen der Geisterwelt. Und eben das Verkennen dieser Gesetze liefs den Materialismus die ganze Freyheitslehre verderben. Die Freyheit ist Macht zum Guten, Kraft zur Wahrheit. Dies ist ihr Gesetz, ihr Band. Darauf muß man hauptsächlich achten. Der zweyte Hauptirrhüm ist der durchgehends durchblickende Gedanke, daß die *Gottheit* überall in der Welt nur das *Zusehen* habe, und sich in ihre einmal gemachte Einrichtung weiter nicht mische. Dieser Fehler macht das ganze Raisonement leicht. Gott thut entweder Alles in Allem, oder er thut nichts.

Uebrigens bleibt die Frage, ob Gottes Macht mit menschlicher Freyheit in Vereinigung *begriffen* werden könne, selbst dann, wenn wir auch beide Gegenstände aufs genaueste kennten, unauflösbar, und wir werden nie weiter gelangen, als bis zu dem Glauben an das vereinte Bestehen beider, ohne jemals Unendliches im Verhältniß mit Endlichem zu verstehen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1827.

RÖMISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Auli Gellij Noctes Atticae*, collatis Mss. Guelpherb. et edd. vett. recensuit, annotationibus criticis etc. illustravit indicibusque copiosissimis instruxit Albertus Lion. 1824. Vol. I. XXXV. u. 641 S. Vol. II. 714 S. 8.

So groß auch das Bedürfnis einer neuen kritischen Bearbeitung des Gellius war, und so gewiss Jeder, der sich dieser Arbeit unterzog, selbst bey geringen Leistungen sich den Dank des Publicums erwerben mußte: so darf doch nicht verschwiegen werden, daß, einigen Sammlerfleiß, der noch nicht allein zu einer kritischen Arbeit befähigt, abgerechnet, des wirklich von Hn. L. Geleisteten im Ganzen genommen wenig ist. Dieselbe Flüchtigkeit in der Bearbeitung und Verarbeitung des gegebenen Stoffs, dasselbe Schwanken eines kritischen Urtheils, welches bisweilen beynahe zur Urtheilslosigkeit wird, dasselbe unsichere Haltsen nach fremdartigen Materialien, um Noten damit anzufüllen, Fehler, die schon bey frühern Schriften Hn. L.'s allgemein gerügt wurden, finden sich auch hier wieder. So wird, um nur Eins anzuführen, S. VIII. bemerkt: „*In explicandis atque interpretandis locis difficilioribus, Te non plane reliqui; sed modus, sibi, in rebus certe illustrandis tenendus erat, ne moles operis jam satis magni in nimium excresceret.*“ Unter diesen Erklärungen, die L. für den Leser nothwendig hält, finden sich aber nun oft solche, wie über *flammeum* Th. II. S. 821: „*flammeum est nuptiale, lutei coloris.*“ Dagegen wird der Leser, wo er eine erklärende Note erwartet hätte, von dem Herausg. gewöhnlich im Stich gelassen. Gewiss hätte L. klüger gehandelt, wenn er sich beyläufiger Erklärungen ganz enthalten hätte. Es scheint aber eine Rüge in dieser Hinsicht um so mehr jetzt an ihrer Stelle zu seyn, als nach S. VI. diese Ausgabe den Anfang machen soll einer Folge von Bearbeitungen späterer Schriftsteller, womit uns L. nach und nach zu beschenken gedenkt. Wir werden seine Bemühungen dankbar anerkennen, wenn er sich größerer Gründlichkeit befeßigen und seiner Bearbeitung einen bestimmtern Plan unterlegen wird. Im vorliegenden Falle müssen wir wenigstens mit Dank rühmen, daß L. eine Wolfenbüttler Handschrift (vgl. S. XVII.) und mehrere alte Ausgaben noch einmal verglichen und auf diese Art

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

die Variantenammlung um ein Beträchtliches vermehrt hat. Noch einen andern Codex, welchen die Wolfenbüttler Bibliothek besitzt, hielt L. nicht der Vergleichung werth. Endlich werde auch nicht verschwiegen, daß einzelne Stellen durch des Herausg. Bemühungen recht viel gewonnen haben, wozu, um ein Beispiel anzuführen, der glückliche Fund gerechnet werden muß, durch welchen das früher am Anfang verstümmelte sechste Buch nun vervollständigt worden ist. Um jedoch das im Allgemeinen ausgesprochne Urtheil zu rechtfertigen, wählen wir die im ersten Buch vom Gellius angezogenen Stellen Römischer Dichter, deren Behandlung zeigen wird, in wie weit L. den Verpflichtungen eines kritischen Herausgebers nachgekommen sey.

Kap. 7. heißt es von einem angeblichen Solöcismus in einer Stelle Cicero's: *Dehuisse enim scribi putabant non futurum, sed futuram: neque dubitabant, quin liber emendandus esset, ne, ut in Plauti comoedia moechus, (sic enim mendas suas illudabant) ita in Ciceronis oratione solöcismus esset manifestarius.* Wenn nun keineswegs von einem kritischen Bearbeiter des Gellius, geschweige von Hn. L. nach seiner Erklärung S. VIII. gefordert werden soll, daß er die sachlichen Bemerkungen des Schriftstellers durch weiteres Eindringen in dieselbe Materie verfolge, so darf doch erwartet werden, daß er diejenigen Stellen des Textes mit einer erklärenden Note versehe, welche ohne dieselbe nicht verstanden werden können. So an dieser Stelle, zu welcher die Anführung des Plautus ganz unverstündlich ist. Zu *comoedia* bemerkten schon die frühern Ausleger: „*Amphitruone vel Casina*“, wodurch aber die Stelle nicht verständlicher wird. Der Grund der Anspielung liegt in einem witzigen (?) Wortspiel mit *manifestarius*, was aus des Plautus *Bacch.* IV. 8, 77. klar wird, wo es heißt: *atque obtruncaret moechum manifestarium.* Hr. L. bemerkt zu obiger Stelle kein Wort der Erklärung. In demselben Kapitel wird eine Plautinische Stelle aus *Casin.* III, 5, 50. (nicht 51) als metrische Verse abgetheilt hingestellt, die ohne Metrum sind, und zu *quibus* bemerkt „*pro quibus h. l. legendum videtur: quid duos*“, richtig; nur mußte der Herausg. auch anführen, daß die hier vermuthete Lesart in den Handschriften des Plautus einstimmig gelesen werde, und dieser Umstand jene Conjectur veranlaßt habe. Willkommen wäre hier eine sich von selbst darbietende Bemerkung über die Worte des Plautus selbst gewesen; wo *et nunc,*

Geo

wel-

welches Gellius weglässt, überhaupt sehr verdächtig ist, zumal da *et* schon in den Palat. Handschr. und einem ehemals nach München gehörigen Codex fehlt. Zu dem gleich darauf folgenden Fragment des Laberius (S. 84.) war nichts zu bemerken und ist auch nichts bemerkt worden. S. 85. daselbst folgt wiederum ein Fragment des Plautus aus dem *Amphitruo*. (Warum schreibt Hr. L. *Amphitruo*, da ja doch bekanntlich Plautus sein Stück *Amphitruo* nannte, wie, um andre Gründe zu verschweigen, schon aus der *Periocha acroastica* dieser Komödie zu ersehen ist?)

Kap. 16. wird das freylich sehr schwierige Bruchstück des Lucilius so gelesen: *Ad portam mille, a porta est sex inde Salernum*, ohne das gezeigt werde, wie dies zu verstehen sey, während die Bemühungen vieler Gelehrten, welche auch Hr. L. anführt, schon hinlänglich darthun, das man sich bey dieser Lesart nicht beruhigen könne. Auf welcher Autorität diese Lesart nun beruhe, werden wir nicht belehrt, indem sogar die *Edd. vett.* nach L's Angabe schon eine andre Lesart darbieten, nämlich: *ad portum mille a porta est: exinde Salernum*, wobey jedoch wiederum die Variante der *antiquissima Veneta*, wie sie in der Gronov'schen Ausgabe genannt wird, *ad portum mille est a porta: exinde Salernum* unerwähnt geblieben ist. Ob die vom Herausg. verglichene Wolfenbüttler Handschr. *portum* oder *portam* habe, ersehen wir nicht aus der Anmerkung, obwohl es gerade hier so wichtig gewesen wäre, bey der gänzlichen Unkenntniß der handschriftlichen Lesart dieser Stelle, zu erfahren, wie wenigstens in Einer Handschr. gelesen würde. — Bey dem folgenden Fragment desselben Dichters in demselben Kapitel (S. 125.) hätten wir erstens zu des Gellius Worten in *libro quinto decimo* angemerkt gewünscht, das in der Godofredischen Ausg. des Nonius I, 66, wo ein Vers desselben Bruchstücks citirt wird, es als aus dem vierten Buch der Satiren angeführt wird, obwohl in *Mercier's* erster Ausg. das *funfzehnte* Buch gefunden wird. Dieses gehörte wenigstens zu dem *apparatus criticus*, welchen uns in seiner Vollständigkeit zu liefern Hr. L. über sich genommen hat. Ferner würden wir sowohl in diesem, als in einem gleich darauf folgenden Fragment desselben Dichters, unbedenklich die Schreibart der Wolfenb. Handschr., *milli* (*milli* statt *mille*) aufgenommen haben. Ja, da diese Handschr., wie L. bezeugt, durchgängig *mille* mit einem einfachen L. darbietet, so wäre sofort wohl zu untersuchen gewesen, wann eigentlich die Schreibart *mille* aufgekommen, da jene wenigstens in einzelnen Erscheinungen (die, wenn wir ältere Handschriften hatten, wohl nicht so einzeln dastehen würden) sich noch in später Zeit findet, wie auf der *Tabula alimentaria* S. 83. ed. Wolf und auf andern Inschriften später Zeiten. MEILIARIUS bietet eine Inschrift dar in *Bartoli's* Briefen über Kalabrien, Th. I. S. 210. vgl. *Heusinger* zu Cic. Off. II. S. 530. Von Wichtigkeit bey dieser Untersuchung würde die Bemerkung des Consentius *de barbarismis* 10. S. 16. seyn: „*Per detractionem fiunt barbarismi, litterae sic, ut si*

quis dicat vilam pro villa, mile pro mille etc.“ Zu Consentius Zeit also schrieb man allgemein *mille*: wann lebte aber dieser Grammatiker? Selbst die Römische Handschr. des Symmachus bietet *mile* dar: f. *Mai* ad Symm. S. 14. ed. Rom.

Wir übergehen einige wenige von Gellius angeführte Dichterstellen des Virgilius und Lucretius, weil sie dem Herausg. keine Veranlassung zu erheblichen Bemerkungen geben konnten. Nur das verdient eine starke Rüge, das L. am Ende von Kap. 21. unfre Schriftsteller mit einem Paar Versen des Lucretius bereichert hat, die sich wohl in einigen Ausgaben, aber durchaus in keiner Handschrift, wie *Carrio* und *Gronovius* versichern, vorfinden. Ueber diese Stelle ist jetzt *Forbiger* de Lucretio (S. 128.) nachzusehen, der auch des Gellius X, 26. gedenkt, wo jedoch L. vorsichtiger war, indem er zwey daselbst erwähnte Verse des Lucretius, welche in keiner Handschrift stehen, wenigstens mit Klammern einschloß. Sie waren aber ganz aus dem Text herauszuwerfen, und höchstens in einer Anmerkung anzuführen. — Wir gehen zu Kap. 24. über, in welchem die drey Grabschriften des Nævius, Plautus und Pacuvius mitgetheilt werden. In Bezug auf die Herstellung des ersten, wo der übliche Text nur gegen die leichten Angriffe *Bothe's* und *Herrmann's* Elem. doctr. metr. S. 638. (welcher aber gar nicht angeführt wird) in Schutz zu nehmen war, was jedoch mit Gründen hätte geschehen sollen, stimmt Rec. Hn. L. bey, der eben auch Alles beym Alten lassen konnte, bis auf den letzten Vers: *Obliiti sunt Romae, loquier Latina lingua*. Rec. hat schon anderswo gegen die Richtigkeit des Metrums in diesem Saturnischen Verse sich erklärt, und nicht ohne Grund, wie er jetzt auch noch derselben Meinung ist, bemerkt, das ihm dieser Vers wegen der verletzten Diaeresis, die sich in dem Saturnischen Metrum sonst durchgängig, und mit Recht, beachtet findet, einer Aenderung bedürfe, die auch nach des Rec. Vorschlage Hn. L. nicht entgangen ist. Wir halten unfre frühere Meinung so lange für unwiderlegt, bis es Hn. L. geglückt seyn wird, unzweifelbare Beyspiele einer in diesem Metrum verletzten Diaeresis bezubringen. — Das Epitaphium des Plautus bot nur an einer Stelle dem Herausg. Gelegenheit, sein kritisches Urtheil zu zeigen, und hier gerade sehen wir ihn das Unrechte ergreifen, nämlich bey dem ersten Verse:

Postquam morte datu 'st Plautus, comocdia luget.

Hier war zuerst die wirkliche Lesart der Handschr. auszumitteln. Alle Handschriften aber, die wir namentlich aufgeführt finden, haben *mortem aptus*: die Lesart *morte* bald mit *captus*, bald mit *catus* versehen, findet sich nur in alten Ausgaben. Damit steht aber nun die vom Herausg. angeführte Notiz Scaliger's *ad Catalecta* im Widerspruch, das nämlich *meliores codices morte* darböten. Was sind das für Handschriften, wenn wirklich geschriebene *Codices* und nicht gedruckte gemeint sind? So lange wir hierüber nicht in Gewissheit sind, kann nach nüchterner Kritik diese Lesart nicht das Gleichgewicht halten gegen

mortem aptus, wie es in den uns bekannten Handschr. steht. *Datus* wird aus gar keiner Handschr. angeführt, und wird von L. als *Carrio's* Conjectur bemerkt. Wird man dieser Lage der diplomatischen Ueberlieferung nach nicht gezwungen, sich für *mortem aptus* zu entscheiden, welche Lesart selbst schon viele der frühern Gelehrten vorzogen? Ausserdem hat diese Lesart innere Wahrscheinlichkeit durch den Sprachgebrauch. So wie hier *mortem apisci*, so wird *vitam apisti* gesagt bey Terent. Heaut. IV, 3, 15, wo *Fadrens* nachzusehen. (Vgl. über *apisci* Cic. legg. I, 20, 52. Bentley zu Terent. Phorm. II, 3, 69. Ausl. zu Liv. IV, 3. Corte zu Plin. Ep. IV, 8. Giffanii *Collectanea ad Lucretium*). Rec. ist hierbey von der sichern Uebersetzung, die er hegt, ausgegangen, dass man es mit heroischen Versen in diesem Epigramm zu thun habe, und zweifelt, ob man früher sie je für andre gehalten habe; nur Pareus hatte sie für jambische Senare gehalten. Und es ist ja ihnen in der That nichts, was diese Annahme verböte: denn *deserta* im zweyten Vers findet leicht seine Rechtfertigung. Es wird dieses bemerkt, weil Stieglitz *De Pacuvii Daloreste* (S. 19.) aus Unkunde des Saturnischen Versmaasses diese Verse wirklich für Saturnische hält. Dafs der Gebrauch des Hexameters in diesem Epitaphium nichts Auffallendes sey, wurde schon Anal. crit. S. 87. erinnert. — Endlich in der dritten Grabchrift des Pacuvius findet Rec. nichts zu erinnern, als aufmerksam zu machen auf die monströsen Formen *Pacuvisei Marcei*, wo ohne zu zaudern *Pacui* (nicht *Pacui*, wie bey Bothe) *Marci* edirt werden mußte.

Dem Texte des Gellius selbst schickt Hr. L. vier einleitende Kapitel voraus: I. *de Aulo Gellio*, II. *de codicibus*, III. *de editionibus*, IV. *de translationibus* (ist kein lateinisches Wort) etc. (S. X—XXXV, in deren erstem, wo über Namen, Leben und Schriften des Gellius gehandelt wird, sich durchaus nichts findet, was eine eigne Untersuchung bekrundete, und was, einige unbedeutende literarische Nachträge abgerechnet, sich nicht schon kürzer und besser gesagt in *Fabricii Bibl. Lat. ed. Ern.* oder in *Lambecii Prodronus lucubrat. crit. in Gellium* vorfände. So, wo es darauf ankam, ein eignes Urtheil zu haben, wie z. B. über die Echtheit oder Unechtheit der den Kapiteln vorgelegten Argumenta, begiebt sich L. (S. XV.) aller eignen Meinung und tritt ohne Weiteres denen bey, welche sie für echt erklären. Dankbar dagegen und mit Lobmufs der Fleifs und die Sorgfalt anerkannt werden, den der Herausg. auf die genaue Aufzählung und Beschreibung der Handschriften (obwohl hierbey Einiges übersehen wurde, wie unten gezeigt werden wird), Ausgaben, Uebersetzungen und sonstiger auf den Gellius Bezug nehmenden Schriften verwandt hat, wobey Rec. nur wenige Nachträge zu liefern im Stande ist. Wenn nämlich unter denen Gelehrten, welche den Gellius herauszugeben beabsichtigen, S. XXXIV. auch *Jos. Scaliger* (i. *Lipfii Elect.* 2, 3.) genannt wird, so verdiente auch erwähnt zu werden, dafs *d'Orville* eine Ausgabe des Gellius mit handschriftlichen Be-

merkungen *Scaliger's* befalls, welche er *Friedr. Wilh. Roloff* zum Behuf einer neuen zu veranstaltenden Ausgabe mittheilte. (S. *d'Orville's* Brief an Roloff in *Sylloge nova epistolarum*, Norimb. 1760. Vol. I. S. 91.) Dieser Roloff ist dem Herausg. ganz unbekannt geblieben. Ferner bey Erwähnung des von Angelo Mai im Vatican gefundenen *Codex rescriptus* des Gellius hätte des Finders Bemerkung in *De L. Caecilio Minutiano*, *Praefatio* S. LXXVII. (S. XXXI. nach unsrer Ausg.) nicht übersehen werden sollen. — Der S. XXVIII. angeführte Petrus Mosellanus hiefs eigentlich *Schade*, wie auch schon bey *Jöcher* steht und zu finden war in *Fabricii Hist. Bibl. Fabricianae*, T. VI. S. 83. — Diesen vier Kapiteln ist eine *Verborum in annotationibus imminutorum expositio* angehängt, die süglich hätte erspart werden können. Denn welchem Leser des Gellius brauchte erklärt zu werden, dafs *V. D. vir doctus, al. alii, cf. conferas, Ma. manuscriptus codex u. s. w.* bedeute?

Obwohl Hr. L. S. VIII. bemerkt, dafs er die von andern Gelehrten beyläufig mitgetheilten Verbesserungsvorschläge fleissig benutzt habe, so sind ihm dennoch sehr viele entgangen, von denen hier eine kleine Nachlese gegeben werden soll.

I, 4. *adamussim*, wie nun richtig nach Handschr. gelesen wird, bietet auch ein Pariser Codex dar, von Bentley zu Ter. Hec. 1, 2, 88. erwähnt, dessen Note über *adamussim* hier überhaupt nicht unangeführt gelassen werden durfte. — I, 18. Die Verbesserung *L. Aelium* statt *Laelium* machte schon P. Manutius zu Cic. Acad. I, 2. — II, 11. *A. Aterio*. Hierzu würde das von *Borghesi* in den *Nuovi frammenti di fasti consolar.* p. 72 fg. Bemerkte mit Nutzen verglichen worden seyn. — IV, 14. *Apud eos dixit comessatorem Mancinum ad aedes suas venisse: cum sibi [fas] recipere non fuisset aede sua*. So edirt Hr. L. mit eingeklammertem *fas*, weil es nicht Lesart der Handschriften zu seyn scheint, obwohl es dennoch nicht gut entbehrt werden könne. Mußte er nicht aber auch anstossen an der lästigen Wiederholung der Worte *aede sua*, die ihm die Stelle doch wohl hätten verdächtig machen müssen? Hier hätte den Herausg. Bentley auf den rechten Weg führen können, wenn er sich die Mühe genommen hätte, dessen scharfsinnige Conjectur ad Horat. Ep. II, 2, 9. *cum sibi recipere non fuisset e re sua* zu berücksichtigen. — VI, 15. *τοξον*. *Hermann de em. gr. gr. rat.* S. 287. *τοξον*. — VII, 3, 40 *plus quingenta jugera habere velle, quod plebs iusto colonis prohibitum fuit*. In der That preiswürdig ist statt *colonis*, was ganz unstatthaft ist, die Emendation von Th. Kidd zu Daves Misc. S. 15. *Stolonis*, welche durch Gell. XX, 1, 22. außer allen Zweifel gesetzt wird, wo es heisst: *Quid salubrius risum est rogatione illa Stolonis iugerum de numero praefinito*. — IX, 9, 15. *tamquam sit unus et sarcina*. Gronov wünschte *sit* ganz weg, und es fehlt wirklich gut in einer von *Hessling* Oblierv. I, 16. angeführten Handschr. Ebendaf. wird erwähnt, dafs IX, 10, 8., wo aus Homer *ναυδινος* *καρπυ* citirt werde, eine Handschr. zu *Franecker* *ναυδινος* habe, gerade so wie im Homer *ἵππε*. — XI, 13, 10. *perstringet*,

geret, wo die Wolfenbüttler Handschr. *praefringere*. Ebenso auch eine andre bey *Wesseling* Observ. I, 16. Ebenfalls wird aus Handschriften die Variante *dereprehenditur* zu XI, 18, 11. angeführt, wo jetzt *deprehenditur* edirt wird. *Wesseling* beweist, daß man auch *reprehendere* in der Bedeutung von *deprehendere* gesagt habe. — XIV, 5, 2. *Nam divus et rivus et clivus* etc. Hier hätten die von *Th. Kidd* zu *Daves* Misc. S. 192. angeführten Varianten eine Berücksichtigung verdient. — XIV, 8. Sehr wahrscheinlich ist *Wesseling's* Conjectur Observ. I, 16: *deque ea re assensum esse se Capito Tiberoni contra sententiam Junii refert*. Von der Schwierigkeit, welche die *Vulgata* enthält, hatte *Hr. L.* keine Abndung. — XV, 28. *quod Demosthenes et Cicero pari aetate illustrissimas orationes in causis dixerint*. Richtig *Valckenaer* ad *Adoniz.* S. 239 C. *illustrissimis*. — XVI, 7. heißt es vom *Laberius*: *Præterea in Anna Perenna gubernium pro gubernatore — dicit*. Wenn nun auch über den Namen des *Mimus* *Annia Perenna* kein Zweifel mehr seyn kann, so hätte man ihn doch durch eine Bemerkung gesichert zu sehen um so mehr wünschen müssen, als *Ziegler de minimis Romanorum* (S. 64.) hier eine Verhreibung vermuthete und meinte (was *Hr. L.* gleichfalls angenommen ist), der *Mimus* würde vielmehr die Ueberschrift *Annales* geführt haben, was durch den scheinbar triftigen Grund unterstützt wird, daß in einem *Mimus* des *Laberius*, gleichfalls *Annales* benannt, dieselbe *Perenna* wieder vorkomme. Diese angeführte Stelle steht bey *Nonius* (S. 88. ed. 1. Mercer.) und lautet also: *Collabella, adjuuge labra. Laber. Annalium: Peranna, collabella osculum*, wo *Mercerius* meint, es dürfte wohl *Anna* statt *Peranna* zu schreiben seyn. Da aber nun der Context des *Gellius* keine Veränderung erlaubt, indem, wollte man *Annalibus* schreiben, man nicht wüßte, was mit *Perenna* anzufangen wäre, da also der *Mimus* dort sicher *Anna Perenna* genannt wird, so ist es sehr wahrscheinlich, daß in dem sehr verderbten Text des *Nonius* vielmehr *Anna* statt *Annalium* zu schreiben und daselbst *Anna Perenna* als Name des *Mimus* zu nehmen sey, nicht so, wie *Ziegler* will, daß *Peranna* zu den aus dem *Mimus* angeführten Worten gehöre. *Anna Perenna* führt auch *Gellius* XIII, 22. in einem Fragment des *Varro* an, wo kein Zweifel seyn kann, daß mit *Carrio* *Te* *Anna Perenna* gelesen werden müsse, nicht *Te Anna ac Peranna*, wie bey *Hr. L.* steht. Ueberhaupt mußte zu diesem ganzen Kapitel des *Gellius*, welches bloß vom *Laberius* handelt, *Ziegler's* Abhandlung benutzt werden. In demselben Kapitel war ferner zu des *Laberius* Fragment aus den *Staminiis*: *Tollit bona fide ius Orcus nudus in Catonium*, *Böttiger's* Bemerkung *Furiennaske* (S. 119.) über *Charonium*, wie er nach *Andern* statt *Catonium* ließ, und dessen metrische Anordnung des Bruchstücks zu berücksichtigen. — XVI, 13, 6. *inquam*. Die von *L.* angeführte Verbesserung in *quam* machte auch *Mazocchi* Tab. *Herac.* (S. 468.) — XVI, 19. *voce sub la-*

issima schien *Schott's* zu *Proklos* *Chrestom.* S. 436. ed. *Gaisford* verdächtig, so daß er zu lesen vorschlug *voce sublata et ima*. — XVII, 4. In dem Vers des *Apollodoros* wird die Lesart alter Ausg. *τε τε διονύσιος* von *Schäfer* zu *Lamb. Bos.* S. 61. gegen *Valckenaer's* *τε τε δ.* geltend gemacht. Die *Vulgata*, die uns *Hr. L.* giebt, *ex Dion.*, ist fehlerhaft. — XVII, 9, 28. *quoad*. Ein Codex des *Gifanians* hat *quod*, welches in der Bedeutung von *quoad* in Bezug auf diese Stelle des *Gellius* *Scloppius* *Lect. susp.* 4, 6. geltend macht. — XVIII, 7, 3. *namque*, wie richtig jetzt statt *nam qui* gelesen wird, emendirte auch schon *Doufa* *Centurionat.* I, 8. — XIX, 8, 14. *Quaeri, inquam, ista omnia, et nuculant et excudi ab hominibus negotio in civitate tam occupata non queunt*. Das aufgenommene *excudi* ist unverständlich und steht der *Vulgata* *excudi* weit nach. Die richtige Lesart scheint aber *excudi* zu seyn, wie nach mehreren Handschriften, welche *excudi* haben, *Wesseling* Obs. I, 16. emendirt. — XX, 1, 46. *rebusque*. Die Copula wünscht *Mazocchi* Tab. *Herac.* (S. 249.) getilgt. — XX, 9. *Item id quoque*. *Valckenaer* ad *Adoniz.* S. 207 C. corrigirt gut *Idem*. Auch schreibt er in dem mimiamblichen Fragment des *Mattius* *reficit*, nach welcher Auctorität, kann *Rec.* nicht angeben.

Zugleich mit dem zweyten Bande dieser Ausgabe erschien in demselben Verlage eine Schulausgabe des Textes unter dem Titel:

Auli Gellii Noctes Atticae, recensuit in usum scholarum edidit et indicibus copiosissimis instruxit Albertus Lion. 1826. XII und 766 S. 8.

Obwohl wir den Nutzen dieser Ausgabe nicht recht einsehen können, da wir Bedenken tragen würden, selbst „*selecta ex eo capita*“ (l. S. X.) als Gegenstand der Lectüre in den Schulen zu gebrauchen, und dem Gelehrten ein bloßer Abdruck des Textes ohne kritischen Apparat bey diesem Schriftsteller nicht genügen kann: so sind wir doch fern davon, die wohlgemeinte Absicht des Herausg. zu verkennen, indem wiederholte Abdrücke selbst auch nur des Textes alter Schriftsteller nie schaden, sondern immer wenigstens einigen, wenn auch in diesem Falle nur sehr geringen Nutzen stiften werden. Der Text, der uns hier gegeben wird, ist, wie zu erwarten stand, ganz der der größern Ausgabe: ja es scheint die kleinere Ausgabe nach dem Satz der größern gleich nebenbey mit gedruckt worden zu seyn, eine Speculation des Verlegers, die wir ihm keineswegs verargen. Es gilt demnach aber auch von dem Text dieser Ausgabe dasselbe Urtheil, das über die größere zu fällen war.

Der Druck beider Ausgaben ist *Rec.* ziemlich correct und rein vorgekommen. Nur Ein Versehen in der größern Ausg. Th. II. S. 626. muß ausgezeichnet werden, wo nämlich in der angeführten Lesart *Mercier's* *mustum* statt *multum* (wie die *Vulgata* hat) gelesen werden muß. Th. II. S. 578. steht am Ende der Zeile aus Versehen *Vin-* fl. *Vindex*.

F. O.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1827.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

- 1) LEIPZIG, b. Barth: *Kurze Sätze zur Einübung der wichtigsten Regeln der deutschen Sprachlehre durch's Dictiren.* Ein Seitenstück zu den vorzüglichsten Regeln der Orthographie und ein Handbuch für Lehrer, von J. C. F. Baumgarten, Oberlehrer an der Erwerbschule in Magdeburg. 1822. IV u. 96 S. 8. (8 gGr.)
- 2) BAMBERG UND WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Geordneter Stoff zur zweckmäßigen Wiederholung des deutschen Sprachunterrichts in Volksschulen,* nebst einer Sammlung von Aufgaben zur Selbstbeschäftigung der Schüler. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Lernende. Von F. Hürderer, Elementarlehrer zu Bamberg. 1822. 102 S. 8. (5 gGr.)
- 3) BALATON, b. Palm: *Versuch einer bildenden Sprachbaulehre* für Volksschulen. Mit ausführlicher Vorzeichnung des Unterrichtsganges und großentheils catechetischer Nachweisung der Methode. Von Joh. Leonhard Winkler, Schullehrer zu Guttentsteden bey Neußadt an der Aisch. Erster Lehrgang: *Die Wortbaulehre.* 1823. XXII u. 144 S. 8. (12 gGr.)
- 4) BERLIN, b. Voß: *Grundriss der deutschen Sprachlehre* für Anfänger, nebst einem Verzeichniß der unregelmäßigen Zeitwörter. Von K. J. Happach. 1823. 112 S. 8.
- 5) LEIPZIG, b. Hartmann: *Dr. Christian Friedrich Michaelis theoretisch-praktische Deutsche Grammatik,* oder Anleitung zur Kenntniß der Aussprache, Rechtschreibung und Worthildung und der Redetheile des Deutschen; nebst erläuterten Beyspielen. Ein Handbuch zum eignen Studium und zum Gebrauch für Lehrer an höhern Unterrichtsanstalten. (Mit dem zweyten Titel: *Lehrbuch der Deutschen Sprache. Erster Theil. Die Orthoepie, Orthographie und Etymologie* enthaltend.) 1825. XXVIII u. 374 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.).
- 6) PRENELAU, b. Ragoczy: *Deutsche Sprachlehre für Schulen,* wie auch zur Selbstbelehrung, von C. G. F. Schenk, zweytem Prediger zu Angermünde in der Uckermark. In Verbindung mit fehlerhaften Uebungs-Aufgaben und einem rich-

tigen Abdruck derselben. 1826. X und 173 S.; und: Fehlerhafte Uebungs - Aufgaben: 62 S.; Richtiger Abdruck derselben: 44 S. 8. (16 gGr.)

Neben den rein-theoretischen Werken, welche als Resultate selbstständiger Forschung die Sprachwissenschaft fördern, muß es auch, und zwar in größerer Anzahl, mancherley praktische Lehr- und Hilfsbücher geben, die das gewonnene Material für bestimmte Lehrzwecke und Bedürfnisse verarbeiten und zugänglicher machen. Es wäre ungerecht, bey solchen Büchern zu fragen: Was enthalten sie Neues, Selbsterforschtes? in wiefern bringen sie die Wissenschaft weiter? — Wohl aber darf und muß man fragen: Sind dem Vf. die Ergebnisse der neuesten Forschungen bekannt geworden, oder ist er, darum unbekümmert, hinter dem gegenwärtigen Stande der Sprachwissenschaft zurückgeblieben? Und ferner: Hat derselben ein bestimmter Zweck, ein bestimmtes Lernbedürfnis vorgeschwebt, das er zu befriedigen gesucht; oder ist sein Buch nichts, als Auszug oder Compilation aus vorhandenen Werken, ohne selbstständige Verarbeitung nach eignem Plane? — Diese Fragen geben den Maassstab zur Beurtheilung der genannten Schriften an die Hand.

1) Nach Art seines orthographischen Handbuchs, welches die vorzüglichsten Regeln der Orthographie und kurze Sätze ihrer Einübung derselben enthält, hat Hr. Baumgarten in diesem Buche die wichtigsten Regeln der deutschen Sprachlehre aufgestellt mit dazu gehörigen Uebungssätzen, welche der Lehrer nach des Vfs. Absicht den Schülern dictiren soll, damit diese nicht bloß mit den vorzüglichsten Sprachregeln vertraut, sondern auch in der Anwendung derselben recht fest und sicher werden. Der Vf. hat dabey die Lehrbücher von Heinßius, Hahn, Waldeck u. a., besonders aber Heyße's theoretisch-praktische Grammatik und Zerranner's Vorlegeblätter für den Unterricht in der deutschen Sprache benutzt. Den Anhang machen Sätze zur Einübung der Regeln des Substantiv und den Artikel betreffend; dann über die Adjectiva und Adverbia, die Pronomina, Zahlwörter, Verba, Präpositionen und Conjunctionen. Die Uebungssätze sind theils als Fragen gestellt, theils fehlerhaft ausgedrückt, um nach der jedesmal vorangestellten Regel verbessert zu werden. Die Regeln sind meistens kurz und richtig ausgedrückt, wiewohl sie freylich, der Beschaffenheit eines solchen Buchs

Ddd ge-

gemäß, ohne Zusammenhang und Begründung dastehen. S. 9. sollte es nicht heißen: Gewisse Eigennamen bekommen im Plural nicht den Umlaut; sondern: kein Eigennamen bekommt den Umlaut. S. 14. lehrt der Vf. mit Unrecht sagen: alle *gute* Menschen, statt: alle *guten* Menschen. S. 33. Regel 1. muß es statt „*auch nicht einige für einiges*“ heißen: *auch nicht für einige, einiges*. Nicht gut gebraucht der Vf. den Ausdruck *reciproc* für das jetzt allgemein herrschend gewordene *reflexiv*. Das Büchlein zeugt übrigens von der Lehrerfahrung des thätigen Vfs. und kann als Material jedem Elementarlehrer nützlich seyn.

2) Der Vf. von Nr. 2. geht von dem richtigen Grundfatz aus: Der Sprachunterricht in Elementarschulen kann nur in katechetischer Form auf eine zweckmäßige, wahrhaft bildende Art ertheilt werden. Kein Begriff darf dem Schüler gegeben werden, sondern der ganze Sprachschatz muß von demselben selbstthätig aufgefunden und zu irgend einer Mittheilung im Leben angewendet werden. Sein Werkchen hat den Zweck, dem Lehrer bey seinen katechetischen Unterhaltungen als Leitfaden zu dienen, und dem Schüler in die Hand gegeben zu werden, daß er sich auch zu Hause über das Gehörte Rathsholen und das Gelernte tiefer einprägen könne. — Die katechetische Entwicklung und Erklärung der grammatischen Begriffe der Wortarten, Flexionen u. s. w. ist deutlich und im Ganzen nicht unverständlich, nur mitunter oberflächlicher, als selbst bey so populärer Darstellung nöthig wäre. So werden S. 8. die Artikel *Geschlechtswörter* genannt und nur als solche erklärt, und erst S. 9. wird hinzugefügt, daß sie auch dazu dienen, „*die Rede bestimmter zu machen*“; — ein sehr unbestimmter Ausdruck! — So auch bey der Erklärung der Pronomina (S. 30 ff.), wo es unter andern S. 36. ausdrücklich heißt: „*die persönlichen Fürwörter haben keine andre Bestimmung, als die Stelle der Hauptwörter zu vertreten*.“ — Die so entwickelten Regeln werden von mancherley Übungsaufgaben begleitet, die zweckmäßig gewählt sind. — Warum nimmt der Vf. (S. 17.) noch 6 Declinationen an, was besonders für diesen praktischen Zweck gewiß unpassend ist, abgesehen davon, daß die Declinationssysteme an und für sich unrichtig ist, da es ohne historischen Grund und ohne fest bestimmten Eintheilungsgrund ist? — S. 40. wird die gewöhnliche verkehrte Lehre von einer *kaum-*, *länger-* und *längst-vergangenen* Zeit wiederholt. S. 46. heißt es: „*die Angabewörter (so nennt der Vf. die Verba) können durch zwey Zahlen, der Einheit und Mehrheit, 3 Personen, der 1sten, 2ten und 3ten Person u. s. w. verändert werden*.“ S. 56 und 60. gebraucht der Vf. für den Begriff des Verwechslens ganz unrichtig den Ausdruck *Wechselwirkung*. Die Präpositionen nennt er *Fügewörter*, welche Benennung wohl besser für die Conjunctionen paßt. S. 70. kommt einmal *Vorsatz* für *Vordersatz* vor. — Am Schluß, nachdem das Nöthigste aus der Satz-

lehre beygebracht ist, werden S. 85 ff. die wichtigsten Regeln der *Orthographie* zusammengestellt, von fehlerhaften, zu berichtenden Sätzen begleitet.

3) Auf ganz ähnliche Weise, wie der Vf. des vorigen Buchs, behandelt Hr. Winkler den Lehrstoff in katechetischer Form. Er wirft in der Vorrede die Frage auf: „*Wie verhilft man Kindern zum mündlichen u. schriftlichen Gedankenausdrucke*“? — Besser hiesse es wohl: *Wie bildet man Beides*? Aber freylich bewirkt der gewöhnliche Sprachunterricht nichts, als ein Verhelfen zur Sprache, als einen äußerlich Eingelernten, nicht aus dem Innern Entwickelten. — Weiter unterscheidet der Vf. *zwey Hauptansichten* (richtiger wohl: *Seiten*) der Sprache: die eine mit dem *Baue*, die andre mit dem *Sinne* derselben beschäftigt. Jeden dieser beiden Haupttheile zerlegt er in 8 Unterabtheilungen: den ersten in *Wort-*, *Satz-* und *Redebaulehre*, den zweyten in *Wort-*, *Satz-* und *Redesinnlehre*. Jeder dieser Unterabtheilungen nun wird ein eigener Lehrgang gewidmet werden müssen; doch findet der Vf. die *Redebau-* und *Redesinnlehre* für Volksschulen überflüssig, also zwey Lehrgänge für jeden Haupttheil genügend. Er giebt hier den *ersten Lehrgang der Sprachbaulehre*; und äußert sich bescheiden über den Werth seiner Arbeit. Was er vorgetragen, hat er so darzustellen gesucht, wie es in der Schule selbst gelehrt werden muß. Die Abhandlungen der ersten §§. finden sich theilweise bereits als Bruchstücke im *Baierischen Schulfreunde*. — Daß es dem Vf. um Verbesserung und geistigere, wahrhaft bildende Behandlung des Sprachunterrichts in den Volksschulen ernstlich zu thun ist, erhellt deutlich aus der Vorrede. Wie aber die Sonderung von Sprachbau- und Sprachsinnslehre zu verstehen und auszuführen sey, will Rec. nicht einleuchten. Unter *Sprachsinnslehre* können wir uns nichts anders vorstellen, als *Denklehre* oder *Logik*, und diese kann zwar süglich mit dem Sprachunterricht verknüpft werden, ist aber nicht als ein Theil oder eine Seite desselben anzusehen. Die *Sprachbaulehre* aber oder die eigentliche Grammatik wird, sofern sie nicht bloß mechanisch und geistlos gelehrt wird, zugleich eine angewandte Sprachsinnslehre seyn, die sich daher nicht als besonderer Theil davon trennen läßt. — Das Buch zerfällt übrigens in 8 Abschnitte: 1) *Klasseneintheilung*; 2) *Umdengungsformen*; 3) *Verwandtschaftsverhältnisse* der Wörter, unter welchem letztern undeutlichen Ausdrucke die Wortbildung verstanden ist. Die Begriffsbestimmungen werden in Fragen und Antworten entwickelt mit ziemlicher Breite, die jedoch für manchen Elementarlehrer, der solcher Nachhülfe bedarf, nicht unzweckmäßig seyn mag, wenn er sich nur nicht buchstäblich an das Vorge schriebene bindet. Den einzelnen Paragraphen folgen Bemerkungen, die zu weiterer Verarbeitung des Vorgetragenen durch mancherley Übungen zweckmäßig anleiten.

4) Wenn Hülfsbücher, wie die vorerwähnten, das Verdienst haben, den vorgefundenen Lehrstoff für praktische Uebungen zweckmäßig geordnet und Material zur Einübung desselben dargeboten zu haben: so ist hingegen ein so dürftiges, durch bloßen Auszug aus andern Lehrbüchern entstandenes Buch ohne alle praktische Zuthat ganz zweck- und nutzlos. Hr. *Happach* erklärt, er habe *Hartung's* und *Heinsius's* Sprachlehren zum Grunde gelegt, und Kürze mit Deutlichkeit zu verbinden gesucht. Kurz ist er nun freylich; seine Deutlichkeit aber ist die entschiedenste Oberflächlichkeit, die in solchem Grade herrscht, daß sie zu völliger Unklarheit führt. Schon auf den ersten Seiten finden sich Beweise genug von des Vfs. Ungründlichkeit und seinem gänzlichen Mangel an Logik. So heist es S. 6.: „Eine Sylbe ist ein bestimmter Theil eines Worts, der ohne einen Selbstlauter nicht buchstäblich dargestellt werden kann.“ S. 7.: „Um die Wörter genauer kennen zu lernen, theilt man dieselben in Klassen oder Redetheile.“ Welche handwerksmäßige Ansicht! — S. 22. heist es bey Erklärung der Eigenschaftswörter: „Ein Merkmal wird durch ein Eigenschaftswort bezeichnet, wenn ich mir das Merkmal und das Ding, dem dasselbe zukommt, als einen Gegenstand vorstelle“ u. s. w. — S. 28.: „Die Zeitwörter sagen aus, in wiefern ein Handeln, Wirken, Leiden, Bewegen, Ruhen vorhanden ist.“ — Doch genug der Proben von des Vfs. Art zu definiren! — Als besondre Eigenthümlichkeiten seines Buchs nennt er: „die genau bestimmten Abbiegungsformen aller deutschen Eigennamen, die er durch Folgerung aus darüber gegebenen Regeln in andern Sprachlehren entwickelt habe; ferner die vier aufgezeichneten (?) Abbiegungsformen der Eigenschaftswörter mit allen dieselben bestimmenden Wörtern, und einige neue Regeln für die Rechtschreibung.“ Rec. hat in diesen Abschnitten nichts Neues und zugleich Gutes entdecken können; es müßten denn (S. 15.) die Plurale *Berlin'e* und gar *Bernau'ne*, oder (S. 16 ff.) die Accusative: *Olou'n*, *Anton'en*, *Güthe'n* u. s. w. seyn.

5) Hr. *Michaelis's* Absicht war es nicht, für ganz ungenübte Anfänger die Sprache in ihren Formen zu erklären; er rechnete auf die Vorkenntnisse, welche gelehrte Schulen voraussetzen lassen; auch „archäologische“ (?) oder geschichtliche Untersuchungen lagen nicht in seinem Plane. Er vermied ferner die Verdeutschungen der grammatikalischen „Terminologien“ (Termini). Seine Hauptabsicht war, in der Kürze das Wesen der Sprache in ihren Formen möglichst klar und faßlich zu entwickeln, und die Regeln des gegenwärtigen gebildeten Sprachgebrauchs aufzustellen und in Beyspielen zu erläutern. Zur allgemeinen Grundlage nahm er *Adelung's* Sprachlehre. (Sind ihm denn die Fortschritte, welche die deutsche Sprachlehre seitdem gemacht hat, unbekannt geblieben?) — Vieles aus der *Syntaxis* ist gelegentlich hier schon abgehandelt. Doch soll, wenn dies Buch günstige Aufnahme findet, ein be-

sonderer syntaktischer Theil bald nachfolgen. — Mit *Heyse*, dessen Grammatik der Vf. erhielt, als sein Buch schon zum Druck fertig war, fand sich derselbe oft auf einerley Wege. Doch ist sein Plan beschränkter, und über einige Punkte *hägt* (sic) er andre Meinung. Er führt diese in der Vorrede auf, wobey wir ihm nicht ins Einzelne folgen können. Doch möchte wohl Niemand mit Hn. M. sagen: „zufrieden mit einem *Glaserothem Weine*“ u. dgl. (S. VIII.). Auch läßt sich die landschaftliche Aussprache *wehre* für *wäre*, *sehe* für *sühe*, die der Vf. S. IX. in Schutz nimmt, auf keine Weise rechtfertigen. Niemand wird es ferner billigen, daß der Vf., *Adelung's* irriger Ansicht folgend, das nicht concreisirte und flectirte Adjectiv (z. B. der Wein ist *sauer*) als *Adverbium* betrachtet (S. XI f.). Eben so wenig wird man es gut heißen, daß derselbe noch bey dem *Adelung'schen* Declinations-System geblieben ist, nachdem einfachere und historisch besser begründete Eintheilungen dasselbe längst verdrängt haben. Der Vf. hat sich überhaupt nicht auf den Standpunkt gestellt, auf welchem ein Sprachlehrer in unsern Tagen bey genauer Kenntniß und Benutzung dessen, was seine Vorgänger geleistet haben, billig stehen sollte. Es kann ihm nicht zur Entschuldigung gereichen, wenn er sagt (S. XVII.): „Auch nur die vorzüglichsten unsrer bisherigen Sprachlehrer zu vergleichen und zu Rathe zu ziehen, hätte mehr Muße erfordert, als mir vergönnt war.“ Was trieb ihn denn, eine Grammatik zu schreiben? Hatte er dazu die Muße nicht, so hätte er es lieber unterlassen sollen, als etwas Ungenügendes liefern. Die große Beschleunigung der Herausgabe ist um so mehr zu bedauern, da, von jenem Hauptmangel abgesehen, der Vf. in dem Werke selbst sich fast überall besonnen und verständig zeigt und sein Vortrag klar und wohlgeordnet ist. So heist es S. 3. sehr richtig: „Jedes Volk (es versteht sich, daß nur von der Uebereinstimmung der Gebildeten hier die Rede seyn kann) ist selbst Gesetzgeber in seiner Sprache, und kann sich nichts aufdrängen lassen, was der physischen und geistigen eigenthümlichen Natur (dem *Genius*) derselben widerspricht.“ Ein Satz, welchen man den Grammatikern, die sich für befugt halten, nicht bloß Ausleger und Hüter, sondern Schöpfer der Sprache zu seyn, nicht genug wiederholen kann. Eben so richtig sind des Vfs. Bemerkungen (S. 4 f.) über die allmälige Bildung der Sprache und die nöthige Behutsamkeit in den Versuchen, sie zu vervollkommen. — S. 8. heist es: „Die Vocale gehen, musikalisch aufgefaßt, von der Höhe in die Tiefe herab.“ Das thun sie allerdings; nicht aber in der alphabetischen Ordnung, in der sie hier aufgestellt sind, sondern in dieser Folge: *i, e, a, o, u.* — *ü, ö, û* führt Hr. M. irrig unter den Diphthongen auf. — *Ph* findet sich nicht, wie S. 13. gelehrt wird, nur in ursprünglich griechischen Wörtern, sondern auch in *Westphalen*, *Adolph*, *Epheu*. — Unglücklich gewählt ist der Ausdruck *kapt* für den geschärften, *wach* für den gedehnten Vocal, der öfters vorkommt, z. B.

z. B. S. 14. 16. — Die Form *erlesche* als Imperf. Conj. von *erleschen* (sic), S. 14. angeführt, kennt die heutige deutsche Sprache nicht mehr. — Das Kapitel über *Länge und Kürze und Betonung der Sylben* (S. 29 ff.) zeigt, daß der Vf. keine ganz klaren Begriffe über diese Gegenstände hat. Er setzt die Quantität der Sylben als ein Gegebenes, Bekanntes voraus, da sie doch im Deutschen nicht durch den Sprachkörper bestimmt ist, sondern von anderweitigen geistigen Bedingungen abhängt; und giebt über die Betonung eine Menge einzelner Regeln, ohne das Grundprincip derselben, die Bedeutsamkeit der Sylben, nur zu erwähnen. — Der Abschnitt über die *Orthographie* enthält manche gute beachtenswerthe Bemerkung; eben so der von der *Wortbildung*. — Bey einer etwanigen neuen Auflage, aber auch einer Fortsetzung seines Werks müssen wir jedoch den Vf. wiederholt zu sorgfältigerer Berücksichtigung seiner Vorgänger und Ausmerzung oder Umarbeitung mancher veralteten und durch richtigere Ansichten verdrängten Darstellungen auffordern. So ist namentlich auch bey der Conjugation noch nichts von den Resultaten neuerer Forschungen zu finden.

6) Hr. Schenk meint, es habe bisher an einem Buche gefehlt, welches so abgefasset war, daß sich ein jeder der deutschen Sprache *unkundiger Lehrer* in derselben unterrichten könnte. Die bisherigen Schriften seyen nur für den Lehrer brauchbar, welcher selbst *einige Kenntnisse* in der deutschen Sprache besitze, weil es ihm sonst unmöglich sey, seinen Schülern Alles in das hellste Licht zu setzen. Daher habe er sich entschlossen, eine kleine deutsche Sprachlehre in Verbindung mit fehlerhaften Uebungs-Aufgaben und einem richtigen Abdrucke derselben herauszugeben. — Sollte man es für möglich halten, daß ein vernünftiger Mann im Ernst der Meinung ist, ein Lehrbuch könne so beschaffen seyn, daß es dem Lehrer alle Kenntniß des Gegenstandes erspare?! — Das beste Lehrbuch wird in den Händen eines unkundigen Lehrers nichts anders seyn, als ein Instrument in den Händen eines Menschen, der es nicht gebrauchen gelernt hat. Und wo liegt denn das Schulwesen noch so sehr im Argen, daß man genöthigt ist, den Unterricht in deutscher Sprache einem Lehrer anzuvertrauen, der seine Muttersprache nicht gelernt hat?! — Die Sprachlehre unsers Vfs. ist nach denen von *Hahn*, *Heinsius*, *Adelung* und *Heyse*, nach *Moritz's* und *Pölitz's* (oder, wie Hr. Sch. schreibt, *Moritz'sens*, *Pölitz'sens*) Schriften über deutsche Sprache bearbeitet, und zerfällt in 8 Theile: *Rechtschreibung*, *Formenlehre*, *Wortfügung*. Der

Vf. giebt ehrlich an, wem von jenen genannten Quellen er jeden einzelnen Theil vorzüglich verdanke. Eigenthümliches hat er nichts, und seine bescheidne Aeußerung, „diese Arbeit solle nicht als ein *Werk der Vollkommenheit* (?), sondern als ein bloßer Versuch angesehen werden“, kann ihn nicht vor der tadelnden Frage schützen: *cui bono?* da es ja an dergleichen Lehrbüchern nicht fehlt, die von Brocken, aus der zweyten und dritten Hand empfangen, zusammengelesen sind. — S. 23 ff. handelt ein besonderes Kapitel: „*Von der Rechtschreibung der Wörter als Redetheile*“, ehe noch die Wörter-Klassen erklärt oder nur aufgezählt sind (was erst S. 41. geschieht); es sey denn, daß man es für eine Definition des Hauptwortes gelten lassen will, wenn es heist: „Hauptwörter, d. h. solche Wörter, vor die man das bestimmende oder nicht bestimmende Geschlechtswort setzen kann“; welche beiden Artikel übrigens auch noch nicht erklärt sind! — Dann folgt gleich die *Interpunktion*, die doch erst nach der Satzlehre verstanden werden kann. — Die besonders paginirten Uebungs-Aufgaben, die nicht bloß fehlerhafte und zu berichtende Sätze, sondern auch andre Aufgaben und Fragen zur Wiederholung enthalten, können von Nutzen seyn. Der doppelte Abdruck derselben aber, das zweyte Mal in richtiger Gestalt, hat nur dann einen Sinn, wenn man, wie der Vf., einen Lehrer voraussetzt, der selbst kein Deutsch versteht. Ohne diese Voraussetzung ist es reine Papier-Verwendung.

K. H.

SCHÖNE KÜNSTE.

Daritz, in d. Anst. Buchh.: *Oporinen. Eine Sammlung Erzählungen und Novellen von Julie Baronin von Richthofen. Dritter Band. 1826. 279 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)*

Die ersten Bände der vorliegenden Sammlung sind Rec. nicht zu Gesicht gekommen. Die erste Erzählung, deren Personen sich etwas sehr fromm gebärden, hat uns bey weitem weniger zugesagt, als die zweyte. Es ist eigentlich nichts weiter, als eine mit Liebesabentheuern verbrämte Geschichte der Könige Alphons V. und Juan II.; weder recht Roman, noch recht Geschichte, und darum ohne Werth. Die zweyte Novelle hat dagegen, trotz mancher Unwahrscheinlichkeit in der Verknüpfung der Begebenheiten und der Darstellung der Charaktere, den Reiz einer leichten, launigen Bewegung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1827.

LITERATURGESCHICHTE.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Klopstock's Leben*, von Heinrich Döring. Mit Klopstock's Portrait und einem fac simile. 1825. 837 S. 12. (12 gGr.)

Diese Biographie Klopstock's, die sich an ähnliche verdienstvolle Arbeiten des fleissigen und geistreichen Vfs. würdig anreihet, befolgt zwar in der Hauptsache dieselbe Tendenz, wie die Biographien von Schiller und Herder, in die Schilderung der äussern Lebensverhältnisse der Gefeyerten nämlich auch das Bild ihres innern Lebens so viel als möglich zu verweben, und die Belege dazu sehr oft aus ihrer eignen Feder oder sonstigen bewährten Nachrichten von ihnen im Texte und in nachweisenden Noten unter dem Texte zu geben; in Einem die äussere Form Betreffenden unterscheidet sie sich jedoch. Die ganze Beschreibung ist hier nicht in bestimmte Zeitperioden, wie z. B. bey der jüngst von uns angezeigten Herder'schen Biographie (A. L. Z. 1826. Erg. Bl. Nr. 102.), sondern läuft mehr in Einem fort. Vielleicht hätten sich auch solche Perioden bey Klopstock's Leben weniger geschickt ausmitteln lassen; auch ist nicht zu leugnen, daß sie doch oft mehr stören, als die Uebersicht wahrhaft befördern. Man kann dem Vf., was er in der ziemlich geharnischten, gegen mehrere Recens. seiner frühern Leistungen in diesem Felde gerichteten empfindlichen Vorrede ausspricht (wir hätten dies Alles eher übergangen gewünscht), mit Recht zugeben, daß er der Erste ist, der uns eine vollständige Biographie des unsterblichen Mannes zu liefern versucht, und daß er deswegen schon freundliche Aufnahme verdient; erwägt man aber zugleich, mit wie vielem Fleisse, mit welcher Sorgfalt er alle die vorhandnen Quellen benutzt und die mancherley Nachrichten über die äussern Verhältnisse des Verewigten nicht ohne kritische Sichtung in ein Ganzes zusammen zu fügen sich bemüht hat, so muß man, wenn auch andere Kritiker vielleicht noch strengere Forderungen von Seiten der biographischen Kunst zu machen sich veranlaßt fänden, wofern man nicht ungerecht seyn will, des Vfs. Verdienst mit gebührendem Dank erkennen. Rec. erinnert sich, aus dem Munde Schiller's, als dieser noch ganz in der kritischen Philosophie lebte und webte, öfter gehört zu haben: wir Deutschen hätten noch keine echte biographische Kunsttheorie, und unsre Biographien,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

so viel wir deren, zum Theil gehaltreiche, hätten, seyen mehr oder weniger brauchbare Materialensammlungen, nach zufälligen Aeußerlichkeiten zusammengereimte Fragmente, aus dem Leben merkwürdiger Menschen. Seine Meinung ging dahin, wenn er sich an ein solches Geschäft geben wollte, und er hatte es auch, von seinen historischen Studien dazu, wie es scheint, angeregt, wirklich im Sinne, so würde er die Hauptidee, die das Leben eines jeden bedeutenden Menschen durchdränge, aufzufassen suchen, und an diese alle Vorfälle seines Lebens reihen. — Der Gedanke ist anziehend; übrigens möchte es doch zweifelhaft seyn, ob immer gerade nur Eine vorzügliche Idee unser Leben richtet und bestimmt, und es dürfte auch für den Biographen, gerade wie es für den Historiker oft misslich wird, nach solchen vorgefaßten Principien seine Geschichte anzulegen, nachtheilig werden, wenn er, wo Täuschung oft so manchen Spielraum hat, von einem solchen vielleicht nur willkürlich angenommenen Punkte ausgehen wollte. Doch die weitere Erörterung dieser Materie würde uns hier von unserm Zwecke zu sehr abführen. — Unser Vf. hat sich an den chronologischen Gang der äussern Erscheinungen gehalten, und das Innere, wie sich Klopstock's Genius unter diesen Zeitbedingungen, Umgebungen und Veränderungen allmählig entwickelt und gestaltet hat, darzustellen keineswegs vernachlässigt. Von Klopstock's (geb. d. 2ten Jul. 1724 zu Quedlinburg, gest. zu Hamburg d. 14ten März 1803) Aeltern, Geschwistern, erster Erziehung in Quedlinburg, dann auf Friedeburg, einem gräflichen Gute, das der Vater gepachtet hatte, später wieder auf dem Gymnasium in Quedlinburg, ist das Bekannte aus Cramer's Klopstock: *Erund über ihn*, mit Benutzung mehrerer Nachrichten: *Klopstock und seine Freunde*; *Briefwechsel der Familie Klopstock u. s. w.*, herausgegeben von Klammer Schmidt, Halberstadt 1810. und sonst angeführt; eben so des Vaters interessanter Charakter und die eigne Art seiner nicht ganz vom Schwärmerischen freyen Religiosität nach diesen Quellen gewürdigt. Mehr Ausführlichkeit konnte und mußte auch mit Recht dem für Klopstock's auf dem Gymnasium zu Quedlinburg nach einem eignen Zeugnisse von ihm (S. 80.) nicht rasch vor sich geschrittenen Bildung und Entwicklung so vortheilhaften Aufenthalte auf der Schulpforte, wohin er nach drey Jahren Gymnasiallebens im 16ten Jahre kam (S. 30) bis

Eee

bis 54.), gewidmet werden. Hier nämlich unter dem Einflusse der klassischen Literatur und, wie der Herausg. meint, der klösterlichen Einsamkeit (S. 31.), da Kl. in der ersten unter der Anleitung trefflicher Lehrer schnell bedeutende Fortschritte machte, entfaltete sich zuerst sein hohes poetisches Talent, und er versuchte sich bereits, wie man aus bekannt gewordenen Briefen eines seiner Schulgenossen, Janozky, und sonsther weiß, in deutschen, ja auch lateinischen und griechischen Idyllen, Oden und geistlichen Liedern, deren Zartheit, Würde und Bilderreichtum, wie der religiösen Gedichte, der Buslieder namentlich, tiefes Gefühl von dem Freunde angerührt wird. Ja auch der Plan zu der *Messias* wurde, wenn nicht vollendet, im strengen Sinne des Worts, wie der Vf. es (S. 33.) anzunehmen scheint, doch den Hauptumrissen nach größtentheils entworfen. Wir können es uns nicht versagen, hier eine Bemerkung einzufachlen. Hr. D. äußert (S. 33.), *es lasse sich nicht leugnen, daß die strenge Mönchsdisziplin, die auf der Schulpforte herrschte, leicht geeignet, ein schwächeres poetisches Talent durch ihren Zwang gänzlich zu unterdrücken, wenigstens auf die Wahl und die Behandlung seiner poetischen Stoffe, namentlich des Messias, bey dem Dichter einen nicht geringen Einfluß gehabt.* Wieder heist es S. 34.: „*Es bleibe ungewiß, wie die Idee zur Messias sich entwickelt; gewiß aber sey es, daß sie zu einer Zeit entstanden, wo Kl. Milton's verlorne Paradies noch nicht gekannt.* Merkwürdig *indefß bleibe ein Brief, ein bereits früher wieder gedruckter Brief in Leibnitz's Werken, wo dieser einen ähnlichen Plan beschreibe.*“ (S. auch *Morgenstern's Vorlesung über Klopstock.* Dorpat 1807.). — Vielleicht kann, was Rec. aus dem Munde des Verewigten hier anführen will, etwas zur Berichtigung oder Aufhellung dieser beiden Stellen beytragen. Die klösterliche Einsamkeit hat auf die Wahl des Messias wohl wenig Einfluß gehabt. Den Brief von Leibnitz kannte Klopstock damals nicht; die *Christias* aber von Vida lernte er später kennen, und man möchte fast annehmen dürfen, in einzelnen Stellen habe sie der deutsche Dichter zuweilen nachgeahmt. Richtig ist es auch, daß er Milton damals, als er den Plan faßte, noch nicht kannte, wiewohl bald darauf; es wird ja seiner in der Abschiedsreise von der Schulpforte umständlich und mit großem Nachdruck erwähnt. Als Rec. in dem J. 1791 mehrere Wochen sich in Hamburg aufhielt, und von dem herrlichen Greise, diesem durch zufällige Verhältnisse früher nicht unbekannt, mit der herzlichsten Wärme empfangen, den freyesten Zutritt in seine ländliche Wohnung vor dem Dammthore hatte, so gesiattet er sich, aus einer der nachmittäglichen lehrreichen Unterhaltungen, die er öfter dort genoß, Folgendes über die Entstehung des Plans zur *Messias* hier mitzutheilen: „Sobald ich, streng immer in der Untersuchung über mich selbst“, sagte mir der treffliche Mann, „unbesochen von Eitelkeit, bemerkt zu ha-

ben glaubte, die Natur hätte mir Dichtertalent verliehen, war es frühzeitig mein Beschluß, an etwas Großes, an ein Werk, das die Nation noch nicht hätte, mich zu geben. Eine Epöee zu schreiben, da ich von Homer, von Virgil begeistert war (andre Epiker lernte ich später kennen), hatte ich mir früh gelobt; aber über die Wahl des Stoffes war ich lange uneinig mit mir. Heinrich, der Befreyer der Deutschen, hatte lange meine Vorliebe. Ich dachte, die Maschinerie von guten und bösen Engeln, etwa auch allegorischen Personen dort ebenfalls anbringen zu können: doch war wieder Manches, was mich von diesem Thema abwendete. Einst in einer der glücklichen schlaflosen Nächte, wo meine unruhige Einbildungskraft mich auf ähnliche Bilder leitend, dringender jetzt mich aufzufordern schien, doch endlich einmal fest zu wählen, war es wie durch eine plötzliche Eingebung (des Sprechenden Auge und Stimme und ganzes Gebärdenpiel erhob sich auch sichtbar bey dieser Rede), daß der Messias als der würdigste Held, den ich besingen sollte, sich mir darstellte. Sobald diese Idee — Kl. sprach davon wie von einer Vision — sich meiner bemächtigt hatte, reihten sich sogleich in einem bunten Gedrange so viel andre Bilder daran, daß bald im schwebenden, großen, noch unbestimmten Umrisse eine Art Plan vor mir stand. Diefß geschah um so leichter, da ich in meinem väterlichen Hause mit der Bibel genau bekannt ward, und wir auf dem Gymnasium und auf der Schulpforte an die Lesung derselben, besonders auch des N. T. und zwar in synoptischer Vergleichung der verschiedenen Evangelien, viel geübt wurden, und ich selbst aus eigner Anregung von dem hohen Geiste der Schriften des A. und N. Testaments mich vielfach ergriffen fand. Als ich diesem Gedanken lange in meinem Bette nachgehangen hatte, mit dem festen Entschlusse, bey dieser Wahl zu verharren, schlief ich endlich ein, und wachte mit demselben ganz heiter wieder auf. Ich nahm mir jetzt vor, alle meine Studien hauptsächlich auf diesen Plan hinzurichten, die eigentliche Bearbeitung dennoch nicht eher anzufangen, als bis bey mir Einbildungskraft und Phantasie mehr in ein gleiches Verhältniß mit Empfindungs- und Urtheilsvermögen würden getreten seyn. Ja vor dem dreyßigsten Jahre wollte ich nicht beginnen. Den ersten Voratz habe ich gehalten, den zweyten nicht. Die Ungeduld riß mich fort. Ich fing schon auf der Pforte in Prose, und mehr in Jena und Leipzig, an meinem Gedicht zu arbeiten an.“ — Diefß Klopstock's Worte, wenigstens ihr unverfälschter Sinn nach dem, was der vortreffliche Greis sagte, der um die nämliche Zeit mir auch viele seiner politischen Oden und seiner grammatischen Arbeiten in heitern Nachmittagsstunden über seine *Messias* mittheilte.

Man sieht daraus, daß der Entschluß Klopstock's, dieses Gedicht zum Thema seines Epos zu wählen, größtentheils Resultat einer momentanen Begeisterung

rung war. Noch eine Bemerkung von Kl. möchte Rec. beyfügen. Zu einer andern Zeit sagte er mir: Er habe doch, so sehr ihn auch die Wirkung, die sein Messias von religiöser Seite her auf das deutsche Publicum gemacht, innig erfreut, was auf die Beybehaltung der Wahl von Vorn herein bey ihm entscheidend gewesen wäre, nichts desto weniger Augenblicke gehabt, wo es ihm gereut, daß er *Herrmann* nicht dazu gewählt. Wäre er damals so genau mit diesem und seiner Geschichte bekannt gewesen, er hätte wohl diesem den Vorzug geben können. So aber, als er sich für dieses Sujet später begeistert gefunden, in der Messiade so weit vorgerückt, weil er zwey Epopeen zu schreiben nicht rathsam geglaubt, hätte er es vorgezogen, in einer eigenthümlichen dramatischen Behandlung die Resultate seiner Contemplation und seines Studiums dieser großen Vaterlandsbegebenheit dem deutschen Vaterlande aufzustellen. — Wohl auch mit Recht, gab ich Kl. be-scheiden zu erkennen: denn was man etwa auch gegen die Wahl des biblischen Stoffs zu einer Epopee und seine Behandlung in ältern, neuern und neuesten Zeiten schon eingewendet hat; was Hr. D. theils in dem Vorberichte, theils sonst zu berühren, oder auch näher aus einander zu setzen und zum Theil selbst zu bekräftigen nicht unterläßt: wir müssen die Wahl deswegen schon hoch schätzen, weil gewiß bey keinem andern Thema Klopstock's tiefes Gefühl im Verein mit der Erhabenheit seiner übersinnlichen Anschauungen so vielen Spielraum zur Entfaltung gehabt hätte. Auch ist gewiß die, wir können es genau bezeugen, noch fortdauernde Wirkung des Gedichts auf die religiöse Stimmung eines großen Theils des deutschen Publicums, auf die Kl. noch in seinem letzten Tagen so starken Accent legte, neben dem großen ästhetischen Werthe dieser in ihrer Art einzigen Epopee nicht zu übersehen, wenn von ihrer Würdigung die Rede ist. Doch wir verlieren uns zu weit von dem nähern Zwecke dieser Anzeige, und jenes für jetzt beseitigend, begleiten wir den Vf. auf seinem weitem Wege noch mit wenigen Worten. Nach Klopstock's Abschied von der Pfortschule, wo die geniale Abschiedsrede, die der zwanzigjährige Jüngling zum Erstaunen seiner Lehrer und Mitschüler, feyerlich seine Messiade darin ankündigend, hielt, nach der deutschen Uebersetzung von *Cramer*, in Auszügen mitgetheilt ist, wird der Aufenthalt Klopstock's in Jena, der nur ein halbes Jahr dauerte (S. 55.) und grossentheils der profaischen Ausarbeitung der Messiade gewidmet wurde, erwähnt. Länger, vom J. 1746 bis 1748, und auch viel einflussreicher auf seine Gesamtbildung und sein ganzes Leben war die Periode in Leipzig (S. 57—67.), wo er zu seinem Verwandten, *J. C. Schmidt*, *Fanny's* Bruder, einem talentvollen Manne, der 1807 als Weimarischer Geheimerath und Kammerpräsident starb (den, im Vorbeygehen gesagt, Hr. D. in der Vorrede (S. 9.) zu sehr herabsetzt), auf dasselbe Zimmer zog. — Leipzig war auch der Ort, wo Kl. auf den Gedanken kam, zur Versart seiner

Epopee den Hexameter zu wählen, den er, wiewohl mangelhafte Versuche da und dort schon von dem berühmten *Fischer* vorangegangen waren, doch gewissermaßen im Deutschen neu erfand. — Hier ebenfalls knüpft sich die Bekanntschaft mit den Verfassern der Bremischen Beyträge, die an die Stelle der *Belustigungen des Verstandes und Witzes* traten, mit *Ebert*, *Gärtner*, *Gellert*, *Schlegel* u. a. an. (Die merkwürdige Einleitungsscene dazu f. S. 59—60.). Erwähnt werden sodann auch die ersten trefflichen lyrischen Gedichte des jungen Dichters und der Abdruck der ersten Gefänge des Messias, mit dem grossen Aufsehen, das diese Erscheinung, obschon auch von vielen stumpfsinnigen oder Secten-Häuptlingen und Anhängern vielfach angegriffen, bald erregte. — Die baldige Verbindung mit *Bodmer* und den *Schweizern* überhaupt und des Dichters Liebe zu seiner Cousine, *Schmidt's* Schwester, der vielberühmten *Fanny*, beschäftigt ebenfalls nun unsern Biographen, und er hat mit seinem gewohnten Fleiss alles Brauchbare gesammelt, seiner Erzählung einverleibt oder in Noten angebracht. — Klopstock's Aufenthalt in Langensalza, wo *Fanny* lebte, folgt dem in Leipzig. — Man fühlt sich doch oft in einer recht peinlichen Stimmung über das Verhältniß zwischen ihr und Klopstock; fühlt sich versucht, sie einer unwürdigen Koketterie gegen den innig und edel liebenden Jüngling anzuklagen, den sie an sich zieht und wieder mit marternder Kälte von sich stößt. Im Ganzen, obschon ein Frauenzimmer von Geist und Verstande und mit hoher Schönheit geschmückt, war sie doch zu kalt und zu profaisch für Klopstock's ätherische Liebe, und Manches in seinen Gedichten, zumal den Oden an sie, so sehr auch ihre Eitelkeit sich durch dieselben gerne gefeyert sah, wie auch in seinem übrigen Benehmen gegen sie, mochte ihrer Natur mehr überpannt erscheinen. Man begreift es kaum, wie Kl. aus Stolz das von ihrer Seite meist nur widrig gestörte Verhältniß nicht noch früher abbrach. Zum Glück trat als einstweiliges Heilungs- oder doch Linderungsmittel die Reise nach Zürich zu *Bodmer* jetzt bald ein. — Der Vf. versäumt nicht, hier das Mannichfache, das man von mehreren Seiten her über diese merkwürdige Reise und den eben so merkwürdigen Aufenthalt Klopstock's bey Vater *Bodmer* als Urkunden hat, sorgfältig zu sichten und zu nutzen. Nur über das später gestörte, ja ganz für eine Zeitlang zerrissene und weiterhin aus der Ferne zwar wiederum, aber nie mit ganzer Herzlichkeit angeknüpfte Verhältniß Klopstock's zu *Bodmer* fanden wir nicht die erwartete Befriedigung hier, und es scheint uns beynahe, wenn wir andern gedruckten und auch mündlichen Nachrichten von unparteyischen Zeugen trauen dürfen, der Vf. habe mit zu viel Schonung von dem aus Alter und Eitelkeit zu leidenschaftlich oft handelnden Greise hier gesprochen, der den Bruch doch am meisten veranlasste, und Einiges mit Unrecht übergangen; den allgemein beschäftigten

Umstand nämlich, der Bodmer's Großmuth schlechte Ehre macht, daß er dem jungen Dichter, als er des Altvaters Wohnung mit der eines jüngern Freundes zu vertauschen rathsam gefunden hatte, wie aus einer Art Rache, und um ihn in Verlegenheit zu setzen, die vorgeschossenen Reisekosten, die er ihm vorher so gut als geschenkt hatte, plötzlich abzufordern sich erlauben konnte. Doch wurde der unedelmüthigen Anforderung durch Kls. neuen Freund, mit dem er sich verbunden, einen Kaufmann *Sohn*, seinen künftigen Schwager u. a., sogleich genügt. Die sonderbaren kaufmännischen Verbindungen, in die sich Kl. mit diesem einließ, zeigen Kl. auch von einer neuen Seite, der übrigens andre Erscheinungen in seinem spätern Leben von weit aussehenden, ja oft abenteuerlich scheinenden Plänen parallel laufen möchten — z. B. die Stiftung einer allgemeinen gelehrten Republik — Absicht, den kaiserlich-österreichischen Hof u. a. dafür zu gewinnen, wie manches Aehnliche, das seinen ersten Grund in einem entschiednen Hange zu *reichen Entwürfen* hatte, wobey aber seine Phantasie und sein deutsches Gemüth immer etwas Vaterländisch-Großes und Nützliches ihm vorspiegelte. — Aus der Schweiz wird Klopstock nach Kopenhagen durch Bernstorff's Vermittlung berufen. Reise dahin — Bekanntschaft unterwegs in Hamburg mit der idealischer gestimmten frühern Bewundererin des Klopstock'schen Genius, *Meta Molzer*, der nachmaligen Gattin des Dichters — unter dem Namen *Cidli* in den Oden und auch der *Messias* gefeyert — die Liebe dieser zwey trefflichen Seelen, Klopstock's Aufnahme, Beschäftigung in Kopenhagen und auch Hamburg, wo er zu seiner Geliebten oft hinreiste mit der Fortsetzung der *Messias*, geistlichen Trauerspielen und dem Anfang seiner Trilogie der *Hermannie*, bis auf seine durch äußere Umstände länger, als es der innig Liebenden Wunsch seyn konnte, aufgehaltene Verheirathung im J. 1754 (19. Jun.), diels Alles findet sich hier (S. 120 — 148.) verzeichnet. Ungemein rührend ist darunter auch die Abschiedsscene zwischen Klopstock und seiner Großmutter (S. 124 — 125.) geschildert, der wir eine später erst gedichtete herrliche Ode des Enkels, *der Segen*, Kl. W. (B. 7. S. 18 u. f.) danken. Wir können bey dem Reichthum der hier verarbeiteten Materialien, um nicht die Anzeige über Gebühr auszudehnen, das Uebrige nur in Andeutungen berühren. Und so übergehen wir Kl. häusliches Leben, in Wahrheit eines der glücklichsten, — denn *Meta*, eine der schönsten weiblichen Seelen war, wie wenige, gemacht, einen so zart fühlenden Mann, wie Klopstock, zu beglücken — und den leider!

so frühen Tod derselben, den auch der Engländer *Young* durch eine rührende schriftliche Theilnahme feyerte, so wie auch seine spätern literarischen Beschäftigungen in Hamburg, wo er seit Bernstorff's Entfernung von Kopenhagen nach der bekannten dortigen Umwälzung am Hofe, nun für immer seinen Aufenthalt genommen hatte, so wie seine Verhältnisse zu ältern und neuern Freunden, *Gleim*, *Gerstenberg*, *Herder* u. a., seine grammatischen Arbeiten, seine Reisen nach Mannheim, Frankfurt und Karlsruhe; wir melden nur Weniges noch von seinen letzten Jahren.

(Der Beschluss folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: *Erzählungen* von Dr. *Friedrich Pauer*. *Zucyte* Sammlung. 1826. 287 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir begegnen dem Vf. zum ersten Male, und müssen ihm das Zeugniß geben, daß die von ihm hier gelieferten zwey Novellen, von welchen die erstere in Briefen ist, sich, wenn nicht durch Neuheit und Originalität, doch durch gewählte Behandlung der Sprache und durch eine hervorleuchtende sittliche Tendenz auszeichnen. In der zweyten Erzählung findet sich eine doppelte Liebesgeschichte reiner Natur, der als Gegenbild eine unedlere mit ihren traurigen Folgen beygegeben ist. In der erstern ist das unwillkürliche Umherwerfen des Helden, bis er wunderbar überrascht an ein erwünschtes Ziel gelangt, nicht ohne Reiz.

BERLIN, b. Nauck: *Die Braut im Sarge*, oder *Grafenehre und Bürgerstolz*, eine wahre Geschichte. Von *Karl Reyher*. 1827. 219 S. 8. (1 Rthlr.)

Wenn der vorliegenden romantischen Erzählung, wie der Titel besagt, eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liegt, so hat der Bearbeiter sie geschickt dargestellt. Es ist darin sehr viel Aehnliches mit der Fabel von „*Schiller's* Kabale und Liebe.“ Als bloßer Roman dagegen betrachtet, würde die Zeichnung einiger Charaktere als tadelnswerth zu rügen seyn. Die Handlungen des alten Malers erscheinen zu wenig motivirt, und der Bürgerstolz in ihm ist gar zu plump in seinem Ausbruche.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1827.

LITERATURGESCHICHTE.

WEIMAR, b. Hoffmann: *Klopstock's Leben*, von Heinrich Döring u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die letzten Jahre Klopstock's, sein schönes Greifenalter; war, wie der verewigte *Sturm* schon von seinem vorgerückten Leben sagen konnte, ein Schwelgen am Mahle der Natur. Er hatte sein Tagewerk vollbracht, und konnte sich getrost der Ausfüllung der Muße, die er genoß, nach Gutdünken überlassen. Am meisten beschäftigten ihn jetzt als Erholung grammatische Arbeiten, über deutsche Sprache, ihren Geist und Stil (s. die Gespräche u. a.). Viel gab er sich da auch für diesen Zweck mit Uebersetzungen aus griechischen und lateinischen Dichtern und Prosaisten ab, wie wir in den grammatischen Gesprächen finden, freylich nur Bruchstückweise und gewissermaßen einseitig, da die Uebersetzungen darauf angelegt waren, den Vorzug der Kürze der deutschen Sprache vor andern zu beweisen; aber Vieles darunter ist meisterhaft, und wie schon auch die originelle Form der Gespräche mit den sonderbaren aber anziehenden Personificationen des Klopstock'schen Genius keineswegs unwürdig. — Weniger zufrieden dürfte man vielleicht mit den Proben einer lateinischen prosaischen Uebersetzung des Messias seyn, die Klopstock den *Fragmenten über Sprache und Dichtkunst* (*Fragm. erste Fortsetzung*, S. 44 — 85.) einverleiben wollte. Kl. sagt S. 44. davon: „sie seyen zu weiter nichts bestimmt, als bloß den Ton, den nach seiner Meinung die Uebersetzung haben mußte, anzugeben. Um den rechten zu treffen, fragte ich mich: Wie würde ein Römer, der ein Christ gewesen wäre, dies Gedicht in poetischer Prose geschrieben haben? Ich mußte mich so fragen, wenn ich mich des Verchleyerns nicht wollte schuldig machen. Die Antwort enthalten die Beweise.“ Rec. möchte gegen die Richtigkeit oder doch Bestimmtheit der aufgeworfenen Frage Einwand erheben: Es ist kaum denkbar, wie ein geborner Römer, in den ersten Zeiten doch nach Einführung des Christenthums den Gedanken hätte fassen können zu einer Messias, und dann würde er doch manche Wendungen, die hier vorkommen,

Ebraismen z. B., die in unsre Sprache später übergetreten sind, *a facie visurus ad faciem* S. 67., weil er sie und die *vulgata* noch nicht kennen konnte, auch nicht haben gebrauchen können. Auch Ausdrücke, wie *increatus*, *exterminator* (S. 71.), und Wendungen, wie: *retro in sepulcra deturbat immortalitatem*, würde sich ein christlicher Römer schwerlich erlaubt haben. — Doch wir entfernen uns bey dieser Abschweifung zu sehr von unserm Vf. sowohl, als auch von dem selbst, was über Klopstock's letzte Jahre noch kürzlich bemerkt werden sollte. Der Vf. der Biographie unterläßt nicht, hier hauptsächlich auch, nachdem er jene grammatischen Zeitverkürzungen oder Spiele Klopstock's, die dieser mit häufiger Leibesbewegung, täglichem Reiten z. B., Unterhaltung mit Freunden und Fremden, die ihn besuchten, auch mit Theilnahme an Musik und Kunst, besonders Malerey, abwechseln ließ, den wichtigen, Klopstock's ganze Seelenkraft in Bewegung setzenden Einfluß, den die französische Revolution auf ihn machte, umständlicher hervorzuheben. Wir finden viele gute Bemerkungen bey Hn. D. darüber, und wir wünschen mit ihm, da auch auf Klopstock's Muße diese merkwürdige Erscheinung von reger Wirkung war, Kl. hätte nicht zu rasch einen grossen Theil dieser Poesieen, als er sich in den ersten begeisterten Erwartungen schon 1791 und mehr 1792, bald nach seiner zweyten Verheirathung mit seiner vieljährigen Freundin *Elisabeth v. Winthelm* (der in seinen Gedichten als Sängerin gefeyerten *Windeme* 1791), von den glänzenden Anfängen der Revolution frühe getäuscht fand, entrüstet über diese Täuschung, vor seinem Tode dem Feuer geopfert. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die unseligen Wendungen der politischen Angelegenheiten in Frankreich und ganz Europa für Klopstock's Gemüthsheiterkeit, Ruhe und Gesundheit von ungünstiger Wirkung waren. Im Winter 1803 begann eigentlich die Abnahme seiner körperlichen Kräfte mehr sichtbar zu werden. Nun zog er sich auch mehr in sich zurück, vermied Gespräche über Politik, woran er sonst so reges Interesse hatte, beschäftigte sich zwar mit religiösen Gesprächen, las in der Messias viel; zuweilen offenbarten sich noch Blitze reger Phantasie und lebhaften Ausdrucks, wenn er sich von etwas ergriffen fühlte; dann sank er wieder zurück in sich selbst. Dem, der so viel Tausend Menschen durch seine himmlischen Gedichte freudig erhoben über Tod

Fff

und

und Grab, der sie mit den wohlthätigsten edelsten Empfindungen der Religion durchflößt, sollte auch die Belohnung werden, eines schönen, nach gerin- gem Kampfe mit wenigen Schmerzen ruhigen Todes zu sterben (1803 d. 4ten März, alt 78 J. 8 Mon. 12 Tage) und nach seinem Tode auf dem großen Leichen- zuge nach Ottensee bey Altona, wo er bey dem Grabmal seiner Meta beerdigt wurde, von einer sehr großen Anzahl von Menichen aus jener Klasse, die sich aus freyer Liebe beeiferten, dem Dichter der Religion und des Vaterlandes diese Ehre zu ent- richten; mit einer fast königlichen Leichenfeyer verherrlicht zu werden.

Ruhe sanft unter deiner Linde auf dem stillen heitern Friedhofe zu Ottensee, wahrhaft großer Dichter und Mensch, kindlicher Mann! Dein Lei- sten und Wollen und Streben hat Früchte getragen, die Deutschland, ja Europa nicht verkennen wird, so lange es seine eigne Ehre liebt. Und so danken wir denn auch, da wir uns von dem Unvergesslichen hier trennen; dem Vf. dieser biographischen Nach- richten, der zur Erhaltung des Andenkens an den Vortrefflichen in unserm oft so kalten, so schnell über neuen ephemerischen Erscheinungen vergef- fenden Vaterlande das Selbige mit Geist und deut- schem redlichen Fleisse beytragen wollte, und zwei- fela nicht, das Publicum werde diesen Dank mit uns theilen.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Levrault: *Mémoire géologique sur les Terrains anciens et secondaires du sud-ouest de l'Allemagne, ou Nord du Danube*; par A. Boué. Mit einer lithographirten Tafel. Besonders ab- gedruckt aus den *Annales des sciences natu- relles*, Juny 1824.

Hr. Boué, zur Zeit in Paris, lieferte im *Journal de Physique et Chimie*, May — Aug. 1822 sein be- kanntes *Mémoire géologique sur l'Allemagne* (f. A. L. Z. 1824. Nr. 114.); nachdem derselbe später wieder- holtlich Süddeutschland untersucht hatte, theilt er davon das vorliegende geognostische Gemälde mit, welches aber Rec. nicht in allen seinen Theilen ge- lungen zu seyn scheint.

Der Gegenstand der Schrift ist die mit secundä- ren Flötzen ausgefüllte große Mulde, die durch die Donau, das Böhmerwaldgebirge und den Schwarz- nebst Odenwald begrenzt wird. Diese angrenzen- den Gebirgsmassen werden kurz beschrieben, und interessante Bemerkungen beygefügt über das Vor- kommen der Porzellanerde, des Graphits, der Gra- nit- und Porphyrmassen und der Granitgänge, die im Gneuse aufsteigend, Beryll, Peliom, Tandalit, An- dalusit u. s. w. führen.

Dem Urgebirge des Schwarzwaldes folgen grobe Conglomerate mit Anthrazitlagern, wie bey Zuns-

weyer unweit Offenburg; mit den (vulkanischen) Porphyrn verbinden sich Porphyr-Conglomerate, so wie der rothe Sandstein oder das *Todtliegende*, welches zuweilen als grobes Conglomerat den Gneus bedeckt und am Felsberge bis 4582' hoch über das Niveau des Meeres ansteigt. — Da hier der Zech- stein ganz zu fehlen scheint, so folgt unmittelbar die mächtig auftretende Formation des *bunten Sand- steins*, die einen großen Theil des Schwarz- und Odenwaldes bildet, überhaupt in Würtenberg häufig vorherrscht. Sie umschließt Gyps, salzführenden Mergel und Steinsalz; daher gehören ihr eine Menge Salzquellen längs dem Neckar an. Zu dieser For- mation wird das ganze Steinsalzgebirge in Süddeutsch- land gerechnet, so wie die Kalksteinmasse die immer zunächst unter jenen vorkommt. — Darauf folgt der *Muschelkalkstein*, der so gut als gar keine unter- geordnete Lager führt, dann *Quadersandstein*, von großer Verbreitung, besonders zwischen dem deut- schen Jura und dem Böhmerwaldgebirge, von Re- gensburg über Amberg bis Burgengenfeld, zieht sich nach Coburg und Staffelsheim, umgiebt von hier auch die andre Seite des Jura, bey Ellwangen, Aalen u. s. w. Das Gestein ist weiß oder gelb, führt häufig Eisenerze, die bey Amberg, Aalen und Wasser- Al- fingen abgebaut werden; wird auch mergelig und zeigt dann Pflanzenreste, oder erscheint auch als Trippel mit Hornstein-Concretionen, der sich um Bodenmöhre in bedeutender Mächtigkeit findet; zu- weilen enthält der Quadersandstein Grün- und Weiß- bleyerz, wie bey Vilsbiburg; auch verbindet er sich wohl mit dem über ihm liegenden Gryphitenkalk, wie bey Aalen und Amberg; und führt dann viele Versteinerungen, besonders Terebrateln und Gry- phiten. — Hierauf folgt der *Lias*- oder *Gryphiten- kalk*, den ganzen untern Theil des deutschen Jura bildend, und verbreitet bey Amberg, Stuttgart u. s. w.; charakteristisch ist die Wechsellagerung mit schwarzem schiefrigem bituminösem Mergel, so wie das Auftreten vieler eigenthümlichen Versteinerungen, besonders von *Gryphaea arcuata*. Höher liegt der *weiße Jurakalk*, der aus 4 auf einander folgenden Schichten besteht: a) Magnesiakalk (Dolomit, Höh- lenkalk, b) dichten undoolitischen Kalk, c) Kalk- schiefer (Fischschiefer), d) Thon mit Bohnerzen. In den Donauegengen, wie bey Kapselberg und Kellheim, finden sich Gesteine, die hierher gehö- ren, aber das Ansehen von grober Kreide haben. — Die *Kreideformation* erscheint, die dolomitischen Schichten bedeckend, nur bey Regensburg bis Ka- ger und Kneiting, auch längs der Laber und südlich der Donau bis Abendsberg und Griesbach, stets aber nur als grüner Sand, chloritische oder grobe Kreide und grober Kalkstein. Der *Grünsand* ist längs der Donau verbreitet, wie bey Abach, meist als grober Sand mit grünen Körnern; er verbindet sich innig mit *chloritischer Kreide*, die als grober und kreide- artiger Mergel mit grünen Körnchen erscheint und außer *Gryphaea spirata*, manche andre Versteine- run-

rungen führt; aber alle diese Gesteine gleichen ungleichmäßig tertiären Bildungen.

Es ergibt sich hieraus folgende Formationsfolge, welcher gemäß die beygefügtten Durchschnitte illuminirt sind: 1) Bunter Sandstein mit Kalkflötzen und dem Steinsalzgebirge, 2) Muschelkalk, 3) Quaderlandstein, 4) Liaskalk mit schwarzen Mergeln, 5) Jurakalk mit Thon und Bohnerz, 6) Grünland mit chloritischer und grober Kreide.

Rec. ist bisher der Darstellung des Vfs. gefolgt, ohne ihn durch Bemerkungen zu unterbrechen; er wird diese nun im Zusammenhange folgen lassen; sie werden die Gegenstände betreffen, die ihm in dieser Darstellung irrig zu seyn scheinen und die jetzt mit zu den Wendepunkten der Geognosie gehören; dahin rechnet er: a) die Einordnung des Steinsalzgebirges in die Formation des bunten Sandsteins, b) die Verbindung der bunten Mergel und Sandsteine von Tübingen und Stuttgart mit derselben Formation, c) die Benennung des Sandsteins von Aalen und Amberg als Quaderlandstein.

Allgemein wird man gern anerkennen, daß Hr. B. mit der erste Geognost war, der den Sandstein des Oden- und Schwarzwaldes als bunten Sandstein bestimmte, der den Kalkstein über dem Salzgebirge in Württemberg für Muschelkalk hielt, hiervon den Gryphitenkalk unterschied, den er als den Englischen Lias parallel betrachtete. Diese Ansicht theilen jetzt auch alle norddeutsche Geognosten, die sich mit diesen Gegenden beschäftigt haben: aber diese sind auch allgemein darüber einig, daß zwischen dem Muschel- und Gryphitenkalk nicht der Quaderlandstein, sondern eine mächtige Mergelformation liegt, bestehend aus meist bunten Mergeln (Keuper im Coburgschen, Leberkies im Württembergischen), und mit diesen wechsellagernden Schichten von Sandstein, die man am kürzesten als — *Keuperformation* — bezeichnen kann; sie breitet sich in Süddeutschland von Coburg einerseits bis Vilsbiburg, andererseits bis Tübingen und Stuttgart aus, und erfüllt in Norddeutschland die weite Gegend von südlich Pommern bis Osnabrück. Diese, in den neuern Schriften von Hausmann, v. Oeynhausen, Keferstein u. s. w. auch ihren Lagerungs-Verhältnissen nach näher entwickelt, will Hr. B. nicht anerkennen, er verbindet sie mit dem bunten Sandsteine, glaubend, daß sie unter Muschelkalk liege; er tadelt (S. 9.) ausführlich diese Schriftsteller, mit dem Bemerkung, daß sie wohl dadurch zu ihrer Annahme verleitet seyn würden, weil der bunte Sandstein zuweilen ein höheres Niveau einnimmt, wie bey Pommern, Lemgo, am Kotorsberge u. s. w. Diese Punkte sind gegenwärtig wiederholentlich und sehr genau untersucht, hierdurch aber ist constatirt, daß der bunte Sandstein bey Pommern nur in der Tiefe des Thals eine kleine Hervorragung bildet; er wird von rothem Mergel und Muschelkalk um-

geben, der von allen Seiten auf das Deutlichste von Keupermergel überlagert wird, welcher sich von hier fast ununterbrochen bis Osnabrück zieht. Ganz vollkommen deutliche Auflagerungen dieses, für bunten Sandstein gehaltenen Keuperlandsteins, hat Rec. neuerlichst auf der ganzen Linie von Schweinfurt über Marktbreit (längst dem Maine) bis Rothenburg an der Tauber zu beobachten Gelegenheit gehabt; daß übrigens dieser Sandstein von Stuttgart und Tübingen auf dem Steinsalz führenden Kalke aufliege, haben auch schon früher alle Württembergische Mineralogen behauptet; sie nannten ihn daher Zechstein. Wenn der Vf. sagt: daß wohl Schichten von buntem Mergel zwischen Lias und selbst zwischen Quaderlandstein vorkämen, so dürfte man dieses wohl so lange in Abrede stellen, bis deshalb nähere Beobachtungspunkte angegeben sind; und wenn es ferner heisst: wie es fast unnütz wäre, zu bemerken, daß die *marnes bigarres* von Basel nicht die von Tübingen wären: so widersprechen diesem die Beobachtungen von v. Dechen, Oeynhausen, Merian u. a., die beide Gegenden genau verglichen haben. Deshalb wird man wohl mit Recht vom bunten Sandsteine diese Keuperformation zu trennen und sie über den Muschelkalk zu setzen haben.

Hr. v. Oeynhausen (*Karsten's Archiv* v. J. 1824), Rec. (Deutschland geognostisch-geologisch dargestellt, III. 1.) und andere Schriftsteller haben sehr genaue Angaben über die geognostischen Verhältnisse des Steinsalzgebirgs in Süddeutschland und die desfalls ausgeführten Bohrversuche beygebracht. Vergleicht man diese, so ergibt sich: daß die Steinsalzflötze in Hangenden und Liegenden von Kalksteinschichten begleitet werden, die zuweilen von fast gleicher Mächtigkeit sind, daß aber das Salz auch wohl ganz fehlt, und dann der untere und obere Kalkstein nur eine zusammenhängende Masse bildet, woraus sich ergibt, daß das Steinsalz nur Lager im Muschelkalke constituit; die Annahme des Vfs.: daß das Steinsalz mit dem ihm unterteufenden Kalke zum bunten Sandsteine gehöre, dürfte daher irrig seyn, so lange wenigstens, bis erst bestimmt nachgewiesen wird, daß die untere Kalkstein-Partie einer andern Formation angehört, als die obere. Da Hr. B. in seinem Memoire über die nördlichen Kalk-Alpen es nicht unwahrscheinlich findet, daß das Hassel- und Steinsalzgebirge der Alpen dem Muschelkalkstein angehöre, so erscheint zwischen beiden Gegenden auch eine große Analogie, wenn man das Württembergische Steinsalz derselben Formation unterordnet.

Wenn über die bisher erwähnten Punkte die norddeutschen Geognosten, so weit sie sich erklärt haben, einig sind, so ist dieses weniger der Fall mit der Bestimmung des Quaderlandsteins. Zu diesem rechnete man bis in die neuern Zeiten alle Sand-

Sandsteine zwischen Muschelkalk und Kreide; diese Ansicht hält in gewisser Art auch Hr. B. noch fest. Diese Sandsteine zerfallen aber, nach der Ansicht des Rec., in 3 ganz verschiedene Formationen, nämlich: 1) in solche, die mit dem Keupermergel verbunden sind — *Keuper/sandstein* — unser Vf. setzt sie meist unter den Muschelkalk und verbindet sie mit buntem Sandstein (Württemberg, Westphalen), oder betrachtet sie als Quaderlandstein (Coburg) — 2) solche, die mit der Liasformation verbunden sind, wechsellagernd mit schwarzem Mergel- und Gryphitenkalk — *Lias/sandstein* — 3) solche, die mit Kreidemergel und mit weißem Kalke verbunden sind — *Grün/sand- und Quader/sandstein*. — Die Sandsteine sub 2 und 3. verbinden sowohl Hr. Boué, als mehrere norddeutschen Geognosten, als Quaderlandstein, und betrachten die grün-sandigen Schichten über dem Jurakalk als Grün-sand. — Bey Fixirung des Quaderlandsteins muß man wohl von dem Gesteine ausgehen, und das als Typus der Formation ansehen, welches von Anfang an so genannt wurde und jetzt noch allgemein mit diesem Namen bezeichnet wird. Dieses ist der Sandstein von den Ufern der Elbe bey Dresden und Pirna, der sich von hier nach Böhmen und Schlesiens zieht, der wieder auf ganz gleiche Art bey Quedlinburg, Halberstadt und am Teutoburger Walde vorkommt; dieser folgt aber nicht auf Muschelkalk, sondern, wie bey Quedlinburg, auf Lias-kalk, ohne jedoch mit diesem zu wechsellagern, oder dessen Verfeinerungen zu führen; zu seinen wesentlichen Charakteren wird es gehören, daß er einerseits hornsteinartig, andertheils sehr mergelig und mit grünen Körnchen erfüllt erscheint, daß er sich innig mit weißen Mergeln und kreideartigem Kalke verbindet und Verfeinerungen zeigt, die sich an die der Kreide anschließen. Der Sandstein der Liasformation wechsellagert mit Gryphitenkalk, schwarzem Mergel und Steinkohle; sehr häufig wird er sehr eisenhaltig; daher auch in Süddeutschland meist Eisenlandstein genannt. Zu diesem gehört der Sandstein von Helmstedt und fast aller Quaderlandstein, den Hr. B. erwähnt. Rec. hat in Süddeutschland diesen nie im Liegenden der Liasformation in bedeutenden Massen gefunden; daß er aber wirklich nur Lager in derselben bildet, davon kann man sich auf das Allerdeutlichste zu Aschach bey Amberg überzeugen. Hn. B. ist dieses auch nicht entgangen, und er führt selbst (S. 19. und 20.) an, wie in der Gegend von Amberg Lias-kalk und Mergel über seinem Quaderlandstein lagen, mit der Bemerkung (S. 24.), daß, wenn auch eine Sandsteinschicht, die das mineralogische Ansehen von Quaderlandstein

hätte, in der Liasformation läge, daraus noch nicht folge, daß die Liasformation unter dem Quaderlandstein zu setzen sey, wie v. Oeynhausen, Hausmann und Keferstein meinten; denn hier würde man eine Schicht mit der Formation verwechseln: *et ces accidens, heisst es, ne détruisent pas le fait incontestable de la superposition générale de toutes les marnes de Lias sur la véritable formation du Quader/sandstein*. Dieser Satz ist es, den man, nachdem einmal die Keuperformation erkannt ist, dem Vf. bestreiten wird: denn unter der Liasformation liegt der Keuperlandstein und bunte Mergel, in ihr der Liaslandstein und über ihr und dem Jurakalke der wahre Quaderlandstein mit Grün-sand. Dieser letztere Sandstein scheint in Süddeutschland zwar zurückgedrängt, doch möchte die merkwürdige Trippelbildung von Bodenmöhre als ein Analogon davon anzusehen seyn.

Hiernach würde sich folgende Formationsfolgen bilden:

Bunter Sandstein,
Rother Mergel,
Muschelkalk mit Flötzen von Steinsalz,
Keuperformation, (bunte Mergel mit viel Flötzen von Sandstein.)
Liasformation, mit Gryphitenkalk, schwarze Mergel, Steinkohle (Amberg) und Liaslandstein
Jurakalk,
Quaderlandstein mit Kreidemergel.

Indem hier das Differentielle der gegenseitigen Ansichten hervorgehoben ist, wird es künftigen Beobachtern leicht seyn, die Wahrheit zu ermitteln.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., in der Hermann. Buchh.: *Phantasieliegemeinde* von Dr. Georg Döring. Für 1827. 1826. 324 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Diesmal giebt der Vf. nicht, wie in den frühern Jahrgängen, mehrere mit einander geschickt verflochtene Erzählungen, sondern es ist nur ein einziges Gemälde, was sich hier unsern Blicken darstellt. Es wird seine Beschauer erfreuen und unterhalten, lächelte auch das liebliche Bild *Amändens* nicht so einladend vom Titelpuffer. Warum aber hat statt derselben dem Zeichner nicht lieber *Emilie* gezeichnet, da diese gewissermaßen die Hauptperson des Romans ist?

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1827.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MAIREZ, b. Kupferberg: Siona. Ein Beytrag zur Apologetik des Christenthums, mit vorzüglicher Berücksichtigung der christlichen Feste, als Andachtsbuch für Leser aus den höhern und gebildeten Stände von allen Confessionen. Von *Georg Konrad Horst*, Doctor der Theologie, Großherzogl. Hessischem Geheimenrath. *Erster Theil.* (XVI u. 648 S.) *Zweyter Theil.* (IV u. 660 S.) *Dritte*, gänzlich umgearbeitete, um mehr als vierzig Bogen vermehrte Auflage. Mit Kupf. 1826. gr. 8. (4 Rthl. od. 7 Fl. 12 Kr.)

Die erste Auflage dieser geist- und gemüthvollen Schrift hat Rec. in der A. L. Z. (1820. Erg. Bl. Nr. 66.) nach Verdienst angezeigt; sie hat den Beyfall gefunden, den sie zu finden verdiente, und in einem Zeitraum von 7 Jahren drey Auflagen erlebt. Schon die zweyte, im J. 1820 erschienene verdiente neue verbesserte und vermehrte zu heißen, aber noch mehr hat die Schrift in der vor uns liegenden dritten Auflage gewonnen. In dieser tritt die apologetische Seite der *Siona* noch bestimmter, als in den beiden frühern hervor. Der würdige Vf. hat das Christenthum vorzüglich im Gegensatz und Kampfe mit der alten heidnischen Welt aufzufassen und zu zeigen gesucht, wie es sich durch seinen überfinnlichen Geist in Lehre, Cultus und Institutionen welthistorisch eine neue sittliche Welt erschuf, und die sittlichste, edelste und menschlichste, welche bis jetzt in dem Institute einer äußerlichen Religions-Gesellschaft dargestellt ist. „Das Christenthum“, sagt er S. X. der Vorrede, „bedarf keiner andern Schutzschrift, als das man zeigt, wie es sich im Gegensatz mit seiner Welt und deren im Endlichen befangenen Gemeinfinn, nach seiner Lehre und seinen Institutionen, und namentlich seinen Festen, als die sittlich-erhabene Religion, die es ist, entwickelte, ausbildete und begründete.“ Unter den neuern Apologeten ist besonders *Chateaubriand* beachtet worden, worüber der Vf. sich in der Vorrede rechtfertigt.

Gleich der erste Aufsatz: *Siona*, hat mehrere Zusätze erhalten. Die darauf folgenden Abschnitte: *Der Sonntag* (S. 12—107.) sind ganz neu hinzugekommen, und haben Rec. vorzüglich angezogen. Der Vf. beantwortet die wichtige Frage: „warum feyern wir den Sonntag?“ sehr richtig dahin, daß die Feyer eines göttlichen Dingen geweihten Tages

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

für uns ein religiöses und sittliches Bedürfnis sey, indem wir ohne Gott und Ewigkeit, ohne Pflichtgesetz und Erkenntnis einer höhern Weltordnung, ohne die Lehren, Verheißungen und Tröstungen des Himmels, die uns jeder Sonntag verkündigt, die unglücklichsten Geschöpfe auf der Erde seyn würden. Der Sonntag, wenn er das für uns ist, was er seyn kann und soll, führt uns auf unsre höhere Bestimmung zurück. Gelegentlich werden denn auch einige beschränkte Begriffe vom Sonntage berichtigt. Alsdann giebt der Vf. die wesentlichen Elemente oder Grundlagen jeder echten, vernünftigen und des Menschen würdigen Sonntagsfeyer, bey der größten Verschiedenheit innerlicher religiöser Ansichten oder äußerlicher kirchlicher Verbindungen, an, und diese sind: 1) religiöse Demuth bey Betrachtung des Weltalls (ein sehr anziehender und lehrreicher Abschnitt, worin der gefühlvolle Vf. erhebende Blicke auf die Schöpfung, den Sternhimmel, auf unsre Erde, die Thier- und Pflanzenwelt wirft, und sich überall als einen Vertrauten der Natur ankündigt); 2) das Gewissen und das Pflichtgesetz, und 3) religiöse Contemplation und Gemüthsruhe. Hier kommt manches Wort, zur rechten Zeit gesprochen, vor. Wenn er sich über die immer zunehmende Pest der Zerstreuungsfucht an Sonntagen beklagt, und der vielen Tänze, Trinkgelage, Ringschiessen, Landfahrten und Lustparteen gedenkt, die man alle auf diese Tage verlegt, — wozu noch in manchen Ländern die militärischen Exercitien der Bürger, Landleute, Landwehrmänner u. s. w. gerechnet werden können, die eine höhere Sonntagsfeyer stören, — so fügt er doch hinzu: „Wir gehören gar nicht zu den gestrengen modischen Theologen, die das Düstere gern mit ihrer Kirchlichkeit verbunden sähen, und es nicht übel empfänden, wenn die Religion, die freudige, die freye, mehr mit der Polizey befreundet würde; etwa so, daß die eine bey der andern Magd dienste thäte. Der Sonntag soll allerdings für das Volk, wie für die gebildeten Klassen, ein Tag der Erholung, der Erheiterung und des veredelten Lebensgenusses und Vergnügens seyn.“ Treffend sind des Vfs. allgemeine Bemerkungen über die Sonntagsfeyer, nach ihrer politisch-bürgerlichen und ästhetisch-religiösen Beziehung. Gelegentlich theilt der Vf. die unbefangenen und liberalen Aeußerungen des verew. *Michaelis* über die Verbindung des Tages der Gottesverehrungen mit dem Tage der Ruhe und des Vergnügens mit. Ganz nach der Natur gezeich-

Ggg

ne

net ist des Vfs. Schilderung der Sonntagsfeier auf einem Dorfe. Der hier durch Zusätze bereicherten Abschnitt über das Gebet haben wir schon bey der Anzeige der ersten Auflage rühmend gedacht. Bey der Doxologie des *Vater Unser* bemerkt der Vf. (S. 127.) in der Anmerkung, daß dieselbe nicht als wesentlicher Bestandtheil vom Gebet des Herrn betrachtet werden müsse, der eine Evangelist habe sie, der andre nicht, u. s. w. Dann fügt er sehr richtig hinzu: „Noch eitler und wahrhaft kleinlich ist der Streit über *Vater Unser* und *Unser Vater*. *Vater Unser* ist veraltetes Deutsch (*Unser* der alte Genitiv statt *Unserer*), und *Unser Vater* ist unrichtiges Deutsch.“ S. 139. ist ein Gebet um Hülfe in Noth, von dem Könige Indrodamena, aus dem Bogawadam, Buch 8. hinzugekommen, das man mit Theilnahme lesen wird. S. 157 fg. giebt der Vf. mehrere erhebende Betrachtungen über Gott, die von würdigen Begriffen von der Gottheit zeugen. S. 176 fg. wird auch der herrliche Preisgesang auf Gott, von Vanini, der, ein Opfer der Barbarey seines Zeitalters, im Anfange des 17ten Jahrh. zu Toulouse als Atheist verbrannt wurde, nach Kosgarten's Uebersetzung mitgetheilt. Es fehlen jedoch einige Strophen, z. B. die, welche anfängt: *Illius alta est valle potentia*, u. s. w. Auch find hier, wie bey Herder, in seiner geistreichen Schrift: *Gott* (2te Aufl. Gotha 1800.), die 8te und 9te Strophe in eine zusammengeschmolzen, so wie der Vf. auch die kleinen Verbesserungen der Uebersetzung von Herder beybehalten hat. (So hat z. B. Herder, statt des sonderbaren Ausdrucks bey Kosgarten: „Allmächtig herrscht sein Nick“, — „allmächtig herrscht sein Wink.“) Mit Geist verbreitet sich unser Vf. über „den Weltursprung, oder Mose's Schöpfungsgeschichte in ihrer religiösen Erhabenheit.“ Auch dieser Abschnitt hat in der neuen Ausgabe bedeutende Zusätze erhalten. Mit großem Interesse las Rec. den schönen Abschnitt: *Das goldene Zeitalter, oder Glaubens- und Sehnsuchtsblick nach dem Verlorenen*. (S. 227 fg.) Den erweiterten Aufsatz über: *Die Schlange, oder Satanas im Paradiese*, nach Mose's Schöpfungsgeschichte, empfiehlt Rec. von neuem zum aufmerklichem Nachlesen. Sehr erweitert ist auch der interessante Aufsatz: *Die Sündfluth und der Regenbogen*; ein uralliches Gemälde des Zorns und der Barmherzigkeit Gottes. (S. 269 fg.) Die erst in unsern Tagen bekannt gewordene indische Tradition stimmt mit der Mosaischen auffallend überein. Wenn indessen Heri den Manu also anredet: „wenn der wüthende Sturm dein Schiff erschüttert, so beselige es mit einer großen Seeschlange an mein Horn; denn ich werde dir nahe seyn, nicht vom Meere weichen, und deine Arche sammt dir und ihren Begleitern — fortziehen“ u. s. w., so verdient die mosaische Darstellung in jeder Hinsicht den Vorzug. In dem Abschnitt: *Verschiedne religiöse Naturansichten*, oder über die Versöhnung der Natur durch die Religion, kommt manche treffende Bemerkung vor, unter andern über den großen Unterschied der Natur schilderungen von heidnischen und christlichen

Dichtern, welche Letztern er für geistreicher und eindringlicher hält. Ueber das *Alter der Erde und des Menschengeschlechts* sagt der Vf. viel Lesenswerthes. Ueber diesen Gegenstand hat Herder in seiner schon erwähnten *geistreichen Schrift*: „*Gott*“, 2te Aufl. Gotha 1800. viel Treffliches gesagt. In dem Aufsätze: *Der letzte Mensch, oder der Untergang der Erde und des Menschengeschlechts*, hat der Vf. eine lebendige Phantasie bewährt. Interessant ist der reichhaltige Abschnitt: *Die Bibel, oder Gottes geschriebene Offenbarung an die Menschen*. (S. 381 bis 455.) Die an sich richtige Bemerkung, „daß in der Bibel Alles, wie in sonst keinem Buche in der ganzen Welt, allein auf Gott und nur auf Gott bezogen werde“, dürfte doch, manches Andre ungeachtet, in der Anwendung auf das *Salomonische Hohelied* eine Ausnahme leiden, wenn man dieses Buch nicht mythisch erklären will. Der Vf. macht unter andern auf manchen Unterschied in der Darstellungsweise der historischen Bücher des A. T. und Homer's u. a. aufmerksam. Die aus den Propheten des A. T. aufgestellten Proben des Erhabenen würgen einen noch tiefern Eindruck auf den Leser machen, wenn es dem Vf. gefallen hätte, sie nicht in einer prosaischen, sondern in einer gelungenen metrischen Uebersetzung mitzutheilen, welches ihm um so leichter gewesen seyn würde, da er selbst in diesem Fache gelungene Arbeiten geliefert hat. Treffend ist die Charakteristik mehrerer Schriftsteller des A. und N. Testaments. Mit großer Theilnahme las Rec. (S. 456 fg.) das dem großen Orientalisten und warmen Bibel - Verehrer William Jones geweihte Andenken. Einige schöne Aufsätze über den Menschen, über Glaube, Hoffnung und Liebe — „diese heiligen Grundstoffe des neuen höhern Christen-Lebens“, — machen den Beschluß des ersten Theils. Die Anlage enthält eine Predigt über die Epistel am zweyten Sonntage nach Ostern 1818, die den lebhaften Wunsch erweckt, daß der Vf. uns mit mehrern ähnlichen Gaben beschenken möge.

Den zweyten Theil eröffnen einige treffliche Aufsätze über die *Feste der Christen*, welchen wir recht viele aufmerksame Leser wünschen; denn nur wenige kennen den eigenthümlichen Geist dieser Feste, das Alter und den Ursprung derselben im Urchristenthum. Diese Feste beziehen sich alle mehr oder weniger auf das wirkliche geschichtliche Leben und die Wirken des Stifters des Christenthums, und müssen daher, in so fern dieser der Repräsentant der Menschheit war und ist, identisch aufgefaßt, als allgemeine ewige Menschheits - Feste betrachtet werden. So ist z. B. das *Weihnachtsfest*, das Geburtsfest des Erlösers und zugleich das Fest unsers eignen Lebens, das *Fest der Kindheit*, das *Fest eines goldenen Zeitalters* und der *Schöpfung überhaupt*. Die Feste der Leidensgeschichte sind Feste der leidenden Menschheit, der kämpfenden und endlich triumphirenden Tugend und Unschuld überhaupt. Das *Todesfest Jesu* ist das Fest aller vollendeten Gerechten. Das *Osterfest* ist das Fest der Wiederbelebung Jesu, historisch und zu-

zugleich, nach ihrem reinften Begriff aufgefaßt, der Unsterblichkeit überhaupt, und an sich. Das *Himmelfahrtsfest* ist das Fest ewig fortgehender Entwicklung und Vollendung. Das *Pfingstfest* das Fest der Gottheit und ihres heiligen und heiligenden Geistes, das Fest der Verherrlichung und des Siegs des Guten und Wahren" u. f. w. Die drey Haupt-Fest-Cyklen werden sodann einzeln beleuchtet, wobey der Vf. dankbar der schätzbaren Bemühungen *Augusti's* in seinen Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie erwähnt. Sehr gut hat der Vf. gezeigt, daß der sittlich-erhabne Geist des Christenthums sich in allen seinen Festen auspreche, und zu keiner Zeit ganz verkannt worden sey. Wenn es in dem sonst schönen Aufsätze: *Christus, Gottes- und Menschensohn, oder vom Geheimniß der Menschwerdung*, (S. 67.) heisst: „Zwar ward Jesu, wie in jenem unsterblichen Kunstgemälde, so in der Wirklichkeit, für sein zeitliches Daseyn und Leben von seinem Engel „das Kreuz“ mit seinen Nägeln und seiner Dornenkrone dargereicht“, so scheint es, daß der Vf., nach der gewöhnlichen Vorstellung der Maler und Bildhauer, Jesu auch am Kreuz die Dornenkrone läßt; die Dornenkrone aber gehörte nur zur Verpottung seiner Person, als König, durch rohe Soldaten, und wahrscheinlich hat man ihm solche, da man ihm den alten Purpurmantel und das Rohr abnahm, auch wieder abgenommen. Auf den ältesten Kunstdenkmälern findet man Christum überhaupt nur selten mit der Dornenkrone abgebildet. (Vgl. *Vorzeit*, Jahrg. 1827. S. 136.) Unter den Abschnitten über Christus empfehlen wir besonders den über *die Stiftung des heiligen Abendmahls* (S. 105 fg.). Eine Nachtmahlsfeyer, wie sie in dem liturgischen Aufsätze: *der Vorgenuß der Freuden des Himmels*, angegeben wird, mußte in ihrer Ausführung einen tiefen Eindruck machen. Die Abschnitte: *die christliche Kindheit*, *die christliche Mütterlichkeit* u. f. w., welche in der neuen Auflage einige Zusätze erhalten haben, las Rec. wieder mit neuem Interesse. Sehr erweitert ist unter andern der schöne Aufsatz: *Der christliche Krieger und Held*. Eben so sagt er viel Treffliches und Gehaltvolles über *christliche Vaterlandsliebe*. Der hierauf folgenden Abschnitte, haben wir schon bey der Anzeige der ersten Ausgabe dieses Werks rühmlichst gedacht. Beherzigungswerthe Worte sagt unser Vf. S. 332 fg. über den gelehrten und insbesondre den geistlichen Stand. Eine schätzbare Zugabe dieser neuen Auflage ist: *Karl der Große, oder von dem segensreichen Einflusse des Christenthums auf die bürgerliche, intellectuelle und sittlich-religiöse Cultur der Völker, namentlich der germanischen Volksstämme*. Eine Sonntags- oder Feyertags-Lecture. (S. 387 fg.) *Eginhard und Emma*, oder Muster zweyer voraltlicher, durch das Christenthum veredelter häuslicher Charaktere. (S. 402 fg.). Ein auch in geschichtlicher Hinsicht interessanter Abschnitt! S. 404. hätte auch *Dah's* belehrender Aufsatz: *Das alte kaiserliche Palatium zu Seligenstadt* (mit einem schönen Kupfer), in *Justi's*

Vorzeit, J. 1823. S. 85 fg., eine Erwähnung verdient. Des sonst geistreichen und hochgebildeten Eginhard's Anhänglichkeit an die Reliquien zweyer Märtyrer und sein Glaube an deren großen Einfluß entschuldigt sein Zeitalter. Den Abschnitt: *Religiöse Idealität*, oder, wie man alle Tage zu Sonn- und Festtagen machen könne (S. 420 fg.), empfehlen wir denkenden Christen. „Es giebt keine äußerliche, sondern nur eine innere Auflösung des ewigen Räthfels von dem Guten und Bösen in der Schöpfung“, nämlich in stiller, demüthig-heiterer Resignation, wenn der Dreyklang der *Tugend*, der *Wahrheit* und der *Schönheit*, der aus der Sphärenmusik einer andern Welt genommen ist, uns aus der dumpfen wirklichen Welt herausruft und uns in den Himmel einer melodischen verlegt. Wenn wir nichts wollen, als was Gott will und von Ewigkeit gewollt hat; nichts beschließen, als was Er beschließt und von Ewigkeit beschlossen hat, so ist die Aufgabe gelöst. Wir sind frey und selig; wir haben die apostolischen Worte, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, verstehen gelernt, und leben nicht mehr uns, sondern Gott und in Gott.“ Ueber die *Blumen*, in höherer Bedeutung, nach christlichen Naturansichten, wird (S. 440—477.) viel Schönes gesagt. Der interessante Abschnitt: *über Geister-Erscheinungen, nach religiösen und christlichen Principien*, leidet keinen Auszug. Der Abschnitt „über *die Glocke und die Orgel* in ihrer religiösen Bedeutsamkeit, am Sonntage zu lesen“, hat bedeutende Erweiterungen erhalten. Manche erhebende Idee theilt der Vf. in dem Abschnitte: „*Der Mensch, ein Fremdling auf der Erde*, oder biblische Welt- und Lebens-Ansichten“ mit. Die letzten Abschnitte: *die Reise nach der Heimath*, nach christlichen Principien; *der Himmel, des Christen Heimath* u. f. w., empfehlen wir jedem empfänglichen Gemüthe zum sorgfältigen Lesen. *Der Himmel, eine Aufgabe für die Dichtkunst* (S. 650 fg.). Der Vf. sagt: „Es ist auffallend, daß wir noch keine gelungene dichterische Darstellung vom Himmel haben, indess die Hölle in einem unsterblichen Kunstwerke besungen ist.“ Allein sollte des großen *Dante's* kühne Dichtung: *das Paradies*, welches den dritten Theil seiner *göttlichen Komödie* ausmacht, und wovon wir erst vor Kurzem eine gelungene deutsche Uebersetzung von *Streckfuß* erhalten haben, ungeachtet mancher Sonderbarkeiten im Einzelnen, die sein Zeitalter entschuldigt, nicht einer ehrenvollen Auszeichnung werth seyn? — Die S. 653 fg. mitgetheilte Schilderung des christlichen Himmels, von *W.*, aus lauter abgerissenen Zügen bestehend, denen es an wahrer innerer Harmonie fehlt, ist nicht genügend, wenn es gleich einzelnen Zügen nicht an Schönheit mangelt. Weder Geist noch Phantasie sind vermögend, sich aus diesen Zügen ein Ganzes zu bilden. Aus dieser Anzeige wird der Werth dieser neuen Auflage hinlänglich sich ergeben. Das Aeußere — Druck, Papier und Kupfer — machen dem wackern Verleger Ehre.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LAUSANNE, b. Baatard: *Manuel historique, topographique et statistique de Lausanne et du Canton de Vaud*; contenant la Constitution et toutes les indications utiles à ses habitants et aux étrangers; accompagné d'une nouvelle carte du Canton, d'un plan de la ville et des environs de Lausanne, et de cinq vues lithographiées. Par Frs. R. 1824. IV u. 351 S. kl. 8. (Mit der Karte, dem Grundriss und den 5 Steindrucktaf. 4 Schweizer od. 6 franz. Franken; mit der Karte allein 2 Schweizer- od. 3 franz. Fr.)

„Dans notre heureuse patrie, so lautet der auf dem Titel befindliche Spruch, *il n'est point de chaumière où ne règne la liberté!*“ Wie könnte das wohl auch anders seyn in einem Lande, dessen Wappenschild die Worte: *LIBERTÉ ET PATRIE* führt? Der Einfluss dieser Freyheit, verbunden mit den Natur Schönheiten, ist es denn auch, der, nach des Vfs. Ansicht, zahlreiche Fremde veranlaßt, die Waadt zu besuchen. Für sie hauptsächlich schrieb er sein Buch, das wohl überhaupt weniger darauf Anspruch macht, eine erschöpfende Darstellung zu liefern, als vielmehr einen leichten, nach-französischer Weise gehaltenen Ueberblick des jetzigen Zustandes des Kantons Waadt. Diesen Zweck erfüllt die Schrift auf eine lehrreiche und gleichzeitig unterhaltende Art, indem es nicht nur die bewährten, namhaft gemachten Vorgänger fleissig benutzt, sondern sich auch ganz angenehm lesen läßt. Voran geht ein *Mémorial chronologique*, in welchem auf 78 Seiten in chronologischer Reihenfolge alle geschichtliche Ereignisse aufgezählt werden, die vom J. 103 vor J. C. bis 1824 sich in der Waadt, oder in Beziehung auf dieselbe, zugegetragen haben. Diese Gedächtnis-tafel bildet gleichsam das Gerüste zu einer waadtländischen Geschichte, die hier in sieben verschiedne Abschnitte (*Epoques*) eingetheilt wird. Ohne uns einer nähern Würdigung der angeführten geschichtlichen Thatfachen zu unterziehen, müssen wir doch, mit des Vfs. Worten, den bey dem J. 1823 erwähnten merkwürdigen Beschluß des gesetzgebenden Rathes anführen: „*Le grand conseil adopte, dans son Code de procédure civile, ce principe nouveau (1) et juste, qui admet le témoignage de la femme égal à celui de l'homme.*“ Das S. 79. beginnende 2te Kapitel verbreitet sich über die Lage, die Ausdehnung, das Klima, die Berge, die Seen, die Flüsse, die Glätscher, die Mineralquellen, die Naturmerkwürdigkeiten, die Bevölkerung, den kirchlichen Zustand, den öffentlichen Unterricht, die Armenanstalten, die öffentliche Gesundheitspflege, die Kriegsmacht, den

Handel, die öffentlichen Einkünfte und Ausgaben. Nicht selten wird man dabey manche bestimmtere Angaben vermissen: denn die Gröfse des Kantons ist auf *ungefähr* 120 Lieues carrées, die Bevölkerung auf *weit über* 155,000 Seelen, das Militair auf *ungefähr* 25,000 in den Waffen geübten Mann angenommen. Von den berühmten *Momiers* kein Wort! Obgleich wir nach den Vorgängen keine streng wissenschaftliche Ordnung erwarten durften, so überraschte es uns doch (S. 120.), als 8tes Kapitel die *Constitution du Canton de Vaud*, ihrer ganzen Länge nach, abgedruckt zu finden. Es scheint uns übrigens, als wenn die Waadtländer sich nicht nur einer weisen Verfassung, sondern auch einer vollkommen geregelten Verwaltung zu erfreuen haben. Mit dem 4ten Kapitel beginnt erst die geographisch-topographische und statistische Beschreibung des Landes nach der Ordnung der durch die Verfassung festgestellten 19 Bezirke (*Districts*), die wiederum in 60 Kreise (*Cercles*) zerfallen. Höchst zweckmäfsig mufs das das Kap. XXIII. einnehmende alphabetische Verzeichniss aller Städte, Dörfer, Weiler und Landhäuser genannt werden, da es aufser der Seite des Werks, wo des Orts gedacht wird, noch genau die Entfernung desselben von Lausanne und der nächsten bedeutendern Stadt angiebt. In den Kapiteln IV bis XXII. hat Rec. nichts vermisst, was bemerkenswerth wäre; er erlaubt sich indeffen nachstehende Bemerkungen. S. 140. Die schöne Rhonebrücke, die unweit Lavey ins Walliserland führt, steht wahrscheinlich, an der nämlichen Stelle, an der die Römer ebenfalls eine Brücke über die Rhone geschlagen hatten. — S. 176. wird das Schloß *Blonay* beschrieben, welches die freyherrliche Familie dieses Namens seit nunmehr 700 Jahren bewohnt. Es ist eines der allerältesten Schlösser in der Waadt. — S. 276. *Yverdon* liegt nicht, wie hier gesagt wird, an der Thièle, sondern an der Orbe. — S. 285. hätte angeführt werden können, dafs der Kriegeruf des mächtigen Hauses der Freyherrn von Grandson, „*petite cloche grand son*“ war. — S. 287. kann der Rec. hinzufügen, dafs er selbst in den Weinbergen, mit welchen das Dorf *Bonvillars* umgeben ist, mehrere Kanonenkugeln ausgegraben hat, die von der Schlacht herrühren, die Karl der Kühne, Herzog von Burgund, am 5ten März 1476 hier gegen die Schweizer verlor, und die man gewöhnlich die Schlacht bey Grandson nennt. Seines Wissens werden diese Kugeln im Naturalienkabinett zu Neuchatel aufbewahrt. Die angehängte Karte ist als Steindruck recht gut ausgeführt und weit besser und ausführlicher, als die Keller-Scheurmann'sche Karte des Kantons Waadt im Helvetischen Almanach für das Jahr 1815.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1827.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MAILAND, b. d. Direction der Zeitschrift: *Biblioteca Italiana* oia *Giornale di Letteratura, Scienze ed Arti, compilato da vari Letterati*. Anno 1821. (Der ganze Jahrgang aus 12 Heften oder 4 Bänden bestehend.) 1742 S. Anno 1822. 1720 S. — 1823. 1724 S. — 1824. 1712 S. — 1825. 1728 S. 8. (Band XXI—XL des ganzen Werks.)

In Nr. 246 und 247 des Jahrg. 1822 dieser A. L. Z. haben wir den Leser mit dem Geiste, der Tendenz und dem Gehalte dieser, trotz der Unbill der Zeiten und der beengten Bahn, in der sie sich fortzubewegen gezwungen ist, sich immer noch erhaltenden Zeitschrift hinlänglich bekannt gemacht. Wir fahren fort, mit Vorbeugehung aller bloß recensirenden Rubriken, welchen das Werk dem grössten Theile nach gewidmet ist, auf die bedeutendern unter den eignen Aufsätzen in der Kürze aufmerksam zu machen. Unter diesen ist im Jahrg. 1821 das *Proemio al sesto anno della B. I.* (S. 1—450.) bey weitem der gehaltreichste. Mit Sorgfalt und Einsicht liefert in dieser Abhandlung der Redacteur der B. I., Dr. *Acerbi*, eine Uebersicht dessen, was rückichtlich auf Literatur, Wissenschaften und Künste während des J. 1820 in Italien geleistet worden. Es scheint uns zwar, nach Italienischer Weise, diese Uebersicht etwas breit angelegt und des Lobes mitunter zu viel zu enthalten; übrigens ist sie umfassend und ihrem Zwecke vollkommen angemessen, auch jetzt noch, zur Zeit der Anzeige (in der Mitte des J. 1826), wo bereits manche durch Hn. *A.* mitgetheilte, damals auch durch den Reiz der Neuheit interessirende Nachrichten einige nun etwas veraltet sind, und Manches schon wieder eine ganz veränderte Gestalt gewonnen hat. Dieß gilt z. B. den Zustand des in Italien leider immer mehr stockenden Journal-Wesens. Mehr als eine der von Hn. *A.* als neu entstandenen aufgeführten Zeitschriften haben in demselben Jahre ihr ephemeres Daseyn wieder geschlossen, andere sich nicht ohne Mühe durch einen Zeitraum von ein Paar Jahren hindurchgearbeitet. Eines bessern Erfolgs hat sich, trotz ihres durch die Zeitumstände ebenfalls sehr eingeschränkten Gesichtskreises, die B. I. selbst, und, neben einer oder zwey medicinischen Zeitschriften, etwa noch das *Giornale Arcadico*, welches, obwohl äußerst schleppenden Gangs, gegenwärtig bis zum neunzigsten Hefte gedie-

hen ist, zu erfreuen gehabt. Auch die zu Florenz erscheinende *Antologia* scheint das Licht der Welt nicht unter ganz ungünstigen Auspicien erblickt zu haben. Als einer der wichtigern literarischen Unternehmungen der neuesten Zeit erwähnt Hr. *A.* des zu Bologna erscheinenden *Gran Dizionario della lingua Italiana*. (Rec. hat davon bereits den 47ten Folskel erhalten, welcher bis *Ten* geht.) Die Herausgeber sind die HHn. *Costa*, *Cardinali*, *Fr. Orioli*, *J. Tommasini*, *F. Mondini*, *A. Bertolini*, letztere vier Professoren der Physik, Klinik, Anatomie und Botanik an der Universität zu Bologna, *Amati* von Savignano und der Marquis *Antaldo Antaldi* von Pefaro. Im Betreff dieses Wörterbuchs geht, jedoch nicht ohne geziemende Anerkennung der Verdienste der Redaction, das Befinden des Hn. *A.* dahin: es haben die Herausgg. mit zu großer Eilfertigkeit, ohne die nöthige Vorbereitung und ohne einen reiflich überlegten Plan, Hand an ihr Werk gelegt, den völligen Umfang dessen, was sie zu leisten versprochen, selbst nicht erfasst, und den Standpunkt unsers Zeitalters nicht gehörig berücksichtigt. Anstatt mit ihrem Wörterbuche in die bisherigen Grenzen eingeeengt zu bleiben und die Fußstapfen verjährter Vorurtheile zu verfolgen, hätten, wie Hr. *A.* weiter bemerkt, die Herausgg. des Bolognesischen Wörterbuchs sich eine freyere Bahn brechen, neben den von der Crusca als gültig erklärten Wörtern auch noch andre, den vorzüglichsten Schriften des XVIIIten und XIXten Jahrh. entnommene, dergleichen ein *Monti*, *Arici*, *Foscolo*, *Cesarotti*, *Pindemonti* u. a. m. eine Menge in Umlauf gebracht, aufnehmen sollen. Wer dann einen *Mazza*, *Metastasio*, *Parini*, *Algarotti*, *Verri* u. s. w. da, wo sie sich solcher neugeschaffnen Ausdrücke bedienen, verstehen wolle, so lange es an einem Wörterbuche fehle, das den Sinn und die Ableitung solcher Wörter ins Klare setze, u. s. w. diess alles und noch manches Andre wird von Hn. *A.* mit vollem Rechte gerügt, und zugleich die partielle Lückenhaftigkeit des G. D. mit einigen auffallenden Beispielen beleuchtet: nach wie vor aber läßt sich diesem Werke ein ziemlicher Grad von Brauchbarkeit keineswegs absprechen. — Im Gebiet der Poesie werden, als *rari nantes in gurgite vasto* von bald gedehnten und wässerigen, bald schwülfigen und hoch einhertrabenden epischen Dichtungen, Epischen, Satiren, Heroiden, Stanzzen, Madrigalen, Barden-Hymnen, Klagerliedern u. s. f. und als, bey auffallenden Mängeln, gleichwohl zu dem Vorzüglichen Hhh

ge-

gehörig, aufgeführt: die *Italiade* von *A. M. Ricci*, ein Gedicht, welches die B. I. selbst, im Gegensatze mit vielfältigen, aus Toscana, Rom und Mailand davon erschallenden unbändigen Lobeserhebungen, mit der Fackel einer gesunden, wenn auch etwas scharfen Kritik beleuchtet hat; eine zu Faenza erschienene neue Ausgabe der Gedichte von *Ugo Foscolo*; ein Trauerspiel, *la Ricciarda*, von demselben Verfasser; *Ildegonda*, eine, bey nicht zu leugnenden Fehlern, von einem grossen Reichthum der Ideen und einer sehr lebhaften Phantasie zeugende Novelle in Stanzen, von dem Advocaten *T. Grossi* und des Ritters *Pindemonte* gefühlvolles, mit melancholischen Tinten verletztes Gedicht: *Il colpo di martello del campanile di San Marco di Venezia*. — Unter der Rubrik Philosophie wird ein Hr. *Galuppi* aus Neapel als der erste angeführt, der, nach den frühern aber trocknern Andeutungen des Pater *Soave* und einiger Anderer, mit den Italienern die kritische Philosophie nach ihren Vorzügen und Mängeln ausführlich besprochen und das ganze System einer sorgfältigen Prüfung unterworfen habe. — Bey Erwähnung des *Giornale Arcadico* wird einer Zuschrift gedacht, welche, als *magni nominis umbræ*, die *Repräsentanten des Römischen Senats und Volks* vom Capitol aus, an den Redacteur jener Zeitschrift, *S. Ecc. il Sgr. D. Pietro de' Principi Odescalchi*, als eine verdiente und ehrenvolle Belohnung von Seiten des für die Bemühungen des G. A. erkenntlichen Vaterlandes erlassen haben, worin demselben angezeigt wird, daß von Seiten des Römischen Senats und Volks (!) Befehl ertheilt worden sey, das erhaltene Geschenk (nämlich ein Exemplar des G. A.) auf dem Capitol aufzubewahren. — Ein Nekrolog für 1820 umfaßt der Gelehrten und Künstler nicht weniger als sieben und zwanzig. — Einer Uebersetzung des *Messias* in reimlosen Jamben, von welcher eine Probe mitgetheilt wird, erfreut sich Hr. A. um so mehr, als die frühern, gänzlich misslungenen Versuche, die Messade auf italienischen Boden zu verpflanzen, eher geeignet gewesen, einen Widerwillen gegen das Original selbst zu erwecken, und sich daher annehmen lasse, jenes Gedicht sey bis jetzt den Italienern kaum dem Namen nach bekannt geworden, ungeachtet es nicht an Leuten gefehlt habe, die, ohne auch nur einen Vers davon gelesen zu haben, über Klopstock den Stab gebrochen und vermeint haben, daß in dem Vaterlande eines *Böhm* und *Kant* (welche Zusammenstellung!) die Harfe Sions nur nach den Finsternissen des Mysticismus und der Metaphysik gestimmt seyn müsse. — Unter den übrigen, mehr und minder bedeutenden eignen Abhandlungen des erwähnten Jahrgangs gedenken wir noch zweyer Aufsätze des am die B. It. sehr verdienten, und schon in unserer frühern Anzeige mit gebührendem Lobe aufgeführten Hn. Dr. *Brocchi*, von denen der eine die verschiedenen Formationen der Felsen Siciliens zum Gegenstande hat, der andre ein mit erklärenden Anmerkungen begleitetes Verzeichniß einer Folge der Conchylien liefert, welche

Hr. G. *Forni* an der Afrikanischen Küste des arabischen Meeres gesammelt hat.

Betreffend die vier folgenden Jahrgänge der B. I. 1822—1825, Band XXV—XL, können wir uns ziemlich kurz fassen. Der eigentlich gehaltreichen und mehr als ein bloßes Local-Interesse gewährenden Aufsätze werden, so zu sagen, mit jedem Jahre weniger. Vom XXXten Bande an hört der Dr. *Brocchi*, der sich (wir haben nicht bestimmt in Erfahrung bringen können, ob gesandt, oder berufen, oder aus eigem freyem Entschlusse) nach dem Orient begeben hat, auf, Mitarbeiter zu seyn, und es will uns nicht scheinen, als hätte sich die durch seinen Abgang entstandne, nicht geringe Lücke gerade durch einen Mann von derselben wissenschaftlichen Bedeutsamkeit wieder ausgefüllt. Wenn denn im XXVten Bande versprochen wird, mit dem bibliographischen Theile der Zeitschrift von nun an die gesammte Literatur der Italienischen Staaten umfassen und von allen neu erscheinenden Schriften vorerst ungesäumt die Titel, dann aber auch, nach Maßgabe, nicht zwar ihres Umfangs, sondern ihrer Wichtigkeit, längere oder kürzere Anzeigen derselben liefern zu wollen, so mag diess für eine *Biblioteca Italiana* in so weit ganz zweckmässig seyn, als der minder leichte Verkehr mit Unter-Italien, und namentlich mit Sicilien, die Ausführung eines solchen Vorhabens für alle Italienischen Staaten gestatten mag; wenn aber, was ebenfalls versprochen wird, die *Appendice Straniera* sich nun auch auf eine umfassendere Weise über die Literatur des Auslandes verbreiten will, so läßt sich hierbey, wenn auch nicht aus noch andern Gründen, schon wegen der Beschränktheit des Raums der B. I., schwerlich etwas Andres als bloße Oberflächlichkeit (was auch der Erfolg bis jetzt schon bewiesen hat) voraussehen; auch ist es wohl lediglich als eine Phrase zu betrachten, wenn die Redaction Bd. XXV. S. 109. erklärt, sich, was die Bibliographie des Auslandes betreffe, bloß auf Werke von allgemeinem, so zu sagen Europäischem Interesse in allen Zweigen des menschlichen Wissens beschränken zu wollen.

Wir bemerken nun noch, als zu dem Erheblichen gehörig, aus dem Jahrg. 1822, Bd. XXV. S. 74.: *Descrizione del monte Soratte*. Del S. *Brocchi*. In seiner Kindheit schon hatten Virgil und Horaz in dem Vf. den Wunsch rege gemacht, die *arces* dieses klassischen Berges, jetzt *monte S. Silvestro* genannt, näher kennen zu lernen. Auf Geologie und Botanik hat er vorzüglich, jedoch nicht ausschließlich, sein Augenmerk gerichtet. — Bd. XXVI. S. 55.: *De' colli ibei in Sicilia*. Ebenfalls von *Brocchi*. Eine auf Kenntniß des klassischen Alterthums gegründete Beschreibung einer wegen des Duftes ihrer Blumen und des Wohlgeschmacks des in ihrem Schoosse sich erzeugenden Honigs vielfältig geseyerten Gegend, des alterthümlichen Italiens. Es erscheinen jedoch, von der Seeseite angesehen, die

~~Mythischen Hügel von Melilli~~ keineswegs in jener lachenden und reizenden Gestalt, in welcher die Dichter sie unsrer Phantasie vormalen. Wenn ihre Abhänge auf der *Syrakuser*-Seite mit immer grünen Gebüsch von Steineichen bekleidet sind, so zeigen sie sich dagegen auf der Seite von *Melilli* und *Agrigento* als nackte dürre Felsen, von deren Füsse sich eine steinige, nichts weniger als fruchtbare Ebene nach der Seeküste hinzieht; indessen erzeugen diese Felder und Felsen eine Menge wohlriechender Pflanzen und Kräuter, welche die Luft mit balsamischen Düften erfüllen und zur Sommerzeit ihre Blüthen in unzähligen Farben glänzend zur Schau legen. Die Myrthe stand, als Hr. Br. sich in diesen Gegenden aufhielt, gerade in der vollsten Blüthe; der wilde Granatbaum (*Punica granatum*) prangte mit seinen purpurnen Kelohen; mit rothigen Blüthenbüscheln überschattete der Oleander (*Nerium oleander*) die niedrigeren Sträucher, indels der Thymian, in Menge das Erdreich bedeckend, den Bienen von *Melilli* aus duftenden Blüthen einen nektarischen Saft bot. — Bd. XXVI. S. 219. *Dell' aspetto della vegetazione ne' contorni di Reggio in Calabria*, von demselben Verfasser, der in dieser Abhandlung eine, zumal für den Botaniker und Naturfreund überaus anziehende Beschreibung des südlichsten Küstenlandes der italienischen Halbinsel liefert, einer Gegend, wo man nicht ohne Erdäunern die schönsten Gewächse von Afrika und Südamerika, die *Cactus Opuntia*, die *Agave americana*, den *Ricinus africanus*, die *Euphorbia dendroidea* und die *Phoenix dactylifera* in üppiger Fülle sprossen und grünen, auch wohl, was die Palme betrifft, Früchte zur Zeitigung bringen sieht. — Ebend. S. 287.: *Intorno alla musica di G. Rossini. Lettera del S. G. Carpani al Direttore della B. I.* Ein etwas enthusiastisches Schreiben des Hn. C. an den Dr. *Acerbi*, worin sich derselbe vornehmlich über die Oper *Zelmire* und die damals (1822) darin auftretenden Gesang-Virtuosen, die Damen *Calbran-Rossini* und *Echerlin* und die Sänger *Nozzari*, *Ambrogio*, *Botticelli* und *David* unständlich vernehmen läßt; übrigens die Vorzüge der Rossinischen Musik im Allgemeinen in nachstehende fünf Hauptmomente zusammenfaßt. Vorerst: Neuheit, eine göttliche und unerreichbare (?) Neuheit eben so herrlicher als natürlicher und hinreißender Gedanken. (Diese Neuheit, dächten wir, fände wenigstens da nicht Statt, wo jener Künstler, was nicht selten der Fall ist, sich selbst copirt.) Sodann: ein über die Maßen großer Reichtum an willkommenen und originellen Ideen, woran er es, (eine Behauptung, deren Gründlichkeit wir wohl einigermaßen bezweifeln möchten,) sogar dem an Original-Ideen so überschwenglich reichen *Ginamola* zuvorthun soll. Ferner ein Gesang, der, ohne sich je zu verlieren, in seinen Compositionen von der ersten Note bis zu der letzten vorherrscht. Weiterhin ein im Komischen sowohl als im Ernsthafte, nicht selten überaus glücklicher Ausdruck, und endlich eine in hohem Grade ihm inwohnende künstlerische Ein-

sicht und Künstlerinn. (Dieser Brief ist späterhin, nebst mehreren andern, ursprünglich dem größten Theile nach für die B. I. bestimmten, von demselben Verfasser zu Padua unter dem Titel: *Le Rossiniane, ossia Lettere musico-teatrali di Gius. Carpani* nochmals im Drucke erschienen.) — Bd. XXVII. S. 63. bemerken wir auch noch von Hn. *Brocchi* eine Abhandlung: *Sulle geognostiche relazioni delle rocche calcarie e vulcaniche in Val-di-Noto nelle Sicilia*, und von *Ebend.* Bd. XXVIII. S. 209., so wie auch Jahrg. 1823, Bd. XXIX. S. 79.: *Continuazione e fine delle Osservazioni naturali fatte in alcune parti degli Apennini degli Abruzzi*. Mit dieser Abhandlung nimmt der Vf. von der B. I. Abschied. Sie ist als Fortsetzung einer vier Jahre früher in der gedachten Zeitschrift abgedruckten Sammlung seiner naturgeschichtlichen Beobachtungen über das Land der *Marzen* und über den Berg *Corno*, in *Abruzzo ulteriore*, insgemein: *il Gran Sasso* genahnt, zu betrachten, und enthält hauptsächlich ein raisonnirendes Verzeichniß der von ihm auf jenem Berge gesammelten Pflanzen. — Bd. XXIX. S. 289. *Lettera critica del Signor G. Carpani al direttore della B. I. intorno l'Essai sur l'histoire de la musique en Italie etc.* par Mr. le Comte Greg. Orloff etc. In diesem Briefe wird von dem erwähnten Hn. *Carpani* der Versuch des russischen Senators über die ältere und neuere italienische Musik mit einer nicht sehr schonenden, aber gründlichen Kritik beleuchtet, und unter Anführung zahlreicher, das Urtheil des Kritikers belegender Thatfachen, letzteres dahin zusammengefaßt, daß der Graf *Orloff* sich nicht allein überhaupt sehr bedeutende Auslassungen, große Nachlässigkeiten und Unvollständigkeiten in seinen biographischen Notizen und Verwechslungen, rückfichtlich der von ihm angeführten Namen, habe zu Schulden kommen lassen, sondern daß er hier und da in seiner Schrift, wenn nicht gleich vom Anfange derselben, dem Einen, was Sache des Andern ist, zugeschrieben, sich in den Zeit-Epochen verirrt, viel fabelhaftes Zeug aufgetischt und sich so ungeheurer Versehen schuldig gemacht habe, daß man unmöglich Gnade für Recht gegen ihn ergehen lassen könne. Die weitere Ausführung und der Schluß dieser Materie findet sich Bd. XXX. S. 8. in dem Aufsätze: *Lettere critica (seconda ed ultima) del G. Carpani etc.* — Bd. XXXIII — XXXVI. (1824) ist dem Rec. wenig Erhebliches vorgekommen. — Bd. XXXVII. (1825) S. 163. werden in einem nicht sehr weitläufigen, aber desto gehaltreichern Aufsätze: *Intorno alle mesfatezze e falsità, che si leggono nelle relazioni de' viaggiatori e incerti Giornali Stranieri rispetto all'Italia e particolarmente alla Lombardia*, von dem genannten Verfasser der Lady *Morgan*, dem verstorbenen *Millin*, als Verfasser einer Reise durch Savoyen und Piemont, und einer zweyten durch das Mailändische nach Piacenza, Parma u. l. w., dem *Itinéraire complet de l'empire Français*, wovon zu Paris im J. 1811 eine zweyte Ausgabe in 3 Duodez-bänden erschienen ist, dem harmlosen Akademiker *Jouy*,

Jouy, wegen seines eben auch nicht tief geschöpften *Hermès en Italie*, sodann *Galignani's Monthly Review and Magazine* und endlich der *Edinburgher Bücherchau* eine Anzahl gewaltiger, zum Theil lächerlicher Irrthümer und grober Verflöße nachgewiesen, die theils vom Niederschreiben auf bloßes Hörensagen, theils von Benutzung unlauterer oder obsolet gewordener Quellen herrühren, und deren nicht kleine Summe sich leicht mit noch vielen andern eben so argen *Spropssiti* vermehren ließe. — Bd. XXXVIII. S. 353.: *Lettera geologica sui monti Veronesi* del Dottor Giro Pollini. Während seiner Villeggiatura auf den reizenden Hügeln des Thals *Policella* machte der auch als Botaniker bekannte Verfasser im Herbst 1824 einen Ausflug nach den Veronesischen Bergen. Was ihm auf denselben in geologischer Hinsicht bemerkenswerth schien, hat er in diesen Brief an einen andern Geologen, den Abate *Maraschini*, auf eine Art, die ihm jeder Liebhaber und Kenner dieses Fachs verdanken wird, zusammengestellt. — Ebendaf. S. 388. u. Bd. XXXIX. S. 103.: *Rassegna delle opere che trattano della letteratura orientale pubblicate in Europa dall' anno 1816 al 1820*. Del Cav. *Giuf. de Hammer*. Diese Abhandlung liefert umständliche Notizen von 41, zwischen 1816 und 1821 erschienenen, dem Gebiet der orientalischen Literatur angehörenden Schriften aus den Fächern der Geschichte, Numismatik, Naturgeschichte, Literaturgeschichte, Bibliographie, Erdbeschreibung, Grammatik, Rhetorik, Poesie und Paläographie. Hr. v. *Hammer* hatte diese, seine schon vor mehreren Jahren gefertigte Arbeit ursprünglich für die *Wiener Jahrbücher der Literatur* bestimmt; nachdem aber sein leider zu früh verstorben Freund *Gollin* von der Redaction jener Zeitschrift abgetreten war und sich von da an fortwährend andre Aufsätze von weitem Umfange der Einrückung seines Artikels entgegengestellt hatten, so entschloß er sich, denselben ins Italienische zu übersetzen und, wie er in einem vom 9ten Juli 1825 von Mailand aus datirten Briefe an den Redacteur der B. I. mit demselben, dieser, als der ersten literarischen Zeitschrift nicht allein Italiens, sondern der Oesterreichischen Monarchie (die Wiener Jahrbücher doch wohl nicht inbegriffen?) eine verdiente Huldigung darzubringen, in der Hoffnung, daß ihr Notizen solcher Art um so willkommen seyn werden, da das Studium der orientalischen Sprachen, für welches mehrere zur Stunde noch nicht durch gedruckte Catalogen bekannte Bibliotheken, wie die *Vaticanische*, *Mediceische*, *Naplianische*, noch kostbare Schätze in sich schliessen dürften, in Italien gegenwärtig ziemlich darniederliege. Daneben vernimmt man, daß der Hauptzweck seiner italienischen Reise dahin gehe, orientalische Codices aufzusuchen, und daß er in der Folge nicht ermangeln werde, seine in den Bibliotheken zu *Florenz*, *Rom*, *Neapel*, *Parma* und *Ne-*

edig zu heffenden Entdeckungen, zugleich mit den in der *Ambrosiana* zu *Mailand* und in der königlichen Bibliothek zu *Turin* schon wirklich gemachten, der gelehrten Welt mitzutheilen. — Bd. XXXIX. S. 241.: *Alcuni cenni sull' Acridium Italicum* etc. Höchst merkwürdige, von dem Prof. *Bendiscioli* zu *Mantua* mitgetheilte Notizen, betreffend das genannte Insect (in Verbindung mit Bemerkungen über andre verwandte und in gleichem Grade verderbliche Landplagen) derselben außerordentliche Vermehrung und den ungeheuern, im Juli 1825 durch seine furchtbaren Heerzüge in den Feldern der Gemeinde *Poggio*, in der Provinz *Mantua*, angerichteten Schaden. Von diesem Thierchen gilt wörtlich, was der Psalmist sagt: *Dixit et venit locusta et bruchus, cujus non erat numerus: et comedit omne fœnum in terra eorum, et comedit omnem fructum terrae eorum*.

Noch hat Rec. zu bemerken, daß mit dem Schlusse des J. 1825, rückichtlich auf die mit 1826 in ihr eilftes Lebensjahr einfohreitende *Biblioteca Italiana* eine bedeutende Veränderung eintritt. Von nun an nimmt nämlich der bisherige, so zu sagen alleinige Herausg. derselben, Dr. *Acerci*, rühmlich bekannt durch seinen Eifer für die vaterländische Literatur, nicht weniger, als durch seine anderweltige vielseitige Gelehrsamkeit und durch seine Reisen *chiamato ora* — wie die nummehrigen Herausgeber sich ausdrücken — *ad altro onorevole destino oltre i limiti dell' Europa* (er ist nämlich als k. k. General-Consul nach Aegypten gefendet), an der Redaction keinen Theil mehr. Dagegen erklären die HHn. *R. Gironi*, Bibliothekar an der Brera, der Astronom *R. Carlini* und der Prof. *J. Fumagalli*, als die neuen Herausgeber, mit möglichster Treue, Unparteylichkeit und Eifer darauf hin arbeiten zu wollen, daß der B. I. ihr bisheriger Credit gesichert bleibe. Der Plan soll eben keine wesentlichen Veränderungen erleiden; fortwährend gedenkt man alle Zweige des Wissens umfassen zu behalten; zu der *parte Italiana* wird sich fernerhin eine *parte Straniere* gesellen; auf das Fach der Reisen soll ganz besondere Rücksicht genommen, die Auszüge auf eine das besprochene Werk für jeden Leser charakterisirende Weise abgefaßt, Nachrichten von neuen und nützlichen Entdeckungen in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst mitgetheilt, bedeutendere Entdeckungen im dramatischen Fache ebenfalls nicht unbeachtet gelassen, in den Anhängen der Ausgezeichneten unter den mit Tode abgegangenen Künslern und Gelehrten Italiens, so wie auch ihrer Werke gedacht, und endlich (was an der B. I. fortwährend gar sehr vermisst wurde) jedem Band ein Namen- und Sachregister beygefügt werden. Wir werden zu seiner Zeit unsern Lesern wissen lassen, ob und in wie weit die neue Redaction der B. I. diese ihre Verheißungen erfüllt habe.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1827.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

MEISSEN, b. Gödsche: *Repertorium für die Angelegenheiten des evangelisch-christlichen Predigamts.* Herausgegeben von M. T. W. Hildebrand. Erster Jahrgang 1825. In drey Heften. Erstes Heft. IV u. 182 S. Zweytes Heft. IV u. 116 S. 8. (21 gGr.)

Der Herausg., der seinen innern Beruf zur Besorgung einer eignen Zeitschrift so innigst fühlt, daß auch die Undankbarkeit des Publicums seinen Eifer nicht zu schwächen im Stande ist, versucht es mit diesem Repertorio, welches nichts anders ist, als eine Fortsetzung seiner frühern in andern Verlage herausgegebenen *Mittheilungen*, zum dritten Male für sein Unternehmen Grund und Boden zu gewinnen, und seinen Platz unter den theologischen Journalisten zu behaupten. Einer solchen Beharrlichkeit wäre wohl ein guter Erfolg zu wünschen, und Rec. würde sich freuen, wenn er durch eine empfehlende Anzeige dazu etwas beyzutragen vermöchte. In der That fühlt er sich zu einer solchen durch die vorliegenden Hefte mindestens mehr berechtigt, als durch die frühern Lieferungen des Hn. H.: denn er hat einige Mitarbeiter gewonnen, die ihm früher fast gänzlich abgingen, und einige Aufsätze sind nicht ohne alles Interesse. „Ein Wort über theologische Journal-Literatur“ vom Herausgeber (S. 1—11.) eröffnet als Einleitung das Unternehmen. Ueber einen höchst reichen Gegenstand ein höchst dürftiger Aufsatz. Wohl wäre zu wünschen, daß über die jetzt so weit verbreitete Journal-Lecture, ihre Ursachen und Wirkungen, ein gediegenes und bedachtes Wort irgendwo ausgesprochen würde, wobey eine Uebersicht der geleseften Zeitschriften und eine Kritik ihrer Leistungen nicht fehlen dürfte. Ja es würde selbst ein Journal der Journale, welches eine fortgesetzte rännirende Inhaltsanzeige aller Journale, oder doch der theologischen enthalte, sein Publicum finden: aber ein Wort, wie das vorliegende, befriedigt in keiner Rücksicht. Im 2ten Aufsatze redet Hr. Superint. M. Karg in Meissen (S. 11—16.) „Von der Religion, Offenbarung und (dem) Glauben.“ Schon die Ausdehnung des Aufsatzes läßt seine Unzulänglichkeit errathen. Denn wer wird wohl die Untersuchung über den Werth der Vernunft in Sachen der Religion, die ganze Offenbarungstheorie, den Beweis für die Göttlichkeit der

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Schrift — dieß Alles enthält der Aufsatz — auf 6 Seiten abmachen wollen. Freylich macht sich es der Vf. auch sehr leicht, wenn er ohne Weiteres behauptet, daß die Vernunft nur auf Abgötterey ver falle, daß alle Religion nur *res facti* sey, und die Offenbarung könne *a priori* weder bewiesen, noch die Göttlichkeit einer solchen ausgemittelt werden, beides aber liege *a posteriori* am Tage. Die Göttlichkeit der Schrift wird nicht begriffen, sondern geglaubt, und dieser Glaube, den Gott giebt, bedarf der Gründe nicht, obwohl er sie hat. Es ist aber nicht nöthig sie zu wissen u. s. w. III. *Einige Schriftstellen, beleuchtet an Zeitideen.* Vom Herausgeber. (S. 17—35.) Diese Beyträge zur historischen Interpretation beziehen sich auf folgende Schriftstellen: 1 Mos. 39, 9. bezieht der Vf. das Wort *אֱלֹהִים* nicht auf Gott, sondern auf Potiphar, weil dieser als Stellvertreter des Pharao so habe bezeichnet werden können, indem *אֱלֹהִים* immer ein untergeordnetes Wesen, eine Untergottheit, einen Mitregenten, Statthalter u. dgl. bezeichne. So wenig nun diese Bedeutung durch Induction möchte nachgewiesen werden können, so ist doch unbezweifelt, daß *אֱלֹהִים* oft auch ein menschliches Wesen bezeichnet und mit *אִישׁ* gleichbedeutend vorkommt, (der Vf. will beide so unterscheiden, daß *אִישׁ* einen Besitzer, *אֱלֹהִים* nur einen Aufseher über anvertrautes Gut bedeute); und da Gott in jener Urkunde immer *אֱלֹהִים* heißt, so hat die Meinung des Vfs. allerdings Etwas für sich. 5 Mos. 6, 5. findet der Vf. in der Trichotomie: *אֱלֹהִים יְהוָה יְהוָה אֱלֹהִים יְהוָה* einen Bezug auf die jüdische Psychologie, nach welcher der Mensch bestiehe, aus der belebenden Kraft (*נֶפֶשׁ*) der Vernunft, dem geistigen Leben (*רוּחַ*) und der göttlichen Kraft, die unmittelbar von der Gottheit ausgehend dem Menschen beywohne, so lange er lebt (*חַיָּה*), und will das *אֱלֹהִים* auf den *רוּחַ*, das *יְהוָה* aber auf das *נֶפֶשׁ* bezogen haben. Rec. scheint diese rabbinische Seelenlehre in jener Moaischen Stelle nicht zu liegen, wohl aber möchte er sie mit der Paulinischen 1 Theß. 5, 23. parallelisiren, wo denn das *אֱלֹהִים* dem *πνεῦμα* (*רוּחַ*) *אֱלֹהִים*, der *ψυχή*, und *σώμα* entsprechen würde, was viel einfacher und natürlicher wäre, auch schon durch die gleiche Stellung (Rangordnung) der Wörter mehr gerechtfertigt erscheint. Zu der Stelle Joh. 11, 30: „*καταστὰς ἑστῆ*“ bemerkt der Vf., die jüdische Meinung habe das Wiedererwachen innerhalb 72 Stunden für möglich gehalten, aber am 4ten Tage alle Hoffnung auf-

ge-

gegeben, und auf dieser Meinung beruhe die Hoffnungslosigkeit der Martha. S. 86 ff. theilt Hr. Sup. M. Karg einige Bemerkungen über das Wort „ewig, Ewigkeit“ mit. Unter der Aufschrift *Catechetik* (Katechetik) folgt (S. 40.): *Erklärung des zweyten Artikels*, vom Herausgeber. Der Ausdruck: „*eingeborner Sohn Gottes*“ wird hier aus dem morgenländischen Sprachgebrauch erläutert, nach welchem die Wesen, welche durch Würde, Macht, Geisteskraft sich von den gewöhnlichen Geschöpfen unterscheiden, *בְּנֵי-אֱלֹהִים* (Hiob 1, 6. 2, 1. 38, 7.) genannt wurden, und Könige, die wohl auch *אֱלֹהִים* geradezu hießen, werden erstgeborene Söhne Gottes (*πρωτότοκος*, *בְּכוֹר* Pf. 89, 28.) genannt, ihnen auch ein Sitzen zur rechten Hand Gottes, eine Mitregentschaft zugeschrieben. Pf. 110, 1. Nach dieser sehr richtigen Bemerkung (welcher Rec. nur noch beyfügt, daß er das im N. T. gebrauchte *μονογενής υἱός* mit dem *בְּכוֹר*, *πρωτότοκος* des A. T. für gleichbedeutend hält, weil der erstgeborene Sohn, so lange noch kein zweyter da ist, auch der einzige ist) muß man sich wundern, daß der Vf. — der Gott und Sohn Gottes sehr wahr unterscheidet — doch aus Phil. 2, 10. 11. u. a. Stellen, wo der *υἱός θεοῦ* der *κύριος* genannt wird, eine wirkliche Gottheit Christi herausbringen will, da doch auch in dieser Stelle der *κύριος* nichts anders ist, als der anderwärts genannte *υἱός θεοῦ*, der Theil hat an der Regentschaft des Vaters, daß er also geehrt und Herr genannt werden soll, *εἰς δόξαν θεοῦ πατρὸς*. Aber so pflegt es zu gehen, wenn man zwischen der Schriftgelehrsamkeit und einer vorgefaßten Meinung oder Glaubenslehre ins Gedränge kommt, und nicht Muth genug hat, die eine der andern aufzuopfern. Wie übrigens der ganze Aufsatz unter die Aufschrift *Katechetik* kommt, ist schwer zu begreifen; mit gleichem Rechte könnten alle exegetisch-dogmatischen Untersuchungen hier Platz finden. V. (S. 56.) *Homiletik*: enthält eine Neujaarspredigt vom Herausgeber, eine *Glockenrede* von Hn. P. Germann in *Ziegelheim*, alle Data einer solchen Rede *ab ovo* umfassend, aber ohne Ordnung und Zusammenhang, mehr Ideenmagazin als Rede; eine *Traured* von Hn. P. Grumbach in *Staritz*. Beynahe möchten wir diese Rede für spaßhaft halten; der wahrscheinlich noch sehr junge Vf. beweist, daß, obgleich die Verliebten sich überredeten, daß eine unbedingte Ueber einstimmung zwischen ihnen Statt finde, dies doch nur eine süße Täuschung sey; Mann und Weib seyen sehr verschieden: er stark, kräftig, unruhvoll und feurig; sie beweglich, zart, weich und leicht berührbar von der Natur gebildet. Daher dürfe das Weib vom Manne nicht lauter warmes inniges Gefühl und leichte Berührbarkeit; der Mann vom Weibe nicht eiserne Festigkeit des Gemüths und starken Muth erwarten! u. s. w. *Bearbeitung der Bußtexte* des J. 1826; exegetisch, katechetisch, homiletisch — nicht ohne Ideen, obgleich nicht tief gegriffen; *Predigtentwürfe über sprichwörtliche Sentenzen der Bibel und des gemeinen Lebens*. (S. 85.) Die logische Form läßt vielfachen Tadel zu, das

Material aber ist ziemlich fruchtbar; *Predigtentwürfe verschiedenen Inhalts*, vom Herausg. (S. 99.) zu Aertepredigten, Reformationsjubelpredigten, einer Aertepredigt und einer Einleitungspredigt zu den Katechismusbetrachtungen; *Hauptsätze und Dispositionen zweyer Predigten* unter den Regungen einer unfriedlichen und argwöhnischen Zeit, in Dresden gehalten von Dr. Christoph Friedrich v. Ammon. (S. 111 f.). Die Predigten sind bekanntlich ganz gedruckt ins Publicum gekommen. VI. *Bemerkungen, Anfragen und Antworten* in Bezug auf amtliche Angelegenheiten des geistlichen Standes. (S. 113 f.). — Es ist oft der Fall, daß nicht der Prediger Etwas aus seiner Gemeinde, sondern diese Etwas aus ihm macht; — die Kirchenärarier sollten, wie bey den Katholiken die Messgewänder, so bey uns die Priesterrocke erhalten; — die Kirche sollte den Communionwein, wo möglich rothen, selbst einlegen; — man soll die eigenthümlichen Festmelodien nicht auf andre Gefänge übertragen und nicht zu andrer Zeit singen lassen; — die Neujaarszettel sollen zu Chroniken benutzt werden; — man soll in die Kirchenbücher auch die Geburtszeit der Hereingezogenen und die Sterbezeit der Weggegangenen eintragen, um die Data zu ihrer Lebensgeschichte vollständig zu erhalten. — Dies sind die Wünsche und Vorschläge, die hier ausgesprochen werden. Die meisten sind billig und leicht erreichbar, mitunter auch schon hier und da ausgeführt. VII. *Archiv der neuesten theologisch-homiletischen-liturgischen Literatur einzelner Predigten und kleiner Flugschriften*. (S. 128.). Dieses Archiv scheint sich auf Sachsen beschränken zu sollen, und enthält bis jetzt (im 1sten u. 2ten Hefte) die Anzeige von 13 einzelnen gedruckten Predigten und kleinen Flugschriften, die insgesamt gelobt werden, obgleich auch die berückichtigten „Akephaler“ darunter sind, die wohl nur einer gewissen Parthey zu Gefallen gelobt werden konnten, da sie sich wohl sonst nicht sowohl wegen ihrer irrationalen Tendenz (diese hat überall Freunde), sondern vielmehr wegen ihrer Unbestimmtheit, Inconsequenz und Unwissenschaftlichkeit überall missfällig gemacht haben.

Das zweyte Heft enthält: I. *Exegese: der Brief des Jacobus, eine homiletische Paraphrase*, ein Versuch vom Herausgeber. Die Aufschrift läßt etwas Anderes erwarten, als man hier findet. Man meint nämlich, der Vf. habe den fraglichen Brief homiletisch paraphrasirt; dies ist aber nicht der Fall, sondern der Aufsatz soll den Beweis liefern, daß der Apostel selbst ältere Schriftstellen, besonders aus den Apokryphen, aber auch schon aus dem N. T. vor sich gehabt, und solche paraphrasirt habe; wovon sich Rec. nicht überzeugen kann, obgleich nicht zu verkennen, aber auch nicht zu verwundern ist, daß der Brief Jacobi, bey seiner rein-moralischen Tendenz, mit den Aussprüchen früherer Sittenlehrer oft wörtlich zusammenstimmt; indem die ewige Sittenlehre aus gleicher Quelle, der Vernunft, von jenen, wie von diesem geschöpft wurde. II. *Homiletik*:
A.

A. Letzte Predigt in der vorigen Kirche zu Altstadt-Waldenburg im Schönburgischen, vor ihrer Abtragung Dom. Invocavit 1823 gehalten von M. Oesfeld, Pfarrer das. (S. 25.). Eine wohlgelungene Casualpredigt. B. Predigt am Sonnt. Jubilate 1825, von C. N. Der Vf. feyert in dieser Predigt (d. 24. April) Luthers Erscheinen auf dem Reichstage in Worms auf eine ansprechende und würdige Weise. Solche aus der Geschichte oder dem Leben aufgegriffene Besonderheiten verfehlen ihres Eindrucks nie. C. *Verwarnungsrede*. Gehalten vom P. Grumbach in Staritz. (S. 58.). Eben so seltsam, als die im ersten Hefte befindliche Trauredede des Vfs. Die Absicht der Rede ist, eine Ehefrau, welche ihren Ehemann der Sodomiterey beschuldigte, von der eidlichen Erhärtung der Beschuldigung abzuhalten. Zur Probe siehe hier der Schluss. Nachdem nämlich nach fruchtloser Verwarnung die Frau darauf beharrte, ihre Auslage beschwören zu wollen, so schließt der Prediger so: „Nun, so fahre denn hin, Seele, willst du Leben oder Verderben, es stand in deiner Hand; Gott hat dich warnen lassen durch die Stimme seiner heiligen Religion, ob du ihn (wen denn?) angenommen oder von dir gestossen, es war dein Werk; wir waschen unsre Hände in Unschuld u. s. w.“ D. *Materialien zu Leichenpredigten bey besondern Casuallfällen*. Vorwort zu einigen Entwürfen von Leichenpredigten oder Reden, von H. (S. 57.). Indem Rec. dem erfahrenen Vf. gern beystimmt, macht er in Rücksicht auf den Gegenstand aufs Neue aufmerksam auf Oemler's Beyspiele zur Pastoralklugheit bey Leichenreden, wo Alles gesagt ist, was beachtet zu werden verdient. *Einige Dispositionen* (10 an der Zahl) zu Leichenpredigten. (S. 67.). Größtentheils interessant; besonders sind die Textstellen gut gewählt, und nicht übel behandelt. III. *Bemerkungen, Anfragen und Antworten in Bezug auf Angelegenheiten des geistlichen Standes*. (S. 77.). Vacanz-Unwesen; — Differenz wegen der Feyer des Ostersfestes; — Vorschlag zur Feyer des Charfreytags (der Hauptgottesdienst soll Nachmittags 8 Uhr, Vormittags nur eine Betstunde gehalten werden) — sind die Gegenstände dieses Abschnitts. IV. *Archiv der neuesten Literatur einzelner Predigten und kleiner Schriften u. s. w.* Fortsetzung. (s. oben.) Den Beschluß macht eine *Nachschrift*, die wahrhaft sehr an ihrer Stelle ist: denn sie entschuldigt die fast zahllosen Druckfehler, die besonders im ersten Hefte vorkommen. Von den hebräischen und griechischen Wörtern in dem exegetischen Abschnitte sind die Mehrzahl verdruckt, und auch sonst kommen nicht wenige, mitunter ziemlich possierliche Druckfehler vor. So sieht z. B. S. 7. *Manographie* statt *Monographie*, wobey sich leicht Jemand eine Graphomanie denken könnte, die allerdings die Quelle der vielen Monographien ist, die uns jetzt zu Gesichte kommen.

PÄDAGOGIK.

NÜRNBERG, b. Campe: *Idee einer pädagogischen Wissenschaftskunde für deutsche Volksschulleh-*

rer. Von J. W. Woerlein, Lehrer an der Volksschule zu Weihenzell. 1824. VI u. 161 S. kl. 8. (16 gGr.)

Der Vf. klagt die Zeit, die Kirche und den Staat darüber an, daß der Stand der Volksschullehrer im Ganzen noch zu wenig der Idee seiner Bestimmung entspreche. Er will zur Selbstbildung derselben, weil dieß das einzige Mittel für sie sey, sich unter Hunger und Knechtsgehalt ihrer Stelle würdig zu machen, ihren Stand zu heben und mit Würde und Ehre in der Welt zu leben, Fingerzeige geben, und hat es unternommen, eine vollständige Encyclopädie und Methodologie, eine Geschichte und ausgewählte Literatur der pädagogischen Hülf-, Grund- und Hauptwissenschaften auszuarbeiten: denn es liege noch Nacht und Dunkel auf diesem Felde, und die Idee einer solchen Wissenschaftskunde werde hier zum erstenmal aufgestellt; diese Idee sey noch gar nicht angedeutet, geschweige denn klar ausgesprochen. Rec. meinte sonst, daß Niemeyer, Natorp, Denzel u. A. schon schöne Anleitungen zur Bildung der Volksschullehrer gegeben hätten, und durch Seminare sehr viel dafür gethan wäre. Solche Männer aber, wie sie Hr. W. bilden will, konnten freylich aus den Schulen seiner Vorgänger und aus den bisherigen Bildungsanstalten nicht hervorgehen. Man lese mit Geduld das vom Rec. mit Geduld Ausgezogene. Die Bestimmung des Volksbildners, den Menschen zum Menschen, die einzelnen Volksglieder zum Urbilde der reinen Menschheit zu bilden, die Idee der Staats-, National-Bildung verwirklichen zu helfen, fordert, aus dem Standpunkte der idealen Pädagogik betrachtet, folgende Kenntnisse: 1) Anthropologie (physische und psychische); 2) Philosophie (Logik, Metaphysik, Ästhetik, Rechtslehre, Tugendlehre, Religionslehre); 3) Geschichte (alte, mittlere, neue Geographie, Statistik, Völkerkunde, allgemeine, politische, Literatur-, Religions-, christliche Kirchengeschichte, Geschichte der Menschheit, Chronologie, Mythologie, Alterthumskunde); 4) Sprachkunde (allgemeine Geschichte der Sprache u. Schrift, reine allgemeine Sprachlehre, Kritik, Hermeneutik, Prosa, Rhetorik, Poesie); 5) Religion (bibl.agogik, bibl. Hermeneutik, christl. Dogmatik, christl. Moral); 6) Naturkunde und Mathematik (Mineralogie, Botanik, Zoologie, Naturlehre in Verbindung mit Chemie, physische Weltkunde, phys. Erdkunde, Landwirthschaftskunde, Technologie, Arithmetik, Geometrie — Planimetrie, Stereometrie — Trigonometrie, populäre Astronomie, mathematische Geographie); 7) Staatswissenschaften (allgemeine Staatslehre, Staats-Nationalwirthschaft, Staats-National-Bildung). 8) In Hinsicht auf deutsche Volksthümlichkeit: deutsche Sprache, deutsche Literatur, deutsche Geschichte, deutsche Kunst (und besonders Rede, Dichtung, Musik, Gesang), allgemeine Völkergeschichte und Völkerkunde; 9) Pädagogik (Erziehungslehre, Unterrichtslehre, Lehre vom Schulwesen). Dann folgen die Eintheilungen 1) der Erziehung: in die körperliche, intellectuelle, ästhetische und moralisch-religiöse. Die körperliche Erziehung erfordert Kennt-

Kenntniß der Pathologie, der Diätetik und der Gymnastik und Turnkunst. Die intellectuelle ist formal und material. Die ästhetische Erz. erfordert Kenntniß u. s. w. Die sittlich-religiöse erfordert u. s. w. Die Didaktik zerfällt in die allgemeine und besondere. Jene schöpft ihre Regeln u. s. w. und theilt sich in die akroamatische, heuristische und katechetische. Doch Rec. will übergehen, was noch von der besondern Unterrichtslehre, vom Schulwesen u. s. w. gesagt und eingetheilt wird. Von allen diesen Lehrgegenständen soll der Volksschullehrer eine klare, gründliche und deutliche Erkenntniß haben, (S. 21. „Der Volksschullehrer — muß ganz in die Wissenschaft eingebrungen seyn“ u. s. w.) — Dann führt der Vf. die Nebenämter des Volksschullehrers und die daraus entspringenden Wissenschaften und Künste auf: Cantor und Organist, Gemeinde-Actuar, Melsner, Küster, Glückner, Uhrmacher, Kirchenputzer, geistlicher Mantel- und Mantelfackel-, *Vasa-sacra*-, Kirchenbücher- und Schachtelträger, Mantel- u. Kragenumhänger, Kerzenanzünder, Lichterputzer, Thürnwärter, Glocken- u. Uhrschmieder, Klingelbeutel- u. Circularträger, Hochzeitlader, Leichenbitter. Daß diese Aufführung sarkastisch ist, sieht man freylich leicht; man geräth aber eben dadurch in Versuchung, auch die vorhergehenden Forderungen in dieselbe Kategorie zu setzen. Gegen die sehr oberflächliche Behauptung, daß das „geistliche Bittellamt“ die Hauptschuld an dem bestehenden Kampfe zwischen Kirche und Schule trage, will und kann Rec. hier nicht auftreten.

Welche Stellung übrigens der Vf. den Volksschullehrern gegeben wissen will, geht aus dem hervor, was er S. 15. sagt: Die neue Pädagogik verlangt „vom Klerus, der frühe seine Urbestimmung vergaß, daß er in seine Urform zurückkehre, daß Kirche und Schule wieder Eins, also der geistliche Schulmann, d. h. Volkslehrer und Volkserzieher, nicht Priester und Kirchenlehrer werde“ u. s. w. Der pädagogische Zeitgeist „verlangt ein selbstständiges Volksschulwesen, gerecht und durchaus menschlichswürdig, nicht gefangen gehalten von Kirche oder Staat. Er verlangt freye Volksschullehrer, nicht in geistliche Vormundschaft geschlagen und mit erniedrigenden Frohnarbeiten überladen“ u. s. w. Und S. 22.: „Leider macht die Wirklichkeit einen furchtbaren Abstoß gegen die Idee. Die Pädagogik, berufen, das Menschengeschlecht zu dem hohen Ziele seiner Bestimmung zu führen, den Geist des Zeitalters nach jenem Richtpunkte zu lenken und Staaten zu regieren, indem sie dieselben beglückt, was bisher dazu verdammt, in der Staatsverwaltung die letzte Berücksichtigung zu finden. Die Schule, wie sie ist und war, ist noch zum großen Theil ein Anhang der Staatspolizey. Aus beiden ergibt sich die Kraftlosigkeit in ihrem Wirken“ u. s. w. Dieser hohen Stellung gemäß nennt der Vf. die Schul-

lehrer *Volksbildner*. Sonst hießen sie Schulmeister. Schon seit sie *Schullehrer* heißen, machen die Herrn *le diable à quatre*; was wird's nun gar werden, wenn man sie erst *Volksbildner* tituliren muß! Freylich, wenn der Schullehrer alle jene Kenntniße besitzt, welche der Vf. von ihm fordert, und wenn er seine Schuljugend zu dem Ziele führt, welches ihm, wie oben erwähnt, vorgeschrieben ist, dann muß jeder Andre, vom Staatsminister (auch wohl vom Fürsten) an mit tiefer Verbeugung und Ehrfurcht vor ihn hinstreten und sagen: Unterthäniger Knecht, Herr Volksbildner! Sonst glaubte man, die Schule solle den Menschen ins Leben einführen, aber nicht als vollendeten Menschen, nur daß er im Leben mitleben und mitwirken, das Leben ihn weiter bilden könne und er leben lerne. Hier aber wird keiner andern Einwirkung weder des Staats, noch der Kirche, noch der Schicksale und Erfahrungen des Lebens, etwas überlassen. Schule und Kirche sollen zwar Eins werden; aber man sieht wohl, in welchem Sinne: diese soll sich von jener verschlingen lassen. Die ganze Theologie ist ja, nach dem Vf., nur ein Theil der Pädagogik, also der Schule. Rec. schlägt deswegen, da das Gebiet der Pädagogik so weit ausgedehnt wird, vor: statt *Volksbildner* lieber *Menschenbildner*, oder, da der Mensch durch Bildung erst Mensch wird, *Menschen-schöpfer* zu sagen. Auch schlägt er, da die Pädagogik die Menschen überhaupt umfaßt, die doch nicht Alle *nude* sind, das Wort *Anthropagogik* vor.

Doch — die jetzt rebellisch und an sich selbst irre gewordene Schule wird es zuletzt noch wieder erkennen, daß sie nur als ein Theil der Kirche gedeihen kann. Sie muß sich nur erst austoben und wieder zur Befinnung kommen. So lange sie im leidenschaftlichen Zustande des Liberalismus und der Insurrection gegen ihre sonstige Pflegerin befangen ist, soll man ihr lieber gar nicht zureden. Auch dem Vf. wollen wir die feindselige Stellung, aus welcher er von der Schule aus auf die Kirche hinsieht, nicht weiter vorwerfen.

Von S. 78. an folgen Proben einer pädagogischen Wissenschaftskunde. Möge der Vf. nach diesem Plane und diesen Proben sein Werk ausarbeiten; es wird ungeachtet dessen, was Rec. zu sagen sich veranlaßt gefühlt hat, recht nützlich werden. Nur wird er, mit billiger Berücksichtigung der Herren *Volksbildner unserer Zeit*, die auch gegen die Idee gar sehr abliehen, seine Schreibart etwas herabstimmen müssen. Freylich übergiebt er diesen Versuch über die Idee nur *denkenden* Schulmännern. Diese werden ihm also rathen, die Ausführung in gemeinschaftlicher Rede zu bearbeiten: denn *unsre* Volksbildner verstehen so hohe Sprache nicht.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., in der Hermann. Buchh.: *Sammlung der merkwürdigeren Entscheidungen des herzogl. Nassauischen Oberappellationsgerichts zu Wiesbaden*. Herausgeg. von W. von der Nahmer, Advocaten u. Procurator bey dem Oberappellationsgerichte u. s. w. Zweyter Band. 1825. 425 S. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.).

Rec. hat in diesen Blättern bereits den ersten Band des vorliegenden Werkes (1824 Nr. 153.) mit gebührendem Lobe angezeigt; auch der außer Nassau lebende Jurist wird dankbar solche Sammlungen, wie sie in neuerer Zeit für Baden v. *Hohenhorst*, für Preussen *Hitzig*, für Hannover *Hagemann* begründeten, anerkennen, da sie am besten die Fortbildung unseres Rechts darstellen, die Ansichten der Obergerichte über gewisse gemeinrechtliche Controversen zeigen, und auf merkwürdige statutarische Institute und Vorschriften aufmerksam machen. Der hier vorliegende zweyte Band enthält manche Entscheidungen, welche bloß für den Nassauischen Juristen Werth haben. Dahin gehört Nr. 4. über Requisite der Erstreckung der Beweisfrist, Nr. 5. über den Realarrest, welchen eine Centralverwaltungsbehörde im Administrativwege erwirken kann; Nr. 22. über Schuldenabsonderung. Nr. 23. über Zeugenbeweis nach Nassauischem Gesetze vom 24. Oct. 1791. Nr. 28. über Wirkung eines von einem Nassauischen Gerichte an solche Personen ergangenen Zahlungsverbots, welche nach ihrem Dienstverhältnisse oder nach ihrem *privilegio fori*, dem die Arrestanlage ausprechenden Gerichte nicht unterworfen sind. — Ein allgemeines Interesse hat Nr. 1., nach welchem (mit Recht) vom Oberappellationsgerichte angenommen ist, daß bey der accessorischen Adhäsion der Appellat die Abänderung jener Punkte zu seinem Vortheile nicht verlangen kann, welche von den Punkten der vom Appellanten gestellten Beschwerden verschieden sind. Nr. 2. u. 3. gehören zu der interessanten Lehre von der *reformatio in pejus*. Entschieden gehört, wie Rec. glaubt, die Behauptung des Verbots dieser *reformatio* in der gewöhnlich angenommenen Ausdehnung zu den fortvererbten Vorurtheilen, und es muß als ein Sieg der Wahrheit anerkannt werden, wenn die Obergerichte allmählig gegen das Vorurtheil kämpfen. Das Nassauische Obergericht hat dies gethan, und *reformatio in pejus* (in einem Falle, *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1827.

wo der in dem vorigen Urtheile aufgelegte Eid überflüssig gewesen wäre) erkannt; selbst da, wo gar keine Appellationsprocesse erkannt waren. Nr. 6 bis 8. (S. 89 — 95) sind als erheblicher Gewinn für die wissenschaftliche und praktische Erörterung der Lehre von der Syndikatsklage anzusehen. Das Hofgericht hatte aus sehr scharfsinnig entwickelten Gründen behauptet, daß die römischen Gesetze über die Verbindlichkeit des *judicis male judicantis* auf unsere Richter nicht anwendbar seyen, da die Richter der Römer keine Staatsbeamte gewesen, da bey uns die Ausübung der Richterfunctionen eine Staatsverwaltungshandlung sey, da auch die einzelnen Landesstellen nur wie abhängige Glieder des organischen Staatskörpers sich verhalten und nur dieser Körper verantwortlich sey; da auch ein Collegialschluß keinen Richter allein verantwortlich machen könne und Staatsinteresse laut gegen die Zulassung der Privatentschädigungsklagen spreche. — Das Oberappellationsgericht hat jedoch sehr richtig die Anwendbarkeit der römischen Gesetze auch auf unsere Richter ausgesprochen (die Gründe des Hofgerichts sind sehr gut S. 47 — 56 widerlegt). Der nämliche Fall Nr. 6 enthält noch einen sehr merkwürdigen Punkt. Ein Jude hatte behauptet, daß nach jüdischen Gewohnheitsrechten der Ehemann, auch wenn Kinder da wären, der Erbe seiner verstorbenen Frau sey; das Gericht hatte diese Behauptung als wahr und notorisch vorausgesetzt, und auf den Grund derselben definitiv erkannt; Rec. glaubt, daß dem behauptenden Theile der Beweis des von ihm behaupteten besonderen Rechts hätte auferlegt werden sollen; denn der Richter kennt dies Recht nicht, und die Berufung auf *Michaelis* oder *Beck* und ähnliche Schriften kann für den Richter nicht genügen; für den Richter ist das jüdische Recht ein Singularrecht, und das Interloquieren auf den Beweis jüdischer Gewohnheiten ist schon deswegen am besten, weil kein gemeines Judenrecht existirt, vielmehr im Detail an verschiedenen Orten auch viele Abweichungen vorkommen. Mit der bey den Praktikern gewöhnlichen Berufung auf das bekannte Buch von *Moses Mendelssohn* kommt man nicht weit, da von berühmten Orientalisten, z. B. *Tychsen*, sehr viele Unrichtigkeiten dieses Buchs nachgewiesen worden sind. — In Nr. 7 u. 8. ist der Satz vertheidigt, daß die regressorisch belangten Mitglieder eines Gerichts, wenn nur *Culpa* ihnen vorgeworfen wird, von dem *beneficio divisionis* Gebrauch machen dürfen.

Kkk

fen. Einen guten Beytrag zum canonischen Rechte enthält Nr. 9., worin entschieden wird, daß zur Verpfändung eines geistlichen oder milden Stiftungsguts der specielle Consens des Bischofs nöthig sey. — In Nr. 10. wird sehr scharfsinnig die, wie Rec. glaubt, richtige Meinung vertheidigt, daß zur Gültigkeit einer *Dotis promissio* die Acceptation erforderlich ist. Diese richtige Meinung ist schon von Cujaz in opuscul. Tom. IX. p. 477 vertheidigt. In Nr. 11. nimmt das Oberappellationsgericht an, daß der Fiscus auch auf solche Forderungen, die durch Cession an ihn gelangt sind, die fiscalischen Vorzugsrechte ausdehnen könne. Nr. 12. bezieht sich auf das Privilegium der katholischen Geistlichen, nach Trierischen Rechten ein Testament ohne Zeugen und weitere Förmlichkeiten zu machen. Nr. 13. entscheidet, daß nach Mainzer - Landrecht der Käufer nicht verbunden ist, gegen die Pächter auf Räumung des Pachtstücks zu klagen, sondern ohne vorgängige Expellatation sogleich gegen den Verkäufer auf Schadloshaltung klagen kann. In Nr. 14. ist vorzüglich die Rechtsfrage merkwürdig, ob ein ehemaliger deutscher Reichsstand bey Errichtung seines letzten Willens den Gesetzen seines Wohnorts unterworfen ist. Der ehemalige Fürstbischof in Speyer wohnte nämlich im Großherzogthum Baden, und machte dort ein Testament, das dem in Baden gültigen *Code Napoleon* nicht gemäß zu seyn schien. Das Oberappellationsgericht entschied, daß der Fürstbischof als ehemaliger Reichsstand seine persönliche Unmittelbarkeit beybehalten und nicht in die Klasse der Unterthanen getreten, daher nicht badischer Unterthan geworden sey, vielmehr als ein in Baden sich aufhaltender Fremder betrachtet werden müßte. In Bezug auf die Zeit, von welcher an ein Verrechner seine Passivrecesse zu verzinzen schuldig ist, erkannte in Nr. 16. das Oberappellationsgericht, daß die Zeit, wo der Beamte aufhörte, Verrechner zu seyn, also ein dem Fiscus gehöriges Geld ohne Grund in Händen hielt, den Zeitpunkt der Verzinsung bestimme. Diefes scheint Rec. sehr hart; wenn man das oft verwickelte Rechnungsverhältniß und den Umstand erwägt, daß der Beamte häufig in *optima fide* seyn kann, weil er auf die Genehmigung gewisser Ausgaben, die er gemacht hat, rechnet, oder Forderungen, die er z. B. wegen Diäten macht, als gegründet ansieht, daher oft ein Guthaben dem Beamten zukommen kann, und oft erst nach vielen Jahren in dem bekannten, nicht eben sehr schnellen Gange der Verhandlung der Rechnungsbehörden endlich entschieden wird, welcher *status activus* und *passivus* sich ergebe, so dürfte wohl die Meinung richtiger seyn, (für die auch die Analogie der C. 9. §. 10 D. *de administrat. rer. ad civit. pertin.* spricht) daß erst die Zeit, wo der Verrechner durch den Rechnungsabschluss zur Ablieferung gewisser Summen schuldig erkannt wird, über die Verzinsung entscheiden kann. — Der Fall in Nr. 16. bezieht sich auf die controverse Materie von der Regredienterbschaft. Das Oberappellationsgericht hat die richtige Ansicht angenommen, daß man

bey der Auslegung der weiblichen Erbverzichtten immer auf den *in concreto* zum Grunde liegenden Sinn des Verzichts sehen müsse, so wie auch in dem damals vorliegenden Falle das Gericht in dem Erbverzicht nur einen Vorbehalt für den Fall des Absterbens des Bruders der Verzichtenden ohne Manns-erben fand. In Nr. 17. hat das Oberappellationsgericht die Frage, ob die *Socii* für Societätschulden solidarisch haften, verneint. In Nr. 18. entschied das oberste Gericht, daß nach Verlauf von zwey Jahren, vom Tage der Ausfällung eines Schuldscheins an, der Schuldner nach gemeinem Rechte noch befugt sey, die *exc. non numeratae pecuniae* zu opponiren, und den directen Beweis, der nicht geschehenen Zahlung führen dürfe. — Rec. meint, daß dieser Ansicht erhebliche Gründe entgegenstehen; aus dem römischen Rechte läßt sie sich nicht erweisen; und höchstens aus *can. ult. X. de praescr.* mag man zur Ansicht, die das Gericht nahm, kommen; dann aber muß man consequent (s. Thibaut Pandekten §. 1180.) den Producenten zugleich den Beweis auflegen, daß sich der Inhaber des Schuldscheins in bösen Glauben befunden habe; der bloße Beweis des nicht gegebenen Geldes liefert noch keine *praesumptio* des bösen Glaubens. Will man die Ansicht, daß auch nach 2 Jahren der Schuldner den Beweis des Nichtempfangs des Geldes führen dürfe, vertheidigen; so muß man viel tiefer als es in den Entscheidungsgründen des Gerichts geschehen, in das Wesen der *literarum obligatio* eingehen (s. Unterholzner im Archive für civilist. Praxis VII. S. 49–59). Der Aufsatz Nr. 19. bezieht sich auf den *Code Napoleon* Art. 1325., nach welchem bey allen Privaturkunden über doppelseitige Zusagen so viele Urschriften davon ausgefertigt werden müssen, als es Parteyen giebt, die abgesonderte Interessen haben. Die Nassauischen Gerichte nahmen an, daß das ganze Geschäft wegen des Mangels der Ausfertigung der nöthigen Zahl der Exemplare null und nichtig sey. Rec. scheint es, daß die Gerichte nicht Recht haben, und daß die Advocaten sich nicht recht zu helfen wußten. Es ist ein Unglück, daß so viele deutsche Juristen meinen, das Aufschlagen des *Code Napoleon* oder die Benutzung von ein Paar 1809–1813 erschienenen französischen Schriftstellen reiche völlig hin, um mit Gründlichkeit über die das französische Recht betreffenden Rechtsfälle zu entscheiden; der *Code civil* muß gründlich aus seinen Quellen, mit Benutzung der französischen Schriftsteller vor der Revolution und der *Coutumes* studirt werden; selbst die Sprache des *Code Napoleon* ist für den mit der französischen Rechtsprache nicht Vertrauten nicht leicht verständlich, und man darf wohl behaupten, daß erst seit 1813 die Franzosen gründliche Werke über einzelne Rechtslehren erhalten haben; Werke wie die von *Pardeffus, Vazeille, Grenier, Proudhon* u. A. dienen erst dazu, in den Geist des *Code Napoleon* einzuführen; vor allem ist *Toullier's* Werk Jedem, der französisches Civilrecht kennen lernen will, unentbehrlich. Hätten die Nassauischen Gerichte *Toul-*
licr

lier zu Rathe gezogen (*Toullier droit civil* Tom. VIII. p. 388—400), so würden sie sich bald überzeugt haben (der *Code* sagt nur *ne sont valables*), daß der Art. 1325 keine Nullität des Geschäfts annimmt, wenn auch kein *double* da war, und daß auf jeden Fall durch Zeugenbeweis (Art. 1367) oder durch Erfüllungseid der Parthey hätte geholfen werden sollen. — In Nr. 20. entschied das Oberappellationsgericht, daß die *exceptio legis anastasianae* nicht anwendbar sey in einem Falle, wo sich aus den Verhandlungen zwar keine *fraus* oder eine Chikane ergab, wo aber eine gewöhnliche Privatcession da war: Das Oberappellationsgericht hat zuviel aus der *ratio* des Gesetzes abgeleitet, und die Anwendbarkeit nur auf Fälle, wo sich *fraus* zeigte, behauptet; allein gemeinrechtlich läßt sich diels gewiß nicht vertheidigen; die anastasische Verordnung empfiehlt sich freylich nicht für eine neue Gesetzgebung, allein der Richter kann sich doch nicht wegen Unzweckmäßigkeit des Gesetzes über Anwendung des Gesetzes hinaussetzen, und die *verba dispositiva* des anastasischen Gesetzes sprechen so allgemein, daß sie keine Beschränkung derselben wegen angeblicher *ratio* (bekanntlich fehlt es auch nicht an scharfsinnigen Vertheidigern dieses Gesetzes s. z. B. *Bach in opuscul.* p. 377) leiden. — Auch Nr. 21. enthält eine merkwürdige Entscheidung, nämlich daß die Minderzahl der Gläubiger eines in Concurs gerathenen noch lebenden Schuldners dem von der Mehrzahl bewilligten Nachlassvertrage beyzutreten nicht genöthigt werden könne. Diese Ansicht stößt gegen eine entschiedene allgemeine Praxis an, obwohl nicht zu leugnen ist, daß die römischen Gesetzesstellen nur auf den Fall der insolventen Masse eines insolventen Schuldners sich beziehen. Es ist nicht schwierig zu beweisen, daß schon seit dem 16ten Jahrhundert die Ansicht der Ausdehnung der L. 7. §. 17. L. 8. u. 10. D. *de pactis* auf den Nachlassvertrag im Concursproceß in der Praxis festgewurzelt ist, und selbst als consequent erscheint, wenn man erwägt, daß überhaupt im Concursproceß die Stimmenmehrheit der Creditoren berücksichtigt wird. Man sieht wieder aus der Entscheidung in Nr. 21., wie schwankend die deutsche Praxis ist, und es verdient ernsthafte Erwägung, ob man wegen theoretischer Zweifel von einem zwar den Gesetzen unbekannten, aber in der Praxis festgewurzelten Satze abweichen dürfe. Behauptet man diels, so sieht es schlecht um den gemeinen deutschen Proceß, in welchem sehr viele Institute vorkommen, für welche kein Gesetz angegeben werden kann, z. B. bey dem Editions- oder dem Diffessionseide. — Nr. 22—24. beziehen sich nur auf Nassauisches Recht. In Nr. 25. wird die Frage: ob im Concursverfahren die Beytragungspflichtigkeit der Ehefrau des Cridars zu den während der Ehe contrahirten Schulden nach den Gesetzen des Orts der Eingehung der Ehe oder nach denen des Domicils, wo die Schuld contrahirt wurde, dahin entschieden, daß nur das Gesetz des Orts, wo der Cridar bey Contrahirung der Schuld sein Domicil hatte, zur

Anwendung komme. Diels Urtheil ging jedoch nur mit geringer Stimmenmehrheit durch; interessant und sehr scharfsinnig ist das S. 279—292 abgedruckte, von der Majorität abweichende Votum; allein Rec. hält die Entscheidung des Oberappellations-Gerichts für die richtige, jedoch nur in dem concreten Falle, weil kein Ehevertrag bey Eingehung der Ehe errichtet war; wäre diels der Fall gewesen, so würde nur das Gesetz des Orts, unter dessen Herrschaft die Ehegatten ihren Ehevertrag eingingen, haben entscheiden dürfen. In Nr. 26. ist entschieden, daß die Kinder für die Adventition, welche nicht von dem Vermögen ihrer Aeltern und nicht vom mütterlichen Ascendenten herrühren, an dem Vermögen des Vaters kein stillschweigendes Pfandrecht haben. Nr. 27. handelt von der Vollziehung auswärtiger Urtheile. Die Entscheidung deutet aber diesen Punkt fast nur an. Nr. 28. ist nur für Nassauisches Recht wichtig. Nr. 29. enthält eine sehr interessante Ausführung über die Frage, ob die in L. 9. Cod. *de praescript.* 30 annor. begründete *exceptio litis praescriptae* in 40 Jahren anwendbar, insbesondere auch bey dem Reichskammergericht angewendet worden sey; die Frage wurde bejaht. Nr. 30. bezieht sich auf Nassauisches Recht. Eine sehr willkommene Aussicht liefert die Vorrede des vorliegenden Bandes. Der Herausg. verspricht eine Staats- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Nassau. Bekanntlich besteht das Land aus so vielen Landestheilen, an welchen besondere Landesrechte galten oder noch galten. Unter diesen sind vorzüglich das Katzenellenbogner Landrecht (aus dem 16ten Jahrhundert) und das im Rheingau früher vorhandene Recht merkwürdig. Auf die Wichtigkeit dieses Rheingauischen Landbrauchs hat schon *Bodman* aufmerksam gemacht; wir dürfen hoffen, daß Hr. von der Nahmer dem lange gefühlten Wunsche einer Bekanntmachung dieses Landbrauchs entgegenkomme; die Gründlichkeit der bisher von ihm gelieferten Schriften verbürgt eine gründliche Bearbeitung der angekündigten Rechtsgeschichte.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ULM, in d. Stettin. Buchh.: *Beyträge zur Geschichte der Apotheken*, unter vorzüglichlicher Berücksichtigung der Apotheker und Apotheken zu Ulm, mit urkundlichen Belegen, von *Karl Ludwig Reichard*, Apotheker zu Ulm. 1825. 208 S. 8. (21 Gr.).

Diese Schrift ist für die Geschichte des Medicinalwesens und besonders der Pharmacie in Deutschland interessant, und schließt sich an die Schriften von *Schmidt* zu Sonderburg über die Entstehung der Apotheken im Holsteinschen an. Wenn Hr. R. auch nicht mehr die treffliche Bibliothek des Dr. J. Frank, welche 1785 mit einem Theile der Stadt mit verbrannte, benutzen konnte, so wenig wie die verwahrloste Sammlung von Dr. F. Dieterich Leopold, welche beide gelehrte Aerzte sich um das Ulmische Medicinalwesen

ten sehr verdient machten, so hatte er doch durch den Hrn. Prälaten v. Schmidt, Prof. Veesenmeyer, Hofr. Gerst und Justizr. Nusch Gelegenheit, wichtige Urkunden und Aufschlüsse für sein Werk zu erhalten, die er sorgfältig benutzte.

Erste Abtheilung. Einleitung. Der Gang der Geschichte hat uns hinlänglich gezeigt, daß die Pharmacie sich erst nach und nach als selbstständige Wissenschaft von der Medicin trennte. Die Aerzte der Alten verfertigten auch die Arzneyen für ihre Kranken, sie hielten dann Leute, welche ihnen die rohen Arzneystoffe anschaffen mußten, und bereiteten daraus die Medicamente noch selbst. Bey den Fortschritten der Medicin aber bildeten sie Leute besonders aus, welche ihnen die rohen Arzneimitteln zubereiten mußten. Diese vermehrten ebenfalls ihre Kenntnisse, und gaben sich um so mehr mit der Erforschung der Natur der Arzneystoffe ab, als der Arzt sich von dem Geschäfte der Arzneypreparation wegen der wachsenden Grösse seines Studiums mehr zurückziehen mußte. Conring und Thomasius sind darin einverstanden, daß die Apotheker zur Zeit der arabischen Aerzte entstanden, und sich in der Folge von diesen absonderten. Es ist indess nicht zu verkennen, daß viele Jahrhunderte vergingen, ehe die Pharmacie aus ihrem sehr untergeordneten handwerksmäßigen Zustande hervortrat, und erst in neueren Zeiten durch die grössere Cultur der Naturwissenschaften und der Anwendung derselben auch die Pharmacie einen würdigen Standpunkt erlangte, welchen der große Schatz von Kenntnissen und Bildung, den man heut zu Tage vom Apotheker verlangt und der wohlthätige Geschäftskreis, in welchem dieselben angewandt werden, bedingt.

Schon bey der ersten medicinischen Anstalt, welche von Roger I. Könige beider Sicilien zu Salerno gestiftet wurde, fanden Beeidigungen Statt, Taxbestimmungen u. s. w. Die Klöster trugen viel zur Verbreitung der Arzneypreparationskunde bey. Von Italien kam die Einrichtung der Apotheken zuerst nach Deutschland, wo dieselben das Eigenthum von Fürsten, von Ortsmagistraten u. s. w. wurden, Hofapotheken, Rathsapotheken, Stadtapotheken. Zuerst geschieht der Apotheken Erwähnung: zu Augsburg 1285, Nürnberg 1378, Leipzig 1409, Stuttgart 1458, Tübingen 1480, Berlin 1488, Frankfurt 1472, Basel 1440, Halle 1493; der Landapotheken in Göttingen, Kalw und Bietigheim im Württembergischen 1595; der Hofapotheke zu Berlin 1605, der Hofapotheke zu Dresden 1581, der Rathsapotheke in Hamburg 1557, der Rathsapotheke in Hannover 1565. — Der Sorgfalt, mit welcher der Ulmer Magistrat die Ge-

sundheitspflege bewachte, mag es zuzuschreiben seyn, daß schon 1364 hier zwey Apotheken waren, und nach 1482 drey. Es herrschte in diesem Zeitalter ein den neueren Zeiten unbekannt gewordenes Verhältniß darin, daß Aerzte und Apotheker sich auf eine gewisse Zeit für einen Fürsten oder eine Stadt verdingten, um den Kranken Arzneyen zu verordnen und diese zu verfertigen. Den umsichtig und richtig erwägenden Maassregeln der Stadt Ulm ist es zuzuschreiben, daß die Zahl der Apotheken daselbst stets mit der Bevölkerung der Stadt in einem richtigen Verhältnisse gestanden hat. So sehr es zu wünschen ist, daß ein jeder Hilfsbedürftige möglichst leicht und schnell die Vortheile der Apotheken genießen könne; eben so sehr ist es nothwendig, diese nicht zu sehr zu verkleinern durch eine zu häufige Ertheilung von Concessionen, wo die Privilegien aufgehoben sind. Es ist in der That schwer von kleinen Apotheken zu verlangen, was doch heut zu Tage die pharmaceutische Wissenschaft von einer wohl eingerichteten Apotheke fordert, und der Arzt, wie das Publikum wünscht, muß.

Zweyte Abtheilung. Die Bestellung und Aufnahme der Aerzte in Berücksichtigung der Apotheker, der Arzay.

Dritte Abtheilung. Privilegien-Ertheilung an die Apotheker. Anfangs fand auch in Ulm das Verhältniß der Verdingung auf bestimmte Zeit Statt. Die Stadt hielt die Apotheke und ein bedingener Apotheker besorgte dieselbe. Obwohl schon 1453 in den Rathspatocollen die Aufnahme von Apothekern vorkommt, so ist doch erst 1568 historisch erwiesen, daß dem damaligen Apotheker David Regulus Villingen ein Privilegium ertheilt wurde, welcher 1577 die jetzige Mohrenapotheke einrichtete. Uebrigens waren von 1364 bis 1541 zwey Apotheken vorhanden. 1598 geschieht zuerst in den Visitationsprotocollen Erwähnung einer dritten Apotheke, und 1686 wurde einer Materialhandlung das Privilegium einer vierten Formal-Apotheke ertheilt.

Vierte Abtheilung. Ordnungen und Gesetze die Apotheker betreffend. Der Apotheker Gesetz und Ayl von 1491. Reformatio und Ordnung von 1588. Der Apotheker-Ordnung zu Ulm 1607. Wiederholte und erneuerte Gesetz und Ordnung 1654.

Fünfte Abtheilung. Dispensatorien.

Sechste Abtheilung. Medicamenten-Taxe.

Wir begnügen uns mit der Anzeige dieser Urkunden, die der Freund der Geschichte der Pharmacie mit Belehrung und mit Dank in dem Werke selbst zu suchen nicht veräumen wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1827.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BAIREUTH, b. Birner: *Anweisung, der Hundswuth auf eine, durch lange Erfahrung erprobte, Weise sicher vorzubauen und sie zu heilen.* Von Gottl. v. Schallern, Reichs-Ritter, d. Med. Dr., königl. Baier. Regier. Medic. Rath u. s. w. 1824. 231 S. 8.

Wo erprobte Erfahrung spricht, muß jede Theorie schweigen! Dieses Motto hat der Vf. seinem Werke vorgesetzt, und ist damit Allem zuvorgekommen, was man etwa gegen seine Methode, eine der fürchterlichsten Krankheiten zu heilen, vorbringen möchte. Seine eigene Erfahrung muß ihn auch wohl von der Zuverlässigkeit seiner Methode überzeugt haben; sonst könnte er unmöglich in der Zuschrift an alle Monarchen die Bitte äußern, es möchte allen Aerzten befohlen werden, einen jeden, von einem wüthenden Hunde gebissenen, Menschen gewissenhaft nach seiner Anweisung zu behandeln.

In dem Vorworte sagt der Vf., er habe das von ihm entworfene Gemälde der Krankheit nach der Natur zu copiren gesucht. Zwar habe er nur einmal Gelegenheit gehabt, die Krankheit am Menschen zu beobachten; allein die charakteristischen Symptome wären mit den bey Thieren erscheinenden so übereinstimmend, daß man an der gleichen Natur der Krankheit nicht zweifeln könne. Daß die Krankheit noch Monate und Jahre lang nach geschehener Verwundung ausbreche, hält er für unmöglich, weil, allen Erfahrungen nach, kein ansteckender Krankheitsstoff so lange unthätig in der lebendigen Blutmasse verweilen könne. Deshalb sey es auch nur nöthig, seine Mittel, steigend bis zum vierzehnten Tage und abnehmend bis zum acht und zwanzigsten, gebrauchen zu lassen. Das Hauptmittel ist kein neues: es ist die *Belladonna*. Da indessen der Vf. die Krankheit als ein eignes Nervenentzündungsfieber erkannte, so setzte er das *Calomel* und das *Oleum Cajeput* als unterstützende Mittel hinzu, ließ es jedoch nie zur Salivation kommen; und da ein zweckmäßiger Trank bey einer solchen Kur nothwendig ist, so wählte er dazu einen Abfud der *Anagallis arvensis*, einer Pflanze, die als Wuth verhinderndes Mittel häufig gebraucht wird. Bey der örtlichen Behandlung substituirte er das *Butyrum antimonii* dem Glüheilen, weil es in der Wirkung ihm gleichkommt und seine Anwendung, besonders bey Kindern, leichter geduldet wird. — Wir gehen nach dieser kurzen Andeutung

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

der Hauptfachen zur Auseinandersetzung der einzelnen Abtheilungen über.

Bestimmung der Wasserscheu. — Nach der Definition der Krankheit sagt der Vf., daß die Erscheinungen sich insbesondere auf die größte Furcht, die höchste innere Angst und die stärkste Fieberhitze, verbunden mit der Scheu vor dem Wasser, reduciren lassen, die durch das völlige, dabey Statt findende Bewußtseyn noch bedeutend vergrößert werden. Dies deutet offenbar auf einen Entzündungszustand der Nerven; die Krankheit ist also eine Nervenmarks-Entzündung eigener Art, deren Contagium in den Speicheldrüsen seine volle Ausbildung erhält. Das Blut eines kranken Hundes steckt nicht an, wie der Vf. öfter beobachtet haben will. Allein er führt keine dafür sprechende Beobachtung speciell an, wie das wohl bey einem Gegenstande von solcher Wichtigkeit nothwendig war. Die Erzählung, die er aus dem Munde eines Wafenmeisters hat, verliert schon dadurch, daß sie nicht eigene Erfahrung ist, an Glaubwürdigkeit; nicht zu gedenken, daß die Erwürgung eines tollen Hundes durch einen gefunden sehr gut denkbar ist, ohne daß der gesunde Hund Blut des tollen so in das Maul bekommt, daß er davon angesteckt wird. Selbst wenn er mit dem Geißer desselben im Maule besteckt wäre, ohne eine Wunde zu bekommen, welche die Aufsaugung möglich macht, so würde er nicht angesteckt werden. — Das Schlucken des Wassers soll durch einen schmerzhaften Krampf im Halse verhindert werden; dieser soll auch die Kau- und Schlafbeinmuskeln mit befallen, und dadurch das unwillkürliche Beissen veranlaßt werden, wodurch der Speichel ausgedrückt wird und als Geißer ausfließt.

Entwicklung, oder nähere Angabe der äußern Krankheitszeichen, wie sie bey einem von dem Wuthgift angesteckten Hund nach und nach hervortreten. — Der Tag, an welchem ein gebissener Hund die ersten Symptome der Krankheit zeigt, ist sehr verschieden; der vierte, fünfte, ja der zehnte oder zwölfte nach geschehener Verwundung, je nachdem das Wuthgift sich schneller oder langsamer im Blute ausbreitet. Der Appetit nimmt ab, die Freundlichkeit des Hundes verliert sich, wenngleich er noch auf die Stimme seines Herrn hört; die Haare werden struppig, das Benehmen unruhig, er zittert, die Augen fangen an sich zu röthen, und in den Augenwinkeln zeigt sich weißlicher Schleim; der Hund sucht eine finstere Ecke, verläßt aber immer

mer den gewählten Ort wieder, um einen andern zu suchen. Er frist vor Angst Holz, Stroh, Erde, oder was er sonst findet; die Augen werden gläsern, er wirft sie im Kopf herum, und es bricht nun entweder die tobende Wuth aus, die ihn zwingt, ins Freye zu laufen, oder es überfällt ihn eine stille Wuth, die alle seine Kräfte so lähmt, daß er auf einer Stelle gleich liegen bleibt. Läuft er ins Freye; so beist er auf Alles, was ihm vorkommt, er geifert, die Kaumuskeln sind in beständiger Bewegung und die Zunge hängt heraus. Die Dauer des letzten Zeitraums war nach den Beobachtungen des Vf. verschieden von sieben bis sieben und zwanzig Stunden. So wie der Verlauf hier beschrieben ist, hat ihn der Vf. öfters an gebissenen Hunden beobachtet; die primäre Hundswuth hatte er nicht Gelegenheit zu sehen. Zur Verhütung des allgemeiner Ausbruchs der Krankheit schlägt er vor, daß die Polizey-Behörden genaue Hundelisten führen, und einen Jeden, der seinen krank gewordenen Hund nicht sorgfältig verwahrt, oder ihn gar laufen läßt, in empfindliche Strafe nehmen sollen.

Veränderungen an und in den Körpern der Hunde oder andrer Thiere, die an den Folgen des Wuthfiebers crepirten oder getödtet wurden. — Die Haare sind struppig und glanzlos, auch wenn der Hund im letzten Zeitraume nicht umhergelaufen war. Die Farbe des Muskelfleisches gleicht der, die das Fleisch annimmt, was schon einige Tage bey warmer Luft im Freyen hing. Im Magen findet sich, außer dem etwa verschluckten Stroh, Holz, Erde u. s. w., nichts. Am Magenmund sind Spuren von Entzündung, noch mehr aber in den dünnen Gedärmen, die auch brandige Stellen und Verengerungen zeigen. Lungen und Herz waren wenig abweichend, das Gehirn mit Blut überfüllt, die Speicheldrüsen entzündet. — Wir müssen gestehen, daß diese Angabe der Resultate der Leichenöffnungen uns sehr dürftig scheint. Da der Vf. bey der Aufstellung seiner Meinung vom Wesen der Krankheit so viel auf eine Nervenmark-Entzündung giebt, so sollte man glauben, er würde doch den Zustand der Hals- und Unterleibsgesflecte untersucht haben; allein wir finden kein Wort davon. Was wir etwa außer dem oben Angeführten noch finden, ist so unbestimmt, daß es keiner Erwähnung verdient. So heißt es z. B., die Galle erhalte ein krankhaftes Ansehen.

Bestimmung der Stadien, welche die Hydrophobie zu durchlaufen hat. — Der Vf. nimmt vier Stadien an: das der Ansteckung, der Vorbereitung, der ersten sichtbaren Krankheitsäusserungen und das des Ausbruchs. Nach seiner Meinung ist eine bloße Quetschung, eine Sugillation, durch den Zahn eines wüthenden Hundes veranlaßt, hinreichend, um die Wasserscheu zu erzeugen. Er hat Schweine gesehen, die am Ohre durch den Zahn eines tollen Hundes nur gequetscht waren, und die am neunten Tage wüthend wurden. Die Krankheit erfolgt in diesem Falle langsamer. Das Wuthcontagium wird sehr schnell aufgenommen. Einem in den Schwanz ge-

bissenen Ochsen wurde nach zwey Stunden der Schwanz oberhalb der Wunde abgehauen; doch trat am neunten Tage die Wuth ein. Das zweyte Stadium folgt also sehr schnell nach dem ersten; das dritte nach fünf bis zwölf Tagen; das vierte sieben bis sieben und zwanzig Stunden nach Eintritt des dritten.

Darstellung der Methode, wodurch dem Ausbruch des Wuthfiebers vorgebeugt und die schon ausgebrochne Krankheit geheilt wird. — Die anzuwendenden Mittel sind, wie oben schon angeführt, die Wurzel der *Belladonna*, in Verbindung mit dem *Calomel* und dem *Ol. cajeput*. Man fängt mit der Mittelgabe für jedes Alter an, und steigt täglich um ein Viertel, ein Halb oder einen Gran, nach Verhältniß des Alters und der Constitution, bis der Sättigungspunkt um den siebenten Tag eingetreten ist, und sich durch Doppelsehen und Schwindel deutlich zu erkennen giebt. Dieser Zustand muß bis zum vierzehnten Tage erhalten werden, von welchem an die Dosis eben so, wie sie stieg, auch wieder vermindert wird. Stellen sich Zeichen einer Vergiftung — Erbrechen, Schlaflucht, tiefer Schlaf mit leichten Zuckungen — ein, so hebt diesen Zustand (der übrigens die erste Andeutung ist, daß der Hund, von dem die Verletzung herrührt, nicht wüthig war) warme Kuh-Milch, gleich nach dem Melken getrunken. Ist der vierzehnte Tag noch nicht zurückgelegt, so wird, der Sicherheit wegen, die *Belladonna* zwar bis zu diesem fortgebraucht, aber in der Gabe nicht gestiegen. War der Hund verwahrt und zeigt er sich nicht wüthend, so wird die Behandlung abgebrochen; war er aber nicht verwahrt, so wird sie dennoch bis zum acht und zwanzigsten Tage fortgesetzt. Die Wunde wird gleich scarificirt, ausgebrannt, oder mit dem *Butyro antimonii* ausgeätzt. Hernach wird sie bis zum vierzehnten Tage täglich zweymal, bis zum acht und zwanzigsten täglich einmal, mit folgender reizenden Salbe verbunden: *Rec. Camphorae gr. xij. f. i. Ol. terebinth. ʒij. adde Unguent. basilic. ʒij. Hyd. oxyd. rubr. gr. viij. Pulv. canth. ʒjv. M.* Eine bloße Quetschung wird wie eine Wunde behandelt. — Bey der Diät vermeidet man geräuchertes und gefalzenes Fleisch, Säuren und Milch. Zum Getränk dient eine Abkochung der Species aus *Anagallis*, *Bardana*, *Saponaria*, *Liquiritia*, *Dulcamara* und *Sem. anisi*. Tägliche lauwarme Bäder sind nützlich, wenngleich nicht gerade nothwendig. Der Vf. behandelte auf die genannte Weise einige funfzig Gebissene, und keiner wurde wasserscheu; er behandelte eine wirklich Wasserscheue, und sie genas. — Die Gaben sind folgende: Bey einem Kinde von einem bis drey Jahren ist die mittlere Dosis 1 bis 2 Gran *Belladonna*, $\frac{1}{2}$ Gr. *Calomel*, ein Tropfen *Cajeputöl*. Hiervon werden zwey Pulver gemacht, und Morgens und Abends eins gegeben. Man steigt täglich um einen halben Gran, bis zu $7\frac{1}{2}$ — $8\frac{1}{2}$ Gr. *Belladonna* — (oder bis zu der Dosis, welche die Nervenzufälle eintreten macht) — für den Tag; die Dosis der beiden andern Mittel bleibt die-

dieselbe. Wirkt das Calomel auf den Darmkanal, so wird es in der Gabe verringert oder weggelassen. Ein Kind von 4—6 Jahren fängt mit $2\frac{1}{2}$ —3 Gran an; von 7—9 Jahren mit $3\frac{1}{2}$ —4 gr.; von 10—12 Jahren mit 4—5 Gr. Die Dosis des Calomels und des Cajeputöls ist dieselbe. Ein Mensch von 13—15 Jahren beginnt mit 6—7 Gr. Belladonna, und steigt täglich um einen Gran; mit einem Gran Calomel und einem Tropfen Cajeputöl. Bey 16—18 Jahren fängt man mit 7—8 Gr. an, und steigt ebenfalls um einen Gran bis etwa 14—15 Gr.; bey 19—21 Jahren mit 8—9 Gr. Belladonna, $1\frac{1}{2}$ Gr. Calomel, ein Tropfen Cajeputöl; man steigt um $1\frac{1}{2}$ Gr. Belladonna bis etwa $18\frac{1}{2}$ —19 $\frac{1}{2}$ Gr.; bey 25—27 Jahren mit 9—10 Gr. Belladonna, steigt täglich um 2 Gr. bis etwa 25—26 Gr. Bey 28—30 Jahren fängt man mit 11—12 Gr. Belladonna, 2 Gr. Calomel, 2 Tropfen *ol. cajeputi*; bey 31—33 Jahren beginnt man mit 12—13 Gr.; bey 34—40 Jahren mit 13—14 Gr. Bey 40—50 Jahren mit 14—15 Gr., und steigt bey den letztern allen um 2 Gr. täglich. Nach dem fünfzigsten Jahre wird von drey zu drey Jahren die Gabe verhältnißmäßig vermindert.

Krankengeschichten. — Die interessanteste derselben ist die eines vierjährigen Mädchens, bey dem die Wasserfcheu schon ausgebrochen war. Der Vf. liefs sie von folgender Mischung alle halbe Stunden einen Theelöffel nehmen: *Rec. Pulv. rad. belladonn. 3ß. drachm. semis. Aqu. laurocerasi unciam unam semis., tr. opii crocat. scrup. unum, Syrop. papav. Unc. unam M.* Als diese Arznei beynahe gebraucht war, wurde das Kind ruhig; sie wurde noch einen Tag, Morgens und Abends zu einem Theelöffel fortgegeben, und es war geheilt. — Die übrigen Krankengeschichten sind nicht von Bedeutung, und die Obductionen der Hunde sehr oberflächlich.

Das Hauptsächliche des neuen Verfahrens besteht also darin: dafs die Belladonna in Verbindung mit Calomel und *Ol. cajeputi* in steigender Gabe gegeben wird, bis etwa am 7ten oder 8ten Tage Schwindel und Doppelsehen eintreten; dafs beide Zufälle durch die gesunde Gabe, oder wenn sie dabey sich verringern sollten, durch eine verstärkte bis zum 14ten bis 15ten Tage erhalten werden; und dafs das Mittel von diesem Tage an in abnehmender Gabe bis zum 28ten fortgegeben wird.

Die Bekanntmachung dieses Verfahrens ist sehr dankenswerth, und es verdient nachgeahmt zu werden: denn der Ton, in dem der Vf. spricht, ist der eines wahrheitsliebenden Mannes und läfst keine Zweifel aufkommen. Nur finden wir zweyerley dabey zu erinnern: Zuerst, dafs das Buch durch manche unnütze Wiederholung in die Länge gezogen, dadurch weniger verständlich und theurer gemacht ist. Der Vf. schrieb nicht blofs für Aerzte, sondern für Jedermann, und es mußte also, so viel an ihm lag, dafür gesorgt werden, dafs ein Jeder es verstand; dann, dafs wir den Namen *Münch* nirgends erwähnt finden. Obwohl der Vf. sagt, man habe schon vor ihm die Belladonna gegen Wasserfcheu gebraucht,

so wäre er doch wohl dem Andenken des Mannes, der, wenngleich er diese Anwendung nicht erfand, doch zuerst sie allgemein machte und sich vieles Verdienst darum erwarb, diese Anerkennung schuldig gewesen.

LEIPZIG, b. Vofs: *Scriptorum classicorum de praxi medica nonnullorum opera collecta.* Vol. 1—4. 1827. 12.

Auch unter den Titeln:

Thom. Sydenhami opera universa medica, curavit C. G. Kühn. Vol. 1.
und: *Jo. Bapt. Morgagni de sedibus et causis morborum per anatomen indagatis; cur. Just. Radium.* Vol. 1.

Es ist erfreulich, einen sehr correcten und schönen Abdruck berühmter praktischer Schriftsteller zu mäßigen Preisen zu erhalten, wofür man dem verdienten Prof. Kühn in Leipzig, als Rathgeber, und dem wackern Vofs, als Unternehmer, vorzüglichsten Dank schuldig ist. Für die Richtigkeit des Abdrucks der Sydenham'schen Werke hat ein angehender Arzt, Hr. Neubert gesorgt, von dem auch das vollständige Register herrührt. Den Abdruck des klassischen Werks von Morgagni besorgt Hr. Prof. Radium in Leipzig mit großer Genauigkeit. — Unser inniger Wunsch ist, dafs das Studium dieser vortrefflichen Werke durch diese Unternehmung unter angehenden Aerzten allgemein verbreitet und dadurch den Verirrungen gelieuert werden möge, welche in manchen neuern Schulen zum Verderben der Kunst herrschen.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Rücker: *Ueber Erzeugung, Verarbeitung und Versendung der Schafwolle jetzt und im Alterthume.* Von Wilhelm von Schütz. 1826. 112 S. 8.

Die Wolle war seit den letzten Jahren dasjenige Product, an welchem sich der Landmann, bey den fallenden Getreidepreisen, noch einigermaßen erholen konnte, indem ihr ein solcher Preis erhalten wurde, welcher die Landwirthe im Stande erhielt, den Verlust, welchen ihnen die allzu niedrigen Kornpreise zuzogen, in einem gewissen Grade zu decken. Da nun auch der Preis dieses Products in den letzten Jahren heruntergegangen ist, so ist dadurch der Landwirth in noch grössere Noth gerathen, und es ist daher sehr natürlich, dafs diese Erscheinung das Nachdenken auffodert, die Ursachen derselben und zweckmässige Mittel zu entdecken, wodurch dem Uebel abgeholfen werden kann. Hr. W. v. Schütz hat diese Aufgabe in der vorliegenden Schrift sich zur Auflösung erwählt, und man wird den an ihm gewohnten Scharfsinn auch hier wieder finden, und das, was er darüber sagt,

lagt, nicht ohne Interesse lesen. Indessen muß Rec. bezweifeln, ob es ihm gelungen sey, die Materie so klar zu machen, daß die Zweckmäßigkeit der Rathschläge, welche er hierüber ertheilt, allgemein einleuchten wird. In staatswirthschaftlichen Sachen ist nichts gefährlicher, als eine künstliche Einmischung in den Verkehr, von welchem man zwar einige, aber nicht alle Wirkungen desselben übersieht, und wobey der Einfluß einer Menge anderer Ursachen unbeachtet bleibt, welche der vorgeschlagenen Malsregel auf tausenderley Art entgegenwirken, und daher statt der prophezeiten guten Folgen nicht selten gerade das Gegentheil erzeugen. Da der Vf. mit großer Zuversicht der Politik anhängt, welche im Stande zu seyn glaubt, die Production und die Gewerbe nach ihren Ansichten künstlich zu regieren, so verfällt er auch in die unvermeidlichen Fehler derselben, und er giebt Rathschläge, welche von der einen Seite zwar manches Nützliche wirken, auf der andern Seite aber nicht selten eben so viel Gutes vernichten und oft weit mehr Schaden als Nutzen stiften, so daß das kluge Ansehen, welches dergleichen Vorschläge kurzsichtigen Augen zu haben scheinen, sich bey näherer und genauerer Ansicht als große Thorheit ergibt. So scheint gleich die erste Anwendung, welche der Vf. von einem im Allgemeinen richtigen Grundsatz macht, sich dieser Beurtheilung bloßzustellen. Von dem Grundsatz ausgehend, daß es am besten sey, wenn dem Producenten der ganze Preis seiner Producte zufalle und ihm nicht durch vielerley Zwischenhände geschmälert werde, macht er die Anwendung auf den Wollhandel und will befördert wissen, daß der Wollproducent seine Waare unmittelbar an den Fabricanten verkaufe, damit nicht der Wollhändler ihm den Hauptgewinn wegnehme. Hierbey wird aber gar nicht erwogen, daß allenthalben, wo dieses vortheilhaft ist, es ganz von selbst geschieht, wenn nur sonst von der Obrigkeit dem freyen Verkehr kein Hinderniß in den Weg gelegt wird, und daß das freywillige Dazwischentreten des Wollhändlers in den neuern Zeiten so wenig den Wollgewerben zum Nachtheil gereicht, daß dadurch vielmehr sich große Vorthelle für alle Parteyen, die von der Wolle Nutzen ziehen, gebildet haben, und daß der ausgedehntere Wollhandel und die Theilnahme verschiedenartiger Personen daran bloß eine Wirkung der größern Cultur und des vervollkommeneten Verkehrs ist. Es ist eine sehr beschränkte Ansicht, wenn man sein Auge bloß auf die Schätze richtet, welche einzelne Wollhändler im Wollverkehr gewonnen haben, und meint, daß die großen Gewinne, welche dabey den Wollhändlern zugefallen sind, den Wollproducenten zugekommen seyn würden, wenn jene nicht dazwischen getreten wären. Denn dieses Dazwischentreten ist gerade die Ursache, wodurch jener größere Wollhandel allein hat möglich

werden können. Nie hätten die großen Quantitäten von Wolle erzeugt werden können, wenn nicht in den Händen der Kaufleute sich ihr entsprechende Capitale gesammelt hätten, welche den Wollproducenten schnell die in die Wollerzeugung gesteckten Capitale ersetzt und die ununterbrochene Fortsetzung des ländlichen Gewerbes und neuer Wollerzeugung möglich gemacht hätten. Wenn der Wollhändler die Wolle theurer verkauft, als er sie eingekauft hat, so muß man erwägen: 1) daß das Kapital, welches er darin stecken hat, nothwendig ihm Zinsen bringen muß, so wie es dem Wollproducenten, der es von ihm erhalten hat, während der Zeit, wo seine Wolle im Magazin des Kaufmanns sich befindet, Zinsen trägt oder sonst Nutzen schafft, und daß der Landmann, wenn er das Kapital für die Wolle nicht nutzen kann, bey sich behalten und höhere Preise abwarten muß; 2) aber vervollkommenet sich die Wolle in der Hand des Wollhändlers gemeiniglich, und erhält dadurch natürlicher Weise einen höhern Preis. Sie wird gereinigt, sortirt, gepackt u. s. w., lauter Operationen, welche Vergütung verlangen und welche der Fabrikant gern bezahlt. Der Fabrikant gewinnt daher sehr große Vorthelle bey solcher Arbeitstheilung. Müßte er die Wolle vom Producenten selbst kaufen, so müßte er auch alle die verschiednen Geschäfte an der Wolle verrichten, und diese würden ihm gewöhnlich höher zu stehen kommen, als dem, der solche zu seinem eigenthümlichen Gewerbe macht; er würde zugleich mehr Sorten von Wolle dadurch erhalten, als er zu seiner Fabrication brauchen kann; er müßte die für ihn unbrauchbaren Sorten wieder zu verkaufen suchen, und dabey vielleicht häufig einbüßen; auf jeden Fall würde er den Verkauf in der Regel nicht so vortheilhaft betreiben können, als der, welcher alle Arten von Wolle stets vorräthig hält. Der regelmäßige Wollhandel ist daher in der That als das Mittel anzusehen, wodurch sowohl dem Wollproducenten und dem Fabrikanten, als dem Consumenten der größte Vortheil gestiftet wird, und es ist ein großer Irrthum, daß sich Hr. v. S. Vortheil davon verspricht, wenn die rohe Kinderzeit der Gewerbe wieder zurückgeführt werden könnte, wo der Landmann seine Wolle so lange liegen lassen muß, bis sie ihm der Fabrikant abzukaufen Lust bekommt. Verspricht sich der Landmann Vortheil davon: so wehrt ihm ja Niemand, solches zu thun. Mag er die Wolle selbst sortiren und das an ihr verrichten, was der Kaufmann an ihr thut, wenn er Vortheil dabey findet. Daß es nicht oder selten geschieht, ist ein sicherer Beweis, daß dabey nichts herauskommt, und daß der Landmann mit dem dafür erhaltenen Kapital mehr verdienen kann, wenn er es auf seine Weise anwendet, als wenn er sich mit eigner Bearbeitung und Verhandlung seiner Wolle an Fabrikanten abgiebt.

E R G Ä N Z U N G S B L Ä T T E R
Z U R
A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G

May 1827.

GESCHICHTE.

KÖNIGSBERG, im Verl. d. Gebr. Bornträger: *Geschichte Marienburgs, der Stadt und des Haupthauses des deutschen Ritter-Ordens in Preussen.* Von Johannes Voigt, Prof. d. Geschichte, Director des geheimen Archivs u. Mitgl. d. Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. 1824. XVIII u. 588 S. gr.8. (Mit 1 Kpf.) (3 Rthlr.)

Das Schloß zu Marienburg in Westpreussen, einst als Residenz der Hochmeister des deutschen Ordens Schauplatz wichtiger Begebenheiten und mit hohem Glanze erfüllt, dann drey Jahrhunderte hindurch (von 1466 bis 1772) unter polnischer Herrschaft der schmählichsten Vernachlässigung hingegeben, wurde den Freunden vaterländischer Kunst und Alterthümer zuerst durch Frick's großes Kupferwerk wieder in Erinnerung gebracht, und darauf, als Preussens edler König, den hohen Kunstwerth und die große historische Bedeutsamkeit jenes ehrwürdigen Denkmals alter deutscher Kraft und Herrlichkeit erkennend, den Befehl zur Wiederherstellung eines Theils desselben gab, ein Gegenstand theilnehmender Aufmerksamkeit für alle gebildete Deutschen. Sollte aber der nun wiederhergestellte Prachtbau das rechte Licht und Leben erhalten, so bedurfte es dazu einer ausführlichen Geschichte desselben, und erfreulich war es, daß der verdienstvolle Vf. Gregor's VII. und sein Zeitalter sich dieser höchst schwierigen doch belohnenden Arbeit unterzog, da er als Director des geheimen Ordens-Archivs zu Königsberg im Besitz unermesslich reicher Quellen für diesen Gegenstand und daher mehr als irgend ein andrer deutscher Gelehrter dazu geeignet war.

Daß das Werk sehr viel mehr enthält, als durch den Titel desselben angedeutet ist, erfahren wir schon in dem Vorworte, in welchem der Vf., nachdem er über die Beweggründe zu dieser Arbeit, über den dabey benutzten großen Quellenreichtum und über seine langjährigen Untersuchungen zu diesem Zweck Auskunft gegeben, über seinen Plan S. XVI. Folgendes aufsert:

„In dreyfacher Hinsicht war in geschichtlicher Beziehung das Ordenshaus der aufmerksamsten Betrachtung werth. Es mußte vor Allem gezeigt werden, was in demselben und durch dasselbe im Ablaufe der Zeit, in welcher es im Besitz des Ordens war, für das öffentliche Leben überhaupt geschehen

und gewirkt, was von seinem Innern aus für die Sicherheit des Landes, für dessen Blüthe und Wohlstand durch Handel und Gewerbe, durch Gesetze und Verfassung, was für des Volks Bildung und moralische Vervollkommenung durch Gottesdienst und Schulen, was für des Landes Verwaltung und Rechtspflege und überhaupt für alle Zweige menschlicher und bürgerlicher Cultur geschehen war. Denn nur in solcher Weise konnte die hohe Wichtigkeit und Bedeutung, die das Ordenshaus, so lange es dasteht, für Volk und Land gehabt hat, im hellsten Lichte hervortreten. — Es mußte dann zweytens auch gezeigt werden, was das Haus in Zeiten des Kriegs und in Tagen unruhiger Bewegung für das Land gewesen ist, wie es öfter als Schutzfeste des Ordens zur Abwehr fremder Herrschaft diente, wie durch dasselbe Preußen die Kriegsschule für den ganzen Orden, selbst für Fürsten und Ritter fremder Lande wurde, wie sich von ihm aus der Wehrstand im ganzen Lande bildete und Regel und Verfassung erhielt. — Es mußte endlich auch gezeigt werden, was das Ordenshaus in und für sich selbst als Fürstenthum und als Ritterwohnung, als Landeskönigin aller Burgfesten des Ordensstaates gewesen war, welches eigenthümliche Leben einst in seinem Innern gewaltet, und wie sich dieses Leben in allen seinen Verzweigungen und Verwandlungen in einzelnen Erscheinungen auf seine Weise verändert und umgestaltet, wie sich das Bild des in dem Hause wohnenden Geistes und der in ihm obwaltenden Idee, aber nicht minder auch das Bild der Form und äußern Gestalt der Burg durch alle Zeiten hindurch verwandelt, bald zum Bessern, bald zum Schlechtern; wie sich der Meister des Ordens im Hausleben als Fürst, als Ritter und als Mensch, und das Mitglied des Ordens in seiner häuslichen Lebensweise als Bruder und als Ritter gezeigt habe.“ Wenn nun gleich der Vf. sieht, daß er bey Abfassung seines Werks sich mehrentheils nur auf die beiden ersten der eben angegebenen Beziehungen und auf das, was sich für die Geschichte der Stadt hat finden lassen, beschränkt, und nur, wenn es der Zusammenhang des Ganzen erforderte, einzelne Blicke auf die letztere gethan hat: so ist dennoch die Aufgabe, die er sich gestellt, so umfassend und auf eine so befriedigende Weise von ihm gelöst worden, daß diese Schrift mit vollem Recht eine wesentliche Bereicherung unfrer historischen Literatur genannt werden kann, wie solches der weitere Bericht darthun wird.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

M m m

Das

Das Werk zerfällt (S. 1—512.) in XVI Kapitel, worauf noch (S. 513—588.) XXXVIII Beylagen folgen, unter denen mehrere von ausgezeichneter Wichtigkeit sind.

Erstes Kap. (S. 1—21.). Uebersicht der Geschichte der Landschaft Pomesanien vor dem Aufbau Marienburgs. Sehr zweckmässig ist es, dass der Vf. die Geschichte der Eroberung und des ersten Anbaues von Pomesanien vorangehen lässt, bevor er die Veranlassung der Gründung Marienburgs selbst erzählt: denn dadurch werden wir mit der Landschaft genau bekannt, auf deren eigenthümlicher Beschaffenheit die grosse Wichtigkeit jenes berühmten Ordenssitzes für den ganzen Staat beruhte. Die zu diesem Kapitel benutzten Hauptquellen sind: *Petri de Dusbürg Chronicon Prussiae* u. *Lucas David's Preussische Chronik*, die dem umsichtigen Bearbeiter hinreichenden Stoff zu einer zusammenhängenden Darstellung dieses merkwürdigen, doch zur Zeit noch ziemlich dunkeln Abschnitts der preussischen Geschichte lieferten. Dem Plane des Ganzen zufolge konnte nur eine gedrängte Uebersicht der Begebenheiten dieses Abschnitts gegeben werden; es fehlt ihnen jedoch die erforderliche Anschaulichkeit nicht, und es würde in dieser Hinsicht kaum etwas zu wünschen übrig bleiben, wenn es dem Vf. gefallen hätte, die Grenzen der Landschaft Pomesanien, des Hauptschauplatzes aller auf die Stadt und das Ordenshaus Marienburg Bezug habenden Ereignisse und Begebenheiten zu bezeichnen, wobey *Waissel preuss. Chron.* S. 4 u. f., *Hennenberger Erkl. der grössern preuss. Landtafel* S. 357. und die ältern preuss. Landkarten hätten benutzt werden können. — Die Sage (S. 1.) von dem wunderthätigen Muttergottesbilde hat, auch unberücksichtigt die augenscheinlich falsche Jahrzahl 1282, in den Orts-Verhältnissen und Umständen zu viel gegen sich, um eine Beachtung zu verdienen. Dieser Meinung scheint auch der Vf. zu seyn, nicht so aber wegen der Entstehung des Dorfs *Ahem*, obwohl, nach unserm Dafürhalten, die letztere Sage mit der erstern steht und fällt. — Die Angabe, dass der in Pomesanien wohnende Stamm der *Polexianer* durch *Casimir* den Gerechten bey nahe gänzlich vertilgt worden, bestätigt auch gewissermassen *Martin Cromer: de Orig. et reb. gest. Pol.* Lib. VI. p. 178., dem zufolge die Ueberwunden dem Polenfürsten *hundert* Geiseln geben und den rückständigen Tribut zahlen mussten, aber zum Christenthume, welches sie früher angenommen, dann aber verlassen hatten, nicht wieder zurückgebracht werden konnten. — S. 9. wird die Meinung, dass der deutsche Orden die *Preussen* so grenzenlos bedrückt und arg beknechtet habe, für grundfalsch erklärt und eine Widerlegung derselben an einem schicklichen Orte versprochen. S. 13. aber werden die harten Frohndienste und Schaarwerke der Landesbewohner bey dem Burgbau als Veranlassungen zum Aufruhr angegeben. Hierin scheint ein Widerspruch zu liegen, der aber verschwindet, wenn in Betracht gezogen wird, dass der Druck der Froh-

dienste und Schaarwerke nur dann gross, ja unerträglich wurde, als das Land zur Sicherung gegen die *Mongolen* schnell mit vielen neuen Burgen versehen werden musste. Dafs späterhin (nach dem Friedensvertrage von 1249) der Orden die Landesbewohner mit Milde behandelte und sich keine Willkür gegen dieselben gestattete, davon werden S. 15. u. a. O. Beweise beygebracht.

Zweytes Kap. Der Aufbau des Ordenshauses Marienburg und dessen Schicksale (äussere Geschichte) bis zum Jahre 1309. (S. 21—43.). Die Zeit, in welcher die Stadt und das Ordenshaus Marienburg erbauet worden, ist mit grosser Genauigkeit ausgemittelt, und dadurch die Verwirrung gehoben, welche die abweichenden Angaben der preussischen Geschichtschreiber über diesen Gegenstand veranlasst hatten. Die Lage der Burg ist anschaulich und so genau angegeben, als es nur mittelst einer vollständigen Localkenntniss geschehen konnte, wie *Rec.*, der jene Gegend mehrmals besuchte, bezeugen kann, der auch mit dem, was über die grosse Wichtigkeit dieser Feste zur Vertheidigung des Landes gesagt ist, vollkommen übereinstimmt. — S. 23. wird der in bey nahe alle preussische Chroniken eingeschlichene Irrthum, als ob das Schloß Marienburg aus den Baustoffen der abgebrochnen Feste *Zanthir* erbaut worden sey, widerlegt und (S. 29.) gezeigt, was es damit eigentlich für eine Bewandtheils habe. Die noch gegenwärtig bestehende, wahrscheinlich von *Mangold v. Sternberg* angelegte Wasserleitung (S. 30.), so wie die von *Meinhard v. Querfurt* geschütteten gewaltigen Weichfeldämme (S. 32.) bieten Beweise dar, mit welcher Anstrengung und Kraft der Orden in der Cultivirung Preussens zu Werke ging. Bey dieser Gelegenheit sey es uns erlaubt zu bemerken, dass Preussen viele, zum Theil grossartige Wasserbauwerke älterer Zeit besitzt, die von Wasserbaukünstlern mehr beachtet zu werden verdienen, als bis jetzt der Fall gewesen ist. Wir erwähnen davon nur die Wasserleitungen bey *Graudenz*, *Frauenburg*, *Königsberg* und *Danzig*.

Drittes Kap. Beschaffenheit und inneres Leben des Ordenshauses Marienburg. (S. 43—64.) Durch die in diesem Kapitel enthaltne gedrängte Darstellung des Thuns und Wirkens der Ordensritter innerhalb ihrer Schlösser wird uns die Verfassung und Oekonomie des Ordens veranschaulicht, und ein deutlicher Begriff von dem einfachen, doch nicht genusslosen Leben der deutschen Ritter gegeben, wodurch auch einigermaßen die wunderbaren Thaten jener geistlichen Helden erklärbar werden. Lobenswerth ist es, dass der Vf. sich bey dieser Darstellung streng an die Ordens-Statuten gehalten, und wie nahe der Anlaß auch lag, keine Ausschmückungen sich erlaubt hat, wiewohl seinem Gemälde das nöthige Leben nicht fehlt. Ein Gedanke, den der Vf. bey Bearbeitung dieses Gegenstandes vorzüglich festgehalten hat, ist an dem Schlusse des Kapitels ausgesprochen, wo es heisst: „Wohl mag ein solches Leben, wie das Gebot dem Ritterbruder es vorschrieb, spätern Geschlechtern kaum erträglich, unbegreiflich, bey-

nahe gar auch fürchterlich scheinen; wohl mögen Menschen unrer Zeiten kaum zu fassen im Stande seyn, wie Fürstenthümer und Männer aus des deutschen Adels edelsten und reichsten Häusern die Luft der Welt, den Prunk und Glanz ihrer Palläste, das heitere und regsame Leben ihrer Bergschlösser und Alles, was weltliche Wonne und Vergnügungen hieß, mit diesem einsamen und fast armseligen Leben einer Ordensburg vertauschen konnten. Allein es hat ja keine Lebensweise ihren Werth und ihre Lust in sich selbst; nur der Geist und das Bewusstseyn und die innere Ueberzeugung, die der Mensch dem Leben entgegen bringt, giebt jeder ihre Würde und ihre Wonne. Der Ordensritter aber erkannte, so lange seine Seele rein blieb von weltlichen Begehren, im Leben keinen andern Werth und keine andre Lust, als den der Entfagung, des Gehorsams, der Liebe und Barmherzigkeit, und so hatte auch dieses Leben des Ordensbruders seine Wonne und seine Freude. — Was (S. 61.) von den Heimlichkeiten der Kapitel gesagt worden ist, scheint auf Mythen hindeuten, die dem Orden von mehreren Schriftstellern zugeschrieben werden, deren Statuten aber *Polzer im Rheinischen Archiv*, Jahrg. 1810. Heft VIII. S. 355 u. f. und H. IX. S. 6 u. f. besonders gegen v. *Baczko's* Vermuthung heftig bestritten hat, doch ohne genügende Gründe beyzubringen. Gern hätten wir über diesen Punkt die Meinung des Vfs. ausführlicher vernommen, und wünschen, dals er bey der wichtigen Arbeit, die ihn gegenwärtig ausschliesslich beschäftigt, der Geschichte Preussens, den angeregten Gegenstand nicht unbeachtet lassen möge, da er wohl mehr wie irgend ein Anderer in dieser zur Zeit noch dunkeln Streitfrage Aufklärung zu geben vermag, wenn solche anders möglich ist. — Noch müssen wir bey der Note 98. (S. 46.), auf unsre Kenntniss der Oertlichkeit gestützt, erinnern, dals bey dem gegenwärtig noch vollkommen erhaltenen Schlosse zu *Rüssel* keine Spur einer Vorburg vorhanden ist, der Lage nach wohl auch niemals vorhanden seyn konnte; von dem ehemaligen Schlosse zu *Kreuzburg* unsers Wissens aber keine solche Trümmer mehr übrig sind, aus denen sich eine dagewesene Vorburg nachweisen liesse.

Viertes Kap. Aufbau des Ordens-Haupthauses. Einzug des Hochmeisters. Wichtige Folgen desselben. (S. 64 — 80.). Zu der Zeit, als Papst *Clement V.* durch *Philipp den Schönen* veranlaßt, die bekannte gräueltolle Verfolgung gegen die *Tempelherren* verhängte, wurde auch der deutsche Orden, den gerade damals eine verderbliche Spaltung zerrüttete, durch die Anklagen der gegen ihn erbitterten *liesländischen* Geistlichkeit von einer ähnlichen Gefahr bedroht, der er nur durch die vollkommene Einigkeit und das feste Zusammenhalten aller seiner Mitglieder entgehen konnte. Sollte er seinem Verderben entgehen, so mußte der Meister da stets anwesend seyn; wo der Orden seine meiste Kraft vereinigte, wo ein großes zusammenhängendes Land

zu beherrschen war; und dieses erkennend, widersprachen die großen Ordensbeamten nicht mehr, wie noch kurz vorher unter *Gottfried v. Hohenlohe* Regierung, als nach dessen Tode *Siegfried v. Feuchtwangen* den hochmeisterlichen Sitz nach *Marienburg* verlegte. Die Zeit und Umstände dieser Verlegung des Hauptsitzes des Ordens und die wichtigen Folgen, die daraus nicht nur für den Orden und das Land selbst, sondern für den ganzen Nordosten von *Europa* hervorgingen, und wie dadurch die Verbreitung deutscher Bildung, Gesetze und Sitten von Land zu Land bewirkt wurde; wie also diese Verlegung des hochmeisterlichen Sitzes eine der einflussreichsten Begebenheiten jenes Zeitalters war, welche mehr als bis jetzt geschehen, von den Geschichtschreibern der nordöstlich europäischen Staaten berücksichtigt werden sollte; das Alles ist genügend und mit überzeugenden Gründen in diesem Kapitel entwickelt, in welchem ausserdem über die innern Verhältnisse des Ordens in der damaligen Zeit ein großes Licht verbreitet wird. An Berichtigungen verschiedner in den preussischen Chroniken vorkommenden und von neuern Geschichtschreibern nacherzählten Irrthümern, wie z. B. (S. 70. Note 67.) die Sage von den *doppelten Conventen*, (S. 71.) das Verhältniss des *Groß-Comthurs* zum Convente zu *Marienburg* u. a. m. ist dieses Kapitel gleichfalls sehr reichhaltig, und die chronologischen Angaben sind überall durch sorgfältige Vergleichung der Urkunden verbessert und ergänzt. Gern hätten wir jedoch die Behauptung, dals bereits *Gottfried v. Hohenlohe* den hochmeisterlichen Sitz habe nach Preussen verlegen wollen und die Ordensgebietiger ihm darin entgegen gewesen sind, durch irgend eine Beweisthelle, in sofern es möglich, ausser Zweifel gesetzt gesehen. In *P. v. Dusburg* haben wir nichts darauf Bezug Habendes gefunden; *Lucas David*, der sich auf *S. Grunow* beruft, thut B. V. S. 143 — 144 davon auch keine Erwähnung, und in einer von *Hennig* mitgetheilten, von den Bischöfen zu *Culm* und *Marienwerder* 1303 ausgefertigten Urkunde über *Hohenlohe's* Abdankung ist gleichfalls nichts davon gedacht. Gleichwohl nimmt der Vf. (S. 37 und S. 65.) diesen Entschluß des Hochmeisters als erwiesen an, und die ihm in allen seinen Angaben eigne große kritische Genauigkeit läßt erwarten, dals auch die in Rede stehende sich auf genügende Beweise stützt.

Fünftes Kap. Geschichte des Hauses vom Einzuge Siegfrieds von Feuchtwangen bis auf den Meister Dietrich von Altenburg. (S. 81 — 121.). Was in dem vorhergehenden Kapitel im Allgemeinen von der Wichtigkeit der Verlegung des hochmeisterlichen Sitzes nach Preussen für den Orden und das Land gesagt worden, wird in diesem Kap. durch die Darstellung einzelner Regierungsmaassregeln der Hochmeister *Siegfried v. Feuchtwangen*, *Karl v. Trier*, *Werner v. Orselen* u. *Luderus Herz. v. Braunschweig* bestätigt. Zugleich ist darin eine genaue Bestimmung der Amtsgeschäfte der fünf obersten Gebietiger des Ordens und die Beschreibung der Hochmeisterwahl ent-

enthalten: — Im Betreff der von dem Vf. (S. 87. Note 99.) bestrittenen Aussage *Waissel's*, daß der *Trappier* auch die Aufsicht über die Münze gehabt habe, bemerken wir, daß auch S. *Grunau* Tr. 12. c. 6. und nach ihm *Hennenberger* S. 46. dem *Trappier* diese Function zuschreiben, was übrigens einige Wahrscheinlichkeit dadurch gewinnt, daß in *Christburg*, dem Sitz des *Trappiers*, die erste Münzstätte des Ordens befindlich war, wo bereits unter *Dietrich v. Altenburg* die ersten Heller geschlagen wurden, in *Marienburg* aber, dem Sitze des *Treßlers* (Schatzmeisters), keine Münzstätte vorhanden war. Ueber die dem Hochmeister *Werner v. Orselen* zugeschriebenen Verordnungen ist (S. 104 — 106.) eine Untersuchung angestellt und deren trübe Quelle — (s. *Grunau*) — nachgewiesen. Die Betrachtung (S. 107 u. f.) über den 85 Jahre fortgesetzten Kampf des Ordens mit den *Lithauern*, in welchem fünf- bis sechsmal hunderttausend Menschen aufgerieben wurden, ist besonders lesenswerth wegen der darin klar hervortretenden Idee, die den Unternehmungen des Ordens zum Grunde lag. Wie schlagend wird durch die hier aufgestellte Ansicht von den Ordenskriegen *Kotzebue's* flaches einseitiges Urtheil über diesen Gegenstand widerlegt! Ob aber der Vf. in manchen seiner Aeusserungen bey diesem Anlaß sicher vor Mißdeutungen seyn und man ihm nicht eine Meinung unterlegen wird, die gewiß nie die seinige war, das wagen wir nicht zu verbürgen. — In dem Bericht von der Ermordung des trefflichen Hochmeisters *Werner v. Orselen* giebt der Vf. einen rühmlichen Beweis, mit welcher Gründlichkeit er Chroniken, und Urkunden untersucht, um historische Thatfachen mit allen ihren Nebenumständen auf das genaueste zu bestimmen. Der Mörder hieß nicht, wie ihn die Chroniken gewöhnlich nennen, *Johann von Biendorf*, sondern *Endorf*. — Die S. 118. angeführte Regel, daß die Ordensbrüder als geistliche Personen nie auf Todesstrafe der Uebelthäter haben erkennen dürfen, ist entweder nie in Anwendung gekommen, oder doch sehr bald aufgehoben worden, wie durch eine Menge Thatfachen bewiesen werden kann. Ob nicht in der Glanzepoche des Ordens selbst unter den Ordensrittern Wissende der heiligen Fehme waren, die als solche Todesurtheile nicht nur fällen, sondern sogar vollstrecken mußten, darüber würde wohl der Vf. die genügendste Entscheidung geben können. — Dem tragischen Gemälde von des biedern *Werner's* Tode folgt das heitere Bild von *Luderus von Braunschweig* beglückter Regierung und von dessen gesangreichem Hofe.

(Der Beschlufs folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., in d. Hermann. Buchh.: *Johann Tauler's Predigten*. Nach den besten Ausgaben und in unverändertem Text in die jetzige Schriftsprache übertragen. Erster Theil. Von Advent bis Oßtern. Lu. 804 S. Zweyter Theil. Von Oßtern

bis zum Advent. 472 S. Dritter Theil. Von den Heiligen. 1826. 228 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Wir besitzen viele Ausgaben von den Predigten und sämtlichen Werken des *Johann Tauler*; aber die Verehrer dieses Mannes haben sich in den letzten Decennien so sehr vermehrt, daß eine neue Ausgabe wohl Abnehmer finden dürfte. Wir unsrerseits, weit entfernt, das große Verdienst zu verkennen, welches sich jener seltne Mann durch seine mystischen, in deutscher Sprache gehaltenen Predigten und Andere durch die Aufzeichnung und Verbreitung dieser sowohl, als seiner übrigen Schriften erwarben, können doch unsere Ueberzeugung, daß sie nach beynahe 500 Jahren, wenigstens für Protestanten, sich nicht wohl mehr zum Erbauungsbuche eignen, nicht zurückhalten. Deshalb finden wir auch kein erfreuliches Zeichen der Zeit in der starken Nachfrage nach dieser Geistesnahrung, sondern bedauern vielmehr, daß dadurch so viele bessere Schriften der Art verdrängt werden; hoffen jedoch zugleich, man werde bald wieder eine gesündere, kräftigere und schmackhaftere Speise lieb gewinnen, sobald nur der mystische Fieberparoxysmus vorüber seyn wird, an welchem so Manche unsrer Zeitgenossen gar schwer darniederliegen. — Die ungenannten Herausgeber haben übrigens erfüllt, was der Titel verspricht. Auch geben sie in der Einleitung eine ausführliche Nachricht über die Handschriften und Ausgaben, welche wir von den Predigten und andern Schriften des *Johann Tauler* besitzen, so wie über die Art, wie nach und nach die vorliegende Sammlung der erliern entstanden. Das *Leben von Johann Tauler*, welches der Einleitung voransteht, und eine Uebersetzung aus der Schrift: *Scriptores ordinis praedicatorum recensiti notisque etc.*, auctoribus *Jacobo Quisif* et *Jac. Echard*. Paris 1719. — ist, müssen wir als solche für sehr unvollkommen, ja fast für schülerhaft erklären, so schwerfällig und undeutlich ist sie an manchen Stellen. Als Beweis diene sogleich der erste Periode: „Bruder *Johannes Tauler*, ein Deutscher, zur deutschen Provinz gehörig, erwarb sich nicht allein in dem vierzehnten Jahrhundert, in welchem er lebte, wegen seiner heiligen und strengen Lebensweise, durch welche er sich sehr bekannt machte zur Besserung der Christen und zur Hinnleitung des innern Menschen zu einer vollkommnern Gottesverehrung, sondern auch in den folgenden Zeiten bis jetzt durch seine trefflichen und nie ganz zu lobenden Werke, den größten Ruf bey der Nachwelt, so daß er von seinem Tode an schon der tiefe und erleuchtete Theolog heist und noch jetzt für einen Lehrer zu einem geistlichen Leben gehalten wird.“ — Wenn die Herausgg. sich durch diese Arbeit auch den Dank der Sprachforscher (Einl. S. XXVII.) verdient zu haben meinen, so müssen wir das bezweifeln: denn diesen kann nur mit einer Ausgabe gedient seyn, welche den unveränderten Text ganz unverändert giebt, ohne ihn in die jetzige Schriftsprache zu übertragen. Der Druck ist deutlich und correct, das Papier gut und auch der Preis mäßig.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

May 1827.

GESCHICHTE.

KÖNIGSBERG, im Verl. d. Gebr. Bornträger: *Geschichte Marienburgs, der Stadt und des Haupthauses des Deutschen Ritter-Ordens in Preussen.* Von Johannes Voigt u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Sechstes Kapitel. *Der Meister Dietrich von Altenburg in seinen Verdiensten um das Ordenshaus.* (S. 121—138.) Dieses Kapitel ist für die Kunstgeschichte von ganz besondrer Wichtigkeit, da es eine umständliche Nachricht von den beträchtlichen Bauten und Verzierungen giebt, womit *Dietrich von Altenburg* den hochmeisterlichen Sitz bereicherte und schmückte, wozu auch die noch jetzt ihrer Schönheit wegen bewunderten Theile des Schlosses gehören. Auf seinen Befehl wurde das merkwürdige *Mosaikbild der Jungfrau Maria* mit dem Christuskinde auf dem Arm verfertigt, welches sich an der Außenseite der Kirche befindet und noch gegenwärtig zu den Sehenswürdigkeiten Preussens gehört. In *Busching's* umständlicher Beschreibung dieses Bildes (s. d. *Schloß d. deutschen Ritter zu Marienburg*, S. 86.) ist dasselbe 25 Fufs hoch angegeben, in gegenwärtigem Werke (S. 181.) dagegen als 26 Fufs hoch. — Ueber die von diesem Hochmeister an dem Ordenshause unternommenen einzelnen Bauten stellt der Vf. gründliche Untersuchungen an, die größtentheils befriedigende Resultate gewähren. — Der (S. 184. Note 70.) aus *John* angeführte Umstand, daß die *Nogat* durch einen auf Befehl der polnischen Regierung gemachten Durchstich einer Kempe vergrößert worden, ist zwar allerdings richtig — es geschah im J. 1554 — doch ist der Vorwurf der ungeschickten Behandlung zu hart: denn der Durchstich wurde zur Sicherung der Weichfeldämme gemacht und war nothwendig. — Auch auf *Friedrich des Großen* Befehl wurde bald nach der ersten Theilung Polens an der *Montauer Spitze* eine Vorrichtung gemacht, wodurch die Strömung in die *Nogat* sich verstärkte.

Siebentes Kap. *Marienburg, Stadt und Ordenshaus in Winrich's u. Kniprode Zeiten.* (S. 138—183.) Unter diesem Hochmeister begann die eigentliche goldene Zeit des Ordensstaats in Preussen, in welcher die Gewerbe gediehen, der Handel blühte, der Ackerbau sich vervollkommnete, ein tüchtiger ehrbarer Bürgerinn sich ausbildete, und es klar erkannt wurde,

welche Kräfte die Natur des Landes dem Menschen darbiete, wenn er es mit Besonnenheit zu behandeln wisse: — es war in aller Art eine große, herrliche Zeit, in welcher *Winrich* 31 Jahre hindurch das Steuer des Ordensstaats in den Händen hatte. Der Vf. giebt uns eine lebenvolle, stets auf erwiesene Thatfachen gegründete Darstellung von dem Wirken des großen *Winrich*, der in seinen Thaten als das beynahe unübertreffbare Mußerbild eines weisen Fürsten erscheint. Was über die von diesem Hochmeister gegebenen Gesetze, über die von ihm den Künsten und Wissenschaften geleistete Pflege, den Zustand der Rechtskunde, den Weinbau in Preussen, den Handel und viele andre Gegenstände des Staats- und Bürgerlebens gesagt worden, wirft ein überraschendes Licht auf jenen merkwürdigen Zeitraum, und dient sehr wohl dazu, die zum Theil noch sehr irrigen Ansichten von den sittlichen, bürgerlichen und Cultur-Verhältnissen der Deutschen im 14ten Jahrh. zu berichtigen. Und alles dieses ist von dem Vf. mit fester feiler Hand und mit steter Beziehung auf klare geprüfte Quellen dargestellt, so daß sein anziehendes Gemälde jener schönen Zeit ein der Natur getreues genannt werden darf, welches, indem es Lesern aller Art eine befriedigende Unterhaltung gewährt, auch auf den Beyfall des streng prüfenden Geschichtsforschers Anspruch machen darf. Nur in dem anmuthigen farbenreichen Bilde von den glänzenden Festen bey der Erhebung *Winrich's* zum Hochmeister ist in einigen Einzelheiten *Becker's* Geschichte benutzt, die, da deren angebliche Quelle: *Vincentii Moguntini Chronicon*, bis jetzt nicht hat wieder aufgefunden werden können, allerdings keine sichere Quelle ist. Hiebey sey uns der Wunsch erlaubt, daß von Seiten der preussischen Regierung Nachforschungen nach jener, dem Anscheine nach für die preussische Geschichte wichtigen, Chronik angestellt werden mögen. Da sie im J. 1797. in den Händen eines Ordensbeamten in *Schlesien* gewesen seyn soll; so dürfte sie ja auch wohl jetzt noch in irgend einem der noch vorhandenen Ordens-Archive anzutreffen seyn. — Merkwürdig ist die Nachricht von der Einführung des *Vogelschießens* im J. 1854. Wegen der Bedeutung der bey den Ordensburgen befindlichen Anlagen, „*Jerusalem*“ genannt, scheint das doch nicht ganz ohne Grund, was im IXten Stück des *Erläuterten Preussens* (S. 721 u. f.) von den in Preussen befindlichen *Labyrinthen* gesagt wird, und besonders verdient das (S. 724.) aus dem *Stanislaus Sarnicius* Ange-

zogene einer Beachtung, wenn gleich der Zweck hier mit sichtlichem Vorurtheil gegen den Orden angegeben ist. — Dafs die preussischen *Hansestädte* ihre Versammlungen nicht in *Danzig*, welches doch die *Quarantänstadt* war, sondern in *Marienburg* hielten, beweist hinlänglich den grofsen Einflufs *Winrich's* auf den Hansebund; doch bezweifelt der Vf. wohl ganz richtig, dafs die *Hansa* diesen Hochmeister zu ihrem Schirmherrn habe ernennen wollen. — Eine herzerhebende Schilderung von *Winrich's* letzten Tagen und von dem allgemeinen Schmerze über seinen Verlust schliesst dieses reichhaltige Kapitel, welches unsern Romansehreibern ohne Zweifel den erwünschten Stoff zu bündereichen Dichtungen liefern wird.

Achtes Kap. Geschichte des Ordenshauses unter den Meistern Konrad Zöllner von Rotenstein und Konrad v. Wallenrod. (S. 183—195.) Weniger glücklich als unter *Winrich's* glorreicher Herrschaft war der Ordensstaat während der kurzen, doch thatenreichen Regierungen dieser beiden Hochmeister: allmählig zog sich bereits das Gewitter zusammen, welches bald verderbend über *Preussen* ausbrechen sollte. *Wallenrod's* unglückliche, obgleich durch den berühmten *Ehrentsch* verherrlichte Zeit scheint uns im Verhältniss zu den frühern und spätern Zeiträumen einigermaßen kurz behandelt, wiewohl gerade für die Regierungsgeschichte dieses Meisters sehr reiche Quellen vorhanden sind. Eine Würdigung des Charakters des talentvollen *Konrad v. Wallenrod* wäre vielleicht hier an ihrer Stelle gewesen, wiewohl dessen Vertheidigung bereits im *Brl. Pr. Th.* 1. S. 315. und im *Preuss. Todestempel* II. S. 71 u. f. versucht worden ist. Was *Lindenblatt* (S. 363.) über dieses Hochmeisters letzte Krankheit sagt, verdiente vielleicht der Erwähnung. Hart scheint uns die Vermuthung von den Gewissensbissen *Wallenrod's* wegen des „Irrlehrers“ *Leander*.

Neuntes Kap. Geschichte des Ordenshauses Marienburg zur Zeit des Hochmeisters Konrad von Jungingen. (S. 196—246.) Die kurze, meist friedliche Regierung dieses Hochmeisters war der Endpunkt von des Ordens Gröfse; mit Recht verweilt also der Vf. dabey, und theilt uns eine Menge interessanter Nachrichten mit, die uns ein anziehendes Bild von jener Zeit und ihrem Treiben geben. Der hohe Wohlstand des Landes und seiner Gebieter, wovon mehrere merkwürdige Beyspiele angeführt werden, ist die beste Widerlegung der dem Orden von einigen Schriftstellern angeschuldigten drückenden Regierung. Der Reichthum der Bürger und Bauern, der Ueberflufs an Gelde im Schatze des Hochmeisters, der im In- und Auslande grofse Summen mehrentheils ohne Zinsen auslieh, die Milde dieses Fürsten und das gemüthliche Leben, wovon uns so manche charakteristische Züge mitgetheilt werden, würden uns jenes Zeitalter als beneidenswerth erscheinen lassen, wenn uns der Vf. nicht auch die Schattenseite davon: Ueppigkeit, einen alles Verhältniss übersteigenden Luxus bey dem Volke, bey den Rittersn aber Hang zur Ungebundenheit, Uebermuth, Fehdelust gezeigt hätte, wodurch denn wohl endlich der Verfall des Staats herbeige-

führt werden mufste. Die Nachrichten von dem zu *Marienburg* gegoffenen Geschütz und von dem zu *Ponnau* zwischen *Mahlau(ken)* und *Insterburg* angelegten *Salzwerk* sind in technologischer Hinsicht von hohem Interesse. Die Beschreibung von der Pracht und dem Wohlleben an des Hochmeisters Hofe und das Erscheinen der zahlreichen Gesandtschaften selbst aus den fernsten europäischen Staaten giebt einen grofsen Begriff von der Macht und dem Ansehen des Ordens in der damaligen Zeit, und der Leser wird zu ernstlichen Betrachtungen über den Wechsel der Staatenverhältnisse veranlaßt, wenn er von dem Erscheinen der Gesandten des Königs von *England* an dem Hoflager des Hochmeisters liest, um die Aufhebung des von diesem gegen *England* erlassenen Handelsverbots zu erbitten. Recht ergetzlich sind manche kleine Züge aus dieses Hochmeisters Leben; unter andern von dem Unfuge, den seine Lieblingsaffen mit den neubemalten Heiligen getrieben, und von der uralten Nationalsitte des *Schmack-Osterns*, der auch er sich unterwerfen mufste — und zahlreiche Beyspiele von seiner Güte, Milde und Wohlthätigkeit schliessen auf eine würdige Art das glanzvolle Bild von des Ordens Gröfse, die von da an schnell und für immer in Abnahme geräth.

Zehntes Kap. Drey Jahre der Geschichte Marienburgs unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen. (S. 243—263.) Die Rüstung zu dem grofsen Kampfe mit dem *Polen-Könige* macht den Hauptinhalt dieses Kapitels aus, worin auch einige merkwürdige Einzelheiten aus vorgefundenen Rechnungen geliefert werden. Dafs der wichtigen Schlacht bey *Tannenberg*, in welcher die Kraft des Ordens für immer gebrochen wurde, nur mit wenigen Worten gedacht wird, billigen wir zwar, da es an ausführlichen Beschreibungen derselben nicht fehlt; doch würde uns eine Erörterung der Umstände, die den Tod des Hochmeisters zunächst herbeyführten, erwünscht gewesen seyn, da solche bekanntlich von den verschiedenen Chronikenschreibern abweichend und widersprechend erzählt werden.

Elftes Kap. Drey Jahre der Geschichte Marienburgs unter dem Hochmeister Heinrich v. Plauen. (S. 263—297.) Die Niederlage bey *Tannenberg* hatte den Orden dem Untergange nahe gebracht, und seine Rettung hing allein von der Behauptung des Schlosses *Marienburg* ab, welches ohne alle Vertheidigungsanstalten geblieben war, daher den *Polen* unfehlbar in die Hände gefallen seyn würde, wenn sie es ohne Säumen angegriffen hätten. Da trat der grofse *Heinrich von Plauen* dem siegenden Feinde entgegen, besetzte und vertheidigte die Burg, und erhielt sie und das Land dem Orden. Die weisen Mafsregeln des kraftvollen edlen *Heinrich* zur Rettung des Landes und der Burg sind hier in ein grofsartiges Bild zusammengestellt, welches so sehr durch die documentirte Wahrheit der Einzelheiten befriedigt, als durch die Lebhaftigkeit seiner Farben anspricht. Doch hat der besonnene Vf. bey Darstellung der Verdienste des hochherzigen *Plaun* mit gutem Grunde sich alles redneri-

sehen

schen Potopps enthalten, da das schwankende Benehmen *Wladislaw Jagello's* und der schreyende Undank des Ordens gegen seinen Erhalter ohnehin scharfe Contraste bilden, wodurch die Thaten jenes tugendhaften Helden in ihrem vollen Glanze hervortreten. — Für die Geschichte des Schlosses ist dieses Kapitel ausgezeichnet wichtig, da *Marienbourg* der Hauptschauplatz der erzählten Begebenheiten und die Erhaltung dieser Ordensburg der Mittelpunkt und das Ziel aller darin vorkommenden Handlungen ist. Auch für die Geschichte der Stadt, die damals der Vernichtung preisgegeben werden mußte, ist dieser Zeitpunkt bedeutsam. Unter den Beweggründen, die den heldenmüthigen *Plauen* vermochten, selbst das Unmöglich-scheinende zur Behauptung der Burg zu versuchen (S. 264.), hätte wohl die *Königin der Ehren* u. s. w. übergangen werden können; denn sicher war die Rettung des Ordens des trefflichen *Heinrichs v. Plauen* höchstes Ziel. Bey der Erzählung der Zusammenkunft *Heinrichs* mit *Wladislaw* hätte *Mart. Cromer* benutzt werden können, der, obgleich er stets zu Gunsten *Polens* berichtet, dennoch von *Plauns* Benehmen im königlichen Lager (Lib. XVIII. p. 407—408. Ed. Basf. 1558.) nur Rühmliches zu sagen weiß und ihm Worte in den Mund legt, die dem Retter Preussens angemessen waren. Ob dieser Schriftsteller, der für einzelne Parteen der preuss. Geschichte bey aller seiner Parteylichkeit für *Polen* doch auch als Quelle gelten kann, nicht hie und da hätte benutzt werden können, wollen wir unentschieden lassen. Das Mährchen — denn dafür halten wir es — von dem beabsichtigten Einschleusen des Pfeilers sollte, unsrer Meinung nach, der Vf. bestimmter widerlegt haben, damit es nicht noch ferner in unsre Geschichtsbücher als Thatfache aufgenommen werde. — Der alte Ordenspriester, der mit 30,000 Ducaten von *Marienbourg* entlendet ward, wurde nach *Cromer* L. XVIII. p. 409. an die Comthure von *Danzig*, *Schlochau* und *Schweiz* gesendet, um das Geld unter sie zur Werbung von Söldnern zu vertheilen. Der Verbindung des Ordens mit *Sigismund v. Ungern* gedenken auch *Cromer* und *Bonfini rer. hung.* Pars III. L. II. p. CCII. Ersterer giebt L. XVI. p. 397. noch einen andern Grund an (Kaiser *Ruprecht's* Tod und *Sigismund's* Absicht deutscher Kaiser zu werden), warum dieser dem Orden Beystand geleistet. — S. 282. wird in der Note 66. das Mährchen von der Selbstwahl *Heinrich's v. Plauen* genügend widerlegt. Die Erzählung von der schmählichen Absetzung des edlen *Plauen* giebt dem Vf. Anlaß, mehrere irrthümliche Berichte der Chroniken, als von den *Rabenneßtern* und *Wachtelbuben* und von dem fabelhaften Ritter *Otto v. Lernstein*, zu widerlegen. Die Nachricht S. 296. Note 100. widerspricht den beynahe einstimmigen Berichten der Chroniken, daß *Heinrich* auf dem Schlosse zu *Lochstadt* in einer harten Gefangenschaft gehalten worden sey. S. *Waissel* S. 139, *Hennenberger* S. 301 u. a.; die Sage erzählt sogar von einem unterirdischen Kerker, in welchem er nicht aufrecht habe stehen können. Das Grundlose dieser Fabeln ist hinreichend dargethan.

Zwölftes Kap. Geschichte *Marienburgs* unter dem Hochmeister *Michael Küchmeister v. Sternberg*. (S. 297 bis 322.) Während der Regierung des betagten, mit körperlichen Beschwerden kämpfenden *M. v. Sternberg* war der Orden durch innern Zwiespalt zerrüttet, von auswärtigen Feinden bedroht und wegen Geldmangel zu kraftvollen Unternehmungen unmöglich; das Land aber litt durch Dürre, Ueberschwemmungen und häufige Einfälle der *Polen*. Daher kann die Darstellung des Lebens auf dem Haupthaufe des Ordens auch nur wenig Erfreuliches darbieten. Gleichwohl hat der Vf. durch mehrere interessante Thatfachen, die den Geist der Zeit und die obwaltenden Verhältnisse scharf bezeichnen, Leben und Haltung in die Schilderung jenes wirren Treibens zu bringen gewußt. Die Mänsigung, die der Vf. in seinem Urtheil über den Charakter und die Handlungen des Hochm. *Michael v. Sternberg* beobachtet, contrastirt auffallend mit der leidenschaftlichen Heftigkeit eines *Kotzebue*, dessen einseitige, vage und unwahre Behauptungen zu widerlegen hier der Ort gewesen seyn würde, wenn der Vf. es nicht vielleicht für angemessener gehalten hätte, das oberflächlich bearbeitete Werk jenes Schriftstellers der verdienten Vergessenheit zu überlassen. — Von dem angeblichen Befehle *Sternberg's*, die Landeschroniken zu verbrennen, finden wir hier nichts erwähnt, wiewohl diese Angabe einer Erörterung werth gewesen wäre. *Waissel* S. 140 b. und *Hennenberger Erkl. d. L.* S. 303. sagen nur, und zwar mit gleichen Worten: „Er gebott alle *Preussische* Chroniken dem Orden umbs Geld zu verkaufen u. s. w. — Neu und schätzbar sind die Nachrichten von den Familien *v. Logendorf* und *v. Baisen*, wie auch über die Bruderschaft vom heiligen *Leichnam*, deren merkwürdige Stiftungs-Urkunde in den Beylagen unter Nr. XV. mitgetheilt ist.

Dreyzehntes Kap. Geschichte *Marienburgs* unter dem Hochmeister *Paul v. Rusdorf*. (S. 323—359.) Die Regierungs-Periode dieses Hochmeisters ist eine der verhängnißvollsten in der preuss. Geschichte, da während derselben nach anhaltendem Streben der Städte und des Landes, die alten Gerechtsame zu erhalten und zu erweitern, und nach vergeblichem Trachten des Ordens sie zu beschränken, der bekannte *preussische Bund* gestiftet wurde, der den gänzlichen Verfall und endlichen Untergang der Macht des Ordens in *Preussen* bewirkte. Demgemäfs hat der Vf. dieses Kapitel reich mit Thatfachen ausgestattet, die ein überraschendes Licht über den Zustand des Ordens und über die damaligen Zeitverhältnisse verbreiten. Höchst wichtig sind die Nachrichten über den Landrath, den geheimen Rath und über die Stiftung des *preussischen Bundes* und die Angaben (S. 344.) von den Vorräthen des Ordenshauses, die merkwürdige Aufschlüsse über die Finanz-Verhältnisse des Ordens geben. — In der Nachweisung von der Pferdezucht (S. 347. N. 2.) find *Kobeln* durch *Koppelpferde* erklärt; doch unrichtig: *Kobeln* (eigentlich *Kobbeln*) werden in der preussischen Mundart *Stuten* genannt, daher a. a. O. nicht *Zugkobeln*, sondern *Zuchtkobeln* zu lesen ist. — Die Klagen des

des Hochmeisters über Dürftigkeit und Mangel (S. 327 ff.) bilden einen auffallenden Contrast mit dem nach Schütz und v. Baczek erwiesenen großen Reichtum einzelner Ordensbeamten (S. 348. N. 4.), wo es heisst, das von dem nach *Marienburg* gebrachten Schätze des verstorbenen *lietländischen* Meisters, *Franke v. Kirshkorb*, ein Theil, 30,000 Mark an Gold, 600 Mark löthiges gegossenes Silber und ein schönes Tafelgeräth, dem verlorb. Komthur zu Follin gehört habe, und der Vogt von Wittenstein dem Meister eine Tonne voll Gold liefern konnte, auch bey seinem Tode noch 100,000 Mk. an Rosenobeln und andern Münzsorten hinterliess. Dafs bey einer solchen Bereicherungssucht der Ordensbeamten, die doch ihrem Gelübde zufolge kein Eigenthum besitzen sollten, der Staat zu Grunde gehen mußte, war wohl kein Wunder!

Vierzehntes Kap. Neun Jahre der Geschichte Marienburgs unter dem Hochmeister Konrad von Erlichshausen. (S. 359—394.) Das Bemühen des kraftvollen, doch milden *Konr. v. Erlichshausen*, Ruhe und Ordnung im Lande zu erhalten, die im Orden eingerissenen Mißbräuche abzustellen und durch strenge Aufrechterhaltung der Gesetze den Staat in seiner alten Kraft wiederherzustellen, ist (S. 374—385.) ansprechend dargestellt. Dafs dieser würdige Regent sein schönes Ziel nicht erreichen konnte, geht aus der (S. 370 u. f. im Auszuge mitgetheilten) Eingabe der Handwerker zu *Marienburg* vom J. 1443 hervor, die von der zu jener Zeit herrschenden Sittenlosigkeit eine schauerhafte Vorstellung giebt. Das merkwürdige Original dieser Eingabe ist in den Beylagen Nr. XXVI. beygefügt. — S. 362 u. f. ist ein nicht unwichtiger Beytrag zur Geschichte der *Fehmgerichte* geliefert, deren Eingriffen in seine landesherrlichen Rechte der Orden, ungeachtet der kaiserlichen Freybriefe, sich doch nicht erwehren konnte. — Das S. 384. N. 10. mitgetheilte Bruchstück eines *Studentenbriefs* vom J. 1422, worin unter andern folgende, auch in unsern Tagen häufig geführte Klage vorkommt: *omnem pecuniam, quam habui, in toto expendi et aliquantulum certis debitis involutus sum*, ist eine ergetzliche Antiquität, die manchen Leser an die Hoffnungen und Bedrängnisse seiner Jugend erinnern wird.

Fünfzehntes Kap. Geschichte Marienburgs unter dem Hochmeister Ludwig v. Erlichshausen bis auf die Uebergabe an die Polen. (S. 394—458.) Die Blut- u. jammervollen Scenen des *dreyzehnjährigen Kriegs*, in sofern sie Bezug auf die Geschichte des Schlosses *Marienburg* haben, und der schmähliche Verkauf dieses Hauptstützes des Ordens durch die Hauptleute der deutschen Söldner an die *Polen* sind in diesem Kapitel dargestellt, und haben dem Vf. Gelegenheit zu vielen Berichtigungen irriger Angaben dargeboten, wozu er durch den reichen Urkunden-Vorrath im geh. Or-

dens-Archiv zu Königsberg in den Stand gesetzt wurde. Der *dreyzehnjährige Krieg*, wiewohl thaten- und folgenreich, hat das Großartige der *schweizerischen* und *niederländischen* Freyheitskämpfe nicht; daher kann die Erzählung der Begebenheiten desselben dem Leser die Theilnahme nicht abgewinnen, die ihm die Darstellung jener merkwürdigen Kriege entlockt. Dennoch hat der Vf. in der Schilderung des verheerenden Kampfs und der Noth und der Rettungsversuche des Ordens unser Interesse in Anspruch zu nehmen gewußt, welches da, wo er die Mißhandlung und Vertreibung des unglücklichen Hochmeisters von der Ordensburg berichtet, bis zum innigen Mitgefühl gelleigert wird. — Die Summe, wofür *Marienburg* verkauft wurde, wird (S. 448.) auf 486,000 Gulden angegeben, *Hennenberger* (S. 275.) weis nur von 430,000, dagegen hat *M. Croner* (LXXIV. S. 541.) 476,000, der auch sagt, das die *Danziger* dazu 30,000 Gulden beygetragen haben. — Der oftgenannte Hauptmann der *Böhmen*, der eigentliche Verkäufer des Schlosses, heisst wohl nicht, wie ihn der Vf. schreibt, *Czirvenka*, sondern *Czervonka*: denn so heisst er stets bey *Croner* und *Slugos*, und so schreiben sich noch gegenwärtig die in *Böhmen* und *Polen* lebenden Glieder der Familie, deren Sprosse jener *Ulrich* war.

Sechszehntes Kap. Der letzte Kampf um Marienburg. (S. 458—512.) Die Geschichte des heldenmüthigen Kampfs der *Bürger zu Marienburg*, um ihre Stadt dem Orden zu erhalten, schließt auf eine würdige Weise das anziehende Gemälde des thatenreichen vielbewegten Lebens der Ordensritter, und noch einmal sehen wir hier Männer auftreten, deren Thaten die Bewunderung der Nachwelt verdienen. Vor Allen erscheint der edle *Bartholomäus Blume* als das Muster eines weisen, thatkräftigen, unwankbar treuen Bürgers, dessen unermüdete Thätigkeit eines glücklichen Erfolgs werth gewesen wäre. Der Charakter dieses edlen Patrioten ist S. 511. mit fester, sicherer Hand gezeichnet, und dann seines schmachvollen Endes — nach unserm Gefühl ganz richtig — nur mit kurzen Worten erwähnt.

Dieses möge genügen, um die Leser von der Reichhaltigkeit und Wichtigkeit des vorliegenden Werks zu überzeugen, durch welches der Vf. einen rühmlichen Beweis seines großen Fleißes in Aufsuchung und Benutzung der Quellen und seines Talents für die historische Darstellung abgelegt hat. Durch diese Geschichte *Marienburgs* sind wir zu der Hoffnung berechtigt, das seine Geschichte von *Preussen*, mit deren Ausarbeitung er sich gegenwärtig beschäftigt, einen hohen Grad der Vollendung erreichen und mit dem Vorzüglichsten, was unsere historische Literatur aufzuweisen hat, weiteifern wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

May 1827.

LITERATURGESCHICHTE.

AUGSBURG u. LEIPZIG, in d. von Jenisch. und Sta-
geschen Buchh.: *Lexikon verstorbener Baieri-
scher Schriftsteller des achtzehnten und neun-
zehnten Jahrhunderts.* Ausgearbeitet von Cle-
mens Alois Baader. Des ersten Bandes erster
Theil A — L. Des zweyten Bandes zweyter Theil
M — Z. 1824. 352 u. 376 S. 8. Des zweyten
Bandes erster Theil A — P. Des zweyten Ban-
des zweyter Theil R — Z. 262 u. 247 S. 8.
(6 Rthlr.)

Da die regen Fortschritte, welche die Wissen-
schaften in den neuern Zeiten in dem Königreiche
Baiern gemacht haben, die Ausarbeitung eines
Baierschen Gelehrten-Lexicons zu einem wirklichen
Bedürfnisse machen; so freute sich Rec. nicht wenig
darüber, daß ein fachkundiger Literator, wie Hr. B.
einem so mühsamen Geschäft sich unterzog. Je we-
niger indessen über die Gründlichkeit und Genauig-
keit, womit die meisten Artikel ausgestattet sind,
Klage erhoben werden darf; um so mehr thut es
Rec. leid, daß er dem Plane des Vfs nicht allenthal-
ben seine Zustimmung ertheilen kann. Die Idee, in
jedem Bande dieses Lexicons aus jedem Buchstaben
des Alphabets einzelne Gelehrte herauszuheben,
erschwert dessen Gebrauch sehr, da man, um sie
einzeln aufzufinden, in einzelnen Bänden suchen,
oder erst das Register zur Hülfe nehmen muß. Aufser-
dem ist an eine Vollständigkeit gar nicht zu denken,
so lange Hr. B. allen Gelehrten, die sich in seinem
„gelehrten Baiern“ vorfinden, schlechterdings die
Aufnahme in dieses neue Werk verweigert hat; ein Ver-
fahren, das sich um so weniger rechtfertigen läßt,
je mehr es in die Augen fällt, daß die meisten der
in obgedachtem Werke enthaltenen Artikel während
eines Zeitraums von 20 Jahren bedeutender Zusätze
bedürftig sind. In der Auswahl der im ersten Bande
vor Augen gestellten Gelehrten ist übrigens Hr. B.
keineswegs sorgfältig gewesen; und statt der zahllo-
sen Menge längst verichollener Schriftsteller aus dem
Anfange und der Mitte des vorigen Jahrhunderts
hätte Rec. lieber vollständige Biographien und
Schriftenverzeichnisse neuerer Gelehrten gewünscht,
unter welchen ungern folgende Namen: *Ant. Bucher,*
Joh. Jak. Cella, Joh. Feiler, Sebast. Günther, Joh.
Hartenkeil, Gottlieb Hufeland, Friedr. Heinr. Ja-
cobi, Aug. Friedr. Pfäffer, Friedr. Schlichtegroll,
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Karl Fel. Seyffer, Sebast. Stumpff, Ant. Clem. Graf
v. Törring und Joh. Peter Voit vermisst werden.
Ein Hauptfehler in der Anlage dieses Werkes ist
endlich der Mißgriff, daß Hr. B. nicht nur alle
Fränkischen und Schwäbischen Schriftsteller, die
geraume Zeit vor der Occupation in jenen Provinzen
gelebt haben, in sein Werk mit aufgenommen hat,
sondern daß er auch alle Gelehrte, die zwar in
Baiern und den nachher erworbenen Landestheilen
geboren worden sind, aber nie in ihrem Vaterlande
eine Anstellung erhalten haben, hier mit in Reihe
und Glied gestellt hat, wodurch das Ganze zu einer
unübersehbaren Masse anschwellen muß. Aus diesem
Gesichtspunkte fallen aus dem ersten Bande aus der
ersten Klasse 190 und aus der zweyten Klasse 67 Ar-
tikel weg, und es reducirt sich sonach die eigentliche
Hauptsumme von 419 auf 162 Baiersche National-
Schriftsteller. Auch bey dem zweyten Bande vermin-
dert sich die Anzahl der *wirklichen Baierschen*
Schriftsteller von 483 Artikeln auf 210.

Uebrigens ist nicht zu leugnen, daß auch dieses
Lexikon mit einer seltenen Ausdauer und Gründ-
lichkeit bearbeitet worden ist. Mehrere Gelehrte
sind hier aufgeführt, die man in dem *Meusel'schen*
Lexikon der verstorbenen deutschen Schriftsteller
und dem dormalen noch fortgesetzten *Gel. Deutsch-*
land und andern literarischen Werken vergebens
sucht, worunter wir im ersten Bande namentlich
Rom. Chrismann, J. Br. Cimarosa, Joh. Dixelber-
ger, Joh. Corb. Diemer, Matth. Ettenhuber, Bon.
Leonardelli, Karl Leuthner, Aem. Naisl, Marc.
Reischl, Ildeph. Tausch, Berno Zaisberger und Val.
Zellner, und im zweyten Bande: *Ign. Bärthl, Ben.*
Holzinger, Jos. Ign. Lampard, Joh. Nepom. Len-
genfelder, And. Löx, An. Manhard, Gottfr. Min-
der, Seb. Minderer, Joh. Karl Paricius, Greg.
Plaischhirn, Joh. Bapt. Randl, Karl Rothfischer,
Joh. Geo. Schidl, Ign. Dom. Chr. Schmidt, Pet.
Schusmann, Joh. Mich. Steiner, Sebast. Winkelho-
fer und Diep. Ziegler aufführen.

Auch haben viele Artikel bedeutende Zusätze
erhalten, worunter *L. H. Burry, D. E. Dolp, Dom.*
Gollowitz, Engelb. Kühgel, L. J. J. Lang, Mich.
Lechner, Aug. Maxm. Lipowsky, Fel. Alb. v. Lö-
wenthal, Agnel und Angelus März, Sebast. Mut-
schelle, G. W. Neuhofer, Franz Neumayr, Vinc.
Pall v. Pallhausen, Jos. Pempel, Flor. Pichlmayr,
Franz Wilh. Rothhammer, Sim. Rottmann, Matth.
v. Schönberg, Beda Seauer, Odilo Schreger, Fr.
Xav.

Xav. Stickl, Sam. Urlsperger und Ign. Weitenauer namhaft zu machen sind.

Zum Beweis, daß Rec. das vorliegende Werk nicht oberflächlich durchgesehen hat, will derselbe die wichtigsten Berichtigungen und Zusätze in gedrängter Kürze nachtragen. Von *Fr. Axters* Schriften ward Nr. 1. 1817 neu aufgelegt. Von *Joh. Jos. Batz's* Schriften erschien von Nr. 5. 1823 die 18te und von Nr. 6. 1821 die 14te Auflage. Bey *K. D. H. Benssen* vermissen wir seinen „Versuch einer systematischen Entwicklung der Lehre von Staatsgeschäften.“ Erlangen 1800. 1802. II.) Von *Jak. Brucker's* Schriften ward Nr. 23. zu Ulm 1751 auch ins Deutsche übersetzt. Bey *Joh. Friedr. Freyh. v. Cronegg* ist zu erinnern, daß zu Nr. 5. *C. A. Roschmann* 1764 den letzten Act zur *Sophonra* fertigte, auch muß in Nr. 6. der dritten Zeile statt der Mißtrauiche: der erste April gelesen werden. Ferner sind Nr. 5. und 7. der Schriften *Joh. Mich. Dahm's* in *Hartleben differt. jur. selectis acad. Mogunt.* Vol. I. p. 2. p. 95 sqq. u. p. 69 sqq. nochmals abgedruckt worden. Von *Chr. Alb. Döderlein* kennt Rec. noch 5 verschiedene *Dissertationes* und Programme in den Jahren 1752 — 1783; Nr. 1. besteht aus zwey Theilen, davon letzterer 1759 in Rostock herauskam. Bey *Joh. Gabr. Doppelmaier* (dessen Bildniß dem 20ten Bande der allgem. geogr. Ephemeriden vorgedruckt ist) ist nicht nur seine Inauguralrede: *quod Deus geometriam in mundo exerceat* ausgelassen, sondern auch noch zu bemerken, daß von Nr. 7. 1741 die 4te Fortsetzung und von Nr. 10. 1761 die neueste Auflage erschienen ist. Bey *Joh. Fr. Eisenhart* ist zu erinnern, daß *D. R. Ed. Otto* von Nr. 29. im J. 1823, die 3te verm. Ausgabe veranstaltet hat. Ueber *Joh. Chr. Gatterer* hat nicht nur *Saalfeld* in seiner neuesten Geschichte der Universität Göttingen, sondern auch *K. A. v. Malchus* in dem 2ten Heft der Zeitgenossen Verschiedenes mitgetheilt. Zu *Joh. Matth. Gesner* ist beyzufügen, daß von der lateinischen Uebersetzung bey Nr. 14. und von der Schrift Nr. 125. in den J. 1818 und 1815 neuere Auflagen erschienen. Bey *Joh. Geo. Hager* vermißt Rec. ein Programm über Alexander von Ales, dessen Schriften (Chemnitz 1750) und *Homeri Odyssæa, Graeco et Latine*, ibid. 1762. II edit. 4. 1819; auch sind Nr. 10. und 32. identisch. *Mod. Hahn* schrieb noch: „der Papilionist auf der Pfarrey“ (Constanz 1777). Die zweyte Schrift *Fr. Jos. Hafer's* erhielt 1804 ein neues Titelblatt. Bey *Joh. Gottfr. Köppel* (nicht *Koppel*) ist zu erinnern, daß von Nr. 3. 1816 eine unveränderte Ausgabe in 2 Bänden unter dem Titel: *Malerische Reise durch die beiden Fürstenthümer Anspach und Baireuth*, herauskam. *Matth. Michel Kümmelmann* ward 1761 Superintendent in Quersfurt, 1766 nach Freyburg versetzt, und starb am 15. April 1767. Von *Bernh. Laubender's* *Hausthierseuchen* ward die 2te Abtheilung 1821 mit einem neuen Titelblatt versehen; von *Joh. Nep. Lingl's* *Sprache der Liebe* erschien 1820 eine neuere Auflage.

Gottfr. Lumper starb erst im J. 1821. Bey *Andr. Ud. Mayr* fehlen zwey Schriften aus den Jahren 1775 und 1794. Daß von *Joh. Geo. Meusel's* *Gel. Teutschland* nur 17 Bände aufgeführt sind, ist auffallend; auch kann bey *M.* noch nachgetragen werden, daß von Nr. 40. die 4te Auflage erschienen, und daß der Verstorbene Mitarbeiter an der allg. Encyclopädie der Künste und Wissenschaften war. Bey *Jos. Milbiller*, welchem *Schenkl* in seinem Taschenbuche für das Königreich Baiern auf 1817 einen Nekrolog widmete, fehlen einige Schriften aus den J. 1783 — 1785. Graf v. *Morawitzky - Topor* schrieb noch: „*projet d'un commerce d'idées originales*“ (1773). Bey *Chr. Gottl. v. Murr* vermißt Rec.: *Bibliothèque dactylographique* (Dresd. 1805. 4.), und einen Aufsatz über die Schicksale der Handschriften *Kepler's* im 22ten Bande von *Zach's* monatl. Correspondenz. Auch gehört Nr. 75. zu Nr. 15., von Nr. 89. erschien 1811 der 2te Theil und von Nr. 49. 1821 die 2te Auflage. Von *Plac. Muth* sind Rec. noch 2 Programme: „*de novis per antiquas universitatis incrementis*“ (1812), „*de castris Thuringicis, quae vulgo Comitum de Gleichen dicuntur, nec non de pluribus simulacris universitati Erfordiensis dono datis*“ (1813), bekannt. Bey *Dietr. Heint. Ludw. v. Ompteda* ist nachzutragen, daß *K. A. v. Kampz* 1817 den 3ten Theil der Literatur des gesammten Völkerrechts herausgab. Ueber *Benno Oswald* giebt noch v. *Schenkl's* *Amberger Chronik* Auskunft. Bey *Ben. Pfeufer* ist zu erinnern, daß N. 3 bis 5. in dramatischen Erfindungen und Uebersetzungen (Cölln 1771) nochmals abgedruckt worden sind; auch ist in Nr. 3. „die verbuhlte Mutter“ zu lesen. Einige Schriften *Joh. Geo. Pründel's* erhielten neuere Auflagen, z. B. Nr. 17. 1809 und 1812 und Nr. 23. 1816. Bey *Greg. Leonh. Reiner* vermißt Rec. die Hinweisung auf *Reithofer's* Geschichte der Universität Landshut. Von *Joh. Adam Schmerler's* Schriften wurden gleichfalls Nr. 2. 7. und 13. in den Jahren 1796 und 1802 neu aufgelegt. Ueber *Ludw. Phil. Thümmig* ist auch der 16te Band von *Striedler's* Grundlage einer Hessischen Gelehrten - Geschichte nachzulesen. *Fr. Xav. Trentel* ward 1730 nicht 1750 geboren. Bey *Vit. Ant. Winter* vermißt Rec. dessen „Todtenfeyer bey Beerdigung des Generals v. Deroy“ (Landshut 1813); auch hätte hauptsächlich der 10te Band der von *Batz* und *Brenner* herausgegebenen theol. Monatschrift und das 1ste Heft des neuen Monatsblatts für die katholische Literatur als Quelle angeführt werden sollen. Bey *Geo. Wilh. Zapf* fehlt Eins und das Andre, was 1778 und 1779 von ihm gedruckt ward. Von *Jud. Thadd. Zauner's* *Salzburgischen Chronik* erschien 1820 und 1821 noch der 9te und 10te Theil. *Andr. Zaupfer* ward, nach der eigenen Angabe seines Sohnes, am 20. December 1746 geboren; auch hat er noch: „historische Anmerkungen über die Abschaffung der Feiertage in Baiern“ (München 1773), in Druck gegeben. Ueber *Joh. Gottfr. Zinn* finden sich Nachrichten in *Hück's* Lebensbeschreibung berühmter Cameralisten.

Bey dem im zweyten Theile aufgeführten *Joh. Bonav. Andres* ist dessen homilet. Magazin ausgelassen, wovon 1788 in Würzburg ein Heft erschien. *Albr. Beyer*, welcher 1808 Kreischulrath ward, starb erst im J. 1819. *Franz Berg* wurde 1809 in Ruhestand gesetzt. *Joh. Chr. Geo. Bodenschatz* schrieb noch: „Aufrichtig redender Hebräer von dem Ursprung und den Schickalen des jüdischen Volks“ (Frankf. u. Leipzig 1756. 4.) Bey *August Fischer* ist zu erinnern, das von Nr. 3. in den J. 1820 — 1822 noch drey neuere Auflagen erschienen sind. Bey *Franz Andr. Frey* fehlt: „Revision über *Koch's* ausführliches Rechtsgutachten“ (Bamb. 1819); auch verdiente der freysinnige Nekrolog in *Oken's* IIs 1821. S. 224 — 235 hier billig bemerkt zu werden. *Jos. Fürstaller* muß als Geograph ganz wegfallen. *Ad. Ferd. Gehlen* hat auch zu *Gilbert's* Annalen der Physik (Bd. 26. 28.) und zu *Schweigger's* Journal für Chemie und Physik (Bd. 1 — 12. 15. 19. 20.) Beyträge geliefert. Sein Bildniß (1816) steht auch vor dem 15ten Bande des *Schweigger's*chen Journals. Ueber *Joh. Alb. Gesner* giebt auch *Lutz* in seinen Nekrolog denkwürdiger Schweizer Auskunft. Von *Joh. Konr. Gröbel's* Gedichten in Nürnberger Mundart kam noch 1824 und 1821 eine neue Auflage des 1sten und 2ten Theils heraus. Die Schriften von *Nicol. Haas* konnten aus dem 1sten und (hier nicht angeführten) 4ten Bande von *Otto's* Oberlauf. Gel. Lexicon bedeutend ergänzt und berichtigt werden. Bey *Gottl. Christ. Harles* (von welchem noch ein interessanter Aufsatz in *Friedemann's* und *Seebode's* *Miscellaneis criticis*, Vol. I. P. III. p. 447 — 475 handelt) ist zu erinnern, das von Nr. 51. 1816 eine 2te Auflage herauskam, und das Nr. 84. aus 4 Programmen besteht. Von *Phil. Ludw. Haus* Schriften sind Nr. 1. u. 10. identisch; die neueste Auflage besorgte 1817 *Fr. Strack*. Von *Wilh. Heinse's* 9ter Schrift erschien 1815 die 2te Aufl. *Geo. Fried. Hildebrandt* (dessen Leben auch in den Verhandlungen der Leopold. Akad. der Naturforscher, Bd. I. S. 15 — 54 sich findet) hatte auch in *Gilbert's* und *Schweigger's* bekannten Journalen Eins und das Andre geliefert; Nr. 23. ist zu streichen, weil dasselbe unter Nr. 83. richtiger vorkommt: Nr. 34. ward zu Franeker 1802 ins Holländische übersetzt. Von *Donat. Hofmann* kennt Rec. noch: „Anfangsgründe der lateinischen Sprachlehre“ (Augsburg 1779). Bey *Ludw. Ferd. Huber* ist folgendes zu erinnern: Nr. 5. ward zu Wien 1810 nachgedruckt und Nr. 22. (wohin eigentlich auch Nr. 20. 26. 33. und 38 gehören) zu Frankf. 1819 neu aufgelegt. Die Erzählungen (Nr. 41.), welche aus 3 Bänden bestehen, gehören seiner Gattin an; dagegen hätte sein Vorbericht zum Kartenalmanach (Tübing. 1805) einer Erwähnung verdient. *J. H. Jördens* hat auch zum 19 — 34ten Bande des *Hufeland's*chen Journals Beyträge geliefert. *Joh. Kapp* schrieb noch: Alphabetisches Verzeichniß aller zum Herzoth. Württemberg gehörigen Ortschaften (Baireuth 1798). *Geo. Mich. Klein's* erste Schrift ward 1812 neu aufgelegt. Von *Joh. Zachar. König* hat man noch: „Kurze Anweisung, wie Hölzer,

Wiesen und Felder auf die leichteste Art nach Schef-feln vermessen und zu Tagewerken berechnet werden können“, u. s. w. (Culmbach 1810). Von *Seb. Ad. Kraft* juristisch prakt. Wörterbuch besorgte *J. C. F. Sommer* 1821 eine neue Auflage (welche auch bey *Aug. Ludw. Schott's* Artikel nachzutragen ist). Ueber *Fel. Ad. Freyherrn von Löwenthal* hätte *Schenk's* Amberger Chronik angeführt werden sollen. Bey *Adalb. Fried. Marcus* fehlen dessen Fränkische Arzneykundige Annalen (Bamberg 1792. 4 Hefte). Bey *Ign. Balth. Pickel* vermißt Rec. die Hinweisung auf des Grafen v. *Reisach* Neuburgisches Taschenbuch für 1810. Von *J. Rautenstrauch's* Schriften ward Nr. 5. zu Harlem 1794 ins Holländische übersetzt. Ueber *Fr. Volkm. Reinhard* konnte aus dem 19ten Bande des Gel. Teutschlands Manches nachgetragen werden. Seine meisten Schriften, namentlich Nr. 13. 21. 24. 35. 39. 42. 49. 51. sind, nebst vielen einzelnen Predigten, ins Holländ. übersetzt; auch sind dort (1802 — 1817) mehrere Predigten in ganzen Sammlungen ausgegeben worden. Von andern Uebersetzungen ist Rec. bloß eine dänische von *Holm* (Kopenh. 1803 — 1812) von Nr. 24. und eine französische von Nr. 51. (von *J. Monnet*, Par. 1814) bekannt worden. An der Herausgabe des Dresdn. Gesangbuches (Nr. 37.) hatte er keinen Antheil; dagegen fehlt noch die interessante, auch ins Holländische übertragene Schrift: „Ueber den Kleinigkeitsgeist in der Sittenlehre“ (Meißen 1801. 2te Aufl. 1817) und unter den Hefquellen ist noch ein anziehender Aufsatz in *Hanstein's* und *Wilm's*en's Jahrbuch der Homiletik und Ascetik. H. 1. S. 88 ff. u. H. 2. S. 308 ff. nachzutragen. *Joh. Wilh. Ritter* hat auch zu *Gilbert's* Annalen der Physik Beyträge geliefert. Bey *Joh. Sebast. v. Rittershausen* ist noch nachzutragen: Paulus und Seneca, ein Dialog, . . . und die mit *Jos. Milbiller* herausgegebene Zeitschrift der Zuschauer in Baiern (München 1782). Bey *Joh. Ferd. Roth* sind dem Vf. einige Aufsätze in *Wieland's* deutschem Merkur (1807 und 1810) entgangen. *Jos. Rückert* ward 1809 in Ruhestand gesetzt. Bey *Joseph Ant. Sambuga* sind dessen Predigten, herausgegeben von *Karl Klein* (Bamberg 1822), so wie bey *Aloys Sandbichler*, die Bearbeitung von *J. J. Heß* Geschichte und Schriften der Apostel (Salzburg 1801 II.) ausgelassen. *Geo. Fr. Cas. v. Schad's* 10te Schrift ward 1793 zu Naumburg neu aufgelegt. Von *Andr. Schmötzer* hat man noch: Anzeige einiger noch unbekannten alten Druckwerke, welche in München erschienen sind (Bamberg 1814). Bey *Geo. Fr. Seiler* vermißt Rec. neun Schriften und Programme aus den Jahren 1775. 1786. 1787. 1792. 1795. 1805. 1808 und 1810; auch hätten die neuern Auflagen, größtentheils mit Hülfe des *Reinsch's*chen Bücher-Lexikons genauer angezeigt werden können, wie dies namentlich bey Nr. 13. 20. 21. 22. 55. 73. 78. 79. 81. 84. 87. 88. 91. 100. 102. 108. 118. 126. 132. 142. und 144. der Fall ist. Noch muß hier bemerkt werden, das Nr. 40. und 44. identisch und Nr. 27. 70. und 107. ebenfalls ins Holländische übertragen worden sind. *Jos. Spitzenberger's* Gedichte erschienen, nach *Fel-*
der's

der's Angabe, nicht 1779, sondern bereits 1776. Bey *Cölestin Steiglehner* konnte noch außer dem 7ten Bande von *Haur's* interessanten Lebensgemälden der denkwürdigsten Personen des 18ten Jahrh., auch *Aug. Krämer's* anziehender Nekrolog im Morgenblatt 1819 Nr. 93. 94. als Quelle angeführt werden. *Kasp. Ant. Sterr's* Todestag ist der 23ste Februar; die zweyte Schrift ward zu Landshut 1807 wieder abgedruckt. Von *Paul v. Stetten* befinden sich im deutschen Merkur und im Freymüthigen von 1805 mehre artistische Aufsätze. Von *Sebast. Winkelhofer's* vermischten Predigten erschien 1822 die 2te Aufl. des 1sten und 2ten Bandes. *Patr. Bened. Zimmer* hatte auch an dem von der theol. Facultät zu Landshut erstatteten Gutachten: „Darstellung der Ursachen des Mangels an katholischen Geistlichen, nebst den sichersten Mitteln zur Abhülfe“ (Ulm 1817), Antheil. *W. L.*

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Götschen: *Erzählungen und kleine Romane*. Von *Friedrich Kind*. — Viertes Bändchen. 1826. 388 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. K. gehört zu unsern besten und gemüthlichsten Erzählern, und Rec. fühlt sich immer durch seine Arbeiten angezogen. Auch diese neue Sammlung, deren frühere Theile vom Rec. in diesen Blättern angezeigt worden, hat er mit freudiger Theilnahme gelesen. Die sechs ersten Aufsätze haben schon früher eine freundliche Aufnahme beym lesenden Publicum gefunden, der siebente aber erscheint hier zum ersten Male im Druck. Wir finden hier: I. *Das Geheimniß der Reminiscenz*. Ein interessanter Aufsatz, „aus den nachgelassenen Papieren eines geistlichen Fürsten,“ mit dem passenden Motto von *Schiller*:

Waren unsre Wesen schon verflochten?
War es darum, daß die Herzen pochten?
Waren wir im Stral erlöschner Sonnen,
In den Tagen lang vertrauelter Wonnen
Schon in Eins zerwonnen? —

Auf dem Ganzen ruht ein geheimnißvoller Schleyer. II. *Die Jungfrau vom See*. Eine gar anmuthige Erzählung aus der Periode der Meisterlänger, worin ein schönes und geistreiches Fischermädchen und dessen des Gefanges kundiger Vater die Hauptrolle spielen, und eine ernsthaft-komische Darstellung der Ankunft der sogenannten heiligen drey Könige auf einem Schlosse die Veranlassung war, drey sich zärtlich liebende Brautpärchen glücklich zu machen. Ein heiterer Sinn wehet durch die ganze Erzählung. III. *Wiesenhäuserchen*. Ein liebliches Märchen. IV. *Doris von Canitz*, biographische Skizze. Nach einem interessanten Vorworte, erneuert der Vf. das Andenken der edlen Gattin des bekannten Dichters v. *Canitz*, *Dorothea Emerentia*, geb. v. *Arnimb*, die ihre wohlthätige, das Leben ihres Gatten verschönernde, Laufbahn schon in ei-

nem Alter von 39 Jahren und 2 Monaten beschloß. Ihr anziehendes, in der *Besser'schen* Ausgabe der Canitz'schen Gedichte befindliches Bildniß, welches auch das Taschenbuch *Penelope* v. J. 1822 zierte, ist ein treuer Spiegel ihrer reinen und edlen Seele. V. *Wie man sich irren kann*. Reisegehistchen. Eine Zeichnung nach dem Leben! VI. *Der weisfagende Staar*. Volkslage. Eine echt-romantische Erzählung aus der burgundischen Vorzeit. Prinz *Konrad von Burgund* findet, geleitet von einem weisfagenden Staare, die verloren geglaubte, wunderliebliche Tochter der verwittweten Königin *Luitgarde* von Burgund, *Gertrud*, als Magd in einer Schenke wieder, rettet sie aus ihrer schnöden Lage, wird ihr ritterlicher Beschützer und Begleiter, und empfängt sie, zur Belohnung, als Gemahlin aus den Händen ihrer, über ihr Wiedersehen entzückten Mutter. Die Einmischung der wohlwollenden Zauberin *Gismunde*, welche aus Rache *Gertruden* als Kind geraubt, dann aber liebevoll gepflegt und gebildet, und einer Bäuerin übergeben hatte, damit sie die Beschwerden niedriger Stände, aus eigner Erfahrung kennend, einst wieder zur Höhe ihres ursprünglichen Standes emporgehoben; desto menschlicher empfinden und handeln möge, giebt dem Ganzen eine sehr gute Haltung. Diese Erzählung, deren sich die meisten Leser noch aus dem *Becker'schen* Taschenbuche mit Vergnügen erinnern werden, ist eine der gelungensten der ganzen Sammlung.

VII. *Der Bräutigam aus Brabant*. Nach mündlicher Ueberlieferung und gerichtlichen Urkunden. Fortsetzung und Beschluß. Eine sehr anziehende und gut erzählte Räubergeschichte aus dem Anfange des achtzehnten Jahrh., wovon das dritte Bändchen dieser Sammlung den Anfang lieferte. Die Grundzüge dieser Erzählung beruhen auf Thatfachen, und nur die Zusammenstellung und Einkleidung rühren von dem geistreichen Erzähler her. Was ihm in seiner Jugend von bejahrten Personen erzählt worden, fand er später in noch vorhandenen ausführlichen Actenheften bestätigt. Ein berühmter Räuber weifs, unter einer künstlich angenommenen Maske, und wirklich von der Schönheit, Anmuth und Bildung einer jungen, reichen böhmischen Gräfin hingerissen, deren Herz und Hand zu gewinnen, hält die Unglückliche längere Zeit auf einem alten Raubschlosse verborgen, wird aber zuletzt auf einem neuen Raubzuge ergriffen, zu Dresden in Ketten geworfen, und ungeachtet aller Fürbitten von mehreren Seiten und seiner ihm immer noch zugethanen Gattin, für die auch seine Liebe nie erloschen war, mit mehreren seiner Raubgenossen, mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht. Seine Gattin, deren völlige Unschuld erwiesen war, wurde frey gegeben, und fand in einem Alter von erst fünf und zwanzig Jahren, bey den Büsserinnen und barmherzigen Schwestern das Ende ihrer Leiden. — Der Vf. hat diesem Aufsätze mehrere erläuternde Anmerkungen beygefügt, und das Ganze ist zugleich ein schätzbarer Beytrag zum Gemälde jener Zeit.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1827.

KIRCHENGESCHICHTE.

MARKTBREIT, b. Künlein: *Die protestantische Pfarrey Voecklabruck, von ihrer Gründung im Jahr 1812 unter Baiern bis zu ihrer förmlichen Auflösung im Jahre 1825 nach ihrem Rückfall unter Oesterreich.* Ein Beytrag zur Kenntniß des Zustandes der Protestanten in Oesterreich und der Pöschlianer jener Gegend. Von J. L. S. F. Ludwig Würth, gewesenen ersten und letzten protestantischen Pfarrer daselbst und nun Pf. zu Martinsheim im Rezatskreise Baierns. 1825. VI u. 176 S. 8.

Die in Voecklabruck und in der Umgegend wohnenden Protestanten hatten unter Oesterreich zu der protestantischen Gemeinde Ruzenmoos gehört, waren aber durch die Abtretung an Baiern 1812 von diesem kirchlichen Verband getrennt worden, und sollten nun eine selbstständige Pfarrgemeinde bilden. Hr. W. ward als erster Pfarrer berufen und blieb es, bis unter andern auch das Hausruck - Viertel, in welchem Voecklabruk liegt, im J. 1816 wieder an Oesterreich zurückfiel, worauf er bald von da zurückberufen ward, während die protestantische Kirchen - Gemeinde Voecklabruck zwar noch eine Zeitlang selbstständig sich erhielt, jedoch ohne dafs ein besondrer Pfarrer an der Stelle des abgegangenen von Seiten Oesterreichs angestellt worden wäre. Und da die Gemeinde zu arm war, auf eigne Kosten einen zu berufen und zu unterhalten, wie es bey den andern dortigen protestantischen Pfarrgemeinden der Fall ist, die ausserdem noch alle kirchlichen Gebühren dem katholischen Pfarrer, also doppelt zu bezahlen haben; da auch noch ausserdem die Gemeinde, wegen ihres grossen Hanges zur Sectirerey, den fortwachsenden Keim der Uneinigkeit in sich selber trug: so konnte man ihre Auflösung voraussehen, und sie trat endlich ganz in ihre frühern kirchlichen Verhältnisse zu Ruzenmoos zurück.

Diese völlige Entscheidung ihres Schicksals hat Hr. W. aus besondern Rücksichten erst abwarten zu müssen geglaubt, bevor er ihre Geschichte, so wie eine treue Schilderung seiner amtlichen Wirksamkeit öffentlich bekannt machte, welche nun in obgenanntem Schriftchen vor uns liegt, über dessen besondere Zwecke das Vorwort noch genauere Auskunft giebt.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Man würde sich sehr täuschen, wenn man in dem Buche eine blofs trockne Aufzählung sich oft wiederholender Erfahrungen und folcher pfarramtlichen Notizen vermuthen wollte, die höchstens für den kleinen Kreis derer, welche mit den dortigen Localitäten und persönlichen Verhältnissen genauer bekannt sind, einiges Interesse haben könnten. Vielmehr mufs Rec. versichern, dafs er es höchst anziehend gefunden hat, weil man in demselben nicht nur Bekanntschaft mit einem Geistlichen macht, der sich in einer äufserst schwierigen Lage und bey wenigen frühern Amtserfahrungen gewandt, feil und grösstentheils mit glücklichem Erfolg zu benehmen und dabey mit heitrer Anspruchslosigkeit, nicht ohne Geist und Gefühl die guten und bösen Seiten seines Amts- und Privatlebens zu schildern weifs; sondern auch, weil unsre Aufmerksamkeit durch mancherley Thatfachen auf den Druck aufmerksam gemacht wird, den, in den Tagen kirchlicher Gleichheit und Freyheit, viele unsrer protestantischen Glaubensgenossen in jenen Gegenden von der katholischen Partey erdulden müssen, während letztere, bey oft sehr anspruchsvoller Ergreifung der gesetzmässigen kirchlichen Freyheit in protestantischen Ländern, bey jeder Gelegenheit über Unduldsamkeit von unsrer Seite schreyt, ja, während man hier und da in protestantischen Staaten den äufserst köstspieligen Ansprüchen der Katholiken mit ausserordentlicher Bereitwilligkeit entgegenkommt, und weniger dafür besorgt sich zeigt, den eignen Glaubensgenossen in katholischen Ländern die Anerkennung und Benutzung gleicher gesetzlich ausgesprochener Rechte, oft nur der dringendsten, zuzufichern, so dafs auch dem Unbefangenen eine solche Billigkeit gegen die eine leicht als eine Ungerechtigkeit gegen die andre Kirchenpartey erscheinen dürfte. Endlich enthält dies Buch auch darum ein zeitgemässes Wort der Warnung, weil aus den hier erzählten Thatfachen deutlich hervorgeht, dafs Pietismus und Sectirerey, anstatt der Sache des Protestantismus förderlich zu seyn, vielmehr trotz allem Prunken mit evangelischer Rechtgläubigkeit, demselben geradezu entgegenstrebt und dem Katholicismus in die Hände arbeitet.

Der Faden der Erzählung ist folgender: Zu Anfang des J. 1813 trifft Hr. W. nicht ohne große Beschwerden an dem Orte seiner Bestimmung ein, doch nicht ohne angenehme Erwartungen: denn die königlich bayerische Regierung hatte in der That eine anständige Befoldung angewiesen. Hier fragt er nach

Ppp

Woh-

Wohnung, Kirche und Schule: allein kaum konnte man darauf antworten und wies ihn endlich in die obere Vorstadt, wo man ein kleines elendes Häuschen zum Pfarr- und Schulhaus (dem Pfarr- wie dem Schulamte sollte er gemeinschaftlich vorstehen) gemiethet hatte, das aber sogleich als völlig unbrauchbar aufgekündigt und mit einem bessern auf unbestimmte Zeit vertauscht werden mußte. In der Stadt befanden sich bloß drey protestantische Familien, die andern wohnten in 40 verschiedenen Ortschaften, zum Theil Stunden weit umher; protestantische Gemeinde-Vorsteher mußten erst gewählt werden; eine recht hübsche Kirche in *Voeklabruck*, die bloß zum Heu- und Strohmagazin dient, war zum Gebrauch den Protestanten durchaus verweigert und deshalb die einsame Feldcapelle des Ortes *Pichwang*, eine Stunde weit, für Geld abgelassen worden, wo man auch noch den Altar herausgenommen hatte, weil die Gemeinde nicht 90 Gulden dafür besonders bezahlen wollte. Es wurden nun einfache Kirchengeräthe angeschafft, kleine Sängerschöre, um die Orgel zu ersetzen; errichtet, und der zunächstwohnende Protestant, eine Viertelstunde davon, ein Schuhmacher, übernahm die Dienste eines Mefsners und Todtengräbers. Den 14ten März ward die Kirche eingeweiht und die Einsetzung des neuen Pfarrers vollzog das königliche Landgericht, ohne daß jenem sonst nur der kleinste Beweis von freundlicher Theilnahme gegeben worden wäre. Der Vf. schildert dann seine einfache häusliche Einrichtung, so wie die Einrichtung der im Sommer darauf eröffneten Werktagsschule, welche von 7—11, im Winter von 9—12 Uhr gehalten wurde. Manche Kinder hatten über 2 Stunden zu gehen! Um der herrschenden großen Unwissenheit und besonders dem Sectengeiste entgegen zu arbeiten, ward eine Art Sonntagschule für die erwachsene Jugend errichtet. Alle in der Woche vorkommenden Amtsgeschäfte waren auf den Nachmittag verlegt, damit Kirche und Schule neben einander ungestört bestehen könnte. Besonders nothwendig ward auch die Einführung eines Familienregisters, welches um desto schwieriger war, da kurz zuvor sämtliche hierher gehörige Notizen bey einer Feuersbrunst gänzlich verloren gegangen waren. Recht gern hört man hierauf Hn. W. von einigen schwierigen Amtsvorfällen erzählen, von seinen freundschaftlichen Verhältnissen mit 2 benachbarten protestantischen Pfarrern, von dem geselligen Umgange in dem herrlich gelegenen Städtchen selbst. — Die Einwohner jener Gegenden werden als schlichte, gutmüthige Leute geschildert, die zwar keineswegs einer reifern Bildung sich unfähig zeigen, jedoch in ihrer Bildung hinter andern civilisirten Ländern Deutschlands bedeutend zurück sind. Selbst die Kuhpockenimpfung, die doch in dem benachbarten Salzkammergute allgemein eingeführt ist, findet sich hier noch nicht überall. Unreinlichkeit und damit verbundene ekelhafte Hautkrankheiten, wie auch Cretins, giebt's in Menge, und dieser äußere arm-

liche Zustand ist ein Spiegel der Geistescultur der daſigen Katholiken und Protestanten. Von diesen heißt es S. 62: „Der größte Theil der Protestanten dieser Gegend, besonders im sogenannten Salzkammergut, stammt von denjenigen ab, welche die berühmte Salzburger Verfolgung in den J. 1731—1735 in Einöden und Klüften übrig gelassen hatte. Viele derselben ließen sich damals unter andern in den schauerlich einsamen Gegenden des Hallstädter Sees nieder, entfernt von allen Mitteln zur weitem Ausbildung, um in dem fast unzugänglichen *Traunthale* das heutige *Traundorf* zu gründen, und die wenigen geretteten uralten Postillen und Paradiesgärtlein, die man, noch vor Erscheinung des Toleranzedicts unter dem freysinnigen Joseph II. 1783, hinter Kamin und Wänden versteckt hatte, um nicht von den gerichtlich bevollmächtigten Spähern mißhandelt zu werden, erhielten für die Nachkömmlinge das Ansehen heil. Reliquien. Bey anfänglichem Mangel eigener Bethäuser und Schulen schöpften sie Unterricht und Erbauung aus *Bengel's*, *Stilling's* und andern dergleichen Schriften, die ihnen nebst allerley herzstärkenden Traktätchen und frömmelndem Unsinne von gutmüthigen Schwärmern und Brüdergemeinden mitgetheilt wurden. Dadurch geriethen manche Gemeinden dergestalt in die Untiefen des Chillasmus, der Sectirerey und des falschen Pietismus, daß die Hoffnung einer vernünftig-religiösen Aufklärung auf lange Zeit hinaus verschwinden mußte.“ Nur ungern verlagern wir uns einen Auszug der Anmerkungen des Vfs. über die thörichten Träumereyen, Schriftauslegungen, über die Rohheit, Streitsucht und Unfittlichkeit der Pietisten, besonders auch über ihr grobes Benehmen gegen vernünftig denkende Prediger. Rechnet man nun noch zu solchen Uebeln die hier mit Belegen dargestellte drückende Unterordnung der Pastorate unter die katholischen Pfarrämter, unter welchen Umständen Hr. W. als königl. Baierscher Pfarrer jede Abtheilung, jede Verbesserung Schritt für Schritt erst mühsam erkämpfen mußte: so kann man sich sehr leicht einen Begriff von den mit jener Stelle verbunden gewesenen Reibungen, Verdrießlichkeiten und Kränkungen machen, und man fühlt sich gedrungen, den Mann nur desto mehr zu achten, der in solcher gewifs nicht beneidenswerthen Lage heitern Muth und unverdrossenen Berufseifer sich zu erhalten wußte. — Der Vf. schaltet nachher briefliche Nachrichten über die später erfolgten grausvollen Unthaten der Pöschlianer ein, wobey er sehr scharfsinnig und für den einzelnen Fall sehr richtig, wenngleich nicht im Allgemeinen erschöpfend und psychologisch tief genug, S. 118. Folgendes bemerkt: „Es scheint diese Schwärmerey in ihrer ganzen Originalität der dortigen Gegend anzugehören, und theils aus der durch Kriegslasten und Druck herbeygeführten allgemeinen Erschöpfung als eine Art Nervenkrankheit, — theils aus dem unverkennbar in unserm Geschlecht überall erwachten Trieb auch in religiöser Aufklärung zum Mannesalter vorzuschreiten, hervorgegangen zu seyn.“

Die Zeit, welche sich nämlich von manchen Schlacken reinigte, welche jeder Willkür, jeder Unterdrückung ihr Urtheil sprach, wollte sich auch in religiöser Hinsicht zur Freyheit erheben, und die Kräfte des menschlichen Geistes, nachdem sie lange Zeit andern Zwecken gedient hatten, schienen sich zu diesem Ziel hinzuneigen — lange Unruhe, Kampf, Umsturz und Wechsel der Dinge hatte diese Stimmung vorbereitet. Diesem sich ankündigenden Bedürfnis mußte nachgegeben, dieses Streben mit Klugheit geleitet werden, dem Slaven mußten zu rechter Zeit die Fesseln erleichtert werden, um ihn nicht zu einem gewaltsamen Sprengen derselben zu reizen (Rec. bemerkt, daß sich das hier Gesagte z. B. auf die Schwärmer in Wildenspuh nicht anwenden läßt); geschah dieses nicht, so war ein gewaltsames Ueberpringen zu einem Extrem zu erwarten; und so war es denn ein Leichtes, wo noch ein finstrier Geist haust und die Quelle aller wahren Aufklärung und Volksbildung, die Bibel (Rec. setzt hinzu: die richtig erklärte und verstandne Bibel) noch so unbekannt und unzugänglich ist, ein solcher Ausbruch eines Fanatismus erfolgte, in welchem sich das unterdrückte Streben des Zeitgeistes ankündigte, jedoch in Ermangelung einer lichtvollen Unterstützung durch die Vernunft, in einer Art von blindem Materialismus austobte, welcher den Rückweg zu einer noch größern Verfinsternung bahnt.“ — Sodann wird der Rückgabe jener Grenzbezirke an Oesterreich erwähnt und das Nöthige in Bezug auf die kirchlichen Verhältnisse beygebracht. Besonders zeigte man sich gar nicht geneigt, die Erklärung der höchsten Stelle, „daß provisorisch Alles im dermaligen Zustande verbleiben solle“, auch auf die protestantischen Pfarreyen ausdehnen zu wollen, denn man foderte von Seiten der katholischen Pfarrey sogleich die Kirchenbücher zurück, auch blieb die vom Staat zu leistende Befoldung, und zwar ein Rückstand von 300 Fl., aus, weshalb der bereits nach Martinsheim berufene Vf. noch manchen Kampf zu bestehen hatte, ob er gleich vorausah, daß die Selbstständigkeit der protestantischen Gemeinde sich nicht lange erhalten werde, welche Ahndung denn auch nach seinem Abgange von Voelklbruck in Zeit von 8 Jahren verwirklicht ward, wo sie sich wieder mit Ruzenmoos vereinigte und also alle frühern Vergünstigungen verlor. Denn, heisst es im Nachtrage S. 146.: „die Protestanten und lammliche an Oesterreich zurückgefallene Provinzen sind seit der Aufhebung des Provisoriums dem Toleranzedict unterworfen, und alle damit zusammenhängende Beschränkungen und (S. 147.) alle Spuren der ehemaligen confessionellen Gleichstellung und äussern kirchlichen Freyheit sind verschwunden.“ „Doch alle Beschränkungen von aussen, setzt der Vf. hinzu, vermögen nicht den inneren freyen Lebenskreis zu ersticken, der auch in diesen Gegenden aus seinem finstern Schacht hervorbrechen will, und während einerseits der Untergang einer Gemeinde durch Zeitverhältnisse herbeygeführt wurde und sein trübes Bild vor die Seele tritt, erlebt, ihr gleich-

sam zur Genugthuung, eine neue gegenüber, rein hervorgegangen aus dem Bedürfnis der fortschreitenden Zeit und rein christlicher Erleuchtung, auf Anregung des wackern, jedoch bald removirten Pfarrers Bos.“ Gallneukirchen ist hier gemeint, wo sich trotz aller Hindernisse, die man ihnen in den Weg legte, trotz aller Bekehrungsversuche, die man sogar durch den allberühmten Fürsten von Hohenlohe mit ihnen anstellen liess; trotz dem, daß mit jedem Einzelnen vorschriftsmässig eine sechs-wöchentliche Belehrung vorgenommen ward; trotz dem, daß drey Jesuiten dort beschäftigt seyn sollen, auf 80 Familien dem Protestantismus zugewendet, und, nachdem sich die Thätigsten zuvor persönlich an des Kaisers Majestät hatten wenden müssen, Erlaubnis zum Uebertritt erhalten haben, obgleich die Ausgetretenen bis jetzt noch keinem der entfernten evangelischen Pastoren zugetheilt sind, auch zur Bildung einer eignen evangelischen Gemeinde bis jetzt noch keine Einleitung getroffen ist. Möge ein freundliches Gesirn auch ihr, wie der zu Mühlhausen leuchten!

Endlich hat Hr. W. als Anhang noch seine Abschiedspredigt, die er den 8ten Sonnt. n. Trin. 1816 in seiner einlamen, übrigens aber überfüllten Kirche bey Pichlwang gehalten, beygefügt. Gal. 5, 1. ist sehr passend zum Text gewählt. Thema: *die fruchtbare Wahrheit, daß das evangelische Leben nicht abhängt von dem Unbestand menschlicher Einrichtungen.* Es wird sodann 1) der Begriff — evangelisches Leben — erklärt; 2) seine Unabhängigkeit von allen menschlichen Einrichtungen bewiesen, und 3) das Fruchtbare dieser Wahrheit erwogen. Ein edles, freyes, kräftiges, gutgemeintes Wort, das gern die Summe des evangelischen Christenthums, zum bleibenden Verhältniss in gefährlichen Zeiten, den Zuhörern noch ans Herz legen möchte. Nur scheint es uns, als ob der Ton für die dortigen Umgebungen, wie sie vorher im Buche geschildert werden, noch zu hoch gehalten sey. Herzlich und ergreifend sind besonders die letzten Segenswünsche.

GESCHICHTE.

MARBURG u. CASSEL, b. Krieger u. Comp.: *Die Vorzeit.* Taschenbuch für d. J. 1827. XXII u. 340 S. 12. (1 Rthlr. 16 gGr.)

Daß durch den Verlust, welchen die Verlags-handlung dieses trefflichen Taschenbuchs seit dem vorigen Jahrgange desselben an ihrem Inhaber erlitten hat, die Schrift selbst hinsichtlich ihres Aeußern nichts verloren hat, lehrt sogleich der erste Blick auf sie. Die Eleganz, welche ihr schon von ihrer ersten Erscheinung an eigen war, ist ganz dieselbe geblieben, und mit feinen Kupfern und schönen Steindruckern ist dieser Jahrgang so reich ausgestattet, als keiner seiner Vorgänger; so wie denn auch das Innere der *Vorzeit* durch den Zutritt neuer Mitarbeiter und tüchtiger Kunstfreunde an Mannichfaltigkeit und Abwechslung merklich gewonnen hat.

Aber

Aber eben diese größere Zahl leſenswerther Aufſätze und die Rückſicht auf den beſchränkten Raum unſrer Zeitſchrift wird es entſchuldigen, wenn dieſe Anzeige bey keinem derſelben lange verweilt und wir uns mit der allgemeinen Verſicherung begnügen, daß es weder der würdige Herausgeber, noch ſeine braven Mitarbeiter an Etwas haben fehlen laſſen, dem gleich Anfangs geſleckten Ziele, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, nach Kräften ſich zu nähern. Das Titelkupfer zeigt L. Ludwig V. oder den *Getreuen* von Heſſen-Darmſtadt, der es in ſo vielem Betracht verdient, daß die geübte Feder eines *Juſti* (S. V—XVII.) die denkwürdigſten Umſtände ſeines Lebens und ſeiner Regierung aufzeichnete. Eine gründliche und vollſtändige Geſchichte der mit Marburg verſchwiſerten Hochſchule zu *Gießen*, wozu dieſe ſkizzierte Schilderung ihres Stifterſ nur einleiten ſoll, ſieht, nach dem Vorworte, im künftigen Jahrgange zu erwarten. Das Titelblatt zielt die wohlgelungene Darſtellung des ehemaligen *Weißenſteins*, jetzt *Wilhelmshöhe* genannt, auf dem Karlsberge bey Caſſel, vor etwas über 100 Jahr von L. Karl aufgeführt und in neuern Zeiten von K. Wilhelm I. bedeutend erweitert und verſchönert. Von der Stadt *Hörter*, deren kurze Beſchreibung und Geſchichte Hr. P. *Wigand* mittheilt, findet ſich (S. 159.) auf der beygefügten Kupfertafel ein recht treues Bild. Auch die Abbildung des Herzogs *Bolleslaus des Hohen* von Schleſien in ſeinem Panzerhemde, nach dem in *Leubus* ſiehenden Grabdenkmale von *Maire* zu Berlin gezeichnet (S. 167.); der Steindruck von dem alten Kunſtwerke im Dom zu Fulda, das *goldene Rad* genannt (S. 204.); die ſchön gezeichnete Ruine der im J. 1825 gewaltſam zerſtörten Kirche zu *Münſterſchwarzach* am Main (S. 301.); die Anſicht der Brücke zu *Melungen* über die Fulde, vom Ingenieur *Matthäi* treffend gezeichnet (S. 318.); und endlich der von Hn. *Seibert* zu Wittelsberg verfertigte Grundriß jener urakten *St. Elſabeth-Kapelle* bey Marburg, wovon der vorige Jahrgang einige Nachricht gab (S. 328.) — ſind Kypfer und Steindrucke, welche den Zeichnern und Officinen zu Karlsruhe u. ſ. w. zur Ehre und dieſem Taschchenbuche zur Zierde gereichen. Von den abgebildeten Gegenſtänden findet man an den bemerkten Stellen befriedigende Beſchreibungen und kurze Geſchichtserzählungen. — Außerdem enthält dieſer Jahrgang noch folgende intereſſante Beyträge: *Otto der Schütz*, Prinz von Heſſen (S. 1 f.), vom Herausg., mit der an ihm gewohnten echt hiſtoriſchen Umſicht und Treue gearbeitet. *Arno*, zehnter Biſchof von *Würzburg*, geborner Graf von *Endſee* (S. 83 f.), von *Pol. Schmitt*; eine ſcharffinnige Entwickelung der Entſtehung des Sprichworts: „wer das Glück hat, der führt die Braut nach Hauſe.“ *Furcht eines deutſchen Kaiſers*,

Friedrich III. (eigentlich IV.) vor dem Spottnamen „*der einbeinige Kaiſer*“ (S. 111 f.), von Dr. *Schanz* zu Ziegenhayn. *Höchſte Ehre und höchſte Schande, den Corſen von den Franzoſen bewieſen* (S. 121 f.), von *Ebendemſelben*. Die ekelhaften Schmeicheleyen, womit in unſrer Zeit der Abgott des Tages von Franzoſen (aber leider! auch von nicht wenig Deutſchen, Dänen u. a.) überhäuft wurde, werden mit Gewandtheit und nicht ohne Witz den Schmähreden verglichen, welche man ſich in ältern Zeiten, beſonders auch unter *Ludwig XIV.*, gegen die ganze Nation der Corſen erlaubte, ſo daß *Seneca's* Schilderung ihres Charakters:

„*Prima eſt ulciſci lex, altera oivere raptu,
Tertio mentiri, quarta negare Deos*“ —

von einem neuern franz. Schriftſteller ſo überſetzt wurde:

„*La vengeance et la fourbe et le droit de la force
Et le mepris les Dieux — voilà les lois du Corſe!*“

Beſchreibung einer groſſen marmornen Altar-Verzierung in der evangeliſch-lutheriſchen Pfarrkirche zu Marburg (S. 129 f.), von *Juſti*. Eine ſchätzbare Zugabe zu des verdienſtvollen Vfs. Beſchreibung aller Kunſtdenkmale, welche die genannte Kirche auszeichnen, in *Muſel's* Muſeum für Künſtler u. ſ. w. St. X. S. 424 f. Noch finden ſich unter den *hiſtoriſchen Merkwürdigkeiten* (S. 200 f.) und unter den *Miſſellen* (S. 296 f.) viele recht intereſſante Mittheilungen. So z. B. unter den Letzten: *Nachricht von einer merkwürdigen* (und ſehr ſelten gewordenen) *Druckſchrift aus dem Reformationszeitalter*. (S. 313.) Dieſelbe führt den Titel: „Das Baſilum mit ſeinen Gliedern gemalet vnd beſchryben gebessert vnd gemehrt. 1526. 4. Des Herausg. Exemplar iſt aus des berühmten *Baldinger's*, jetzt zu Darmſtadt befindlichen, groſſen Bibliothek, beſteht aus 22 unpaginirten Blättern und hat die Jahrzahl 1526; die Holzschnitte ſind charakteriſtiſch, die Zeichnungen kräftig, die darunter ſiehenden achtzeiligen deutſchen Verſe enthalten mitunter ſtarke Sarkasmen, derben Witz und geſunde Laune. Unter den Erſten: *Schreiben Kaiſers Karl V. an den Meſſ. L. Philipp den Großmüthigen* u. ſ. w. vom J. 1539. (S. 209 f.) Die Originalurkunde trägt die Aufſchrift: „Befehl K. Karls V. an den Landgraven von Heſſen, die aus d. D. O. Kirche zu Marburg weggenommenen Reliquien der heil. Elſabeth wieder zurückzugeben.“ Von einem ähnlichen kaiſerl. oder andern *Befehl*, nicht die Reliquien, ſondern die Kleinodien, Silber, Gold und Edelgeſteine, welche im J. 1809 aus erwähnter deutſcher Ordenskirche von Marburg nach Caſſel abgeführt worden, wieder zurückzugeben, hat nichts verlauten wollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1827.

PHYSIK.

Ulm, b. Stettin: *Der Galvanismus, aus dem Dunkel in das Licht gezogen*, von Christian Leberrecht Rösling, Dr. Philos. leg., Prof. der Mathematik und Physik am Königl. Württemberg. Gymnasium in Ulm und verschiedener gelehrter Gesellschaften Mitglied. Zwey Theile, mit fortlaufender Seitenzahl. XVI u. 828 S. 1824. 8. Mit 6 Tafeln (in Steindruck). (6 Rthlr.)

Gezogen ist der Galvanismus in dieser Schrift allerdings, wenigstens sehr *ins Breite gezogen*; ob er aber aus dem *Dunkel an das Licht gezogen* sey, will Rec. nicht entscheiden; sollte indessen letzteres, wie der Titel besagt, der Fall seyn, so müßte der Gegenstand auf eine klare und verständliche Art vorgetragen seyn — dies hat aber Rec. keinesweges gefunden; eine Menge gelehrt und scharfsinnig scheinender Deductionen erschweren das Lesen und Verstehen dieser Schrift in hohem Grade, ja der Vf. selbst scheint das von ihm Gesagte bey dem Durchlesen nicht recht verstanden zu haben, da er nach S. XV bey der Correctur „nicht auf bloße Druckfehler aufmerksam werden konnte, weil er zuviel Aufmerksamkeit auf den schwierigen Inhalt verwenden mußte.“ Dieses wird uns bey dem Vf. wohl einigermassen entschuldigen, wenn wir seine Behauptungen nach seiner Meinung nicht immer ganz bestimmt aufgefaßt haben sollten; wir wollen indessen nur einige der Hauptsätze dieser Unterfuchung angeben, ohne auf eine Widerlegung derselben einzugehen, obgleich sich der Vf. in diesem Falle nach S. XIV damit trösten würde, daß auch ein *Newton* und *Kant* Gegner gefunden haben.

Erster Theil. Von den die galvanischen Erscheinungen verursachenden Electromotoren. Erster Abschnitt. Von mehreren mit verschiedenartigen Electromotoren angestellten Grundversuchen zur Erkenntniß der dabey sich ergebenden electrischen Erscheinungen (S. 1—132). Der Vf. bemerkt sogleich im Anfange dieses Abschnittes, daß er bey allen seinen Unterfuchungen „die *Materialität* und *Duplicität* der Grundurachen der verschiedenen electrischen Erscheinungen als Wahrheiten zum Grunde lege, ohne die jedes zum Erklären galvanischer Erscheinungen vorgenommene Raisonement in weiter nichts, als einem grund- und bodenlosen Geschwätz, wodurch nicht das geringste physicalische Wissen gewonnen wird, bestehen kann“ (S. 7). Der

Vf. hält dann eine lange Rede an die Gegner dieser Ansicht, welche an die Demonstrationen des *Theophrastus Paracelsus Bombastus* erinnert. Rec. will nur folgende Stelle aus diesem langen, vermeintlichen Beweise hervorheben: „So wenig uns das Recht zukommt, für jede besondere Art von Naturerscheinungen die Existenz einer *besondern Materie* als das Princip dieser Erscheinungen anzunehmen, eben so wenig seyde auch ihr (die Gegner nämlich) berechtigt, für jede besondere Art von Naturerscheinungen eine *besondere diese Erscheinungen erzeugende Kraft* zu statuiren, denn sonst dürftet ihr auch, weil es in der Natur *Nasen* und *Schnupfen* giebt, eine besondere *Nasenkraft* und *Schnupfenkraft* annehmen“ (S. 14). Das Resultat dieser ganzen Demonstration ist, daß die Gegner dieser Ansicht „sich nicht auf der Straß nach dem Tempel der Wahrheit, sondern auf dem Holzwege befinden“ (S. 12). Auch im zweyten Bande S. 475 u. flg. sucht der Vf. zu beweisen, daß die electrische Materie kein Hirngespinnst sey, indessen auch hier hat Rec. nur *Worte*, keinen *Beweis* gefunden. Sodann werden die Fundamentalversuche von *Volta*, *Parrot*, *Pfaff*, *Singer* und *Schmidt* mitgetheilt und mehrere scheinbare Widersprüche zwischen denselben aufgehoben.

Zweiter Abschnitt. Von den Ursachen und Processen, wodurch die an Electromotoren sich ergebenden electrischen Erscheinungen entstehen (S. 133—235). Wenn durch die Berührung einer Zinkplatte (Z) und einer Kupferplatte (K) die beiden Electricitäten erzeugt werden, so geschieht dieses nicht durch den Einfluß der Luft, sondern durch Kräfte, welche dem Electromotor selbst eigenthümlich sind. Der Vf. stellt hier ausführliche Unterfuchungen an über die Art, wie die verschiedenen Schichten dieser beiden Körper gegenseitig auf einander wirken; daraus folgt dann, daß die Zinkplatte bey hinreichender Länge und vollkommener Isolation durch die Berührung einer ebenfalls isolirten Kupferplatte an ihrem der Berührungsfläche entgegengesetzten Ende eine Portion freyer + EZ zeige (S. 155). Diese durch Schlüsse und nicht durch Erfahrung gefundene Erscheinung widerspricht, wie der Vf. selbst bemerkt, den bekannten Annahmen, daß sich die Electricität nur auf der Oberfläche veröreite; diese Hypothese, deren Grund „in einem durch verkehrtes Beobachten und Lernen oder gar durch grundlose Hypothesen *verschraubten Intellectus*“ liegt, wird dann widerlegt; der Vf. fügt am Schlusse (S. 157) noch folgende Er-

Qqq

fah-

fahrung hinzu, welche den Geist der ganzen Demonstration zeigen kann: „die Drähte, woran in meinen Goldblattelectroscopen die Goldblättchen hängen, sind in Glasröhren 5 Zoll lang in Siegellack eingekapselt und leiten dennoch!“ Sonderbar! Noch sonderbarer aber ist es, daß die Electricität auf den Leitern unserer Electrifikationsmaschinen bleibt und sich nicht bis zur Grenze der Atmosphäre verbreitet, weil hier erst die Oberfläche der Leiter in demselben Sinne ist, in welchem die Glasröhren die Oberflächen der Drähte an den Electroscopen sind. Wenn sich Z und K berühren, so entsteht durch diese Berührung Electricität; es nimmt nämlich Zink dem Kupfer etwas positive Electricität, wodurch das Kupfer dann negativ wird, jedoch binden sich diese beiden Electricitäten so lange als beide sich berührende Metalle isolirt sind; es zeigt K erst dann freyes — EK , wenn Z mit dem Boden verbunden wird; es muß daher zwischen Z und der Erde E eine Wirkung vorgehen, wodurch das in Z befindliche $+EZ$ überwältigt wird. Nun ist es nicht möglich, daß $+EZ$ aus der Erde einen Theil — EE an sich ziehe, weil $+EZ$ von — EK gebunden wird, es muß demnach die Ursache dieser Erscheinung in die Erde gesetzt werden; d. h. es muß die Erde eine Ziehkraft A haben, vermittelt welcher sie der Z eine Portion $+EZ$ entzieht, wodurch dann offenbar — EK frey wird. Setzt man dagegen Z erst mit der E und später mit K in Verbindung, so zieht die Erde durch ihre Ziehkraft A eine Portion $+EZ$ an sich herüber und verwandelt dieses in $+EE$, dadurch ist in der Z eine Portion — EZ entstanden, welche sich mit $+EE$ im gebundenen Zustande befindet; zugleich wird in Z eine Summe von Anziehungskräften A' frey, welche zu den ihr ursprünglichen A hinzukommt, daher wirkt Z jetzt mit der Kraftsumme $A + A'$ auf die mit ihr verbundene Materie K , wozu noch die Ziehkraft des freyen — EZ kommt; es wirkt daher jetzt der K eine weit größere Menge $+EK$ entgegen, als es durch die bloße A geschehen wäre.

Wird dagegen K mit dem Boden verbunden, so muß zwischen K und E eine Wirkung vor sich gehen, wodurch — EK frey wird, dieses letztere geschieht durch keine Einwirkung der E auf die K ; denn wenn man auf die K stets eine frisch ziehende Z wirken ließe, und K mit der Erde verbände, so ginge stets eine Portion $+E$ durch die Z und nebst dem noch eine Portion — E durch die E , also eine Portion oE der K verloren. Weil aber dieses wäre und doch die K unmöglich ein unerschöpfbares Magazin von oE seyn kann, so mußte, wenn man fortgesetzt mit derselben K auf die eben erwähnte Weise experimentirte, diese K endlich aller ihrer oE beraubt werden und zu einem Electromotor völlig unbrauchbar seyn, so lange sie nur mit der Erde in Verbindung stände und ihr nicht durch Berührung mit andern Materien wieder Gelegenheit verschafft würde, ihren Verlust an oE zu ersetzen. Dieses widerspricht aber allen Erfahrungen. Eben so wenig entzieht die Erde der mit ihr in Verbindung gesetzten $K + EK$, wodurch $+EZ$

frey würde. Es erfolgt daher der ganze Proceß durch ein Wirken der K auf die E , indem sie $+EE$ an sich zieht, wodurch dann $+EZ$ auf den Condensator wirkt. Am Schlusse der ganzen Untersuchung zeigt der Vf., daß in dem Electromotor KZ ein *einseitiges* Wirken vor sich gehe, indem nur Z activ sey, der K eine Portion $+EK$ entziehe und dieses in $+EZ$ verwandele; eben dieses thue verdünnte Säure (W) in den Electromotoren ZW oder KW , und daher sey W stets positiv.

Dritter Abschnitt. Von mehreren mit verschiedenen Electromotoren angestellten Grundversuchen zur Erkenntniß der dabey sich ergebenden Oxydationsercheinungen (S. 236 — 245). Der Vf. erwähnt hier die Versuche von Davy, nach welchen die electrifische Wirkung der voltaischen Säule sich nahe verhält, wie die Stärke, mit welcher die Metalle angegriffen werden; sodann führt er die Meinung mehrerer Physiker, namentlich Parrot's, an, nach welchen die Wirkung der Säule ihren Grund in einem Oxydationsproceß hat. Er zeigt, daß die Electricität den Oxydationsproceß erhöht, also nicht als Wirkung desselben angesehen werden kann.

Vierter Abschnitt. Von den Ursachen und Proceß, wodurch die an Electromotoren sich zeigenden Oxydationsercheinungen entstehen, und den falschen Ansichten derer, welche meinen, die in den voltaischen Säulen sich zeigenden Electricitäten seyen Folgen der in diesen vor sich gehenden Oxydationsproceße (S. 246 — 319). Der Vf. bezeichnet der Kürze halber das in Gasgestalt vorhandene Sauerstoff mit O , das mit Hydrogen zu Wasser verbundene mit OW ; das Hydrogen im ersten Falle mit H , im zweiten mit Hg , und stellt dann folgenden Satz auf, welchen er sehr ausführlich zu beweisen sucht: „Jede Portion W reines Wasser besteht aus vier Bestandtheilen Hg , OW , $+E$, — E , von welchen Hg die $+E$ mit einer Ziehkraft α , OW die — E mit einer Ziehkraft β an sich gezogen, aber doch nicht in sich eingemengt enthält, von welchen ferner die $+E$ und — E durch eine zwischen ihnen Statt findende Ziehkraft γ zu oE und auch die beiden Bestandtheile Hg und OW durch eine dem Hg zukommende Ziehkraft δ in einander eingedrungen sind und bey welcher sich die Ziehkraften dergestalt zu einander verhalten, daß $\delta > \alpha$ und auch $> \beta$ ist“ (S. 268). Es enthalten nämlich OW und Hg die beiden Electricitäten nur *eingemengt*, denn wenn man dem Wasser irgend eine Portion feiner $+E$ entzieht, so wird allemal eine Portion $+E$ in freyen Zustand versetzt (S. 254); es ist ferner die Ziehkraft δ dem Hydrogen eigen, denn in allen Oxydationsproceß verhält sich der Sauerstoff als eine *passive Substanz*, welche der Ziehkraft einer andern Materie zu folgen und mit dieser in Mischung zu treten genöthigt ist (§. 264). Den Beweis des Satzes, daß Hg die — E an sich ziehe, verleiht Rec. nicht, der Haupttheil desselben ist folgender: „Es zeigen Versuche, daß, wenn man ein — E haltiges Metall M auf Wasser wirken läßt, die

die — *EM* keine Oxydation des *M* durch das Wasser bewirkt, also dem *W* kein *O* entzieht, sondern das die eigentliche Wirkung der — *EM*, falls nur diese stark genug ist, darin besteht, das sie dem *W* allmählich eine Portion + *EW* entzieht, sich damit zu *o EM* sättigt und somit eine Portion — *EW* in freyen Zustand versetzt" (S. 269). Da hier nur von einem Metalle die Rede ist, so weifs Rec. nicht, was der Vf. unter einem „—Ehaltigen Metalle“ versteht; soll dasselbe ein solches bedeuten, welches durch Berührung mit einem zweyten negativ electrisch wird, so muß Rec. gestehen, das er kein solches kennt, denn Zinn wird z.B. mit Silber positiv, mit Zink negativ electrisch; es scheint ihm, als ob nur das zweyte Metall die Art der Electricität bedinge; es ist dieses wenigstens durch die Versuche von *Volta* erwiesen, obgleich dieser freylich als Anhänger des *Franklinschen* Systemes der Electricität „sich noch nicht zu einem geistesgesetzmäßigen Denken erkräftigt hatte.“ Späterhin bestimmt der Vf. das Verhältniß dieser Kräfte bey der Wasserzerfetzung noch näher; es zerfällt nämlich die Ziehkraft des *Hg* in drey Theile, α , β und δ , welche beide schon vorher von uns erwähnt sind und „in noch einen Theil α' “, vermittelt dessen das Wasser noch eine Portion + *E* an sich zieht, wenn es mit einem der vorgenannten Metalle (*Z* oder *K*) in Verbindung gesetzt wird" (S. 273). Da die S. 278 mitgetheilten Versuche *Parror's* hewiesen, das Metalle sich in destillirtem und stark ausgekochtem Wasser nur dann oxydiren, wenn das Wasser mit der Atmosphäre in Verbindung stand, während jener Proceß nicht in verschlossenen Gefäßen erfolgte, so müssen wir annehmen, das diese Oxydation nicht durch den Sauerstoff des Wassers, sondern durch den der atmosphärischen Luft erfolgt, welchen das die Metalle bedeckende Wasser aus der Luft an sich zieht und den Metallen zuführt; es sind mithin die Ziehkraften der Metalle gegen Oxygen zu schwach, die Kräfte β und δ , durch welche das Oxygen im Wasser festgebunden wird, zu überwinden. Da nun die Oxydation des Zinkes in verdünnter Säure weit schneller erfolgt, wenn wir die Zinkplatte auf eine Kupferplatte legen und wir annehmen müssen, das in der auf diese Art gebildeten Kette *KZW* das freye + *EW* die Ursache der größern Oxydation ist, diese aber nur bey dem Zutritt der freyen Luft erfolgt (auch in verdünnter Säure? auch in der einfachen Kette?), so ergibt sich ohne Weiteres, das die in der *W* der obigen Schichtung *KZW* entstehende und durch die Ziehkraft α' des *Hg* des Wassers aus der *Z* in dieses herübergezogene freye + *EW* auf den Sauerstoff der mit der *W* in Berührung stehenden Luft wirksam sey, diesen aus der Luft dem Wasser zuführe und das dann die *Z* diesen wieder entziehe und sich somit oxydire (S. 281). Es muß mithin dieser freyen + *EW* noch eine Ziehkraft zukommen, wodurch sie Oxygen aus der Luft zu ziehen vermögend ist. Da aber auch in der Luft das Oxygen die — *E* an sich gezogen hält, so läßt dieses *O* bey dem eben erwähnten Proceße seine — *E* nicht

fahren, sondern folgt dieser nach, wenn dieselbe durch freye und intensivere + *E* gezogen und mit dieser zu *o E* zusammen zu treten genöthigt wird (S. 282).

Der beschränkte Raum dieser Blätter verstatte es nicht, mehrere Folgerungen anzuführen, welche der Vf. aus diesen Sätzen ableitet, oder die Beweise seiner Behauptungen mitzutheilen; wir wollen nur die Erklärung einer Erscheinung geben, auf welche die Anhänger der Oxydationstheorie großes Gewicht legten. Als nämlich *Davy* eine Säule aus Silber, Zink und bloßem Wasser gebaut und diese unter einem Recipienten gebracht hatte, so verminderte sich die Wirkung derselben sehr schnell, wenn in dem Recipienten atmosphärische Luft war, oder wenn diese ausgepumpt wurde, noch schneller wenn Stickgas, Wasserstoffgas und Kohlenstoff-Wasserstoffgas in denselben hineingelassen wurden, langsamer dagegen, wenn die Säule von Sauerstoffgas umgeben war. Der Grund dieser Erscheinung ist nach dem Vf. sehr einfach. Das Wasser der Scheiben nämlich verdunstet vermittelt des sowohl in als um den Recipienten befindlichen Wärmestoffes, so das dadurch der Recipient in kurzer Zeit mit Dämpfen gesättigt ist; „die Säule mußte sich durch die leitenden Wasserdämpfe auf die Weise verhalten, wie eine durch einen zwischen ihren beiden Enden angebrachten Draht geschlossene Säule, in welcher zwar innerlich stets fort ein electrischer Proceß vor sich geht (der nach *Volta's* Lehre in einer Circulation der + *E* bestehen soll, was aber, genau genommen, nicht wahr ist), deren Wirksamkeit sich aber nicht auf außen hin erstreckt und also nicht durch Electroscop wahrgenommen werden konnte" (S. 314). Da das Stickgas, das Wasserstoffgas gleich anfänglich nicht frey von Dämpfen waren, da ferner die Verdampfung im luftleeren Raume sehr schnell erfolgte, so mußte hier die Thätigkeit der Säule früher aufhören als in gewöhnlicher atmosphärischer Luft. Die dem Oxygen eigene — *EO* bewirkt durch einen eigenthümlichen (S. 315 angegebenen) Proceß, das hier die electrische Thätigkeit der Säule längere Zeit fort dauert. Aus diesem von dem Vf. geführten Beweise folgt, wie Rec. glaubt, ein neuer Satz, auf welchen der Vf. nicht aufmerksam gemacht hat; es muß nämlich hiernach der Wasserdampf ein bey weitem besserer Leiter seyn, als das Wasser, ja selbst als verdünnte Säure. Wenn man nämlich die Säule aufgebaut hat und das durch das Gewicht der Platten aus den angefeuchteten Scheiben herausgedrückte Wasser an der Säule herabläuft, so zeigen sich noch stets Spuren von freyer Electricität, welche bey weitem stärker ist, als die eines einzigen Plattenpaares, also nicht von diesem herrühren kann, sondern von der ganzen Säule herrühren muß; es ist also durch diese Wassermasse keine so gute Schließung hervorgebracht, als in dem obigen Falle durch die Wasserdämpfe.

(Der Beschlus folgt.)

GESCHICHTE.

BAMBERG, b. Dresch: *Geschichte des Königreichs England*, von Cassiavellanus fünf und funfzig Jahre vor Christi Geburt bis zur Regentschaft König Georg IV., den sechsten Februar 1811. Von *Max. Joseph Grafen v. Lamberg*, K. Baier. Appellat. Gerichtspräsidenten. Zweyter Band. 1826. 430 S. 8. (Preis des 1—3ten Bds 6 Rthlr.)

Das Urtheil über den ersten Band (A. L. Z. 1826. Nr. 141) gilt auch von dem vorliegenden. Es ist leicht, die Leser davon zu überzeugen. So z. B. wird von der Königin Elisabeth gesagt: „Elisabeth wußte sich schon bey Lebzeiten ihrer Schwester durch ein bescheidenes, gefälliges Benehmen und durch die hohe Würde, womit sie die ihr zugefügten Beleidigungen erduldet, im höchsten Grade die Herzen aller Engländer zu gewinnen.“ Das ist die ganze Schilderung der Königin und ihrer Lage. „Einem gewissen Cecil vertraute sie die Würde eines Staatssekretärs an.“ Damit ist dieser einflußreiche Mann abgefertigt. „Durch die Unterstützung Elisabeths wurden die Protestanten (in Schottland unter der Königin Maria) nur immer übermüthiger, und übten keinesweges jene Schöpfung und Duldsamkeit, wodurch allein sich eine Sekte zur Erhabenheit schwingen kann.“ Bild und Gedanke sind fehlerhaft; und die eigentlichen Streitfragen zwischen den damaligen Parteyen bleiben im Dunkel. Als Maria nach England geflüchtet ist, heist es: „Noch war Elisabeths Stimmung wohlwollend für Maria. Allein der Staatskanzler Cecil stützte ihr verschiedene Bedenken ins Ohr.“ Bald darauf aber: „Immer geheimen Groll im Busen nährend, suchte sie aus Mariens frühern Lebensverhältnissen Anhaltspunkte zu einer förmlichen Anklage gegen sie hervor.“ Bey der Bewerbung des Herzogs von Anjou um Elisabeth erklärt der Vf.: „das Gefühl der Herrscherpflicht siegte über die weibliche Natur, und der Herzog von Anjou mußte unvermählt am 24. Sept. 1581 die englischen Staaten verlassen.“ — In der Wirthschaft sah es nicht zum besten, aber doch nicht so nährlich aus, wie hier steht: „der üble Zustand, in welchem sich die Finanzen befanden, hatte Elisabeth auf den unglückseligen Gedanken gebracht (der in alter voller Uebung war) Patente zu verschiedenen Monopolen statt baaren Geldes auszugeben. Sie begünstigte hierbey besonders ihre Dienerschaft, welche dergleichen Patente wieder an Andere verkaufte, und den Preis bey nahe einer jeden im menschlichen Leben gangbaren Waare um ein Unendliches erhöhte. Es gab keinen zum Handel und Wandel gehörigen Gegenstand, auf welchen nicht ein ausschließender Handel zugestanden war, und mit satirischer Laune

fragte ein Parlamentsglied bey Eröffnung des Namensverzeichnisses für alle Monopolen: Ob nicht auch das Brot darunter sey? Die Frage hat ihre Richtigkeit, und Hume erzählt es, schwächt aber den scharfen Tadel darin nicht durch solche abenteuerliche Uebertreibungen. Von dem Tode der Königin endlich lauten die Worte des Vfs., daß man allenfalls Selbstmord vermuthen könnte: „Sie starb nach einem kurzen Krankenlager, an den Folgen ihrer *Schwaermuth*.“

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

JENA, b. Mauke: *Die Pflichten und Rechte der evangelischen Kirche.* Predigt am Reformationsfeste 1826 in der Haupt- u. Pfarrkirche zu Jena gehalten, von Dr. J. G. Marezoll. 1826. 29 S. gr. 8.

In dieser Predigt eines unserer berühmtesten Kanzelredner, von welchem wir noch im vor. J. (Erg. Bl. Nr. 122) drey Predigten über die Verirrungen des Zeitgeistes empfohlen haben, legt der würdige Vf. Phil. 1, 27. 28 zum Grunde und zeigt: 1) daß es die Pflicht der evangelischen Kirche sey, *Jesus allein als ihren Meister zu verehren* und daß sie also auch offenbar das Recht habe, *auf alle Art zu verhüten, daß ihr von keiner Seite andere Meister aufgedrungen werden!* Dann führt er 2) den Gedanken aus: Es ist die Pflicht der evangelischen Kirche, *dem Lichte der Wahrheit zu folgen*, sie hat also auch das Recht, *dafür zu sorgen, daß dieses Licht in ihrer Mitte nicht verdunkelt und die Wahrheit nicht verfälscht werde*, und 3) ist sie verpflichtet, *durch alle ihre Lehren und Gebräuche die sittliche Veredlung ihrer Glieder zu befördern*, sie hat also ohne Widerrede auch das Recht, *jede Lehre zu verwerfen und jeden Gebrauch zu verbannen, die sich nicht damit vertragen.* Den 4ten Hauptsatz bildet die unbestreitbare Behauptung: die evangelische Kirche hat die *Verpflichtung, immerwährend zum Bessern fortzuschreiten, um sich dem Ziele der Vollkommenheit immer mehr zu nähern*, aber eben deshalb auch das Recht, *alle die Wege einzuschlagen, welche dahin führen.* Zum Beschluß giebt Hr. M. an, daß das Evangelium als die Religion des Lichts „in unsern unevangelischen Zeiten aufs Neue schwere Kämpfe“ zu bestehen haben werde; tröstet aber auch mit der Hinweisung auf die wirklichen Waffen: Vernunft und Schrift und auf den göttlichen Beystand. „Ja, ruft er aus, *wandle nur unsere Kirche würdiglich dem Evangelio Jesu*; bleibe sie nur in ihren Lehren und Anstalten immer dem Geiste des Christenthums getreu: und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“

H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1827.

PHYSIK.

ULM, b. Stettin: *Der Galvanismus, aus dem Dunkel in das Licht gezogen*, von Christian Leberrecht Rösling u. s. w. Zwey Theile. —

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyter Theil. Von den Electromotoren-Verbindungen oder electricen Ketten und den Ursachen und Processen der merkwürdigsten bey ihnen wahrgenommenen Erscheinungen. Erster Abschnitt. Von den einfachen electricen Ketten u. s. w. mit Beyfügung der Untersuchungen über das Wesen der Prozesse der Zersetzung und Erzeugung des Wassers zum Vergleichen derselben mit dem in der galvanischen Kette erfolgenden Wasserzersetzungs-Processe. Erstes Kapitel. Von den eben genannten Ketten überhaupt. (S. 323 — 340.) Da in dem Plattenpaare ZK die Z der K etwas + E entzieht, da ferner W in ZW der Z etwas + EZ entzieht, so muß letzteres noch mehr in KZW geschehen. Wir können demnach KZW ansehen als eine Verbindung von zwey Electromotoren, welchen die Mittelplatte Z gemeinschaftlich zugehört. Das vorzugsweise Specifiche einer solchen Electromotoren-Verbindung besteht darin, daß die W der Z solche + E, welche die Z aus der K herüberzieht, abnimmt und diese dann, es mag die K mit der Erde verbunden seyn oder nicht, als freye + E in sich enthält. Nachdem der Vf. diese „nicht bloß aus der Phantasie, sondern aus Erfahrungen genommene und durch vorausgegangene Untersuchungen über die Gesetze des intellectuellen Auffassens dieser Erfahrungen sicher gestellte“ (S. 326) Ansicht vorgetragen hat, untersucht er den Proceß in der einfachen offenen und geschlossenen Kette, um im zweyten Kapitel zu den galvanischen Ketten insbesondere (S. 341 — 418) überzugehen. Der Vf. handelt hier zunächst „von den im Zustande des Geschlossenseyns unterbrochenen galvanischen Ketten“ (S. 346 — 408), indem er unter denselben solche versteht, bey welchen sich die beiden Metalle außerhalb der Flüssigkeit berühren, während er diese Ketten *ununterbrochen* nennt, wenn der Contact in dem Fluido selbst Statt findet, z. B. wenn man eine auf dem Boden des mit verdünnter Säure gefüllten Gefäßes liegende Kupfermünze mit einem Zinkläbchen berührt. Der Vf. untersucht die Prozesse, wel-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

che in der oben genannten Kette vor sich gehen, sehr ausführlich; es ist indeß dem Rec. völlig unmöglich, einen Auszug aus denselben zu geben, da in dieser ganzen Deduction eine solche Anzahl von Kräften vorkommt, da der Vf. so viel Haupt- und Nebengesetze erwähnt, daß es sehr schwer hält, diese kurz darzustellen. Rec. bemerkt nur, daß die meisten dieser Sätze apodiktisch sind, wenigstens wirkt der Vf. bey vielen derselben die Frage auf: „Kann das widerlegt werden?“ Es ist nämlich die Sitte des Vfs., seine Sätze nach Art der Mathematiker zu beweisen, und da er zum großen Theil directe Beweise anwendet, so findet man bey mehreren derselben auch das bekannte *q. e. d.*, ohne daß sich Rec. erinnert, je auf das ähnliche *q. e. a.* gekloßen zu seyn. Sodann handelt der Vf. von den im Zustande des Geschlossenseyns ununterbrochenen Ketten.

Drittes Kapitel. Beyfügung der Untersuchungen über das Wesen anderer Prozesse der Zersetzung und auch der Erzeugung des Wassers zum Vergleichen derselben mit dem in der galvanischen Kette erfolgenden Wasserzersetzungsproceß. (S. 418 — 505) Wenn man in einem kupfernen Gefäß Wasser bis zum Sieden bringt, dann die Dämpfe über glühende Eisendrähte streichen läßt, so werden diese bekanntlich oxydirt und es wird Hydrogen frey. Es werden nämlich „durch das Kochen des Wassers in der kupfernen Kugel die Theilchen desselben zu Dampf ausgedehnt. Liefse man nun diesen an kalten oder nicht zureichend erhitzten Eisentheilen vorbeistreichen, so würde er sich in dem einen Falle sogleich wieder verdichten und in dem andern wenigstens nicht noch stärker ausdehnen, und es käme also mit jedem Eisentheilen τ ein Wassertheilen in Berührung, welches zu dicht und worin daher die Kraftsumme k , durch welche dessen O in ihm festgehalten wird, zu groß ist, um von der Ziehkraft a des τ überwunden werden zu können. Läßt man aber den Wasserdampf neben glühenden Eisentheilen hinstreichen, so wird er nicht abgekühlt und verdichtet, sondern er wird vielmehr noch stärker und zwar in dem Grade stark ausgedehnt, daß nun die Ziehkraft a jedes Eisentheilchens τ zureichend groß genug ist, dem mit ihm in Berührung kommenden höchst ausgedehnten Wasserdampftheilchen sein O zu entziehen und somit dessen W und $\alpha E H g$ aus ihm abzuschneiden.“ (S. 424) Wenn dagegen Hydrogen

Rrr

durch

durch Oxydation von Zink oder Eisen in verdünnter Säure erzeugt wird, so entzieht die Basis der Säure dem Metalle $+E$, dieses $+E$ nimmt dem Wasser $-E$, dadurch entsteht $+E$ haltiges Wasser, es ist also die oben erwähnte Kraft δ geschwächt und der Proceß kann nun vor sich gehen. Es kann hier nämlich das Metall dem $+E$ haltigen Wasser sein O leicht entziehen, da es (das Metall) selbst $-E$ haltig ist und O zu $-E$ eine große Anziehung hat, und da die natürliche Ziehkraft des Metalls durch den Verlust seiner $+E$ erhöht ist, wodurch mehr Ziehkraft in dem Metall wirksam ist, als wenn es sich in seinem gewöhnlichen unelectrischen Zustande befindet. (S. 425 — 428) Nachdem der Vf. Ritter's Versuch über die Zersetzung des Wassers durch gewöhnliche Maschinenelectricität (*Voigt's Magazin*, IX, 168) erwähnt und ihn einen „Hexenproceß“ genannt hat, führt er das bekannte von *Wollaston* erfundene Verfahren zur Erreichung dieses Zwecks an; da indessen die S. 428 — 460 gegebene Erklärung für „rationelle Leser und nicht für bloße Physiographen“ bestimmt ist, Rec. auch nicht weifs, wie er aus dieser langen Untersuchung einen kurzen Auszug geben kann, so sieht er sich genöthigt, die *rationellen Physiker*, welche an Erörterungen dieser Art Geschmack finden, auf die Schrift selbst zu verweisen. Endlich untersucht der Vf. die Erzeugung des Wassers durch Verbrennung des *Knallgases*. Es enthält nämlich „das bey der Zersetzung des Wassers aus diesem sich ergebende *Hg* nebst dem Hydrogen *H* und dem Wärmestoff *W*, woraus es besteht, auch noch *Lichtstoff L* in sich eingemischt. Dieser wird im Proceße der Erzeugung des Wassers, worin $+EHg$ mit $-EOW$ zu $oEOWHg$ oder *Wasser* zusammentritt, von einem Theile des dabey in *hohem Grade* aus dem *Og* *frey* werdenden Wärmestoffs *W** aus dem *Hg* angezogen und *innerhalb* der Flamme, wo *W** *am meisten* angehäuft ist, in Verbindung mit diesem *W** *als Licht* sensibel, *aufserhalb* der Flamme aber verschwindet er wieder, und zwar deswegen, weil ihn da das *Hg* des bereits schon in gewissem Grade abgekühlten Wasserdampfs aus Mangel an Concentration des *W** wiederum in sich einschluckt.“ (S. 473) In dem Anhang zu diesem Kapitel findet der Leser eine „Zusammenstellung und Ergänzungen der Hauptsätze und ihrer Gründe, woraus meine Lehre vom galvanischen Wasserzersetzungsproceß und der Vergleichung zwischen diesem und dem Proceße der Wassererzeugung besteht.“ (S. 474 — 506)

Zweyter Abschnitt. Von den zusammengesetzten electrischen Ketten und den Ursachen und Proceßen der merkwürdigsten bey ihnen wahrgenommenen Erscheinungen. (S. 506 — 828) *Erstes Kap. Von den eben genannten Ketten überhaupt.* (S. 506 bis 509) *Zweytes Kap. Von den zusammengesetzten nassen electrischen Ketten, und zwar solchen, welche Säulen sind, insbesondere.* (S. 509 — 633) Der Vf. theilt dieses Kapitel in drey Unterabtheilungen.

In der ersten (S. 509 — 666) handelt er von Proceßen der Ladung und Entladung solcher Säulen. *Alexander Volta* hatte bekanntlich die Säule in der Ordnung *KZW.....KZWKZ* gebaut, er spricht in seinen Schriften über diesen Gegenstand beständig von *electrischer Spannung*; er hatte ferner die Benennungen *Zinkpol* und *Kupferpol* eingeführt. Da indessen *Volta* „kein denkender Physiker“ war, so konnten diese Benennungen „einem nicht bloßen Physiographen“ natürlich nicht zweckmäfsig scheinen. Daher sagt der Vf. von den beiden obigen Benennungen der Enden der Säule: „Diese Ausdrücke sind hier *auffallend harmonisch* mit dem Ausdruck *electrische Spannung*, wodurch man den *electrischen* Zustand der beiden sich berührenden Glieder eines Electromotors zu bezeichnen pfllegt. (Jene Distinctionen, die man macht, kennen wir wohl! —) Man wird gewöhnlich, wenn man im Kreise des Schwebegreiflichen steht und nicht mit der Sache fertig werden kann, in seiner Tendenz zu begreifen *poetisch* *) und behilft sich mit *gewissen Tönen und Phrasen*, worüber man keine *reine und haltbare* Erklärung zu geben vermag“ **) (S. 512). Mit demselben Uebermuth, welchen Rec. nur mit dem Bettelstolze vergleichen kann, spricht der Vf. über die besonders von dem um die Lehre vom Galvanismus so verdienten *Ritter* aufgestellte Meinung, daß in der Mitte der Säule ein Indifferenzpunkt sey, von welchem aus die Electricitäten nach beiden Seiten zunehmen. Es geht indessen aus diesen vielen Worten hervor, daß der Vf. sich selbst keine klaren Begriffe über das von ihm Gesagte gemacht hat. Um zu zeigen, daß der Satz, daß die Zunahme der Intensität der nassen Säule mit der Zahl der Plattenpaare proportional sey, nicht richtig sey, was, „wenn man die Sache recht versteht, *a priori* gar nicht Statt haben kann“, führt er S. 517. folgende Erfahrung an: „Eine große Voltaische Säule äußert *keine größere* Einwirkung auf die Magnetnadel, *als eine bloße einfache galvanische Kette KZW*.“ Wie kommt hier der Vf. plötzlich auf Electromagnetismus? Weifs er nicht, daß die Gesetze der Verstärkung der Säule bey den physiologischen, chemischen, electrischen Erscheinungen andere sind; Gesetze, welche schon in den ersten Jahren nach *Volta's* Entdeckung bekannt wurden? Oder ist etwa die Stärke einer Säule geringer, als die eines einfachen Plattenpaares, weil im letztern Falle ein Draht weit leichter zum Glühen gebracht wird? Die Erscheinung, daß Säulen bey den electromagnetischen Versuchen verhältnißmäfsig sehr schwach wirken, folgt ganz einfach aus dem Satze, welchen *Oersted* schon in seinem Programm aufstellte: „*Conductor aqua interruptus non omni effectu caret, nisi interruptio spatium plurimum pollicum complectatur*.“ Bey den chemischen Wirkungen der Säule bewirkt aber eine Unterbrechung der Säule durch eine große Wasser-

frecke

*) Ja wohl! Rec.

**) Rec. stimmt diesem Ausspruche gern bey.

sirecke fast gar keine Schwächung, wie dieses aus den Versuchen *Erman's* in der Havel hervorgeht. Der feuchte Leiter in der Säule vertritt bey den electromagnetischen Versuchen die Stelle eines Leiters und ist zugleich ein Theil des Electromotors; daher wird die electromagnetische Kraft bey wenigen Plattenpaaren anfangs schnell, dann langlamer verstärkt, bis sie bey einer gewissen Anzahl von Paaren ihr Maximum erreicht, worauf sie wieder abnimmt. Dieses geht aus einigen Versuchen hervor, welche *Rec.* über diesen Gegenstand schon vor mehreren Jahren ange stellt hat. Dafs diese Erscheinung von der schlechten Leitung der feuchten Scheiben herrührt, wird auch dadurch bestätigt, dafs die electromagnetische Thätigkeit einer Säule im engern Sinne sogleich nach der Erbauung derselben sehr schnell, ja weit schneller abnimmt, als dieses bey einer einfachen Kette der Fall ist, wie dieses *Rec.* ebenfalls durch mehrfach wiederholte Versuche mit Electromotoren von verschiedenen Constructionen gefunden hat; es rührt dieses offenbar davon her, dafs die feuchten Scheiben in der Säule durch den Druck der obern Platten schnell austrocknen und dadurch in schlechtere Leiter verwandelt werden.

Es möge das bisher Gesagte genügen, um die Leser einigermafsen in den Stand zu setzen, die Grundideen des Vfs. und die Art, wie dieselben vorgetragen sind, zu beurtheilen; *Rec.* begnügt sich, nur die Ueberschriften der folgenden Kapitel anzugeben. In der zweyten Abtheilung des zweyten Kapitels handelt der Vf. von den Versuchssäulen, welche *de Luc* zur Ausmittlung der Verhältnisse der verschiednen Theile einer Voltaischen Säule gebaut und untersucht hat (S. 666—694); in der dritten Abtheilung von den Ladungssäulen *Ritter's*. (S. 694 bis 733) *Drittes* Kap. Von den zusammengesetzten trockenen electrischen Ketten oder den trockenen Säulen. (S. 733—735) *Viertes* Kap. Von den Ursachen und Processen der merkwürdigsten bey den Voltaischen Säulen wahrgenommenen Erscheinungen, die ausser den vorhin schon betrachteten noch besondere Untersuchungen erfordern. (S. 735—828) Um die Erscheinungen des Verbrennens zu erklären, behauptet der Vf.: „jede freye *E* enthält Wärmestoff in sich gebunden, tritt aber diesen ab, wenn sie sich mit ihrem Gegensatze zu *oE* vereinigt“ (S. 826); ein Satz, bey welchem der Vf. nach seiner Art kräftig gegen gewisse Physiographen (wahrscheinlich den in diesem Werk öfter erwähnten Heidelberger *Rec.* seiner kritischen Electricitätslehre, welcher behauptet hatte, dafs die Wissenschaft durch jene Schrift nicht gefördert würde) polemisiert.

Rec. will nur noch folgenden Satz ausheben: „Die Metalle sind in *feuchter* und *kalter* Luft wahre Feuchtigkeitslauer und fangen sogleich an, die eingesaugte Feuchtigkeit wiederum auszuschwitzen, wenn man sie aus der kalten Luft auf eine heisse

Ofenplatte bringt.“ (S. 56) Diese Stelle bedarf keines Commentars.

L. F. K.

ASTRONOMIE.

ALTONA, b. d. Vf.: *Astronomische Nachrichten*, herausgegeben von H. C. Schumacher, Ritter vom Dannebrog und D. M. ordentl. Prof. der Astronomie in Kopenhagen u. s. w. *Vierter* Band, mit dem Bildniss des Dänischen Künstlers Urban Jürgensen, 6 Kupfer- und 2 Steintafeln, 13 Beylagen, einem literarischen Blatte, 3 Circularien, einem Inhaltsverzeichnis und Register. 1826. 288 S. gr. 4. (Pränum. Preis 1 holl. Duc.)

Dieser *vierte* Band der *Astronomischen Nachrichten* schliesst sich mit den fortlaufenden Nummern 73 bis 96 an die vorhergehenden Bände (f. A. L. Z. 1824. Nr. 57. u. 1825 Erg. Bl. Nr. 65.) an, und enthält, gleich diesen, wieder eine dem Astronomen sehr schätzbare Niederlage neuer Beobachtungen, Abhandlungen und Nachrichten, die sich über das ganze Gebiet der Astronomie verbreiten. Um von dem Merkwürdigsten des Inhalts Rechenschaft zu geben, fassen wir in dieser Anzeige je eine Anzahl mehrerer Num. zusammen. Nr. 73—78. Berechnung der Greenwicher Beobachtungen der Declinationen der Fundamentalsterne vom J. 1822, vom Prof. u. Ritter *Bessel* in Königsberg. Um über die nicht ganz unbedeutenden Unterschiede zwischen den Königsberger und Greenwicher Declinationen desto mehr ins Klare zu kommen, liess *Bessel* durch seinen Gehülfen *Olfusen* die Pond'schen Declinationen, unter denen seit 1821 sich auch Beobachtungen der reflectirten Bilder der Sterne befinden, genau mit Anwendung der Königsberger Refractionstafel und der übrigen sonst von *Bessel* selbst gebrauchten Elemente berechnen. So rücken nun die Resultate des Königsberger und des Greenwicher Astronomen viel näher, als im Standard-Catalogue, zusammen. Nach dieser neuen Reduction der Pond'schen Beobachtungen stimmt *Pond's* Declination für den Polarstern selbst bis auf ein Hunderttheil einer Secunde mit dem überein, was *Bessel* im Vllten Theile seiner Beobachtungen gefunden hat, und die Pond'schen Declinationen der Fundamentalsterne nähern sich so sehr den Bessel'schen, dafs die seit 1821 mit dem Mauerkreis in Greenwich ange stellten Beobachtungen zwar noch immer etwas grössere Declinationen geben, aber dafs dieser constante Unterschied in + unter 33 Sternen nur bey 16 eine Secunde übersteigt, eine Differenz, die aus nicht unwahrscheinlichen Gründen ganz gut erklärbar ist. — *Bürg* in Wien theilt neue wichtige Verbesserungen seiner Mondstafeln mit, an denen er eifrig zu arbeiten fortfährt. Nachdem er im vorigen Bande der A. N. Nr. 67. über den Werth des Mondhalbmessers Untersuchungen ange stellt hatte, so sucht er jetzt die Epoche der mittlern Länge des Mondes für 1779 auf die möglich sicherste Art festzusetzen; er

findet diese Epoche für Greenwich und mit Einfluß der Secularbewegung aus verschiednen Methoden nahe übereinstimmend = $2^{\circ} 12' 45'' 55''$, 89 und die jährliche mittlere Bewegung des Mondes = $4^{\circ} 9' 28' 4''$, 8195. Die Längenepoche bey *Burckhardt* und *Damoiseau* für 1801 muß bedeutend vermindert werden. Wenn *Burckhardt* die Summe der Fehlerquadrate in *Bürg's* Tafeln immer größer fand, als in den seinigen, so scheint dies daher zu rühren, daß jener Astronom durchaus kleinere Rectascensionen der Fundamentalsterne vorausgesetzt hat. Aus dem Coëfficienten der Längengleichung, der von der Gestalt der Erde abhängt, und den *Bürg* auf zweyerley Wegen, $7''$, 29 und $7''$, 36 fand, folgt die Abplattung der Erde $\frac{1}{174}$ und $\frac{1}{177}$. Aus dem ersten Coëfficienten der Variation nach *Bürg* ergibt sich die mittlere Sonnenparallaxe $8''$, 620: *Encke* bestimmte solche aus dem Venusdurchgang von 1769 = $8''$, 603 + $0''$, 046. — *Bessel* erläutert in einem Zusatz zu Nr. 69. der Astr. Nachr. seine dort gegebene Theorie des Einflusses der Strahlenbrechung auf Mikrometerbeobachtungen durch Rechnungsbeyspiele für den Fall, wenn die Beobachtungen in der Nähe des Horizonts angestellt werden. — Ueber den großen Refractor der kaiserl. Universitätssternwarte in Dorpat, aus einer Vorlesung Dr. *Joseph Fraunhofer's* in der k. Akad. d. W. in München und aus Nachrichten über die Ankunft und Aufstellung desselben in Dorpat vom Hofrath *Struve*. (Leider ist der geniale Schöpfer dieses Kunstwerks, fast gleichzeitig mit *Reichenbach*, im Sommer 1826 mit Tode abgegangen, Verluste, die für Deutschland und Europa für jetzt unerfetzlich sind.) Das Objectiv des in seiner Art einzigen Fernrohrs hat 108 Pariser Linien Oeffnung und 160 Zoll Brennweite; das Rohr im Ganzen 16 Fuß Länge, das Gewicht des Instruments 3000 Pfund Russisch. Schon der Sucher ist ein trefflicher Achromat von 30 Zoll Brennweite und 29 Linien Oeffnung. Das Fernrohr ist parallatisch aufgestellt; eine der beiden Hauptaxen, um welche es sich dreht, ist um den Winkel der Polhöhe gegen den Horizont geneigt und trägt einen dreyzehnzölligen, in einzelne Minuten getheilten Stundenkreis; durch 2 Verniere werden noch 4 Zeitsecunden angegeben. Die zweyte Axe, senkrecht auf die erstere und also in der Ebene des Aequators, hat einen 19zölligen, von 10 zu 10 Min. getheilten Declinationskreis, wo 5 Sec. sich noch schätzen lassen. Da der Himmel unaufhörlich in Bewegung ist, so eilt jeder Stern, was in seine genauere Betrachtung sehr störend einwirkt, zumal bey einiger Entfernung vom Pole, sehr flüchtig durch das Feld des Fernrohrs, und um so schneller, je stärkere Vergrößerungen angewendet werden. Der Künstler hat daher mit seinem Fernrohre eine Art Uhrwerk, dessen Regulator eine Centrifugalunruhe ist, verbun-

den; bey dieser Einrichtung folgt das Fernrohr genau den Bewegungen des Sterns; man sieht diesen immer in der Mitte des Gesichtsfeldes, und beobachtet gleichsam an einem unbeweglichen Himmel, was offenbar weit mehr Sicherheit und Bestimmtheit für den wahrzunehmenden Gegenstand gewähren muß, als wenn man jeden Augenblick genöthigt ist, dem entfliehenden Sterne mit dem Fernrohr nachzudrücken. Mit der größten Leichtigkeit läßt sich das Fernrohr um die Aequatorialaxe drehen; ein Fingerdruck giebt ihm diese Bewegung; mit noch geringerer Kraft dreht man es um die Weltaxe; überhaupt läßt es sich mit freyer Hand oder durch eine Schraube sehr sanft in jeder Richtung bewegen. Es kann, während die Uhr fortgeht, „plötzlich zum Stillstande gebracht werden“, und die Uhr kann man, wie man will, langsamer oder schneller gehen lassen, je nachdem das Fernrohr der täglichen Bewegung eines Fixsterns, oder der Sonne, des Mondes u. s. w. folgen soll. Das Fernrohr hat vier Oculare; die schwächste Vergrößerung ist 175, die stärkste 700mal; auch die letztere giebt vollkommen scharfe Bilder. Mit Hülfe der beygegebenen Mikrometer verschiedner Art, worunter ein ausgezeichnete Filarmikrometer, lassen sich die feinsten Gegenstände am Himmel mit der größten Präcision ausmessen. Schon einige vorläufige Prüfungen zeugen von der großen Wirkung des Refractors; im Sterne Sigma des Orion, welchen *Schröter* durch einen 25füßigen Reflector aus 18 Sternen zusammengesetzt sah, unterschied *Struve* 16 Sterne. Derselbe ist übrigens der Meinung, daß man den neuen Achromaten unbedingt für das vollkommenste Kunstwerk der Optik, das bisher existirt hat, ansehen, und ihn selbst dem berühmtesten aller Spiegelteleskope, dem vierzigfüßigen von *Herschel*, das er jedoch an Bequemlichkeit und Mannigfaltigkeit der Anwendung weit hinter sich zurücklasse, an die Seite zu stellen berechtigt sey. (Vergl. unten bey Nr. 85—90.) — *Bessel* theilt nach seinen neuesten Beobachtungen einen Catalog von Rectascensionen der Fundamentalsterne auf 1825 mit, ebenso *Brinkley* in Dublin auf 1824: dieser giebt zugleich die Unterschiede des Piazzischen Catalogs, *Bessel* die Unterschiede seines eignen frühern Catalogs für 1815, sammt der Anzahl Beobachtungen bey jedem Sterne, was bey *Brinkley* vermißt wird. Die Königsberger Ascensionen haben im Durchschnitt etwa $0''$, 15 in Zeit mehr als die Dubliner. — *Brinkley* vergleicht die von ihm beobachteten Nordpolardistanzen einiger Sterne mit den Beobachtungen der Südpolardistanzen in Neufüßwallis; die Lunifolarpräcession für 1789 findet er $50''$, 382 (*Bessel* für eben diese Epoche $50''$, 366 in Nr. 92. der A. Nachr.) und die Secularabnahme der Schiefe der Ekliptik $43''$.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1827.

ASTRONOMIE.

ALTONA, b. d. Vf.: *Astronomische Nachrichten*, herausg. von H. C. Schumacher u. f. w. *Vierter Band* —

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wurm in Stuttgart berechnet aus neuern Sternbedeckungen die Länge von Amsterdam und Marseille, und findet jene $10^{\circ} 10', 2$ in Zeit von Paris, diese $12^{\circ} 7', 5$. — *Ebenderseibe* findet die Länge von Abo $1^{\text{St.}} 19^{\circ} 44', 7$. und von *Heiligenstein* in Mannheim die Länge von Petropaulowsk $10^{\text{St.}} 25^{\circ} 45', 6$. — Von *neuen Beobachtungen* gehören in diesen Abschnitt: *Struve's* neue auf der Dorpater Sternwarte begonnene Durchmusterung des Himmels in Bezug auf die Doppellsterne. Man verdankt dem Vf. schon seit mehrern Jahren ein neues Verzeichniß von Doppellsternen; diese verdienstliche Arbeit setzt er nun mit seinem großen Refractor fort, und giebt vorläufig die Oerter von 113 ganz neuen Doppellsternen. In einem Raume des Himmels, wo *Herschel* nur 23 Doppellsterne zählte, brachte der Vf. deren 153 zusammen; mit dem Fraunhofer'schen Filarmikrometer mißt er Abstände der Doppellsterne selbst von einer halben Secunde. Auffallend ist die sich ähnliche Lage der Richtungslinie vieler Doppellsterne in der Nähe der Milchstraße. *Mondssterne*, oder Unterschiede der geraden Aufsteigungen des Mondes und benachbarter Fixsterne, 1824 beobachtet in Königsberg und im März 1825 in Prag. Beobachtungen, die eben sowohl zur Bestimmung der Rectascension des Mondes, als der Länge der Orte, wo sie angestellt sind, dienen, und daher seit einigen Jahren auf den Sternwarten vervielfältigt werden. Sternbedeckungen und Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, beobachtet in Bushey Heath von dem Obersten *Beaufoy*, von *Schwarzenbrunner* in Kremsmünster, *Schwerd* in Speyer, *Nicolai* und *Heiligenstein* in Mannheim (mit Nachweisungen des Letztern über die bedeckten Sterne), *David* in Prag. Beobachtungen des zweyten Kometen von 1824 zu Abo, von *Argelander* zu Dorpat, von *Struve* zu Kremsmünster, zu Neapel, zu Paramatta in Neusüdwallis; *Rümker* berechnet aus den letztern von *Sir Thomas Brisbane* angestellten Beobachtungen die Elemente des Kometen, und theilt noch weiter seine eigne Beobachtungen und Elemente des von ihm in Stargard am 15ten

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Jul. entdeckten und in Europa nicht gesehenen Kometen, des ersten vom J. 1824, mit, sammt den Beobachtungen für das Winterfolstiz 1823, den Zenithdistanzen in der obern und untern Culmination von β Argo für die Breite von Paramatta und den Originalbeobachtungen des Encke'schen Kometen vom 2ten bis 23ten Jun. 1822. — *Nicolai* giebt die Elemente der Juno und eine Ephemeride ihres geocentrischen Laufs vom 20ten April bis zum 3ten Sept. 1825. — *Kulik* in Grätz veranstaltet eine Ausgabe des Canon Logarithmorum naturalium, und *Vietz* in Lübeck giebt eine neue Berechnung der natürlichen Logarithmen der ersten 25 Zahlen bis auf 81 Decimalstellen, woran auch *Haase* Theil hat, nebst einer Berechnung des Moduls der Briggs'schen Logarithmen, auch auf 81 Decimalstellen. — *Daniell's* Verbesserungen am Barometer. — Beschreibung, Abbildung und Preise der von *Breguet* in Paris verfertigten Uhren. Nr. 79—84. Oberst *von Fallon* in Wien giebt Nachrichten über die Fortsetzung astronomischer Längenbestimmungen längs dem Parallelskreise unter dem 455ten Grad der Breite. Im Sommer 1824 sind durch Pulversignale auf dem Monte Baldo (an den Ufern des Garda-Sees) die Längenunterschiede zwischen Mailand und Modena, Verona, Bologna und Padua bestimmt worden; diese Bestimmungen beziehen sich auf eine Gradmessung, die sich vom Ufer des atlantischen Meers bey dem Cordouan-Thurm bis zum Ovidius-Thurm nächst Caranfebes unweit der Siebenbürgischen Grenze erstrecken soll. Die Operation mit den Blickfeuern sollte im Jun. 1825 wiederholt und auch auf Fiume ausgedehnt werden. Der französische Astronom *Biot* unternahm im J. 1825 eine Reise in wissenschaftlichen Zwecken nach Fiume, hauptsächlich, um Pendelbeobachtungen am Ufer des Meers, nahe unter dem 455ten Parallelskreise anzustellen, und zugleich ein Azimut auf dem Monte Maggiore zu beobachten; er wird die Pendelbeobachtungen noch einmal in Formentera wiederholen und in Barcelona (der Mittelstation zwischen Formentera und dem 455ten Parallelsgrade) und unter dem Hauptmeridian von Frankreich beschließen. — *Bessel* berechnet die von ihm gegebene Nutationsformel aufs neue mit kleinen Berichtigungen. *Ebenderf.* erklärt sich in einem englisch geschriebenen Aufsatze über eine im *Philosophical Magazin* erschienene scharfe Rüge der Greenwicher Beobachtungen von 1821 vertheidigt, statt gegen den Angeklagten (mit dessen Beobachtungen er nicht ganz einstimmt) Partey zu

zu nehmen, den *Greenwicher* britischen Astronomen gegen die übertriebenen und ungegründeten Beschuldigungen seines Gegners, und zeigt mit rückfichtloser Wahrheitsliebe und deutscher Biederkeit, daß die jenem Astronomen vorgeworfenen Fehler am Ende meist Schreibfehler oder andre zufällige, ganz unerhebliche Irrthümer und durchaus nicht geeignet sind, die schon lange so sehr geschätzten *Greenwicher* Beobachtungen verdächtig zu machen. Daß durch eine von *Bessel* selbst veranstaltete, mehr gleichförmige Reduction die Beobachtungen in Königsberg und Greenwich einander jetzt sehr nahe gebracht sind, ist schon oben bey Nr. 73—78 bemerkt worden. — *Wurm* liefert fortgesetzte Beyträge zu geographischen Längenbestimmungen; er unterlucht hier aufs neue die Längen von Altona und Hamburg, berechnet die Längen von Lübeck, Aberdeen und Christiania aus einer Bedeckung des Jupiters und einiger Fixsterne am 5ten April 1824, und bestimmt aus andern Beobachtungen die Längen von Lemberg, Bushey Heath, Otaheiti (Cap Venus) und Kamtschatka (Peter-Paulshafen). — Von *Heiligenstein* setzt seine in den A. Nachr. früher angefangene nützliche Arbeit fort, und giebt weitere neue Ortsbestimmungen im Orient aus *Edward Rüppel's* Beobachtungen hergeleitet; er berechnet diesmal die Länge und Breite von Solis, Sedegne, Syene (Assouan) und die Breite von Kalabchi. — Von neuen Beobachtungen bemerken wir: Des Kapitän *Henry Kater* Beobachtungen der Pallas am 23ten März 1825. Opposition des Uranus im Jul. 1824, nach *Sir Brisbane's* Beobachtungen in Paramatta. Sonnenfinsterniß, am 15ten Jan. 1824 beobachtet in Paramatta von *Brisbane*, und in Stargard (nahe unter demselben Parallel) von *Rümker*; Sonnenfinsterniß, am 26ten Jun. 1824 in Kamtschatka beobachtet von *Preuß*, Astronom bey der Expedition von *Kotzebue*. Sternbedeckungen, beobachtet von dem Obristleutnant *v. Scherer* in St. Gallen, von dem K. Oesterreich. Hauptmann *v. Biela* in Josephstadt, von *Schmiedel* in Zehmen, Kammersecretär *Göbel* in Coburg, Oberst *Beaufoy* in Bushey Heath, *Argelander* in Abo, *Brisbane* in Paramatta, *Preuß* in Otaheiti. Mondssterne, zum Behuf von Längenbestimmungen in St. Gallen, Dorpat, Altona, Paramatta beobachtet. Insbesondere enthält dieser vierte Band zahlreiche *Kometenbeobachtungen*. Der Vortheil eines solchen literarischen Vereinigungspunkts, wie ihn die *Astron. Nachrichten* gewähren, bewährt sich vorzüglich auch durch schnelle Verbreitung der Nachricht von neu erschienenen Kometen, einer Nachricht, die der Herausg. der A. Nachr. gewöhnlich durch ein außerordentliches, an die vornehmsten Sternwarten abgesandtes Circulare aufs schleunigste mittheilt. So kann nicht leicht ein neuer Weltkörper dieser Art irgendwo wahrgenommen werden, ohne daß er von mehreren Astronomen zugleich beobachtet wird, und ohne daß wenigstens so viele Bestimmungen seines Orts, als zur sichern Kenntniß der Elemente der Bahn erforderlich sind, zusammengebracht werden. Im J. 1825 sind, ausser dem Encke-

schen Kometen, der bey seinem kurzen Umlaufe um die Sonne von etwa 1200 Tagen in diesem Jahre, wie es voraus angekündigt war, zum fünften Male sichtbar zu seiner Sonnennähe zurückkehrte, noch vier andre, bisher nicht bekannt gewesene Kometen entdeckt worden. Den *ersten* der Zeitordnung nach fand der Director der Sternwarte in Marseille, *Gambart*, im Kopfe der Cassiopeia am 19ten May 1825. Er wurde in den Monaten Jun. und Jul. von verschiedenen Astronomen beobachtet, nach den Astron. Nachr. in Marseille, Altona, Bremen, Mannheim, Speyer, Prag, Josephstadt, Seeberg und Stargard (in Neusüdwallis von *Rümker*); die Stargarder Beobachtung vom 10ten Jul. scheint die späteste bisher bekannt gewordene zu seyn. Die Elemente dieses Kometen wurden berechnet von *Gambart*, *Nicolai*, *Schwerd* und *Rümker*. Eine merkwürdige Beobachtung an diesem Kometen hatte der Ritter D. *Obers* in Bremen am 24ten Jun. Gelegenheit zu machen: er sah einen kleinen Stern in den Kometennebel eintreten; der Stern blieb während der Bedeckung hinter dem Kometen noch sichtbar, doch nur mit Mühe, weil der Himmel dunstiger wurde. Eine ähnliche Erscheinung ist von *Struve* in Dorpat bey dem zweyten Kometen von 1824 wahrgenommen worden; am 29sten Oct. bedeckte der Komet beynahe ganz central einen Stern 10ter Größe, ohne daß das Licht des bedeckten Sterns, so lange es hinter dem Kometen stand, im geringsten geschwächt wurde. — Der zweyte Komet von 1825, der sogenannte Biela'sche, der im Sept. und Oct. sammt seinem Schweife auch dem bloßen Auge sichtbar wurde, ist derjenige, den am 19ten Jul. 1825 Hauptmann *v. Biela* zu Josephstadt in Böhmen im Stier entdeckte, und der Anfangs sehr klein und lichtschwach erschien; es wurde nachher bekannt, daß schon am 15ten Jul. *Pons* ebendiesen Kometen zuerst entdeckt, aber irrig als den Encke'schen angekündigt hatte. Dieser Komet ist vielfältig in Deutschland vom Ende Jul. bis fast in die Mitte des Octobers beobachtet, und seine Elemente sind von *Clüver*, *Tallquist*, *Schwerd*, *Hallaschka*, *Peters*, *Morstatt* und *Hansen* berechnet worden; der Letztere, jetzt *Encke's* Nachfolger in der Direction der Seeberger Sternwarte, hat auch für die Bahn zweyerley Ellipsen mit einem Umlaufe des Kometen von 382 und 556 Jahren gefunden. Vom 5ten bis 11ten Oct. sah *Schwerd* in Speyer mit bloßen Augen den Schweif des Kometen 12 bis 13 Grade lang. Von dem Zeitpunkt an, wo er in Europa wegen zu großer südlicher Abweichung den Beobachtungen sich entzog, mußte er den Bewohnern der südlichen Hemisphäre, denen er Abends hoch am Himmel, zum Theil nahe im Zenit stand, einen prächtigen Anblick gewähren; wirklich machen auch die Astr. Nachr. Beobachtungen bekannt, die *Andrew Lang* zu St. Croix zwischen dem 5ten Oct. und 14ten Dec. angestellt hat. Es liefs sich voraussehen, daß der Komet im Frühjahr 1826 aufs neue in Europa erscheinen werde; die Astronomen waren durch eine Ephemeride auf seine Rückkunft vorbereitet, und fanden ihn

ihn im April und May 1826 ohne Mühe wieder auf. — Bald nach dem zweyten Kometen von 1825 wurde auch der wiederkehrende *Encke'sche Komet* aufs neue am Himmel, und zwar ganz nahe an der Stelle, die ihm *Encke's* und *Damoiseau's* vorausberechnete Ephemeride vorgezeichnet hatte, beobachtet; eine Berichtigung seiner in der *Connaissance des tems* früher bekannt gemachten Ephemeride giebt *Damoiseau* selbst in den A. Nachr. Nr. 159. Soviel man weiß, gelang es dem Prof. *Harding* in Göttingen zuerst, das erwartete Gefirn am 26ten Jul. wieder zu entdecken. Der Komet wurde nachher, außer Göttingen, auch in Wien, Prag, Speyer, Seeberg, Dorpat und Abo beobachtet. Die neuen Beobachtungen schlossen sich zwar sehr nahe an die von *Encke* früher bestimmten elliptischen Elemente an; die Uebereinstimmung wird aber noch grösser, wenn der Durchgang durch das Perihelium noch um 0,025 Tage früher, als nach jenen Elementen angenommen wird. Für die Zulässigkeit einer Tangentialkraft, oder einer dem Quadrate der Zeit proportionalen Correction, wodurch die Umlaufperiode allmählig verkürzt wird, dürfte, nach *Encke's* Meinung, auch dieser neue Durchgang durch die Sonnennähe, in Verbindung mit den Perihelien von 1819 und 1822, noch nicht viel entscheiden. — Den dritten neuen zum ersten Mal beobachteten Kometen vom J. 1825 entdeckte *Harding* in Göttingen am 23ten Aug. 1825 im Orion nahe bey Gamma in den Zwillingen, und beobachtete ihn bis zum 26ten Aug. Nachher zeigte es sich, daß er schon am 10ten Aug. in Florenz im Sternbilde des Fuhrmanns wahrgenommen worden war, und daß ihn daselbst *Inghirami* vom 10ten bis 25ten Aug. beobachtet hatte. Aus diesen Beobachtungen, den einzigen, die man bis jetzt kennt, haben *Clausen* und *Peters* die Elemente der Bahn berechnet. Es ist zu wünschen, daß noch Beobachtungen aus der südlichen Hemisphäre (etwa vom Cap oder von Paramatta) bekannt würden, um die Bahn genauer bestimmen zu können. — Den vierten neuen Kometen von 1825 hatte der fleißige Himmelsbeobachter *Pons* das Glück, am 7ten Nov. im Eridanus zu entdecken, nachdem er einen andern neuen schon am 15ten Jul. desselben Jahrs gefunden hatte. Der Komet im Eridanus ist in und außer Deutschland vom Nov. 1825 an bis zum April 1826 beobachtet worden; nur selten gelingt es den Astronomen, den Lauf eines Kometen fünf Monate lang verfolgen zu können. Die Berechnung der Elemente der Bahn bot Anfangs einige Schwierigkeiten dar; *Clausen* fand zuerst eine Ellipse von 265 Jahren und *Nicolai* eine hyperbolische Bahn; doch bald schien eine Parabel die wahrscheinlichste Curve, welche die Bewegungen des Kometen am besten darstellte. — Zu den meteorologischen Beobachtungen im vorigen Bande der A. Nachr. liefert der Herausg. einige Zusätze, und läßt in diesem Bande die fortlaufenden Beobachtungen des Barometer-, Thermometer- und Hygrometerstandes im J. 1824 folgen für Altona vom 1ten Sept. bis 31ten Dec., für Kopenhagen vom 1ten Aug. bis 14ten Nov. und für Apenrade

vom 1sten Jul. bis 31ten Dec. *Schwarzenbrunner* giebt im Auszuge den mittlern, höchsten und tiefsten Stand des Barometers und Thermometers in Kremsmünster für die Jahre 1814 bis 1824, und *Argelander* meldet aus Abo das außerordentlich tiefe Fallen des Barometers am 5ten und 4ten Febr. 1825. Nr. 85 — 90. Der Herausg. der A. Nachr. hatte den Kapitän *Henry Kater* in London schriftlich davon unterrichtet, daß das von diesem vorgeschlagene Reversionspendel schon seit 1811 in Prof. *Bohnenberger's* Astronomie (S. 448) beschrieben, und daß *Bohnenberger* noch als Student in Göttingen auf diese Idee gekommen sey. Die Fälle, daß dem ersten Erfinder noch ein zweyter folgt, der seinen Vorgänger nicht kannte, sind eben nichts so sehr Seltenes: indess findet der Kapitän in seiner Antwort die Sache „*extremely curious*“, scheint sich aber doch am Ende mit der allgemeinen Bemerkung zu beruhigen, daß „nichts Neues unter der Sonne geschieht.“ So fand er kürzlich auch, daß ein Amerikanischer Astronom ihm im Gebrauch eines gegen das Meridianinstrument gerichteten Fernrohrs als Meridianmarke zuvorgekommen sey. — *James South* (bekannt durch seine mit dem jüngern *Herschel* gemeinschaftlich ausgeführte Arbeit über die Doppelsterne) giebt Nachrichten von einem trefflichen, auf der k. Sternwarte in Paris befindlichen Fernrohre von *Lerebours*, das er an mehreren Doppelsternen selbst geprüft habe. Er findet keinen Anstand zu behaupten, daß dies Instrument (von 11 Fufs Focallänge und 8,4 engl. Zoll Oeffnung) der beste Achromat ist, den er je in Händen gehabt, und bedauert, daß sein Vaterland bisher keinen ähnlichen aufzuweisen hatte. — *J. F. W. Herschel* (der Sohn) läßt den großen Verdiensten unsers *Fraunhofer's*, besonders auch mit Rücksicht auf den Dorpatschen Refractor, volle Gerechtigkeit widerfahren, bezweifelt aber doch im Allgemeinen die *Fraunhofer'sche* Behauptung, daß überhaupt Achromaten vor den Reflectoren einen entschiednen Vorzug haben; wer die Wirkungen eines Reflectors von *Amici* kenne, werde jenen Vorzug nicht zugeben wollen. Wenn insbesondere *Fraunhofer* (in seiner oben bey Nr. 73—78. erwähnten Vorlesung) die Meinung äussert, Spiegelteleskope können schon deswegen nicht Alles leisten, was zu wünschen wäre, weil „auch der vollkommenste Metallspiegel nur einen geringen Theil des auffallenden Lichts in das Auge des Beobachters reflectirt und der grössere Theil absorbiert wird“, so erinnert dagegen *Herschel*, wer auch nur einmal jenen das Auge blendenden außerordentlichen Glanz gesehen habe, mit welchem *Sirius* und die *Leyer* in seines Vaters 20füßiges Teleskop eintreten, werde gewiss nicht über Mangel an Licht sich beklagen. Wenn hier und da Doppelsterne in *William Herschel's* Verzeichniß vermisst werden, so mögen vielleicht ungünstige Witterung und andere zufällige Ursachen die Schuld tragen. (Es leidet keinen Zweifel, daß hauptsächlich wegen der bequemern und vortheilhaften Aufstellung der Dorpater Achromat vor einem Reflector Vieles voraus hat; aber erst

aus künftigen Beobachtungen und vervielfältigten Anwendungen jenes Refractors wird sich das eigentliche Verhältniß, in welchem er zu Spiegelteleskopen steht, genauer beurtheilen lassen.) — *Bessel's* Formeln und darauf gegründete Tafeln zur Berechnung der geographischen Längen und Breiten aus geodätischen Vermessungen. Schon in Nr. 3 u. 6. der A. Nachr. hatte *Bessel* die Grundzüge dieser neuen Berechnungsart entworfen, bey welcher, mit Umgehung der gewöhnlichen nicht ganz genauen Methode der sogenannten Abstände vom Meridian und Perpendikel, die Vermessungen so berechnet werden, daß man die Entfernungen aller Punkte vom Hauptpunkte auf geodätischen Linien gemessen, und die Azimute dieser Linien erhält. Die Formeln, wobey von der Ableitung der Eigenschaften der geodätischen Linien aus dem Rotationsphäroid ausgegangen wird, sind vollständig entwickelt; daß auch auf die Ellipticität der Erde Rücksicht genommen ist, macht die Rechnung nicht viel weitläufiger. Es ist zu erwarten, daß von dieser neuen so vorzüglichen Methode bald häufiger Gebrauch gemacht werde. — *Bohnenberger's* in Tübingen neue Methode, den Indexfehler eines Höhenkreises zu bestimmen und die Horizontalaxe eines Fernrohrs zu berichtigen, ohne Loth oder Libelle. Der Gebrauch des Loths und der Libelle hat auch, nach neuern Verbesserungen, seine eigne Schwierigkeiten. Die Berichtigung kann auch durch eine horizontale Spiegelebene geschehen; und des Vfs. neue beachtungswerthe Methode gründet sich darauf, theils, daß ein Quecksilber- oder Wasserhorizont, nach den Erfahrungen eines *Bessel*, *Gauß*, *Pond*, einen horizontalen Planspiegel giebt, der immer wieder von selbst seine richtige Lage annimmt, theils daß man nach einer Idee, worauf zuerst *Lambert* 1769 und *Rittenhouse* 1785 leiteten, das Fadenkreuz eines Fernrohrs durch ein zweytes diesem gegenüber gestelltes Fernrohr deutlich sehen kann. Nach des Vfs. Vorschlag macht man nun in die Ocularröhre des Fernrohrs am Höhenkreise zwischen dem Fadenkreuz und dem Augen- deckel, oder bey zwey Ocularen zwischen diesen selbst, eine Seitenöffnung, durch die ein kleiner, nicht einmal die Hälfte des Sehfeldes einnehmender Illuminator (der auch, wenn man will, sich wieder herausnehmen läßt) eingeschoben und von außen beleuchtet wird. Man stellt das Fernrohr beyläufig senkrecht, das Objectiv nach unten, und setzt unter das Objectiv einen Quecksilber- oder Wasserhorizont auf eine feste, mit dem Fußboden nicht zusammenhängende Unterlage. Daß das Bild der Fäden sogleich im Fernrohr erscheine, bewirkt man entweder durch eine vorläufige Berichtigung, oder man bringt am Fernrohr ein Paar Dioptern an, welche die Stelle des Suchers vertreten. Wenn, während der Hori-

zontalfaden mit seinem Bilde co'ncidirt, nicht zu gleicher Zeit auch der Verticalfaden auf sein Bild paßt, so wird dieser Fehler zuerst verbessert, und dann wird man durch das Ablesen der Nonius unmittelbar das Nadir und gegenüber das Zenit, demnach den Indexfehler des Höhenkreises, und zwar um so genauer, da er durch die Reflexion sich verdoppelt, erhalten. Auf eine ähnliche Art wird bey Berichtigung der Horizontalaxe eines Mittagsfernrohrs verfahren. — Unter den neuen Beobachtungen findet sich ein Verzeichniß von 257 Doppellirnen, welche *Bessel* bey der von ihm angefangenen Durchmusterung des Himmels gelegentlich beobachtet hat. Bey Doppellirnen kommt sehr Vieles auf die Beschaffenheit der Luft an: daher mag es rühren, daß dies Verzeichniß einige Doppellirne enthält, die *Straw* mit dem stärkern Fernrohre nicht auffand; Aehnliches erinnert *Herschel* der Jüngere (s. oben). Sonst bemerkt noch *Bessel*, daß verhältnißmäßig unter den größern Sternen ungleich mehr Doppellirne angetroffen werden, als unter den kleinern. Mondslirne in Paris vom Aug. 1824 bis Ende Dec. 1825, von *Bouvard* beobachtet. Sternbedeckungen, auf dem Seeberg beobachtet von *Hansen*, in Prag von *David* und *Halaschka*. Berichtigung einiger in den Verzeichnissen irrig aufgeführten Elemente des ersten Kometen von 1792, von *Olbers*. (Ueber die Kometen von 1825 s. oben.) Bekanntlich hatte *Olbers* die Astronomen darauf aufmerksam gemacht, daß ein 1819 erschienener Komet am 26ten Jun. in den Vormittagsstunden durch die Sonne gegangen seyn müsse. In einem Schreiben an den Herausg. der A. Nachr. behauptet nun der geheime Rath v. *Pistorff* in Bachholz, daß er in der That am 26ten Jun. um 8 Uhr 26' den Kometen in der Sonne als Sonnenfleck gesehen habe, und legt die zugehörigen Zeichnungen der Sonnenscheibe bey. *Olbers* und *Schumacher* sind indess nicht dieser Meinung. Daß die Sonne damals mehrere Flecken hatte, beweist, außer den *Pistorff'schen* Abbildungen der Sonne, auch ein hier abgedruckter Auszug aus dem Tagesregistor der Beobachtungen von *Placidus Heinrich* in Regensburg; auch stimmt die von *Hansen* neu berechnete Entfernung des Kometen vom nächsten Sonnenrande und des Winkels des Verticalkreises für jenen Zeitpunkt mit der Entfernung und Stellung des angeblichen Kometen in der *Pistorff'schen* Zeichnung nicht sonderlich gut überein. — *Wurm* über die Länge von Lilienthal, Elberfeld, Paramatta in Neusüdwallis und Zehmen bey Leipzig. *Schmidel's* zusammengestellte Bestimmungen der Länge von Leipzig. Lieutenant *Zuhrtmann's* chronometrische Bestimmung der Länge von Casillo do Mulatos und Fort la Guyara in Columbien durch den Zeitunterschied von Lang's Sternwarte auf St. Thomas. —

(Der Beschluß folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1827.

ASTRONOMIE.

ALTONA, b. d. Vf.: *Astronomische Nachrichten*, herausg. von H. C. Schumacher u. s. w. *Vierter Band* —

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nr. 91 — 96. *Bessel* verbessert, mit Anwendung der *Lindenau'schen* Nutation, und mit der aus dem *Königsberger* Fundamentalcatalog für 1815 u. 1826 sich ergebenden Vergrößerung der *Piazzi'schen* Rectascensionen, die früher von ihm bestimmten Elemente der Vorrückung der Nachtgleichen; er findet nun für $1750\ m = 46'',02824$. $n = 20'',06442$. $\psi = 50'',87572$ und $\psi' = 50'',21129$. — *Oriani* vergleicht die *Bessel'schen* Formeln zur Berechnung geodätischer Messungen (s. oben) mit denen, die er selbst in seinen Elementen der sphäroidischen Trigonometrie bekannt gemacht hat, und zeigt an einem Beyspiel ihre genaue Uebereinstimmung mit der *Bessel'schen* Berechnungsart. — Entwurf der k. Akad. d. Wissensch. in Berlin zu einer Herausgabe neuer Himmelskarten. „Möge dieß große und kühne Unternehmen (so wünscht der Herausg. der A. Nachr.) bald in dem Geiste ausgeführt werden, in dem es entworfen ist!“ Durch die *Histoire céleste* und den *Piazzi'schen* Catalog ist die Zahl astronomisch beobachteter Fixsterne, zu *Flamsteed's* Zeiten noch etwa 3000, bis auf 50,000 gestiegen, welche sämmtlich in *Harding's* Karten dargestellt sind. Dieser Reichthum genügt den Astronomen immer noch nicht; ihre Arbeiten lassen sie täglich das Bedürfnis der Bestimmung weit mehrerer Sternörter fühlen. Um aber bey der durch Fernrohre fast unermesslich erscheinenden Anzahl der Sterne doch eine Grenze zu setzen, bey welcher die dringendsten Wünsche befriedigt werden, ist man übereingekommen, neue Sternkarten zu entwerfen, die (bis etwa zur zehnten GröÙe) alle Sterne enthalten sollen, welche mit einem Kometenfucher von *Fraunhofer* von 34 Linien Oeffnung und 10maliger (oder auch 15- bis 20maliger) Vergrößerung noch sichtbar sind, und mit den Meridiankreisen von *Reichenbach* im erleuchteten Sehfeld ohne Schwierigkeit beobachtet werden können. Eine Arbeit dieser Art kann nur durch die Vereinigung mehrerer zu Stande gebracht werden. Schon ist aber eine schöne Grundlage dazu vorhanden: dieß sind die von *Bessel* für die Abweichung -15° bis $+15^\circ$ und für die 24

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Stunden gerader Aufsteigung gelieferten 272 Sternzonen. Die Akademie ladet nun die Astronomen ein, das Geschäft der Entwerfung der nach jener Grundlage zu bearbeitenden 24 Blätter unter sich zu vertheilen. Für jedes Blatt besteht das Netz aus Quadraten für die Grade der Rectascension und Declination, so daß jeder Grad $5\frac{1}{4}$ Pariser Linien mißt; es geht von 4 Zeitminuten vor den Anfang jeder Stunde bis zu 4 Zeitminuten nach dem Ende der Stunde, enthält also 510 Quadrate, in welche die in Palermo, Paris und Königsberg beobachteten Sterne für 1800 eingetragen werden; nachher werden noch alle im Kometenfucher sichtbaren Sterne bis zu der oben angeführten Grenze nach dem Augenmaße eingezeichnet. Bereits ist ein Probeblatt von *Bessel* erschienen und den A. Nachr. beygelegt; v. *Steinheil*, ein junger Astronom in Königsberg, hat einen eigenen, die Arbeit sehr fördernden Apparat zur Einzeichnung der astronomisch bestimmten Sterne erfunden. — Prof. *Slawinski* in Wilna hat mit einem 18zölligen Repetitionskreise von *Reichenbach* die Polhöhe des Signals von Eytintaycy in Samogitien beobachtet, aber aus einer Reihe verschiedner Sterne nicht die gewünschte Uebereinstimmung in den Resultaten gefunden. Es gelang ihm, die vornehmste Ursache des Fehlers in einer merklichen *Biegung des Fernrohrs* zu entdecken; das eine Ende des Fernrohrs, welches das Objectiv trägt, ist wahrscheinlich schwerer, als das andere Ende. Durch astronomische Beobachtungen wurde die GröÙe dieser Biegung aus verschiednen Sternen sehr nahe übereinstimmend gefunden; der Vf. hat seine zu diesem Behuf angestellten Beobachtungen vollständig dargelegt, und mit Verbesserung des Fehlers der Biegung die Breite des obigen Signals $= 56^\circ 1' 58'',88$ mit *Bessel's*, und $59'',73$ mit *Pond's* Sterndeclinationen bestimmt. Um sich von der Existenz und GröÙe der Biegung des Fernrohrs noch mehr zu versichern, machte er mit demselben Repetitionskreise ähnliche Beobachtungen auf der Sternwarte in Wilna, deren Breite schon bekannt ist und bisher $= 54^\circ 41' 2''$ angenommen wurde. Auch in Wilna ergab sich aus den Beobachtungen beynahe dieselbe Biegung, und nur um ein Paar Secunden geringer, als am Signal, mit der Polhöhe von Wilna $= 54^\circ 40' 59'',09$ nach *Bessel's* und $54^\circ 41' 0'',05$ nach *Pond's* Sternbestimmungen. — Prof. *Moth* in Prag kündigt die Herausgabe neuer Integralformeln an, und theilt die Integration der Formel $(1 - a \cdot \cos \varphi)$ in den Astr. Nachr. mit. — Ein außer der

Ttt

beygelegtes literarisches Blatt giebt Nachrichten vom Inhalt einer in Kopenhagen erschienenen Schrift: *Allgemeine Anleitung zur Berechnung der Leibrenten und Anwartschaften von dem königl. Dän. Etatsrath Meyer.* — *Wurm's* Berechnungen der Länge Halberstadt, Dessau, Washington, Kasan, Bremen und Josephstadt. — Mondsterne, von Pater *Dumouchel* vom Aug. bis Nov. 1825 auf der Sternwarte des Collegium Romanum beobachtet. — Sternbedeckungen, beobachtet in Prag, Seeberg, Kremsmünster, Zehmen, Josephstadt, Bushey Heath, Abo, Dorpat und Nicolajef. — Ephemeride der Sternbedeckungen 1827 für den Parallel und Meridian von London, mit Angabe der Sternpositionen, berechnet von den astronomischen Zöglingen der frommen Schulen in Florenz. — *Hansen* giebt eine Ephemeride der Verfinsternung der Jupiterstrabanten für 1826, mit Bemerkungen über einige Unvollkommenheiten der Delambre'schen Tafeln und mit der verbesserten Gleichung *C* für den ersten Satelliten; den Austritten sind die Coordinaten, wie in den Ephemeriden von Coimbra, beygefügt. — Originalbeobachtungen des zweyten Kometen von 1822, vom Prof. *Caturegli* in Bologna; da dieser Komet nur wenige Tage lang sichtbar war, so ist die Bestimmung der Bahn etwas schwierig; indeß hat *v. Heiligenstein* die Elemente dieses Kometen mittelst der sechs bekannt gewordenen Beobachtungen auf zweyerley Art, je aus drey Beobachtungen, berechnet. — Ein neuer, besonders merkwürdiger Komet, sehr wahrscheinlich von kurzer Periode, ist am 27sten Febr. 1826 vom Hauptmann *v. Biela* zu Josephstadt in Böhmen im Sternbilde des Widders entdeckt worden; am 9ten März fand ihn, ohne von der frühern Entdeckung zu wissen, auch *Gambart* in Marseille im Wallfisch. Nachdem für den Kometen aus den ersten Beobachtungen parabolische Elemente von *Clausen*, *v. Biela*, *Encke*, *Olbers* und *Schwerd* berechnet worden waren, erkannten sogleich mehrere Astronomen, zuerst ohne Zweifel *v. Biela*, der Entdecker des Kometen, der den Kometen auf die Zeit seiner gemuthmaßten Rückkehr aufgesucht, nicht bloß zufällig ausgepäht zu haben versichert, so wie *Gambart*, *Clausen*, *Gauß* und Andere, die Identität des Kometen sowohl mit dem von 1772, als mit dem zweyten von 1805. Mit hoher Wahrscheinlichkeit darf man schon jetzt annehmen, daß diese drey Kometen ein und ebenderfelbe gewesen sind, und daß zwischen den Perihelien 1772 und 1805 fünf Umläufe um die Sonne, zwischen 1805 und 1826 drey Umläufe Statt gehabt haben, jeden von ungefähr 6 Jahren 9 Monaten, oder etwas länger, als das Doppelte des Umlaufs des Encke'schen Kometen. Auch unabhängig von ältern Erscheinungen des Kometen, und ohne Voraussetzung des Kegelschnitts, fand *Clausen* bloß aus den neuesten Beobachtungen seit dem Febr. 1826 eine Ellipse von 2438 Tagen, *Gambart* von 2461 Tagen, und diese Ellipsen stimmten bisher noch ganz gut mit den in Josephstadt, Göttingen, Marseille, Bremen, Florenz und Abo angestellten Beobachtungen des Kometen. Es

verdient in Erinnerung gebracht zu werden, daß *Gauß* schon 1819 aus Gelegenheit des Encke'schen Kometen geurtheilt hatte, daß dieser Encke'sche Komet (von kürzerm Umlauf) nur den Anfang einer unermesslichen, nach und nach reisenden Aernte machen dürfte; wirklich hatte *Gauß* selbst schon vor 20 Jahren die Möglichkeit der Identität der Kometen von 1805 und 1772, der scheinbaren Unähnlichkeit der Elemente ungeachtet, nicht aufgegeben, in der Voraussetzung, daß der Komet etwa in der Zwischenzeit einem mächtigen Planeten, der seinen Lauf ändern mochte, zu nahe gekommen wäre. In der That fand auch *Olbers*, daß unser Komet 1782, und noch mehr 1794, dem starken Einflusse des Jupiters geraume Zeit hindurch ausgesetzt gewesen seyn mußte: eine genauere Entwicklung der Störungen durch Jupiter, vielleicht auch durch andre Planeten, während des Zeitraums von 1772 bis 1826 wird uns die Elemente der Bahn des Kometen wohl bald näher kennen lehren. Der Komet, an sich lichtschwach und dem bloßen Auge unsichtbar, hatte 1805 eine weit sich ausdehnende Atmosphäre, aber wenig festen Kern. In seinem mittlern Abstand etwa $3\frac{1}{2}$ mal weiter von der Sonne entfernt, als es die Erde ist, gewinnt er für die Erdbewohner noch eine ganz besondere Merkwürdigkeit durch den Umstand, daß seine Bahn bey dem niedersteigenden Knoten sich sehr stark der Erdbahn annähert. *Olbers* hat nach *Clausen's* Ellipse berechnet, daß der Komet *diesmal* nur 133 Erdhalbmesser (etwas mehr als das Doppelte des größten Mondabstandes) von der Erdbahn (nicht von der Erde) entfernt blieb, also der Erdbahn näher kam, als alle bisher berechnete Kometen, den von 1680 ausgenommen. Es ist daher nicht unmöglich, aber für jeden einzelnen Umlauf äußerst wenig, ja fast unendlich wenig wahrscheinlich, daß eben dieser Komet einmal ziemlich nahe bey unsrer Erde vorbeugehen und diese sogar mit seinem Dunstkreise berühren könnte; auch daß unsre Nachkommen einst eine Verfinsternung dieses Gestirns durch den Erdschatten zu beobachten das Glück hätten. Aber auch bey einer solchen einstweilen bloß möglichen Berührung der Atmosphäre des Kometen sind weder für die Erde noch für ihre Bewohner irgend erhebliche Folgen nach *Olbers* Meinung zu befürchten; selbst auf die Witterung ist kein bedeutender Einfluss zu erwarten; auch der Höhenrauch 1783 stand, wie Ebenderfelbe glaubt, gewiß mit keiner Kometenatmosphäre in Beziehung. — Das Englische Board of Longitude hat, zur Beförderung des Gebrauchs gleichförmiger meteorologischer Instrumente bey astron. Beobachtungen, 8 Barometer und 3 Thermometer verfertigen lassen, und solche als Geschenk an *Pond*, *Brinkley* und *Bessel* vertheilt. *Richard Parfith* hat die neue Hamburger Sternwarte mit einem trefflichen Chronometer von *Breguet* beschenkt. Die Verbindung durch Racketen gab für den Längenunterschied zwischen Paris und Greenwich $9^{\circ} 21' 6''$ (nach *Herschel* bis auf $0'' 1$ sicher). In England macht man mit Erfolg Versuche, Oxygengas bey geodätischen Signalen an-

anzuwenden. *Repsold* hat einen Collimator erfunden, der weder Quecksilber noch andere Flüssigkeit braucht.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

BERLIN, b. Reimer: *Ausführliche, mit möglichst sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Hilfsmittel und nach neuen Untersuchungen verbesserte Grammatik der lateinischen Sprache.* Von Konr. Leop. Schneider, der Phil. Dr. und Prof. am königl. Joachimsthalschen Gymn. zu Berlin. Der ersten Abtheilung (*Elementarlehre*) erster u. zweyter Band. 1819 — 21. XII und 804 S. kl. 8.

Beide Bände mit den besondern Titeln:

Elementarlehre der lateinischen Sprache, von Konr. Leop. Schneider — erster u. zweyter Band.

Der zweyten Abtheilung (*Formenlehre*) erster Band. 1819. 488 S. kl. 8.

Mit dem besondern Titel:

Formenlehre der lateinischen Sprache, von Konr. Leop. Schneider. Erster Band. (zuf. 4 Thlr. 12gGr.)

Das allgemein empfundene Bedürfnis einer brauchbaren Schulgrammatik der lateinischen Sprache hatte den Vf., der für die Wissenschaft viel zu früh verstorben ist (1821), schon sieben Jahre vor Erscheinung des ersten Bandes dieser Grammatik zu dem Vorlatze veranlaßt, diesem Mangel, der damals freylich viel fühlbarer war als jetzt, abzuhelfen. Seit der Zeit verwandte er seine Mühe darauf, den Stoff der lateinischen Sprache von den ältesten Zeiten bis ins Mittelalter zu sammeln und zu seinem eignen Gebrauche zu verarbeiten: denn er wollte eigentlich nur die Resultate seiner Forschungen in einem kleinern Werke niederlegen. Die Ueberzeugung aber, daß er so die Gründe seiner häufigen Abweichungen von den gewöhnlichen Lehrbüchern nicht würde angeben können, und die Zuredungen einsichtsvoller Freunde bestimmten ihn, seinen ganzen Vorrath zum allgemeinen Besten einzurichten und so ein ausführliches Werk zu liefern. Dies sollte in zweyen Bänden die Elementarlehre, in dreyen die Formenlehre oder den etymologischen Theil und in zweyen die Syntax umfassen, welche, nach demselben Maassstabe als die ersten beiden Theile behandelt, keine Grenzen finden würde, und in den bereits vorhandenen Lehrbüchern mehr an zweckmäßiger Ordnung, als an hinlänglichem Stoffe Mangel hätte (wie haltbar oder nicht diese Ansicht sey, mag Rec. hier nicht untersuchen); doch seyen auch in dieser Rücksicht in den letzten Jahren bedeutende Schritte geschehen, während der etymologische Theil der Grammatik überall so vernachlässigt erscheine, daß nicht einmal Schüler damit ausreichen könnten. Sein Hauptbestreben bey der Arbeit sey auf Ausmittlung der Thatfachen gerichtet gewesen, und dabey habe er sich subjectiver Anschau-

ten entweder ganz enthalten, oder doch zwischen ihnen und historischer Gewisheit immer eine strenge Grenze gezogen. Ausserdem sey er besonders auf Vollständigkeit und gute Ordnung bedacht gewesen. Ueber die gebrauchten Quellen und Hilfsmittel brauche er sich nicht zu erklären, da sie mehr oder weniger bekannt seyen, oder doch seyn könnten; nur des in Deutschland unbekannten *Thomas Ruddimannus* wolle er gedenken.

So ungefähr äussert sich der Vf. in der Vorrede über sein Buch, dem gewis Jeder, der es genau angesehen hat, das Zeugnis geben wird, daß es den angeführten Grundätzen angemessen ausgearbeitet ist; und man würde sich sehr irren, wenn man aus dem grossen äussern Umfang des Buchs auf Weitichweiffigkeit des Vortrags schliessen wollte. In gedrängter Kürze, aber wo es irgend nöthig ist, reichliche Belege gebend, handelt der Vf. in der Elementarlehre: von Zeichen, Namen und Zahl der Buchstaben; von den Neuerungen im Alphabet; von der Aussprache, den Veränderungen und der Quantität der Vocale schlechthin, der Diphthongen und der Mischlaute durch Synäresis; von dem Hiatus und der Behandlung desselben; von der Aspiration, von der Eintheilung, den Veränderungen, der Häufung und Auslassung, der Assimilation und der Umstellung der Consonanten; von den Veränderungen, welche die Präpositionen im Falle der Zusammensetzung erleiden; von der Position, mit einem Anhang über die Verlängerung kurzer Sylben mittelst der Arsis, und endlich von der Sylben-Abtheilung. Eigentlich sollte die Lehre von den Accenten den zweyten Band der Elementarlehre beschliessen, allein Krankheit hielt den Vf. ab, sie auszuarbeiten. Der vorliegende Band der Formenlehre umfaßt die Substantiven und es wird darin gehandelt: von dem natürlichen Geschlecht; von der ersten Declination und zwar von dem Genus der hergehörigen Wörter, von den lateinischen Formen dieser Declination, von den griechischen Formen und in zweyen Anhängen von den griechischen Wörtern auf *us*, welche der ersten lateinischen Declination irgend angehören; von der zweyten Declination und zwar von dem Geschlecht, von den lateinischen Formen und in einem Anhang von der lateinischen Flexion der griechischen Wörter auf *eus*, von den griechischen Formen; von der dritten Declination und zwar von dem Geschlecht, von den lateinischen Flexionsformen, von den griechischen Flexionsformen, nebst einem Anhang über die Behandlung des Namens *Ἰππάρχης* (des macedon. Königs); von der vierten Declination und zwar von dem Geschlecht, von den Formen nebst einem Anhang über die Wörter auf *u*; von der fünften Declination und zwar von dem Geschlecht, von den Formen; von den Indeclinabilien; von den Defectiven und endlich von den *abundantibus*.

Daß sich nun, aller grossen Vollständigkeit ungeachtet, doch auch Manches würde nachtragen lassen, sah der Vf. selber deutlich genug (vergl. Vort. S. VII); selbst Rec., dem keine grosse Bibliothek zu Ge-

Gebote steht, würde das können; schon die Vergleichung der Lesarten der ältesten und besten Handschriften würde manchen Nachtrag liefern. Sch. hat nämlich diese Quellen, nach des Rec. Ansicht, nicht genug benutzt, und scheint sie überhaupt geringer zu achten, als sie es oft verdienen mögen; er äußert sich darüber in der Elementarl. S. 515 fg. freylich nur in Rücksicht auf die Veränderungen der Präpositionen in der Zusammenfassung also: „deshalb (nämlich weil bey Berücksichtigung jedes einzelnen Wortes und bey vollständiger Benutzung aller hierher gehörigen Mittel dieser Abschnitt von der Veränderung der Präpositionen über Gebühr würde erweitert worden seyn) schien rathfamer bey den Zeugnissen der alten Grammatiker und den Beyspielen der Inschriften, als den sichersten Stützpunkten (welche der Vf. durch das ganze Buch mit großer Sorgfältigkeit benutzt hat), stehen zu bleiben, ohne den Gebrauch der Handschriften und die Tradition anders, als unter besondern Umständen zu berücksichtigen.“ Aufgefallen ist es Rec. auch, daß er nirgend, so viel er sich erinnert, *Joannis Tortellii Aretini Orthographia* und die dazu gehörige *Lima per Georgium Vallam* angeführt gefunden hat. Diese, wie es scheint, ziemlich seltenen Schriften mögen zwar immerhin ihre bedeutenden Mängel haben, allein es fehlt ihnen, besonders der ersten, auch nicht an manchen für die Elementarlehre recht brauchbaren Notizen.

Tadeln aber muß Rec., daß sich der Vf. durch das vorher erwähnte historische Streben offenbar hat zu weit führen lassen. Diefs scheint nämlich der Grund gewesen zu seyn, warum er nicht von gehörig begründeten Definitionen ausgeht. So erfährt man nicht, was er unter Elementarlehre, nicht was er unter Formenlehre versteht. Bey genauer Untersuchung dieser Begriffe aber möchte sich leicht ergeben haben, daß entweder der Abschnitt über die Veränderungen der Präpositionen nicht in die Elementarlehre gehörte, oder daß mit gleichem Rechte die ganze Lehre von der Composition hier abgehandelt werden mußte. Hinsichts dieser aber, so wie der ihr nahe stehenden Derivation, kann Rec. nicht unterlassen die Beforgnis zu äußern, daß, wenn die Formenlehre auf drey Bände berechnet war, diesen beiden Gegenständen schwerlich diejenige Ausführlichkeit gegeben werden konnte, welche den übrigen Theilen der Grammatik und ihrer Behandlung angemessen war. — Weit entfernt ist aber Rec., dem erwähnten Abschnitte über die Präpositionen gerade die Vorwürfe zu machen, welche der Vf. S. 794 befürchtet, daß er nämlich mit Unrecht an die Lehre von den Consonanten angeschlossen sey, oder daß dessen Inhalt besser stückweise an den jedesmal passenden Stellen der frühern Abschnitte hätte behandelt werden können. Nirgend sagt der Vf. ferner, was er unter Declination verstehe; ein Begriff, den die Alten gewiß mit vollem Rechte und der Wissen-

schaft zum Nutzen viel weiter faßten, als es jetzt üblich ist. Nirgend giebt er eine Erklärung von dem Casus überhaupt, oder von den einzelnen Casibus. Wollte man hierauf entgegnen, daß solche Entwicklungen zu sehr in das Feld der Syntax geführt haben würden, so antwortet Rec., daß sich Syntax und Formenlehre niemals gänzlich trennen lassen werden, und daß sie sich in den Lehrbüchern wie in der Sache selbst gegenseitig werden durchdringen müssen. Außerdem aber hat sich auch der Vf. selbst nicht gescheut, Dinge, die eben so sehr der Syntax angehörten, in der Formenlehre abzuhandeln, wie S. 8. die Bemerkung über den Zusatz von *mas* oder *femina* zur genauern Angabe des Geschlechts; so bewegt sich auch die Untersuchung über die Endung *e* des Dativs der dritten Declination S. 200 eines Theils immerfort in dem Gebiete der Syntax, und ermanget in dieser Rücksicht des gehörigen Grundes, weil sie nämlich nicht auf eine genügende Erklärung des Dativs und Ablativs gestützt ist. Daß übrigens ähnliche Untersuchungen auch bey der ersten und zweyten Declination anzubringen gewesen seyn würden, übergeht Rec., eingedenk dessen, was über das Entstehen dieses Bandes der Formenlehre in der Vorr. S. IX erinnert wird.

Soviel möge genügen, um die Leser dieser Blätter auf ein Buch aufmerksam zu machen, das die Wissenschaft fördert, und dessen baldige Fortsetzung von einem tüchtigen Philologen gewiß von Jedem, der ein ernstliches Interesse an der lateinischen Sprache hat, sehrnächst gewünscht wird.

Dr. Schmidt zu Prenzlau.

JUGENDSCHRIFTEN.

BERLIN, b. Amelang: *Menschenwerth in Beyspielen aus der Geschichte und dem täglichen Leben.* Der Jugend zur lehrreichen Unterhaltung dargestellt von A. H. Petiscus, Professor. 1826. II u. 494 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf., der sich durch mehrere Bildungs- und Unterhaltungsschriften für die Jugend nicht unruhlich bekannt gemacht hat, liefert hier 103 moralische Erzählungen, theils aus der Geschichte, theils aus dem Privatleben geschöpft. Rec. hat Vieles darin mit Interesse gelesen und sehr zweckmäßig befunden. Manches ist freylich schon bekannt und mehrmals in ähnlichen Schriften zur Kunde des jugendlichen Publikums gebracht worden. Da aber der Vf. mit eignen Worten erzählt, und solche Beyspiele nicht oft genug der Jugend vorgehalten werden können, so darf diess nicht getadelt werden. An der Darstellungsart ist uns zuweilen einige Breite und Umständlichkeit aufgefallen da, wo sie nicht nöthig war. Der Titel ist etwas geschraubt und hätte mögen einfacher gefaßt seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1827.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Froment, unter dem doppelten Titel: *Lettres sur la Suisse. Tome troisième*, und: *Lettres sur la Suisse écrites en 1824 et 1825*, par M. Raoul-Rochette. 1826. X u. 408 S. 8. (Mit einer das Hospiz auf dem grossen St. Bernhards-Berge vorstellenden Titel-Vignette.)

Der Vf. dieser Briefe (deren beide ersten Bände in den Erg. Bl. 1824. Nr. 28—30 angezeigt sind), nimmt in der Vorrede von seinen Lesern förmlich Abschied, und erklärt den dritten Band seines Reisewerkes über die, während der Jahre 1819 bis 1825 zu fünf verschiedenen Malen von ihm besuchte Schweiz unabänderlich für den letzten. Wenn in Hinsicht der ersten Theile bemerkt werden mußte, Hr. R. R. habe, nach Art der gewöhnlichen Reisenden, seinen Wanderstab meist nur nach den besuchtesten und besuchtesten Plätzen, Städten und Bergen der Schweiz gerichtet und dagegen manche der interessantesten Gegenden, Berge, Gebirgspässe, Heilquellen, als von den grossen Heerstrassen abliegend, unbefucht gelassen, so finden sich in dem vorliegenden Bande verschiedene Gegenden und Ortschaften beschrieben, deren Namen man in den gewöhnlichen, ohne Unterlass sich mehrernden Berichten von Reisen durch die Schweiz umsonst sucht. Hr. R. R. dringt nämlich durch die Thalgründe von *Unterwalden*, über die *Surenen-Alpen*, dann wieder über den *Clausen*, den *Pragel*, und einen Theil des *Saanen-Landes* tiefer in das Innere der Schweiz ein, und wagt sogar, die Grenzen der Eidgenossenschaft überschreitend, den höchst mühsamen, jedoch für den umfichtigen und schwindelfreyen Reisenden gefahrlosen Gang, längs der Südseite des *Montblanc*, über den *Bonhomme*, den *Col de la Seigne*, und die *Allee-Blanche*, nach *Courmayeur*, und einen zweyten, nicht minder beschwerlichen, der noch seltener, als der eben erwähnte, unternommen wird, von *Courmayeur*, durch das *Entrèves-Thal*, und über den *Col de Fenestres* nach dem grossen *St. Bernhards-Berge*.

Es ist das vormalige, seit 1815 unter dem Namen der *Leberberg-Vogteyen* dem Canton *Bern* einverleibte *Bisthum Basel*, durch welches der Vf. diesmal in die Schweiz eintritt. Er nennt diese Gegend den würdigsten Vorhof zu dem prachtvollen Tempel der Natur, nach welchem er hindreht. Noch an

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

keinem andern Orte hatte sich ihm der *Jura*, dieses Vorgebäude der hohen Alpen unter so ergreifenden und grossartigen Formen vor Augen gestellt; noch nirgends hatte er (eine Behauptung, welche gewaltige Beschränkungen erleiden dürfte) sich einen solchen Reichthum von Vegetation, Gewässern und malerischen Fessengruppen entfalten gesehen. Den nackten und steil abgeschnittenen, immerhin sehr hohen Felsen des *Münsterthales*, durch welches er seine Reise nach *Biel* fortsetzt, giebt er (S. 11) eine *élévation prodigieuse*. Was würde ihm für ein genügendes Beywort übrig bleiben, um die Riesenhänge eines *Wetter-* oder *Finstler-Aarhorns*, der *Aiguilles Rouges* oder der *Aiguille du Dru* im *Chamouny-Thale* zu bezeichnen? Auf seinem Rückwege von *Biel* nach *Basel* nimmt Hr. R. R. auch den bekannten und wirklich einiger Celebrität genießenden englischen Garten zu *Arlesheim* in Augenschein, und verwendet fünf volle Seiten darauf, zu sagen, wie wenig und warum derselbe seine Erwartung nicht befriedigt habe (S. 57—62). Uebrigens hat auch dem Rec., trotz aller Lobpreisungen, der Geschmack, in welchem dies Gartenstück angelegt ist, nie behagen wollen: es enthält zu viel Kleinliches, zu viel Spielereyen, und die einzelnen Partien sind allzunahe an einander gedrängt. — Unter dem Anblicke der Schloßstrümmen von *Dornach* und gleichsam von ihnen begeistert (S. 62) giebt der Vf. dem Verlangen nach, seinem Freunde, von *Marchangy*, an welchen der grössere Theil seiner Briefe gerichtet ist, einige der Heldenthaten der schweizerischen Vorwelt ins Gedächtniß zurückzurufen. Was er hier Geschichtliches beybringt, enthält, gleichwie auch die bald darauf folgende Beschreibung der Schlacht zu *St. Jakob*, nichts, das man nicht längst wüßte, und das sich nicht anderwärts schon vielfältig, vielleicht auch besser, erzählt fände. Von *Basel* geht die Reise auf der gewöhnlichen Strafse durch das *Frickthal* nach *Brugg* und *Schinzsnach*; von da weiter durch das *Aargau*, über die Abtey *Muri*, nach *Luzern*. Der vortrefflichen Aussicht bey den zwey Linden auf der Höhe des Bützberges zwischen *Frick* und dem Städtchen *Brugg* thut der Vf. keine Erwähnung, verweilt aber dafür desto länger, und der Leser eben nicht ungern mit ihm, bey den Trümmern von *Habsburg* und der dortigen, ebenfalls weit ausgebreiteten Fernsicht. „Alles — heisst es S. 87 von jenen berühmten Ruinen der alt-gräflichen Burg — alles ist hier nackt, Mauerwände und Boden; alles

Uuu

ist

ist stumm geworden, die Stimme der Armuth und die Stimme des Ruhmes. Der Reisende, indem er das alterthümliche Aeyl der Habsburger begrüßt, kann im Angesichte ihrer Schatten nichts mehr thun, als denen, die nach ihnen gekommen sind, eine milde Gabe darreichen. Vor dem Schlosse liegt ein kleiner Vorplatz, wo die Grafen von *Habsburg* ihr kaiserliches Heer mustern konnten, nämlich die funfzehn bis zwanzig Bauern, die ihre ersten Vasallen waren, und deren etwas tiefer liegende Behausungen die früheste Grundlage ihrer Gewalt ausmachten. Diese Hütten aber sind noch vorhanden und bilden zusammen ein Dörfchen, welches zur Stunde noch den Namen *Habsburg* trägt. Ueberhaupt ist auferhalb des Schlosses alles noch so wie es einst war, einzig die Herren der Burg sind nicht mehr vorhanden. Weinreben ranken auf einer Seite bis an den Fuß der Burg, die übrigens ringsum von Wiesen, Gärten und Waldung umschlossen ist. Nirgends keine Spur mehr von Macht und Herrschergewalt; die Zeit allein offenbart ihre Allgewalt, indem sie Hütten erhält, nachdem sie eine Burgveste in Trümmern gelegt, und höchst merkwürdig bleibt es, daß der Name *Habsburg* sich in unsern Tagen an nichts Lebendiges mehr, einzig noch an ein armseliges Dörfchen anknüpft, und daß ein Hirtengeschlecht fortdauernd auf Schutt und Trümmern fortlebt, während der mit *Marien-Therezien* erloschene Stamm der *Habsburger* sich auf die Dauer nicht hat auf Thronen erhalten mögen." Ueber *Königsfelden*, *Windisch* und die dortige klassische Gegend viel geschichtlich Bekanntes; viel Einseitiges über das Denkmal der Schweizer des zehnten Augusts in *Luzern*; welche Stadt Hr. R. R. diesmal nur im Fluge berührt. Während dies Denkmal betreffend (S. 111) dem Zürcher Zeitungschreiber vorgeworfen wird, daß er in seiner *Plattheit* und dem kunstfleissigen Aargauer, daß er in seiner *Kälte* der Schönheiten der Kunst und des Gefühls der Ehre ganz unempfänglich sey, und daß nur ein Mann, wie der letztgenannte, sich darauf einlassen könne, zu berechnen, wie viel Ellen Tuch oder Leinwand sich aus den auf das Felsendenkmal verwendeten Geldern hätten verfertigen lassen, so wird hinwieder geflissentlich verschwiegen, daß, was in der Schweiz alle Welt weiß, neben dem Verlangen, das Andenken der gefallenen Schweizer zu ehren, auch noch andere Rücksichten gewesen seyen, durch welche sich die Unternehmer jener Monumente haben leiten lassen, und daß sich die Umgebungen des Löwen nach und nach in eine große Kunst-Krambude verwandelt haben, deren ganze Anlage darauf berechnet ist, dem Reisenden, neben den Huldigungen, welche er der Treue der Gefallenen darbringt, auch noch dieses oder jenes Opfer anderer Art abzulocken; was jenes bekannte Witzwort veranlaßt hat, daß aus dem Thorwaldschen Löwen durch den Verlauf der Zeit eine Milchkuh geworden sey.

In einigen folgenden Briefen begleitet der Leser den Reisenden auf dem gewöhnlichen Wege durch

die weichen Wiefengründe von *Unterwalden*, nach dem anmuthigen Thale von *Engelberg*, welches Realen Schweizerreisenden zu besuchen anrathen möchte, von da über die *Surenen-Alpen* nach (*Uri*) *Altorf*, weiter, durch das *Schüchenthal*, bey dem, unter dem Namen *Stäubi* bekannten Falle des Schächen-Baches vorbeyst, über den Gebirgstock, *Clausen* genannt, nach dem tief im Herzen des *Grossthal* von *Glarus* gelegenen Dorfe *Linth-Thal*, von da durch das *Klönthal*, über den *Pragel*, nach dem *Muotta-Thal*, nach *Schwyz*, und von da nach *Arth*, *Küsnacht* und über den *Rigi* an den Vierwaldstätter-See, nach *Weggis*. Vorzüglich lange verweilt in diesen Abschnitten Hr. R. R. bey dem Thale von *Engelberg*, und namentlich bey der Darstellung der Gemüthsart seiner Einwohner, deren Beschaffenheit er, ohne zu bedenken, wie schwierig es sey, über ein ganzes, wenn auch kleines Völkchen, nachdem man es bloß oberflächlich kennen gelernt und kaum einen Tag in dessen Mitte verweilt hat, ein allgemeines Urtheil zu fällen, aus demjenigen herleiten will, was, in Verbindung mit der großen, diese Menschen umschließenden Natur ihre Religion ihnen aufliegt. Seiner Meinung nach wären die *Einwohner von Oberhasli* in eben dem Grade ernsthaft und phlegmatisch als ihre Nachbarn, die *Engelberger*, muthwillig und lebhaft sind, und den letztern würden es allein die katholischen *Appenzeller* an Aufgewecktheit des Geistes und Fröhlichkeit gleichthun. Der Vf., auch auf die Gefahr, für einen Capuziner ausgeschrien zu werden (S. 145), versucht, dieses moralische Phänomen daraus herzuleiten, daß die Bewohner von *Engelberg* zu den eifrigsten und inbrünstigsten Katholiken der Schweiz gehören, daß ihr Land mit Capellen und Bethäusern bedeckt ist, welche ihren Sinn fortwährend mit religiösen Bildern beschäftigt erhalten, daß die zahlreichen Feste der römischen Kirche bey ihnen insgesammt mit großer Feyerlichkeit begangen werden und hierdurch ein beträchtlicher Theil ihres thätigen (?) Lebens sich ausfüllt, dessen übrige, der Beforgung der Heerden gewidmete Tage, vermittelst der religiösen Betrachtung sich ebenfalls auf die einzigen ihnen geläufigen Ideen also zurücklenken, daß das Volk, ausschliesslich seiner Christen- und Hirtenbeschäftigung hingeben, sich von einer Religion, welche eben so sehr erleuchtet (??), als erfreut und eine angenehme Unterhaltung verschafft, gleichsam gänzlich verschlungen fühlt. Diese Leute — sagt der Vf. (S. 148), — welche auf den Gipfeln der Alpen in der reinsten Atmosphäre lebend, sich um die Gegenwart nicht mühen, noch um die Zukunft bekümmern, durch ihre Kirchenfeste oder durch Wallfahrten, welche die Leere eines müßigen, auf ganz leichte Arbeiten sich beschränkenden Lebens ausfüllen, an einem fort im Zuge erhalten werden; deren Sinne sich ohne Unterlaß von allen Wundern der Natur und der katholischen Religion ergriffen fühlen, (wozu nach S. 146 neben andern die Menge von Gemälden und Bildsäulen in der Klosterkirche, das Gold und Edelgestein, das von den

Reliquienkasten zurückstrahlt, eine helltönende, von geschickten Händen gespielte, von zahlreichen Blasinstrumenten und unzähligen Chorstimmen begleitete Orgel, die majestätische Ordnung der Kirchengebräuche, der Glanz der Priesterhabite, die ernsten und abgemessenen Töne der frommen Psalmodieen, die lieblich duftenden Weihrauchwolken, die starken und männlichen Stimmen der gottseligen, hinter dem Chorvorhange versteckten Klosterbrüder, *deren Gegenwart etwas geheimnisvolles hat, wie die Gegenwart der Gottheit u. s. w. gehören,* die noch dazu frey, gesund und munter sind (bey alledem aber, laut S. 151, ein Volk bilden, das sich in *süßen Täuschungen und beseligenden Trug* einwiegt!!) — wie sollten diese Leute nicht in der That (die fröhlichsten unter allen Menschen seyn, so wie sie auch die glücklichsten sind?) Das Uebertriebene, zum Theil Widersprechende dieser und ähnlicher Behauptungen, von denen der in Rede stehende Abschnitt voll ist, fällt von selbst in die Augen. Nach wie vor aber kann Rec. von der Ueberzeugung nicht abgehn, daß auch für diese, an sich keineswegs bössartige Leute, durch verkürzte Zeit des kirchlich gebotenen Müßigganges, durch Verminderung der Festtage, Wallfahrten und des geistlosen Geplärrs in den Kirchen, durch Beschränkung des Einflusses der Capuziner und eines allen Fortschritten des menschlichen Geistes feindseligen Pfaffenthums, durch Erweckung einer wohlgeordneten Thätigkeit, und Einführung wenigstens einiger Industrie, bedeutende Vortheile hervorgehn und ihr Leben überhaupt eine weit erfreulichere Gestalt gewinnen müßte, als es in seinem pseudo-religiösen, der Arbeit abholden Mechanismus jetzt hat; ohne daß um deswillen (wie S. 149 u. 150 zu lesen) zu größerer Ehre des Menschengeschlechts, auf jeder Alpen Spitze eine Spinnerey oder Buchdruckerey errichtet, den armen Hirten die Gelehrsamkeit von Journalisten, unter welchen Hr. R. R. vornehmlich den *großen Publicisten von Aarau*, so wie den *Redactoren von Lausanne*, und den *Baseler Banquiers und Diplomaten* abgeneigt ist, beygebracht, ihre Capuziner in eben so viele Philanthropen, sie selbst insgesamt, wie zu *St. Gallen*, in *Weber*, oder in *Schöngeister*, wie zu *Lausanne* umgeschaffen und der *Engelberger* anstatt auf seinem Heu auf Banknoten schlafen müßte... „Die Melodien der Kirchenlieder — so schließt der Vf. diesen Abschnitt — sollen mich nun einschläfern. Befände ich mich in Zürich oder St. Gallen, so würde ich an dem Geräusche der Handwerker und Maschinen entschlummern: alles wohl überlegt, *ist mir jenes Kopfkissen doch noch lieber, als dieses.*“

Unter den Merkwürdigkeiten von *Engelberg* wird auch der, in der That sehenswerthe „*Dütschenbach*“ angeführt. Dies soll heißen „*Tätschbach*.“ (Der Vf. nimmt es überhaupt mit seiner Rechtschreibung so genau nicht. Er schreibt z. B. auch *Stäubbi*, statt *Stäubi*. Etwas arg aber ist es für einen Pariser Academiker, wenn er selbst S. 163, *la*

longue neige, welches der Name einer tiefen Schneeschlucht in den *Surenen-Alpen* ist, durch *die lange Schnee* übersetzt.) Von der *hohlen Gasse*, zwischen *Küßnacht* und *Immensee*, heißt es (S. 217): sie sey noch eben so tief und das sie einfassende Gehölz eben so dicht, als vor Alters; doch hat der Vf., wie er bald hernach mit gerechtem Bedauern hinzusetzt, selbst schon Anstalten zur Zerstörung dieses Denkmals der schweizerischen Freyheit machen gesehn. Gegenwärtig ist die ganze Gasse ausgeebnet, die Baum- und Buscheinfassung gelichtet und *alto supercilio* fährt jetzt hier durch der Briten, auf bequemer Straße nach *Arth* hin, um von da aus seine Mode-reise nach der *regina montium* zu vollenden.

In dem vierzehnten und funfzehnten Briefe (S. 228 — 267) verweilt Hr. R. R. in einem der reizendsten Hirten- und Alpen-Reviere der ganzen Schweiz, in dem Saanen-Lande (*Gessenay*). Diese an Hr. K. V. von *Bonstetten* gerichteten Briefe wird man auch nach den Briefen dieses letztern über ein schweizerisches Hirtenland, mit um so größerm Vergnügen lesen, da sie ungleich weniger declamatorische Abschweifungen enthalten, als einige der bereits angeführten, und die Nachrichten über Land und Leute, Sitten und Gebräuche, über die Arbeiten und Vergnügungen des Hirtenlebens im Saanen-Lande, über Landeskultur, Handelsverkehr, Volksglauben u. s. w., wenn auch größtentheils entweder auf Hörenlagen sich gründend, oder aus Vorgängern geschöpft, immerhin auf eine gefällige Weise zusammengestellt sind. Rec. hat es befremdet, daß der Vf., nachdem er einmal so weit vorgedrungen war, nicht auch noch, was mit einem wenig bedeutenden Zeitaufwande hätte geschehen können, die höchst sehenswerthen *sieben Brunnen*, den Ursprung der *Simme*, in der Nähe des Dorfes *An der Lenk*, und den *Rätzli-Gletscher* besucht hat.

(Der Beschlus folgt.)

PHILOSOPHIE.

ILMEHAU, b. Voigt: *Eudaimonia, oder die Kunst glücklich zu seyn*. Versuch einer gefälligen Lebensphilosophie von *Joseph Droz*. Aus dem Französischen frey übertragen und mit Anmerkungen, erläuternden Zusätzen und Abhandlungen versehen von *August von Blumröder*. 1826. XII u. 265 S. 8. (1 Rthlr.)

Wären die Menschen so oft glücklich, als Anweisungen zur Glückseligkeit ihnen gegeben sind, dann stände es anders auf der Erde und es bedürfte keiner Anweisungen mehr. Unser Uebersetzer glaubt, weil Dinge, die aus Frankreich kommen, für uns Deutsche einen unwiderstehlichen Zauber bey sich führen, möchte wohl auf der vorliegenden Kunst glücklich zu seyn, derselbe Zauberreiz liegen; sie sey auch wirklich ganz brauchbar, habe dem Vf. zur Stelle in der

der Akademie verholten, sey in Frankreich zum viertenmale aufgelegt. Ueberhaupt sey der unverdorbene Franzose fast ein geborner Lehrer einer gewissen leichten und gefälligen Lebensweisheit, finde sich in allen Lagen zurecht; nur habe er das Sinnliche stets vor Augen, werde dadurch einseitig, und deswegen sey diese Uebersetzung mit Anmerkungen versehen worden. Nach dem Uebersetzer entspringt die menschliche Glückseligkeit aus den harmonischen Verhältnissen zwischen dem Gefühl und den Ideen, oder aus dem guten Einverständniß der Sinnlichkeit und Vernunft, und die produktive Einbildungskraft oder Phantasie ist es, welche diese Harmonie hervorbringt. Dagegen ist wenig einzuwenden; nur grade die Phantasie bringt auch Leiden, und ihre Beherrschung wird zur schwierigsten Aufgabe. Sagt der Uebersetzer in einer Anmerkung S. 21: „dafs die meisten Menschen über dem Streben, ihr Glück zu machen, nicht dazu kommen können glücklich zu seyn;“ so liegt der Fehler eben in ihrer verkehrten vorausseilenden Phantasie. In der Art wie diese bildet, vergleicht, sucht oder flieht, besteht das ganze Glück oder Unglück des Menschen, und wegen ihres Eigenfinns verläßt sie oft den besten Rath, oder wendet ihn an in unrechter Weise.

Ganz neue Dinge wird niemand in einem Werke über Lebensphilosophie erwarten. Der französische Vf. schließt sich an diejenigen Schriftsteller seiner Nation, welche in gewandter Sprache menschliche Verhältnisse dem gebildeten Publicum nahe zu legen und Erfahrungsgrundsätze nebst moralischen und religiösen Betrachtungen daran zu knüpfen wissen. Wir wollen ihm nicht in den einzelnen Abschnitten folgen. Nur bleibt es merkwürdig, dafs in der Kunst glücklich zu seyn, die entgegengesetztesten Vorschläge Gehör verdienen. Der Vf. glaubt gegen die allgemeine Meinung: „dafs das sicherste Mittel, glücklich zu seyn, darin bestehe, viel über menschliche Dinge und Verhältnisse nachzudenken.“ Sollte nicht die allgemeine Meinung etwas für sich haben? „Willst du glücklich seyn, so mußt du das gemeine Vorurtheil verlassen und unter der Anleitung weiser Grundsätze aus der Bewirkung der Glückseligkeit das grofse Geschäft deines Lebens machen.“ So sagt der Vf., und wir antworten mit demselben Fug: „verlaß nie das gemeine Vorurtheil, und der weiseste Grundsatz ist, die Glückseligkeit nie als Geschäft zu betreiben.“ Nach S. 46 haben gegen die gewöhnliche Meinung der Ehrgeizige, der Heuchler, der Neidische, der Geizige, ihre ganz eignen Freuden. Der Vf. huldigt dem Alcibiades bewundernd, als einem Zöglinge der Grazie und Weisheit, der Uebersetzer drückt darüber sein Erstaunen aus. Jedermann entwirft sich ein eignes Bild des Glücks und der Mittel es zu erreichen.

Einzelne Bemerkungen verdienen Auszeichnung. Ein berühmter Arzt (Elie de la Poterie) behauptete, dafs drey Viertel der Menschen an Langeweile sterben. Andere Männer schrieben ihre Heilung in verzweifelten Krankheiten blofs der muthigen Anstrengung zu, womit sie den Lebenshauch zurückhielten. — Niemals wird ein verständiger Freund des Vergnügens ein grofses Vermögen annehmen unter der Bedingung, es selbst zu verwalten. — Die guten Haushaltungen sind weniger selten, als unsre Beobachter glauben, deren Brille sich in einem kleinen Zirkel, von ihnen die Welt genannt, herumdreht. — Eine Methode die Kinder zu quälen, besteht in dem Streben, ihnen die Formen der Höflichkeit so zeitig als möglich anzubilden. — Die Theilnahme an den Leiden unsrer Freunde und Bekannten ist leichter und wird häufiger gefunden, als die Mitfreude bey ihrem Glück. — Wenn du Vergnügungen suchst, die es noch in der Erinnerung seyn sollen, so wähle solche, an welche sich moralische Ideen knüpfen, bey deren Genufs dir also verstattet ist, die Würde deiner Vernunft und die Frische deiner Einbildungskraft zu behaupten. — Nur der Fromme, der sich von religiösen Vorurtheilen frey gemacht hat, betet mit Vertrauen und Liebe in Gott das Wesen an, welches die höchste Heiligkeit mit der höchsten Macht, Gerechtigkeit und Gnade vereinigt. — Ein Mann brachte zwanzig Jahre im Gefängniß zu, und suchte sich angenehme Träume zu verschaffen, welches ihm gelang, so dafs er den Abend mit Ungeduld erwartete. — Ein finsterner Mysticismus erblickt selbst in der christlichen Religion eine unverfügbare Quelle schwermüthiger Gefühle. Welche Verirrung! — Aus einer sonderbaren Vermischung des Deismus mit dem Materialismus ist ein System hervorgegangen, welches viel Eingang gefunden hat. Nach dieser Ansicht scheint die Macht Gottes blofs eine physische zu seyn, im Mittelpunkt der Welten thront er mit einer über Tugend und Laster erhabenen Gleichgültigkeit. So hätten also die Gedanken des frommen Menschen eine sittliche Würde, welche den Absichten des Ewigen abginge? — Das Feldgeschrey der Menschheit sollte seyn: Friede mit Allen, nur nicht mit den Unduldsamen, denn sie halten keinen Frieden. — Nach den Beobachtungen einsichtsvoller Aerzte ist der Todeskampf eines guten rechtschaffenen Menschen selten sehr heftig. — Ueber den Tod behauptet der Uebersetzer in einem Zusatz, sein schwarzer Trauermantel nehme sich recht gut aus als Hintergrund in den beweglichen Bildern des menschlichen Glücks und Vergnügens, und in einem Anhang wird das Verhältniß der Glückseligkeit zur Sittlichkeit erläutert und von der Phantasie erwartet, dafs sie gleichsam eine ideale Ehe zwischen dem Geiste und der Sinnlichkeit zu Stande bringe, aus welcher die schönen Zwillingskinder Tugend und Glückseligkeit hervorgehen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1827.

ERDBESCHREIBUNG.

PARIS, b. Froment, unter dem doppelten Titel: *Lettres sur la Suisse*. Tome troisième und: *Lettres sur la Suisse, écrites en 1824 et 1825*, par M. Raoul - Rochette etc.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der sechszehnte Brief (S. 266—277), welcher ebenfalls den Namen v. Bonstetten an der Stirne trägt, enthält einen Blick auf Genf und alle die ausgezeichneten Genfer, mit denen der Vf. diesmal in nähere und, wie es scheint, höchst angenehme Berührung gekommen ist, und unter denen Hr. v. B. selbst als ein Nestor der deutschen und französischen Literatur und als ein Zeitgenosse zweyer Jahrhunderte obenan steht. „Ich besorgte — sagt der Vf. (S. 270) — auf der Stirne dieses Achtzigers den verunsaltenden Einfluß des Greisenalters wahrzunehmen; ich sehnte mich, aber ich fürchtete mich nicht weniger, ihm um den Hals zu fallen; doch gleich beym ersten Anblick ging meine Unruhe in ein höchst wohlthuendes und ungetheiltes Gefühl über. Es hat sich bey Hn. v. B. nicht bloß der Geist in der völligen Lebhaftigkeit und Frische der jüngern Jahre erhalten, sondern die Zeit scheint in seiner Person beynabe ein ganzes Jahrhundert, zur Belehrung und Freude des jetztlaufenden, mit schonender Achtung behandelt zu haben. Ich habe ihn in einem Kreise junger und hübscher Damen so liebenswürdig gesehen, als er es mit zwanzig Jahren hätte seyn können und als unsre Zwanziger (nämlich in Frankreich) es nicht mehr sind. Aber auch unter Weisen habe ich ihn gesehen, zwischen einem ernsten Geschichtschreiber und einem ausgearbeiteten Staatsmanne; und da glaubte ich die Vernunft in Person zu erblicken, angethan mit allen ihren Vorzügen und geschmückt mit allen ihren Reizen. Was Sie auch dazu sagen mögen, mein verehrter Gönner, ich finde mich mit jener alten Regierung, welche solche Männer hervorbrachte, jetzt wieder gänzlich ausgeföhnt“ u. s. w. Diese und ähnliche Huldigungen, einem verdienten Greis dargebracht, wollen wir dem Vf. gern hingehen lassen, obwohl sie unmittelbar an denjenigen gerichtet, welchem sie gelten sollen, das Ansehn von Schmeicheley gewinnen; auch wollen wir mit ihm nicht über die Tirade rechten, durch welche er (S. 271—272), als ein neuer *rhéteur de Lausanne* (f. S. 150), in seinem

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

dermaligen Enthusiasmus für Genf, die Bescheidenheit so vieler verdienter und achtungswürdiger Personen dieser Stadt erröthen macht: Das aber können wir nicht ungerügt lassen, daß eben der Mann, welcher im J. 1820, wie aus dem ersten Bande seiner Briefe (S. 489 u. f.) (f. Erg. Bl. 1824. S. 227) zu ersehen ist, nicht wußte, welches von beiden einen unangenehmern Eindruck auf ihn gemacht habe, Genf, oder die nicht sowohl freyen als stürmisch unruhigen, dem Bunde der Eidsgenossen bloß Juwelen und Sophismen einbringenden Genfer; der sich damals erkühnte, die Genfer vor aller Welt als Leute darzustellen, deren anermüdete, das Gepräge der Niedrigkeit an sich tragende Thätigkeit sich mit nichts in Vergleichung setzen lasse, als mit der ihr Inneres verzehrenden Gewinnsucht; als Leute, deren Gott der Eigennutz sey, welcher in jedem Hause einen Tempel, an jedem Einzelnen einen Priester habe; als Leute, denen es zwar nicht an Geist und Kenntnissen fehle, die aber beides bloß zur Beförderung des eignen Vortheils verwenden, für geistvoller und gelehrter gelten möchten, als sie sind, sich bloß auf Physik und Naturwissenschaften legen, andre Studien hingegen und auch die Künste, sofern sie nicht unmittelbaren Gewinn bringen, geringschätzen; als ein Haufen von Handwerkern und Redekünstlern, deren habfüchtiges Gewerbe und Freyheitsungestüm, alle Moral in Geschwätz und Alles, was Tugend heist, in klingende Münze verwandle, u. s. f. — daß derselbe Mann nunmehr im J. 1825, bey geänderten Verhältnissen, besserer Laune, wohl auch bey mehr befriedigter Eigenliebe, nach einer freundlichen, bey diesem spätern Besuche ihm zu Theil gewordenen Aufnahme und wer weiß aus was für andern Rücksichten, mit einmal die einst verwünschte Stadt mit eben der Dreistigkeit zu den Sternen erhebt, womit er fünf Jahre früher sein allgemeines Verdammungsurtheil über dieselbe ausgesprochen hatte.

„Was bedarf es — heist es S. 269 — eines Lobes mit Worten, für ein Volk, das sich selbst in dem Grade durch seine Handlungen ehrt? (S. 269). Was habe ich in dem ganzen modernen Genf anders gesehen, als Liebe für die Tugenden und die Talente des Alterthums, als Bewunderung und Nachahmung derselben? ... Wo immer sich mein Auge unter euch (Genfern) hinwendet, habe ich etwas Anderes gefunden, als den Glanz eurer Namen, erhöht und verjüngt durch die, welche dieselben jetzt tragen? ... Und unter euern Magistraten, giebt es auch nur Einen,

X x x

der

der nicht durch seine ganze Persönlichkeit an jene alterthümliche Einfachheit der Sitten, an jene Liebe zur Ordnung, jene strenge Rechtchaffenheit, jene Verehrung des Genferschen Namens, jene Hingebung für das Gemeinwohl, kurz an alle die Tugenden erinnerte, welche den Staatsmännern der alten Zeit eigen waren, und die Stärke, den Ruhm und die Hoffnung der neuen Regierung ausmachen? (S. 270 bis 271)... Ihnen, (dem Hn. v. B.) mein geschätztester Gönner, habe ich die Bekanntschaft so vieler meiner Zuneigung, meiner Dankbarkeit oder Hochachtung würdiger Genfer zu verdanken.... Ich kann es nicht leugnen: überall, wo sie mich hinführten, habe ich lauter kenntnißreiche Männer und eifrige Bürger gefunden, voll Leidenschaft für die Ehre des Genfer Namens und fähig, sie zu erhalten; lauter lebenswürdige Frauen, wissenschaftlich gebildet, ohne pedantisch zu seyn; geistreich, ohne etwas Gezwungenes.... In ganz Genf, unter Leuten jeden Standes und Berufs, habe ich nichts gesehen, als den gerechten Stolz, der Schweiz anzugehören; nichts als offene Republikaner, in einem Lande, das bloß eine Republik seyn kann; nichts als friedliche Bürger, die eben so sehr Freunde der Ordnung, als in ihre Freyheit verliebt sind;... Leute, die in ihrem Enthusiasmus über das Glück, dessen sie genießen, fort hin nach nichts weiter zu streben scheinen, als die ganze Schweiz so glücklich zu machen, als sie es selbst sind;... freye und reiche Männer, unter denen Aufklärung und gute Sitten zu Hause sind (S. 272 — 276).... Was soll nun der Unparteyische, wenn er jene frühern Aeusserungen des Hn. R. R. gelesen hat, von diesen spätern und von dem Vf. selbst halten? Von dieser Unbesonnenheit und dem Leichtsinne, womit er sich selbst Lügen straft, von diesem unverzeihlichen Vergessen früherhin gefällter Urtheile, die nicht minder absprechend sind, als die jetzt ausgesprochenen, von diesem schönsten Sichhinwegsetzen über das Urtheil seiner Zeitgenossen, unter denen er doch eines in andern Rückichten nicht unverdienten Rufs genießt?....

Der Raum gestattet uns nicht, dem Vf. auch noch auf seiner letzten Reise, vielleicht der interessantesten von allen, umständlicher zu folgen. Sie geht von Genf nach den am Fusse des *Montblanc* gelegenen Savoyischen Bädern von *Saint-Gervais*, welche (S. 277 — 296) ausführlich beschrieben werden und von da, längs der Südseite des *Montblanc*, im Angesicht einer gigantisch-erhabenen, hier und da schauerlich zu schauenden Natur über *Bionnay*, an dem ungeheuern *Miage*-Gletscher (die Gletscher südlich vom *Montblanc* gehören zu den gewaltigsten und imposantesten, die man sehen kann) vorbey, nach *Contamines*; *Notre-Dame de la Gorge*, über die Berge *Banhomme* und *Col de la Seigne*, die beide mit ihren theils schönen, theils furchtbaren Umgebungen sehr anziehend, zum Theil malerisch beschrieben werden, an den einen ganz außerordentlichen, obgleich gewöhnlichen Bismassen der *Trè-la-Tête* und *Brenva*-Gletscher, sowie auch derjeni-

gen der *Allée-Blanche*, und an dem See *Combal* vorüber, nach *Courmayeur*. Die *Allée-Blanche* selbst ist eine gräßliche, mit ein Paar Sennhütten versetzte Felsenschlucht, durch welche der hier beschriebene Weg mühsam, aber ohne Gefahr nach dem See *Combal* hinabführt, und die Jeden, der sie betritt, in Erstaunen setzt. Auch dem Rec. ist auf seinen zahlreichen Reisen durch die Schweiz und ihre Umgebungen nicht leicht etwas vor Augen gekommen, das sich mit diesen Revieren vergleichen ließe. Eine Nacht seines Lebens, welche derselbe mitten im Aufruhr der Elemente, unter dem Heulen des Sturmwindes und dem Anprellen des Schneegestöbers an halbgeborstene Wände, unter dem bis an den frühen Morgen nicht versummenden Geläute der zahlreichen, unter einem Obdache mit ihm gelagerten Heerden, unter den Erzählungen tief in der Nacht eingetretener Wanderer, von aufgesteckten Häuberschädeln, die unten am See *Combal* dem Vorübergehenden entgegenrinfen, und dem Anblicke des Ansterns, an der auf Augenblicke durchschimmernden Mondichel vorbeystömenden Gewölks in einer jener Sennhütten verbracht hat, wird ihm fortwährend in lebhaftem Andenken bleiben.

Von dem durch seine Bäder berühmten *Courmayeur* zieht der Vf. nach dem großen *St. Bernhards-Berge*, schlägt aber, um dahin zu gelangen, anstatt der *Dora* entlang die gewöhnliche Straße nach *Aosta* zu verfolgen und von da aus jenes berühmte Gebirge zu ersteigen, den weit weniger bekannten Weg ein, der durch das *Entrèves-Thal* über den *Col de Ferret*, in einer Höhe von 7170' über dem Meer, und den *Col de Fenestres*, oder, wie *Saussüre* ihn nennt, *Col entre les deux Fenêtres*, der, nach der Angabe des Hn. *Lamon*, vormaligen Priors vom großen *St. Bernhards-Berge* 8004' über dem Meer liegen soll, nach dem Hospitium hinführt. Wir wünschten, daß Hr. R. R. diesen höchst merkwürdigen Weg, in Betreff dessen er (S. 364.) bemerkt, daß weder *Saussüre* ihn jemals bereist, noch *Ebel* und *Pictet* in ihren Handbüchern desselben gedacht haben (womit es in sofern seine Richtigkeit hat, als in *Ebel's* Handbuche in dem Artikel *Ferret* zwar wohl des *Entrèves-Thals* und des *Col de Ferret*, nicht aber des *Col de Fenestres* Erwähnung geschieht), mit etwas mehr Ausführlichkeit, als er zumal gegen das Ende gethan hat, beschrieben haben möchte.

Der so ziemlich im alltäglichen Geleise sich bewegende Aufenthalt des Vfs. auf dem *Bernhards-Berge* giebt zu keinen bedeutenden Bemerkungen mehr Anlaß: wir eilen demnach, unser Urtheil über das Ganze noch in folgende Aeusserungen zusammenzufassen. Hr. R. R. legt auch in diesem Bande seiner Briefe die Gabe einer angenehmen Darstellung zu Tage. Dieses gilt in vorzüglichem Grade von Naturchilderungen, wiewohl sie zuweilen ins Uebertriebne und Sentimentale fallen. Dabey zeigt er viel französische Artigkeit und Gewandtheit, auch nicht wenig Geschick, das, was Andre vor ihm gesagt haben, zu benutzen und in seine Form überzu-

gießen. Im Ganzen genommen möchte dieser Band mehr Belehrung und Unterhaltung gewähren, als seine zwey Vorgänger. Er enthält aber hinwieder auch viel Oberflächliches; Uebertriebenes, Wässeriges und den frühern Aeußerungen des Vfs. im höchsten Grade Widerstreichendes. Von Geschichtlichem ist unnötiger Weise manches allgemein Bekannte eingemischt, womit höchstens den Unwissenden unter den Landsleuten des Vfs. gedient seyn kann. An Complimenten und Fuchschwänzereyen gegen Freunde und Gönner beiderley Geschlechts fehlt es auch nicht, und eben so wenig an unüberlegten und einseitigen Aeußerungen eines, über sein System nicht mit sich selbst einigen Antiliberalismus. Aus diesen und andern Rücksichten müssen wir wünschen, daß, wenn es je zu einer zweyten Auflage der *Lettres sur la Suisse* kommen sollte, was wir, bey der sonstigen Celebrität des Vfs. und da er ein Mitglied der Pariser Akademie ist, keineswegs für unmöglich halten, dieselben ja nicht anders, als ein *ouvrage refondu, abrégé, corrigé* und gleichsam *entièrement neuf* erscheinen möchten.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ILMENAU, b. Voigt: J. F. A. Trouffels erste Hülfsleistungen in plötzlich lebensgefährlichen Krankheiten und Zufällen, namentlich bey Vergiftungen, Scheintod u. s. w. Nebst einer Anleitung für gerichtliche Aerzte zu den bey Leichnamen nöthigen gerichtlich-medizinischen Untersuchungen. Ein Handbuch für Aerzte, Wundärzte, Sanitäts- und Polizeybeamte und Gebildete aus allen Ständen. A. d. Franz. mit Zusätzen von Dr. J. H. G. Schlegel, Geh. Hofrath u. s. w. 1826. XIV u. 361 S. 8. (21 gGr.)

Ursprünglich zu eigenem Gebrauche, sagt der Vf., habe er ein Buch ausgearbeitet, welches ihm alles dasjenige schnell in das Gedächtniß rufen sollte, was bey plötzlichen lebensgefährlichen Zufällen zu thun sey. Oft komme der junge Arzt, wenn er auch sein Studium mit dem größten Fleiße betrieben habe, in dem Augenblick, wo er handeln sollte, in Verlegenheit. Er soll schnell einen Entschluß fassen, und dazu gehört nicht allein Wissen, dazu gehört auch Umsicht, Besonnenheit, Geistesgegenwart; man muß Alles, was in solchen Augenblicken zu thun ist, dem Gedächtniß tief eingepägt haben, denn zum Besinnen und Nachschlagen ist keine Zeit. Deshalb faßt das vorliegende Werk alles Dasjenige zusammen, was man in plötzlichen Zufällen zu wissen nöthig hat, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet ist die Bearbeitung desselben allerdings ein sehr nützlich Unternehmen.

Der Vf. beginnt mit den Vergiftungen, handelt die einzelnen Gifte ab, lehrt die Erscheinungen kennen, die sie hervorbringen, und giebt die nöthige Behandlung an. Er geht dann zu den verschiednen Arten des Scheintodes, zu der Ohnmacht, den hyste-

rischen und epileptischen Zufällen und dem Schlagfluß über. Hierauf folgt die Behandlung derjenigen Wunden, bey denen eine augenblickliche Hülfe erforderlich ist — der Kopfwunden, Halswunden, Brustwunden; die Stillung der Blutung aus inneren Gefäßen; die Hülfe bey Bauchwunden, Verletzungen der Harnblase, des Scrotums, der Testikel und der Harnröhre. Die folgenden Abschnitte betrachten die vergifteten Wunden, die Blutungen, die Verbrennungen, das Eindringen fremder Körper in die natürlichen Oeffnungen des Körpers und die gefährlichen Zufälle, die bey schwangern Frauen und neugeborenen Kindern vorkommen können. Nur sehr unvollkommen sind die Belehrungen des letzten Kapitels: über das Benehmen des Arztes in Fällen, die in die gerichtliche Arzneykunde einschlagen.

An sehr vielen Stellen ist das Werk durch die zahlreichen Zusätze des Uebersetzers wesentlich vermehrt und verbessert.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. G. Fleischer: Friedrich Heinrich Jacobi's ausserlesener Briefwechsel. — Zweyter Band, 1827. 494 S. 8. (8 Rthlr.)

Mit diesem Bande (über den ersten s. A. L. Z. 1825. Erg. Bl. Nr. 13.) schließt eine Sammlung, welche man zur vollen Kenntniß des Lebens und Wirkens des Verewigten viel reichhaltiger hätte wünschen mögen, deren Lücken aber größtentheils durch seinen eignen Willen entstanden, wie der Herausg. im Vorbericht des ersten Bandes meldete. Schreibt doch Jacobi an Sophie la Roche im J. 1801: „Es ist eine der größten Bekümmernisse meines Lebens, daß so viele vertrauliche, sorglos hingeschriebene Briefe von mir in der Welt zerstreut sind, wovon Eitelkeit und Gewinnucht früher oder später, wahrscheinlich einen Theil wenigstens, gemein machen werden.“ Er schreibt dieß, der Freundin dankend, daß sie ihm die ihrigen in eigne Verwahrung gegeben, und dasselbe mag mit andern geschehen seyn. Darum fehlen auch in gegenwärtigem Bande, gemäß dem entschiednen Willen des Verstorbenen, jene Briefe über des Grafen von Stolberg Uebertritt zur katholischen Kirche, obwohl sie schon im Druck erschienen, weil er nicht vertragen konnte, daß von ihm oder in seinem Namen eine Bekanntmachung wiederholt werden sollte, die ganz gegen seinen Willen und zu seiner höchsten Mißbilligung geschehen war. Es fehlen auch Nachrichten von Jacobi's Lage im J. 1810 denen gegenüber, die ihn und seine Freunde als Norddeutsche, Protestanten, Gegner Napoleons, Anhänger Oesterreichs, anklagten, ferner alle Aeußerungen über die Angriffe, welche ihm sein Werk von den göttlichen Dingen zugezogen. Der Herausg. bemerkt: „von den Anfechtungen des Jahrs 1810 sey zwar in noch vorhandnen Briefen mehrmals die Rede, aber meistens so flüchtig,

tig, daß es, um Mißverständniß zu verhüten, weitläufiger Erklärungen bedurft hätte, die über eine gehässige und doch eben nicht merkwürdige Sache beyzufügen nicht gerathen schienen. Der Angriffe, die ihm sein letztes Werk zugezogen, sey nur vorübergehend und in Briefen gedacht, deren übriger Inhalt sich zur Aufnahme in die Sammlung nicht eignete."

Inzwischen bleibt das Mitgetheilte immer höchst anziehend, sowohl durch seinen Inhalt, als durch die Menge von bekannten Namen, an welche die Zuschriften gerichtet sind. Der Zeitraum begreift gegen zwanzig Jahre, von 1789—1818, in denen die größten Weltbegebenheiten sich entwickelten und auf das Tiefste Geist und Gemüth erschütterten. Bis zum J. 1794 (Nr. 179—237.) finden wir den Philosophen noch in Pempelfort, mächtig angeregt durch die Erscheinungen der französischen Revolution, aber keineswegs zufrieden mit ihrem Gange: denn er schreibt unter andern: „Meine Freude hörte schon im August 1789 auf, und ich bin seitdem nur immer trübseliger geworden. Ueberhaupt sehe ich nicht, wie der Menschheit mehr zu helfen ist, woran wir ein festes Ja und Nein, Treue und Glauben auf jede Gefahr binden wollen, ohne welches alle Constitution sowohl für den einzelnen Menschen, als für Gesellschaften, nur Schattenspiele an der Wand sind.“ (S. 95) Ein deutscher Patriotismus hilft ihm eben so wenig: „Wir sind ein armes Volk, und ich sehe nicht ab, wie es besser mit uns werden soll.“ Zwischen diese politische Betrachtungen stellen sich philosophische und religiöse, wie z. B. S. 55: „So weit das Christenthum Mysticismus ist, ist es mir die einzige Philosophie der Religion, die sich gedenken läßt, desto weniger aber komme ich mit dem historischen Glauben fort.“ Ferner: „ich halte alle Theologien nach ihrem mystischen Theile für gleich wahr, nach ihrem nicht mystischen für gleich irrig, wenn auch nicht, in andrer Rücksicht, für gleich abgeschmackt und verderblich. Die verschiedenen Glaubenslehren verhalten sich zur Gottesfurcht und Tugend, wie sich die verschiedenen Staatsverfassungen zum Princip der Geselligkeit verhalten, dessen Daseyn u. Nichtdaseyn sie zugleich voraussetzen und in diesem Widerspruch ihr Wesen haben.“ Auch pädagogische Bemerkungen finden ihre Stelle: „so lange des Zöglings Neigungen nicht verändert sind, kann er sich nicht bessern, und kein Mensch auf Erden kann seine Neigungen durch einen bloßen innerlichen Entschluß verändern. Aufwallungen, die nach dergleichen aussehen, kann man wohl in sich und Andern hervorbringen; aber die taugen nichts. Ihre Wirkung, weil sie nie Stich halten, ist, daß das Herz welk wird und sich allmählig verstockt.“

Seit 1794 wird Pempelfort wegen der Kriegerunruhen verlassen, und J. lebt in Hamburg und Hol-

stein. Das Leben großer Städte ist nicht für ihn: „ewige Zerstreuung und ein ewiges Lästeln nur am Schönen und Guten, ohne Samen erweckende Begierde, ohne Sehnsucht und Liebe; aller eigentlichen Lust und Freude kommt man zuvor, wie man dem Hunger und Durst zuvorkommt; das Ganze ist eine Gasterey für lauter verdorbne Magen.“ (S. 188) Inzwischen entschädigt der Umgang mit vielen ausgezeichneten Familien und es kommt zur festen Niederlassung in Eutin. Einiger Gegensatz bildet sich allerdings durch den Samen, den die Fürstin Gallizin in Holstein ausgesreut hatte, deren „Liebhaberey am Untertauchen“ J. nicht begreift, wo sie nicht mehr weder den Himmel selbst, noch seine Abspiegelung erblicken kann. Verträglichkeit hilft durch, jedoch der Uebertritt Stolbergs war eine gereifte Frucht des Gegensatzes.

Mit dem J. 1805 beginnt der Aufenthalt in München. Bald kommt auch dorthin der Krieg. Aber: „es ist keine Flucht mehr. Ehemals wanderten die Völker, jetzt wandert ihnen der Boden unter den Füßen weg, und sie taumeln vorwärts und rückwärts übereinander hin und her. O wie war es köstlich noch vor zwölf Jahren, da ich mich retten konnte nach Holstein in die Arme meiner Freunde! Wo ist nun ein Zufluchtsort, dem man vertrauen dürfte bis zum nächsten Frühling?“ In solchen Unruhen gedeiht schlecht das literarische Leben, es hat zugleich für den alternden Philosophen eigne Betrübnisse. „Wo ist Wahrheit? Sie ist in die Hände von Räubern gefallen, die ihr zwar einen Purpurmantel umhängen und einen Scepter in die Hand geben, aber sie auch mit Dornen krönen und ihr ins Angesicht schlagen. Die Worte der Wahrheit, die ich dreißig und mehr Jahre lang geredet habe, nimmt jetzt die Unwahrheit überall in den Mund und macht sie zur Fabel. Ich höre, und es ist oft meine eigne Rede, die ich vernehme, dennoch ist der Geist darin Lüge und durch und durch ungöttlich. Das sagen jene aber auch von meinem Geiste, und ihre Zahl ist Legion, ich dagegen bin nur Einer und muß so an mir selbst fast irre werden.“ — Körperliche Leiden führen den Gedanken des Todes näher, „aber ich konnte nicht sterben vor Freude an den herrlichen Ereignissen (der Schlacht von Leipzig 1813 u. f. w.), die ich erlebte, und erhalte mich nun vielleicht noch etwas länger.“ Mit lebhafter Theilnahme begleitet der Greis die politischen Ereignisse, die Richtung der philosophischen Literatur, fördert die Herausgabe seiner Werke, und schreibt noch im letzten Briefe, wenige Monate vor seinem Tode: „es ist merkwürdig, wie einem oft Dinge werden, wie z. B. eine im hohen Alter mehr zu- als abnehmende Heiterkeit.“ — Dieß Wenige genüge, um unsern Lesern einige Vorkenntniß des Ganzen zu geben, welches stets eine Zierde unsrer Literatur bleiben wird.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1827.

ALTERTHUMSKUNDE.

Rom, in d. Dr. d. Romanis: *Iscrizioni antiche Velletrine illustrate da Clemente Cardinali*. 1823. 251 S. 4.

Liebe und Elser zu der eignen, am südlichen Abhange des Albanergebirgs gelegenen Vaterstadt Velletri hat Hn. *Cardinali* veranlaßt, alle die schriftlichen Denkmäler des Alterthums, welche sich auf diese, im Alterthum wohl bekannte und jetzt wegen seiner reizenden Lage gefeyerten Stadt beziehen, in eine Sammlung zu bringen, theils um die inschriftlichen Materialien zur Geschichte dieser Stadt zusammenzustellen, theils auch um zur Verherrlichung der eignen Vaterstadt nach Kräften seinen Beytrag zu leuern. Ein gewiß sehr löbliches und willkommenes Unternehmen, welches um so dankenswerther ist, als von den in oder bey Velletri gefundenen Inschriften sehr viele an andere Orte in fremde Museen, die meistens nach Neapel in das Borbonische königl. Museum (I. S. 234 und anderswo) gewandert, manche nach und nach ganz abhanden gekommen sind. Glücklicherweise jedoch fanden sich von manchen dieser nun in alle Himmelsgegenden zerstreuten Inschriften Copieen in dem schriftlichen Nachlaß des Cardinal *Borgia*, aus welchem sie nun theils zum erstenmale, theils berichtigt mitgetheilt werden konnten. Zu dieser Sammlung kamen selbst viele Denkmäler, welche erst neuerdings entdeckt worden, und von denen sehr viele jetzt im Besitz des Herausg. oder dessen Bruders *Ludovico Cardinali* sind. Auf diese Art ist eine sehr reiche Sammlung von schriftlichen Ueberresten, jene Stadt betreffend, entstanden, an der Zahl 198, von denen freylich die meisten ohne eingreifendes Interesse sind, zumal da sie auch schon früher von andern Gelehrten edirt waren, aber doch immer ihren eigenthümlichen Werth als ehrwürdige Reste des Alterthums behaupten. Denn hier läßt sich wohl das Schiller'sche Wort anführen, daß jeder Stein hier redend zeuge. Den einzelnen Inschriften ist ein bis zur Ungebühr weifschweifiger, nur zu oft Langeweile erregender Commentar beygefügt, in welchem zuweilen die trivialsten Dinge mit echt italienischer Redseligkeit abgehandelt werden, während dabey Schwierigkeiten unerörtert bleiben. Jedoch entwickelt Hr. *Card.* dabey eine sehr grofse Belesenheit in den epigraphischen Werken seiner Nation, und es kann seinen Bemerkungen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

nicht das Verdienst abgesprochen werden, den einen oder den andern antiquarischen Gegenstand gut und neu beleuchtet zu haben. Als sehr verdienstlich muß vorzüglich die genaue Erzählung der Schicksale gerühmt werden, welche jede einzelne Inschrift seit ihrer Entdeckung erfahren hat. Denn wie sehr es oft bey Erklärung einer Inschrift auf die Kenntniß des Orts, wo sie gefunden, ankommt, braucht hier nicht erinnert zu werden. Die Erklärungen der Inschriften beziehen sich übrigens meistens auf Erörterung historischer und antiquarischer Gegenstände: seltner sind sprachliche Bemerkungen, in welchen Gründlichkeit vermißt wird. Rec. schließt hier einige Bemerkungen über einzelne Stellen bey, wodurch sich zu gleicher Zeit das gefällte Urtheil rechtfertigen wird.

Classe I. *Iscrizioni sacre*. Nr. II. S. 8 lautet:

IVNONI

CALES

Hier wird schwerlich Jemand Hn. C. beystimmen, welcher an eine *Juno coelestis* denkt. — Nr. IV. S. 6 war zwar schon früher bekannt, aber ist jetzt immer noch merkwürdig wegen der Aufschrift:

MATRI. DEUM

ET. NAVI. SALVIAE ETC.

wie jetzt nun nach einer berichtigten Abschrift (der Herausg. besitzt das Monument eigenthümlich) statt *NAVISALVIAE*, woraus man den Namen einer neuen Gottheit *Navisalvia* gemacht hatte, gelesen werden muß. Hr. C. verliert sich bey Erklärung dieser Inschrift in Erörterungen allbekannter Gegenstände, wie des Cultus der Kybele, der sibyllinischen Bücher u. s. w., läßt aber das Wort *Salviae* unerklärt. — Auf Nr. VII. S. 13 wird ein *praefectus fabrum* (statt *fabrorum*) erwähnt, der sich auch wieder findet in *Lama Iscriz. antich.* S. 42 und sonst noch: vgl. *Saxe Lapidum vetustorum epigrammata*, S. 15. *Caylus Recueil*, T. VII. S. 302. Bey dieser Inschrift nimmt Hr. C. Gelegenheit, vielerley über die doppelte Schreibart des Namens der Stadt *Cosa* und *Cossa* zu schwatzen, ohne dabey etwas auszumachen. Er denkt nicht daran, daß hierbey wohl die verschiedne Zeit der Monumente, auf welchen sich der Name findet, in Rücksicht zu ziehen, und daß sich wohl die Rechtschreibung desselben mit Einem S als die ältere ergeben werde. Zu den vom Herausg. angeführten Münzen, auf welchen der Name der Stadt vorkommt, kann Rec. noch eine goldene hinzufügen, die er selbst besitzt und auf welcher der Name mit

Yyy
Ei-

Einem S geschrieben steht. Daß Hr. C. die 1816 erschienene Abhandlung von *Begün: De numo Cosani ejusque exemplari auro haecenus incognito, Baruthi*, unbekannt geblieben, wollen wir ihm nicht übel nehmen. Uebrigens ist es das auf der Inschrift befindliche Wort *cosanus*, welches zu dem Excurs über *Cossa* Veranlassung giebt, wobey es aber noch sehr zweifelhaft ist, ob dieser Name wirklich von jener Stadt abzuleiten sey, da ihr *gentile* auf Münzen und sonstigen Monumenten immer *Cosanus* oder *Coffanus* lautet, wie auch Stephanus Byz. ausdrücklich angiebt, nirgends *Coffinus*. Auch wird bey dieser Inschrift von den Jugendfellen (*juvenilia*) zu Velletri ausführlich gesprochen, worauf die Erwähnung eines *CVRATOR. LVSVS. IVVEN* führte; auch wird dabey des berühmten zuletzt von *Visconti* erklärten Velletrischen Bleytäfelchens zu Paris gedacht und viel darüber S. 20 fg. gesprochen, ohne jedoch zur Erklärung, die dasselbe noch gar sehr bedarf, etwas beyzutragen. — Nr. XV. S. 54 enthält die berühmte zu Velletri gefundene Erztafel, ehemals dem Cardinal *Borgia* zugehörig, jetzt im Museum zu Neapel, nebst einem Facsimile, deren Erklärung so viele Gelehrte — vergeblich versucht haben, und auch wohl so lange im Finstern tappen werden, bis wir von diesem Dialect nähere Kenntniß durch neue Monumente erhalten haben werden. Hr. C. thut unsers Dafürhaltens sehr wohl daran, sich aller eignen Erklärungen zu enthalten, und fügt bloß zwey Arten der Auslegung bey, die eine von *Orioli* (*Lettere divinatorie*, Bologna 1817), die andre von einem ungenannten Verfasser im *Giornale Arcadico* 1820, Decemberstück, wozu noch die dritte eines Neapolitanischen Gelehrten kommt, S. 235 in den Nachträgen mitgetheilt. Zu derselben Gattung von Monumenten gehört ein, wie es scheint, Volkscisches irdenes Idol Nr. XVI, welches in einer Abbildung mitgetheilt wird. Es ist in der Nähe von Velletri gefunden und stellt einen Knaben mit zurückgebogenem Kopfe dar, welcher mit den Händen vor den Leib ein Schild hält, welches nebst einer Art von Tafel, welche von da bis auf die Füße, wie auf manchen ägyptischen Monumenten, mit Schrift bedeckt ist; die, auf dem runden Schilde im Kreis herumlaufend, scheint von der Rechten zur Linken geschrieben zu seyn. Die Schrift ist der Hetrurischen ähnlich, doch nicht gleich, und ist von dem Herausg. unerörtert gelassen, obwohl er von S. 35 — 43 sich des Breiten über dieses Denkmal in einer Abhandlung verbreitet, welche schon früher in den *Effemeridi Romane* 1821 *Gennaio* abgedruckt gefunden hatte. Diese Inschrift, welche Rec. einige bisher nicht gesehene Schriftzeichen darzubieten schien, werde hiermit der Beachtung der Paläographen anempfohlen!

Klasse II. *Iscrizioni di opere pubbliche e private*. In dem Bruchstück Nr. XVIII. S. 45 findet sich *MVNIFICENTIA* (*municipentia*), eine seltne Vertauschung des T mit S, von der der Herausg. nur noch das eine Beyspiel *thensia* aufzubringen weiß: wichtig für Bestimmung der Aussprache von *ti* vor einem Vocal.

Die folgende Inschrift Nr. XVIII. S. 47 ist merkwürdig wegen Erwähnung der sonst ziemlich unbekannten Ortschaft *Uubra*, über deren geographische Lage man bisher in Ungewissheit war. Hr. C. macht hier sehr wahrscheinlich, daß der Ort in den pontinischen Sümpfen in nicht großer Entfernung von Velletri gelegen habe: bey welcher Gelegenheit noch eine diesen Flecken betreffende Inschrift in einer Note zum ersten Male bekannt gemacht wird, in welcher *EXPRETOR* wohl *expraetorianus* zu erklären ist, welches bisher noch unbekannte Wort in *Lama Iscrizioni antiche* Nr. XLI. vorkommt. — Mit der Nr. XXII. S. 59 erwähnten *ARIAR* (statt *areae*) *STRA-TVRA* hätte Reinesius S. 298 Nr. 87 und Palladius I, 40 verglichen werden können.

Klasse III. *Iscrizioni storiche ed onorarie*. Fängt an mit dem *Marmor Ancoranum*, nach der Oberlin'schen Ausgabe beym Tacitus mitgetheilt, ohne neue Erklärungen. Die Wiederholung und Aufnahme dieser Inschrift schien dem Herausg. wegen der Ehre seiner Mitbürger von Velletri nothwendig, da wahrscheinlich *Augulius* sein Landsmann gewesen sey. Gegen diesen Patriotismus wäre am Ende nichts einzuwenden, wenn nur Hr. C. eine des Monuments und der darauf verzeichneten Thaten seines problematischen Landsmannes würdige Erklärung gegeben hätte. Das bloße Berufen auf Großthaten der Vorfahren, wenn nicht das Vollbringen eigener ein Recht darauf begründet, ist kindisch. Uebrigens werden aus demselben Motiv weiter unten noch mehrere Inschriften dieser Sammlung einverwebt, welche nur auf Velletri Bezug haben, oder Velletrischer Erwähnung thun, ohne daß die Inschriften selbst in oder bey Velletri gefunden worden wären.

Klasse IV. *Iscrizioni sepolcrali*. Die erste Inschrift Nr. XL. fängt an: *G. ACILLI. MARCIANI. CENT. PRINC. LEG. XIII. GEM*, wobey *CENT. PRINC.* wohl eine Erklärung um so mehr verdient hätte, als der Ausdruck *centurio princeps* ungewöhnlich ist, da die beiden Centurionen einer Manipel nach dem üblichen Sprachgebrauch durch *primus princeps* und *secundus princeps* oder *prior princ.* und *posterior princ.* unterschieden werden. Bey Livius XXV, 14 wird zwar ein erster Centurio *T. Pedanius* schlechthin *princeps tertiae legionis* genannt: aber derselbe war kurz vorher schon mit seinem eigentlichen militärischen Namen *princeps*, *primus centurio* bezeichnet worden, so daß kein Mißverständnis möglich war. Unserer Inschrift zufolge kann man daher mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß wenn *princeps centurio* allein ohne nähere Bestimmung steht, der erstere (*prior*) gemeint sey. — Nr. LIX. enthält eine lange metrische Grabchrift, welche in ihrer Verkürzung noch ihre Wiederherstellung von einer geübten Hand, als die des Rec. ist, erwartet.

Klasse V, *Iscrizioni Greche*, bietet eine sehr geringe Ausbeute dar, enthält auch nur fünf Inschriften, welche ausserdem noch, eine einzige ausgenommen, der spätesten Zeit angehören. Jedoch werden noch in der sechsten Klasse von S. 214 an vier

vier christliche sehr späte Inschriften beygebracht. Von jener einzigen erhalten wir außerdem die allerfehlerhafteste Abschrift, die gar nicht zu gebrauchen ist, was um so tadelnswerther als diese oft schon herausgegebene Inschrift sich bis auf einen einzigen Fehler schon ganz richtig in *Oderici Dissertat.* gedruckt findet. Zur Erklärung der Inschrift selbst hat C. gar nichts weiter beygetragen, und Rec. unterdrückt seine desfalligen Bemerkungen um so mehr, als er auf dieselbe bey Herausgabe der Vaticanischen Inschriften zurückkommen wird.

In der Grabschrift Nr. CXIII. heist es am Ende: ΝΗΙΟΝ. ΕΤΩΝ. ΕΚΑΜΙ, welches nach Muratori's Vorgange *filius annorum octo et dierum decem* erklärt wird, wovon Rec. nicht im Stande ist den Grund abzusehen. Sollte nicht nach ΕΤΩΝ ein Δ ausgefallen und zu lesen seyn *ἔκον δέκα, ἡμερῶν*? Die darauf folgende Inschrift ist zwar lateinisch, aber mit griechischen Buchstaben geschrieben. Dasselbst sieht ΦΑΑΒΙΑΙ. ΣΑΒΙΝΑΙ. ΦΙΛΙΑΙ statt *Flaviae Sabinae filiae*, ein neuer Beweis für die Richtigkeit der Aussprache des griechischen α = as. Vergl. die sehr beachtenswerthe Schrift Bloch's: *Revision der Lehre von der Aussprache des Altgriechischen*, S. 78.

Classe VI. *Iscrizioni Cristiane*. In Nr. CXVII. findet sich ονι statt qvi, von welchem Fehler des Steinhauers C. mehrere Beyspiele anführt: auch tritt sogar zuweilen Q an die Stelle des O.

Classe VII. *Iscrizioni false*, vier an der Zahl, schon früher von Andern herausgegeben und schon zum Theil damals für verdächtig gehalten. Allerdings werden in ihnen Facta erwähnt, die mit allen sonstigen Nachrichten in Widerspruch stehen, und welche von den Herausgebern bis auf den letzten genau auseinandergesetzt werden. Dafs diese Inschriften Falsches enthalten, leidet keinen Zweifel. Hieraus folgt aber nicht, dafs sie darum selbst falsch sind, d. h. dafs sie in neuer Zeit absichtlichem Betrüge ihren Ursprung verdanken. Rec. hält im Allgemeinen diese Art von Kritik für die schwierigste und zugleich gewagteste, indem es bekannt ist, dafs ältere Inschriften, gewöhnlich um den Inhalt derselben vor gänzlicher Zerstörung und Vergessenheit zu bewahren, in späterer, aber immer noch antiker Zeit von Neuem, wenn auch mit Veränderungen, in Stein gegraben wurden: was indessen auf die vorliegenden Inschriften unsrer Sammlung schwerlich eine Anwendung finden kann, welche unecht zu seyn scheinen, ohne dafs dieses jedoch streng bewiesen worden ist, noch werden kann. Wir führen als Beyspiel Nr. CLJ. S. 221 an:

D. M.

ΕΟΛΙΥΣ. ΑΝΗΥΣΙΝΥΣ. ΕΟΛΙΟ

ΠΑΤΡΙ (als Variante ΠΑΤΡΙ)

ΝΥΜΑ. ΣΕΙΑΝΥΣ. ΝΥΜΑ

ΒΕΝΑΤΟΡΙΒΥΣ

ΚΙΝΕΡΙΤΙΥΜ ΕΚ ΑΕΡΕ

ΚΟΜΥΝΙ ΒΙΡΙΣ ΚΟΝΙΥΕΤΙΣ

ΑΝΙΚΙΤΙΑ ΕΤ ΜΟΤΕ

ΕΟΥΕΡΕ

ΑΥΕ. ΠΡΟΒΟ. ΕΤ. ΡΟΜΠ: ΒΙCΤΟΡΙΝΟ. ΟΟΑ

So sehr nun auch der Stil dieser Inschrift nach einer modernen Zeit schmeckt, so ist doch nichts in ihr, was nicht antik seyn könnte. Warum sie unecht sey, führt C. nicht an, sondern will es also dem Leser errathen lassen. Wir werden daher uns die Gründe selbst auffuchen müssen. Erstens könnte man sich an den ungewöhnlichen Namen Numa stossen: jedoch findet sich ein *Sextus Numa Campanus* auch bey *Gruter* S. 1017. Zweytens ist der Mangel der Vornamen auffallend; welcher Einwurf durch die zulässige Annahme sogleich erledigt wird, dafs hier von Sklaven oder Freigelassenen die Rede sey. *Eolius* statt *Aeolius* ist eine orthographische Eigenheit, welche sich auf spätern Inschriften häufig findet, und der Angabe der Consuln nach wurde diese Inschrift im J. n. Chr. 282 gesetzt. Der Name *Rechusinus* ist freylich in seiner Art einzig, und ungewifs, ob er als Eigenname oder geographische Bezeichnung zu nehmen sey: dieser Umstand kann aber keinen Grund zum Verdacht abgeben. Uebrigens in der *Indicazione antiquaria per la villa Albani* S. 145 ed. sec., wo die Inschrift gleichfalls unter den untergeschobenen aufgeführt wird, findet sich die Variante *νε-ευσινυς*, welche C. nicht einmal anmerkt. Ferner ein *venator* findet sich auch bey *Gruter* S. 1118, 2 erwähnt. Endlich kann freylich das Wort *cineritium* für *cinerarium*, welches sich weiter nirgends findet, bedenklich seyn: allein da *cineritius* überhaupt vorkommt, so ist kein Grund vorhanden, warum wir diesen Gebrauch des Wortes geradezu verdammen müßten. Dafs wir das Wort nicht weiter aus andern Beyspielen kennen, kann ja ein Zufall seyn. Sollte noch Jemand an den weggelassenen Vornamen der Consuln Anstofs nehmen, so wird die Bemerkung hinreichen, diesen Grund zu entkräften, dafs es hier nicht auf diplomatische Genauigkeit ankam, wie denn in gleichem Falle auch anderswo häufig die Namen der Consuln sehr abgekürzt erscheinen. Siehe *Oderici* Diss. S. 255. Nr. XCII. Findet sich doch zuweilen sogar nur Ein Consul namentlich erwähnt; s. *Cardinali* S. 225. Wenn hierdurch nun wenigstens erwiesen zu seyn scheint, dafs die Inschrift echt seyn kann, so ist Rec. weit entfernt zu behaupten, dafs sie wirklich antik sey, glaubt aber hiermit auf die Schwierigkeit aufmerksam gemacht zu haben; welcher die Kritik unterworfen ist, wenn sie sich blos auf innere Wahrscheinlichkeit zu stützen hat. In dem vorliegenden Falle jedoch giebt C. zu verstehen, dafs der bekannte und genaue Gaetano Marini *scheine* den betrügerischen Verfasser der Inschrift gekannt zu haben: Rec. ist jedoch außer Stande, diese Vermuthung weiter zu verfolgen. Uebrigens befindet sich die Inschrift auf einer rücksichtlich ihrer Echtheit unbezweifelten Aschenurne, welche angeblich in Velletri gefunden, jetzt der Villa Albani bey Rom angehört.

Classe VIII. *Figuline e lucerne fittili*, Schriften auf Lampen, Ziegeln, Töpferwerk aller Art, wie sie so häufig gefunden werden. Eine Aufschrift Nr. CLXVII. S. 228. (man erfährt nicht, ob sie auf

einer Lampe oder sonst einem irdenen Gefchirre (siehe)

MARCIVSSTAT
DEMETRIVSFECIT

ist wohl in Verbindung zu setzen mit einer andern Inschrift aus Trajan's Zeit bey *Ficoroni Genm. antiq. litterat. illustr. a Galeotti* S. 136, und *Caylus Recueil d'antiquités* Bd. III. S. 253, wo *figlinae Marcianae* erwähnt werden. — Nr. CLXXXIX. S. 280 ist der Druckfehler *APRO* statt *AFRO* in der Inschrift selbst zu bemerken: der daselbst gemeinte Consul hieß nämlich Apronianus. — Zu Nr. CXCVII. konnte bemerkt werden, daß ein Cneius Domitius sich auch auf einer beschriebenen Ziegel wiederfindet bey Boldetti *Offervaz. sopra i Cimeti*, S. 533. und bey Zuccheri *d'un antica villa scoperta sul dosso del Tuscolo*, S. 28.

Reichliche Indices schliessen das Werk, das selbst bey der Oberflächlichkeit der Behandlungsart des Gegenstandes als ein dankenswerther Beytrag zur Kenntniß der alten Roma angesehen werden muß.

Wir schliessen hier die Anzeige eines in demselben Jahre gleichfalls in Rom in derf. Druckerey erschienenen Werks verwandten Inhalts an:

Silloge d'iscrizioni antiche inedite, corredate di qualche commento dalli Signori Monsignora G. Melchiorri e Cav. P. Visconti. 1823. 131 S. 8.

Die hier bis auf wenige zum ersten Male edirten Inschriften sind fast alle aus einigen ehemals der *gens Caecilia* zugehörigen Columbarien entnommen, welche unlängst in dem an der *Via Appia* gelegenen fondo eines Herrn *Sante Amendola* ausgegraben worden sind. Von den griechischen Inschriften, die gleichfalls daselbst entdeckt worden seyn sollen, wie S. 4 berichtet wird, wird jedoch in dieser Sammlung kein Gebrauch gemacht, welche bloß römische enthält. Mehrere der daselbst entdeckten Inschriften wurden schon im *Giornale Arcadico*, Vol. XXXIX. Marzo 1822 (was wir leider jetzt nicht vergleichen können) bekannt gemacht, und so scheint sich die vorliegende Sammlung hieran nur ergänzend anzuschließen. Von einem der Columbarien ist eine Abbildung in Kupfer beygefügt worden, wie es scheint, nach einer Zeichnung im Besitz des Hn. *Amendola* (f. *Amati Iscrizione dei Re Tolomei di Egitto*, Roma 1822. S. 7), und wird weiter erklärt S. 47. Die hier mitgetheilten Inschriften sind größtentheils, mit Ausnahme sehr weniger, Grabschriften und zwar meistens uns unbekannter Personen, gewöhnlich Freygelassener, und darum nicht von hoher Wichtigkeit. Dennoch müssen wir den Herausgg. nicht sowohl für die Bekanntmachung derselben, sondern auch für die etwas weitichweiffig ausgefallene Erklärung derselben unsern Dank abstaten, indem das hier Dargebotene nicht verfehlt, unsre Kenntniß des Alterthums in manchen Stücken zu erweitern und zu berichtigen. Wir heben davon hier das Wichtigere aus, und schliessen zugleich einige wenige Bemerkungen bey.

Am der Spitze der Sammlung befindet sich unstreitig zugleich die interessanteste aller der hier mitgetheilten Inschriften. Sie enthält den Auszug eines Kaufcontractes und muß hierdurch eleganten Juristen von Wichtigkeit seyn. In zwey Columnnen werden daselbst die Namen der Kaufzeugen (wahrscheinlich Freygelassener) aufgeführt, und in einer dritten befindet sich die Stipulation auszugsweise selbst, die sich Rec. erlaubt hierher zu setzen, da sie kurz ist:

M. AVTILIVS. SP. COL. NIGER
EMPTOR. ADIECTIS. PARTIBVS
IVAVIS. Q. APPVLEI. EYTICHS
C. APPVLEIVS. OL. DOLICVS. IM. PARTE
IVAVIS. P. APPVLEI. FELICIS
M. CASTRICIVS. MYSTICVS

Der letztgenannte *Castricius* wird mit Wahrscheinlichkeit für die juristische Person erklärt, unter deren Beywirkung die Stipulation contrahirt worden war. Die Erklärung dieser Inschrift ist übrigens, obwohl sie etwas weitichweiffig gerathen ist und sich bey bekannten Sachen zuweilen aufhält, dennoch als gelungen anzusehen: nur muß dabey auf den S. 35 nachträglich gegebenen Zusatz Rücksicht genommen werden. Der merkwürdigste Punkt in diesem Consensualcontracte ist die Anführung von Weibern in der Liste der Signatoren, deren Namen in den beiden andern Columnnen verzeichnet sind. Es entging diese auffallende Erscheinung den Herausgg. nicht, welche aus Plinius d. j. und Cicero (letztere Stelle kann jedoch noch problematisch scheinen) die Zulassung eines weiblichen Zeugnisses sogar bey der Anfertigung eines Testaments zu erweisen suchen, was freylich in Widerspruch steht theils mit dem Inhalt directer Gesetze, theils mit dem Geist der Römischen Verfassung selbst. Dennoch aber wird man Ausnahmen gestatten müssen, obwohl wir ihre Bedingungen nicht kennen, wie dieses auch von den Herausgg. richtig geschlossen wird aus den unzweydeutigen Worten Paulus: *Ex eo quod prohibet Lex Iulia de adulteriis testimonium dicere condemnatam mulierem, colligitur etiam mulieris testimonii in judicio dicendi jus habere*. Ganz ähnlich und von gleichem Gewicht ist die Stelle Fr. 3 D. XXII, 5. §. 5: *Lex Iulia de vi cavetur, ne hac lege in reum testimonium liceret, qui se ab eo, parenteve ejus liberaverit: — quaeve palam quaestum faciet, feceritve*. Ferner gehört hierher Paulus ad *legem Juliam et Papiam*, dal. 4: *ut ne patroni, patronae adversus libertos, neque liberti adversus patronum cogantur testimonium dicere*. Dieser Gegenstand kann hier nicht weiter erörtert werden, und es sollen diese Bemerkungen nur zu einer genauern Untersuchung desselben einladen. Uebrigens daß Weiber als Zeugen in dem vorliegenden Contracte erwähnt werden, ist weniger auffallend, da die hierzu nöthigen Zeugen keine sog. Solemnitäts-, sondern Beweiszeugen sind, *ut quod actum est, facilius probari possit*, oder wie das Gesetz sagt, *ad fidem rei gestae faciendam*.

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1827.

ALTERTHUMSKUNDE.

Rom, in d. Dr. d. Romanis: *Silloge d'iscrizioni antiche inedite, corredate di qualche commento* dalli Signori Monsignore G. Melchiorri e Cav. P. Visconti etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Aus Nr. VI. lernen wir einen neuen Namen einer zur Missenischen Flotte gehörigen Trireme kennen, nämlich *Apollo*, wobey mit Gelehrsamkeit über diese Schiffsnamen gehandelt wird, welchen Gegenstand gerade in demselben Jahre auch Hase *ad Iyd. de ostentis* S. 321 berührt hatte. — Beyläufig wollen wir erwähnen, daß sich an dem Grabmahl der *Nae-voleia Tyche* in der aufgedeckten Gräbersirase zu Pompeji in Relief ein Schiff findet, an dessen Vordertheil sich das Bild eines Minervenkopfs befindet. — Nr. X. S. 35 ist nicht ohne Wichtigkeit wegen des darauf erwähnten *Procurator quadragesimae Galliarum*. — Nr. XV. S. 45 scheint noch einer Erklärung und (obwohl nicht bemerkt wird, daß die Inschrift verstümmelt sey) Ergänzung zu bedürfen, da sie der Stellung der Zeilen nach selbst schon sich als nicht vollständig erhalten erkennen läßt. Sie lautet:

SATIMBIA. MARCIANA. I. L. E
DONAVIT
AELIAE. CASSIAE
ITV. AMBITV. ET
POSTER. SQ. KORVM

Das KORVM zeigt schon, daß aufser der *Aelia Cassia* noch Andere erwähnt seyn müssen, auf welche sich die Donation bezog: diese sind aber jetzt nicht mehr zu errathen. Dann ist aber ohne Zweifel POSTERISQ. KORVM zu lesen, wie denn bekannt ist, daß dieses QUE AN POST (*posteris*), oder POSTERIS, oder LIB (*libertis* oder *libertabus*) häufig so abgekürzt erscheint. Vgl. *Anal. crit.* S. 22. Gelegentlich sey uns erlaubt, eine Inschrift aus der Villa Doria Pamfili bey Rom nach unsrer Abschrift anzuführen, auf welcher sich dieselbe Abkürzung findet:

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

D M

VETTIAE. RESTV (sic)
TAE. CARISSI
MAE. Q. VIX
AN. XXXV. FEC
CAIVS. IVNIVS
VITALIS. QVI. ET
BABBIVS. CON
IVGI. B. M.
ET. LIB. LIBQ.
POST. KOR.

Ferner ist die vorletzte Zeile sicher nicht vollständig: vielleicht CVM. ITV. ADITV. AMBITV zu ergänzen mit Hülfe von einer ähnlichen Phrase bey Gruter S. 1031, 1. So erklären wir auch weiter unten Nr. LXI. S. 96 die Siglen I. A. A durch *itu, aditu, ambitu*, nicht, wie die Herausgg., entweder durch *itu atque ambitu*, oder *itu actu* (wenn dieses nicht ein Druckfehler ist) *ambitu*. Vgl. noch ITVM. ADITVM. AMBIT auf einer Inschrift bey *Cardinali* S. 134. — Zu Nr. XXIII. hätte nothwendig bemerkt werden müssen, daß diese Inschrift schon edirt worden von *Amati*, ein Jahr vor Herausgabe dieser Sammlung in *Iscrizione dei re Tolomei di Egitto*, Roma 1822. S. 7. — In Nr. XXXII. S. 56 ist in

CAECILIA. S
DAPHNES

wohl CAECILIAES zu ergänzen, nach einem auf Inschriften später Zeit häufigen fehlerhaften Gebrauch der griechischen Endigung *es* und *aes* in den Genitiven der weiblichen Eigennamen der ersten Declination. So steht CAECILIAES. PRIMIGENIAES selbst S. 51 Nr. XVII, und Nr. LX. S. 96 IANVARIES. und Nr. CV. S. 124 PRIMILLAES. FRONTINES, eine Inschrift von *Veleia*, worüber vgl. *Lama Iscrizioni antiche*, S. 103. In dem angeblichen Argument *Priscians* zu *Plaut. Amph. 1.* steht *Alcumenas* (vgl. daselbst *Taubmann*), wo eine ehemalige Münchner Handschrift *Alcumene* hat, vielleicht statt *Alcumenaes*. Drey andre vom Rec. verglichene Pariser bieten *Alcumenae* dar, eine vierte *Alcumenas*.

Die folgende Inschrift Nr. XXXII. S. 56 halten die Herausgg. deswegen für die wichtigste der ganzen Sammlung, weil sich in ihr eine bestimmte Angabe der Zeit ihrer Entstehung, nämlich das Jahr der Stadt 768 findet. Die Erklärung der Inschrift enthält

man-

manche gute Bemerkung in Bezug auf römische Chronologie, unter andern die Nachweisung des P. Pomponius Graecinus, als eines *Consul suffectus* zum J. 768, wo Statilius Sifenna Taurus und Scribonius Libo Consuln waren; bey welcher Gelegenheit eine Stelle des Ovid *ex Ponto* IV, 9 unerwartetes Licht erhält, S. 68. — Nr. XXXIV. findet sich nun auch edirt im Kunstblatt 1824. Nr. 43. S. 171, jedoch mit der Variante *EVSEBIE. FILIE* statt *EVSEBIE. FILIAE*. Letztere Lesart hat eher das Ansehn einer willkürlichen Verbesserung von Seiten der Herausgeber. — Auch Nr. XXXV. trägt das Datum des J. 746 an sich, und giebt zu weitem chronologischen Bestimmungen Anlaß. Desgleichen auch die folgende Inschrift Nr. XXXVI. S. 72, bezüglich auf das J. 764. In Nr. XXXVII. S. 75 wird ein Augusti *VILIVS* erwähnt, der gewiß richtig als ein *villicus* von den Herausgg. genommen wird, wobey auch von der Form *vilicus* als der ursprünglichen gehandelt wird. Sie hat sich nun auch bey Cicero (*l. orat. pro Tullio* S. 50 ed. Heinrich und de R. P. 1, 38) gefunden, und wird durch andre Inschriften außer allen Zweifel gesetzt: s. *Murator.* S. 915. *Reines.* S. 161. Und so ist bey Plautus *vilicus* gewiß die einzig richtige Schreibart, wie auch Poen. I, 1, 42 die Palatinischen Handschriften, und Caf. III, 5, 56 u. 58 alle Handschriften richtig darbieten. Ob übrigens *Varro's* Nachricht, daß man ursprünglich *vella* statt *villagelagt* habe (s. *Seebode Misc. crit.* I, 2. S. 414), Glauben verdiene, bleibt dahin gestellt. Wenn übrigens die Herausgg. die Form *vilivus* für keinen Fehler des Steinmetzen statt *vilicus* halten, so ist Rec. andrer Meinung, indem er keinen Weg sieht, diese Form zu rechtfertigen. — Bey Nr. XXXIX. S. 79 ist der Anfang

D. M

ISIDORO. QVI. ET. HERMIAE

wegen der unregelmäßigen Construction *Hermias* statt *Hermias* merkwürdig, jedoch nicht ohne Beyspiel: s. *Fabretti* S. 147, wo es heisst: *IANVARIO. QVI. ET. DERISORI.* Richtig steht dagegen in der folgenden Inschrift *Titiae Primigeniae quae et Grapte patronae.* Jener *Isidorus* übrigens wird uns als ein *lintearius* genannt, was sich aber auf dem Stein *lintiarius* geschrieben findet, so wie auch bey *Gruter* S. 649, 4, vielleicht richtiger als jenes. — Auf einer Doppelschrift Nr. XLI. S. 81, sepulchralischen Inhalts, finden sich am Ende die zwey bemerkenswerthen Formeln, die Rec. sich nicht entsinnt schon anderswo angetroffen zu haben: *RE. DE. NOMINE. EXCI-DAT* und *RE. DE. NOMEN. (sic) EXIAT.* — Nr. LV. S. 89 ist merkwürdig wegen Anführung eines *archimagirus*, dessen Geschäft mit Hülfe Juvenal's und des Sidonius Apollinaris gelehrt erläutert wird. Uebrigens, irren wir nicht, so wurde diese Inschrift schon von *Amati* im *Giornale Arcadico*, Vol. XXXIX. Marzo 1822, bekannt gemacht und erläutert. — Nr. LVI. S. 93 macht uns mit Hoffchneidern bekannt, denen zu Ehren die Inschrift errichtet ist. Sie lautet:

DIPIRVS. ANTIGONI. VICAR
BENEFICIO. HELICONIS
SCRIBONIAE. CAESARIS
VESTIFICIS

AN.

XIX.

Dipirus des Antigonus Vicar [weihet diesen Platz] nach Erlaubniß der Heliconis Scriboniae den Kleidermachern des Kaisers. So nämlich erklären wir die Inschrift, indem wir *Caesaris* mit *vestificis* verbinden, nicht wie die Herausgg., welche die Scribonia Gemahlin Cäsars verstehen. Daß *Caesaris* voraussteht, darf nicht befremden: so steht bey *Gruter* S. 578, 6 *Diophantus Ti. Caesaris ornator glabr.* Ein *vestificus Caesaris a veste Scaenica* findet sich ferner bey *Gruter* S. 578, 7, und mittelst der wahrscheinlichen Annahme, daß unser Dipirus selbst zu diesen *vestificis* gehörte, läßt sich wahrscheinlich machen, daß dieser Name nicht richtig von den Herausgg. gelesen worden, und daß diese Inschrift in die Zeit des Kaisers Tib. Claudius gehöre. Vergleicht man nämlich die zuletzt angeführte *Gruter'sche* Inschrift:

DIS. MANIVS
TI. CLAVDIVS
DIMI. CLAVDI. LIB
DIPITERVS
VESTIFICVS. CAESAR
A. VESTE. SCAENICA D. I. W.

so kann man kaum zweifeln, daß in beiden von einer und derselben Person die Rede sey. Beyläufig mögen noch die Verfasser von deutsch - lateinischen Wörterbüchern auf den Ausdruck *vestificus Caesaris* aufmerksam gemacht werden, damit endlich nach dieser Analogie ähnliche Zusammensetzungen gebildet werden möchten, und man nicht mehr *futor aulicus* u. dergl. dafelbst finde. So sagte man *unctor, medianus Caesaris* (bey *Gruter*), *Caesaris fullo* (*Bianchini Iscrizioni sepulcrali* p. 61. Nr. 189) u. dergl. mehr, nach Inschriften. Bey *Gruter* S. 578, 3 findet sich *PRIMIGENIVS. AVG. SER. VESTI.....*, wo sicher *VESTIFICVS* zu ergänzen ist. Daf. S. 577, 6 wird ein kaiserlicher Freygelassene genannt *a veste regia*, womit das Nr. 7 zu vergleichen ist, wo *a veste regia et graecula* steht, und Nr. 8 *A. VESTE. MAGN.*, nämlich *magnifica*. — In *Gudii Inscr.* S. 193, 3 wird ein Freygelassener genannt *a veste imperatoria custos*. Vgl. *Cardinali* S. 142 fg. — Nr. LXXXIII. S. 104, welche Inschrift, irren wir nicht, schon im *Giornale arcadico* 1820. T. VII. S. 377 oder 381 gedruckt steht, ist deswegen merkwürdig, weil hierdurch erwiesen wird, daß (was auch aus zwey andern von den Herausgg. beygebrachten Inschriften hervorgeht) die Ehre eines *equus publicus* schon Knaben von noch sehr zartem Alter ertheilt wurde: Die Herausgg. beschränken diesen Gebrauch nicht ohne Gründe auf die Zeiten nach Hadrian.

Die von Nr. LXXXIV bis CXXXV (letzteres wohl ein Druckfehler statt CXXIII, denn so weit geht

geht nur die Zahl der Titel) aufgeführten Inschriften wurden dem Herausg. von Carlo Fea mitgetheilt und befinden sich jetzt im Vatican. Sie wurden fast sämmtlich in dem schon oben angeführten *fondo Amendola* ausgegraben, und sind daher auf die früher mitgetheilten nicht ohne Beziehung, obwohl sie im Ganzen genommen, als unbedeutende Grabinschriften unbekannter Personen, von geringem Interesse sind. Zu dem, was über die *fossiles* der spätern Zeit gesagt worden, zu Nr. LXXXV. S. 110 ist die berichtigende Bemerkung *Cardinalis* S. 197 zu vergleichen. In Nr. CLX. S. 126 sind die beiden vorletzten Zeilen

LIBERTABVSQ. POSTERISQ
FORVM

zu ergänzen, wie auch richtig ergänzt wird Nr. CXIII. S. 127. — In Nr. CV. S. 124 findet sich der Ausdruck *Cyrilla Primillae delictum*. Gerade so bey Bianchini *Iscriz. sepulcrali* S. 2 *Primigenio delictum eorum*. Siehe *Fabretti* S. 48. *Gudii* Inscr. S. 193, 3. 212, 6. 285, 10. *Cardinalis* S. 158 fg. *Plinius* H. N. VII, 3 sagt von Hermaphroditen: *olim androgynos vocatos et in prodigiis habitos, nunc vero in deliciis*. Die letzte Inschrift S. 151. lautet:

PATRI FILIVS
LOCV RECV

und wird erklärt: *patri filius fecit*, wovon Rec. ausser Stande ist den Grund einzusehen. Sollte es nicht heissen müssen: *patri filii locum fecerunt*? Wenigstens ist es klar, das das Wort *filius* auf irgend eine Weise in dem wunderlichen *FILVI* liege, was Rec. nur auf folgende Art sich zu erklären vermag: Dafs man nämlich, wenn auch fehlerhaft, *filea* statt *filia* sagte, hat Rec. durch ein Beyspiel in seiner *Sylloge inscript.* S. 62 erwiesen; wodurch man also gezwungen wird, auch *fileus* zuzugeben. Zwischen diese beiden Endvocale tritt nun, freylich nach einem noch unbekannten Sprachidiom, ein V ein, wie sich dieses durch ein analoges Beyspiel darthun läßt. Nämlich eine damals in Rom befindliche, zur Zeit Antoninus Pius errichtete Inschrift bey *Spon Miscell.* S. 107 ist geweiht *SVLEVIS. ET. CAMPESTRIVS, scil. deabus*, wobey der Herausg. bemerkt: „*Obmutesco in his numinum monstis*.“ *SVLEVIS* kann aber nichts anders seyn als *Sylvius*. Das Beywort *Sylvius* ist zwar auch nur noch in dem Eigennamen übrig; aber das dieser ein Appellativum früher gewesen, giebt *Livius* I, 3 deutlich zu verstehen. Ist diese Erklärung richtig, so hätte zugleich die lateinische Lexikographie einen Zuwachs erhalten.

Uebrigens ist Rec. lange kein Buch vorgekommen, das durch Druckfehler so jämmerlich entstellt gewesen wäre, wie das vorliegende. So, um nur Eins anzuführen, finden sich S. 41 in vier Zeilen allein drey Verlöbse.

F. O.

ARZNEYGELAHNTHEIT.

WIZN, b. Wimmer: *Abhandlung über den Veitstanz*, von *Jos. Andr. Sohlen*, Dr. d. Med. Deutsch bearbeitete, vermehrte u. verbesserte Auflage der *Monographia Choreae St. Viti* von *Jos. Berni*. 1826. XVI u. 214 S. 8. (20 gGr.)

Was seit den funfzehn Jahren, das *Berni's* Monographie über den Veitstanz erschien, über diese Krankheit Neues entdeckt und gesagt wurde, wollte der Vf. sammt seinen eignen Ansichten mit einer Uebersetzung jener Schrift vereinigen, und so entstand die vorliegende eigne Abhandlung. Sie ist eine fleißige, systematische Arbeit, deren Werth jedoch mehr in der sorgfältigen Zusammentragung des Vorhandnen, als in eignen und neuen Ansichten liegt.

Bey der vorausgeschickten Geschichte der Krankheit vermißt man die kritische Sonderung der Thatfachen. Was sich auf den Veitstanz und auf ähnliche Zustände beziehen kann, ist zusammenge stellt, doch ohne das das besonders herausgehoben wäre, was wir mit Gewisheit zu der gedachten Krankheit ziehen können. Sehr viele der aufgeführten Nachrichten beziehen sich offenbar auf ganz andre Zustände, als auf den, den wir jetzt Veitstanz nennen.

Was *Bzovius* und *Raynald* von der epidemischen Tanzwuth sagen, läßt sich nur sehr schwer mit unserm Begriff vom Veitstanz vereinigen, wenn gleich wir keineswegs mit *Haase* die Krankheit, der jene Annalisten gedenken, für Kriebelkrankheit halten wollen. Das Citat, welches *Sprengel* aus den *Annal. ecclesiast.* anführt, erklärt der Vf. für falsch. — Die Diagnose zerfällt in fünf Abschnitte, die den Namen der Krankheit, das allgemeine Krankheitsbild, die Eintheilung derselben, die Untercheidung von ähnlichen Krankheiten und die Aetiologie angeben. Nach der Definition des Vfs. ist der Veitstanz eine Nervenkrankheit, die meistens Kinder, insbesondere Mädchen vor der Zeit der Pubertät, selten Erwachsene befällt, und sich gewöhnlich durch allgemeine, seltner theilweise, gegen den Willen erfolgende klonische Krämpfe äußert, wodurch die mannichfaltigsten Verzerrungen des Gesichts, die seltsamsten, oft lächerlichen und einem Tanze ähnlichen, gaukelnden Gebhrdungen und Bewegungen in den Gliedmaßen hervortreten, wobey aber die Seelenkräfte entweder ganz unverletzt bleiben, oder krankhaft erhöht einen Zustand von Schlafwandeln oder Ekstas dar bieten. Gänzliche Aufhebung des Bewusstseyns hält der Vf. im Allgemeinen für sehr selten; er selbst sah es nie. Als Vorboten sah er öfter, das Kinder, bey denen man das sonst nicht gewohnt war, sehr muthwillig wurden und durch alle Strafen nicht zu bessern waren. Bey Gelegenheit der Aufführung der Symptome ist der Störung der Geisteskräfte gedacht. Der Vf. sah sie unter vielen Fällen niemals, und hält sie für außerordentlich selten. Gegen *Sydenham's* Meinung, der den Veits-

Veitstanz nur zwischen dem zehnten Jahre und der Pubertät für möglich hält, bemerkt der Vf., daß er selbst ihn öfters in den ersten Lebensjahren, bey Erwachsenen und selbst bey alten Leuten beiderley Geschlechts sah. Die Eintheilung der Krankheit ist festgesetzt, nach dem Charakter, der Form, den hervorstechenden einzelnen Symptomen, dem Grade der Heftigkeit, dem Verlauf und dem Ursprunge. Der Veitstanz mit activem Charakter soll nur sehr selten entzündlich seyn; häufiger plethorisch und erethistisch. Mit passivem Charakter kann er ebenfalls erethistisch, oder torpide seyn, und der letztere sowohl von wahrer Schwäche, als von unterdrückter Kraft entstehen. Logisch würde sich hier noch der Veitstanz von veränderter Qualität der Thätigkeit anschließen, der sich indessen praktisch sehr schwer nachweisen läßt. Um eine Eintheilung nach der Form aufzustellen, sind alle verschiednen Beobachtungen durchgegangen, und wir haben so eine *Chorea sedentaria*, *stataria*, *procurfiva*, *salutatoria*, *tremula*, *circumrotatoria*, und *Chorea chaos seu gesticulatoria*. Nach den hervorstechenden einzelnen Symptomen giebt es einen Veitstanz mit Somnambulismus, mit Wahnsinn, mit Epilepsie und mit Lähmung. Nach dem Grade der Heftigkeit ist der Veitstanz entweder der (in England gewöhnliche) kleine, oder der große. Der erstere hat, hinsichtlich der Statt findenden Bewegungen, viele Abarten, von denen man besonders den halbseitigen Veitstanz, das Hämmern und das Hinken herausheben kann. Beym großen Veitstanz sind die convulsivischen Bewegungen allgemeiner und stärker. Er zerfällt in die *Ch. univers. vaga* und in die *simultanea*; bey dem erstern gehen die Convulsionen von einem Theile zum andern, und der eine wird frey, wenn der andere befallen wird; bey dem letztern aber sind alle, oder die meisten Theile des Körpers zu gleicher Zeit ergriffen. — Der Verlauf ist anhaltend, remittirend oder intermittirend, und der intermittirende entweder typisch, oder atypisch. Nach dem Ursprunge soll die *Chorea* entweder eine von sich selbst, d. h. aus eigenen; auf ein empfängliches Individuum einwirkenden Gelegenheitsursachen, ohne Mittheilung der Krankheit von Andern, entstandene seyn; oder eine mitgetheilte, welcher Ursprung durch viele Beobachtungen nachgewiesen werden kann. Ferner eine idiopathische oder sympathische, selbstständige oder symptomatische. Die Vergleichung mit andern Krankheiten beschäftigt sich mit dem Taranteltanze, der Kriebelkrankheit, der Epilepsie, dem Wahnsinn, der Hundswuth, dem Schlafwandeln und der Lähmung. In der Aetiologie wird bey der Anlage dem weiblichen Geschlecht

ein größeres Verhältniß beygemessen, als dem männlichen; nach den Erfahrungen des Vfs. verhielt sich die Zahl der Kranken im erwachsenen zu der des letztern wie 5:1. Nach *Peter Frank's* Beobachtung wird den Juden eine große Anlage zur *Chorea* zugeschrieben, und der Vf. sucht eine Erklärung dieser Erscheinung in den sonderbaren Gesticulationen, die diese Nation schon bey dem Gespräch und bey gewöhnlichen Geschäften zu machen pflegt. Mit mehrern Rechten hätte er wohl die bey den Juden so gewöhnliche Onanie als Ursache anführen können. Bey den Gelegenheitsursachen finden wir die Vergiftungen durch Metalle, namentlich mit Bley und Quecksilber. Doch scheint uns der ganze Verlauf und Ausgang einer solchen Vergiftung mehr dafür zu sprechen, daß das Statt findende Zittern Symptom der angehenden Lähmung, als des Veitstanzes sey. — Das Wesen des Veitstanzes soll in einem eigenthümlichen, durch das gestörte Verhältniß zwischen Vegetation und organischer Bewegung verursachte Leiden des Rückenmarks, welches sich zunächst durch übermäßige Empfindlichkeit und erhöhte Reizbarkeit muskulöser Theile äußert, bestehen; wodurch denn als entferntere Wirkung die organische Bewegung in eine dem Veitstanz eigene, convulsivische ausartet. Um dieser Hypothese Haltbarkeit zu geben, hätte der Vf. die Erscheinungen, die Ursachen und die Einwirkung der Mittel mit ihr in Vereinigung bringen, und aus ihr erklären müssen; allein das ist nicht geschehen. — Die Prognose ist sehr systematisch abgehandelt und in eine allgemeine und speciell getheilt; in der letztern sind die Anlage, die erzeugenden Schädlichkeiten, die Natur, Form und Modification der Krankheit, die Stärke der Natur- und Kunsthülfe und die sonstigen günstigen und ungünstigen Einflüsse prognostisch betrachtet. — Der Abschnitt von der Behandlung zerfällt in die Behandlung der einzelnen Anfälle und in die der ganzen Krankheit. Auch hier wird der Vergiftung durch Bley und Quecksilber gedacht. Schwefel und laue Bäder sind bey der letztern besonders empfohlen; allein der erstere bewährt seinen Nutzen selten länger, als im Anfang der Krankheit, wo man noch die Indication zu erfüllen hat, das Quecksilber zu entfernen und zu neutralisiren. Im weitem Fortgange des Uebels wird er upkräftig, aber dann zeigt sich die Eisenfeile, deren der Vf. nicht gedacht hat, um so nützlicher. — Ganz besonders in diesem Abschnitte merkt man wenig davon, daß der Vf. die *Chorea* oft selbst gesehen und behandelt hat.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1827.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

WIEN, b. Schmid: *Chrestomathia arabica* una cum *Glossario* arabico-latino, huic Chrestomathiae accommodato ab *Andr. Oberleitner*, Abbatiae ord. S. Bened. ad Scotos Viennae Presb. cap., S. S. Theolog. Doct., Dialectorum orient. nec non exeg. bibl. in C. R. Scientiar. Univerf. Vindob. Prof. P. E. *Prior Pars*, Chrestomathiam continens. 1823. XVI u. 298 S. *Posterior Pars*, Glossarium continens. 1824. 384 S. 8. (7 Rthl.)

Wie vielen Nutzen die arabische Chrestomathie des im J. 1817 verstorbenen Jahn seit ihrem Erscheinen im J. 1802 gestiftet und wie sehr dadurch das Studium des Arabischen gefördert worden ist, wird wohl allgemein anerkannt. Es war daher gewiss ein lobenswerthes Unternehmen, eine neue, dem jetzigen Stande der arabischen Sprachwissenschaft angemessene Ausgabe jenes brauchbaren Buchs zu veranstalten, namentlich wenn dabey so viel Gutes geleistet wurde, wie der Vf. des vorliegenden Werks geleistet hat. Dieses sollte nämlich nach des Vfs. in der Vorr. zu Th. I. S. IV. ausgesprochenen Absicht an die Stelle des Jahn'schen treten, und Rec. kann versichern, daß es im Ganzen genommen an Werth weit über jenem Buche steht. Zuerst soll nun das Verhältniß dieser neuen Ausg. zur alten etwas genauer angegeben, dann das von Hn. O. Geleistete beurtheilt werden. Weggelassen sind die naturhistorischen Stücke, die Jahn (S. 46—79) meist aus Rochart's Hierozoicon hatte abdrucken lassen, ferner die Stellen aus Abulfeda's Aegypten nach Michaelis bey Jahn S. 80—106 und außerdem einige Stellen des Koran. Den durch diese Weglassungen gewonnenen Raum hat Hr. O. nach des Rec. Urtheil im Ganzen recht gut benutzt. Er giebt zuerst S. 1—38 Stellen aus dem Pentateuch nach Saadia (Gen. 24. 42—45. 48. 49. Num. 23. 24. Deut. 32. 33), dann S. 39—60 mehrere *Psalmen* aus der Londoner Polyglotte, ferner die 7 ersten Kapitel des *Jesaja* nach Saadia's Uebersetzung, und S. 78—109 Einiges aus der arabischen Uebersetzung des N. T. wieder nach der Londoner Polyglotte. Den Gedanken, dem Anfänger Stücke aus der Bibelübersetzung vorzulegen, kann Rec. nicht geradehin tadeln, da auch diese Chrestomathie noch, wie die Jahn'sche, vorzüglich für Theologen berechnet ist, die das Arabische zum Behuf des Hebräischen treiben. Aber mit diesen Stücken den ersten Anfang zu machen, möchte nicht

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

zweckmäßig seyn, da die Sprache darin nicht rein und, namentlich soweit sie dem Saadia angehört, wirklich nicht immer leicht ist. Auch ist es ja überhaupt nicht rathsam, dem Anfänger zuerst eine Uebersetzung vorzulegen, weil es in der Natur der Sache liegt, daß sich in solcher die Sprache nicht so frey bewegen kann, als da, wo sie Original ist. Hier kommt aber noch dazu, daß wenigstens Saadia ein geborner Jude war, der als solcher natürlich viel Hebräischartiges einmischte, der überdies überall das Bestreben zeigt, das Arabische dem Hebräischen zu conformiren und, was O. selbst bemerkt in der Vorr. zu Th. I. S. V, so gar sich nicht scheut, neue Worte zu bilden und bekannten Worten neue Bedeutungen unterzulegen. Vergl. darüber Kosegarten in dieser A. L. Z. 1822. Nr. 155. S. 365 f. Er kann also auf keinen Fall für Anfänger gehören. Doch vielleicht wollte O. selbst dies durch die Voranstellung dieser Stücke nicht andeuten. Noch immer hält es Rec. für nicht unrathsam, nach der alten Weise mit Lokman's Fabeln den Anfang zu machen. Er weiß zwar, daß auch in diesen die Sprache nicht mehr rein ist und daß der Stil derselben mehr der Umgangssprache der gebildeten Araber angehört, welche sich zwar an die Schriftsprache anschließt, aber in einzelnen Formen und Wendungen eigentliche Vulgärsprache ist. Aber wird der Text dieser Fabeln genau nach der Grammatik mit Vocalen versehen, und wo es nöthig ist, auf die Incorrectheit der Sprache vom Lehrer aufmerksam gemacht und gezeigt, wie sich in solchen Fällen bessere Schriftsteller ausdrücken, so kann die Lectüre derselben, weil sie leicht und mannichfaltig sind, dem Anfänger recht gute Dienste leisten. Der Vf. hat daher wohlgethan, die meisten davon (25) hier abdrucken zu lassen S. 219 bis 230. Unmittelbar auf die Stücke der Bibelübersetzung folgen längere Stellen aus dem Koran, zum Theil dieselben, die schon Jahn gegeben hatte. Neu hinzugekommen sind: die erste Sure, der größte Theil der zweyten, die ganze 12te Sure (die Geschichte Josephs), deren Wahl sehr angemessen scheint, zumal der Vf. auch Kap. 42—45 aus der Genesis gegeben hat. Mit vollem Rechte ist S. 162 bis 218, außer einer kleinen Stelle bey Jahn S. 145 f., alles beybehalten, was dieser aus *Abdallatif's* Denkwürdigkeiten Aegyptens excerptirt hatte: denn Abdallatif ist überhaupt einer der geschmackvollsten und interessantesten Prosaiker der Araber, dessen Sprache, einige ägyptische Idiotismen abgerechnet, größtentheils rein und hin und wieder wirklich recht periodisch

A (4)

dies ist. Man vgl. z. B. nur die Stelle über den wunderbaren Bau der Pyramiden im 4ten Kap. des ersten Buchs bey Oberl. S. 178 unten. Vorzüglich sind ihres Inhalts wegen das erste und vierte Kap. des ersten Buchs jungen Lesern zu empfehlen. Es folgen S. 230 bis 242 zwey *Narrationes poeticas*, die einzigen unedirten Stücke dieser Chrestomathie, von denen unten mehr gesagt werden soll. Darauf Conf. 7 u. 11. des *Hariri* mit den Glossen, wie bey Jahn, dann die 3 Gedichte der *Hamsa* aus Jahn, und zuletzt die 4 von *Aryda* im Vulgärdialect verfaßten Gespräche. — Nach dargelegtem Inhalte dieser Chrestomathie liegt dem Rec. nun noch ob, über das sein Urtheil abzugeben, was der Vf. darin geleistet hat. Zu diesem Zwecke gehen wir das Buch noch einmal durch. Der Vf. bringt das Ganze nicht unpassend in 5 Abtheilungen: Biblica, Coranica, Historica (Abdallatif), Poetica (Lokman u. f. w.) und Didactica (die Gespräche Aryda's). Die Stücke des *Pentateuch* und die Psalmen, so wie die Stellen des N. T. (Mt. Kap. 5 — 7. K. 13 v. 1 — 52. K. 21. v. 23 — 46. K. 23. Luc. K. 15 u. 16. und Joh. K. 11.) sind aus der Londoner Polyglotte meist unverändert abgedruckt. Doch hat der Vf. öfter theils stillschweigend, theils in den Corrigendis, die dem zweyten Theile angehängt sind, den Text verbessert, z. B. Gen. 24, 11. Hier steht in der Polygl. und im Texte bey O. *أناح*. Cassellus hat im Lex. Heptagl. der IV. Conj. von *ناح* nach dieser Stelle die Bedeutung von *أناح* gegeben, aber schon im Tom. VI. der Polygl. auf der letzten Seite ist jenes verbessert in *أناح*, das auch O. in den Corrigendis giebt. Gen. 49, 27 steht in der Polygl. durch einen Druckfehler *وبالعشي* für *وبالعشي*, das man bey O. in den Corr. findet. Rec. fügt hinzu, daß Gen. 24, 30. zu schreiben ist *الشئف* und *كلام*. Vgl. de Sacy Gramm. II. §. 224 f. Ueberhaupt hat der Vf. die Regeln über die Constriction des Nom. act. öfter unbeachtet gelassen. So muß Abdallat. 1, 4. bey O. S. 179. Z. 2 v. u. *ألهم* stehen im Genitiv, nicht im Accusativ. Ebenso Harir. 7. bey O. 248. Z. 4. *مراقب*. Die *Psalmen* sind sehr gut ausgewählt, nämlich (nach der Zählung der LXX.) 2. 17. 18. 22. 28. 44. 59. 73. 76. 96. 103. 109. 136. 138. 143. Der Text der Polyglotte ist auch hier an einigen Stellen verbessert, zum Theil erst in den Corrigendis. In den nun folgenden 7 ersten Kapp. des *Jesaja* in der Uebersetzung des *Saadia* hat der Vf. einen gereinigten und vollständig punktirten Text gegeben. Es ist bekannt, wie sehr der Text dieser Uebersetzung im Argen lag und wie viele Gelehrte sich besonders an den ersten Kapp. versucht haben. Hr. O. hat, wie es scheint, alle die Kritiken, die darüber erschienen sind, benutzt bis auf Gesenius und Kosegarten herab, und immer noch Einiges nachzutragen gefunden; was er meist in

Parentthese beygesetzt hat. Eine vollständige Beurtheilung alles dessen, was der Vf. für den Text gethan hat, würde zu weit führen. Rec. begnügt sich daher, ein Paar einzelne Aenderungen des Vfs. hervorzuheben und näher zu betrachten, und nebenbey ein Paar eigne Versuche zur Emendation des Textes dem theilhaftigen Publicum vorzulegen. Kap. 1. v. 19.

stand bey Paulus zu Anfang des Verses *ألا أن*, welches er später in *ألا أن* änderte und durch *dum* übersetzte.

Hr. O. punktirt *ألا أن* sehr gut. *ألا* oder *ألا* ist Ermunterungspartikel, wie *هلا*, *هلا*, das hebr. *הלא* s. Gesen. Lehrgeb. S. 834. Auch im Rabbinischen wird dieses so gebraucht und im Samaritanischen

ألا und *لوما*, *أما*, im Arabischen außerdem *ألا* (bey den Grammatikern *ألا*).

demselben Verse muß gelesen werden *سبعتم*, nicht *سبعتم*. Vs. 23. steht *رؤسآكي* für das hebr. *רשעים*.

Rec. schreibt ohne Bedenken *رؤسآكي* und erinnert

an die mit hebräischen Buchstaben geschriebne Handschrift, wo *רשעים* leicht mit *רשעים* verwechselt werden konnte; vgl. auch 3, 4. 14. 21, 5. 23, 8. 32, 1. Dieselbe Verbesserung gilt für 19, 11. 13. 30, 4. 34, 12. 43, 28. 49, 7. Vs. 24. hätte *أشنتي* gleich in den Text gesetzt werden sollen, da der Cod. wirklich so hat, s. Paulus Emend. und vgl. Exod. 15, 9. Cap. 2. v. 3. ist *تعاونا* zu schreiben wie v. 5. Vs. 6. liest der

Vf. *أتبع قومكم*, aber *قومكم* konnte recht gut stehen bleiben. Vs. 12. hält Hr. O., gewiß mit Recht, das erste *علي* für einen Cusos der Handschr., vgl. Gesen. zu Jes. 23, 1. S. 721. Auf gleiche Weise und mit eben dem Rechte erklärt er 5, 17. *كسبي* für einen solchen Cusos am Ende der Zeile. Kap. 2. v. 12. steht hier noch *قع*. Aber die Hdschr. hat *سع*, wie Paulus in den Emend. angiebt.

Rec. schlägt vor *ساع* zu lesen, d. h. princeps, dux, caput, qui aliis praeesit in re facienda, welches Wort nach dem *Kamus* S. 1894 vorzüglich bey Juden und Christen für ihr Oberhaupt gebraucht wird. Die v. 18 u. 21. in Parentthese beygefügte Form *صوانين* ist nicht

richtig gebildet, dagegen *صاوين* ganz analog von *صوان* (Abdallat. 1, 4. S. 92. ed. in 4to), welches letztere im Glossar fälschlich ohne Teshdid geschrieben ist, s. dagegen *Kamus* S. 1773. Kap. 2. v. 22. ist nach Paulus geschrieben *أنتهوا* als VIII. Conj. von *نه*. Aber eine solche ist nicht im Gebrauch; nicht einmal das

das in dem Lexico stehende **لَهْد** ist viel im Gebrauch, sondern nur das **Quadril. نَهْد** kommt öfter vor, z. B. Harir. 9, 92. 31, 340 Sacy u. das Pass. davon **نَهْنَه**, f. Sacy's Comm. zu der letztern Stelle. Warum soll man nicht das ganz gewöhnliche **أَنْتَهْوَا** die VIII. von **نَهْي** setzen? Kap. 4. v. 4. steht hier noch **قَوْمَهَا** und im Glossar ist dazu die ganz ungegründete Bedeutung **locus** gesetzt; es muß heißen **قَوْمَهَا**. Kap. 5. v. 2 und 4. ist **عَنْبَا** zu lesen statt **عَنْبَا**. Vs. 9. schreibt der Vf. **أَنْ لَمْ** und hinter **لَمْ** in Parenthese **لَمْ**. Auf jeden Fall ist zu schreiben **أَنْ لَمْ** entsprechend dem hebr. **לֹא מִן**. Vgl. Schult. zur Hamasa S. 389. de Sacy Gramm. I, 308. Doch wir brechen hier ab und versichern nur noch, daß O. vorzüglich in der Punctuation sehr Vieles berichtigt hat. Möchten wir doch bald eine kritisch gesicherte Ausgabe dieser besonders für die Exegeten nicht unwichtigen Uebersetzung erhalten, wo möglich in Verbindung mit dem Pentateuch des Saadia. Den Hiob desselben Uebersetzers, den Gesenius in Oxford abschrieb, hat dieser, um ihn eher zum Drucke zu fördern, in andre, recht gute Hände gegeben, und Rec. weiß aus sicherer Quelle, daß an der Herausgabe desselben gearbeitet wird. Bey den Stellen, die O. aus dem N. T. aufgenommen hat, wollen wir nicht verweilen, um noch Raum für das Folgende zu sparen: Im Allgemeinen hat er sie etwa eben so behandelt, wie die aus dem Pentateuch.

Was das aus dem *Koran* Aufgenommene betrifft, so ist der Text des Maraccius abgedruckt und Verbesserungen desselben nach Hinckelmann und der Petersh. Ausg. in den Corrigendis nachgetragen. Aber gewundert hat es Rec., daß mehrere dieser nachträglichen Verbesserungen solche sind, die schon von Mar. selbst in dem Elenchus Correctionum hinter seiner Ausg. des *Koran* gemacht sind, welche doch billiger Weise vor dem Abdruck hätten in den Text eingetragen werden sollen. So hat der Vf. Sur. 12, 38. **نَبَاتِكُمْ** ausgelassen, welches Maracc. schon in jenem Elenchus, Hr. O. aber erst in den Corr. nachgetragen. Ebenso liefs er Sur. 12, 36 das von Maracc. im Elench. verbesserte **بَدَأْتَهُمْ** im Text stehen und das richtige **بَدَأَ لَهُمْ** findet man erst in den Corr. Spuren dieses unvorsichtigen Verfahrens lassen sich mehr nachweisen; man vgl. nur die Verbesserungen, die der Vf. zu Sur. 2, 55. 61. 12, 80. 96. gegeben hat, und man wird sie alle schon bey Maraccius finden. Noch sind aber unter andern folgende Fehler der Art stehen geblieben: Sur. 2, 22. steht, wie im Texte des Mar., **جَعَلْتُمْ**, was hier ganz ohne Sinn ist, statt **جَعَلْ لَكُمْ**. Ebend.

v. 66. steht bey Mar. im Texte **لَبَا** mit einem Tefchdid. euphon. über dem Lam. Hr. O. macht daraus **لَبَا**, obgleich Mar. schon im Elenchus das richtige **لَبَا** hat, worauf der Vf., auch wenn er es nicht aus Hinckelm. erfah, schon durch den Zusammenhang und das folgende **وَمَا** geführt werden mußte. Sur. 2, 143. schreibt Hr. O. **وَلَهُمْ**, Mar. im Elench. richtig **وَلَهُمْ**. Sur. 12, 20. hat O. mit Mar. **فَأُولَى** geschrieben und im Glossar ohne Weiteres der IV. Conj. von **وَلَى** die ganz ungegründete Bedeutung *demisit* gegeben. Mar. im Elench., Hinckelm., Erpen. haben das richtige **فَأُولَى**. Dahin gehört auch die Aufführung der Artikel **فَرَكَا** und **قَشَا** im Glossar, welche sich nur auf solche Fehler des Maracci'schen Textes beziehen, auf dessen Berichtigung schon die lat. Uebersetzung führen mußte. Wäre nicht der besonnenere Weg gewesen, den Text vor dem Abdrucke nach andern Ausgaben, wenn keine Handschriften zu Gebote standen, zu verbessern? Oder mußten nicht wenigstens, wenn es vor dem Drucke nicht geschehen konnte, später diese Ausgaben viel genauer verglichen werden? Aus dieser wenn auch nicht sorgfältigen Vergleichung ist freylich hin und wieder eine Berichtigung hervorgegangen, die man dann in den Corr. findet. Rec. rechnet dahin Sur. 2, 72. **فَأَدَارَاتُمْ** (das aber im Glossar noch falsch ist), Sur. 12, 22. **غَا لَب** u. a. Kleinere Fehler, die zum Theil Druckfehler seyn mögen, finden sich hier mehrere, welche wenigstens für Anfänger, denen das Buch doch bestimmt ist, störend seyn können, z. B. Sur. 2, 14. ist zu lesen **وَأَذْ**, **فَسَوِيَهُنَّ**, v. 55. **شَبَا طَ مِنْهُنَّ**, ebend. v. 29. **فَسَوِيَهُنَّ**.

v. 61. **أَخْبَطُوا**, v. 146. **فَوَلُوا** statt **تَوَلُوا** u. f. w.

Abdallatif's Denkwürdigkeiten Aegyptens sind bekanntlich in zwey Ausgaben gedruckt vorhanden, beide von Joseph White besorgt; die erste in Octav, den bloßen Text enthaltend, mit einer Vorrede von Paulus (Tübingen 1789), die zweyte in Quart (Oxford. 1800) mit einer latein. Uebersetzung, die zum Theil Pococke, zum Theil White angehört, und wenigen Anmerkungen, hier wie dort der Text ohne Vocale. Später erhielt de Sacy ein Facsimile der bis jetzt einzigen Oxford. Hdschr., und gab im J. 1810 eine vortreffliche französische Uebersetzung davon mit überaus reichhaltigen Sprach- und Sacherläuterungen, dem Texte der bis dahin ungedruckten Vorrede, dem Leben des Abdallatif von Abu Oseiba und vielen andern schönen Zugaben. Nach jener Octavausgabe liefs Jahn in seiner Christ. mehrere längere Stellen abdrucken und setzte hin und wieder, wie wohl oft unrichtig, die Vocale dazu. Diese Stellen sind

sind nun in unserm Buche wiederholt (selbst die von Aryda zum Behuf des Zusammenhangs eingeschobenen Worte nicht ausgenommen S. 191. Z. 4.), aber nach der correctern Quartausgabe, deren Seitenzahlen am Rande stehen und vollständig punctirt. Hiebey zeigt der Vf. fast durchgehends genaue Bekanntschaft mit den feinem Regeln der Grammatik und überhaupt Gewandtheit in der Sprache. Auch hat er, soviel Rec. gesehen, alles benutzt, was etwa zu benutzen war, vorzüglich de Sacy's Uebersetzung, desselben Gelehrten gehaltvolle Recension der Jahn'schen Chrestomathie im *Magasin encyclop.* Année VIII. T. 4. und eine andre Recension der selben in der A. L. Z. vom J. 1802. Nr. 333. Rec. hebt nur ein Paar Stellen aus, wie sie ihm gerade in die Hände fallen. S. 164. Z. 8. hat Hr. O. *أراضيه* gesetzt, da doch das Ms. ausdrücklich *أرضيه* hat, wie de Sacy S. 8. bemerkt.

S. 179. Z. 12. ist ohne Zweifel zu punctiren *عند سطح مساحت*. Sinn: Die Basis der beiden großen Pyramiden hält 400 Ellen in die Länge und Breite, und ihre perpendiculäre Höhe auch 400 Ellen; aber sie sind oben abgechnitten (verjüngt), wo dann eine (obere Grund-) Fläche entsteht, deren Maass ist 10 Ellen in die Länge und Breite. Was Rec. hier „in die Länge und Breite“ übersetzt hat, das will das arab. *في مثلها* sagen; denn so drücken sich die Messkundigen der Araber (die *أرباب القياس* wie sie Abdallatif anderswo nennt) aus. de Sacy: *en tout sens*. Hr. O. hätte das im Glossar erläutern sollen, da es nicht für jeden sogleich verständlich ist. S. 181. Z. 6. ist *ثُلثي* (d. i. zwey Drittheile, statt *ثُلثي*, weil ein Elif unionis folgt) zu schreiben, nicht *ثُلثي*, wie bey O. steht. Rec. hätte noch Manches zu bemerken, aber um nicht weitläufig zu werden, unterdrückt er es lieber und geht zu Lokman's Fabeln über. Es sind deren, wie schon gesagt, 25 ausgewählt, aber leider fast mit allen den alten Fehlern, besonders in der Punctuation, mit denen sie schon bey Erpenius erscheinen. Der Vf. hat die neue Textesrecension derselben nach dem Pariser Cod. von Freytag (*Lokmani Fabulae et plura loca ex codd. selecta*. Bonn. 1823. 8.) noch nicht benutzen können, aber auch von den vielen Verbesserungen, welche schon in der Bernstein'schen Ausg. von Michaelis arab. Chrestom. gemacht sind, nimmt er gar keine Notiz, obwohl einige Conjecturen von Götius in den Text gesetzt sind. Fab. 2. muß es heißen: *الويل لي*

أنا المسكين, nicht *من*, was der Vf. schon aus Sacy's Gramm. II, 298. ersehen konnte, der gerade dieses Beyspiel anführt. Eben so muß es Fab. 8 (hier VI.) *الشتي* heißen und Fab. 27 (hier XVIII.) *الشتي*. Fab. 6 (hier IV.) steht mit den alten Ausgaben noch

فلبا عاين. Freytag hat dieses *ف* mit Recht gestrichen, vermuthlich nach dem Pariser Cod. Auch die Oxfordter Hdschr. hat es nicht (f. *Nicoll Catal. Bibl. Bodl.* P. II. Vol. 1. p. 104), und so heisset diese Stelle: *der Stier wandte sich zur Flucht, als er das sah; da sprach der Löwe u. s. w.* Fab. 6 (bey O. V.) hätte Schultens Conjectur *أبو حسن* statt *أبو الحسن* in den Text gesetzt werden sollen; der Vf. giebt sie als Conjectur in Parenthese, aber er hätte schon aus Sacy's Anzeige der Marcel'schen Ausg. dieser Fabeln (in *Millin's Magasin encyclop.* Ann. VI. Tom. VI. S. 359.) sehen können, daß der Par. Cod. es wirklich hat, und auch der Oxfordter giebt es, f. *Nicoll. a. a. O.* Uebrigens hat hier Freytag der Grammatik gemäß *أبا* gesetzt, was durch die Bodl. Hdschr., welche *أبو* hat d. i. vulgär für *أبا*, bestätigt wird, wiewohl *أبو* als incorrect gerade in diesen Fabeln nicht auffallen dürfte, vgl. *Histor. Josephi Fabri lign. ed. Wallin* im Anf., wo auch *أبونا* incorrect für *أبين* steht. Für *يَضْرِبَان* Fab. 19 (hier XII.) hat Freytag die VIII. Conj. *يَضْطَرِبَان* gesetzt, weil die Bedeutung derselben besser paßt, aber man könnte auch bloß die Punctuation ändern und *يَضْرِبَان* schreiben, vgl. Sacy Gramm.

I, 146. Vor diesem Worte steht in den ältern Ausgg. und auch bey O. *يكونوا*, wofür Freytag *يكونا* den Dual gesetzt hat; aber jenes scheint hier gerade als Incorrectheit die richtige Lesart zu seyn. Ganz ähnlich steht auch im Evang. infantiae Christi, Kap. 21.

قوموا امضوا. Statt *لوان* oder *لوان* Fab. 22 (XV.) *لوان* (XVII.) u. 30 (XXI.) hat Freytag mit Recht *لوان* gesetzt. Nämlich *لوان* mit *لوان* wenn zunächst ein Verbum, oder mit *لوان* wenn ein Nomen folgt, heisset: *wenn es wäre, daß u. s. w.* Kor. 3, 28. 5, 40. 10, 55. 13, 18. 30. Hinck. Harir. 6, 63. 9, 93. 15, 104. Judd. 13, 23.

u. ö., ebenso *لوان* Kor. 7, 41. 12, 24. 28, 9. Schon Michaelis hatte in jenen Stellen der Fabeln das Richtige gesetzt, nur daß er in der ersten *لوان* statt *لوان* schrieb. In der Moral von Fab. 27 (bey O. XVIII.) steht hier noch

falsch *والتواني* statt *والتواني*, wie denn bey Freytag in dem dafür gesetztem Worte auch *والتواني* steht.

zu schreiben ist. Fab. 30 (XXI.) endlich steht durch einen Druckfehler *يشتمون* statt *يشتمون*. Rec. will nicht verschweigen, daß man auch hier die bessernde Hand des Vfs. nicht ganz vermisst, vorzüglich in der Punctuation; aber es hätte füglich mehr geschehen sollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1827.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Wien, b. Schmid: *Chrestomathia arabica una cum Glossario arabico-latino, huic Chrestomathiae accommodato ab Andr. Oberleitner etc.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Rec. wendet sich jetzt zu den beiden unedirten Stücken, die der Vf. *narrationes poeticae* überschrieben hat. Aryda pflegte sie in Wien seinen Zuhörern, zu denen Hr. O. vielleicht selbst gehörte, aus einer ihm gehörigen Hdschr. mitzuthellen und zu exponiren, was der Vf. in der Vorr. zu Th. I. S. XI. beybringt. Die erste Erzählung ist in gereimter und poetisch gefärbter Prosa geschrieben und beide hin und wieder mit Versen verbrämt, in einzelnen Stellen recht geschmackvoll, öfter aber auch trocken und feicht. Das Sujet ist namentlich bey der ersten Erzählung gar nicht übel, und die Scene spielt in dieser am Hofe des Chalifen Omar des I. Rec. versucht die erste Novelle kurz nachzuerzählen, weil sie mit Schiller's *Bürgschaft* manche Aehnlichkeit hat.

Der Chalife sitzt zu Gericht, umgeben von seinen Magnaten und Rathgebern. Da erscheinen plötzlich zwey junge Leute, die einen Dritten mit Gewalt vor den Chalifen schleppen. Sie seyen zwey leibliche Brüder, sagen sie, Söhne eines alten guten Vaters; der sey in den Garten gegangen, um zu lustwandeln und einige Früchte zu genießen. Da habe ihn der vorgeführte Jüngling getödtet, welcher nun büßen müsse für seine Schuld. Der Fürst der Gläubigen sieht diesen mit scharfen Blicken an und fordert seine Verantwortung. Der Jüngling, furchtlos und festen Sinnes, lächelt und spricht mit beredter Zunge: „O Fürst der Gläubigen! Die Beide haben Wahrheit geredet und ausgesagt, was wahrhaftig geschehen; laß mich dir meine Geschichte erzählen, und dann sprich dein Urtheil. Ich bin entsprossen vom echten Stamme der Araber, aufgezogen in den Zelten der Wüste, hartes Geschick war stets mein Begleiter. Da kam ich an diesen Ort mit Hab und Gut, und ein Weg führte mich zwischen Gärten hin mit meinen lieben Kameelen. Unter diesen schritt, einem gekrönten Fürsten gleich, ein Hengst einher, von edler Rasse, von altem Stamme und prächtiger Gestalt. Von den Bäumen, die über die Hecke eines Gartens hingen, rupften die Kameele Blätter. Da trieb ich sie fort von dem Garten; aber ein Alter sprang über die Hecke, einen Stein in der Hand. Langsam schritt er einher wie ein Löwe, und mit dem Steine warf er den Hengst, daß er zur Erde fiel. Und als ich das sah, da erglühmten die Kohlen des Zorns, und ich nahm denselben Stein und

warf, und der Mann starb durch das, womit er sterben gemacht. Ich floh in Eile, aber die beiden da ereilten mich und packten mich und führten mich hierher.“ — Da sprach Omar: „Nun weiß ich, was du verbrochen, Befreyung ist nicht möglich, nothwendig die Strafe.“ Der Jüngling: „Folge und Gehorsam dem Spruche des Imam, es genügt mir, was bestimmt das Gesetz des Islam; aber einen jüngern Bruder hab' ich, er hatte einen sorgsamern Vater. Reiches Gut und schweres Gold ließ er ihm zum Erbe bey seinem Sterben, das hat er mir anvertraut in Gottes Namen. Ich hab' es verborgen an einem Orte, den niemand kennt als ich. Läßest du jetzt mich tödten, so geht dem Knaben das Gold verloren, und du hast die Schuld, dich fordert er einst am Tage, wo Gott seine Schöpfung richtet. Aber drey Tage gieb mir Frist und ich bestelle die Sache des Knaben, dann kehr' ich zurück.“ — Der Jüngling ruft nun einen aus der Versammlung auf, daß er für ihn Bürgschaft leiste. Der Aufgerufene, vertrauend auf das Wort des Jünglings, nimmt dies sogleich an, die beiden Kläger sind damit zufrieden. Nach Verlauf der drey Tage erscheinen diese wieder vor Omar und seinen Berathern, die ihn umgeben wie die Sterne den Mond. Auch der Bürge hat sich eingefunden, Festigkeit und Ruhe ruht auf seinem Gesicht. Aber noch war der Schuldige nicht da. Schon fängt man an zu seufzen und zu murmeln, und schlägt den Klägern vor, ein Sühngeld zu nehmen: da kommt der Jüngling, mit glänzendem Gesicht, die Stirn mit Schweiß wie mit einem Kranze bedeckt, und nimmt das Wort: „Die Sache des Knaben hatt' ich bestellt, da seheute ich nicht des Tages Hitze und eilte zurück, mein Wort zu lösen als ein freyer Mann.“ Die Umstehenden bewundern seine Biederkeit und staunen über seine Bereitwilligkeit zum Tode. Da spricht er: „Wer treulos handelt, findet nimmer Erbarmen; wer sein Wort bewahrt, dem vergiebt auch der Feind. Und vor dem Tode, ist er einmal da, schützt keine Vorsicht mehr. Ich kam zurück in Eil, damit es nicht hiesse, die Treue sey gewichen von dem Menschengeschlecht.“ Jetzt nimmt der Bürge das Wort und spricht: „Ich bürgte für diesen Jüngling und kannte ihn nicht, und sah ihn nie vor jenem Tage. Aber ich bürgte für ihn, damit es nicht hiesse, der Edelmuth sey gewichen von dem Menschengeschlecht. Drauf treten auch die beiden Kläger auf, sprechend: „O Fürst der Gläubigen! Wir schenken diesem Manne das Blut unsers Vaters, weil er seine thierische Wuth vertauscht mit Menschentugend, damit es nicht heiße, die Mildthätigkeit sey gewichen von dem Menschengeschlecht.“ Omar lobt nun die Treue des Jünglings, den Edelmuth des Bürgen und die Milde der Kläger, und bricht in die Worte aus: „Wer nur das Gute thut, dem bleibt sein Lohn nicht aus; ewig besteht dieser Bund zwischen Gott und Menschen.“ —

Die zweyte Novelle ist nicht so interessant. Amru kommt zum Chalifen Omar, welcher eine Erzählung hören will. Jener erzählt ihm also, wie er auf den tapfern Hareth gestoßen, mit diesem einige Kämpfe gehabt und dann sich mit ihm verbunden habe, wie sie zusammen ein Mädchen geraubt und Hareth ihrer wegen

wegen Zweykämpfe mit ihren drey Brüdern bestanden und endlich im letzten Kampfe mit ihrem alten Vater unterlegen habe. Rec. will nun den Vf. noch auf Einiges aufmerksam machen, was ihm in dem Texte dieser Novellen unrichtig zu seyn scheint, und verbessern, was sich etwa ohne Einsicht der Hdschr. verbessern läßt. In der ersten Erzählung ist S. 231.

Z. 1. zu schreiben *بين يدي أمير*, nicht *يدي* (welcher Fehler dem Rec. öfter in diesem Buche vorgekommen ist, z. B. S. 234. Z. 5 v. u.). Statt *جذير* *aptus*, ebend. Z. 8. ist zu lesen *جذير* von *جذير* *aptus*, *idoneus* mit *ب* von *Natur* zu *etwas geeignet* oder *geneigt*. Im *Kamus* I. p. 480. ed. Calc. wird es durch *طبيعة* erklärt, und das Subst. *جذيرة* durch *طبيعة* *Naturell*. Das Verbum *جذم* *med. o.* heisst *naturae conditionem habuit, idoneus fuit. IV. natura aptus fuit*. Hiernach ist auch dieser Artikel im *Glossar* S. 53. zu berichtigen. S. 231. Z. 5. v. u. steht *ثابت* *الجنان* d. i. *festen Sinnes, beherrscht*. Mit Unrecht hat der Vf. in den Corrig. *الجنان* in *الجناب* verwandelt, was hier gar nicht paßt. *جنان* ist f. *قلب* *Herz*, f. das Schol. zu Harir. 40, 445. Im *Kamus* (II, 1734.) wird es erklärt *القلب أو روعة والروح* *das Herz oder sein Sinn und der Geist*.

Z. 2 v. u. l. *حسان* statt *حسان* und hiernach auch im *Glossar* S. 76. *حسان* ist *Plur.* von *حسن* *schön*, f. *Kamus*. II, 1738. S. 232. Z. 5. giebt Hr. O. im Texte *جيبان* und in den Corrigendis *جيبان*. Rec. liess *جيبان* (die lieben Kameele). Ebend. Z. 4. v. u. ist *نقى*, was der Vf. im *Glossar* wahrscheinlich dem Sinne nach *fortitus fuit* übersetzt, gar kein arabisches Wort. Rec. vermuthet *نقى* S. 234. Z. 4 v. u. ist statt *سلم* *لتم* zu lesen *سلم* *سليم* S. 237. Z. 1. *يعف* statt *يعف* S. 237.

Z. 1 v. u. *عيناى* statt *عيناى* S. 239. Z. 6. Auf das Metrum der hier und überhaupt in der Chrestomathie vorkommenden Gedichte hat der Vf. gar nicht geachtet, und es sind darin eine Menge von Fehlern stehen geblieben, welche zum Theil sehr leicht zu heben sind, wenn man jenes berücksichtigt. Das Beist S. 231. in der ersten Erzählung hat das Versmaass *Tawil* (طويل). Der erste Vers desselben ist richtig, im zweyten sucht Rec. das Metrum so her-

zustellen, daß er nur in der Punctuation Einiges ändert und so schreibt:

أَبْ آخِرَ لَأَغْنَاهُمْ بِالْمَنَابِ

Zuerst ist dem Dichter erlaubt *آخر* zu sagen für das gewöhnliche *آخر*, wie er überhaupt Wörter, die eigentlich Diptota sind, als Triptota gebrauchen kann, f. de Sacy Gramm. II, §. 687. z. B. *أَتَانِينَ* statt *أَتَانِينَ* Harir. 44. S. 515. Z. 2. Und *لَأَغْنَاهُمْ* steht für *لَأَغْنَاهُمْ* vgl. Sacy Gramm. II. §. 682.; endlich *هُم* für *هُم* ist äußerst häufig: Harir. 13. S. 130. Z. 7. S. 131. Z. 11. u. f. w., f. Clericus de prosodia arab. S. 64. Das Distichon, welches sich S. 235. unsrer Chrestomathie findet, hat das Versmaass *Besit*

(بسيط) und ist richtig, nur daß *ف* zu Anfang des zweyten Verses gestrichen werden muß. Die Verse, welche in der zweyten Novelle vorkommen, gehören alle zum Metrum *Rediches* (مرحج). Das erste Gedicht S. 238. hat einen Fehler im dritten Verse, der sich heben läßt, wenn man statt *لَهَب* (denn so will der Vf. für *لهن* lesen, f. die Corrigenda) *لَهَب* setzt, oder wenn man *لَهَب* stehen läßt und das Elif des folgenden Artikels mit dem Vocal *a* spricht. Im Anfange des 4ten Verses ist *و* zu streichen. In dem ersten Gedicht S. 240. sind mehrere Fehler, die Rec. noch nicht alle mit Sicherheit corrigiren kann; vielleicht ergibt sich auch aus einer genauern Einsicht der Hdschr. etwas. In dem letzten Verse des zweyten Gedichts auf dieser Seite schreibe man nur *فَأَقْتُلْنِي*, und es ist Alles richtig. Rec. fügt noch ein paar Nachweisungen hinzu zu einigen Wörtern, deren Erklärung vom Vf. im *Glossar* entweder ganz übergangen, oder doch nicht genügend gegeben ist.

جبان S. 231. Z. 3 v. u. fehlt im *Glossar*. Es bedeutet *Perlen*, unter welchen hier die Zähne zu verstehen sind: ein bekanntes Bild (Harir. 18, 175). *عريم* S. 232. Z. 2. fehlt bey Golius und Castellus. Der Vf. übersetzt es im *Glossar* durch *nativus* und leitet es ab von *lactavit*. Dieß ist gewiß falsch. *عريم* heisst auch *petulans, corruptis moribus fuit (puer)*. Von

Firusabadi wird es zuerst allgemein durch *أَشْنَد* erklärt, dann sagt er weiter (*Kamus* S. 1661): *والصبي* *أَشْنَد* d. h. es wird vom

Knaben gebraucht und heist *munter, lustig seyn, oder muthwillig* (ausgelassen), oder *verdorben seyn*. Hier- nach kann *مُنْمَر* recht gut heissen: *ein junger Mensch, ein lustiger Bursche*. Die Redensart *تَكَلَّمَ امْرَأَةً*

S. 237. Z. 2. ist im Glossar nicht erwähnt, vgl. darüber Sacy's Comm. zu Hariri S. 143. Ueber den ro- then Tod (الموت الأحمر), von welchem hier in der 2ten Novelle die Rede ist, s. Sacy zu Harir. 13, 128.

Nach diesen beiden Novellen folgen 2 aus Hariri, nämlich die 7te und die 11te. Jahn gab sie nebst den kurzen Glossen aus einem Wiener Cod.; und Aryd sah sie durch und verglich sie mit seinem berühmten Codex, s. die Vorr. zu Jahn's Chrestom. S. XII. f. Hr. O. hat den Text hin und wieder verbessert, bey dem 7ten Confessus zum Theil nach Sacy's Chrestomathie, wo er ebenfalls abgedruckt ist. Die vollständige Ausgabe de Sacy's hat der Vf. nicht benutzt, auch nicht die *Calcutta'er*, die in den Jahren 1809—1812 herauskamen. Rec. macht theils auf einige gute Aende- rungen, theils auf ein Paar Mißgriffe des Vfs. auf- merksam, und verweist im Uebrigen auf de Sacy's vollständige Ausgabe, aus welcher besonders auch die metrische Anordnung der in diesen beiden Mekamen vorkommenden Gedichte entlehnt werden kann, von denen das erste, hier S. 244 f., zu dem Vers- maasse *Hesedsch* (هزج), das zweyte S. 246. zum

Besit, das dritte S. 249 f. zum *Tawil*, endlich das im 11ten Conf. wieder zum *Hesedsch* gehört. Mit Recht hat der Vf. zu Anf. des 7ten Conf. hier S. 243.

Z. 6. Jahn's *أشهد* verlassen und mit de Sacy *أشهد* ¹¹⁰³⁰² gesetzt und zwar das Verbum im Subjunctiv. Es heist nämlich im Zusammenhange so: ich wollte nicht abreißen aus dieser Stadt, *ehe ich das Fest in ihr mitgefeyert*. In solchen Verbindungen heist *أو* *es sey denn dafs, es wäre denn dafs, ohne dafs*, und erfordert also der Natur der Sache nach den Sub- junctiv. S. de Sacy Gramm. II, 26. Auch das hebr. *u* steht in solcher Verbindung, z. B. Lev. 26, 41. In

Cassini's Ausg. des Hariri steht noch falsch *أشهد*.

Weiter unten Z. 8. hat Hr. O. die Punctuation *البصلي* aus Jahn beybehalten. Die übrigen Ausgg. haben

alle das richtige *البصلي* d. h. der Ort, wo man ge- meinschaftlich betet. S. darüber de Sacy Chrest. II,

109 f. S. 246. Z. 4. ist hinter *وما* das *أن* weggela- sen, wie bey Jahn. Hr. O. hätte es schon aus Sacy's Chrest. nachtragen können. Vgl. über *ما أن* als ver-

stärkte Negation *Dscheuheri* in Sacy's Comm. zu un- serer Stelle und Sacy Gramm. I, 380. S. 248. Z. 8.

hat O. gesetzt *التخام* und dazu im Glossar *تخام*,

als Inf. III. von *تخَم* aufgeführt in der Bedeutung *conjunction*. Aber die Aenderung ist willkürlich und *تخام* könnte nur heissen: *die Grenze, das Aein- andergrenzen*. Schon Jahn hat das Wahre nämlich

التصاق d. i. Inf. von *التخَم* u. s. v. a. Frey- lich fehlt die VIII. Conj. noch in unsern Lexicis, aber dafs sie existirt, beweist das arabisch-perfische Glossar im 3ten Bande des Calcuttaer Hariri, wo es S. 290. erklärt wird durch *conungi*. S. auch den Kamus S. 1692. Dagegen hat O. weiter oben S. 246. Z. 1. einen bedeutenden Fehler Jahn's

verbessert. Dieser hatte nämlich statt *ملحها* ge- schrieben *ملحها* und dieses im Glossar mit *لبح*

micuit so zusammengereimt: *faciens micare (versus), author versuum*, wodurch das ganze schöne Bild vom Weben und Sticken der Verfe als eines Kleides zer- stört wird. S. 249. Z. 1. stand bey Jahn durch einen Druckfehler *استجلس* für *استجلس*. Hr. O. be- hält jenes bey und giebt ihm im Glossar, kühn genug, die Bedeutung *descendit, confedit*. Aber von einer

X. Conj. von *جلس* ist weder im Golius noch im Kamus eine Spur zu finden, und dafs Jahn das Richtige geschrieben hat und jenes also nur Druck- fehler ist, beweist die Aufführung des Artikels *جلس* und dessen X. Conj. mit der hierher gehörigen Be- deutung in seinem Lexicon, welchen Artikel O. ge- schrieben hat. Ebend. Z. 6. steht noch, wie bey Jahn

und in de Sacy's Chrest. fehlerhaft *يُلقني*. Die Cal- cutt. Ausg. hat ausdrücklich und vollständig punctirt

يُلقني von *لاق*, und das hat auch de Sacy in seine Ausg. aufgenommen. Eine eigenthümliche Aende- rung ist S. 250. *أريج* statt *أريج*. Aber weder die

Form *أريج* ist begründet, noch die Bedeutung, die

ihr O. giebt: *odorem spirans; diffusio grati odoris*. Schon Jahn hat das Richtige. Doch Rec. verfolgt diese einzelnen Unrichtigkeiten nicht weiter, wel- che der Vf. gewiss vermieden haben würde, hätte er de Sacy's vollständige Ausg. schon zur Hand ge- habt. Und im Ganzen hat er doch einen weit bes- sern Text gegeben als Jahn. Auch die kurzen Rand- glossen, die zum Verständniß des Textes sehr dien- lich sind, hat er durchweg mit Vocalen versehen, und mit wenig Ausnahmen richtig. Nur Einen be- deutenden Fehler hebt Rec. hervor. Nämlich S. 245 wird *سروال* (s. Prähn zum *Ibn Foslân* S. 112 f.) in

der Glosse durch *لباس الرجلين*, also *Hosen* durch

Beinkleider erklärt. Hr. O. punctirt das letztere Wort الرِّجَالين also *Männerkleidung*. Aber abgesehen davon, daß im Orient auch die Weiber Hosen tragen, wie es bekannt ist (f. z. B. Niebuhr's Reise, I, 164.) und der Vf. jetzt auch aus der Erzählung in Sacy's Commentar z. d. St. sehen kann, so ist ja bekanntlich رَجُلُون als Plural von رَجُل eine ganz falsche Form für رِجَال.

Bey den 3 aus Jahn entlehnten Gedichten aus den Schultensischen Excerpten der *Hamasa*, nämlich Nr. 8, 12. und 18, von denen das erste nun auch in dem ersten Hefte der *Hamasa* von Freytag S. 33 ff. mit dem Commentar des *Tebresi* gedruckt ist, hat der Vf. wieder *Bernstein's* Ausgabe, aus welcher er unter andern bey Nr. 12. die Abtheilung der Halbverse und überhaupt viele Verbesserungen hätte entnehmen können, gar nicht benutzt, und noch weniger desselben Gelehrten *Nachträge* dazu (Göttingen und Leyden 1817), in welchen er genaue Collationen der 3 Leydener Hdschr. bekannt gemacht hat. Wie viel also der Correctheit des Oberleitner'schen Textes abgehe, läßt sich schon daraus vermuthen: denn eigne Verbesserungen hat der Vf. hier wenig gegeben und bisweilen sind seine Aenderungen auch unrichtig. Im dritten Beite des ersten Gedichts hat er

z. B. حَوْل in حَوَال verwandelt, aber gegen Metrum und Hdschr. Im 4ten Beite hat er لَحْيَان gesetzt für لَحْيَان. Aber wenn auch لَحْيَان eigentlich

Diptoton seyn sollte, so ist doch jenes wegen des Metrums (in diesem Gedicht Tawil) durchaus nöthig, und so findet es sich auch in den Handschriften, f. Freytag S. 34. vgl. Sacy Comment. Harir. S. 59.

Im zweyten Ged. Beite 13. hat der Vf. statt الْيَمَانِي geschrieben الْيَمَانِي, aber jenes ist des Metrums wegen (in diesem Ged. البديد) nöthig, vgl. Sacy Gramm.

II. §. 684. Beite 18. muß هَذَيْل geschrieben werden mit der Nuration, wie auch die Codd. haben; aber dasselbe erfordert das Metrum auch B. 21, wo Bernstein aus den Codd. nichts angemerkt hat. B. 24. hätte der Vf. die von Reiske gemachte und von Schultens (Ep. prim. ad Menken. S. 108.) anerkannte Verbesserung حَلَلْتُهَا لِي statt حَلَلْتُهَا aufnehmen sollen, weil sie von Zusammenhang und Metrum verlangt wird. In der einen Leydener Hdschr. (die andern beiden haben diesen Vers nicht) steht حَلَلْتُهَا لِي,

f. Bernst. Nachtr. S. 12. Beite 25. stand in den Ausgg. عَمِي وَأَنْ Statt أَنْ hat Hr. O. richtig أَنْ gesetzt,

aber das و gehört zum vorigen Worte, also عَمِرُوا أَنْ Bernstein. Nachtr. S. 33. Beite 1 u. 3. des dritten Gedichts sind hier noch sehr fehlerhaft, aus den Codd. giebt sie Bernstein in den Nachtr. S. 18 f. Endlich fehlen im letzten Beite zu Anfang der zweyten Hälfte

die Worte: مِنَ النَّاسِ. Die Scholien und Paralelen, welche Jahn aus Schultens Commentar entlehnte, sind hier wieder abgedruckt und vollständig punctirt. Die zum ersten Gedicht können jetzt aus Freytag's Ausg. des Commentars von Tebrisi manche Berichtigung bekommen, und aus einer Vergleichung mit derselben ergibt sich, daß Schultens viel weggeschnitten und zuweilen eigenhändig die abgerissenen Stücke verbunden hat. Die Verse aus der *Hamasa* Not. 2. zu Ged. 1. S. 259. stehen bey Freytag S. 29. — Ueber die 4 Dialoge, welche auf Jahn's Bitten von Aryda verfaßt sind und in unserm Buche die letzte Stelle einnehmen, sagt Rec. nichts, weil sie schon genugsam bekannt sind.

(Der Beschluss folgt.)

JUGENDSCHRIFTEN.

BERLIN, POSEN U. BROMBERG, b. Mittler: *Prämienbuch für die Schuljugend* zur Belebung des Fleißes und der Liebe zur Wissenschaft, von F. P. Wilmsen. 1827. VI u. 255 S. 8. (1 Rthlr.)

Obwohl eine jede wissenschaftliche Schrift, ein Lehrbuch, oder in Gymnasien auch wohl eine Ausgabe eines Schriftstellers als ein Prämium des Fleißes angewandt werden kann und wird, so geben wir doch dem würdigen Vf. vorliegender Sammlung darin Recht, daß für die niedern Klassen oder eigentliche Bürgerschulen ein besondres Buch zu diesem Zwecke wünschenswerth ist, „welches durch seinen Inhalt Lust und Liebe zu wissenschaftlichen Studien erweckt, indem es aus der Wissenschaft das heraushebt, was der Jugend am anziehendsten ist und sie durch Lebhaftigkeit der Darstellung beym Lesen festhält. Ein solches Buch hat der Vf. in dem gegenwärtigen zu liefern versucht, und die Aufgabe mit seiner bekannten pädagogischen Umsicht und Gewandheit gelöst. Es ist hier das *Utile* dem *Dulci* zweckmäßig verbunden. Darstellungen aus dem Menschenleben und der Geschichte mit moralischen Beziehungen wechseln ab mit Schilderungen der Erde und außerordentlicher Naturereignisse. Keine von allen ist ohne Interesse, wenn auch Manches nicht zum ersten Male gedruckt erscheinen sollte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Junius 1827.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

WIEN, b. Schmid: *Chrestomathia arabica una cum Glossario arabico-latino, huic Chrestomathiae accominodato ab Andr. Oberleitner etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ueber das *Glossarium*, welches den 2. Theil des Buches ausmacht, hat Rec. schon oben ein paar Bemerkungen eingeschoben; hier gilt es nun noch, die ganze Anlage desselben zu beurtheilen. Der Vf. hat die Anordnung nach dem hebr. Alphabet, wie sie Jahn gemacht hatte, wieder verlassen, weil sich jeder, der über eine solche Chrestomathie hinausgehen will, doch später an die Anordnung nach der arabischen Reihe des Alphabets gewöhnen muß. Es ist bekannt, auf welcher niedrigen Stufe die arab. Lexicographie unter uns zur Zeit noch steht, und man nimmt daher jeden Beytrag, er komme von welcher Seite er wolle, gern an. Wirklich ist bey solchen Glossarien die beste Gelegenheit, der Abstellung des großen Bedürfnisses eines guten arab. Lexicons, welches nun schon so lange gefühlt und immer noch nicht befriedigt worden ist, in einzelnen Partien entgegenzuarbeiten. Das Material, welches hier in geringerer Masse vorliegt, kann leichter übersehen werden; es läßt sich also eine Phraseologie geben, welche wenigstens in soweit, als die Texte der Chrestomathie reichen, leicht einen hohen Grad von Vollständigkeit und dabey eine Sicherheit erlangen kann, die sich auf die Lectüre und nicht bloß auf Angaben der Lexicographen stützt. Es kann hier, weil die Grenzen in mancher Hinsicht nicht so eng gesteckt sind, als bey einem den ganzen Sprachschatz umfassenden Lexicon, auf Vieles ohne ängstliche Sparung des Raumes eingegangen werden, was dort die nöthige Compendiosität nicht erlaubt. Unser Glossar ist nun überhaupt recht verständig angelegt und mit vieler Sorgfalt ausgeführt. Der Vf. hat häufig den Bedeutungen eine bessere logische Ordnung gegeben, als sie bey Golius und Castellus haben und, um diese klar zu machen, manche Bedeutungen als Mittelglieder der logischen Reihe aus den Lexicis aufgenommen, wenn sie auch in der Chrestom. nicht gerade vorkommen. Zuweilen hat er die Stelle, wo ein im Glossar aufgeführtes Wort sich findet, beygeschrieben, was jedoch nach des Rec. Meinung öfter hätte geschehen sollen, wogegen durch Weglassung man-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

cher zwar unregelmäßiger, aber doch von einem durch guten grammatischen Unterricht gebildeten Schüler leicht zu erkennender Formen, wie *أَتَرَا* und ähnlicher, einiger Raum gewonnen werden konnte. Was die Vollständigkeit des Glossars betrifft, so hat Rec. mehrere Lücken bemerkt. Es fehlt z. B. der Artikel *تَرَكَ* reliquit, welches Wort, wie sich denken läßt, häufig in der Chrest. vorkommt, *هَي* pulcher Lokm. Fab. 15 (hier X), die Schwurpartikel *سَرَحَ* libere abiit quo voluit Harir. 7. (hier S. 247), *عَسَى* fieri potest ut Kor. 12, 22. u. ö., *مَعِيشَةً* victus Lokm. Fab. 6 (V). 37 (XXV), *وَهِي* ruptus fuit, infirmus f. Abdallat. p. 102. Auch hätte Rec. gewünscht, daß mehr Nomina propria aufgenommen wären, weil die Form derselben bekanntlich oft wichtig ist für eine genauere Einsicht in die Sprachbildung und weil sie, mit den gehörigen Nachweisungen versehen, zugleich ein nützliches Sachregister ausmachen konnten. Ein etwas größerer Mangel des Glossars zeigt sich in der Aufführung einzelner Derivate, Bedeutungen und Phrasen, von denen Rec. einige nachweisen will. Es fehlt *أَبَوَانِ* parentes Kor. 12, 99. 100. *أَبَقَ* cimes Abdallat. p. 12, vgl. de Sacy Chrest. ar. III, 494 ff. *حَتَّى* aliquamdiu Kor. 12, 36. *حَفِظَ* custos ebend. Vs. 55. Bei *خَلَا* fehlt die Construction mit *أَلَيْ* cessit ad aliquem Kor. 2, 14. Es fehlt ferner *خَيْل* equi Abdall. p. 100. Harir. 7. hier S. 243. Auch hätte die an diesen Stellen vorkommende sprichwörtliche Redensart *بَخِيلَةٌ وَرَجُلَةٌ* mit *Ross und Mann*, welche aus dem Koran (Sur. 17, 66) genommen ist, angeführt werden können. Rec. macht bey dieser Gelegenheit noch auf die im Scholion zu Hariri I. p. 14. Sacy gegebene Etymologie von *خَيْل* aufmerksam, daß nämlich *Rosse* wegen des Stolzirens im Gange so genannt seyen (*لَاخْتِيَالَهَا فِي الْمَشْيِ*). Diese Etymologie käme dann der von Gelenius für das hebr. C (4)

gegebenen sehr nahe. Nicht erklärt ist ferner
 ١٥٥٠ *Abdall.* p. 94, f. darüber *Casiri Bibl. Hisp.*
Escur. I. p. 367., *مركز ثقل* *Schwerpunkt* *Abdall.* p. 92.,
 راح *Fut.* a. *quievit, cessavit (ager)* *Abdall.* p. 6.,
 سقي *Conj.* X. *um Wasser bitten* *Kor.* 2, 60., *أشهد*
 الله *Narr.* poet. 1. S. 233., *علي* m. *صبر* der
 Sache *contentus fuit* *Kor.* 2, 61., *ضرب بالبوق* für
σαλπίξ *Matth.* 6, 2, wie *בשופר* *III. im-*
petum fecit alter in alterum, *Narr.* poet. 2. S. 241.
 Auch hätte die Phrase *ساعت البقاير* *wenn das*
Glück günstig ist, oder *so Gott will* *Abdall.* p. 96 er-
 klärt werden sollen. S. darüber de Sacy zu der St.
 S. 217 und vgl. eine ähnliche St. im *Abdall.* S. 274.
 كلبا heist nicht bloß *quotiescunque*, sondern auch
quo magis *Abd.* p. 2. Bei *لبس* vermisst man Be-
 rückichtigung der Stelle *Kor.* 2, 42. Bei *مات* fehlt
 die IV. *Conj.* *sterben lassen*, von Gott, der Men-
 schen sterben läßt *Kor.* 2, 26 u. f. w. Mit Recht hat
 Hr. O. die schon von Jahn angewandte Vergleichung
 der übrigen semitischen Dialecte nicht nur beybehal-
 ten, sondern auch mit mehr Vollständigkeit und Um-
 sicht durchgeführt. Diese Vergleichung möchte
 zwar bey der so reichen und noch lebenden arabi-
 schen Sprache weniger nöthig scheinen, als z. B. bey
 der hebräischen; aber es gehört doch wohl über-
 haupt genommen zu einer gründlichen und gelehrten,
 grammatischen oder lexicalischen Behandlung einer
 Sprache vorzüglich mit die Vergleichung der ihr ver-
 wandten Sprachen, zumal wenn sich diese so nahe
 stehen wie die semitischen Dialecte unter einander,
 und man sollte endlich einmal aufhören, solche Ver-
 gleichung des Hebräischen mit dem Arabischen als
 ein Monopol der Theologen zu betrachten, oder sie
 gar damit zu *entschuldigen*, daß man für Theologen
 schreibe. Rec. beruft sich ein für allemal auf *Gese-*
nius Vorr. zum hebr. Wörterb. 2. Ausg. S. XX. ff.
 Es müßte daher wohl im arab. Lexico auch dieser
 Punct, welcher bisher so ganz vernachlässigt war,
 endlich einmal berücksichtigt werden, weil nament-
 lich zu der logisch zu ordnenden Reihe der Bedeu-
 tungen in jenen Dialecten sich öfter ein Mittelglied
 dieser Reihe findet, ohne dessen Berücksichtigung
 leicht ein Sprung entsteht. Eine nicht unbedeutende
 Lücke in unserm Glossar ist es aber, daß neben den
 verglichenen hebr. und aramäischen Wörtern nicht
 auch das Aethiopische gehörig angewendet ist, wel-
 ches ja bekanntlich dem Arabischen unter allen se-
 mitischen Dialecten am nächsten steht.

Es mögen hier schliesslich noch einige specielle
 Bemerkungen folgen. Bey dem Stamme *بر* scheint
 die Grundbed. *frisch seyn, kalt seyn*, und transf.
erfrischen z. B. die Augen erfrischen mit Salbe, von

der Frische des Mundes, von der Nacht, die dem
 Menschen erfrischt. Ueberhaupt *sich erfrischen*, da-
 her *ruhen, schlafen* gerade wie *فري* *frisch seyn* be-
 deutet und *ausruhen, ruhen*, vgl. auch *راح*. Von
 der Kälte ist der *Hagel* benannt fast in allen Diale-
 cten und an den Begriff eines *Congelatum*, wie der
 Hagel ist, schließt sich die Bed. *firmum fuit, neces-*
sarium f., oder auch an die des Ruhens an einem
 Orte. *بر* heist auch *feilen*, vielleicht eigentlich
 glatt, glänzend machen wie Schlossen oder Eis (da-
 her bey den Dichtern die Vergleichung der glänzend
 weissen Zähne mit Hagelkörnern, im Deutschen:

schloßweisse Zähne). *برنة* ein buntes, gestreiftes
 oder *gewürfeltes Kleid*, das wie mit Hagelkörnern
 besäet ist, und im Hebr. *בד* von fleckigen Thieren,
 wie Böcken oder schäckigen Pferden u. f. w. Das
 Verbum *بقل* *prodiit, apparuit* scheint der Vf. als
 Denominativ von *بقل* *olus, herba* zu betrachten,
 aber es könnte leicht auch den wirklichen Stamm
 enthalten, vgl. *أنا* *proventus* von *أتى* *kommen*
 (auch im Deutschen von aufgehenden Pflanzen), zu-
 mal da *بقل* nicht bloß von Pflanzen gesagt wird, son-
 dern allgemeiner, z. B. auch von hervorbrechenden
 Zähnen und vom ersten Barte. *توأم* *Zwilling* stellt

der Vf. unter die Rad. *تأم*. Diefs heist allerdings
socium habuit in partu (fratrem) und in der IV. *Conj.*
gemellos peperit. Der ältere Stamm scheint aber *وأم*
 zu seyn und *تأم* zu der Klasse von Verbis primae
 zu gehören, welche von der VIII. *Conj.* der Verba
 primae *أ و ي* oder *ي* abzuleiten sind und mit der
 sogenannten *Conj.* Taphel Aehnlichkeit haben. Ei-
 nige davon werden im Schol. zu Hariri 5. S. 51 f. Sa-
 cy bey Gelegenheit des dort vorkommenden *تخذ*

(von *أخذ*) erwähnt, nämlich *تقي* und *تسع*
وجه und *وسع* und *وقي*. Andere der Art f.
 bey Hoffmann zu Deut. 33, 3. Vgl. im Syr. z. B.
تجر (تجر) *ل* und *ل* und im Hebr. *מה* verw.
 mit *מה* u. f. w. Auch kann man vergleichen
عند *paratus f. v. أعنت*, *pastum incessit* von *عري*
 Zu *تابوت* *Kasten* war *בנה* zu vergleichen. Was
 Hr. O. als VIII. von *جری* aufführt, mit der Bed.
valde audax f. vermuthlich aus der 1. *Narr.* poet.
 S.

S. 235. Z. 1. gehört unter *جرى* wird wie bey Jahn durch *scaturigo fluvii* erklärt, wahrscheinlich in Bezug auf die Stelle Abdall. p. 4. Es heist aber eigentlich *proiectio* v. *جرى* und dann *Strecke*, z. B. *Strecke Weges Harir*, 5, 46. vgl. Conf. 42. Anf. S. 470., an jener Stelle des Abdall. von dem langen Laufe des Nil. Neu und dem Vf. eigenthümlich scheint u. a. die Erklärung des schwierigen *جرى* bey Har. 7. hier S. 244. Er nimmt es in der Bed. *Kunde*, ital. *aventore*, vom syr. *ات* emit. Das möchte an der genannten Stelle wohl passen; aber es fragte sich, wie dann die andern Bedd. damit zusammenhängen. S. über dieses Wort *de Sacy* Chrest. ar. II, 198 — 201, ferner S. 513 und 563, auch 222. und zu Hariri S. 66. Vgl. auch Har. 24. S. 245. und die *Heft Kulsam* III. S. 71. *سبق* *praevertit* hätte mit dem aram. *ܫܒܩ* combinirt werden können, so dafs es eigentlich wäre: *hinter sich lassen*, also: *zuvorkommen*, gerade wie *ἀπολεπω*. Bei *سر* hat der Vf. die Bed. *lactus, gavisus* f. aufgenommen, wahrscheinlich nach Lokm. Fab. 2, aber dort mufs das Pass. *سر* stehen. Zu *شاعر* giebt er auch die Bed. *vana loquens ac contra deum*, ohne Zweifel nach Paulus Erklärung der St. Saad. Jes. 3, 2. Dagegen f. *Kofegarten* in dieser A. L. Z. 1822. Nr. 155. S. 362. Bei *طبق* *affixus* f. *loco* konnte *دبى*, hebr. und aram. *דבק* verglichen werden, und bey *سوس* *tinea* das hebr. *סוס*, syr. *ܫܘܫܐ*, auch *σῆς*. S. 248. steht noch die von Golius fälschlich aufgeführte Form *غُول* statt *غُول* oder *غُول*, f. dagegen *Gesenius* im Comm. zu Jes. Th. I. S. 918 und *Freitag* zu Caab b. Soh. S. 6. vgl. den *Kamus* S. 1515. *لأت* in der Redensart *لأت حين مناص* z. B. Narr. poet. 1. S. 233. soll f. *لئس* stehen, aber wahrscheinlicher ist doch wohl die andere Meynung, dafs es *لأ* ist mit angehängtem *ت* wie in *تبت* für *تبت*. S. darüber den *Kamus* S. 193. Zu *مضى* *gehn, gelangen*, hat der Vf. aus den Dialecten nichts verglichen; aber sicherlich gehört dahin das äthiop. *ጠየ* *venit*, das syr. *ܫܠܗ* *pervenit* und das hebr. *ḥavē* *erlangen, finden*, auch *ܫܠܗ* *potuit* (wie *أفند* *finden und können*), eigentlich *wozu gelangen, es erlangen, im Stande seyn*,

und wahrscheinlich auch *ܫܠܗ* *quæsit* wie *ḥavē*. Die IV. Conj. von *مضا* (= *مضى*) überf. der Vf. *decrevit*, vermuthlich nach der St. Narr. poet. 1. S. 234, wo es m. *في* der Person steht; es heist da eigentlich *etwas über einen kommen oder ergehen lassen, an einem vollziehen*. Zu *ند* *fliehen* hat der Vf. aus dem Syr. nur *ند* verglichen, aber *ند* *abominatus est* scheint gerade den Uebergang zu bilden zu *ند* *idolum*, vgl. das hebr. *נדר* vom Götzendienst. Aus der Bed. *idolum, simulacrum* scheint dann die allgemeinere *similis* geflossen zu seyn. Zu *نطح* *stossen* konnte das hebr. *נח* verglichen werden. Ueberhaupt aber sollten nicht blofs die aus gleichen oder ähnlichen Stammbuchstaben bestehenden Worte der Dialecte unter einander verglichen werden, sondern auch die sonstigen Synonyma, z. B. *دخل*, *دنا* und *حلا*, *خرج* und *دنا* u. f. w., wodurch sich Vieles gegenseitig erläutert. S. darüber *Gesenius* Vorr. zum hebr. Wörterb. 2. Aufl. S. XLIV.

Das Papier ist stark und gut, die arab. Lettern haben ungefähr den Schnitt wie die in den Fundgruben des Orients angewandten. Der Preis möchte Manchem etwas zu hoch dünken.

Möge der Vf. in der Ausführlichkeit dieser Anzeige das Interesse erkennen, welches Rec. an seinen Leistungen nimmt, und fortfahren mit Fleiss und Gründlichkeit in seinem Fache zu arbeiten.

Dr. Rödiger in Halle.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Fr. Fleischer: *Institutiones medicinae practicae*, quas auditoribus suis praelegebat Jo. Bapt. Burserius de Kanisfeld. Recudi curavit Just. Fridr. C. Hecker, M. D. et Prof. in Univ. L. Berolin. IV Voll. 1826. Vol. I. XVIII et 526. Vol. II. XXIV et 591. Vol. III. XII et 372. Vol. IV. XX et 435 S. 8. (6 Rthlr. 16 Gr.)

Es ist ein sehr dankenswerthes Unternehmen, von des *Borseri* Institutionen eine neue, und zugleich so schön ausgestattete Ausgabe, als die vorliegende ist, zu veranstalten. Seit längerer Zeit war die in Deutschland gewöhnliche Leipziger Ausgabe von 1798 aus dem Buchhandel verschwunden, und man mußte sich statt derselben mit einer in Venedig im J. 1817 in acht Octavbänden herausgekommenen begnügen, die eben so schmutzig im Aeussern als incorrect ist. Zwar hat *Brera* im J. 1823 die Besorgung einer neuen Ausgabe begonnen (*J. B. Burserii de Kanisfeld Instit. med. pract. emendatae atque adauctae cura Valeriani Aloysii Brera. Tractatus primi, febrium simplicium doctrinam exhibentis*. Vol. I. Pars I et II. CXXIV

XXIV et 154 p. 8. Patavii typis feminarii. 1823.) — Klein *Brera* hat den *Burserius* nicht herausgegeben, sondern umgearbeitet, hat die alte Eintheilung ganz über den Haufen geworfen und eine neue an ihre Stelle gesetzt, hat seine Bemerkungen und Zusätze in den Text verflochten, daß das Werk mit grossem Unrecht *Borferi's* Namen an der Stirne trägt. So wäre denn die obengenannte Ausgabe die einzige elegante und correcte, das Werk in seiner ursprünglichen Gestalt liefernde, die jetzt zu haben ist. Der gelehrte Herausgeber liefert in der Vorrede eine kurze Biographie des Verfassers, nebst literarischen Nachweisungen. — *Joh. Bapt. Borferi* wurde im J. 1725 zu Trient geboren; in früher Jugend durch mancherley Unglück niedergedrückt und zurückgehalten, liefert er uns ein herrliches Beyspiel davon, laß ein für die Wissenschaften geborner Mann jede Widerwärtigkeit zu besiegen im Stande ist. In seinem sechsten Jahre verhiel er in eine langwierige Krankheit, in deren Folge er ein Auge verlor; bald darauf starb sein Vater, und liefs ihn in der traurigen Lage. Zwey Brüder, beyde practische Aerzte und fern von ihrer Vaterstadt lebend, kümmerten sich nicht um ihn. In seinem vierzehnten Jahre faßte er aus freyen Stücken den Entschluß, sich der Arzneykunde zu widmen, und erwarb sich in den nächsten Jahren durch unermüdlichen Fleiß die nöthigen Vorkenntnisse, während er zugleich den Unterricht *Pergeri's*, eines Arztes zu Trient, in der Anatomie genoß. Hierauf begab er sich nach Padua, und setzte unter dem großen *Morgagni* seine anatomischen Studien fort; nach einem Jahre ging er nach Bologna, um unter *Beccari*, *Balbi*, *Laghi* und *Ayzozuidi* die practische Medizin zu studiren. Vier Jahre lang genoß er des Unterrichts dieser Männer, und zwey den von *Molinelli* in der Chirurgie, und schon jetzt erregte sein Fleiß und sein Genie gerechte Erwartungen. Besonders *Beccari* zeichnete ihn aus, nan ertheilte ihm die höchste Würde in der Medicin und Philosophie schon vor der gesetzmäßigen Zeit, und als er sich, 22 Jahre alt, zu Faenza als Arzt niederliefs, begann er seine practische Laufbahn unter den glücklichsten Aufpicien. Es herrschte dort eben eine Epidemie, deren Charakter er schnell erkannte, und der er durch die Angabe eines zweckmäßigen Heilverfahrens Grenzen steckte. Um diese Zeit schrieb er zwey Abhandlungen, die eine über die anthelmintischen Kräfte des regulinischen Quecksilbers (1753) und die andere über die Heilquelle zu St. Christoforo (1761). Ausserdem gab er im J. 1768 die hinterlassenen Schriften des *Paolo dall'Armi* heraus. Im J. 1770 wurde er als öffentlicher Lehrer der Medicin nach Pavia berufen, und hielt von dieser Zeit an Vorlesungen über Chemie, Pharmacie, Arzney-

mittellehre, Therapie und Klinik. (Seine damals gehaltene Antrittsrede: *De retardata medicinae practicae perfectione*, steht vor dem zweyten Bande dieser Ausgabe der Institutionen. Im J. 1772 schrieb er eine Abhandlung über die chemische Analyse der Milch, und ausserdem während seines Aufenthaltes in Pavia nichts weiter.) 1777 berief ihn die Kaiserin *Maria Theresia* nach Mailand, als Leibarzt des Erzherzogs Ferdinand. Schon in Pavia hatte er seine Institutionen zu bearbeiten angefangen, und in Mailand setzte er sie mit aller Thätigkeit fort, allein er war nicht so glücklich, sie vollendet zu sehen. Er starb 1785, sechszig Jahr alt, an einer sehr schmerzhaften Nieren- und Blasenwindfucht. Der dritte Band seines grossen Werkes war bey seinem Tode noch nicht fertig gedruckt, und die Abhandlung über die Brustkrankheiten (im vierten Bande) war das letzte, was er seinem Sohne dictirte. — Seine nachgelassenen Schriften gab *Berti* im J. 1820 heraus. (Vol. III. Veronae. 8.) Sie enthalten eine kurze Abhandlung über den Puls, und zwey Bände über die venerische Krankheit. Wahrscheinlich sind es Hefte, die *Burserius* bey seinen Vorträgen benutzt und niemals für die Oeffentlichkeit bestimmt hat. Sie sind von unbedeutendem Werthe, und ihre Bekanntmachung ist durchaus zu misbilligen. Dagegen werden die Institutionen für alle Zeiten den Ruhm ihres Vf. erhalten. Nicht überladen mit unnützer Gelehrsamkeit, aber dennoch vollständig, gründlich, angenehm geschrieben, geben sie ein Lehrbuch der practischen Medicin, das in seiner Art bis jetzt noch keinen Nachfolger gehabt hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

WIEN, b. Tendler und von Manstein: *Stundenblumen*. Eine Sammlung von Erzählungen und Novellen von *Helmina von Chezy*, geb. Freylin v. Klenke. Viertes und letztes Bändchen. 1826. 304 S. 8. (1 Rthlr. 4 Gr.)

Das erste und zweyte Bändchen sind von uns angezeigt worden (A. L. Z. 1824. Nr. 293. und Eghl. 1825. Nr. 203.); das dritte ist uns nicht zu Gesicht gekommen. In diesem vierten findet sich da, wo die Vfn. sich der Natur überläßt, unbeschreiblich Rührendes, z. B. die Erzählung: *In deo consilium*, und zum Theil auch „*Gloriande*.“ Aber in den meisten übrigen Stücken kann der Wortprunk den matten Flug der Phantasie nicht verbergen und nicht ersetzen. Diefs ist besonders bey der ersten Novelle: „der Treue Leid und Sieg“ der Fall, die in Erfindung und Ausführung ganz verunglückt ist.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

- 1) CASSEL, ohne Angabe des Verl.: *Grundlage der rechtlichen Entscheidung des dormaligen Successionsfalles im Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha.* Von Dr. B. W. Pfeiffer. 1826. 50 S. 8. (6 gGr.)
- 2) CASSEL u. in Comm. d. Hahn. Hofbuchh. zu HANNOVER: *Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in den monarchischen Staaten des deutschen Bundes.* Eine historisch - publicistische Abhandlung von Dr. B. W. Pfeiffer, Kurfürstl. Heff. Oberappellationsrathe. 1826. 436 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)
- 3) *Ebenda f.:* *Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in dem Sächsischen Fürstenhause, insbesondere dem Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha.* Eine historisch - publicistische Abhandlung von Dr. B. W. Pfeiffer u. f. w.

Auch unter dem Titel:

Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt, und in dem Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha insbesondere u. f. w. Zweyter Theil. 1826. 824 S. 8. Nebst zwey Blättern genealogische Tabellen. (2 Thl. 16 gGr.)

Die hier angezeigten drey Schriften gehören in die Reihe derjenigen, welche der zwischen den Herzogl. Häusern S. Hildburghausen, S. Coburg-Saalfeld und S. Meiningen seit dem am 11ten Febr. 1825 erfolgten Ableben des Herzogs Friedrich IV. von S. Gotha und Altenburg und der damit eingetretene Abgang des Mannstammes dieses erlauchten Fürstenhauses obwaltende Streit über die Nachfolge in den Gotha-Altenburgischen Landen veranlaßt hat, und von welchen in diesen Blättern bereits früherhin (Erg. Bl. 1822. Nr. 135. 1823. Nr. 36. und 1826. Nr. 25 ff.) Nachricht gegeben ist. Sie sind im Interesse des Herzogl. Hauses S. Meiningen geschrieben, und verdienen unter den Schriften, welche dieser Partey angehören, in jeder Beziehung eine der ersten Stellen.

Die streitige Frage, mit deren Erörterung sich der Vf., und zwar mit einem mehr als gemeinen Aufwande von Gelehrsamkeit und Fleiß befaßt hat, hat nun zwar durch den unter Vermittelung des verstorbenen Königs von Sachsen von den drey vorbenannten herzogl. sächsischen Häusern am 12ten Nov. v. J. zu Hildburghausen abgeschlossenen und am 16ten

d. ged. M. von allen Theilen genehmigten Vertrag, seine Erledigung erhalten, und manche von den Fragen, welche der Vf. hier behandelt, namentlich die von der Untheilbarkeit deutscher Fürstenthümer, und insbesondere der Herzogl. S. Gotha- und Altenburgischen Lande, ist durch die Stipulationen dieses Vertrags factisch entsohieden. Allein bey alle dem verdienen die hier angezeigten Schriften noch immer die ausgezeichnetste Aufmerksamkeit aller Freunde des deutschen Staatsrechts, besonders aber der sächsischen Publicisten; und dieses um so mehr, da der obenerwähnte Vertrag nur den vorliegenden Fall erledigt hat, keineswegs aber die mancherley Fragepunkte, die dabey zur Sprache gekommen sind, vielmehr die vortragenden Parteyen ausdrücklich dahin übereingekommen sind, daß durch diesen Vertrag den pacificirenden Herzoglichen Häusern für künftige Successionsfälle an ihren behaupteten Rechtsansprüchen etwas nicht vergeben oder gegenseitig eingeräumt seyn, vielmehr für dergleichen künftige Fälle alle diese aufgestellte Successionsberechtigungsansprüche unverändert in ihrem rechtlichen Werthe verbleiben sollen, übrigens aber zur definitiven Erledigung der bisherigen divergirenden Ansichten über die Ordnung der Nachfolge in dem erlauchten Hause Sachsen, das Absehen auf Errichtung einer allgemeinen Successionsordnung gerichtet werden soll. — Und in Erwägung dessen werden unsre Leser es uns hoffentlich nicht mißdeuten, wenn wir uns mit der Betrachtung des Inhalts dieser Schriften etwas umständlicher befassen, als wir sonst wohl gethan haben möchten, wäre durch den Vertrag vom 12ten Nov. d. v. J. eine allgemeine definitive Erledigung aller der Fragepunkte gegeben, welche der Gotha-Altenburgische Successionsfall zur Sprache gebracht hat, und die ihm vorausgegangen sind.

Von den oben angeführten drey Schriften ist die erste die Vorläuferin der beiden übrigen, einen gedrängten Ueberblick der in den beiden folgenden enthaltenen umständlichen Ausführungen liefernd. Die zweyte aber dient der dritten zur allgemeinen Einleitung. Sie sucht aus der Geschichte des Nachfolgewesens in unsern deutschen Ländern von der frühesten Zeit an, der in der dritten aufgestellten speciellen Successionstheorie für das sächsische Haus die nöthige allgemeine Grundlage zu geben, indem der Vf. hier zu erweisen sucht, sowohl nach allgemeinen staatsrechtlichen Grundsätzen, als nach unsrer in Deutschland bestehenden Gesetzgebung, sey bey der Nach-

folge in deutsche Bundesstaaten die Primogeniturfolge die Regel sowohl früherhin gewesen, als noch als solche anzunehmen, und wenn diese Nachfolgeordnung, welche er die *staatsrechtliche* nennt, nicht Statt finden, sondern statt deren eine *privatrechtliche* als geltend anerkannt werden müsse, könne nur eine Linealgradualfolge Statt finden, keineswegs aber die reine Linealfolge, auf welche man von Seiten der beiden Herzoglichen Häuser S. Hildburghausen und S. Coburg-Saalfeld (jetzt S. Altenburg und S. Coburg-Gotha) seine Ansprüche auf gleiche Theilnahme mit S. Meiningen (der ältesten und in der Person des Herzogs von Meiningen jetzt nächstverwandten Linie im Gotha'schen Gesammthause) gebaut hat. In dem dritten eben angezeigten Werke hingegen beschäftigt sich der Vf. ausschließlich mit der Untersuchung der in dem Sächsischen Hause bestehenden Nachfolgeordnung, und sucht deren Uebereinstimmung mit der von ihm im zweyten Werke angestellten allgemeinen Successionstheorie zu erweisen; — an diesem Punkte seiner Erörterungen glauben wir denn auch um deswillen unsre vorzügliche Aufmerksamkeit widmen zu müssen, weil die Entscheidung der Frage: „*welche Ordnung der Nachfolge tritt bey einem künftighin in dem erlauchten Hause Sachsen erscheinenden Collateral/successionsfalle ein?*“ doch immer nur zunächst auf die besondere Hausverfassung und das specielle Familienrecht dieses erlauchten Hauses Rücksicht zu nehmen seyn dürfte. Denn die allgemeinen Grundsätze unsers deutschen Staatsrechts über die Nachfolge in deutsche Länder werden doch in irgend einem gegebenen Falle immer nicht eher als die wirkliche Entscheidungsnorm angesehen und gebraucht werden können, als wenn erst der Punkt klar und entschieden vorliegt, daß das specielle Familienrecht des Hauses, in welchem ein solcher Fall vorkommen mag, zur Beurtheilung und Entscheidung desselben ausreichende Normen nicht an die Hand gebe. Auch dürfte es überhaupt eine sehr gewagte Unternehmung seyn für solche Fälle, solche allgemeine Normen aufstellen zu wollen, wie es der Vf. in der zweyten Schrift zu thun versucht hat. Wenigstens werden alle deutsche Publicisten vollkommen mit uns dardüber einverstanden seyn, daß wenn es für die Primogeniturfolge in unsern deutschen Fürstenthümern und für die von dem Vf. behauptete Untheilbarkeit deutscher Fürstenthümer bey vorkommenden Successionsfällen keine andern Entscheidungsquellen giebt, als die von dem Vf. angeführten, die *Constitution Kaiser Friedrichs I.* vom J. 1168. (II. Feud. 66.), und die bekannte Stelle der *goldenen Bulle Kaiser Karls IV.* Kap. 25. und neuerdings die Enunciationen der *deutschen Bundesacte* Art. 2 und 11., und der *Schlussacte der W. M. C.* Art. 1. wegen Unverletzbarkeit deutscher Bundesstaaten — die Entscheidung für die Primogenitur und die Untheilbarkeit der Länder nicht anders als höchst unsicher seyn würde. Wie denn wirklich die endliche Erledigung des vorliegenden Gotha-Altenburgischen Falls, so, wie diese Erledigung in dem ange-

führten Verträge vom 12ten Nov. d. v. J. gegeben ist, gewiß auf das Ueberzeugendste nachweist, daß unsre deutschen Regierungen der Deutung der angeführten Stellen der Grundgesetze unsers deutschen Bundeswesens keineswegs die ausgedehnte Deutung zu geben geneigt sind, welche ihnen der Vf. zu geben versucht hat. Denn soviel uns wenigstens bekannt ist, hat die Art und Weise, wie sich die Herzoge von Hildburghausen (jetzt S. Altenburg), S. Coburg-Saalfeld (jetzt S. Coburg-Gotha) und S. Meiningen in die ihnen angefallenen Gotha- und Altenburgischen Lande unter Königl. Sächsischer Vermittlung vertheilt haben, bey allen deutschen Regierungen zwar allgemeinen Beyfall gefunden, keineswegs aber haben wir von irgend einer sie treffenden und auf die angeführte Stelle der Bundesacte und der Schlussacte der W. M. C. sich berufenden Mißbilligung derselben etwas, auch nur entfernt her, gehört.

Dieses vorausgesetzt, beschränken wir uns denn auch bey der nähern Beleuchtung des Inhalts der oben angeführten drey Schriften zunächst nur auf die dritte und letzte, und auf die hier aufgestellte Successions-Theorie des besondern Familienrechts des sächsischen Fürstenthumes, und insbesondre des Herzoglichen Gesammthumes S. Gotha. — Die Ordnung der Nachfolge in diesem erlauchten Hause beleuchtet nämlich der Vf. nach einer in der ersten Abtheilung (S. 1—179) vorausgeschickten *Successionsgeschichte des gesammten sächsischen Fürstenthumes*, in der in der zweyten Abtheilung gegebenen *rechtlichen Ausführung der Successionsordnung im fürstlichen Hause Sachsen* von zwey Seiten her: 1) von dem *staatsrechtlichen Gesichtspunkte* aus (S. 180—303.), und 2) vom *privatrechtlichen*. (S. 303 bis 775.), und sucht dann in der dritten Abtheilung zu erweisen, daß dem Herzoge zu S. Meiningen nicht nur nach dem *staatsrechtlichen* Princip und den Regeln des Erstgeburtsrechts, als einem Gliede der ältesten Linie im Gotha'schen Gesammthause, sondern auch nach dem *privatrechtlichen*, als dem nächst gesippten Agnaten des verstorbenen Herzogs von Gotha und Altenburg, die Nachfolge in die gesammten hinterlassenen Lande und Besitzungen des Letztern allein und ausschließlich gebührt habe. — Indess so wenig wir auch den Fleiß verkennen mögen, welchen der Vf. auf diese Ausführung verwendet hat, so können wir uns doch keineswegs überzeugen, daß ihm sein Unternehmen völlig gelungen sey, und wir zweifeln ausserdem auch noch sehr, daß bey einem ähnlichen künftigen Successionsfalle, derjenige fürstliche Hof, der sich darauf beziehen möchte, davon vielen Vortheil zu hoffen haben dürfte.

Was zuerst die *staatsrechtliche Successionstheorie* des Vfs. angeht, so hat er zwar aus der Geschichte des sächsischen Fürstenthumes mehrere Beispiele beygebracht, wo, noch vor der wirklichen Einführung des Primogeniturrechts, unter den mehreren Gliedern eines Hauses der Aelteste, während der Zeit, wo jene Glieder in Gemeinschaft blieben, die Regierung allein geführt hat; auch hat er einige Fälle

Fälle erwähnt, wo man sich von mehreren Seiten her gegen die Theilung, welche von diesem oder jenem nachgeborenen Gliede eines Hauses verlangt wurde, zu fassen suchte. Allein sehr gewagt ist es gewiss, wenn er am Schlusse seiner Beleuchtung der im sächsischen Hause bestehenden Successionsordnung, als Ergebniss seiner Erörterungen über den hierbey aufgefaßten staatsrechtlichen Gesichtspunkt, die allgemeine Behauptung anzustellen sucht (S. 802):

„Es bleibt demnach, von welcher Seite man bey der Beurtheilung der Successionsordnung in dem sächsischen Fürstenhause ausgehen mag, alienthalten festbegründetes Resultat: *dass Untheilbarkeit und Einheit der Regierungsnachfolge und Vorzug der Erstgeburt*, zur Bestimmung der succedirenden Linie und der Person des Nachfolgers, auch in diesem fürstlichen Hause die *Regel des Rechts* ausmache, und daher in allen denjenigen Fällen, welche einer Entscheidung nach der Regel des Rechts ohne unmittelbare Einwirkung besondrer Specialnormen anheim gegeben sind, zur Anwendung kommen müßte: denn diese Successions-Ordnung ist nicht nur dem allgemeinen Rechtsbegriffe einer Regierungsnachfolge vollkommen und allgemein angemessen, auch in der Geschichte der deutschen Staaten überhaupt und in positiven Normen aller Art für diese gegründet; sondern vorzüglich auch in dem sächsischen Fürstenhause, durch das älteste wie durch das neueste Herkommen eingeführt, durch keine gegenwärtige Gewohnheit auf rechtsbekändige Weise verdrängt, in mehrern kaiserlichen Verfügungen anerkannt und von sämmtlichen Linien jenes fürstlichen Hauses gesetzlich genehmigt worden. In jedem vorkommenden Successionsfalle kann also nur Einer zur Regierungsfolge gelangen, und dieser Eine ist der Erstgeborne in der ältesten Linie.“

Die *Regel des Rechts*, von welcher der Vf. hier spricht, wird wohl Niemand anerkennen, der mit der Geschichte und den Grundsätzen des Familienrechts des erlauchten sächsischen Hauses nur einigermaßen sich bekannt gemacht hat. Wir können auch kaum begreifen, wie der Vf. selbst sich zur Behauptung einer solchen Regel des Rechts bestimmt fühlen konnte, da er vorher ganz kategorisch und unumwunden (S. 197) selbst den von keinem sächsischen Publicisten je bezweifelte Satz aufgestellt und ausgesprochen hat:

„Unter allen deutschen Fürstenhäusern giebt es keines, in welchem, seit der vollen Begründung der Erblichkeit reichthümlicher Besitzungen, so zahlreiche Landestheilungen geschehen wären, und in welchem zugleich der Grundsatz sowohl der Theilbarkeit überhaupt, als der der gleichen Vertheilung unter mehrere zur Nachfolge Berechtigte eine so bestimmte und nachdrückliche Anerkennung gefunden hätte, als in dem sächsischen.“

Der *staatsrechtliche* Gesichtspunkt einer *Regierungsnachfolge*, der nach der Meinung des Vfs. (S. 207) bey den in dem sächsischen Hause früherhin und später so oft vorgekommenen Landestheilungen nie ganz bey Seite gesetzt worden seyn, sondern sich durch den ganzen Zeitraum der privatrechtlichen Theilungen vor, nach und zwischen ihnen hindurch *gewunden* haben soll, — dieser staatsrechtliche Gesichtspunkt ist offenbar nur eine rein-unhistorische Erfindung des Vfs. Wie kann auch überhaupt von einem *staatsrechtlichen* Gesichtspunkte bey Landestheilungen die Rede seyn, so lange die zu vertheilenden

Ländermassen selbst noch niemanden unter einem staatsrechtlichen Gesichtspunkte erschienen, sondern bloß als rein-privatrechtliche Grundeigentums-massen im Feudalnexus gegen Kaiser und Reich, und wieder in diesem Nexus gegen ihre Angehörigen; zu einer Zeit, wo das Band zwischen den Fürsten und Kaiser und Reiche, und weiter zwischen den Fürsten und ihren Lehenleuten und sonstigen Angehörigen nur ein reiner Lehenverband war, und die wechselseitigen Berechtigungen und Pflichten beider Theile doch eigentlich nur durch Lehen Gesetze bestimmt und geregelt waren, und wenigstens von Seiten der Angehörigen eines Fürsten das, was die Erstern zu fordern und die Letztern zu leisten hatten, nur zuletzt auf der Frage beruhte, was im Kreise der Lehenherrlichkeit und der Lehenstreue liege, und was Lehenherr und Lehenmann nach diesem Verhältniß einander gegenüber sich wechselseits zu gewähren verpflichtet seyen. So lange unfre deutschen Landesherren nicht *Regenten* ihrer Lande, sondern bloß *Lehenherren* derselben waren, so lange läßt sich von einem *staatsrechtlichen* Princip, das sie bey ihren Theilungen aufgefaßt hätten, gar nicht sprechen. Darin, daß in einzelnen Fällen, wo die mehrern Söhne eines Fürsten dessen hinterlassene Lande theilen konnten, jene diese dessen ungeachtet nicht theilten, sondern ihr väterliches Besitzthum eine Zeitlang in Gemeinschaft behielten, und während dieser Zeit dem Aeltesten die Verwaltung dieses gemeinsamen Besitzthums überließen, — in dieser Erscheinung, auf welche wir in der Geschichte des sächsischen Hauses in frühern und spätern Zeiten mehrmals treffen, und worauf der Vf. ein so hohes Gewicht legt, liegt gewiss nicht der entfernteste Grund zur Annahme der Herrschaft eines *staatsrechtlichen* Principes gegen die Zulässigkeit solcher Theilungen. So wenig man von der Untheilbarkeit eines Ritterguts oder eines Bauerguts und von der Rechtsbeständigkeit einer Individualfolge bey solchen Gütern darum sprechen kann, weil die hinterlassenen Kinder des Gutsbesitzers eine Zeitlang in Gemeinschaft bleiben und dem Aeltesten die Führung der Wirthschaft allein überlassen; eben so wenig läßt sich in der frühern angedeuteten Zeit und vor der Einführung unserer dormalen bestehenden Primogeniturordnungen für die Untheilbarkeit und die Individualerfolge bey den Besitzungen unsrer erlauchten Häuser sprechen, wenn wir hier und da solche Gemeinschaften und solche Verwaltungen von Seiten der ältesten Söhne erblicken. Die einzelnen Fälle, welche der Vf. aus dem 14ten, 15ten und 16ten Jahrh. über solche Gemeinschaften und Verwaltungen des Aeltesten im Hause Sachsen während der Zeit der Gemeinschaft (S. 206—209) anführt, beweisen offenbar weiter nichts, als daß man diese Gemeinschaft und jene Verwaltung durch den Aeltesten eine Zeitlang dem gemeinsamen Interesse des Hauses und seiner Glieder angemessener, zuträglicher und rätlicher gefunden habe, als die von Rechtswegen zulässige Theilung; und daß man sich nur wegen dieses Familien-Interesse

zu solchen Einrichtungen entschlossen, keineswegs aber aus Hinsicht auf staatsrechtliche Gründe und am allerwenigsten auf solche aus dem eigentlichen Staatenwesen abgeleitete politische Argumente, wie die sind, aus welchen man jetzt bey der Behauptung der Untheilbarkeit und des Erstgeburtsrechts in unsern staatsrechtlichen Compendien und Lehrbüchern und neugeschaffenen Verfassungsurkunden die Untheilbarkeit und das Erstgeburtsrecht aufgestellt und ausgesprochen sieht. Hätte nicht das momentane und individuelle Interesse der einzelnen Gemeiner und Mitglieder des erlauchten Hauses die Gemeinschaft geboten, sie würde selbst für die Jahre nicht bestanden haben, wo man sie in der Geschichte findet. Auch zeigt der Umstand, daß man nach Jahre langem Bestehen solcher Gemeinschaften dennoch stets zur Theilung schritt, sobald die jüngern Brüder so weit herangewachsen waren, um das Ihrige selbst und selbstständig verwalten zu können, oder die die Gemeinschaft sonst gebietenden Umstände beseitigt waren, gewiß auf das Evidenteste, daß man an eine rechtliche Nothwendigkeit der Gemeinschaft, oder gar an eine Individualsuccessionsberechtigung der Erstgeborenen nie gedacht hat. Wie und warum hätten diese Letztern sich auch die Theilung gefallen lassen sollen, wäre ihr vermeintliches Vorzugsrecht nur auf irgend etwas zu stützen und zu rechtfertigen gewesen? Ohne die Auffassung des angedeuteten Gesichtspunkts würde es wirklich ganz und gar nicht zu erklären seyn, wie man zu einer Theilung im Meißnischen Hause hätte kommen mögen, nachdem *Friedrich der Strenge* fast *zwanzig Jahre* hindurch die Regierung für sich und seine Brüder geführt hatte, und selbst unter diesen Brüdern mittelst speciellen Vertrags die Vereinbarung geschlossen worden war, *zum Frommen ihrer Lande und Leute ewig bey einander zu bleiben und ihre Lande nimmer zu theilen*. Der Grund, den *Pfanner* als das Motiv der Oerterung v. J. 1379 zwischen *Friedrich* und seinen Brüdern *Balthasar* und *Wilhelm* anführt, „daß *Friedrich der Strenge* endlich der Ehre müde geworden sey“, ist gewiß kein Grund, der sich actenmäßig erweisen läßt. Der Grund lag in den Schwierigkeiten, welche durch die Verheirathung der beiden jüngern Brüder in ihrer Theilnahme an der Landesverwaltung entstanden waren. Auch geht aus der Art und Weise, wie die Oerterung zu Stande kam, und aus der Nothwendigkeit einer Concurrenz von Vermittlern, selbst *außer dem Hause* hervor, daß sie nicht in einer bloßen Gutmüthigkeit *Friedrichs* ihr Daseyn zu suchen hat. Hätte *Friedrich* die Ansprüche seiner Brüder auf selbständige Ueberlassung ihres Gebühnisses zu beseitigen vermocht, es würde die Oerterung vom J. 1379 so wenig zu Stande gekommen seyn, als die ihr nach *Friedrichs* Tode gefolgte Theilung vom J.

1382 und alle die spätern Theilungen, die wir seit jener Zeit im meißnisch - thüringisch - sächsischen Hause in der Geschichte treffen. Am allerleichtesten hätte sich doch wohl, nachdem das meißnische Haus zum Herzogthum und zur Kur Sachsen gelangt war, jedem Anspruch der Nachgeborenen auf Theilung mit Erfolg begegnen lassen. Man hatte hier die goldene Bulle vom J. 1356 für sich, und das darin ausgesprochene Verbot der Theilungen, mit den befähigten Vorzugsrechten der Erstgeborenen; und doch befähigte sich hier das Princip der Theilbarkeit und der Berechtigung der Nachgeborenen die Theilung zu fordern, statt daß man glauben möchte, es habe von da an an seiner frühern Stärke verloren. Wie wenig man im meißnischen Hause, selbst nach dem Erwerb des Herzogthums und der Kur Sachsen, von der Idee der Untheilbarkeit der Lande und des Individual-Erbrechts der Erstgeborenen ergriffen war, davon giebt gewiß die Theilung vom J. 1485 den überzeugendsten Beweis. Trotz dem, daß Kurfürst *Friedrich der Sanftmüthige* in seinem zweyten Testamente vom 31. August 1459 seinen Söhnen die Theilung seiner Lande unterlag, und deren gemeinschaftliche Verwaltung unter Leitung des Aeltesten im gemeinsamen Namen verordnet hatte; trotz dem, daß die beiden Söhne *Friedrichs*, *Ernst* und *Albrecht*, von dessen Tode im J. 1464 bis zum J. 1484 in Gemeinschaft geblieben waren, und von dem Aeltesten die Verwaltung geführt, ja sogar in dem erwähnten Jahre das Fortbestehen dieser Gemeinschaft und Verwaltungsweise mittelst eines besondern Vertrags verabredet worden war; — trotz dem Allen erfolgte doch schon im folgenden Jahre die Theilung sämtlicher Fürstenthümer und Lande, als — wie der Eingang der Theilungsurkunde ausdrücklich erklärt — *ihnen beiden nach dem Tode ihres Vaters aufgeerbter Besitzungen*; und zur Rechtfertigung der Theilung wird weiter kein Grund angegeben, als *daß man solche zu Mehrung und bleiblicher Erhaltung brüderlicher Treue und Freundschaft für bequem und nützlich betrachtet habe*. Der Vorzug des Aeltern beschränkte sich bloß auf das Herzogthum und Kurfürstenthum Sachsen; und wie wenig er die Absicht hatte, sonst einen Vorzug für sich bey der Theilung in Anspruch zu nehmen, geht daraus hervor, daß er die Theilungsloose machte, und nach gemachter Theilung dem Jüngern die Wahl liefs.

Indeß dem sey wie ihm wolle, die frühern Theilungen seyen aus einem Princip hervorgegangen, aus welchem sie wollen; so viel ist gewiß eine ausgemachte Sache: *in der Ernestinischen Linie des erlauchten Hauses Sachsen hat ein Untheilbarkeits-Princip und ein aus diesem abgeleitetes Vorzugsrecht der Erstgeborenen nie praktische Realität erlangt.*

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) CASSEL, ohne Angabe des Verl.: *Grundlage der rechtlichen Entscheidung des dermaligen Successionsfalles im herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha.* Von Dr. B. W. Pfeiffer u. f. w.

2) CASSEL, u. in Comm. d. Hahn. Hofbuchh. zu HANNOVER: *Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in den monarchischen Staaten des deutschen Bundes* — von Dr. B. W. Pfeiffer u. f. w.

3) *Eben das. Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in dem Sächsischen Fürstenhause, insbesondere dem Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha* — von Dr. B. W. Pfeiffer u. f. w.

Auch unter dem Titel:

Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt und in dem Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha insbesondere u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Gleiche Ansprüche und Rechte aller Söhne auf alle Lande und Besitzungen ihres Ahnherrn war immer die Regel und blieb sie so lange in allen Häusern bis zur Einführung der Primogenitur-Gesetze, die indess ihrer Natur nach nur für die einzelnen Häuser eine Regel bilden, in welchen solche bestehen, keinesweges aber eine Norm geben können für das *gesammte Haus*. Als *gesammtes Haus* kennt dieses keine Primogenitur, sondern nur völlig *gleiche Rechte* aller zur Nachfolge in einem Falle berufenen Familienglieder. Dafs dem so sey, darüber giebt das unter dem 19. Februar 1573 errichtete bekannte Testament des Herzogs *Johann Wilhelm*, des Urahn herrn aller dermaligen Glieder des großherzoglichen und herzoglichen Hauses Sachsen gewifs den überzeugendsten Beweis:

„Ob ihm wohl unverborgen das Exempel Kur und fürstlichen Häuser zu Sachsen, Pfalz und Brandenburg, dafs obgemelte Gleichheit in der Theilung nicht gehalten, und solches vielleicht darum geschehen, damit die kurfürstlichen Dignitäten und Regierung um so viel Rattlicher erhalten werden möge,“ so verordnet derselbe dennoch, — geleitet von der Ansicht, „dafs eine gleiche Theilung in Gottes Wort gegründet, welches lauter sagt, du sollst dich
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

deines Vatern Erbtheil halten,“ und folgend in Allem dem löblichen Beyspiele seiner lieben Vorfahren, Herr Ernsten und Herr Albrecht, Herzogen zu Sachsen etc. seeligen Gedächtnifs, immalsen denn auch sein gnädiger Herr und lieber Vater in seinem väterlichen Testamente solche Gleichheit in der Theilung zu halten, ihn und seinen lieben Brüdern auch gnediglich befohlen und uferleget,“ —

eine *brüderliche* und *gleiche* Theilung aller seiner lieben Söhne in seine verlassene Fürstenthümer, Lande und Leute und Erbschaft, in der Art, *dafs keinem einiger Vortheil vor dem Andern nicht gestattet werde*, und mit der nähern Bestimmung,

„dafs, wenn seine lieben Söhne nicht beysammen leben und regieren wollen, die erbliche und *gleiche* Theilung zwischen denselben mit Rath und Zuthun der in seinem Testamente verordneten fürstlichen Tutoren, Executoren und Curatoren, und mit Zuziehung etlicher erfahrner Männer aus der Landschaft, für die Hand genommen und gefertigt, und wenn solche Werke allesammt genugsam berathschlagt, beschloffen und verrichtet, und in gleichmäßige Portionen schriftlich gesetzt und versiegelt, seine lieben Söhne, Ihrer Zweyen oder mehr, darum das Loos durch unverdächtige Personen aus einem verdeckten Gefäfs erheben lassen sollen;“ mit dem weitem Zusatz: „Was denn Jeder durch das Loos erlangt oder bekommt, das soll er behalten und Ihme daran begnügen lassen, nicht disputiren, ob eine Portion vielleicht besser denn die Andere möchte geschätzt werden, auch nicht anziehen, dafs dem Jüngern die Wahl gebüret nach Ordnung der Rechte.“ —

Deutlicher und unumwundener als hier, kann gewifs das Recht auf Theilung, und was die Hauptsache ist, *völlig gleiche Theilung*, nicht anerkannt und ausgesprochen werden. Auch zeigt die folgende Geschichte, dafs man das, was hier ausgesprochen ist, immer auf das sorgfältigste beachtet hat. Zwar theilten die Söhne des Herzogs *Johann Wilhelm* nicht sogleich nach dessen Ableben, sie blieben vielmehr selbst, nachdem der jüngere Herzog *Johann*, der nächste Ahnherr aller dermaligen Glieder des Hauses Sachsen, Ernestinischer Linie, die Jahre der Großjährigkeit erreicht hatte, wo er nach dem väterlichen Testamente die Theilung ohne Weiteres verlangen konnte, noch in Gemeinschaft und die Landesverwaltung besorgte der ältere Bruder Herzog *Friedrich Wilhelm*. Allein; was wohl zu merken ist, dieses geschah nicht vermöge einer allgemeinen den Erstgeborenen bevorrechtenden Regel, sondern nur auf den Grund besonderer, von Zeit zu Zeit errichteter, und stets nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren abgeschlossener Verträge. Auch führte *Friedrich Wilhelm*
E (4)

helm nicht etwa, wie dieses die Idee einer Individual-succession und eines Primogeniturrechts mit sich gebracht hätte, die Landesverwaltung in *seinem eigenen Namen*, sondern wie es in dem Vertrage vom 21. Junius 1590 ausdrücklich heisst, *in ihrer beiden Namen*. Und wie wenig der Aeltern irgend ein Vorzugsrecht und eine Untheilbarkeit in Anspruch nahm, geht noch insbesondere daraus hervor, dass nicht der zweyte Bruder, sondern er selbst es war, der nach Ablauf der für die gemeinsame Regierung vertragsmässig bestimmten Zeit, im Jahre 1598 auf eine *gänzliche Erbfindung* antrug, und dadurch die Theilung vom J. 1603 veranlasste, durch welche sich die *Altenburgische* und alte *Weimarische* Linien bildeten. Die Streitigkeiten, welche bey dieser Theilung zwischen diesen beiden Linien über die *Präcedenz* entstanden, betrafen auch keinesweges, wenigstens nicht als Hauptfache, eine vorzügliche Berechtigung des Altenburgischen Hauses vor dem Weimarischen in Beziehung auf Nachfolge bey Anfällen ausser ihrem Hause, sondern bloß wie der Vf. (S. 104) selbst erzählt, *den Rang in Sitzen und Stimmen auf dem Reichstage*, den Herzog Johann und die ihm folgenden Prinzen des Hauses *Weimar* nach dem natürlichen Alter der einzelnen Glieder beider Häuser bestimmt wissen wollte, die Altenburgische Linie aber nach dem Alter ihrer Stammväter. Darum ist es denn offenbar eine Unterstellung eines ganz fremden Sinnes, wenn der Vf. den in jener Streitfache vom Kaiser Rudolf II. unter dem 27. September 1607 ertheilten Ausspruch als eine Feststellung *eigentliches Primogeniturrechts* (S. 270) als „hausverfassungsmässigen Grundfatz für das gesammte fürstliche Haus Sachsen“ zu deuten sich erlaubt. Zwar ist es nicht zu leugnen, dass der Entscheidungsgrund für die Altenburger Linie in dieser Rangstreitigkeit in dem vom Verf. (S. 266) wörtlich angeführten kaiserlichen Decrete und dem diesem vorhergegangenen K. H. R. Gutachten vom 12. August 1607 darin gesetzt ist, dass die Altenburger Linie von dem erstgeborenen Sohne des Herzogs *Johann Wilhelm*, dem Herzoge *Friedrich Wilhelm* abstamme, und daher „das *jus primogeniturae* *eminenter* vor der andern Linie habe;“ auch spricht das Dekret selbst der Altenburger Linie „die Präcedenz und Vorgang zu, *samt Allem, was die Erstgeburtsgerechtigkeit mit sich bringt.*“ Allein beides rechtfertigt jene ausgedehnte Deutung des Vf. doch auch bey weitem nicht. Alles, was aus dem Zuerkenntniffe dessen, was die *Erstgeburtsgerechtigkeit mit sich bringt*, noch ausser dem eigentlichen Streitpunkte, *dem Vorrang bey dem Sitzen und Stimmen auf dem Reichstage*, dem Altenburgischen Hause als zugesprochen erachtet werden kann, ist doch gewiss weiter nichts, als dessen *Vorzug bey der Succession in die Chur und die Churlande*, im Falle des damals nicht ganz unwahrscheinlichen Abganges des Albertinischen Hauses. Indess ist es nicht glaublich, dass man in den angeführten Worten des Dekrets hieran bestimmt gedacht habe. Denn

diese Succession konnte schon um deswillen von der Weimarischen Linie nicht angeprochen werden, weil sie bereits in dem obenangeführten Testamente des Herzogs *Johann Wilhelm*, seinem ältesten Sohne, dem Herzoge *Friedrich Wilhelm*, ausdrücklich als Voraus vorbehalten worden war; und ihr Vorbehalt war auf jeden Fall überflüssig.

Der klarste und überzeugendste Beweis gegen die ausgedehnte Deutung des Vf. liegt jedoch wohl in der Art und Weise, wie die Altenburgische und die Weimarische Linie sich nach dem im J. 1638 erfolgten Abgange der von dem ältern Sohne des unglücklichen Kurfürsten *Johann Friedrich des Grossmüthigen* abstammenden, seit der Theilung vom J. 1572 bestandenen *Fränkischen* Linie in deren hinterlassene Lande theilten. Hätte die Altenburgische Linie in dem kaiserlichen Ausspruche vom J. 1607 etwas mehr finden zu können geglaubt, als nur eine Entscheidung ihrer bey der Theilung vom J. 1603 entstandenen Rangstreitigkeit bey dem Sitzen und Stimmen auf dem Reichstage, so würde ihr Benehmen bey dem Anfall der Lande der Fränkischen Linie auf keinen Fall zu erklären seyn. Hätte man das kaiserliche Decret in dem Sinne, wie es der Vf. nimmt, für die Primogenitur deuten können und zu deuten sich für berechtigt gehalten, so hätte der gesammte Nachlass der fränkischen Linie dem Hause Altenburg *allein* gebührt, mit Ausschluss des Weimarischen. Aber nur zu bekannt ist es, dass nicht die Altenburgische Linie allein, sondern *beide* Häuser in jenem Nachlasse succedirt haben; dass selbst das Weimarische davon mehr bekommen hat, als das Altenburgische, und dass man nicht die geringste Spur davon findet: von Altenburgischer Seite habe man bey jenem Anfall auf den Grund des angeführten Decrets einen Vorzug auch nur *angefprochen*.

Inzwischen man gebe dem in dem Altenburgischen Präcedenzstreite ergangenen kaiserlichen Decrete diese oder jene Deutung, immer gewinnt es nicht sonderlich an entscheidender Kraft. Eines theils darf bey der Würdigung seines Sinnes nie übersehen werden, dass man sich Weimarischer Seits bekanntlich dabey nie beruhigt, sondern dass vielmehr, trotz der Entscheidung, der Streit bis zum Abgange der Altenburgischen Linie fortgedauert hat. Andertheils aber hat die gegebene Entscheidung selbst durch den Abgang der Altenburgischen Linie für das Familienrecht des dormalen blühenden Großherzoglichen und Herzoglichen Hauses Sachsen alle Realität verloren. Der Streit betraf nur die individuellen Verhältnisse der beiden Linien Altenburg und Alt-Weimar gegen einander; und da seit dem Abgange der Altenburgischen Linie nur *Eine* noch besteht, die von dem Herzog *Johann* abstammende, und durch die Theilungen vom J. 1641 und 1645 in zwey Branchen, die *Neu-Weimarische* und die *Gothaische*, zerfallende *Alt-Weimarische*, so kann bloß die Frage davon seyn, zu welchen Grundfätzen sich *diese* bekannt? — Aber nur zu bekannt ist es, dass *diese* als

als *Gesamthaus*; der Primogenitur-Successionstheorie nie gehuldigt hat; dafs sie vielmehr stets darauf ausgegangen ist, die Gleichmäfsigkeit der Berechtigungen aller Familienglieder immer möglichst aufrecht zu erhalten; wie dieses namentlich die Haupttendenz des Vertrags ist, den die vier damals noch lebenden Söhne des Herzogs *Johann*, die Herzöge *Wilhelm* (Stifter des dermaligen großherzoglichen Weimar- und Eisenachischen Hauses) *Albrecht Ernst* (Stifter des Gotha'schen Gesamthauses, und der drey noch blühenden Linien desselben, *S. Hildburghausen*, *S. Coburg-Saalfeld* und *S. Coburg-Meiningen*) und *Bernhard*, unter dem 19. März 1629 über die Art und Weise der Verwaltung ihrer damals noch ungetheilten Lande schlossen; wo als Rechtfertigungsgrund für das dem jedesmaligen an Jahren, Monaten und Tagen Aeltesten zugestandene sogenannte Principat oder Directorium bey der Führung der gemeinsamen Landesverwaltung, unter andern auch das Moment angeführt ist, dafs dadurch „aller Einführung eines Fremden, dem Fürstenstande und Einigkeit ebenbürtiger Gebrüder oder Vetter höchstschädlichen ungleichen und unbilligen Dominats oder Primogenitur-Wesens fürgebauet werden möge.“ Zwar glaubt der Vf. (S. 236) in diesem Vertrag, und dem, was hier dem jedesmaligen Senior des Hauses in Bezug auf die gemeinsame Landesverwaltung zugestanden ist, dieselben Verhältnisse des Aeltern zu den jüngern Prinzen zu finden, die das Primogeniturwesen in seinem eigentlichen Sinne mit sich führt. Aber man braucht jenen Vertrag nur flüchtig zu überlesen, um sich von der Unhaltbarkeit dieser Deutung zu überzeugen. Die Vorrechte des Aeltesten sind namentlich, blofs auf das *Directorium* in gemeinsamen Landesangelegenheiten beschränkt, mit der Verbindlichkeit, den Jüngern die Theilnahme an der Verhandlung der Landesangelegenheiten und zu dem Ende, „so oft es die Nothdurft erfordert oder Ihrer Lbd. Gelegenheit, Will- und Wohlgefallen seyn wird“, den Besuch des Consistoriums, der Rath- und Kammerstube zu gestatten, auch diesem zuzugestehen, ihm, dem Aeltesten mit Ihrem freundbrüderlichen Gutachten beyzupringen, und ihren, dem Jüngern und ihren bestellten Räten freyen Zutritt zu gestatten; übrigens aber

„in wichtigen Sachen und vor allen Dingen in denjenigen, so des ganzen Landes Frieden, Ruhe, Wohlthat und Gedeihen, Schaden und Verderb, in Friedens und Kriegzeiten nach sich ziehen, und außerdem die seeligmachende wahre Religion, unveränderte Angebangsische Confession v. J. 1550, auch dazu gehörige *formulae concordiae*, Kirchen, hohe und niedrige Schulen, Reichs- und Kreishandel, Reichs und andere Lehen, gesammte Hand und Mithelohenschaft, Anwartungen und künftige Erbfülle, Erbverbrüderung, Erbweisung oder Eydung mit andern, dann den vereinigten Chur- und Fürsten zu Brandenburg und Hessen, die Jülich, Henneberg-, Sachsen-Altenburgische zu Recht anhängige Differenzen, und verah diejenigen, so von Unserer allerseits in Gott ruhenden Frau Mutter Gnaden Uns theuer anbefohlen und eingebunden, als die Präcedenz und Primogenitur, item Erbhuldigung

des gemeinen Fürstenthums, Erhaltung und Ordnung des gesammten geistlichen Consistoriums, Regierung, Rent-Cammer, Hofgerichts und Academie, Regalien, verledigte Graf- und Herrschaften, und Ritterlehenen gewöhnliche und ungewöhnliche Steuern und Uflagen, item der Ländrände und Unterthanen Freiheiten, Rechte und Gerechtigkeiten belangen und antreffen, andere nicht als mit Ihrer Lbd. (der Jüngern) verordneten Kirchen- Kammer- und Hofräthen, in Landfachen aber mit der getreuen Landtschaft Rath, nach dem Majoribus oder mehreren Theil der Stimmen, wie von Alters Herkommen zu verfahren, auch zu mehrerer Versicherung der Jüngern den Causley-*stylum* in berührten wichtigen Sachen also zu führen, wie bey Herzogs Johann Friedrichs des Mittlern Regierungszeit der achtjährigen brüderlichen Landesgemeinschaft von anno 1557 bis 1566 geschehen und in Reichsabschieden zum Theil bräuchlich, nemlich: *V. G. G. Wir Wilhelm entbieten allen und jeden Unseren und der Hochgebohrnen Fürsten, Unseren freundlich lieben Brüdern, Herrn Albrechts, Herrn Ernsts und Herrn Bernhards, Prälaten, Grafen und Herrn u. s. w.; So haben Wir mit Wissen, Rath und Willen Unserer freundlich lieben Brüder u. s. w., oder, so haben Wir Uns mit Unsern freundlich lieben Brüdern, und Ihrer Lbd. sich hinwieder mit Uns, dahin vereinigt und verglichen u. s. w.; Begehren derothalben vor Uns und obhochgedachte Unsern freundlich lieben Brüdern hiermit u. s. w., Anders geachtet Unsere und Unserer freundlich lieben Brüder Will und Meynung.*“ —

gewifs der überzeugendste Beweis vom regesten planmäfsigsten und mit der grössten Consequenz durchgeführten Streben, alles zu vermeiden, was auch nur entfernt auf die Idee der Primogenitur hinführen konnte, die nach dem Vf. den hier den Aeltesten zugestandenen Berechtigungen zum Grunde liegen soll, wäre auch in dem, was wir vorhin bemerkten, nicht der Widerwillen der damaligen Glieder des herzoglichen Hauses gegen jene Institution ganz klar ausgesprochen.

Fast man solche Erklärungen und Bestimmungen, wie die des eben angedeuteten Vertrags im Alt-Weimarischen Hause vom 19. März 1629 sind, nur mit einiger Ruhe und Festigkeit ins Auge, so ist es wirklich kaum zu erklären, wie der Vf. seine Betrachtungen über die im 16ten und der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts vorgekommene sächsische Landestheilungen mit der Behauptung (S. 237) schließen konnte:

„Auch durch diese ganze Periode des vorherrschenden Systems der Landestheilung schlingt sich also die stete, oft contradictorische Anerkennung des Vorrechts der frühern Geburt, zu dem Zwecke, um mittelst desselben die dem Wesen der Staaten entsprechende Einheit der Landesregierung an die Stelle der Gemeinschaft oder Theilung zu setzen.“

Für die Nachkommen des Herzogs *Johann*, oder, da diese Nachkommen jetzt das gesammte erlauchte Haus Sachsen, Ernestinischer Linie bilden, für das *Haus Sachsen Ernestinischer Linie*, dieses als *Gesamthaus* und *Eine Familie* betrachtet, kann nach so klaren und kategorischen Bestimmungen gegen die Primogenitur von einem allgemein hausverfassungsmäfsig begründeten Vorzug der Erstgeburt auf keinen Fall die Rede seyn. Und eben so wenig läfst sich

sich von einem solchen Vorzuge im *Gothaischen Gesammthause* sprechen, da die Dispositionen des Stifters des *Gothaischen Gesammthaus*, Herzogs *Ernst des Frommen*, in seinem Testamente vom 31. August 1654 dessen sogenannter *Regimentsverfassung* vom 9. Nov. 1672 und der *Erläuterung dieser Regimentsverfassung* vom 27. Junius 1674 sich nicht nur ganz unumwunden zu der Grundidee des Vertrags vom 19. März 1629 bekennen, und diese hier mit dürren Worten auf das von ihm gestiftete *Gothaische Gesammthaus* und auf dessen Lande, in Ernsts Bestimmungen über die Landesverwaltung, wie der Vf. (S. 236) selbst zugesieht, übertragen und angewendet sind; wie denn namentlich Herzog *Ernst* in seinem angeführten Testamente, seine sämtlichen Söhne, unter namentlicher Aufzählung der damals schon gebornen, und zugleich mit diesen, die damals noch nicht gebornen beiden Jüngsten, zu seinen rechten Erben und Erbnehmern in alle Fürstenthümer, Lande, Leute und Lehen, welche er damals schon besaß, oder noch ins künftige nach Gottes Willen erlangen würde, mit dem weitem Zusatz (S. 7 und 14 des Saalfelder Recesbuchs) eingesetzt hat,

„dieweil Unsere liebe Söhne, vermöge des kundbaren Herkommens in unserm fürstlichen Hause, an Unsern hinterlassenen Fürstenthümern und Landen alle mit einander zu gleichen Theilen interessirt seyn, auch keiner vor dem Andern, außer welche die Direction des Aeltesten, und die darauf verordnete Recompensirung nach Art und Inhalt Unsers obbemelten fürstbrüderlichen Haupt-Erbvertrags — des Vertrags v. 12. Sept. 1641 — nach sich zieht, einigen Vorzug hat, so sollen Sie, bevorab so lange Sie beedes in ihrer Minderjährigkeit, als auch nach ihren erlangten Voigtbaren Jahren in der Communion der Lande verbleiben, sich christlich, friedlich, und brüderlich gegen einander verhalten, und mit rechter Treu und Lieb die Wohlfarth der Lande befördern; — würde es aber nach dem Willen Gottes und Beschaffenheit der Umstände, die in dem Erbvertrage, den Wir mit Unsern Herren Brüdern Lhd. sub dat. Gotha den 12. Sept. 1641 aufgerichtet, besunden worden, zur Landestheilung kommen, so sollen dieselben ohne Prärogativ und Vortheil in gleiche Theile gesetzt, und dabey von Unsern Söhnen Unsers Großherrn Vaters, Herzogs, Herzogs Johann Wilhelm zu Sachsen u. s. w. christlicher Gedächtnis hinterlassenes Testament, das Se. Gnaden zu Weimar den 19. Februar anno 1575 aufgerichtet in §. damit nun solche christliche und rechtmäßige Gleichheit u. s. w.; wie nichts weniger, was Unserer hochgeehrten Frau Mutter Gnaden in ihrem letzten Willen d. d. Weimar am 3. October anno 1611. §. Wie Wir Uns denn auch nicht versehen wollen u. s. w. in gebührende Obacht genommen, und dann hiernächst auch dem am 19. Martii anno 1639 dinstalls zwischen Uns und vermehrt hocherwähnten Herrn Brüder Lhd. zu Weimar aufgerichteten Vertrag in §. Und damit was anjeto abermals der Regierung u. s. w. in Allem nachgelebet werden; dessen wie in gleichen Unsers allhier zu Gotha am 12. September anno 1641 revidirten fürstbrü-

derlichen Erb-Vertrags in §. Zum Schlußten, so soll über Vorgesetzte u. s. w., und denen nachfolgenden §§. sie sich denn auch bey wählender Landesgemeinschaft und in Kraft derselben die Anstalt zu machen haben, daß dem Aeltesten die Landesadministration und Direction auf Maise und Weise, wie in jetzt angezogenen beiden Verträgen mit mehreren enthalten ist, überlassen werde;“ —

Bestimmungen; die wenn sie auch nicht schon an sich als Grundgesetz für das von dem Herzoge Ernst dem Frommen gestiftete *Gothaische Gesammthaus* die Regel und Norm gäben, noch dadurch ihre Festigkeit bekräftigt erhalten haben, daß nach Herzogs Ernsts des Frommen Tode dessen sämtliche hinterlassene sieben Söhne, solche mittelst einer besondern unter dem 2. Junius 1675 errichteten Acte anerkannt haben, in dieser Acte aber dem Aeltesten weiter nichts zugestanden worden ist, als das Prädikat *Regierender Herr*, mit dem in den von ihm ausgehenden Expeditionen zu gebrauchenden Beylatze für sich und *dero freundlich geliebten Herren Brüdern*, und mit der Verpflichtung,

„in Reichs-, Kreis- und Landesangelegenheiten, wie auch insgemein in den wichtigsten Regiments- und Cammerfachen Dessen anwesende fürstlichen Herren Gebrüdere mit zu Rathe zu ziehen, und mit deren Gutbefinden die Resolutionen zu fassen und expediren zu lassen“; —

welche Vorbehalte und Beschränkungen dem Wesen einer Primogeniturfolge zu sehr widersprechen, als daß wir nöthig haben sollten, unsere Leser auf dieses Widersprechen aufmerksam zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Taubert. Buchh.: *Gesammelte Erzählungen und Novellen*. Frühlinggabe von *Amalie Schoppe*, geb. *Weise*, Verfasserin der *Minen* von Pasko u. s. w. 1827. 266 S. 8. m. 1 Kpf. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Die Vfn. ist ungemein fruchtbaren Geistes; kaum hat man ein dickes Buch von ihr angezeigt, so ist schon wieder ein neues im Anzuge. Daher darf man keine Ansprüche an Gediegenheit und Vollendung ihrer Werke machen. Auch diese Sammlung wird schwerlich andere Leser ansprechen, als die, welche nun einmal lesen müssen, um den Tag hinzubringen, oder welche sich durch die mehr tippige als reizende *Gabriele* neben dem Titel anlocken lassen. Zu den ersten Frühlingsgaben gehört auch das *Hungerblümchen* (*Draba verna*).

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

- 1) CASSEL, ohne Angabe des Verl.: *Grundlage der rechtlichen Entscheidung des dermaligen Successionsfalls im Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha.* Von Dr. B. W. Pfeiffer u. l. w.
- 2) CASSEL u. in Comm. d. Hahn, Hofbuchh. zu HANNOVER: *Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in den monarchischen Staaten des deutschen Bundes* — — Von Dr. B. W. Pfeiffer u. l. w.
- 3) *Ebendaß.*: *Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in dem Sächsischen Fürstenhause, insbesondere dem Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha* — — Von Dr. B. W. Pfeiffer u. l. w.

Auch unter dem Titel:

Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt, und in dem Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha insbesondere u. l. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Seit den Landestheilungen in d. J. 1680 u. 1681 ist nun zwar nach und nach in allen einzelnen Linien des Gothaischen Gesammthausen die Primogenitur eingeführt worden, und der Vf. legt bey seiner Theorie hierauf sehr hohes Gewicht. Inzwischen schon die Art und Weise, wie die Primogenitur in den einzelnen Häusern eingeführt wurde, und die Zeit, wo dieses geschah, zeigt, daß diese Institution auf das Familienrecht des *Gesammthausen* einigen Einfluß weder haben sollte, noch ihrem Wesen nach haben kann. Die Primogeniturordnungen sind nicht etwa Erzeugnisse eines Gesammthausbeschlusses des gesammten Hauses, sondern *bloß specielle Verordnungen für die einzelnen Specialhäuser*, die also nur die Ordnung der Nachfolge in diesen und die Verwaltung der Lande dieser betreffen und bestimmen können und wirklich bestimmen, keineswegs aber die Nachfolgeordnung der einzelnen Specialhäuser bey Anfällen im Gesammthause, oder außer demselben einander gegenüber. Daran, daß man diese letzt-erwähnte Nachfolgeordnung durch die Einführung der Primogenitur in den einzelnen Häusern ändern und an die Stelle der in den Dispositionen des Stifters des Gothaischen Gesammthausen und in den Theilungsverträgen von d. J. 1680 und 1681 allen Specialhäusern bechiedenen gleichen Theilnahmeberechtig-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

ungen eine Primogeniturordnung im *gesammten* Gothaischen Hause und mit dieser ein Vorzugsrecht der ältern Linie vor der jüngern einführen wollte, — daran dachte niemand auch nur auf die entfernteste Weise. Wie hätte man auch an so etwas denken können, da gerade in der Zeit, wo man nach und nach zur Einführung des Erstgeburtsrechts schritt, die Anfälle der ohne Descendenz abgegangenen drey Söhne Herzogs Ernst, der Herzoge *Albrecht zu Coburg, Heinrich zu Römhild und Christian zu Eisenberg*, zu vertheilen waren, und alle Linien ihre Ansprüche auf ihre Antheile daran äußerst lebhaft verfolgten, überdies aber in den Haupttheilungsverträgen zwischen dem Herzoge Friedrich von Gotha und seinen vier jüngern Brüdern, desgleichen dem Herzog Bernhard von Meiningen von 1680 §. 15. und 1681 §. 21. die Theilbarkeit der Lande der ohne Descendenz abgehenden Linien und die gleiche Successionsberechtigung aller Ueberlebenden, nur mit Vorbehalt der von den jüngern vier Brüdern dem Gothaischen Specialhause zugestandnen doppelten Portion, auf das Unumwundenste anerkannt worden war. Wie wenig man damals noch von der rechtlichen Zulässigkeit der Einführung des Erstgeburtsrechts überzeugt war, und wie wenig die Idee, eine Primogeniturordnung für das gesammte Haus herzustellen, Eingang gefunden haben würde, wenn solche in völliger Disharmonie mit den ebenerwähnten Verträgen in Antrag gebracht worden wäre, davon zeugt nicht nur das Verfahren, das man bey der Einführung solcher Primogeniturordnungen in jener Zeit beobachtete, die mancherley Gutachten, die man sich über die rechtliche, sittliche und christliche Zulässigkeit einer solchen Institution von allen Seiten, von Juristen und Theologen her einzuholen pflegte, am meisten aber das Testament Herzogs *Bernhards*, des Stifters der Meiningischen Linie vom 12ten Nov. 1688, worin seinen Söhnen ausdrücklich zur Pflicht gemacht wird, nach der Einführung einer Primogenitur oder eines Majorats durchaus nicht zu trachten, sondern vielmehr Alles zu unterlassen, wodurch ein Bruder dem Andern unterwürfig werden, oder durch heimliche Praktiken alle, oder etliche gemeinschaftliche hohen Jura an sich allein zu bringen suchen könnte.

„Denn — sagt der Herzog — obwohl der jedesmalige Aelteste den Vorgang vor den Andern in Regierungssachen, auch wenn es nicht mit aller Einwilligung anders beredet wird, die Direction hat: so soll er sich doch deswegen kei-

F (4)

keiner weitem Präeminenz und andern Prärogativen und Vortheile vor den andern jüngern Brüdern anmassen, noch weniger sie zur Einführung des *juris primogenituras* oder *Majoratus* unter dem Vorwande eines gemeinen Nutzens bereden, in Erwägung, daß das *jus Primogenituras* oder *Majoratus* so vielen der Vorfahren Unsers fürstlichen Hauses testamentlichen und andern Verordnungen schnurstracks entgegen, wie denn unterschiedliche Exempel bezeugen, daß diejenige, welche in diesem fürstlichen Hause die Primogenitur oder eine derselben gleichkommende Art entweder wirklich eingeführt, oder doch einzuführen sich bemüht haben, dabey ganz unglücklich gewesen sind, und doch den dadurch gesuchten Zweck der Erhaltung ihres fürstlichen Hauses in besserem Flor und *Splendor* nicht erlangt haben; da hergegen die Andern, welche sich den Verordnungen der lieben Vorfahren gemäß halten, dabey glücklich und wohl gefahren und über aller Menschen Vermuthen von Gott dermaßen gesegnet worden sind, daß sie derer, welche das *jus primogenituras* eingeführt haben, oder einführen wollen, ihre Lande bekommen haben"; —

bey welcher letztern Andeutung Herzog Bernhard wahrscheinlich an *Altenburg* gedacht haben mag, das im J. 1668 die Primogenitur eingeführt hatte, einige Jahre nachher aber ausgestorben war; welcher letztere Fall übrigens auch um deswillen Beachtung verdient, weil er die Unwirksamkeit der in einem Hause eingeführten Primogenitur auf den Fall des Abgangs dieses Hauses ganz offen zeigt. Denn trotz der Primogenitur succedirte in dem Altenburgischen Nachlaß nicht das ältere Haus Weimar, und allein, sondern Weimar und Gotha gemeinschaftlich, und die Lande wurden vertheilt.

Um seiner staatsrechtlichen Successionstheorie noch einen scheinbaren Stützpunkt zu geben, spricht der Vf. (S. 284) von einer aus der allmählichen Einführung der Primogenitur in den einzelnen Häusern des Gotha'schen Gesamthauses entsprungenen *Wechselseitigkeit*, der durch diese Primogenitur festgestellten Ordnung der Nachfolge; meinent (S. 285): daraus, daß die sämtlichen Zweige des sächsischen Fürstenhauses aus dem nämlichen Beweggrunde und für den nämlichen Zweck die Primogeniturfolge als Hausgesetzliche Successionsordnung angenommen haben, *folge die Nothwendigkeit einer wechselseitigen Anerkennung* derselben in der Anwendung auf die Besitzungen jedes Einzelnen unter ihnen, weil (S. 286) es ja wohl von selbst einleuchte, daß, wenn mehrere Genossen einer unter sich zur Verwaltung und Benutzung vertheilten Gütermasse alle auf gleiche Weise und aus den nämlichen, auf die sämtlichen Gutsantheile wie auf jeden Einzelnen anwendbaren Gründen, eine solche Einrichtung mit dem in ihrem Besitze befindlichen Antheile zu dessen reellem Nutzen, ja zu dessen Erhaltung in seinem wesentlichen Bestande treffen, alsdann mit völliger Zuverlässigkeit vorauszusetzen sey, daß ein jeder dieser Genossen die Fortdauer der von ihm als objectiv zweckmäßig und nothwendig erkannten und wirklich zur Anwendung gebrachten Einrichtung auch für den Zeitpunkt gewollt habe, wenn sein besondrer Guttheil an seine übrigen Genossen zurückfiel. — Allein die Seichtigkeit dieses Raisonnements dringt sich

wohl jedem unfreier Leser von selbst auf. Nach dem Raisonement des Vfs. würde der Zweck, dem die Herzogl. Häuser *Meiningen*, *Hildburghausen* und *Geburg-Saalfeld* bey ihrer Einführung der Primogenitur verfolgt haben, nicht der gewesen seyn, das Interesse und den Glanz ihres Specialhauses zu sichern, zu erhalten und zu fördern; sondern nur der, den Glanz der ältern Häuser zu fördern, und namentlich so lange das Special-Haus Gotha noch blühte, diesem, nach dessen Abgange aber dem jedesmaligen Aeltesten, alle Anfälle in und außer dem Hause zuzuwenden. Aber es bedarf wohl keiner Bemerkung, daß so etwas nie in der Absicht der Stifter der Primogenitur lag, daß vielmehr ein solcher Sinn und Zweck ihren Dispositionen ganz fremd und völlig widerstrebend ist. Nicht *begeben* wollten sie sich dabey ihrer Berechtigungen, nicht darauf zu Gunsten eines ältern Hauses *verzichten*; sondern *erhalten* wollten sie sich und ihrem Hause das ihnen Gebührende. Hätte man die Anfälle durch Absterben anderer Zweige des fürstlichen Hauses nicht als einem Jeden nach gleichem Rechte zukommende völlig ausgemachte Berechtigung angesehen, zuverlässig würde man bey der Bestimmung der Appanage der Nachgeborenen nicht in allen Primogeniturordnungen so Vieles von jenen Anfällen gesprochen finden. — Doch abgesehen hiervon ist es eine wohl nie zu bestreitende Wahrheit: jede Primogenitur-Constitution kann sich ihrem Wesen nach nur auf die eignen Nachkommen ihres Stifters beschränken, und diese Wahrheit läßt sich durch Gründe der Art, wie die des Vfs. (S. 290 fg.) sind, auf keinen Fall umflossen. Ein Nachfolgerecht, das einer andern Linie in die Lande derjenigen zuliehe, in der das Erstgeburtsrecht eingeführt wird — liegt außerhalb des Kreises der Dispositionsbefugnisse des Primogeniturstifters. Er kann zwar die Nachfolgeordnung in *seiner* Linie bestimmen, nicht aber in der mit ihm verwandten Linie seiner Agnaten. Ist die Speciallinie, in welcher das Erstgeburtsrecht eingeführt ist, erloschen, so tritt, wie sich hierüber die Primogenitur-Ordnung des Herzogs *Ernst August* von S. Weimar vom 29sten August 1724 sehr bestimmt und der Natur der Sache gemäß ausdrückt, entweder *das ein, was sonstens Rechts ist*, oder *was die übrigen zur Nachfolge berufenen Linien desfalls unter sich verabredet haben*. So wenig die *Prinzen des neu Weimarischen Hauses* bey dem *Altenburgischen* Anfälle vom J. 1672 gegen ihren Oheim den Herzog *Ernst den Frommen* von S. Gotha mit ihren Ansprüchen auf den alleinigen Anfall der Altenburgischen Lande damit durchzukommen vermochten, daß sie von dem ältern Sohne des Herzogs *Johann* abstammten und überdies von des verstorbenen Herzogs Vater *Friedrich Wilhelm II.* ein Testament dawäre, worin er auf den unbeerbten Todesfall seines einzigen Prinzen und Nachfolgers denjenigen Agnaten zum Erben ernannt hätte, dem die Succession nach dem Primogenitur-Rechte zukäme (S. 443), so wenig wird bey jedem künftigen Falle von der in einem Hause bestehenden Primogenitur sich

sich für die Succession in dessen Lande zum Besten der ältesten Verwandten-Linie etwas mit Erfolg ableiten lassen.

Soviel über die *staatsrechtliche* Successionstheorie des Vf. — Was die *privatrechtliche* angeht, so kommt es vorzüglich darauf an, die Grundsätze auszumitteln und festzustellen, zu welchen man sich bey den in dem sächsischen Hause von Zeit zu Zeit vorgekommenen Landestheilungen bekannte, und was das Gotha'sche Gesamtthaus insbesondere angeht, zu erforschen, welche Grundsätze hat man in diesem seit den Theilungen vom J. 1680 und 1681 und in den über diese Theilungen errichteten und mehrern spätern Verträgen angenommen, namentlich in dem Vertrage vom 28ten Julius 1791, über dessen Sinn und Deutung schon so vielerley gesprochen und geschrieben worden ist; — und zu diesen Fragpunkten wollen wir uns jetzt wenden.

Bey der Ausmittlung und Feststellung dieser Grundsätze ist wohl der natürlichste Gang der, daß man der Reihe der einzelnen Theilungen und Verträge in ihrer chronologischen Ordnung folgt und zuhiet, was da oder dort geschehen, und wie das später Geschehene sich an das Frühere anreihet und aus demselben hervorgeht. Aber diese natürliche Ordnung hat der Vf. bey seinen Untersuchungen nicht befolgt, sondern er hat die einzelnen Theilungen und die sonst ins Auge zu fassenden Verträge aus dieser natürlichen Ordnung herausgerissen, zuerst die für die Gradualfolge seiner Meinung nach sprechenden aufgestellt, und dann hinterher die für die Linealfolge zu deutenden, als seiner früher gewonnenen Regel widersirebend und der Berücksichtigung unwerth, darzustellen gesucht. Leicht begreiflich ist es, daß er auf diesem Wege am Ende dahin gekommen ist, als *festbegründetes Resultat* seiner Unternehmungen (S. 773) die Behauptung aufzustellen:

„die Erbfolge nach dem Vorzuge des Grades, mithin die ausschließende Succession des dem Grade am nächsten, und gleiche Theilnahme mehrerer in demselben Grade stehenden Agnaten macht unter den Fürsten der Ernestinischen Linie, und insbesondere unter denen des Gesamtthauses Gotha, die Regel des Rechts aus, und diese muß in allen denjenigen Fällen zur Anwendung kommen, welche unter Voraussetzung des privatrechtlichen Gesichtspunkts einer Entscheidung nach der Regel des Rechts, ohne unmittelbare Einwirkung von Specialnormen, anheim gegeben sind.“

Inzwischen möchte sich doch gegen dieses vermeintlich *festbegründete* Resultat noch allerley erinnern lassen, das seine feste Begründung gewiss sehr zweifelhaft machen wird, oder, was uns wenigstens sehr wahrscheinlich scheint, den Leser gar zu einer entgegengesetzten Ueberzeugung hinführt. — Der erste Fall, wo die Frage zur Sprache kam, nach welchen Grundsätzen in einem Collateral-Successionsfalle die Nachfolgeordnung der Seitenverwandten zu bestimmen sey, und wo sich etwas Bestimmtes hierüber ausmitteln läßt, war die Theilung im Meißnischen Hause vom J. 1410, wo sich nach

Wilhelms des Ältern am 10ten Februar 1407 erfolgtem Ableben dessen Vetter, *Friedrich der Friedfertige* (Sohn *Balthasars*) und *Friedrich der Streitbare* und *Wilhelm der Jüngere* (Söhne *Friedrichs des Strengen*) in *Wilhelms* hinterlassene Lande, nicht etwa in drey, sondern den Grundsätzen der reinen Linealfolge gemäß, in zwey gleiche Theile theilten. Daß hierbey die Lineal-Stammfolge, mit Ausschließung des Gradualprinzips, unzweifelhaft zum Grunde gelegen habe, gesteht der Vf. (S. 548) selbst zu. Doch sucht er die Beachtungswürdigkeit dieses Falles und seines Zugeständnisses ohne Weiteres wieder dadurch bey Seite zu schieben, daß er diesem Falle sowohl, als den ihm vorhergegangenen Verträgen von 1387 und 1403, so wie dem Vertrage zwischen dem Kurfürsten *Friedrich* dem Saftmüthigen und Herzog *Wilhelm III.* vom 18ten Nov. 1448 und der hierin enthaltenen, auf keinen Fall auf eine Gradualfolge zu deutenden Bestimmung, „daß auf den Fall, wo einer von ihnen ohne Leibeserben abgehen sollte, dessen hinterlassene Fürstenthümer dem andern und seinen rechten Leibeserben, die noch am Leben wären, zufallen sollen“, (S. 574) heut zu Tage alle Anwendbarkeit ab spricht. Auf dieselbe *absprechende* Weise sucht der Vf. (S. 580 fg.) auch das zu beseitigen, was in dem *Haupttheilungsverträge zwischen den Stiftern des Ernestinischen und Albertinischen Hauses vom J. 1485* und dem *Theilungsverträge zwischen dem Kurfürsten Johann Friedrich dem Großmüthigen und seinem Bruder Johann Ernst vom J. 1542* über die wechselseitige Nachfolge vorkommt. Was in dem Vertrage von 1485 über die Nachfolge enthalten ist, soll (S. 588) dem Princip der Gradualfolge allenfalls nur in der bloß negativen Rücksicht entgegen zu stellen seyn, daß es die Beobachtung dieser Erbfolgeordnung nicht bestimmt ausspricht. Der Vertrag von 1542 aber, dessen Bestimmungen über die Nachfolge der Vf. (S. 590) selbst nicht anders als für die Linealfolge, namentlich im Ernestinischen Hause zu deuten vermag, soll um deswillen keine Rücksicht verdienen, weil derselbe nicht eine völlige Landestheilung zum Gegenstand gehabt habe, sondern bloß nur eine Sonderung in Ansehung der Landeseinkünfte und eine Abfindung des jüngern Bruders mit einem Apanagium; — was zwar richtig ist, indess auf die Stelle, welche von der Nachfolge spricht, ganz und gar keinen Einfluss hat. — Ueberhaupt soll die Linealfolge, welche die angeordneten frühern Verträge anerkennen, auf der damals herrschend gewesenen Idee des Gesamtbesitzes der Lande ruhen, und seitdem die *Gesamtbelehnung* an die Stelle des frühern Gesamtbesitzes getreten ist, sollen jene frühern Grundsätze über das Nachfolgewesen alle Geltung verloren haben. Nach der Veränderung, welche durch die Theilung vom J. 1485 das Institut der gesammten Hand erlitt, dadurch, daß jetzt statt der frühern wirklichen Gemeinschaft des Landes die bloße Verabredung des Sitzens in gesammter Lehenchaft, mit hinzugetretener Genehmi-

migung des Lehenherrn, als Mittel die gesammte Hand zu erhalten und hier mit einander die gegenseitige Erbfolge zu sichern, angewendet wurde, soll nämlich (S. 585) das der bloßen Gesammtbelehnung mehr entsprechende Successionsprincip und die Successionsordnung aus dem gemeinen Rechte entlehnt worden seyn.

Diesen, allerdings sehr willkürlichen, Voraussetzungen folgend sucht und findet dann der Vf. (S. 575) die Hauptnormen für die Entscheidung der oben angedeuteten Frage nur in dem *kaiserlichen Restitutions-Edicte vom 28ten August 1552 in der Erbverbrüderungs-Acte zwischen Sachsen und Hessen vom 12ten März 1555* und vorzüglich in dem zwischen den Häusern Weimar und Gotha bey Gelegenheit des Altenburgischen Successionsfalls geschlossenen *Nebenvertrage vom 6ten May 1672*, die ihm als unwandelbare Grundgesetze für das erlauchte Haus Sachsen und dessen Familienrecht auf ewige Zeit hinaus erscheinen. Allein einestheils wird diesen Acten die Eigenschaft von Grundgesetzen in der Art, wie dieses der Vf. will, wohl schwerlich zu vindiciren seyn; wenigstens nicht für das Gothaische Gesammthaus, für dessen von seiner Autonomie abhängige, individuelle Verhältnisse unter seinen Gliedern. Andernteils aber enthalten auch diese vermeintlichen Grundgesetze nicht einmal des, was der Vf. in sie hineinträgt und aus ihnen herausdeutet. — Was namentlich das *Restitutionsedict vom J. 1552* angeht, zeigt der klare Inhalt und Wortlaut der Stelle, welche dem resituirten Kurfürsten *Johann Friedrich dem Großmüthigen* die Nachfolge in die Lande des Albertinischen Hauses vorbehält, daß durchaus nichts Neues angeordnet, sondern lediglich nur das bereits Bestehende aufrecht erhalten werden sollte. Die Bemühung des Vfs., die Sache unter einen andern Gesichtspunkt zu bringen und dem Kaiser die Absicht unterzuschieben, ein neues, bisher nicht bestandenes Nachfolgeprincip festzustellen (S. 389 — 430), sind ein rein vergebliches Abmühen, dessen Eitelkeit die Fassung der Stelle über den angedeuteten Punkt wohl auf das Ueberzeugendste offenbart.

„Dieweil — heist es nämlich — auch die Kur- und Fürsten zu Sachsen von Alters her ihrer Land und Leute halben, so sie gehabt und künftiglich erlangen möchten, in sämtlicher Belehnung gewesen; So haben Wir hernach Sr. Lhd. und allen jetzigen Fürsten zu Sachsen, auch derselben Erben und Nachkommen, zu Gnaden und Wohlfarth deklariert, geordnet und erklärt, deklariren, ordnen und erklären auch hiezmit wissentlich in Kraft dieses Briefes, daß solche gesammte Lehenenschaft unverrückt und unverändert bleiben, und Ihro Liebden und Ihre Erben hinfürter zu ewigen Zeiten mit einander in gesammter Lehenenschaft sitzen und berührte ihre Land und Leute von einem Stamm auf den Andern nach solcher Sippzahl, wie im Hause Sachsen vor Recht gehalten und Herkommen fallen und erben sollen, nach Inhalt ihrer altväterlichen Theilungen und Verträge, so sie derentwegen allwege mit einander gehabt und noch haben.“ —

Deutlicher, als hier geschehen, kann wohl die Absicht, nichts, auch nur das geringste, Neues aufzustellen, sondern bloß nur das Bestehende aufrecht erhalten zu wollen, auf keinen Fall ausgesprochen seyn. Der Sinn dieser Stelle und das Successionsprincip, das in ihr aufgestellt ist, kann also bloß geschöpft werden, „aus den hier ausdrücklich als Entscheidungsquellen hierfür anerkannten und festgestellten altväterlichen Theilungen und frühern Verträgen; und da diese, wie der Vf. oberrühmter Massen selbst zugestehet, sich zu keinem andern als dem reinen Linealprincip bekennen, so ist es wirklich nicht leicht zu erklären, wie er in diesen Bestimmungen einen Stützpunkt für das Gradualfolgeprincip zu finden sich veranlaßt sehen konnte. Die Worte: *nach solcher Sippzahl, wie im Hause Sachsen für Recht gehalten und Herkommen*, auf welche er zur Unterstützung seiner Auslegung (S. 392 — 400) so vieles Gewicht legt, unterstützen jene Deutung auf keinen Fall. Wenn man diese Worte nicht gewaltsam aus dem Context herausreißt, sagen sie offenbar weiter nichts, als: *es soll im Hause Sachsen nach der bisher bestandenen Nachfolgeordnung auch fernerhin succedirt werden*. In ihnen liegt also nichts anders, als ein reines Anerkenntniß der Fortdauer des bis dahin bestandenen landhausverfassungsmäßig anerkannten reinen Linealfolgeprincips. Von einer Annahme des Gradualfolgeprincips an jener Stelle aber liegt in diesen Worten auch nicht die leiseste Andeutung. Nicht gerechnet, daß das Wort *Sippzahl*, auf welches die Vertheidiger der Gradualfolge-Theorie so hohen Werth legen, überhaupt keineswegs von einer Berücksichtigung der Nähe des Grades der Verwandtschaft gedeutet werden kann: denn es bezeichnet lediglich eine *Berechnung der Nähe der Verwandtschaft*. Auch ist in dem Restitutions-Edicte nicht von einer Berechnung der Nähe der Verwandtschaft nach den Regeln des ältern deutschen Rechts und der des Sachsenspiegels die Rede, sondern bloß von einer *solchen Sippzahl, wie im Hause Sachsen für Recht gehalten und Herkommen*. Zuletzt aber wird hier das eigentliche Element der Nachfolge in *Gesammthelehnung* gesetzt, welche die Gradualfolge ihrem Wesen nach ausschließt. Faßt man diese Momente ins Auge, so muß der Werth, den man dem Ausdrucke *Sippzahl* beylegt, als völlig gebaltlos verschwinden. Nicht die Berechnung der Verwandtschaft nach der Regel: *je näher dem Sipp, je näher dem Erbe*, soll über die Nachfolge entscheiden, sondern eine Berechnung nach dem frühern Herkommen und den Regeln der Gesammtbelehnung; — also eine Berechnungsweise, wo die Nähe der Verwandtschaft und die Successionsberechtigungen der Agnaten auf ganz andern Elementen ruhen, als bey der Nachfolge nach reiner, landrechtlicher Sippzahl.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

- 1) CASSEL, ohne Angabe des Verl.: *Grundlage der rechtlichen Entscheidung des dermaligen Successionsfalles im herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha.* Von Dr. B. W. Pfeiffer u. f. w.
- 2) CASSEL, u. in Comm. d. Hahn. Hofbuchh. zu HANNOVER: *Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in den monarchischen Staaten des deutschen Bundes* — von Dr. B. W. Pfeiffer u. f. w.
- 3) *Eben d. f.:* *Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in dem Sächsischen Fürstenhause, insbesondere dem Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha* — von Dr. B. W. Pfeiffer u. f. w.

Auch unter dem Titel:

Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt und in dem Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha insbesondere u. f. w.

(Fortsetzung der am vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Aus dem Restitutionsedict v. J. 1552 läßt sich demnach offenbar nichts für die Gradualfolge entnehmen. Es bestärkt vielmehr durch seine Hinweisung auf die altväterlichen Theilungen und Verträge, d. h. auf die Theilungen von den J. 1485, 1448 und 1410 und die dieser Theilung vorausgegangenen von den J. 1403 und 1387, so wie auf die Gesamtbelehnung, nur die früherhin bestandene reine Linealfolge. Was aber die Erbverbrüderung mit dem Hause Hessen vom 12. März 1555 und den hieraus von den Vertheidigern der Gradualfolge und dem Vf. entlehnten Stützpunkt für das Gradualprincip angeht, scheint uns der Werth, den man auf dieses Moment legt, auf einem offenbaren Mißverständnis zu beruhen. Die in der Erbverbrüderungsacte vom J. 1555 vorkommende und in den Urkunden über die Erneuerung dieses Bündnisses wiederholte Stelle:

„Da auch eine Parthei nicht gänzlich, sondern etliche Fürsten eines Hauses, es wären Sachsen oder Hessen, ohne männliche Leibes- Leihenserben abginge, so sollen alsdann dem oder den nächsten männlichen Leihenserben desselbigen Stammes und Hauses der abgegangenen Lande und Leute und allen deren Zugehörungen allenthalben angefallen seyn und bleiben“,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

worauf sich der Vf. (S. 410) bezieht, — diese Stelle, wenn man sie nicht allein, sondern im Zusammenhange mit dem Vorhergehenden liest, enthält offenbar weiter nichts, als die Erklärung, daß die in Folge der Erbverbrüderung

„auf den Fall, daß einige vorgenannte Partei oder ihre Leibes- Leihens- Erben nach ihr, ohne rechte Leibes- Leihenserben verstorben und von Todeswegen abginge“,

von beiden Theilen sich in der, der angeführten Stelle gleich und zunächst vorhergehenden Stipulation wechselseitig zugesicherte Erbfolge nicht eher eintreten solle, als wenn eines der erbverbrüdernten Häuser ganz abgegangen seyn sollte; keinesweges aber schon dann, wenn nur die eine oder die andere Linie des einen oder des andern Hauses abgestorben seyn würde; — eine zwar nach der Natur der Erbverbrüderung sehr unnöthige Bestimmung, die man jedoch um deswillen für nöthig achten mochte, damit, da sich seit der frühern Erbverbrüderung das Haus Sachsen in zwey Linien getheilt hatte, im Hause Hessen aber eine ähnliche Theilung bereits eingeleitet war, die in den frühern Erbverbrüderungsacten und namentlich in der vom J. 1373 enthaltene Bestimmung,

„daß die Besitzungen der erbverbrüdernten Fürsten bey dem Abgange eines derselben auf die überlebenden, wie auf die rechten natürlichen Miterben, Gemeiner und ungesunderter Brüder erblich und ewiglichen gefallen seyn sollten“,

nicht etwa dahin gedeutet werden möchte, das Successionsrecht der Erbverbrüdernten trete schon bey dem Abgange einer Linie des andern Hauses ein; worauf man bey der Betrachtung der Erbverbrüdernten, als natürliche Miterben, Gemeiner und ungesunderter Brüder vielleicht hätte kommen können. Indess auch abgesehen hiervon, und selbst wenn man in der fraglichen Stelle eine Disposition über die Nachfolgeordnung unter den Gliedern der beiden erbverbrüdernten Häuser unter sich findet, immer liegt doch darin noch ganz und gar nichts für die Gradualfolge, und deren dadurch vermeintlich begründeten Feststellung. Die zur Nachfolge berufenen sind die nächsten männlichen Leihenserben etlicher Fürsten eines der erbverbrüdernten Häuser. Aber wer sind denn diese nächsten Leihenserben? Davon daß die Nähe nach dem Grade der natürlichen Verwandtschaft nach Regeln des Landrechts berechnet werden solle, sagt die Stelle kein Wort; vielmehr

deu-

deutet sie durch die Berufung der Lehnserben ausdrücklich auf eine lehnrechtliche Folge hin. Aber hier sind die *Nächsten* nicht die *nächsten natürlichen Verwandten*, sondern die *nächsten Mitbelehnten* oder in der Sprache der frühern Theilungsverträge vom 1485 und 1448, *diejenigen männlichen ehelichen Leibeserben der andern Linie, welche zu der Zeit noch am Leben seyn würden*; oder wenn man den Ausdruck aus den Longobardischen Lehengesetzen II. Feud. 50 erklären will, *diejenigen Alle und allein, welche aus der Linie des Abgegangenen sind*. Und dieses scheint auch wirklich der wahre und richtige Sinn der Erbverbrüderung zu seyn. Sie, welche die Erbfolge der Erbverbrüdernden auf die Idee eines natürlichen Miterben-Verhältnisses, von Gemeinern und ungesonderten Brüdern gründet, kann unmöglich ein anderes Nachfolgsystem anerkennen, als das, welches sich zu dieser Idee paßt. Dieses ist aber nur der Fall vom reinen Linealfolgsystem; keinesweges aber von der Gradualfolge.

Nicht zu verkennen ist gewiß hiernach, daß das Linealfolgeprincip im Hause Sachsen im *sechszehnten* Jahrhunderte noch eben so feststand, als es im *vierzehnten* und *funfzehnten* gelanden hatte. Im *siebenzehnten* erlitt es dagegen allerdings Anfechtung; aber genau betrachtet, doch auch weiter nichts, als nur *Anfechtung*. Ein gänzliches Aufgeben desselben läßt sich weder bey der Vertheilung der Länder der fränkischen Linie im J. 1640, noch bey dem Abgange der Altenburgischen im J. 1672 nachweisen. So scheinbar es auch für die Gradualfolgetheorie zu seyn scheint, daß nach dem Verträge vom 2. März 1634 die Glieder des Altenburgischen und Alt-Weimarischen Hauses sich über eine Theilungsweise der Lande der fränkischen Linie vereinbarten, die den Grundsätzen der Gradualfolge ganz zu entsprechen scheint, so läßt sich dennoch diese Theilung aus mancherley Gründen nicht für eine reine Theilung nach Grundsätzen der Gradualfolge anerkennen. Theils um deswillen nicht, weil die Altenburgische Linie einige Stücke zum Voraus bekam, deren Vor- und Nehmen nicht mit der Gleichheit der Nachfolge nach Principien der Gradualfolgetheorie vereinbarlich ist; theils darum nicht, weil der Vertrag vom 2. März 1634 den in ihm beliebten *Modus succedendi* selbst dann (436) noch aufrecht erhalten wissen will, „wenn gleich ein oder mehrere Häupter in den beiden Häusern, ehe und zuvor die Coburg-Eisenbergische Succession sich eröffnete, mit Tode abgehen würden“; was offenbar nicht zu einer reinen Gradualfolge paßt, sondern sich mehr der Linealfolge nähert. Auch ist offenbar die in dem besondern Vertrag unter den Gliedern des Alt-Weimarischen Hauses vom 23. März 1634 verabredete Uebereinkunft,

„daß auf den unverhofften Fall, da einer von ihnen von dieser Welt abgefordert würde, und einen oder mehr männliche Leibes-Lehnserben verlassen würde, dieselbe an ihres Herrn Vaters Stelle treten und seine ganze Por-

tion an Land und Leuten im Coburg- und Eisenbergischen Fürstenthume nicht weniger bekommen sollten, als dieselben Dero Herr Vater, wenn er den Successionsfall selbst erlebet, gebühret hätte; jedoch solle diese ihre freundsbrüderliche Vergleichung künftig auf andere dergleichen Fälle durchaus nicht gezogen werden, sondern allerdings unpräjudicial und unnachtheilig seyn“,

für die Gradualfolgetheorie keinesweges so gewichtvoll, wie sie der Vf. (S. 437—439) darstellt. Sie läßt sich vielmehr für einen Stützpunkt für das Lineal-Folgeprincip annehmen. Denn nur nach diesem konnten die männlichen Erben eines vor dem Abgange der fränkischen Linie verstorbenen Bruders im Weimarischen Hause die Theilnahme an der Succession ansprechen, und daß man sie ihnen zugesand, spricht auf jeden Fall eine Annäherung an die Grundsätze der Verträge von 1387 und 1403 aus, die für einen ähnlichen Fall gleichmäßige Bestimmungen enthalten, und gewiß zu den altväterlichen Verträgen gehören, welche das Resütutionsedict v. J. 1552 bey der Lehre von der Nachfolge der Seitenverwandten im Hause Sachsen beachtet wissen will.

Den vorzüglichsten Stützpunkt für das Gradualfolgeprincip und dessen Annahme und Herrschaft im Hause Sachsen Ernestinischer Linie haben die Freunde und Vertheidiger desselben stets in der Geschichte der Theilung des Altenburgischen Anfalls und des bey dieser Gelegenheit unter dem 6. May 1672 errichteten Nebenvertrags gefunden, und auch der Vf. hat sich umständlich mit der Herausstellung der Wichtigkeit dieses Stützpunktes (S. 439—493) abgegeben. Wahr ist es auch, dieser Vertrag sagt mit dürren Worten:

„daß Inhalts der bey diesem fürstlichen Sammtthause aufgerichteten Verträge und ausgelassenen kundbaren Schriften, auch Judicial- und Extrajudicialanwendungen die Primogenitur allwege nach dem wirklichen Alter, so in natürlichem Lauf der Jahre, Monat und Tage bestehet, nicht aber nach den Linien, nach Repräsentation, nach *fictione juris* gerechnet und geachtet, auch die *Successiones in linea collateralis*, außer dem Falle concurrirender Brüder und Bruders Kinder nach Ausweis der Erbverbrüderung und kaiserlicher gemeiner Rechte in allen Fällen nach Nähe des Grades und der Sippszahl geschehen und fallen, und darüber von keinem Theil zu keiner Zeit nichts tentiret noch vorgenommen, noch von einiger Richter, Freunde und Verwandten dem dagegen handelnden einiger Beifall, Vorschub oder Hülfe in oder außer Rechts gethan werden solle“. —

Allein dieser Vertrag berührt, wie sein Inhalt klar zeigt, nur die Verhältnisse zwischen den *Gesamthäusern Weimar* (neu Weimar) und *Gotha*, und regelt bloß deren Concurrenzverhältnisse in Beziehung auf die Nachfolgeberechtigungen in die Besitzungen des Albertinischen, Königlich Sächsischen, Hauses. Die Prohibitivclausel, von der der Vf. (S. 576) spricht, beschränkt sich bloß auf den Fall, wo die Gesamthäuser Weimar und Gotha in der angedeuteten Beziehung einander gegenüber stehen. Davon aber, daß der Vertrag und die ihm angehängte Prohibitivclausel die Autonomie der beiden Gesamthäuser des Er-

Ernestinischen Hauses, des *Weimarischen* und *Gothaischen*, rücksichtlich der Bildung einer Beziehung auf dieses oder jenes allein beschränkten Nachfolgesystems beschränken soll, enthält dieser Vertrag auch nicht eine einzige Sylbe. Der ganze Vertrag erhält überhaupt nur aus der Geschichte der Altenburgischen Successionsfreitigkeiten und den diesen vorhergegangenen Altenburgischen Präcedenzsireit, seine nöthige Erläuterung. Seine ganze Fassung zeigt, daß der eigentlich dabey zu Grunde liegende Zweck nur der ist, die Behauptungen und Grundsätze aufrecht zu erhalten, welche das alte Weimarische Haus, dem Altenburgischen gegenüber, in der eben erwähnten Präcedenz-Streitfläche vertheidiget hatte, von welchen man aber von Seiten der Weimarischen Prinzen bey dem Eintritte des Altenburgischen Anfalls dadurch abzuspringen gesucht hatte, daß man von deren Seite auf den Grund der Primogenitur des Stifters ihrer Linie dem Herzoge Ernst dem Frommen die Nachfolge in die Lande der Altenburgischen Linie sireitig zu machen unternommen hatte. Indem man den fraglichen Vertrag abschloß, wollte man dem Herzoge Ernst und seinen Nachkommen die Nachfolge in die Succession des Albertinischen Hauses sichern, und im Voraus der Anwendung der Primogeniturgundsätze begegnen, von welchen in einem solchen Falle Weimar gegen *Ernst*, und sein Haus, vielleicht eben so hätte Gebrauch machen mögen, wie dieses jetzt geschehen und ehehin von Altenburg gegen Alt-Weimar versucht worden war. Bloß hierauf beschränken sich die vorhin erwähnten Prohibitivclauseln. Inzwischen auch abgesehen von der angeführten aus der Fassung des Vertrags selbst entnommenen Deutung, liefert wohl den überzeugendsten Beweis, daß man durch diese Clauseln und den ganzen Vertragsinhalt, weiter nichts, als nur den angedeuteten Punct, bezweckte, die Geschichte der Bildung des Familienrechts in den beiden Gemalthäusern *Weimar* und *Gotha*, seit der Zeit der Errichtung des angeführten Nebenvertrags zu der Erklärung der angeführten Prohibitiv-Clauseln. In beiden hielt man für die Collateral-successionsfälle in den Häusern die früher hausverfassungsmäßig begründete Linealfolge ganz unwandelbar fest. Für das Haus *Weimar* ergiebt sich dieses aus der Art und Weise, wie sich (S. 123) nach dem Tode des Herzogs *Johann Wilhelm* zu *Jena* die beiden Weimarischen Speciallinien *Weimar* und *Eisenach* in die damit angefallene Jena'sche Landesportion mittelst des Vertrags vom 12. Julius 1691 vertheilte. In Bezug auf das Haus *Gotha* aber spricht sich dieses Festhalten zuerst aus in der Bestimmung Herzogs *Ernst des Frommen* in seinem obenerwähnten *Testamente* vom J. 1654, der diesem folgenden sogenannten *Regimentsverfassung* vom J. 1672 und der *Erläuterung der letztern* vom 27. August 1674, wo er alle seine Söhne und deren Descendenz zur gleichmäßigen Nachfolge in seine Lande beruft; — eine Berufung, in deren Sinne und Geiste die Feststellung der Linealfolge wenigstens stillschweigend auf keinen Fall zu

verkennen ist. — Dann aber tritt dieses Festhalten vorzüglich und bestimmt sichtbar hervor, in der Bestimmung des *Haupttheilungsvertrags* zwischen dem Herzoge *Friedrich I.* zu *S. Gotha* und *Altenburg*, und seinen vier jüngern Brüdern, den Herzogen *Heinrich* zu *Römhild*, *Christian* zu *Eisenberg*, *Ernst* zu *Hildburghausen* und *Johann Ernst* zu *Saalfeld* vom 24. Februar 1680 (§. XV.):

„daß auf den Fall, daß einer oder der Andere von denen sämtlichen sechs fürstlichen Gebrüderh, nach Gottes Willen ohne fürstliche Mannserben Todes verfahren sollte Sr. Herzogs *Friedrichs* Durchl. oder Dero Posterität zur Ergötzlichkeit für die Uebernehmung der gemeinen Bürden und zu einiger Aufhelfung des jetzt sehr geschwächten Cammervermögens, bey jedem Fall, an demjenigen, was Ihro und diesen vier Jüngern Herren Brüdern, oder denen Ueberlebenden und ihren fürstlichen Erbden, an Erbschaft und Anfall zukömmt und gebühret, eine *portio virilis* zum *praecipuo* gegönnet, solchemnach bey jeden Theilungen eine Portion mehr, als der fürstlichen Interessenten Anzahl, oder mit der Zeit *Stämme* sind, gemacht oder gesetzt, sodann Herrn Herzogen *Friedrich* zwey Theile, diesen, den Jüngern Vieren, oder nach er eignenden Fällen, sodann *dreien* oder *weniger* überlebenden Herren Brüdern aber, *jedweden* *Ein Theil*, gefolget und überlassen werden soll“,

desgleichen (§. XXIII.)

„daß auf den Fall, daß Herzogs *Friedrichs* Durchl. ohne fürstlichen männlichen Stamm, oder nach ihnen Dero fürstliche Mannslinie mit Tod abgehen und gänzlich erlöschen sollte, sie die vier Herren Gebrüder und deren Posterität an diesen Erbvergleich, so viel derselbe Herzog *Friedrich* und Dero Linie an allerley Emolumenten, *Juribus* und *Präcipuen* beygelegt, durchaus nicht gebunden, sondern solches Alles mit dem Fall *ipso facto* erlöschen, aufgehoben und von keinen weitem Kräften seyn, und die vielberührten Hoheiten, Emolumente, Rechte und *praecipua*, *cum omni residuo onere* auf Ihre Durchlauchtigkeiten und ihre *Stämme pro rata* zurückfallen sollen, sie sich auch deren frey ungehindert annehmen, insonderheit aber alles dasjenige, was Herzogs *Friedrichs* Durchl. inzwischen in Kraft dieses Vergleichs, jetzt oder künftig als ein *praecipuum* von ihren der Jüngern vier Herren Brüdern Antheilen zugewachsen und vorhanden, sodann als das heimgefallene Ihrige, zum Voraus wieder haben, behalten, und also es ohne Abgang gebrauchen und genießen wollen“. —

Ferner tritt dieses Festhalten hervor in der Art und Weise, wie sich die Specialhäuser *S. Gotha*, *Meiningen*, *Hildburghausen* und *Saalfeld* in die durch den unbeerbten Abgang der Herzoge *Albrecht* zu *Coburg*, *Christian* zu *Eisenberg* und *Heinrich* zu *Römhild*, in den J. 1699, 1707 und 1710, angefallene *Coburg-Eisenberg-* und *Römhildischen* Lande vertheilten, wo in dem bekannten R. H. R. Erkenntnisse vom 25. April 1714 sämtliche in den J. 1680 u. 1681 abgeschlossene Verträge „in allen ihren Inhalt, Clauseln und Puncten“ auf das kräftigste bestätigt, und

„in allen bey dem fürstlichen *Gothaischen* Gesamthause vorkommenden Regierungs- *Successions-* und andern dahin gehörigen Geschäften zu einer *immerwährenden* Richtschnur und *statuto domestico* gesetzt“,

und dem zu Folge die Herzoglichen Häuser *Gotha* und *Meiningen* so gut mit zur Theilung gelassen wurden,

den, als die übrigen Häuser, ungeachtet jene nach den Grundsätzen des sächsischen Privatrechts, von dessen Anwendung auch der Vf. an mehreren Stellen so viel spricht, um deswillen hätten ausgeschlossen werden müssen, weil *Friedrich I.* zu Gotha vor dem Ableben der erwähnten *drey* Brüder, Herzog *Bernhard* zu Meiningen aber vor dem Ableben der beiden *letztern* gestorben war. — Weiter tritt dieses Festhalten hervor in dem Vertrage zwischen *Gotha* und *Hildburghausen* vom 20. Junius 1744 (S. 695) und in der hierin enthaltenen Bestimmung,

„weil in dem fürstbrüderlichen Punctations-Recess vom 8. März 1679 sowohl als in den darüber gestellten Erinnerungen und hierauf erfolgten Resolutionen vom 8. u. 24. September des nur beregneten Jahres §. 9. allermeist aber in den von weil. Ihro kaiserl. Maj. Leopold gl. A. bestätigten Hauptvertrag vom 24. Februar 1680 §. 15. juncl. §. 22, — *Ordo succedendi in stirpes* unter den hochfürstlichen von weiland Herrn Herzogs Ernst zu S. Gotha nachgelassenen Herren Söhnen abstammenden Häusern auf das Deutlichste festgestellt ist, also wird es hierbey sowohl wegen des — damals wahrscheinlich bevorstehenden — S. Coburg-Meiningischen Anfalls, als auch wegen der fernerweiten in dem fürstlichen Sammtthause Sachsen, Gotha'scher Linie sich über lang oder kurz begebenden Successionen zur genauesten Befolgung obiger Hausverträge und der kaiserlichen gerechtesten Erkenntnisse, mittelst dieses nochmals unabweichend und unwiderruflich belassen“;

desgleichen in der mit diesem Vertrage beynahe wörtlich gleichlautenden *Abrede* zwischen den herzoglichen Häusern S. Gotha und S. Coburg-Saalfeld vom 21. Januar 1787, wo gleichfalls der *Ordo succedendi in stirpes* als das *praecipuum successionis* wiederholt agnoscirt wird,

„dergestalt, daß es nicht nur bey dem damals bevorstehenden S. Meiningischen Anfall Statt haben, sondern auch bey einem fernerhin in dem fürstlichen Sammtthause S. Gotha'scher Linie sich nach Gottes Willen begebenden Successionsfalle die genaueste Befolgung der angeführten Hausverträge und kaiserlichen Erkenntnisse in diesem Puncte beobachtet werden soll“. —

Am allermeisten aber offenbart sich dieses Streben, in dem unter den 28. Julius 1791 von *allen* damals blühenden Häusern des Gotha'schen Gesamtthauses *abgeschlossen*, und *auch von allen unbedingt genehmigten Römhilder* Verträge, und der hierin (§. V.) enthaltenen Bestimmung:

„Nachdem die *successio linealis in stirpes* in Ansehung der in dem herzoglichen S. Gotha'schen Gesamtthause vorkommenden *Collateral-successionsfälle* ohnehin schon verglichen, so behält es bey den abgeschlossenen Vergleichen, und insbesondere zwischen den herzogl. Häusern S. Gotha und Hildburghausen bey den Reccessen vom 24. Februar 1680, 10. Februar 1685, 10. April 1702 und 6. Fe-

bruar 1745, in so weit solche denen herzogl. Häusern S. Coburg-Saalfeld und S. Coburg-Meiningen nicht präjudiciren, dann zwischen den herzogl. Häusern S. Gotha und S. Meiningen bei den Reccessen vom 8. Junius 1681, 27. Junius 1687 und 30. May 1717, in so weit solche den herzogl. Häusern S. Coburg-Saalfeld und S. Hildburghausen nicht präjudiciren, und zwischen den herzogl. Häusern S. Coburg-Saalfeld und S. Gotha bey den Reccessen vom 24. Februar 1680, 6. September 1717 und 21. Januar 1787, in soweit solche den herzogl. Häusern S. Coburg-Meiningen und S. Hildburghausen nicht präjudiciren, sein unabänderliches Bewenden. Desgleichen haben sich zu Abwendung künftiger Successionsirungen allerseitige fürstliche Herren Interessenten auch dahin vereinigt, daß von dato an von dem S. Gotha'schen Gesamtthause bey den außer diesem herzogl. Hause in der herzogl. S. Weimar- und Eisenach'schen Linie, oder in dem Churfürstl. Sächsischen Hause entstehenden *Collateral-Successions-Anfällen* die *successio linealis* in stirpes angenommen und pro statuto domestico festgesetzt seyn und bleiben solle; und zwar dergestalt, daß von den jetzo in dem fürstl. S. Gotha'schen Gesamtthause bestehenden vier Speciallinien, S. Gotha, S. Meiningen, S. Hildburghausen und S. Coburg hiervon eine Jede zur Zeit des S. Weimarischen oder Churfürstlichen Anfalls noch existirende Speciallinie, außer den Churlanden, gleiche Erbstatam erhalten soll“.

Bey einem solchen offenen und unumwundenen Streben der Autonomie des Gesamtthauses Gotha, sich für sich die Grundsätze des ältern Familienrechts des Hauses Sachsen möglichst aufrecht zu erhalten und zu befestigen, mag es wohl jedem aufmerksamen und unbefangenen Leser als eine sehr schwierige Aufgabe erscheinen, trotz alle dem noch das Fortbestehen und die Herrschaft des Gradualfolgeprinzips in diesem Hause bey Collateralfällen in ihm erweisen, und zu dem Ende über den Inhalt der hier angeführten ganz klaren Hausverträge hinwegkommen zu wollen. Man wird vielmehr mit uns die Ueberzeugung theilen, in dem Gotha'schen Gesamtthause sey bey solchen Verträgen die hausverfassungsmäßige Fälligkeit des reinen Linealfolgeprinzips selbst dann nicht zu bezweifeln, wenn auch über die Frage: welches Princip früherhin nach den vorhandenen Hausverträgen für das Gesamte Haus Sachsen beider Linien, oder auch nur für die ganze Ernestinische Linie allein, bestanden? noch so viele und noch so bedeutende Zweifel obwalten möchten. — Indess der Vf. hat dieses Wagstück bey alle dem begonnen, und wir sind ihm das Geständniß schuldig, daß er wirklich alle nur irgend anwendbare Fähigkeiten eines gewandten Interpreten benutzt hat, um bey dem Leser ein günstiges Urtheil für das Bestehen und die Erhaltung der Herrschaft des Gradualprinzips zu erschleichen. Schade nur, daß diese Anstrengungen dennoch am Ende ihres Zweckes verfehlen.

(Der Befehl folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

- 1) CASSEL, ohne Angabe des Verl.: *Grundlage der rechtlichen Entscheidung des dermaligen Successionsfalles im Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha.* Von Dr. B. W. Pfeiffer u. f. w.
- 2) CASSEL u. in Comm. d. Hahn. Hofbuchh. zu HANNOVER: *Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in den monarchischen Staaten des deutschen Bundes* — von Dr. B. W. Pfeiffer u. f. w.
- 3) *Ebendaf.: Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in dem Sächsischen Fürstenhause, insbesondere dem Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha* — von Dr. B. W. Pfeiffer u. f. w.

Auch unter dem Titel:

Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in deutschen Staaten überhaupt, und in dem Herzoglichen Gesammthause Sachsen-Gotha insbesondere u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Uns wenigstens will es bedünken, die Art und Weise, wie der Vf. bey der Behandlung und Auslegung der in dem Gothaischen Gesammthause seit dem Tode des Herzogs Ernst des Frommen 1679, 1680 u. 1681 bis 1791 von den Fürsten dieses Hauses unter sich errichteten Verträge verfährt, sey nichts weiter, als ein Erzeugniß einer sehr gewagten Hermeneutik. — Wie nämlich der Vf. seine Leser zu überreden sucht, hat (S. 628) aus den Verträgen, welche nach Ernst des Frommen Tode seine obenerwähnten Söhne über die Theilung der ihnen von ihrem Vater hinterlassenen Lande eingingen, und namentlich aus den Haupttheilungs-Verträgen von den J. 1680 u. 1681 unmöglich etwas hervorgehen können, was den Charakter einer *allgemeinen Rechtsnorm* für das fürstliche Gesammthaus und für die *sämmlichen Glieder desselben* an sich getragen hätte; sondern allos Ergebniss aus diesen Verträgen soll nur das seyn, das „jede Partey von nun an nur nach den speciellen vertragsmäßigen Bestimmungen, worauf ihr besonderes Verhältniß beruhte, beurtheilt und wenigstens eine Rechtstheorie für die Entscheidung streitiger Fälle überhaupt nur auf solche Weise gebildet werden konnte, das man dabey die Ungleichartigkeit dieses ganz eigenthümlichen Verhältnisses, mit Rücksicht auf die einzelnen, sich zu Parteyen grup-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

pirenden Mitglieder des Gesammthaus als nothwendig bedingende Grundlage auffaßte und festhielt.“ Es sollen also seiner Darstellung nach sich *zwey* Systeme gebildet haben, und seit jener Periode neben einander fortlaufen: nämlich (S. 629) 1) das System der *Gemeinschaft* zwischen dem Herzoge *Friedrich und den vier jüngern Brüdern*, mit allen denjenigen Bestimmungen, welche dieses besondere Rechtsverhältniß sowohl nach allgemeinen Grundsätzen, als nach deren im sächsischen Fürstenhause schon herkömmlichen Anwendung erfordert, und 2) das System der *Landestheilung* zwischen den *beiden noch ältesten Brüdern unter sich und gegenüber dem Herzoge Friedrich in Gemeinschaft mit den vier jüngern Brüdern*, ebenfalls mit allen denjenigen Folgesätzen, welche dem nach einer Theilung eintretenden Verhältniß, wie es das sächsische Fürstenrecht überhaupt mit sich bringt, eigen sind; — und dieser Unterscheidung legt der Vf. (S. 630) die größte praktische Wichtigkeit bey. Aus dem Nebeneinanderbestehen der von ihm angenommenen zwey ungleichartigen Systeme soll nämlich (a. a. O.) folgen, das bey vorkommenden Successionsfällen zu 1) die Ansprüche der *fünf* in Gemeinschaft gebliebenen Specialhäuser (*Gotha, Römhild, Eisenberg, Hildburghausen und Saalfeld*) sich nothwendig nach dieser Grundlage ihres Verhältnisses gestalten, also eine Vereinigung der anfallenden Lande mit den Gesammtbesitzungen dieser fünf Häuser, und im Innern derselben die Consolidation mit den Antheilen jedes einzelnen Hauses an dieser Gesammtmasse zur Folge haben mußte,

„jeder Länderanfall gieng demnach in so viele Theile, als noch ursprüngliche Betheilte oder Stämme derselben an der ideellen Gesammtmasse participirten; es fand also unter diesen fünf Häusern eine *Stammfolge* allerdings, jedoch, wie sich nach der Natur ihres Verhältnisses von selbst verstand, als rechtliche Wirkung der unter ihnen beybehaltenen Landesgemeinschaft oder unterbliebenen Landestheilung, Statt.“

zu 2), das die Ansprüche der *beiden abgetheilten Specialhäuser* (*Coburg und Meiningen*) lediglich nach dem in dem fürstlichen Hause Sachsen überhaupt, und der Ernestinischen Linie desselben insbesondere geltenden Regel der Erbfolgeordnung beurtheilt werden konnten,

„indem (S. 631) diese aus der Gemeinschaft gänzlich herausgetreten waren, und auch eine specielle Norm nicht existirte, welche eine Abweichung von jener allgemeinen Regel für sie zu begründen vermocht hätte.“

Indefs zu einer solchen Deutung der Theilungsverträge von den J. 1680 und 1681 läßt sich wohl nichts anders sagen, als *incidit in Scyllum, qui vult vitare Charybdim*. Nach dem hier aufgestellten Nachfolge-system des Vfs. hätte dem Herzogl. Haufe S. Meiningen zwar von dem Nachlasse des Herzogs Albrecht zu Coburg, des zweyten Sohnes Herzogs Ernsts des Frommen, sein Antheil mit Einem Sechstheile gebührt; aber ganz und gar nichts von den Anfällen bey dem Abgange der Herzoge Heinrich zu Römheld und Christian zu Eisenberg. Aber eine unbefugte Theilnahme des Meiningischen Hauses an diesen Anfällen hat noch niemand behauptet.

Uebrigens gesteht der Vf. selbst zu, daß der Vertrag von 1680 die reine Linealfolge begründe, und daß solche in dessen Sinne und Geiste offen vorliege. Damit ihm jedoch dieses Zugeständniß nicht nachtheilig seyn möge, sucht er es (S. 663) wieder dadurch zu entkräften, daß der Vertrag nur *specielles* Recht zwischen Gotha und den vier jüngern Brüdern gebe, von Meiningischer Seite aber man an jene Stipulationen nicht gebunden sey. Aber dem steht entgegen, daß die beiden ältern Brüder in den Verträgen vom 6ten Junius 1681 §. 21. und 24ten Sept. 1681 §. 19. bestimmt erklären, daß sie dem, was der Vertrag vom 24ten Febr. 1680 über die Verhältnisse der vier jüngern Brüder gegen Gotha festgesetzt hat, nicht weiter widersprechen wollen, und daß, wie wir oben gesehen haben, das R. H. R. Erkenntniß vom 26ten April 1714 die Bestimmungen aller angeführten Verträge für alle bey dem fürstlichen Gesamtthause Gotha vorkommende Regierungs-, Successions- und andere dahin gehörige Geschäfte zu einer *immerwährenden* Richtschnur und *statuto domestico* gesetzt, auch allerseits damals fireitende Interessenten — und also auch das Herzogliche Haus Meiningen — zu deren unverbrüchlichen Festhaltung, bey Vermeidung einer kaiserlichen Strafe von Einhundert Mark löthigen Goldes, *ernstlich* angewiesen hat. — Und dieses schlagende Moment wird wohl schwerlich durch die Bemerkung des Vfs. (S. 641) zu entkräften seyn:

„die ältern Brüder hätten den Vertrag vom J. 1680 eigentlich nicht *genehmigt*, sondern bloß erklärt, denselben *weiter nicht widersprechen*, und sich in Aufsehung der davon abhängigen Folgen nur passiv verhalten zu wollen.“

Wir halten es wenigstens nicht für nöthig, über diese Bemerkung auch nur ein einziges Wort zu verlieren. Behauptungen der Art widerlegen sich selbst.

Am meisten macht dem Vf. der oben angeführte Vertrag vom 28ten Julius 1791 zu schaffen. Die oben ausgezogene Stelle hält er (S. 706) für die *wichtigste* und zugleich die *bedenklichste* unter allen, welche über die Entscheidung auf die Successionsordnung in dem Gothaichen Gesamtthause Einfluß haben. In Ermangelung anderer Entkräftungsmittel sucht er Schutz gegen sie in ihrer Fassung; darin, daß hier die *Successio linealis in stirpes* als ohnehin schon *verglichen* aufgeführt ist. Es soll dieses (S. 709) eine bloß *assertorische* Angabe seyn, die Erzählung einer

Thatfache, deren geschichtliches Daseyn als außerhalb dem Vertrage liegend und demselben schon vorausgegangen angenommen wird. Hierin liegt, meint er, nichts *Dispositives*; „man vergleicht sich nicht *jetzt erst* über die *successio linealis*, man benutzt nur den als historisch wahr vorausgesetzten Umstand, daß ein Vergleich hierüber bereits Statt gefunden habe, zur factischen Grundlage der weiter hierauf folgenden Verfügung, daß es hierbey bewenden solle.“ Und dieses vorausgesetzt, soll (S. 711) aus dieser Stelle a) ein *selbstständiges* Argument für das Linealfolgeprincip offenbar nicht zu entnehmen seyn, sondern b) nur in sofern, als in den einzelnen Verträgen, auf welche darin unmittelbar und ausschließend Bezug genommen wird, Verfügungen über jenes Successionsprincip wirklich enthalten sind, eine vertragsmäßige Anerkennung desselben, jedoch c) auch dieses nur mit der ausdrücklichen Beschränkung auf diejenigen fürstlichen Häuser, welche als Copaciscenten in Beziehung auf jeden dieser einzelnen Verträge erscheinen. Weil (S. 712) das, was in dem Verträge anerkannt worden ist, nicht ein allgemeines Rechtsprincip sey, welches vorher schon herkömmlich gegolten hätte, sondern bloß der specieller Inhalt bestimmter Verträge, die schon als *lex scripta* unter den Paciscenten gelten, und da diejenigen Verträge, welche unter den im Recessu genannten von der Linealfolge sprechen und diese festgesetzt haben, namentlich die von 1680, 1744 und 1787, bloß specieller Verträge zwischen S. Gotha und den beiden Herzoglichen Häusern S. Hildburghausen und Coburg-Saalfeld seyen, und Meiningen hier nicht Mitpaciscent gewesen sey; — darum soll die fragliche Stelle von Coburg und Hildburghausen Meiningen gegenüber nicht geltend gemacht werden können (S. 723 und 731). — Aufser dem Allen aber soll der Inhalt der vorhergegangenen Verhandlungen mit dem Inhalte des Vertrags selbst gar nicht übereinstimmen (S. 738). Die Deputirten aller vier Herzoglichen Häuser, welche an den Verhandlungen Theil genommen hätten, wären zwar vollkommen darüber einig gewesen, daß das Princip der Linealfolge nach Stämmen, vorzugsweise vor dem Gradualprincip, als Regel der Erbfolgeordnung, insonderheit auch innerhalb des Gothaichen Gesamtthaus, für die Zukunft festgesetzt werden sollte (S. 743); allein dieses seyen nur Tractaten gewesen, mit welchen der wirklich gefasste Beschluß durchaus nicht übereinstimme, und welche auch von Seiten der committirenden Fürsten nicht genehmigt worden wären: denn die Genehmigung erstrecke sich bloß auf den *Recess*, nicht aber auf die ihm vorhergegangenen Verhandlungen (S. 743 u. 744).

Man sieht, daß der Vf. nichts unversucht gelassen hat, um seinen Leser rückfichtlich des Werths des fraglichen Recesses irre zu führen, und daß er das, was Andere in dieser Beziehung schon vor ihm gethan und gesagt haben, möglichst in seinen Nutzen verwendet hat. Indefs so künstlich sein aufgeführtes hermeneutisches Gebäude ist, so leicht ist es umzu-
stürzen

stürzen. Man braucht nur die Geschichte der Verhandlungen, so wie er sie (S. 788 — 749) selbst gegeben hat, zu lesen, um sich zu überzeugen, daß ihm der Gesichtspunkt ganz entgangen ist, aus dem jene Verhandlungen und ihre Folge, der Recess und der wechselseitige Stand beider gegen einander, angesehen werden muß. Der Zweck der Conferenzen, welche die sächsischen Häuser einige Jahre nach einander über mehrere gemeinsame Angelegenheiten pflogen, war in Bezug auf den fraglichen Punkt des Recesses, der: *wie künftig Irrungen bey vorkommenden Successions- und andern Füllen auf beständig abzuwenden?* Diesen Zweck giebt nicht nur der Eingang der Vertragsurkunde an, sondern auch eben so das (S. 823 u. 824) abgedruckte Einladungsschreiben des Herzogs Georg zu Meiningen von 11ten Sept. 1789 an den Herzog zu Hildburghausen. Bey der Verhandlung über diesen Conferenzzpunkt aber war nicht davon die Rede, was in Ansehung der Nachfolge der Seitenverwandten *erst festzustellen sey?* sondern bloß davon, was *bereits festgestellt sey?* nicht also, wie der Vf. die Sache darstellt: *de lege condenda*, sondern bloß von dem Inhalt einer bereits vorhandenen *lex condita*. Man gieng bey den Verhandlungen, wie sie der Vf. (a. a. O.) selbst erzählt, davon aus, „daß in dem Gothaischen Gesamthause über das *principium successionis in diesem* unmöglich ein Streit weiter obwalten könne.“ Dieses war die Ansicht, welche der *Gothaische* und *Hildburghausische* Deputirte aufstellten, und um die Richtigkeit dieser Ansicht drehte sich der ganze Verhandlungsgang, der sich am Ende damit endigte, das die *Meiningischen* und *Coburgischen* Deputirten, welche, weil die Herzoglichen Häuser Meiningen und Coburg sich früherhin bey verschiedenen Gelegenheiten und namentlich bey den Streitigkeiten über die Weimarsche Vormundschaft gegen Gotha auf das Gradualprincip berufen hatten, das angegebne Unbefristetseyn des Linealprincips nicht sofort zugeithen wollten, — sich mit den Ansichten der Gotha- und Hildburghausischen Deputirten conformirten, d. h. der von diesen aufgestellten Behauptung: *daß in dem Gothaischen Gesamthaus das reine Linealprincip unbestritten feststehe*, beytraten; wie denn die Erklärung der Meiningischen Deputirten wörtlich so lautet:

„Konnten die Meiningischen Herren Deputirten im Voraus versichern, daß des regierenden Herrn Herzogs zu S. Meiningen Herzogl. Durchlaucht vorhin geneigt waren, sich mit allen denjenigen Grundsätzen zu conformiren, wodurch das Gesamtwohl des Hauses befördert werden kann. Da nun die Linealsuccession *in stirpes*, ohne Rücksicht auf die Nähe der Grade in Absicht des Gothaischen Gesamthauses den Vorzug verdiene, und die meiste Billigkeit in sich fasse, so conformirten S. Meiningische Herren Deputati, ungeachtet ihrem gnädigsten Herrn dormalen das Principium der Gradualsuccession zuträglicher wäre, mit den Erklärungen der Gotha und Hildburghausischen Herren Deputirten, daß nämlich bey allen künftigen Collateralanfällen, welche sich nach göttlichen Rathschlüssen sowohl in dem neu Ernestinischen Gesamthause, als bey der Herzoglich S. Weimarschen Linie, oder in Absicht

der Churfürstlich Albertinischen Linie ereignen könnten, in dem fürstl. S. Gothaischen Gesamthause die *succession in stirpes* Statt finden, jedoch S. Weimar die Vorrechte auf die Chur und die ungetheilten Lande behalten müßte.“

Diesen Gang der Verhandlungen ins Auge gefaßt, konnte denn wohl auch die Fassung der Vertragsurkunde nicht anders gebildet werden, als wie solche wirklich ist, keineswegs dahin, *daß die Nachfolge nach Stämmen erst eingeführt werden solle*, sondern nur dahin, *daß solche schon eingeführt* — oder wie es wirklich heist — *daß sie ohnehin schon verglichen sey und es bey den abgeschlossenen Vergleichen bewende*. Da sich die Disceptionen bey den Verhandlungen bloß darum gedreht hatten: *ob diese Nachfolgeweise bereits schon verglichen sey, oder nicht?* man aber am Schlusse sich über das Erstere vereinigt hatte, so würde jede andre Fassungsweise den Verhandlungen nicht entprochen haben. Uebrigens war, was den oben angedeuteten Zweck der Verhandlungen angeht, den künftigen Successionsirungen gewils bey weitem besser dadurch vorgebeugt, daß man die Linealsuccession als schon bestehend annahm und sich mit den dieses aufstellenden Behauptungen von Gotha und Hildburghausen conformirte, als wenn man das Linealprincip erst als eine neue Verabredung hätte aufstellen wollen. Einestheils würde dieses den frühern Hausverträgen widersirebt haben, andernteils aber hätte es vielleicht von Seiten der bey den Verhandlungen nicht concurrirenden apanagirten Glieder des Hauses Widerspruch finden können, wie denn erst noch kurz vorher im J. 1787, bey dem damals wahrscheinlichen Abgange des Herzogl. Meiningischen Hauses und den desfalls vorläufig gepflogenen Verhandlungen, der apanagirte Prinz *Joseph Friedrich* von Hildburghausen die Idee geäußert hatte, auf das Gradualprincip zu recurriren, ungeachtet sein Haus sich stets zum Linealprincip bekannt und zu dessen Sicherstellung sogar die Abrede vom J. 1744 mit Gotha abgeschlossen hatte.

Was endlich die an die Vereinbarung über den angedeuteten Hauptpunkt angehängten Vorbehalte und Zurückweisungen auf frühere Verträge der Herzoglichen Häuser *Meiningen*, *Hildburghausen* und *Coburg* mit Gotha betrifft, so enthalten diese Vorbehalte weiter nichts, als: *wenn die drey Herzogl. Häuser S. Meiningen, Hildburghausen und Coburg-Saalfeld abgehen sollten, wollen die beiden Letztern nicht an die Begünstigungen und Nachlasse gebunden seyn, welche Gotha aus den angeführten Specialverträgen mit diesen drey Herzoglichen Häusern sich zu erwerben gewußt hat, sondern diese Begünstigungen und Nachlasse sollen bey solchem Anfall von Gotha in die derinstige Nachlassmasse zurückgewährt werden*; — und diesen Sinn erwogen, lösten sich ohne Weiteres alle die Bedenklichkeiten, welche nach dem Vf. aus der Rückweisung auf diese Verträge für den Sinn des Recesses von 1791 entstehen sollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1827.

ARZNEYGELEHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Deuerlich, und WIEB, b. Gerold:
Kritisch-etymologisches medicinisches Lexikon,
oder Erklärung des Ursprungs der besonders
aus dem Griechischen in die Medicin und in die
damit verwandten Wissenschaften aufgenommenen
Kunstausdrücke, zugleich als Beispielsamm-
lung für jede künftige Physiologie der Sprache,
entworfen von Ludwig August Kraus, Dr. Phi-
los. et Medic. legens in Göttingen u. s. w. Zweyte
stark vermehrte Auflage. 1826. 8. (2 Rthl. 18 Gr.)

Wie groß das Bedürfnis eines Werks, wie das vor uns liegende ist, geht schon daraus hervor, daß nach so kurzer Zeit (seit 1821) eine neue Auflage nöthig wurde, welche gegen die erste sehr vermehrt und verbessert erscheint. Auch ist das Nützliche eines solchen Unternehmens nicht zu verkennen, indem auch einem des Griechischen kundigen Arzte die ursprüngliche Bedeutung echt griechischer Ausdrücke und ihre Ableitung, oder die neu gebildeter, nicht selten auch barbarisch geformter Kunstausdrücke nicht sogleich gegenwärtig ist, und die gewöhnlichen Hülfsmittel zu ihrer Erforschung nicht hinreichen. Noch öfter wird aber ein der gelehrten Sprachen nicht kundiger Arzt von diesem Lexikon Gebrauch machen können, besonders da jetzt die griechischen Formen mehr als je in die Mode kommen. Auf solche Aerzte, deren es allerdings heut zu Tage nicht wenige giebt, sieht der Vf. sehr von oben herab, durch das dem Buche vorgesetzte Motto: „Pfuscher kannst du ohne Griechisch werden, aber, glaub' mir, nie ein sicherer Arzt.“ Für solche aber scheint er hauptsächlich gearbeitet zu haben, indem er bey den meisten seiner Leser voraussetzen scheint, daß sie nicht einmal griechisch lesen können, indem er größtentheils die griechischen Stammworte mit lateinischen Buchstaben hat drucken lassen.

Von einem Unternehmen wie dieses, glauben wir fordern zu dürfen, daß es, so viel nur möglich, alle einfachen und zusammengesetzten griechischen Kunstausdrücke enthalte, die aus den alten Aerzten in die neuere Kunstsprache übergegangen sind, so wie auch die, welche erst später, richtig oder unrichtig, gebildet worden. Bey beiden erwartet man die Anführung der Bedeutung, in der sie jetzt gebraucht werden; bey denen aus den ältern Aerzten aber auch die, oft später geänderte, frühere, mit Hinweisung

auf den Ort ihres Vorkommens oder wenigstens mit Angabe des Zeitalters, in dem sie in dieser oder jener Bedeutung gebräuchlich waren. Die Ableitung der Kunstausdrücke möchte nur bey den zusammenge-
setzten und bey den in neuerer Zeit gebildeten nothwendig seyn. Nie sollte aber die Angabe der Wurzel und deren Bedeutung, wenn beides bekannt ist, fehlen; so wie bey den neuern Worten, wenn sie unrichtig gebildet sind, (wie z. B. *acephalothorax*, *acephalogaster*) Vorschläge zu bessern Bildungen wünschenswerth wären. Uebrigens sagt der Vf. S. 808. sehr wahr: „wir thäten wohl, wenn wir uns zuvor besser bey den Alten belehrten, ehe wir selbst neue — oft gar wunderliche! Nomenclaturen producirten.“

Diesen gewis sehr billigen Forderungen ist der Vf. nicht ganz nachgekommen. Darüber zwar, daß manche Wörter vermisst werden, wie z. B. *Apophtharma*, *medicamentum abortivum*, *Anomos*, ohne Schulter, *Κισσός*, das bey *Hedera* wenigstens mit angeführt seyn sollte, u. a., wollen wir ihm keine Vorwürfe machen, indem wir die Schwierigkeiten einer durchaus vollständigen Sammlung nicht verkennen. Auch scheinen der fehlenden Worte nur wenige zu seyn. Weit mehr ist es Rec. aufgefallen, daß der Vf. eine Menge von Wörtern aufgenommen, die eigentlich gar nicht in ein solches Werk gehören, wie die griechischen Präpositionen, die einzelnen Buchstaben, und viele Wörter, die bloß darum hier stehen, weil sie (wie die Vorrede sagt) häufig zur Bildung medicinischer Kunstausdrücke gebraucht werden. Es ist nicht abzusehen, wo man hier die Grenze ziehen, welches Wurzelwort man aufnehmen, welches zurücklassen soll. Unmöglich können Wörter hierher gehören, wie *Agathos*, gut, *Ager*, der Acker, *Allotrius*, *Alpes* und *Alpinus*, *Amoenus*, *Anima*, *Animal*, *Aqua*, *Argos*, weiß, *Ariston*, das Frühstück, und *Aristos*, der Beste, *Arti*, gerade, *Auctor* und *Autor*, *Atheismus*, *Acrochiria*, *Aurora*, *Autos*, *Mater*, *Pater* und viele andere. Der Vf. führt die Wurzelworte auf, um, wie er sagt, durch Verweisung darauf Raum zu ersparen; aber die Worte nehmen selbst wieder sehr viel Raum ein, indem sich der Vf. bemüht hat, auch bey den einfachsten ihren Ursprung anzugeben, und nachzuweisen, wie die Menschen darauf gekommen sind, dieses und jenes mit diesem und jenem Laute auszudrücken. Wie viel Raum würde erspart worden seyn, wenn statt dieser, hier wenigstens unnützen, Versuche bey Wurzeln der zusammengesetzten Wörter die

malige Bedeutung ganz kurz wäre angeführt worden. Eben so wird der Raum unnöthiger Weise beschränkt, indem viele Adjectiva doppelt angeführt sind: einmal in der Bedeutung eines Substantivs, dann in adjectiver Bedeutung, wie *Alloecotica* und *Alloecoticus*, *Amblotica* und *Ambloticus* u. dgl. m., statt diese zusammen unter die adjective Form zu ordnen. Vieler Raum wird auch unnöthiger Weise durch die Anführung der verschiedenen Dialekte verschwendet; da es hinreichend gewesen wäre, allenfalls noch nächst der attischen Form die anzuführen, die bey der Zusammenfetzung gebraucht wurde.

Nur bey wenig Worten ist Hippokrates oder Galen angeführt, fast nie aber die neuere Entstehung angezeigt; an ein förmliches Citat ist gar nicht zu denken, so daß man nur selten wissen kann, welchem Zeitalter eigentlich das Wort angehört. Die Wurzelworte, die in den Alten nicht vorkommen, oder deren Vorkommen zweifelhaft ist, sind in Klammern eingeschlossen, auch wohl mit Fragezeichen begleitet, ebenso die Formen, die der Vf. für zweifelhaft hält. Worte aber, die bey den Alten gar nicht vorkommen, sollten auch hier gar nicht angeführt werden; und über das Zweifelhafte ihres Vorkommens sich Gewissheit zu verschaffen, fehlte es doch wohl nicht an Hilfsmitteln. Manche Worte, die als nicht vorkommend, oder als ob ihr Vorkommen zweifelhaft wäre, eingeklammert sind, werden aber wirklich gebraucht, wie z. B. *πορώ* ungew. Form für *πέρω*, *στροπέω* st. *στρέπω*, *στάω* u. dergl. Wörter, die besonders bey Zusammenfetzungen noch ihr altes Recht behaupten. Warum ist bey *Ἀγίλλεια* ein Fragezeichen, da es bey Theophrast. *περί αἰσθητικῶν* vorkommt? Die Accente und den *Spiritus lenis* hat der Vf. ganz verbannt, und sich darüber in der Vorrede durch eine lange Abhandlung zu rechtfertigen gesucht, indem er behauptet, diese Leseszeichen könnten zu Nichts dienen, ja sie seyen sogar schädlich. Die Gründe, die er für sein Verfahren anführt, haben uns nicht überzeugt. Nur der *Spiritus asper* und der Circumflex sind beybehalten worden. Warum eben der Letztere, sieht man nicht ein. Auch sind dadurch so ungeschickte Wortbezeichnungen entstanden, wie *εἶδος*, *ἄθλος*, *ἦτωρ*, *ἦτρον*, *ἄρα*. Oft ist der Circumflex falsch gebraucht, indem der Vf. S. 36. schreibt *amblyōma*, *ἀμβλωμα* st. *ἀμβλωμα*, S. 70. *ανθοῦς* st. *ανθους*, S. 154. *κείνη* st. *κείνης*, S. 836. *τράγω* st. *τράγω*, S. 798. in *Synizefis* *κορής* st. *κόρης*.

Lobenswerth ist dagegen die Bezeichnung der Quantität der Sylben, gegen welche in der Aussprache so häufig gefehlt wird. Doch ist diese Bezeichnung zuweilen falsch, wie *astylus*, *ἀστυλος* st. *astylos*, *Asynechia* st. *Afynochia*; *Athymus* st. *Athymus*.

In der Aufzählung der Bedeutungen erlaubt dieses Wörterbuch noch manchen Zusatz. Die ursprüngliche Bedeutung fehlt sehr oft, wie gleich S. 5. bey *Achne*, *ἄρη*; *Schaum des Meers*, *Duft auf den Pflaumen und andern Früchten*; S. 69. wird *Anthaloidum* und *Anthaloidum* als gleichbedeutend mit *Lo-*

didum angeführt und auf *Schweigger* verwiesen, aber wo? es fehlt jedoch die Bedeutung gänzlich und *Iodidum* ist auch nicht zu finden. *Aorta* wird bey Erotian, Lycus u. a. auch für die *Luftröhre* gebraucht, und *ai doctal* für die *Luftröhrenknorpel*; Bedeutungen, welche hier fehlen, obgleich angeführt wird, daß auch die *Bronchien* von Hippokrates so genannt wurden. *Analgia* und *Analgesia* heisst auch *Stumpfsinn*. Auch sollten die verschiedenen Bedeutungen nicht fehlen, in denen das eine und das andere Wort gebraucht wird, wie z. B. S. 90. bey *Apocrisis* die Bemerkung fehlt, daß es Hippokrates auch für jede *Ausleerung* braucht, nicht bloß für eine *kritische*, wie die *Ausscheidung* und *Vertheilung* der nährenden Stoffe durch den Körper; auch bedeutet es bey Galen die *Ausscheidung* schädlicher Stoffe aus der Luft, die vom Körper aufgenommen werden, wodurch alsdann Krankheiten entstehen, also das Entstehen von Miasmen und Contagien; Thucydides I. II. 49. gebraucht *ἀνακρίσθαι* für die *Verwandlung einer Krankheit in die andre*, wenn sich zur Zeit der Pest jede Krankheit in der Form der herrschenden zeigte. *Apolepsis* wird von Hippokrates auch für die *Unterdrückung* einer Secretion gebraucht, wie *ἀποληψὶς οὐρῶν, κοιλίης*. Bey *Lapagma* fehlt die Bemerkung, daß *ῥαντισσῶν* und *ἀναλλῶσιν* bey Hippokrates und Galen gleichbedeutend sind. Bey *Camatos* ist von *καμῶν* bloß die Bedeutung *arbeiten*, *kämpfen* angeführt, da die von *ermüden*, *erkranken* näher liegt, und weit mehr hierher gehört. Bey *Agoge* ist nur die Bedeutung von *Führung* und *Leitung* angegeben, aber nicht, daß es bey Hippokrates und Galen auch vorkommt als die *Ordnung*, der *Stand*, der *Verlauf* der Sache, die *Lebensart*, auch der *ganze Verlauf der Krankheit* und die *Heilmethode derselben*, der *Zustand der Witterung*, der *Jahreszeit* u. s. w. Ebenso fehlt bey *Aegis* die Bemerkung, daß *αἰγίς* bey den Alten, und selbst bey Hippokrates, auch für den *Staar* gebraucht wurde, da diese noch keinen Unterschied zwischen der Verdunklung der *Cornia* und der *Linse* machten.

Hin und wieder ist in der Angabe der Bedeutungen gefehlt, wenigstens nicht die bey den Alten herrschende angegeben. *Asmus* soll *Krauchen* bedeuten und gleichbedeutend seyn mit *Asthma*; da es doch eigentlich *hauchen* bedeutet, mit *offnem Munde ausathmen*; im Gegensatz von *φυσάω*, *blasen*, nach Aristotel. probl. sect. 34. *Aene* soll bedeuten, was nicht gekratzt werden darf, oder, was viel Kratzen verursacht, da Aetius tetrab. 2. I. 4. c. 13. *ἀνε* erklärt für einen *Ausschlag*, der nicht juckt. *Angioplania* bedeutet nicht *Abweichung der Gefäße vom normalen Bau* (dann müßte es auch für *Aneurysma* u. dergl. zu gebrauchen seyn), sondern *Abweichung des Gefäßes vom normalen Verlaufe*, von *πλάγη*, die *Absehwefung*. So hätte bey *Aperinus* der Unterschied zwischen *ἀπρηγῆς*, *unverstümmelt* (von *πρὸς*, *verstümmelt*) und *ἀπρηγός*, *ohne Tische* (von *πίναξ*, die *Tische*) angegeben werden müssen, da von dieser die Bedeutung: *ohne Hodensäck*, abhängt.

Die angegebenen Ableitungen sind in vielen Fällen zweifelhaft, bisweilen geradezu unrichtig. So wird *Agrippa* abgeleitet von ἀγρῶ ἰννα, ein Mensch, der, wie von einer wilden Stute, mit den Füßen zuerst geboren wird, (und der Vf. versichert, daß ihm alle echten Kenner des Griechischen ihren Beyfall über diese Ableitung zu erkennen gegeben haben) als ob die Stute ἡ ἰννα und nicht ἡ ἰννος hiesse, oder als ob nur von wilden Stuten die Füllen mit den Füßen zuerst geboren würden. Von *Agrypnia* wird zuerst die richtige Bedeutung Schlaflosigkeit angegeben, und dann doch die Herleitung von ἀγριος ἰννος gemacht, als ob ein wilder unruhiger Schlaf mit Schlaflosigkeit Eins sey. Bey *Althaea* wird ἀλθαία als Hauptstamm angeführt. Wo mag sich diese Form finden? Auch trifft man mitunter auf sonderbare Etymologien; so soll S. 155. βέρσα (ein abgezognes Fell) mit βέρσος, byssus, verwandt und dann auch von βύω, ausstopfen, abzuleiten seyn! S. 376. grasis von τράγος! S. 115. ἄστρον von αἶθω, brennen, und στήω, fest stehen. S. 118. bey ἄθλος heist es: „Athlos ist gleichsam dasselbe Wort mit *Asmos* und nur eine andre Form desselben! und bezeichnet eigentlich das Aus — dem Athem kommen durch die Anstrengung im Ringen.“ Wie weit sich der Vf. in der Etymologie verfliegt, mag S. 154. zeigen, wo es bey bulbos heist: „von βῶ (βέω, βολώ), winden, zusammenwickeln u. s. w., so wie auch das deutsche Zwiebel an ein Zusammenlegen, ein Doppeltmachen erinnert. Das Wort ist also etymologisch verwandt mit *Helosis*, *Ileus*, *Biblos* u. s. w.; durch das entsprechende lat. volvere mit *Volvolus*, *Convolutus*, *Involucrum* u. s. w. Vielleicht darf man auch an das Deutsche: *Wölle*, *Windel*, *Wickel* u. s. w. erinnern.“ Damit soll auch βούλησις verwandt seyn, und eigentlich bedeuten: wälzen, im Geiste überlegen oder gleichsam wälzen. Was soll man zu solchen Artikeln sagen, wie S. 665. πόσθη, wovon man die Etymologie nicht kennt? Das soll nun mit putus verwandt seyn, worauf auch schon *Scaliger* hel; und wird dann gar mit dem bekannten putissimum (nicht putidissimum, wie es hier heist) penem zusammengestellt; wo doch putissimus nichts anders bedeutet als purissimus, wie auch in den besten Ausgaben von *Sueton* steht. Nachdem nun ferner das italienische putta, puttana, das französische putain (nicht putaine) verglichen wird, schließt der Vf. diesen merkwürdigen Artikel mit den Worten: „Beide Völker denken dabey nur; die Italiener an putire, puzzare, die Franzosen an puer, sinken, und so ist Putus, Puta sicher von putidus und erst davon wieder *Posihe* abzuleiten.“

Hin und wieder hat der Vf. Wörter als echt griechisch angeführt, die es nicht sind. Ἀσινδιον wird eben so wenig statt ἀσινδιον vorkommen, als das aus den Komikern citirte ἀνινδιον, wofür es ἀσινδιον heissen sollte; ἡ ἄγρις, σπᾶζω (bey *anaspasias*), ἀσπᾶσιν (S. 118. bey ἀσπᾶσις), βρώμων statt βρώμος, βύλλα (bey *bulia*) und βύλλω, λέγω st. λείγω (S. 308.) u. dergl. m. Zuweilen wird auf Worte ver-

wiesen, die sich nicht im Buche finden, wie bey *Anaphalantias* und *Phalantus*; oder es werden Erklärungen bey andern Wörtern versprochen, die bey ihnen fehlen, wie bey *Aneurysma* auf *Nervus* und *Neuron* verwiesen wird, wo sich nichts findet, was auf jenes Wort Beziehung hätte.

Wie der Vf. im Etymologisiren vorzüglich *Riemer'n* zu folgen scheint, so will er auch mit ihm in Witzspielen wetteifern. So soll es S. 807. zuerst einem anakreonitischen Weinfreund und Destillateur des 15ten oder 16ten Jahrhunderts eingefallen seyn, Tartarus (wo es st. τόπος τοῦ ἔδου κατωτέρως heissen muß κατωτέρως) für Weinstein zu gebrauchen, „als er, mit geistigem Burgunder und dessen Bouguet im Kopfe, in ein ausgeleertes Burgunderfass sah und nun seinen Kopf für den Himmel, das leere, dunkle, schwarze Fass aber mit seinem Weinstein für den Tartarus hielt.“ Auch S. 747. bey *Sialon* geht es über die Buchstabenmenschen (unter welche sich der Vf. aber auch zählt) her, welche meinen, die Sprachen seyen bloß dazu da, um geschrieben zu werden. Hier vertheidigt er auch seine Lehre von den Accenten, die er zum Unterschied von οἰαλός, der Geiser, und οἰαλός, das fette Schwein, für unnütz erklärt, indem er hinzusetzt: „Wer aber zuerst fette Schweine und also auch den Namen dafür machte, hat sie wohl ohne *Saidas* und seine Accente vom Speichel unterschieden.“ Bey *Astromomus* (S. 116.), nachdem er gesagt: „bey den Neuten (aber auch bey den Alten) ein Mensch, der dem wirklichen oder scheinbaren Lauf der Gestirne nachrechnet“, folgt der sonderbare Zusatz; „und dabey, wenn sich der Andere überreden will, als kenne er die Gesetze dieser Bewegung.“ Und S. 115. bey *Astragalus* sagt der Vf.: „die Etymologie hat den Gelehrten, von *Suidas* bis *Passow*, nicht glücken wollen.“ Am meisten noch wohl dem letztern, der es dem *Allron* nicht ganz fremd zu halten scheint; wie denn auch auf gar mancherley Weise Würfel und Sterne in Zauberkreisen (Waldstein) und hinter Spieltischen (Blücher u. s. w.) von Schwachen zusammengebracht wurden und — werden.“ Ebenso S. 839. in *Trica*, wo es heist: „Könnten aber nicht die Intricaner durch den Namen erst *Intrigans* geworden seyn? Schwache und rohe Menschen werden leicht Schelme, wenn du sie täglich so schiltst“, u. s. w. Was S. 117. bey *Athamor* bemerkt wird, ist fast unverständlich. Bey *Bacchus*, wo man noch mythologische Gelehrsamkeit mit in den Kauf bekommt, steht: *Bakchos*, der sogenannte Gott des Weins und der dadurch bewirkten Gemüthsstimmungen u. s. w., sicher von αἶνω, αἶνω, laut schreyen vor Freuden, jauchzen. Wenn die Fabel sagt, *Bacchus* sey da oder dort geboren worden, so will sie sagen, man habe dort vorzugsweise Wein zu bauen, zu bereiten und zu trinken verstanden, und Madame Semele mag wohl eine gute Weinwirthin gewesen seyn.“

Auch zur Verbesserung der deutschen Orthographie werden Vorschläge gethan, wie S. 120. Dünnsie, von dünn (weil es das Dünnsie sey), Geschwullst von schwel-

sehr vielen, Brunnst von brennen, Kunnst von können; alles nach folgerecht - steif - deutscher Orthographie (wie der Vf. sagt).

Diese wenigen Bemerkungen von vielen, die sich ungesucht darbieten, mögen zeigen, daß das übrigens verdienstliche Werk noch mancherley Bereicherungen, Abkürzungen und Verbesserungen verträgt. Oft wird darin auf einen Nachtrag verwiesen, der hauptsächlich für den naturgeschichtlichen Theil bestimmt zu seyn scheint. Wäre es nicht besser, alle bloß naturhistorischen Wörter von den medicinischen zu sondern und für eine besondre Abtheilung des Werks zu bestimmen?

Noch ist zu bemerken, daß der Vf. sich die Mühe gegeben hat, auch die orientalischen, besonders bey den Ausdrücken der Chemie des Mittelalters häufigen, Stammworte anzuführen.

I. I.

MATHEMATIK.

GIESSEN, b. Heyer: *Anleitung zum Rechnen oder Lehrbuch der Zahlwissenschaft*, worin außer den gewöhnlichen auch Decimalbrüche, Wurzelausziehen, Maasse, Gewichte und Münzen, Buchstabenrechnung, Logarithmen und Gleichungen vom ersten Grade vorgetragen sind. — Für Privat- und Bürgerschulen, Gymnasien, Fortinstitute und Freunde des Rechnens, von Ferd. Siebert, Pfarrer u. Collab. am Lyceum zu Cassel. 1825. VIII u. 632 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Nach einer Einleitung über Größenlehre oder Mathematik als Wissenschaft überhaupt zerfällt das Ganze in drey Abtheilungen. Die erste handelt von der Zahlwissenschaft oder dem Rechnen in Ziffern — im ersten Abschnitte von der Berechnung unbenannter Zahlen, dem Zahlenwesen überhaupt (Numerieren), dem Rechnen mit ganzen Zahlen (4 Species), dem Rechnen mit Brüchen und Decimalbrüchen insbesondere, den Potenzen und Wurzeln, den Proportionen; im zweyten Abschnitte folgt dann die Berechnung benannter Zahlen, nach Angabe der gebräuchlichsten Maasse u. f. w.; die 4 Species in benannten Zahlen, die Proportionsrechnung (Regel de Tri und Kettenregel), Reductionsrechnung und einige praktische Rechnungen, Thara-, Füll- Rechnung u. f. w. — In dieser Anordnung können wir es doch nicht billigen, daß die Lehre von den Potenzen und Wurzeln der Lehre von den Proportionen vorausgeht, und eben so wenig, daß diese von der Anwendung derselben in den vorhin genannten Rechnungen, wie Regel de Tri, so weit getrennt worden ist. Auch können wir nicht einsehen, was es für Nutzen haben soll, daß die Rechnungsweise der sogenannten 4 Species in unbenannten und benannten Zahlen, wie hier geschehen, so weit auseinander gerissen worden; für den Schüler ist offenbar die Verbindung beider zweckmäfsig; so folge auch auf die Entwicklung der Grundlehren von den Proportio-

nen sofort ihre Anwendung in der Regel de Tri, Kettenregel u. f. w. Man behalte doch auch darin, wenn man ein neues Buch schreibt, den ältern Gang bey, wenn er, wie bey dem vorliegenden, die Bestimmung des Buchs offenbar fördert. — Die zweyte Abtheilung begreift die Buchstabenrechnung und die Rechnung mit Logarithmen; auch dieser Zusammenstellung können wir nicht das Wort reden. Endlich folgt in der dritten Abtheilung die Algebra, und zwar zunächst die Lehre von den Gleichungen vom 1sten und 2ten Grade.

Uebrigens müssen wir dem Vf. das Zeugniß geben, daß er, wenn er gleich hier und da etwas weit-schweifig geworden seyn mag, doch rühmlich nach Deutlichkeit im Vortrage strebte, und sein Buch demnach zu den besten Rechenbüchern gehört. Wir haben einige schwierigere Gegenstände, wie die Lehre von den Brüchen, von den Potenzen und von den Gleichungen, genauer geprüft, und nicht nur nichts Wesentliches vermißt, sondern auch das Nöthige klar und angemessen erörtert gefunden. Wir empfehlen daher Lehrern der Rechenkunst und Freunden derselben auch diess Buch um so mehr, das es sich ebenfalls von Seiten des Papiers und Drucks und zugleich eines billigen Preises auszeichnet.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fr. Fleischer: *Des jungen Feldjägers Landsmann unter ähnlichen Schicksalen*. (Auch als 4tes Bändchen des jungen Feldjägers in französischen u. engl. Diensten u. f. w. eingeführt durch Göthe.) 1827. 279 S. 12. (1 Rthlr.)

Der junge Feldjäger selbst (2 Thle) ist von uns in dieser A. L. Z. 1826. Nr. 101. angezeigt worden. Des jungen Feldjägers Kriegskamerad, welcher bald darauf erschien und als 3tes Bändchen angekündigt wurde, haben wir nicht zu Gesicht bekommen. Jetzt kommt noch ein Landsmann, der ähnliche Schicksale gehabt hat, und von dem es zu verwundern ist, daß er bey einer so verwarloseten Kindheit, und bey einem solchen wüsten Leben sich die Reinheit des sittlichen Charakters bewahrt hat. Manche der Begebenheiten, die er in dem französisch-spanischen Kriege erlebt hat, streifen etwas an das Romanhafte, und tragen weniger den Stempel der natürlichen Wahrheit, als die Erzählungen seines Landsmanns. Man begreift auch kaum, wie ein junger Mensch, der in der Schule weder lesen noch schreiben lernte, sondern die ersten Elementarkenntnisse erst als französischer Soldat durch einen schlesischen Dorfschulmeister erlangte, späterhin aber nur unter Franzosen oder rohen deutschen Kriegern lebte, fähig werden konnte, sich so wohl und gewandt auszudrücken, als sein Buch besagt. Freylich bildet wohl das Leben selbst durch seine vielgewaltigen Reibungen. Rührend ist das Bild der Treue des Vfs. gegen seinen ersten Herrn und das der Anhänglichkeit dieses Herrn an ihm. Ueberhaupt wird das Büchlein nicht ohne Theilnahme gelesen werden.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1827.

CHRONOLOGIE.

BERLIN, b. Rücker: *Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie*. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. Ludwig Ideler, königl. Astronom, ordentl. Prof. an der Univ. zu Berlin u. f. w. Zweyter Band. 1826. 676 S. 8. (3 Rthlr. 16 gGr.)

Mit diesem zweyten Bande ist das sehr belehrende Werk geschlossen, dessen ersten Band wir im vor. J. Nr. 78. mit dem verdienten Lobe angezeigt haben. Im ersten Bande wurden außer der mathematischen Chronologie nur fünf Abschnitte der technischen Chronologie, welche die Zeitrechnungen des vorchristlichen Alterthums, der Aegyptier, Babylonier, Griechen, Makedonen und Hebräer enthielten; hier folgen die noch übrigen fünf Abschnitte von den Zeitrechnungen der Römer, Christen, Araber, Perser und Türken nebst den Erläuterungen und Zusätzen beider Bände und dem Register des ganzen Werks. Angehängt ist noch ein Verzeichniß der wichtigern chronologischen Werke und Abhandlungen, welche bey diesem Handbuche benutzt worden sind (S. 669 bis 676). So reichhaltig auch dieses Verzeichniß ist, so sind doch, zufolge der Vorrede, unter der großen Anzahl der angeführten Bücher kaum vier, die der Vf. auf fremde Auctorität zu citiren genöthigt war: dieses verdankte er nicht nur dem Reichthume der königl. Bibliothek zu Berlin, sondern auch seiner ausgebreiteten Sprachenkenntniß, welcher kein Buch unzugänglich blieb, dessen er zu seinem Zwecke bedurfte. Daher die Gedeihenheit des Werks, das mit eben so vieler Einsicht als Umsicht, mit eben so vieler Klarheit und Deutlichkeit, als Bestimmtheit und Gründlichkeit geschrieben ist, das bey Vermeidung alles Ueberflüssigen und weitläufiger Tabellen Kürze mit Vollständigkeit verbindet, und bey einem angenehmen Aeußern von Seiten des Drucks und Papiers sich auch durch Correctheit empfiehlt. Zur Andeutung der Wichtigkeit des Werks bedarf es nur einer kurzen Anzeige des Inhalts, welcher wir einige Bemerkungen hinzufügen, wie sie uns bey der Lesung des Buchs beyfielen.

Bey der Zeitrechnung der Römer (S. 3—174) kam es vorzüglich darauf an, die große Masse zum Theil sich widersprechender Notizen, die sich von der ältesten römischen Zeitrechnung bey den Alten zerstreut findet, zu sammeln und dergestalt unter allgemeine Gesichtspunkte zu bringen, daß ein allmäh-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

liger natur- und geschichtgemäßer Fortschritt von Ideen sichtbar wird. Diese schwierige Aufgabe zu lösen, hatte sich der Vf. schon in einer Vorlesung über die Zeitrechnung der Römer, welche in den Abhandlungen der Berliner Akademie aus den Jahren 1818 u. 1819. Histor. philolog. Klasse, S. 101 ff. abgedruckt ist, bemüht; hier werden die Hauptmomente seiner Darstellung wiederholt und zum Theil noch fester begründet: 1) vom Jahr des Romulus (S. 16—31); 2) vom Jahr des Numa (S. 31—56); 3) vom Jahr der Decemviren (S. 56—117); 4) vom Jahr des Julius Cäsar (S. 117—145). Bey dem romulischen Jahre wird Niebuhr's Abschnitt seiner Römischen Geschichte über den Säcularcyclus (Th. I. S. 192 ff.), noch mehr aber in den Zusätzen Schubert's Abschnitt von einer merkwürdigen Uebereinstimmung in der Zeitrechnung aller Völker in seinem genialischen Werke: „die Urwelt und die Fixsterne“ als *lufus ingenii* dargestellt, wobey auch die sinnreichste Combination unsicher und unerweisbar bleibe. Späterhin widerlegt der Vf. auch Scaliger's Vorstellung von einer 22jährigen Schaltperiode zur Erläuterung der Säcularspiele nach 22 Lustren oder 110 Jahren. Es geht mit der Säcularfeier der Römer fast wie mit der Phönixperiode der Aegyptier. Auch hier sehen wir die Acten immer noch nicht als geschlossen an; nur wundern wir uns, den dreysigjährigen Cyclus, der in der Inschrift von Rosette erwähnt wird, bloß als mögliche, nicht auch als wahrscheinliche Ausgleichung des beweglichen Jahrs mit dem festen in den Zusätzen zum ersten Bande anerkannt zu finden. Wenn der Vf. die Begründung des Princips, daß nur immer eine Woche, kein einzelner Tag, bey den Aegyptiern eingeschaltet worden sey, darum bezweifelt, weil die Einschaltung eines oder mehrerer Tage den Cyclus der Woche nebst der Folge der Planetenherrschaft gar nicht störe: so hat er vielleicht nicht beachtet, daß wir eine Planetenherrschaft nach Stunden, Tagen und Jahren unterscheiden, und daß letztere allerdings eine Störung erleiden würde, wie der Sonnenzirkel durch die Veränderung des Sonntagsbuchstaben in einem Schaltjahre. Woher schöpften wohl die Hebräer die Idee einer Jahrwoche oder eines Jubeljahrs, wenn ihnen nicht die Jahresherrschaft der Planeten, welche dem sogenannten hundertjährigen Kalender zum Grunde liegt, nach ägyptischem Glauben zum Führer diente? Die 80jährige Periode, innerhalb welcher eine Woche einzuschalten war, führte zu der Idee einer Generation, wie bey den

K (4)

Rö-

Römern die Säcularfeyer zu der Vorstellung eines Menschenalters, *μῆναιος χρόνος ζωῆς* in den ägyptischen Verlen. Wie nun, wenn die Aegyptier aus Erfahrung gelernt hätten, daß 14 solcher Perioden das Jahr noch nicht vollkommen ausglich, und deshalb eine Periode von 500 Jahren als die ungefähre Zeit bestimmten, in welcher der jährliche Ueberschuß eines tropischen Jahrs zu einem vollen Tage anwuchs. Wirklich beträgt der von den Astronomen angenommene Ueberschuß von 5 St. 48' 48" in 450 Jahren 109 Tage, und wenn die Aegyptier nach 16 dreyßigjährigen Perioden vermittelt der Phönixperiode im 600sten Jahre abermals eine Woche einschalteten, so hatten sie den jährlichen Ueberschuß nur um 6 Minuten zu gering angenommen. Doch wir kehren zu der Zeitrechnung der Römer zurück.

Daß zu Rom ursprünglich ein Jahr von 10 Monaten im Gebrauch war, bezweifelt der Vf. nicht; aber er vermuthet nicht ohne triftige Gründe, daß diese 10 Monate nur 10 verschiedene Jahreseinschnitte waren. Dagegen wird erwiesen, daß die Monate im Jahre des Numa wahre Mondenmonate gewesen seyen, wie schon der Name *Mensis* für *μήν* andeute. Da der Vf. so Vieles durch eine gesunde Etymologie unterstützt, so sey es uns erlaubt, einige Fälle anzuführen, in welchen uns die Etymologie des Vfs. minder begründet scheint. Da auch die *Kalendae* nach einem Verbum benannt sind, welches wir im Griechischen wiederfinden, so wundert es uns, daß der Vf. in *Idus* oder *Ἰδοίς*, das Vollmondsgefiht, die weibliche Nebenform von *ἰδῆ* verkannte, und lieber mit Macrobius eine etruskische Wurzel *iduare* sucht, welche durch *vidua quasi valde idua* schlecht begründet wird, weil das lateinische *dividere* auf ein Stammwort *videre* hinweist. Warum will man ein, wie es scheint, erdichtetes Verbum der Etrusker zu Hülfe nehmen, da es ja der Vf. selbst sehr wahrscheinlich findet, daß Numa sein Mondjahr von den griechischen Colonieen in Unteritalien entlehnte? Selbst das römische *annus* entspricht dem griechischen *ἔτος* oder *ἔντος*, wovon *ἐνιαυτός* nur eine Verlängerung ist, wie *τρῆναις* von *τρεῖς*. Die Ableitung des *ἐνιαυτός* von *ἐν* *ἔντος* ist als ein griechisches Witzspiel zu verwerfen, aber auch Nitzsch in seinen Anmerkungen zu Homer's Odyssee I, 16. zu berichtigen, wenn er *ἐνιαυτός* als Kreislauf, *ἔτος* bestimmter als Jahr erklärt. Vielmehr war *ἐνιαυτός* die eigentliche Bezeichnung des Jahrs, wie schon das Adjectiv *ἔτος*, vorjährig oder verjährt, andeutet; *ἔτος* hingegen bedeutete jede kürzere oder längere Zeitdauer, wie schon aus dem lateinischen Adjectiv *vetus* erhellt. *Ἀνάστας* aber, wovon der Vf. in den Zusätzen zu S. 92. des ersten Bandes ebenfalls zu den Bezeichnungen des Jahrs zählt, bezeichnet in den beiden Stellen Homer's Od. XIV, 161. und XIX, 806. nach des Dichters eigener Erklärung den Mondeslauf, wie ja auch das lateinische *luna* aus *lucina* hervorging. Wie in *lumen* das *o* des Verbums *lucere* verschwand, so auch in *luna* und *lustrum* mit gedehntem *u*, wel-

ches heilige Wort der Vf. noch, der Warnung des Festus zuwider, mit dem geschärft gesprochenen und wie *lutum a luendo* abgeleiteten *lustrum* als Sauschwemme, Wildeshöhle und Hurenwinkel verwechselt. Auch in *seculum*, wofür der Vf. selbst, der falschen Ableitung des Varro zuwider, *saeculum* schreibt, scheint ein *c* ausgefallen zu seyn, wie in *vinculum*, von *vincitus*. *Seclum* gehört nämlich zu den Wortgebilden auf *clum*, welche man von den Deminutiven auf *culum* wohl unterscheiden und dagegen mit den Wortgebilden auf *crum* zusammenstellen muß, in welchen das *l* nur wegen eines vorhergehenden *l* zu *r* ward, wie man in gleichem Falle auch *aris*, *are*, *ar* für *alis*, *ale*, *al* sprach. Daß aber dergleichen Wortgebilde sich nach den Participen der Vergangenheit richten, zeigt das Wort *sepulcrum*; mithin stammt auch *seclum* von einem verlorenen Participle *sectus*, aus dessen Stammworte sich noch *secus* oder *sexus* erhalten haben, welche nach der Analogie von *sonare*, aus *sonare* gebildet, wie *genus* von *gigno*, vom griechischen *τίω* oder *τίτω* zu stammen scheinen. *Secus* oder *sexus* bezeichnet daher das zeugende Geschlecht, wie *genus* die Gattung, und *seclum*, das sich zu *semen* wie *fulcrum* zu *fulcimen* verhält, ist in seiner ursprünglichen Bedeutung, wie man sie bey Lucretius findet, mit *generatio* verwandt, unterscheidet sich aber hiervon als Zeitbezeichnung, wie *Lebensdauer* eines Menschen von der *Geschlechtsfolge*. Daß *Sabbatum* oder vielmehr *Sabbata*, im Plural wie die meisten Festnamen, eigentlich so viel als *feriae* oder *dies festus* bedeute, hätte der Vf. in den Zusätzen zu S. 481 des ersten Bandes auch aus dem Sprachgebrauche der Römer erweisen können. Wir erwähnen hierbey aber einer mißverständnen Stelle des Horat. S. I, 9, 69., wo wir ein Komma zwischen *Hodie tricesima, Sabbata* setzen, bey *tricesima* das Femininum *dies* ergänzen, *Sabbata* aber als Apposition im Neutro Pluralis für *dies festus* erklären, und so die *ἡν καὶ ἔτι* im homerischen *Ἀνάστας* bezeichnet finden. Das deutsche Jahr und englische year leitet der Vf. glücklich vom schwedischen *yra*, kreisen, ab; *jera* aber, wovon der Vf. S. 480 das spanische *era* oder *aera* ableitet, ist bey *Ulfila* der Plural oder Dativ des Singulars vom Nominativ *jer*.

Der Vf. nimmt an, daß das römische Jahr im volksthümlichen und religiösen Gebrauche die ersten sechs Jahrhunderte der Stadt hindurch mit dem Martius begonnen habe. Daß aber wenigstens der Anfang des Consuljahrs in dieser Zeit sich vielfach änderte, hat Bredow in seinen Untersuchungen über einzelne Gegenstände der Geschichte, Geographie und Chronologie gezeigt, wie auch der Vf. späterhin selbst bemerkt. Wenn der Vf. bey dem Jahre der Decemviri bemerkt, daß in einem Schaltjahre die fünf abgerissenen Tage am Ende des Februar zum Mercedonius gerechnet seyen, so hätte er deutlicher sich so ausdrücken können, daß die Römer das Ende ei-

eines Monats rückwärts datirten, mithin *ante Kalendas Martias* sagten, am Ende des Februarius sowohl, als am Ende des Merkedonius. Nach Beendigung des Abschnitts vom Jahre des Julius Cäsar betrachtet der Vf. noch die *Jahrsrechnungen* der Römer (S. 145—174), dann folgt der längste und für uns wichtigste *siebente* Abschnitt von der *Zeitrechnung der christlichen Völker* (S. 175—470), aus dem wir nur Einiges auszuheben brauchen, um dessen Wichtigkeit zu zeigen. Hier werden wir nicht nur über die Ostersfeier, über die von den christlichen Völkern gebrauchten Jahrrechnungen im Occident und Orient, besonders über die dionysische, spanische und seleucidische Aere u. s. w., über den Kalender der äthiopischen und armenischen Christen, über die Weltären der Orientalen und die neustränkische Zeitrechnung, sondern auch über Christi Geburts- und Todesjahr und Sterbetag ausführlich belehrt, wobey des Hn. Dr. Münter Vermuthung wegen des Sterns der Weisen befriedigenden Aufschluss erhält. Es wird gezeigt, daß in den ersten fünf Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung das Sterbejahr Christi an das Consulat der beiden Gemini im J. Roms 781 geknüpft ward, wodurch das Geburtsjahr Christi in das Jahr 747 a. u. c. verrückt wird, wofür auch andre Gründe sprechen. Wir bemerken hierbey noch, daß auch einige Consuln-Verzeichnisse im elften Bande des Grävischen Thesaurus das Sterbejahr Christi in das Consulat der beiden Gemini setzen, ob sie gleich das Geburtsjahr verschieden bestimmen. So heist es in den *Fastis Idatianis* S. 255 bey dem J. R. 752: „*His Conf. natus est Christus die VII. Kal. Jan.*“; aber bey dem J. 29 *Aerae Christianae*: „*His Conf. passus est Christus die decimo Kalendas Aprilis; et resurrexit VII. Kalendas eadem*“, nebst der Randbemerkung: „*Anno hoc Evangelium docet Salvatorem et Dominum nostrum tribus annis post baptismum docuisse, ad quem venit tricesimo aetatis suae anno, sicut in imperio Tiberii Caesaris habetur adscriptum*“ cet., womit noch die Bemerkungen in *Tironis Prosperi Aquitani Chronico integro* S. 284 zu vergleichen sind. In den *Fastis Consularibus Anonymi* S. 349 fg. liest man bey dem J. R. 754 die Bemerkung: „*Hoc Conf. Christus natus est VIII. Kal. Jan. Lun. XV.*“ and bey dem J. 782. „*Hoc Consule Christus passus est die Solis, Luna XIV.*“, wozu noch *F. Henrici Nov. Epistola consularis* S. 401 fg. zu vergleichen ist.

Der achte Abschnitt enthält die Zeitrechnung der *Araber* (S. 471—512), der *neunte* die der *Perfer* (S. 513—558) und der *zehnte* die der *Türken* (S. 559 bis 578), worauf die Erläuterungen und Zusätze zum *ersten* und *zweyten* Bande (S. 581—633) folgen. Letztere waren nothwendig, weil im Buche selbst hin und wieder darauf verwiesen wird; sie enthalten aber auch Bemerkungen, die erst jetzt gemacht werden konnten, wie fogleich die erste über den dritten Kometen, dessen Umlaufszeit seit der Erscheinung des *ersten* Bandes mit Sicherheit entdeckt ist. Da wir Einiges daraus schon oben berührt haben, beschließen wir diese Anzeige mit einigen Auszügen aus

den erwähnten Zeitrechnungen. Unter allen zu einiger Cultur gelangten Völkern sind die *Araber* das einzige, welches die Eintheilung der Zeit ausschließlich auf den Lauf des Mondes gründet. Sie fangen ihre Monate mit der ersten Erscheinung der Mondichel in der Abenddämmerung, mithin den bürgerlichen Tag mit dem Untergange der Sonne an, und der Sonntag ist bey ihnen, wie bey uns, der erste Wochentag, wiewohl er um die halbe Dauer der Nacht früher anfängt. Sie rechnen 12 Stunden auf den natürlichen Tag und 12 auf die Nacht; ihr Jahr ist ein wahres Mondjahr mit 12 Mondmonaten. Die Hedschra oder der erste Monat des ersten Jahrs der arabischen Zeitrechnung beginnt mit dem 15ten Jul. 622, obgleich die Europäer den 16ten annehmen, und irrig die Epoche der Hedschra für den eigentlichen Tag der Flucht Mohammeds halten. Die orientalischen Astronomen, welche gewohnt sind, neben dem arabischen Datum zugleich das persische, syrische und ägyptische anzugeben, fangen den bürgerlichen Tag nicht mit den Arabern vom Untergange der Sonne, sondern mit den Perfern vom Aufgange an. Die *Perfer* gebrauchen heut zu Tage mit allen übrigen Bekennern des Islams die arabischen Monate und die Aere der Flucht; die Moslemen ausser den Grenzen Arabiens können aber das Sonnenjahr nicht entbehren, und sind genöthigt, zwischen demselben und ihrem Mondjahre immerwährende Vergleichungen anzustellen. Die arabischen Astronomen gebrauchen neben andern Zeitrechnungen auch die syrische, und die Aegyptier richten sich bey ihren Beobachtungen über das Wachsthum des Nils noch immer nach dem koptischen Kalender. Die meisten arabischen Astronomen haben aber bey ihren Beobachtungen und in ihren Tafeln von der altperischen Zeitrechnung Gebrauch gemacht, die sich durch eine besondere Einfachheit empfiehlt und der altägyptischen analog ist. Die ältern Perfer hatten ein bewegliches Jahr von 365 Tagen, das aus 12 dreysigtägigen Monaten und fünf Ergänzungstagen bestand, die früher zwischen dem achten und neunten Monat eingeschoben, später aber an den Schluß des Jahrs versetzt wurden. Jeder Monatstag führt seinen eignen Namen nach den Izedes der zoroastrischen Religion, unter welchen auch die Namen der Monate wiederkehren. Jeder Tag war in dem Monate, dessen Namen mit dem seinig übereinkam, ein Festtag. Wochen kannten die ältern Perfer nicht, aber der erste, achte, funfzehnte und drey und zwanzigste Tag jedes Monats waren mit dem Namen des höchsten Wesens bezeichnet. Die Jahre dieser Zeitrechnung werden bey den orientalischen Astronomen von dem Regierungsantritt, nicht, wie man glaubte, von dem Tode Jezdegird's, des letzten sassanidischen Königs, gezählt. Neben dem beweglichen Jahre findet man aber bey den Perfern seit dem elften Jahrh. unsrer Zeitrechnung ein festes Sonnenjahr von ganz ähnlicher Form und gleichen Monatsnamen, dessen Anfang auf der Frühlings-Nachtgleiche haftet. Auch hat sich unter den mohammedanischen Perfern die Tradition erhalten,

ten, daß ihre Vorfahren zu der Zeit, wo sie sich noch zur Religion des Zoroaster bekannten, ein festes Sonnenjahr von einer besondern Einrichtung gehabt haben. Aus religiösen Grundsätzen mieden die Perser einen einzelnen Tag einzuschalten, weil jeder Tag unter dem Schutze eines besondern an ihm verehrten Genius stand, und man die ganze Oekonomie des Gesetzes zu verwirren geglaubt haben würde, wenn man einen Tag außer der Ordnung eingeschaltet hätte. Wem fällt hierbey nicht die Planetenherrschaft der Aegyptier ein? welcher analog die Perser, die keine Wochen kannten, alle 120 Jahre einen Monat von 80 Tagen einschalteten. Der Schaltmonat, darum der bessere genannt, weil man glaubte, daß er dem König, auf dessen Regierung er fiel, Glück und Auszeichnung bringe, rückte jedesmal um einen Monat vorwärts, so daß er jetzt zwischen dem ersten und zweyten, nach 120 Jahren zwischen dem zweyten und dritten u. s. w. eingeschoben wurde, mithin in 12 mal 120 oder 1440 Jahren das ganze persische Jahr durchlief. Die Ergänzungstage wurden immer dem Schaltmonate angehängt, in den Gemeinjahre aber demjenigen Monate, welchem der letzte eingeschaltete Monat zunächst gefolgt war. Diese Schaltmethode bestand bis zum Untergange des Reichs der Sassaniden, da die Reihe des Einschaltens an den Abänmäh oder achten Monat gekommen war; hier ließ man die Ergänzungstage, bis sich im 375ten Jahre der jezdegirdischen Aere oder im 1006ten der unfrigen die Astronomen dahin vereinigten, die Ergänzungstage ans Ende des Asfendärmedmäh, als des letzten im Jahre, anzusetzen. Was der Vf. über die Zeitrechnungen der Parther und Türken sagt, übergehen wir, um diese Anzeige nicht zu weit auszudehnen.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. F. Fleischer: *Curculionidum dispositio methodica, cum generum characteribus, descriptionibus atque observationibus variis; seu prodromus ad synonymiam insectorum partem IV.* Auctore C. J. Schönherr. 1826. X u. 388 S. gr. 8.

Es ist ein sehr verdienstliches Unternehmen des Vfs., in dieser Schrift eine neue Anordnung der Rüsselkäfer, einer der verwickeltesten Familien, versucht zu haben. Die Anzahl der zu dieser Familie gehörigen Käfer ist durch die Entdeckungen der neuern Zeit dergestalt vermehrt worden, daß der Vf. sie auf 2000 und mehr berechnet, indem er selbst 1700 sah und untersuchte! Fabricius zählt nicht einmal 800 auf.

Die Curculioniden sind in diesem Werke nach Gattungsmerkmalen eingetheilt, welche meist von den Fühlern oder andern genügend und leicht zu untersuchenden Theilen hergenommen sind. Wir sind in dieser Hinsicht vollkommen mit dem Vf. ein-

verstanden und räumen die ihm von Latreille gemachten Einwürfe keineswegs ein. Wenn auch die nach dieser Methode aufgestellten Abtheilungen den Grenzen, welche die Natur bestimmt, nicht immer entsprechen sollten, so wird ja dies von einem System, wie gegenwärtig das der Entomologie ist, nämlich theils natürlich, theils künstlich, auch nicht verlangt. Genug, wenn die Anordnung hinreicht, die Gegenstände leicht darnach zu reihen, zu bestimmen.

Es sind hier nicht weniger als 194 Gattungen aufgestellt, die Untergattungen nicht mitgerechnet. Manche enthält freylich nur eine Art, indessen haben wir nicht gefunden, daß der Vf. überflüssig gespalten hätte. Die Gattungsnamen sind häufig verändert und consequent neu gebildet, was wir nur billigen können, da bey der Sucht der Neuern, Gattungen aufzustellen, und ihnen neue Benennungen zu geben, die richtige Bildung der letztern gar zu oft aus den Augen geletzt wird, gleichsam, als ob keine Gesetze und Regeln dafür da wären.

Was die Eintheilung betrifft, so können wir davon nur die Hauptzüge andeuten, indem das Werk ohnehin eines Auszugs nicht fähig und jedem Entomologen unentbehrlich ist. — Sämmtliche Curculioniden zerfallen in 2 Ordnungen: *Orthoceri, antennis haud geniculatis*, und *Gonatoceri, antennis geniculatis*. Die Erstern zerfallen nach der Zahl der Fühlerglieder in mehrere Sectionen und diese in die Divisionen: *Bruchides, Anthribides, Attelabides, Rhinomacerides, Apionides, Rhamphides, Tamnophilides, Ithycerides, Cryptopsides, Anthiarhinides, Brentiides, Belides, Cylades, Ulocerides, Oxyrhynchides* (Gattung *Oxyrhynchus*, welcher Name aber schon in der Ornithologie vergeben ist!) *Brachycerides*. — Die *Gonatoceri* zerfallen zuerst in Legionen — *Brachyrhynchi, Mecorhynchi*, dann in Phalangen und Divisionen. Die *Brachyrhynchi* enthalten folgende Divisionen: *Entimides, Pachyrhynchides, Brachyderides, Cleonides, Molytides, Phyllobides, Cyclonides, Otiorhynchides, Tanyrhynchides*; die *Mecorhynchi* aber: *Erirhinides, Cholides, Cryptorhynchides, Calandracides, Cossinides, Dryophthorides*.

Die Beschreibungen der Kennzeichen sämmtlicher Abtheilungen, bis auf die Gattungen herab, sind, so viel wir haben mit der Natur vergleichen können, sehr genau. Bey den Gattungen ist die Ableitung neu geschaffner Namen jedesmal angegeben, die Synonymen sind angeführt, so wie mehrere Arten, als Typen der Gattung. Ein Register schließt das Werk, ist aber mangelhaft, indem die Synonymen nicht darin aufgenommen sind.

Diese *Dispositio* — bloß Vorläufer des vierten Bandes der gewiß jedem Entomologen nur zu langsam vorschreitenden *Synonymia Insectorum*, berechtigt zu großen Erwartungen von demselben, und erregt den lebhaften Wunsch nach dessen baldigster Erscheinung.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1827.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, im Industrie-Compt.: *Versuch einer Physiologie des Schlafes*, von Dr. Ernst Ludwig Heinrich Lebenheim. Erster Theil. Ohne Jahrszahl. XII u. 240 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Manches Lesers Erwartung wird getäuscht seyn, wenn er in vorliegendem Bande gar nichts vom Schlaf des Menschen gelagt findet. Dieser soll nämlich im zweyten nachfolgenden Theile abgehandelt werden, während der erste sehr viel Kosmologisches enthält, vielleicht zu ausführlich, wie die Vorrede meint. Allein, weil „die Physiologie des Menschen sich unmittelbar an die des Weltalls anschliesst, und zwar so, daß eine ohne die andre unvollkommen und unausführbar ist, das Leben nur eins ist, die verschiedenen Organismen und ihr scheinbar gefondertes Leben nur die verschiednen Organe und die mannichfaltigen Aeusserungen eines Allebens sind“ (S. 1.): so muß bey jeder anthropologischen Erscheinung vom All ausgegangen werden, und die Anthropologie selber wird eben so viel und fast mehr von Erdrevolutionen, Steinen und Metallen zu sprechen haben, als vom Menschen. Zwar ist neuerdings die Wechselwirkung aller Substanzen im Raume ein Irrthum genannt worden, der in der ungeheuersten Uebertreibung fortwirke: allein er müßte erst viel allgemeiner als ein solcher anerkannt seyn, bevor man die Ansichten des Allebens und wie Alles in Einem und Eines in Allem ist, fahren lassen könnte. Für Bücher entsteht daraus die Folge, daß streng genommen in jedem von Allem die Rede seyn muß, weil sonst irgend eine Beziehung des Gegenstandes zum Uebrigen ausgelassen würde, und die vollständige Offenbarung des Alles in Einem mangelhaft für die Anschauung bliebe. Es sind dabey (laut Vorr. S. XI.) öftere Wiederholungen unvermeidlich. „Die Wiederkehr derselben Verhältnisse und Beziehungen auf den verschiednen Entwicklungsstufen und die Anschaulichkeit, womit ich dieses darzustellen mich bemühen mußte, macht es nothwendig, früher Gesagtes öfters wieder mit dem neuen Gegenstande zusammenzusetzen, und zwar so oft, als es ein nothwendiges Moment in der Betrachtung des jedesmal vorliegenden Gegenstandes war.“ Abgesehen von solchem Uebelstande, und daß ein Leser durch große Umwege, wie ihm scheinen dürfte, zur Sache gelangt, werden mancherley Combinationen des Entlegensten ihn dafür entschädigen, *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.*

und aus dem Makrokosmos in den Mikrokosmos schauen lassen.

Wie alle Materie die gemeinschaftlich Eine ist, sagt der Vf., so ist auch das Leben ein gemeinschaftliches Eigenthum. Die Erde selbst ist wiederum ein lebendiger Theil eines größern Ganzen, der organischen Verbindung nämlich, welche wir Sonnensystem nennen. Seyn und organisch mit dem All verbunden seyn, Seyn und Leben ist Eins und dasselbe. Das Leben eines Einzelwesens wird dadurch zu einem Theile des Lebens aller übrigen gemacht, daß ein Individuum auf das andre entweder so einwirkt, daß es diesem seine Eigenthümlichkeit und Natur aufzudrücken strebt (Willen), oder sich selbst dieser Einwirkung unterwirft und von der Individualität des andern Einzelwesens überstrahlt wird (Leiden). Der Wille ist das wahrhaft Schöpferische im All, seine Richtung kann sich nur innerhalb seines Selbst regen, die Summe der einzelnen Reproduktionen erscheint als Reproduktion des Alls im All. Selbsterhaltung ist des Alls Selbsterzeugung und höchster Willensact. Des Alls Leiden ist eigentlich ein Leiden-Willen. Unser Sonnensystem ist eine große Nachbildung des Universums. In ihm waltet die Macht des Gesetzes überall und ungeschwächt, aber aus manchen Erscheinungen blickt die sich regende Freyheit im Einzelnen der Gesetzmäßigkeit des Ganzen keinen Eintrag thnenden Modificirungen hervor. Die Bahnen sind nicht ganz zirkelrund, sondern elliptisch; die Planeten nicht vollkommne Kugeln, sondern an den Polen abgeplattet. Es ist wahrscheinlich, daß die Planeten Kinder der väterlichen Sonne und des mütterlichen Raumes sind. Meteorsteine sind das Product der Zeugungskraft der Erde und als solches Spuren einer im Werke seyenden Vorbereitung zu einer neuen Mondbildung. Das All hat die Einzelwesen, folglich auch das Sonnensystem erzeugt. Dieses vom All Erzeugtseyn ist ihm daher ein Leiden. Die Sonne ward vom Allwillen ins Daseyn gerufen, wohl nicht mit einmal. Planeten sind Kinder der Sonne, sie werden ihrem Vater gleichen. Die Sonne hat regelmäßige Rotation, Abweichung von der Kugelform. Ihre Rotation herrscht gewaltig vor über die Circulation, diejenige Bewegung, welche der Abhängigkeit, der Leidenseite zugekehrt ist, verliert sich hinter derjenigen, welche der Selbstständigkeit, der Willenseite angehört. Das Leuchten ist eine ihr vorzüglich eigenthümliche Willensrichtung. Die Flecken sind ihre kurze Nacht. Des Mer-

kurs Sonnennähe ist ein Zeichen großer Abhängigkeit, er hat die trägste Rotation, die rapideste Circulation. Bey der Venus ist die Willensseite schon weit ausgebildeter, sie hat 24stündige Rotation, grössere Entfernung von der Sonne. Mars, wahrscheinlich jüngern Ursprungs als die Erde, hat wieder grössere Unabhängigkeit. Pallas und die andern Planetoiden sind als Planetenfötus zu betrachten, die sich noch in der ersten Formation befinden, von deren Willensrichtung nicht viel anzuführen ist. Am Jupiter kündigt Alles einen hohen Grad von Vollkommenheit, einen energisch hervortretenden Willen an. Seine Satellitenfamilie ist als durch seinen Willen entstanden und fortbestehend zu betrachten. Seine Wolkenbildung ist nichts anders, als das Bestreben des Planeten zur Monderzeugung. Er wird in diesen und andern Punkten vom Saturn noch übertroffen, sein Ring gehört in die Kategorie der Monde. Uranus übertrifft Alles, was wir bey den vorhergehenden Planeten von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gesehen haben. Er bewegt seine Satelliten von Osten nach Westen, und demzufolge wahrscheinlich sich selbst in dieser Richtung um seine Axe. Offenbar ist dieses eine ausgezeichnete Willensrichtung, die mit einer vorzüglichen Stufe von Vollkommenheit und Selbstständigkeit verknüpft seyn muß. Die Bedeutung der Kometen ganz zu finden, hat noch Keinem gelingen wollen, sie müssen wohl in verschiedene Klassen gebracht werden. Im Allgemeinen erscheinen die Kometen als die verbindenden Glieder, welche die Sonnensysteme, und insbesondere unseres mit den übrigen in Zusammenhang bringen.

Den Ursprung der Erde setzen wir in jene Zeit, wo die Sonne selbst noch in grösserer Abhängigkeit ein Centralgestirn umkreiste. Der Wille regte sich, und zwar nicht bloß mit grössrer Macht als Rückwirkung auf die Centralgestirne, sondern er versuchte sich in neuen Richtungen. Das Leben der Erde erblühte in Vegetation und Animalisation. Mit dem Menschen begann sich die Natur, die Erde erwachte zum Selbstbewußtseyn und begriff sich in sich. Daß die Erde die ganze Energie ihres Willens aufbieten mußte, um den Mond ins Daseyn zu rufen, ist aus manchen Gründen wahrscheinlich. Der Mythos von dem Kriege der Giganten, welche stürmende große Steinmassen gegen den Himmel schleuderten, ist vielleicht die übrig gebliebene dunkle Erinnerung an die Vorspiele der Zeugung des Mondes, welche endlich glückte. „Die gemässigte Zone ist die lebenvolle Gegenwart, an die sich diesseits die Vergangenheit, jenseits die Zukunft anschliesst. Denn wenn alle Klimate durch die Geschichte gegangen seyn werden, und der geheimnisvolle Schooß des Meers sich hinter dem Lande, das sich aus seinen Tiefen entwickeln will, geschlossen haben wird; wenn Nord und Süd, Ost und West gleich reif seyn werden: dann wird, wie uns die Analogie lehrt, die Erde eine weitere Bahn suchen, die einer grössern Vollkommenheit und Unabhängigkeit entspreche, und eine schnellere Rotation den ausgedehnten Erdball auf die Stufe der

obern Planeten heben, bis endlich auch ihn die Reihe trifft, einer zahlreichen Nachkommenchaft als Sonne zu leuchten, und zuletzt als Komet sich in dem All auflösen durch das Feuer, wie ihr und dem Himmel verkündet ward 2 Petr. 3, 6. 7.“ (S. 82.) Wie die Geburt der Erde, so ist ihr Tod symbolisch in der Vulkanität und dem Blitz angegeben. Zeugungsthätigkeit ist ein Moment des Willens, das zwar manchmal zurücktreten, nie aber ganz aufhören kann. Jeder Weltkörper befindet sich mehr oder weniger in dieser Spannung mit dem ihn umgebenden, ihn gleichsam umarmenden Raume. Die Frucht dieser Begattung ist nun entweder kräftig genug, um ein eignes Leben anzufangen und fortzusetzen, wie die Monde und Satelliten zeugen, oder sie ist eine Frühgeburt, welche kaum geboren, ihr ephemeres Daseyn endet, indem sie auf ihren Erzeuger herabstürzt, Meteor Massen. Die allgemeinste Willensrichtung, d. h. diejenige Aeusserung des Erdwillens, wo sie vor dem All ihr Daseyn zu enthüllen und auf dasselbe ihre Kraft zu üben strebt, ist der Tag. Wie bey dem ersten Sonnenaufgange, als die Erde nämlich Planet wurde, so überhaupt im Tage in jedem Typus, besinnt, findet und sondert sich die Erde, indem sie zum Willen erwacht ist, und in und mit dem Tage ist diese Willensrichtung gegeben und ausgesprochen. Für den Mond hat ihre Taghelle eine ganz umfassende Wichtigkeit. Diese Willensrichtung der Erde theilt sich Allem mit, was zu ihr gehört, und die ganze irdische Natur giebt in jedem Individuum den Ausdruck der Richtung wieder, worin die Erde begriffen ist. Die höhere Vegetation, die auf der Stufe vollkommner Ausbildung stehenden Pflanzen, sie verhalten sich zu den niedern untern Gewächsen wie die erleuchtete zu der unerleuchteten Seite. Die niedern Thiere zu den höhern stellen das Verhältniß der finstern Hälfte zu der hellen vor. Innerhalb einer jeden Sphäre verhält sich das männliche Geschlecht zum weiblichen wie Tag zu Nacht. Das Menschengeschlecht sieht nicht bloß der ganzen äussern Natur auf Erden als Tag gegenüber, sondern jene große Antithese findet in demselben Statt zwischen Generation und Generation, Rasse und Rasse, Nation und Nation, Geschlecht und Geschlecht, Familie und Familie, Individuum und Volk, oder einem andern Individuum, ja jeder einzelne Mensch steht sich selbst als Tag und Nacht in vielerley Hinsicht gegenüber. (S. 99.) Die Pflanze stellt vermöge ihrer Qualität als solche einen Gegensatz von Tag und Nacht dar, der durch Wurzel und Stamm ausgesprochen ist. Gegen die Wurzel ist der Stamm Tag. Der Zeitpunkt der vollkommnen Entwicklung der Pflanze kann als ihr Mittag angesehen werden, dem der geschlossene Same als Nacht gegenüber steht. Die Rotation der Bewegung war das charakteristische Planetenmoment, die innerlich gewordene Bewegung ist das bestimmende Merkmal des Thierreichs. Höhere Thiere zeigen grössere Freyheit von den Banden der Erde durch ihre Bewegung, sind weniger an Jahres- und Tagzeit, wie an das

das Klima, gebunden. Ueberall, sowohl in den kosmischen Sphären als in den Zonen der Erde, ist das Maass des Lichts, auch das der Selbstständigkeit, der Freyheit und des Willens, und umgekehrt, der Grad des Lichtmangels auch der des Dahingegebenseyns dem fremden Willen, des Leidens." Im Tage erblickt die Erde nur die Sonne und sich gleichsam mit jener verbunden. Sie ist durch das Licht gesondert, übt ihren Willen auf die Aussenwelt, während diese für sich unsichtbar ist. Wenn nun aber eine Erdhälfte mit Licht gefättigt andern Theilen derselben weicht, sich von der Sonne ab nach oben schwingend; dann wird sie inne, daß ihr Wille nicht ohne Sonne bestehen könne, und mit dem Einfluß dieser schwindet ihr Wille. Das All tritt mit seinen Gewalten aus dem Hintergrunde hervor, die Sterne herrschen und funkeln hernieder; aus allen Regionen des Himmels blicken Lichter in die Finsterniß der Erde, aus unermesslichen Fernen treten Welten durch ihr Licht in unmittelbare Nähe, und die Erde sinkt in offenen Räumen an die Brust der Mutter. Aller Selbstständigkeit entlagend verschmilzt sie mit dem All." (S. 121.) Temperatur und Witterung sind Aeußerungen des Erdlebens. Die Nacht der Erde ist in allen ihren Richtungen auch die Nacht der organischen Erdenwelt. Wie die Erde in den Armen des Alles ruhte, von der bildenden Nacht umflossen, so liegt das Samenkorn im Schooße der Erde, die für dasselbe das All repräsentirt. In der Entwicklung des Keims, der nach oben strebt und, auf die Oberfläche der Erde hervortretend, sich sehnuchtsvoll zum Lichte wendet, liegt das innerliche Streben des in der Pflanze verborgnen Thiers. Das Innerlichwerden des Lichts ist das Thierreich. Die Nacht der Animalität in der Geschichte der Erde hat in der Reihe der Thiere, die sich aus ihr entwickelte, eine bleibende Stufe in den untersten Thierbildungen gefunden. Die höhern Thierreihen erheben sich daraus in leiser immer heller werdende Dämmerung. Mit der Ausbildung des Nervensystems entleigt der sich nähernde Tag in dem Thierreiche. Die Nacht findet eine bleibende Stätte in jedem Thier. Die Entwicklung der Organisation in allen Durchgangs- und Bildungspunkten wiederholt modificirt die Entwicklung des Planeten.

Endlich S. 153 folgt die Betrachtung derjenigen Nacht, welche für das Thierreich aus der Rotation der Erde hervorgeht. Wie die Abwesenheit des Sonnenlichts die Erde sich selbst überläßt, diese aber, zu jung sich selbst zu halten, in Finsterniß dem Allwillen anheim fällt: so beugt sich die Thierwelt, auf seine Sonderung verzichtend, unter dem mächtigen Allwillen, und verschmilzt mit der Erde zu einem bloßen kosmischen Seyn im All. Dieß Verzichtleiten auf Sonderung, Selbstwillen, Freyheit, ... dieses Hineingehen in die unendliche Peripherie des Alls, in welcher Beziehung man die Leidensrichtung verfolgen will, ist thierisch erscheinend der Schlaf. Es ist nicht der Stand der Sonne allein, von welchem die periodische Ruhe und Thätigkeit der Insecten, Schlaf

und Wachen, abhängen; sondern der Wechsel des Standes der andern Himmelskörper gegen die Erde, durch deren Circulation und Rotation veranlaßt, waltet über Leben, Wachen und Schlafen dieser Geschöpfe. Der Vf. wagt nicht zu vermuthen, daß jedes einzelne Ganglion auch für den Einfluß eines bestimmten Himmelskörpers oder eines bestimmten Verhältnisses specifische Empfänglichkeit habe; so viel aber scheint gewiß, daß das Gangliensystem mit den Sternen und der Constellation in dem innigsten Wechselverhältniß stehe und durch dieses Wechselverhältniß die mannichfaltigen Rhythmen jener Himmelsmächte dem Thierleben einbilde, ja den Sternenhimmel für das Innere eines jeden Thiers repräsentire, der durch Lebenswechsel und abwechselndes Vorherrschen das ausdrückt, was im Makrokosmos durch Bewegung und Gruppierung (Constellation) ausgesprochen wird. (S. 161.) Indem das Thier einschläft, entlagt es dem Selbstseyn und ergiebt sich dem Alleben. Dieses drückt das schlafende Insect dadurch aus, daß es so viel als möglich seine Sonderung von der Umgebung aufhebt und sich wieder mit derselben vereinigt. Daher wühlt sich das Eine in die Erde, das Andre bohrt sich in die Rinde der Bäume u. f. w. In den Fischen gelingt es der Natur, das nach Innen geworfne Knochengerüste für das Leben zu bändigen, wie es ihr bey den Insecten gelang, die hornartigen Bedeckungen zu gliedern. Bey vielen Fischen, und wahrscheinlich bey allen, läßt sich ein Wachen und Schlafen erkennen. Sie sind für die kosmischen Einflüsse empfindlich und daher in einem hohen Grade Wetterpropheten. Man sollte das Nähere hierüber beobachten. Amphibien halten unter einigermaßen geeigneten Umständen Winterschlaf, der nicht von Kälte allein herührt. Die Reihe der Vögel gehört ganz und gar der planetaren Vollendung an. Das Losgelassenseyn von der Erdscholle verkündigt sich bey vielen Geschlechtern in großen Wanderungen. Es ist nicht Temperatur noch Witterung, was sie bestimmt, oder Mangel an Nahrung, sondern jene Oscillation zwischen dem Süd und Nord in der Erdaxe und der entsprechenden Erdhälfte, wo bald das Eine, bald das Andre vorwaltet, das die Vogelgeschlechter so lange mit sich fortnimmt, bis sie sich dagegen indifferenzirt haben und bis sie die entgegengesetzte Richtung zurückführt. Dieses Jahresleiden der Vögel steht bedeutend höher, als das der Amphibien, und anatomische Untersuchungen berechtigen zu der Annahme, daß bey keinem Vogel, auch nicht bey den Schwalben, Winterschlaf Statt finde. Bey den winterschlafenden und nicht winterschlafenden Säugethiere beruht der Unterschied hauptsächlich auf der merkwürdigen Aehnlichkeit, welche die erlern sowohl in Rücksicht ihres Baues, als der Beschaffenheit ihres Bluts mit Amphibien und Fischen haben. Kosmische Einflüsse werden allerdings von den Vögeln empfunden, da mehrere von ihnen Witterungsveränderungen vorherverkündigen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß viele Vorgänge am Himmel von ih-

ihnen empfunden und angezeigt werden, ohne daß wir diese Anzeigen verständen. Man sollte die Beobachtung der Thiere mit der ganzen bekannten Natur gleichzeitig und vergleichend anstellen, wir würden nach und nach auf Wechselverhältnisse stoßen, deren Daseyn wir jetzt nicht ahnden, und deshalb der Freyheit, dem Willen zuschreiben, was dem Gesetz, dem Leiden angehört. Wir sehen zu viel Menschliches in die Thiere hinein, setzen sie zu frey, zu intelligent, legen ihnen unwillkürlich Absichten unter und bringen das so durch unsre Subjectivität getrübt Bild mit in die Combination. Der Vf. beruft sich auf die genaue Beobachtung der Sonnenzeit durch die Vögel, daß der Hahn bey Nacht und im Schlafe pünktlich die Zeit anzeigt.

Die Schöpfung der Säugethiere gieng der des Menschen zunächst voran, und obgleich, wie die Ueberreste ausgestorbener Säugethiere beweisen, die Kämpfe der Elemente damals noch keineswegs geschlichtet waren und ihr Bau selbst die Spuren jenes Streits an sich trägt, so erkennt man in ihnen dennoch die fröhliche Verkündigung dessen, der allen Streit beylegen, in welchem die entzweyten Elemente, der Himmel und die Erde sich friedlich einen follen. Die ganze Thierwelt bietet das Streben der Natur nach Hervorbringung des Menschen dar. Der Kreis der Säugethiere steht allen andern Thieren als Tag, als Wille entgegen. Affen zeigen auf eine Zeit zurück, wo die Natur Menschenähnlichkeit von Außen erreichte, das Innere aber ganz thierisch liefs; die Elephanten erinnern an die Periode, wo die Natur den Anklang eines menschlichen Innern unter der Last eines Fleischberges begrub. Die unvollkommenen niedrigen Geschlechter der Säugethiere stellen eine Nacht derselben dar. Es sind die Mäuseartigen, die Beutethiere, die Bradypoden. Auch die größern in der kalten Zone wohnenden Säugethiere haben alle eine auffallende Aehnlichkeit mit den Mäusen, selbst der Bär stellt nur eine colossale Maus dar. Der Leib eines jeden Thiers bildet sich aus dem Urwasser hervor. Gleichviel, ob der unendliche Raum, oder das große Meer, oder die beschränkte Bärmutter und die Schale oder Häute des Eyes Mutterstelle vertreten. Welche hohe Wichtigkeit der Stand der Sonne für die Säugethiere habe, wird mit jedem Blick in die Oekonomie derselben klar, durch Brunstzeit, Wechsel der Haare und Geweihe u. f. w. Es ist das Jahresleiden der Erde, welches in den Säugethiern den dichten und stärkern Haarwuchs hervorruft, womit gleichsam die Ausdünstung, die Atmosphäre jedes Thiers unmittelbar auf demselben fixirt, das nach Außen-Streben niedergehalten wird. Die winterschlafenden stellen die Amphibien unter den Säugethiern vor. Kälte ist nicht die Ursache des Winterschlafs, wie man wohl zu rasch angenommen, auch nicht Abweichungen

des Baues und der Säfte, der Mangel an Nahrungsmitteln. Die Leidenshälfte des Umlaufs führt die Halbkugel zur Ruhe am Busen des Alls, wo sie aufgehend im Makrokosmos neue Kräfte zu neuem Erwachen empfängt. Die Circulation und Rotationszeiten der Erde spiegeln sich auch in allen Thieren ab. Ihr Winterschlaf ist das ihnen eingeprägte Jahresleiden der Erdhälfte. Die scheinbare Umkehrung der Tageszeiten, die bey einigen Thiergeschlechtern Statt findet, ist in den wenigsten Fällen eine wahre. Sie erscheint der gesammten Thierwelt wie ein Traum, der während des Schlafs das Wachen in einzelnen Gebilden nachahmt, und wie der Traum da, wo er Statt findet, und das ist bey den Säugethiern, in besondrer Beziehung mit den kosmischen Mächten steht; so haben wir auch die Veranlassung der Träume und des nächtlichen Tagelebens der Thiere, die in immerwährendem Traum selbst ihr waches Leben zubringen, als die natürlichen Somnambulen in jenen kosmischen Beziehungen aufzufuchen, die ja die Säugethiere wie Automate an unzähligen Fäden lenken und in Unfreyheit halten. (S. 224.) Der Instinct ist die Intelligenz der Natur, die das einzelne Thier zwingt, ihren Zwecken im Daseyn der Gattung zu dienen.

Zum Beschluß erwähnt der Vf. noch des Mondes, mit dessen hohen Bergen es ist, als strecke er Arme gegen die väterliche Erde, um seine Entfernung zu verringern, und als eröffnete er sein Inneres in den Kraterbildungen, um ihren Einfluß zu empfangen. Der Einfluß des Mondes auf das Leben der Erde beschränkt sich nicht bloß auf die Bewegung derselben, sondern äußert sich in allen tellurischen Sphären. Alle Beweise, die man gegen den Einfluß des Mondes auf unsre Atmosphäre zu führen versuchte, beweisen nichts, als daß wir diesen Einfluß weder übersehen noch berechnen können. Er findet auch Statt auf Vegetation und Animalisation, besonders in demjenigen, worin diese mit jener übereinkommt. Auch in diesem Felde steht noch eine große Aernte von Erfahrungen, die reif wird, wenn man es dahin gebracht haben wird, das Einzelne in seinem Zusammenhange mit dem Alleben zu schauen, und diese Geschaute aus dem Gewirre der Erscheinungen hervorzuheben und darzustellen.

PP.

NEUE AUFLAGE.

CELLE, b. Schulze: *Von dem Amte der Fürsprecher vor Gericht*, nebst einem Entwurfe einer Advocaten- und Tax-Ordnung. Von S. P. Gans, Advocaten in Celle. Zureyte Ausgabe. 1827. XII u. 282 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gGr.) (S. die Recens. A. L. Z. 1820. Nr. 157.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1827.

ERDBESCHREIBUNG.

BRESLAU, b. Korn d. ä.: *Leitfaden der Geographie* — erster und zweyter Cursus — nach den neuesten Angaben bearbeitet. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht. 1824. 240 S. 8. Mit angehängter stat. Tabelle aller europ. Staaten. (8 Gr.)

Der erste Cursus dieses Lehrbuchs auf 28 Seiten, — der nur einen Ueberblick über die Erdoberfläche gewähren soll, — sieht wie ein dürres Gerippe aus; er enthält auf den ersten Anblick nur Namen neben einander hingestellt; doch bietet er eine gute Auswahl des unentbehrlichsten Stoffes dar, und enthält außer den Namen auch sparsam eingestreute, aber planmäßig auserlesene, sinnerreich und kurz ausgedruckte, Interesse erregende, Angaben. — In dem zweyten Cursus S. 28 — 240 findet man bey aller Kürze des Ausdrucks doch sehr viele hergehörige Bemerkungen. Man sehe z. B. die Lehrartikel *Boden, Klima, Producte, Einwohner, Städte* u. f. w. das ganze Werk hindurch nach; nirgends ist der Kreis des Schulwissens überschritten; unter den Hunderten gehöriger und ungehöriger Gegenstände, wie sie bunt durch einander her in andern Leitfaden stehen, findet man hier eine Auswahl der erheblichsten. Nur an einigen wenigen Stellen finden wir Berichtigungen nöthig. Zum Beyspiel S. 213, wo unter N. Amerika's Producten *Baumwolle* unerwähnt geblieben ist, da sie doch nicht nur genannt, sondern fast obenangestellt seyn mußte, indem ihre Production in den südlichen Strichen von Nordamerika seit 50 Jahren auf das Sechshundertfache gestiegen ist; ferner der umgekehrte Fall S. 231, wo unter den Producten von Chili *Gold* und *Silber* nicht nur erwähnt, sondern sogar obenangestellt sind, statt daß beide Metalle hätten ganz unerwähnt bleiben müssen, indem der Bergbau auf dieselben schon seit mehreren Jahrzehenden ruht, weil der vormals so reiche Ertrag erschöpft ist. Doch wird man nur wenige Stellen im Buche finden, wo man dem Vf. eine verfehlte Auswahl nachweisen könnte; dagegen muß man vielmehr im Allgemeinen ihm den Ruhm lassen, daß er in Anführung der Producte, Städte und anderer Gegenstände einen zuverlässigeren und sicherern Leitfaden ausgearbeitet hat, als die meisten seiner Vorgänger. Eine Eigen-
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

thümlichkeit hat diese Bearbeitung noch darin, daß mit den Angaben zur Landesbeschreibung zugleich auch Angaben zur Landesgeschichte verbunden sind. Meisterhaft sind letztere durch ihr Verhältniß zum geographischen Lehrstoff, welchem überall die historischen Angaben untergeordnet erscheinen; eine Einrichtung, wodurch dafür gesorgt ist, daß nicht etwa im mündlichen Unterrichte vor lauter interessanten Geschichtserzählungen die Geographie ganz aus den Augen verloren werde, sondern die Landesbeschreibung immer das vorherrschende Interesse behalte, dafern der Lehrer sich an den Leitfaden zu halten den guten Willen besitzt. Je nachdem nun der Einfluß landesgeschichtlicher Ereignisse und Personen auf den geographischen Zustand des Landes bedeutender oder unbedeutender war, darnach sollte das Mehr oder Weniger im mündlichen Vortrage sich abmessen, und lediglich darnach hat unser Vf. auch den Reichthum und die Dürftigkeit seiner historischen Angaben sich richten lassen. So ist es geschehen, daß mitunter bey großen Ländern wenig und bey kleinen Ländern viel geschichtliche Angaben in dieser Schrift vorkommen. Rec. kann dieses Normativ nicht mißbilligen, hat die Arbeit überall beyfallswerth gefunden, muß auch in diesem Punkte die gedankenreiche Kürze des Ausdruckes rühmen, die in einem Grundriß ganz am rechten Orte ist, und bezeugt, daß der Vf. durch seine Auswahl in den historischen nicht minder wie in den geographischen *datis* Kritik und Sachkenntniß gleichermaßen beurkunde. Sein Leitfaden wäre also recht besonders den Schülern derjenigen Privatlehrer und Schulmänner zu empfehlen, die bey ihrem Unterrichte sich des ausführlicheren Handbuchs von *Blanc* bedienen (Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner u. f. w. von L. G. *Blanc*. Halle 1821 — 25. 4 Thle), worin ebenfalls Geschichte und Geographie jedes Landes mit einander verbunden sind. Nachdem Rec. die Vorzüge dieses Leitfadens gebührend gewürdigt hat, muß er mit dem Vf. desselben über zwey Mängel des Buches rechten, die von seinen Vorgängern größtentheils glücklich vermieden waren, die man daher an seiner Arbeit mit desto mehr Befremdung gewahr wird.

Erslich im Eintheilen und Benennen der beschriebenen Räume läßt der Vf. sich Willkürlichkeiten zu Schulden kommen. Willkür im Eintheilen und Benennen ist auf dem Gebiet der Erdbeschreibung,
M (4)

bung, die es mit lauter gegebenen Dingen zu thun hat, überhaupt schon unzulässig und verwerflich; hier aber im Leitfaden befördert sie nicht allein den in der Bücherwelt ohnehin schon mehr als zu sehr überhand genommenen geographischen Wirrwarr, sondern erzeugt ausdrücklich noch specielle Unrichtigkeiten obenein. Beyspielsweise belegt Rec. seine Behauptung aus der Landesbeschreibung von Preussen, wo der Vf. von der gegebenen Eintheilung und Benennung abweichend (S. 116) eine Mark Brandenburg und (S. 120) ein Herzogthum Schleßen statt der beiden Provinzen desselben Namens aufstellt, und dennoch sogleich seine Schöpfungen mit den wirklichen Provinzen verwechselt, die aber bekanntlich in Umfang und Inhalt andere Größen sind (und gegen deren Brauchbarkeit als Landestheile die Geographie nichts zu erinnern hat). Hieraus entsteht die Unrichtigkeit, daß (S. 117) die Stadt Guben in die Mark zu liegen gekommen ist, da sie doch außerhalb derselben, wohl aber innerhalb der Provinz Brandenburg liegt, ferner daß (S. 122) ein Theil der ehemaligen Oberlausitz mit Görlitz und Lauban als dritter Bestandtheil des Herzogthums Schleßen benannt wird, da doch dieser Landstrich ganz außerhalb desselben, wohl aber innerhalb der Provinz Schleßen liegt. Ein Hin- und Herschwanken zwischen dem statistischen, physischen und historischen Princip im geographischen Eintheilungswesen verrieth sich an noch mehreren Stellen. Zum Beyspiel nennt der Vf. die 15 (auf historischem Wege gewordenen) Bestandtheile von Spanien 15 Provinzen; er hätte in Stein's und Anderer Lehrbüchern, welche die statistischen und historischen Bestandtheile neben und in einander ohne Unrichtigkeit aufstellen, sich die Einsicht erwerben können, daß seine 15 Landestheile nicht die Provinzen sind, deren das Land weit mehrere und anders benannte aufzuweisen hat. England soll (nach S. 40) aus 9 Provinzen und 52 *shires* bestehen; keineswegs! Ostangeln, Kent, Essex u. s. w. sind so wenig Provinzen als Altkastilien, Andalusien und Leon in Spanien. Eben jene 52 *shires* sind die Provinzen in England, denn eine Provinz ist ein nach dem Regierungsverbände zusammengeordneter Theil des Ganzen; deshalb kann man, was nicht statistischen Wesens und Ursprungs ist, keine Provinz nennen. Bey Nordaßen verbindet der Vf. (S. 182) das physische und statistische Theilungsprincip mit einander; eine Mafsregel, die dort so übel angebracht war, daß Katharinenburg im Oßystromgebiet eine ganz falsche Stellung, nämlich in die westuralischen Länder erhalten hat. Die bisherigen Beispiele mögen hinreichen, den unbekannten Vf. auf den ersten Punkt aufmerksam zu machen, der rügewerth erschienen ist. Was ihm außerdem zur Last fällt, ist:

Zweytens die Aufnahme gewisser Specialangaben, die überhaupt in keine geographische Schulschrift sich hätten versteigen sollen, die aber, wenn sie einmal für geeignet in den Kreis des Schulwissens mit

einzutreten erkannt waren, wenigstens erst hätten geprüft werden müssen. Hat der Vf. in allen übrigen Lehrartikeln so wohlgeprüfte zuverlässige Angaben aufzuweisen, warum läßt er so gedankenlos und seiner sonstigen Einsicht so durchaus unmächtig (S. 133. 159. 164. 180. 208. 212 u. s. w.), Zahlen zu Namen hindrucken, die da wie zusammengewürfelt stehen und als grundfalsch in die Augen springen. In Betracht, daß die Erdbeschreibung, zumal bey dem Jugendunterrichte, nirgends phantaziren, sondern überall Bericht erstatten soll, darf nichts vorkommen, was ein unsicheres Scheinwissen und Halbkenntniss befördert, dürfen ungekannte Dinge nicht für bekannt ausgegeben und mitgetheilt werden. Die Länge der Stromläufe in den 6 Erdtheilen gehört zu dieser Art Lehrartikeln, die vorhandenen Angaben, beruhend auf ganz unsichern zum Theil lächerlichen Schätzungen, stehen unter einander in solchem Widerspruch, daß man sie daraus schon für unmittheilbar in Schulen, für höchst verschweigens- und übergehenswerth erkennen muß. Nicht einmal in Europa kennt die Erdbeschreibung die Wegstrecken aller Flüsse; was sie nicht kennt, muß sie auch nicht behaupten wollen, wie denn in neuern Leitfaden und Lehrbüchern die früherhin so reichlich gespendeten Zahlen mit Recht unabgedruckt geblieben sind. Da läßt dennoch unser ungenannter Vf. drucken: es sey (die grundfalschen Angaben betreffend den Flächeninhalt der russischen Binnenseen S. 133 gelegentlich dabey) der Lauf des Dnepr 220, der Donau 400, des Don 160, Indus 220, Ganges 360, Burmaputr 300, Menamkom 350, Oby 500, Jenisei 450, Lena 700, Mac kenzie 360, Saskatschawan 300, Assinipul 360, Mississippi 700, Ohio 200, Missouri 600, Arcansas 200, des rothen Flusses 240 deutsche Meilen lang. Welche Karrikaturen müßten unsere General- und Specialkarten seyn, wenn die krummen Linien, die den Lauf der Donau, des Don, der Lena, des Indus, Burmaputr, Mississippi, Missouri u. s. w. abbilden, sich in der Wirklichkeit so zu einander verhielten, wie obige Zahlen es aussprechen! Wohin möchte in Europa wohl Wien zu liegen kommen, wenn die Donau um den vierten Theil länger wäre als der Burmaputr! — beide eben genannten Flüsse sollen in Summa (400 + 300) erst eine Wegstrecke ausmachen, die dem Lauf der Lena (700) gleich ist, woraus hervorginge, daß wir das ungeheure Ostibirien bisher noch immer für nur halb so groß, als es wirklich wäre, gehalten, abgebildet und beschrieben hätten. Wenn der Indus 220 lang ist, so müßte bey dem Namen Donau nicht 400, sondern höchstens 130 stehen, und wir würden dann alle Entfernungen der oberdeutschen Städte unter einander verkürzt, deren Lage doch nach der Wahrheit gekannt und außer Zweifel ist! Wenn, wie es S. 212 heist, der Missouri von seinem Ursprunge an gerechnet, nicht etwa bis zu seiner Einmündungsstelle, sondern darüber hinaus fortgesetzt bis zur Mississippiemündung nur 600 Meilen lang angegeben wird, so

so dürfte der Hauptfluß nicht die Zahl 700, welche ihm beygegeben ist, sondern müßte 200 bey sich stehen haben, wie Jedermann einseht. Wollte doch der Vf. einen Globus, wo alle Gegenstände nach einem gemeinschaftlichen Maßstabe abgebildet, also in ihrem wirklichen Größtenverhältniß zu erkennen sind, einmal vor sich hinstellen, so wird er sicherlich gewahr werden, wie falsch seine Angaben sind! Bey einer neuen Auflage, die das Buch seiner übrigen Beschaffenheit wegen recht bald zu erleben verdient, wird er dann gewiß andere Zahlen drucken lassen, wenn er nicht unterdessen die bessere Ueberzeugung gewinnt, daß unsere Länderkenntniß noch weit entfernt von der Fähigkeit ist, die Länge der Stromläufe in sicheren Zahlen anzugeben. Bis also das europäische Entdeckungswesen die hierzu (selbst in Betreff mancher Länder unsers eignen Erdtheils) erforderlichen Fortschritte gemacht haben wird, möchte man fast rathen, die an den 10 gerügten Stellen in Klammern beygefügte Zahlen lieber ganz aus einer Schulchrift wegzulassen.

Wir übergangen übrigens minder erhebliche Berichtigungen, die der Vf. bey einer neuen Auflage gewiß, auch ohne fremde Fingerzeige, finden wird.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WEIMAR, im Landes-Industrie-Comptoir: *Formular- und Recept-Taschenbuch*, von A. Richard, M. Dr. Ins Deutsche übertragen. Zweyte vermehrte Ausgabe. 1826. XXXII u. 412 S. 18. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach einer sehr kurzen und unvollständigen Anleitung zum Receptschreiben folgt in mehreren Abtheilungen eine Sammlung von Recepten, in der die Arzneimittelnach ihrer Form geordnet sind, was natürlich das Nachschlagen sehr erschwert. Die erste Abtheilung enthält die Tisane, Decocte, Emulsionen, medicinischen Kraftbrühen, Kräuterläste, Portionen, Mixturen, destillirten Wasser, Syrupe (wie kommen diese in das Formulare?), Tincturen, Weine, Pulver, Latwergen, Pillen, Bissen und Morfellen. Man sieht aus dieser Aufzählung, daß der Vf. gar keinem Eintheilungsgrunde gefolgt ist, sondern die Formeln aufgezählt hat, wie sie ihm eben eingefallen sind. Die zweyte Abtheilung enthält die äußeren Arzneimitteln, die dritte eine Eintheilung der Mittel nach ihren medicinischen Eigenschaften (in acht Klassen: *Tonica*, *Stimulantia*, *Irritantia*, *Alterantia*, *Relaxantia*, *Narcotica*, *Evacuantia* und *Specifica*). Nun folgt ein alphabetisches Verzeichniß der einfachen Arzneimitteln mit ihren verschiedenen Präparaten und Dosen, und endlich ein Anhang. — Die erste und zweyte Abtheilung des Büchelchens mögen als eine Sammlung von Formeln ihren Nutzen haben, wozu aber die dritte und vierte dienen sollen, ist eben so

wenig abzusehen, als wie sie in ein Recepttaschenbuch kommen. Ueberdies haben wir deutsche Werke über diesen Gegenstand, die das vorliegende bey weitem überwiegen, namentlich die Schriften von *Burdach* und *Schubarth*; und deshalb hätte man uns mit einer Uebersetzung billig verschonen können. — Der Anhang enthält zuerst eine kurze Abhandlung über die einfachen, aus den Vegetabilien gezogenen Stoffe, und über noch einige, besonders wirkliche Arzneimitteln (die Auflösung von reinem Blausstoff-Kalium, als Ersatzmittel der Blausäure, die Tupuline, das Extract der *Nux vomica*, das *Oleum Croton*, das *Oleum Euphorbiae tathyris*, das *Oleum Pinhoen* und die *Urea*). Hierauf folgt ein Namenverzeichniß der Mineralwässer, die Darstellung einiger besondern Heilmethoden (Behandlung der Bleykolik, nach der in der Charité zu Paris gebräuchlichen Methode; Behandlung des Bandwurms nach *Dubois*, *Bourdier*, *Alibert* und *Nasser*; verschiedene Behandlungsarten der Wasserscheu), — und eine Darstellung der vorzüglichsten Gegengifte. Ein Nachtrag spricht von den Goldsalzen, den schwarzen Tropfen, dem blasenziehenden Stoffe des Seidelbastes und der *Radix caincae*.

Vollkommen eben so bearbeitet ist das *Nouveau formulaire de poche*, par B. de Montmahou (Paris, b. Compère. 1826. XXVIII u. 433 S. 18. Der Vf. desselben befolgt genau dieselbe Eintheilung, die Abtheilungen seines Werks sind ganz dieselben, wie die des *Richard'schen*, nur daß er die dritte Abtheilung zur ersten und die vierte zur zweyten gemacht hat. Auch in den angegebenen Formeln ist sehr wenig Unterschied. Einer der beiden Herren muß also nothwendigerweise von dem andern abgeschrieben haben.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Lehrbegriff des Wissenschaftigsten der Anatomie und Chirurgie*, oder Anweisung, den Umfang beider Wissenschaften in kurzer Zeit gründlich sich zu eignen zu machen. Ein Leitfadens für praktische Wundärzte zum Unterricht ihrer Lehrlinge; ingleichen für angehende Wundärzte bearbeitet von *Friedrich Stahmann*, Amtschirurgus zu Nienburg. 1826. XIV u. 286 S. 8. (20 Gr.)

Weil es den Ansichten des Vfs nach kein Werk gab, welches sich seiner Kürze wegen zum Unterricht für Chirurgen eignete, so lieferte er, der ihm gethanen Aufforderungen zufolge, diese Schrift, die in der ersten Abtheilung die ganze Anatomie, und in der zweyten die allgemeine Chirurgie, die vorzüglichsten kleinen Operationen und mehrere andere nützliche chirurgische Vorkenntnisse umfaßt. Den anatomischen Theil bearbeitete er nach *Hempel* und *Rosennüller*, den chirurgischen theils nach *Ebermeier*, theils aus den nachgeschriebenen Vorträgen eines *Rust*, *Kluge* und *Graefe*. Obschon nun der Vf. meint, daß ein Lehrling bey fleißiger Benutzung

nutzung dieses Buches binnen Jahresfrist so weit vorgeschritten seyn könne, daß er ein tüchtiges Examen abzulegen im Stande sey, so müssen wir dem doch geradezu widersprechen: denn wenn ein Wundarzt zweyter Klasse, und von einem solchen kann doch hier nur die Rede seyn, nicht mehr weiß, als in der zweyten Abtheilung enthalten ist, so wird er gewiß den an ihm zu machenden Anforderungen nicht entsprechen und wird nichts weniger als ein tüchtiges Examen bestehen. Rec. kann in dieser Hinsicht als Mitglied einer Prüfungsbehörde für Wundärzte zweyter Klasse aus Erfahrung sprechen, und könnte er dies auch nicht, so würde ihn doch die Oberflächlichkeit, mit welcher alle die Chirurgie betreffenden Gegenstände abgehandelt sind, von der Unbrauchbarkeit dieses Buches überzeugt haben. Belege zu dieser Ansicht aus dem Werkchen selbst zu liefern, halten wir für unnöthig, da dergleichen Jedem bey einem bloßen Durchblättern in hinreichender Anzahl auffoßen werden. — Die Bearbeitung des anatomischen Theils, die auf einem bloßen Auszug beruht, ist dem Vf. besser gelungen. Wir können jedoch nicht glauben, daß die Handbücher von *Hempel*, *Rosenmüller*, *Langenbeck* für Anfänger zu weitläufig wären, müssen also die Arbeit des Vfs, auch was diesen Theil anbetrifft, für überflüssig erklären.

Hätte der Vf. *Berndt's* Anleitung für Wundärzte gekannt, ein Werk, das allen Anforderungen entspricht, so würde er sich nicht an ein Unternehmen gewagt haben, dem er nicht gewachsen zu seyn scheint.

MATHEMATIK.

MAINZ, b. Kupferberg: *Der arithmetische Jugendfreund, oder populäre Darstellung der Grundlehren der Arithmetik und Algebra für Anfänger*, von Joh. Jos. Ign. Hoffmann, Kön. Baier. Hofr., Direct. des Kön. Lyceums zu Aschaffenburg u. s. w. *Erster Band*, die Elem. der Arithmetik. 1825. XIV u. 360 S. *Zweiter Band*. X u. 412 S. 8. (Beide Theile 2 Rthlr. 16 gr.)

Der zweyte Theil führt den besondern Titel: *der algebraische Jugendfreund* u. s. w., da er die Grundlehren der Algebra enthält. — Uebrigens gehört das Ganze zu einem größern Werke, das den Titel führt: *der mathematische Jugendfreund* und in fünf Bänden herauskommen soll, von welchen demnach die anzuzeigenden beiden Theile die *erste* oder *arithmetische* Abtheilung ausmachen. Wenn man von diesen auf das Nachfolgende und

Ganze schließend darf; so kann man das Unternehmen überhaupt nur empfehlen und das Gelingen derselben mit Zuversicht hoffen. Wir haben in beiden Theilen eine sehr zweckmäßige Behandlung und recht deutliche Erörterung der Grundlehren der Arithmetik und der Algebra gefunden; es ist dabey nicht nur eine wohlzusammenhängende und einfache Anordnung des Einzelnen befolgt, sondern auch über die Methode können wir nicht anders als beyfällig urtheilen. Es ist ein sehr angemessener stufenweiser Fortgang in den Materien beobachtet, und das Buch kann demnach nicht bloß dem Lehrer bey seinen Anweisungen zum Rechnen sehr behülflich und besonders insofern nützlich werden, als es da, wo so manche andere Rechenbücher es bloß bey dem Mechanischen lassen, so daß sie auch den Lehrer, der in ihnen Licht sucht, über den Grund von diesem und jenem Rechnungsverfahren im Dunkel lassen, die Sache klar und begreiflich macht, sondern es eignet sich auch, eben dieser Klarheit und Falschheit wegen, zum Selbststudium recht wohl, und zunächst für die heranreifende Jugend. Dieser kann und wird es ein schrittweise leitender, sehr angemessener Führer seyn.

Der *erste* Band handelt nach einer vorbereiteten Einleitung, — von den Zahlen und ihren Veränderungen überhaupt — von der Zifferrechnung in ihren vier Grundoperationen (den vier Species) — von den vier Rechnungsarten in benannten Zahlen — und in Decimalbrüchen — von den gemeinen Brüchen und ihrer Berechnung; von den Verhältnissen und (oder) Proportionen; — von der praktischen Anwendung der Proportionslehren; (Regel de tri, Gesellschaftsrechnung, Kettenregel;) von der Rechnung mit entgegengesetzten Zahlen; von den ersten Gründen der Buchstabenrechnung; von Ausziehung der Quadratwurzel — und Cubikwurzel; von den Progressionen, und von der Rechnung mit Logarithmen.

Der *zweyte* Band enthält — das Weitere über die Buchstabenrechnung; — über die Algebra insbesondere, die bestimmten einfachen und quadratischen, dann über die unbestimmten Gleichungen, den binomischen Lehrsatz, Permutationen, Combinationen, Variationen und figurirte Zahlen, die Auflösung höherer Gleichungen und die sogenannte Functionslehre. — Man sieht hieraus, von welchem Umfange das Gegebene ist, und in welcher Ordnung im Allgemeinen der Vf. es vorgetragen hat. Möge das Buch nur fleißig gebraucht werden, so wird es gewiß recht viel Nutzen stiften!

Uebrigens empfiehlt es sich auch durch Papier und Druck und durch einen mäßigen Preis.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1827.

ALTERTHUMSKUNDE.

- 1) **BRESLAU**, b. Max u. Comp.: *Geschichten Hellenischer Stämme und Städte*, von Dr. Karl Otfried Müller, ordentl. Prof. an d. Universität Göttingen, Mitgl. der K. Societät d. Wissensch. das. u. Correspondenten d. K. Preuss. Akademie. *Zweyter Band. Die Dorier, erste Abtheilung.* Mit einer Karte des Peloponnes. 1824. XXIV u. 458 S. *Dritter Band. Die Dorier, zweyte Abtheilung.* 560 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Die Dorier. Vier Bücher von Dr. Karl Otfried Müller. Erste Abtheilung. Erstes u. zweytes Buch. Zweyte Abtheilung. Drittes u. viertes Buch.

- 2) **GÖTTINGEN**, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie von Karl Otfried Müller.* Mit einer antikritischen Zugabe. 1825. XII u. 434 S. gr. 8.

Ueber seine Aufgabe erklärt sich der Vf. von Nr. 1. *Die Dorier, erstes und zweytes Buch* (Vorr. S. V.) folgendermaßen: „Sie foderte, einen von den Stämmen, welche die Hauptglieder in dem Organismus des Hellenischen Nationallebens bilden, herausgefordert in seinen äußern Zuständen und Verhältnissen, noch mehr aber in seinem geistigen Wesen und Leben zu erkennen und darzustellen.“ S. VII. „Meine Aufgabe gieng auf keinerley Construction, sondern einzig darauf, aus genauer Betrachtung des Dorischen Lebens in allen seinen Kreisen und Richtungen das eigenthümliche Wesen dieses Stammes, wie eines einzelnen Menschen aus seinen Handlungen und Reden, mit möglichster Schärfe und Bestimmtheit auszumitteln.“ Dann wird der Plan des Ganzen (S. VIII.) mit wenigen Worten angegeben. „Zuerst mußte von der Existenz, Verbreitung und Stellung des Dorischen Stammes gehandelt und die äußere Geschichte desselben für sich dargestellt werden.“ Von den Staaten der Dorier außerhalb des Peloponnes wird aber nur die Anlage behandelt, in Hinsicht der Zeit die Erzählung nur bis zu dem Peloponnesischen Kriege fortgeführt, und ausgelassen alles das, was in andern Werken, wie in *Manfos* Sparta, genügend erörtert schien. So weit der Gegenstand des *ersten* Buchs. „Dafs ich nun, heifst es S. VIII., auf diesen geschichtlichen Abrifs Abhandlungen über Religion, Staat,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Sitte und Kunst folgen lasse, und alles dieß unter dem Titel von Geschichte, wird Niemand tadeln, der nicht von Geschichte überhaupt sehr enge und unlebendige Vorstellungen hat.“ In dem *zweyten* Buche werden die Religionen des *Apollon* und *Herkules* erörtert, als dem Dorischen Stamme vorzüglich eigenthümlich: denn die Religion ist dem Vf. eigentlich die älteste Geschichtsurkunde des geistigen Lebens einer Nation. Das *dritte* Buch hat zum Gegenstande den Organismus des Dorischen Staatslebens, das *vierte* die Sitte und Kunst, von dem Gesichtspunkte aus, dafs in letzterer das Bestreben waltet, innerliches Leben in entsprechender äußerlicher Form darzustellen.

Wir haben hier mit des Vfs. eignen Worten eine Uebersicht des ganzen Werks gegeben, theils weil wir uns, wie gleich angezeigt werden wird, nicht auf einen Auszug des Inhalts desselben einlassen wollten, theils damit der Lehrer sogleich über dessen Gröfse und Wichtigkeit urtheilen, die entsprechende geistreiche und umfassende Behandlung einsehen und das Dankenswerthe darin erkennen möge. Um so viel schüchterner geht Rec. zur Anzeige desselben. Seit dessen Erscheinung hat er es, so zu sagen, täglich in Händen gehabt, und viel und gewissenhaft darüber nachgelesen, verglichen und studirt. Aber auch mit jedem Tage leuchtete ihm die Meisterschaft des Vfs. mehr ein, immer neue lichtvolle Seiten des Buchs entdeckte er, und immer mehr mußte er den Scharfsinn und die Gelehrsamkeit, den Forschungsgeist und die Combinationsgabe des Hn. M. bewundern. Nicht leicht dürfte in dem Gebiete der Alterthumswissenschaften seit langer Zeit ein Werk von wichtiger Bedeutung erschienen seyn; nicht allein durch die neuen Aufschlüsse und die bedeutendsten Resultate, die es nach allen Seiten hin giebt, sondern noch vielmehr durch die neue Art der Forschung. Er trägt kein Bedenken auszusprechen, dafs es in der Art der Behandlung der griechischen Mythologie und ältesten Geschichte und dessen, was damit zusammenhängt, Epoche machen wird. Wer mythologische Untersuchungen anstellen will, muß von nun an einen ganz neuen Zweig in seinen Kreis ziehen, die älteste *Historie*, und diese hinwiederum, sieht man, erhält einzig ihr Licht aus der Mythologie. Was vorher in dieser Art geleistet worden, ist zu unbedeutend, um es zu rechnen. Von so durchgreifendem und überzeugendem Verfahren zeigte sich bisher nirgends die Anwendung. Wenn auch die

N (4)
Re-

Resultate selbst nicht alle werden stehen bleiben, so schmälert das den Ruhm des Vfs. im Mindesten nicht, vielmehr wird ihm für immer das Verdienst gehören, auf originellem Wege endlich eine Sicherheit in die bisher schwankenden Forschungen gebracht zu haben. Seitdem *Creuzer* mit einer seltenen Gabe, den Geist des Alterthums und seiner Religionen zu verstehen, wie Wenige, die Mythologie aus dem Zustande des Todes und der Erstarrung, was *Heyne* versucht hatte, zur lebendigen Wissenschaft, der Beschäftigung des menschlichen Geistes würdig, glücklich erweckt hatte, traten Viele auf, die ihrer Phantasie und Verbindungsgabe nicht mächtig, Alles verwirrend, ihre Forschungen ins Zügellose trieben und die ganze Sache in Mißcredit brachten. Vergebens lenkte *Hermann* auf Klarheit und Bestimmtheit hin. Eine andre Partey drohte die kaum erwachten jungen Blüthen der Wissenschaft gewaltsam zu zertreten, ohne sie selbst doch weiter zu fördern. Da flüchtete das noch schwache Gewächs vorzüglich in den Schutz von Männern wie *Welcker* und *K. O. Müller*, und unter ihrer Hand ist es wunderbar erstarkt. Die mythologischen Untersuchungen, die bisher nur in der Luft schwebten, haben Boden gewonnen, und zwar *historischen*. In seinen *Mythen* schon (f. A. L. Z. 1821. Nr. 69.) hatte Hr. M. die griechischen Götter in Griechenland heimisch gemacht. Damals hegte Rec. gegen das Verfahren desselben noch ein gewisses Mißtrauen, aber diese Dörner und eigne Nachforschungen haben ihn später vollkommen überzeugt.

Um so weniger will aber Rec. gegen Hn. M. verhehlen, daß er nicht in Allem unbedingt derselben Meinung mit ihm ist, und absichtlich hat er gerade die wichtigsten Theile des Werks, die Abschnitte über *Hercules* und *Apollon*, zum Gegenstande seiner Zweifel gemacht. An den einzelnen Sätzen des Vfs. fanden wir selten etwas auszuheilen, so daß wir auf die Resultate des Ganzen unser Augenmerk zu richten hatten. In diesen möchten wir Einiges modificiren, und dieses ist nicht sowohl Gegenstück gegen Hn. M's. Ergebnisse, als vielmehr weitere Fortführung derselben. Was wir vorbringen, hätten wir nie ohne ihn vorgebracht; er hat es einzig angeregt, und ihm sey es zur Prüfung vorgelegt.

In schneidendem Widerspruch gegen unser abgegebenes Urtheil ist insbesondere eine Recension der *Jen. Lit. Zeit.* 1824. Nr. 151—162. von Hn. Dr. *Lange*. Längere Zeit waren wir in Zweifel über die Art, wie wir uns hier zu verhalten hätten, ob der *Jen. Rec.* mit Stillchweigen zu übersehen, oder sein Urtheil zu beachten wäre. An sich ist zwar das von ihm Gesagte ohne allen Gehalt, allein sein Geschrey und sein Wortschwall hatten einen großen Theil des Publicums, besonders den in dieser Sache nicht selbst prüfenden, den weniger gelehrten, dessen ungeachtet getäuscht und eingenommen. Andere, die noch nicht geprüft hatten und hätten prüfen können, wurden davon abgehalten, und einer guten Sache abhold. Denn Hr. *Lange* bediente sich eines schon öfters be-

nutzten Mittels, daß er die Miene des Liberalen und Aufgeklärten annahm, Mysticismus und Schwärmerey witterte und durch diese Wendung die Angelegenheit allgemeiner, begreiflicher und interessanter machte. Sollte nun gegen diesen Herrn erst Rec. sein eignes Lob rechtfertigen, oder es ohne weitere Berücksichtigung hinstellen? hat er sich lange gefragt. Er fand viererley Rückichten zu nehmen: auf die Wissenschaft, Hn. Müller, das Publicum und sich selbst. Die Wissenschaft und Hr. M. würden seiner Verfechtung nicht bedürfen, indem die Zeit über Beide später oder früher am besten entscheiden wird. Allein das Publicum konnte es fordern, daß es von der Unzulänglichkeit und Unwahrheit des *Langeschen* Tadel überführt werde. Rec. endlich war dieses seiner Ehre vor seinen Lesern schuldig, zumal so Viele zu einer ungünstigen Ansicht geneigt worden sind, um als redlich und wahrhaftig zu erscheinen. Solche Gründe, glaubt er, werden ihn vor seinen Lesern entschuldigen, wenn er ihnen zumuthet, ihm durch ein Paar Seiten verdrießlichen Streits ihre Aufmerksamkeit zu schenken, um endlich weiter nichts als die Ueberzeugung von der Verwerflichkeit und Unredlichkeit der *Langeschen* Recension zu gewinnen. Rec. ist wahrlich sonst nicht streitsüchtig, und es ist ihm nur schmerzlich gewesen, eine solche Anklage erheben zu müssen. Bedenke aber Hr. *Lange*, was er selbst von sich schreibt S. 316: „Hat Rec. irgendwo der Wahrheit zuwider gesprochen: die Verunglimpfung falle auf ihn, die Strafe bleibe nicht aus. Sprach er aber wahrhaftig, und muß sein Urtheil richtig erfunden werden: dann ergehe Recht vor Gott.“ Wohl! den Beweis wollen wir ihm führen, daß er unwahrhaftig gewesen. Es soll kein erkünstelter, kein gefuchter, kein mühsamer Beweis seyn; er soll einfach, gerade und offen seyn. Wir fangen vorn herein an mit seiner Recension und beweisen ihm, so weit wir sie durchgehen, daß keine einzige der erhobenen Anklagen wahrhaft oder begründet sey.

Nach dem Vorausgeschickten wird man den Gang unsrer Recension schon absehen können. Wir müssen demnach von der gewöhnlichen Weise abweichen, den Inhalt zu referiren und ihn mit Bemerkungen zu begleiten. Von dem Inhalt an sich ist vorauszusetzen, daß er bey der Verbreitung des Buchs bekannt sey, und zu Gegenbemerkungen im Einzelnen fand sich, wie schon gemeldet, wenig Gelegenheit. So hat denn unsre Recension die Gestalt bekommen, daß sie in drey Abtheilungen zerfällt. Die erste ist eine Charakteristik der Recension des Hn. Dr. *Lange*, die zweyte handelt über *Hercules*, die dritte hat zum Gegenstand die Gottheiten des *Apollon* und der *Artemis*.

Erste Abtheilung. Ueber die Recension der Jenaischen Literaturzeitung. Die ganze Recension ist eigentlich eine Unredlichkeit, indem Hr. L. von andern Principien ausgehend, und die seinigen als die wahren unerwiesen voraussetzend, davon den Maassstab an die Müllersche Arbeit legte. Da wir aber unten bey Anzeige der Prolegomenen von den Grundsätzen der

der Wissenschaft zu reden haben, so schweigen wir jetzt davon und wenden uns zu dem Speciellen. Hr. L. beginnt mit einer pomphaften und breiten Auseinandersetzung, wie ein Geschichtschreiber, besonders der griechischen Geschichte, seine Quellen zu benutzen habe. Er verlangt die chronologische Benutzung derselben. Wir haben unten bey der Beurtheilung der Prolegomena ausführlicher über diesen Punkt zu reden, woselbst wir auch die Gründe, die Hr. L. in einer kleinen Schrift (Einleitung in das Studium der Mythologie) vorgelegt, würdigen werden. Wir bitten also unfre Leser, daselbst nachzusehen und zu entscheiden, ob ein solches Verfahren auch auf *mythologische* Gegenstände und jene *ältesten Zeiten*, wovon Hr. M. grösstentheils handelt, anwendbar sey.

Die eigentliche Recension hebt mit den Worten an: „Die Makedonier galten bisher für Griechen, Hr. M. macht sie zu Illyriern, die sich mit griechischen Ureinwohnern mischten“; und weiter unten heisst es: „es ist nicht der entfernteste Grund da, sie zu Barbaren zu machen.“ Darauf erwiederten die Prolegomena Hn. M's. S. 2: „Sollen wir dem Rec. wirklich einen solchen Grad von *Unwissenheit* zutrauen, daß ihm unbekannt geblieben, wie die Attischen Schriftsteller, namentlich die Redner, die Makedonier unzähligmal Barbaren nennen, und die Könige des Landes nur durch Nachweisung ihres besondern Ursprungs es erlangten, für Hellenen gehalten zu werden.“ Diese Blöße seiner Unwissenheit zu bedecken, erlaubt sich jetzt Hr. L. die *Verdrehung* seiner und Hn. M's. Worte (Jen. L. Z. 1825. S. 326 ff.). Hr. L. will nämlich in der obigen Stelle den Ausdruck Makedonier nur von dem griechischen Bestandtheil der Nation gemeint wissen, und Hr. M. soll darunter illyrische Stämme, die Makedonier geheißen hätten, verstanden haben. Beides ist eine *Unwahrheit! ganz abgesehen davon*, ob illyrische Stämme wirklich Makedonier hießen oder nicht, indem es uns nur darum zu thun ist, die Verfahrungsweise des Hn. L. kennen zu lernen. Das Erstere anlangend, wollen nur unfre Leser die Jen. L. Z. 1824. S. 244 nachsehen, und sie werden finden, daß kein Wort darauf hinweist, vielmehr daß ganz im Allgemeinen von Makedoniern gesprochen wird, namentlich in dem Sinne, wie Strabo, der daselbst citirt wird, das Wort faßt, welcher das ganze Volk, ohne Unterscheidung seiner Bestandtheile, im Auge hat. Den zweyten Punkt betreffend, lauten M's. Worte folgendermaßen S. 2: „Makedonien hatte mit den Illyrischen Stämmen einen Theil der Sprache und die Tracht der Chlamys sowohl als des Haars gemein (Strab. 7, 327 a), woraus ganz deutlich erhellt, daß die Makedonier zur Illyrischen Nation gehörten. Indessen ist kein Zweifel, daß Griechen hier Ureinwohner waren.“ Da sich M. auf Strabo stützt vermöge eines Umstandes, der zu dessen Zeit noch Statt hatte, so ist schon hieraus klar, daß er die Makedonier in dem Sinne nimmt, wie Strabo selbst und die Griechen überhaupt jener Zeit, für die Bewohner von Makedo-

nien. Daher er den Zusatz giebt, daß in den ältesten Zeiten auch Griechen daselbst wohnten, wodurch deutlich ist, daß er den Namen nach dem Gebrauch in den Zeiten Strabo's gefaßt hat, von welchem damaligen Zustande er also jenen ältern unterscheidet, in welchem die Griechen noch unvermischt unter den barbarischen Stämmen saßen. Er sagt demnach nichts weiter, als daß der größere Theil des Volks, das man zu Strabo's Zeit Makedonier nannte, ursprünglich illyrischer Herkunft war. — Sehen wir, wie Hr. L. durch das Raisonement in der zweyten Recens. (1826. S. 827.) seinen Satz behauptet: „Hr. M. (Dor. I, 2 ff.) von der ältesten Geschichte des später unter dem Namen Makedonien zusammengefaßten Landes redend, rechnete die Makedonier zur illyrischen Nation, und ließ sie sich mit ureinwohnenden Griechen (Pelasgern in Emathia) vermischen. Daß er unter dem Namen Makedonier nicht etwa die *später* auch so genannten barbarischen Volksstämme meinte, sondern denjenigen Volksstamm, der *zuerst* diesen Namen führte, beweist (S. 3) das Raisonement über Herodot, Hesiod, Hellanicus u. Apollodor, welche Schriftsteller von den ältesten, d. h. griechischen Makedoniern reden.“ Mit nichts beweist es! Die Stelle ist: „Bey Andern heist Makednos Sohn des Arkadischen Völkervaters Lykaon, oder Makedon, Bruder des Magnes, oder Sohn des Aeolus, wie Hesiod und Hellanicus angeben: mannichfache Bemühungen, den halbgrischen Volksstamm mit der übrigen Nation genealogisch zu verbinden.“ Unter dem Makednos, wie Hr. L. selbst sagt, sind die Makedonier gemeint; wenn diese also Hr. M. als *halbgrischen* Volksstamm bezeichnet, so ergibt sich, was er *eben erst* unter Makedoniern verstanden hat, nämlich das Mischvolk, welches zu Strabo's Zeiten Makedonier hieß; und noch früher natürlich, seitdem es sich gemischt hatte, zu Hesiod's Zeiten schon. Hr. M. erklärt zum Ueberflus (Prol. 8.) seinen Satz: „Der Rec. (Hr. L.) deutet überdies meine ganze Auseinandersetzung falsch. Ich gieng davon aus, daß im Makedonischen Volke ein barbarischer Bestandtheil ist, von dem ich zu zeigen suche, daß er zur Illyrischen Nation gehört, und liefere dann den Beweis, daß diese Barbaren sich mit ureinwohnenden Griechen vermischten, theils auf Traditionen, theils auf die Nachweisung griechischer Stammwörter, die man nicht für später eingebracht ansehen kann, mich stützend.“ Das verdreht Hr. L. (1825. S. 328): „Doppelt unwahr. Nicht einen *Bestandtheil* der Makedonier hatte er zu Illyriern gemacht (! Die Leser sind durch Obiges in den Stand gesetzt zu urtheilen!), sondern die Makedonier überhaupt, die er mit Pelasgern sich mischen läßt, und nicht von dem makedonischen Volke (d. h. dem spätern Mischvolke) hatte er geredet, sondern (S. 4) von einem „*Volksstamme*“ (d. h. den alten Makedoniern, — was? in dieser Stelle, wo er die Makedonier einen halbgrischen Volksstamm nennt, kann er doch unmöglich *Illyrier* meinen, welche die alten Makedonier gewesen seyen!), der durch Mischung halbgrisch geworden seyn soll (wieder verdreht).“ Auf der einmal verfälschten Bedeutung der Ma-

Makedonier in Hn. M. und Hn. L. wurde berührt auch eine ganze Reihe anderer Zustellungen. Nämlich no. 11. Thn. L., um Hn. L. zu zeigen, daß es für M. nicht zwei Mitter in Makedonien wohnen können. Was Hr. L. aus Unkenntnis bemerkt hat, verweilt er auf die falschen Stellen — 1. Thn. M., 2. Thn. M., 3. Thn. M. und 4. Thn. M. — und behauptet, daß L. 11. S. 127. aus 21. 22. drei Citate beweisen das Gegentheil von dem, behauptet in M. 11. S. 127. und so weiter. Er sagt, daß L. die neue Entdeckung einzig auf die erste hat, M. seine ursprüngliche Makedonier die Lyrier. Dazu kommt noch die Andeutung unrichtiger Absichten S. 327, als ob M., wenn er von einwohnenden Griechen spricht, diese dennoch nicht einwandern lasse, da er a. a. O. unmittelbar folgend lehrt, sie seyen aus Thessalonien gekommen.

„Diese neue Entdeckung, fährt Hr. L. fort S. 244 1824. (nämlich die Entdeckung, daß M. die Makedonier zu Griechen mache) soll dadurch begründet seyn, daß die Makedonier das Haar und die Chlamys tragen, wie die Illyrier. Nachsehen sollen wir Strabo VII, 827.“ Nach dieser Stelle rechnen auch Manche das Land bis Korkyra zu Makedonien, „und von den Einwohnern desselben wird gesagt, daß sie die Haartracht, den Dialekt, die Chlamys und Andres hätten wie die Makedonier. „Welches Land, fragt L., ist das hier bezeichnete, und welcher Volksstamm bewohnt es? Ist es Illyrien, oder nicht vielmehr Epeiros? Bewohnen es Illyrier, oder Epeiroten?“ Oder, möchten wir fragen, wer ist der Entstellende, Hr. Müller, oder Hr. Lange? Warum verschweigt er denn, worauf sich M's. Anwendung der Strabonischen Stelle stützt? Nämlich S. 5—7 lehrt M., daß die Epeirotischen Völker durch Einflüsse von Illyrien fast ganz barbarisiert wurden, und daß das Hellenische Volk in geschichtlicher Zeit erst am Ambrakischen Meerbusen anfang, wozu jetzt zu vergleichen Prolegg. 397. „Nun sagt zwar Strabo, bemerkt L., daß zu den Epeiroten gemischt sind Illyrische Stämme; aber die Epeiroten sind doch das an Menge überwiegende Volk. Wenn wir nun auch annehmen wollten, die Illyrischen Stämme in Epeiros hätten ebenfalls dieselbe Haartracht, Sprache und die Chlamys (— und Andres dergleichen —) gehabt, wie die Makedonier, welcher Besonnene wird hieraus den Schluß ziehen, daß die Illyrier in ihrem Ursitz schon diesen Alles gehabt, und es sowohl nach Epeiros, als nach Makedonien verpflanzt hätten?“ Zunächst irrt Hr. L., daß er meint, der von Strabo bezeichnete Landstrich sey Epeiros. Denn man weiß, daß man zu Strabo's Zeiten das Land bis hinauf nach Illyrien nannte, von illyrischen Stämmen südwärts bis ungefähr zu den Akro-

keramien reichte, so daß durch die Bezeichnung bey Strabo: „bis Korkyra“, höchstens nur die nördlichen Epeiroten mitbegriffen seyn können, indem Niemand wird behaupten wollen, z. B. die Aethiker und Athamanen seyen zu Makedonien gezählt worden. Daher die Epeiroten keineswegs das an Menge überwiegende Volk sind. Ferner das Eigenthümliche, wodurch der Strich bis Korkyra zu Makedonien gezählt wurde, ist Nicht-Griechische Weise, schon darum, wie es scheint, weil es als Eigenthümlichkeit jener Völker angegeben wird, und von der Chlamys und dem Dialekt zum größten Theil weiß man es mit Sicherheit. Nun giebt L. selbst zu, daß der unrichtige Beizugtheil der Makedonier Illyrier (und Thriaker) waren (1825, 326). Wenn also die Epeiroten, die mit Illyriern vermischt wohnten, barbarisiert wurden und jene nicht-griechischen Eigenthümlichkeiten annahmen, Haartracht, Chlamys, Dialekt und Andres: so geschah dieses doch wohl durch keine andre Nation, als eben die Illyrier, zumal die Makedonier-Illyrier ihnen darin gleich waren, und daraus wird auch „kein Besonnener den Schluß ziehen, daß die Illyrier in ihrem Ursitz schon dieses Alles gehabt.“ „Aber, ruft Hr. L. aus, der Sion der citirten Stelle ist vielmehr der umgekehrte, nämlich dieser: die Epeiroten haben den Dialekt und einen Theil der Sitten von den Makedoniern angenommen“ u. s. w. Davon sieht keine Sylbe in des Rec. Strabo; vielleicht daß unfre Leser so glücklich sind, dergleichen in dem ihrigen zu entdecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

LIEBIG, in d. Rein. Buchh.: *Das Ebenbild oder das Pfurrrhaus zu Lindenwalde*, von J. Sartori. 1827. 238 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieser kleine Roman ist nicht ohne Interesse zu lesen, obwohl die Vfn. sich manche Fehler hat zu Schulden kommen lassen. Namentlich ist die Verwicklung zu ungewöhnlich und unwahrscheinlich. Wir leben nicht mehr in Zeiten, wo die Prinzessinnen so leicht verführt werden können. Auch ist diese Vertauschung hier durchaus nicht motiviert, weil die Personen, welche sich des Verbrechens schuldig machen, gar keinen Vortheil davon haben. Daß sie ihr eignes untergeschobenes Kind auf dem Throne sehen, ist ein zu geringer Reiz: denn sie würden, da dies dem Kinde und allen Andern ewig unbekannt bleiben mußte, wenig Freude davon gehabt haben. Einige Charaktere sind gut gezeichnet und es fehlt nicht an anziehenden Darstellungen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

Julius 1827.

ALTERTHUMSKUNDE.

- 1) **BRESLAW**, b. **MAX** u. **Comp.**: *Geschichten Hellenischer Stämme und Städte*, von **Dr. Karl Otfried Müller** u. f. w.

Auch unter dem Titel:

Die Dorier. Vier Bücher von Karl Otfried Müller u. f. w.

- 2) **GÖTTINGEN**, b. **VANDENHOECK** u. **RUPRECHT**: *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie von Karl Otfried Müller* u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nun hebt (Jen. L. Z.) ein großer Triumph an, und eine lange Reihe der aufgezählten Verschuldungen Hn. Ms., alle hergenommen aus der Lange'schen Erklärung der besprochenen Stelle. Dann hört man auch die Lange'schen Gründe, warum die Makedonier Griechen seyn sollen: „Makednos heist bey Hesiod und Hellanicus Sohn des Aeolus, bey Apollodor Sohn des Lykaon; Herodot nennt die Dorier Makedner, woraus klar hervorgeht, daß die Makedonier ein echt-griechisches Volk waren.“ Noch nicht so ganz klar, wie Hr. L. meint! „Umsonst fragt man, was wohl das Zeitalter des Hesiod, Hellanicus und Herodot für Ursache hatte, eine genealogische Verbindung der Art zu erdenken.“ Er hätte beiseidner das: umsonst, nur von sich aussagen sollen. Denn die Sache wird begreiflich, wenn man sich erinnert, daß dasselbe Zeitalter auch die Perser von Perseus, die Meder von Medea u. f. w. abstammen liefs. Oder sind Hn. L. unbekannt geblieben die Menge genealogischer Verbindungen der Art, ihm, der sich doch der Einsicht in mythologische Dinge rühmt? Nach der Analogie seiner Beweise machen wir ihm sogar die Makedonier zu Aegyptern! Er sehe nach *Diod.* I, 18. 20. Daß aber überhaupt die Genealogieen von Makedon und Makednos nicht auf alter Tradition, sondern auf der Combination späterer Zeiten beruhen, scheint aus dem Umstand einleuchtend, daß Homer den Namen Makedonia noch nicht kennt (*Mannert* 7, 422). Aber Hr. L. muß wohl mit gutmüthigem Ernste jenen Geschlechtsagen trauen, denn breit und pomphaft wiederholt er sie in der Entgegnung auf die Prolegomena (Jen. L. Z. 1825, 326). Wobey doch unfre Leser als charakteristisch für Hn. L. nicht übersehen wollen, daß alle

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

seine Citate für diesen Punkt aus den Doriern selbst (3, 7. 4, 1.) angenommen sind, und sogar auch eine Conjectur in den Eoën und die Vermuthung der Echtheit der Stelle wiederholt wird! In dem Raisonement, was L. anknüpft (1825, 326.), möge er doch auch die Schwierigkeiten oder Widersprüche lösen, die dem Leser auflösen werden. Die ältesten griechischen Makedonier vor den Temeniden wohnen nach ihm in Pierien. Bisher glaubten aber wahrscheinlich die Leser mit uns, die Pierier hätten dafelbst gegessen, und diese sollen nach den Alten Thraker seyn! Und als die Temeniden einwanderten, vertreiben sie die Pierier (Thuc. II, 99.), nicht die Makedonier! Wie denkt sich hier L. das Verhältniß der Temeniden und der ältern Makedonier, wie namentlich den Uebergang des Makedonischen Namens auf das neue Griechische Reich? Auch verweist L. auf *Herodot.* VIII, 138, zum Erweis, die Temeniden hätten in Pierien ein Reich gestiftet, und wiederum, sie hätten von da aus die benachbarten Stämme unterworfen. Beidemals steht davon bey Herodot — nichts!

Aber beynahe hätten wir das andre wichtige Argument übersehen, durch welches L. seine Behauptung erhärtet. Herodot, sagt er (Jen. L. Z. 1824, 244.), nennt die Dorier Makedner, und wiederholt es Jen. L. Z. 1825, 326. Daraus soll klar seyn, daß die Makedonier ein echt-griechisches Volk gewesen. Falsch ist gleich die Angabe, *Herodot* nenne die Dorier Makedner! Er sagt nur, sie seyen so genannt worden, als sie auf dem Pindus saßen, und als sie in den Peloponnes kamen, Dorier. I, 56. Allein sind denn das die Makedonier, über die Hr. M. und L. streiten? Liefse sich überhaupt nur von dem etwas aus Herodot folgern, was L. will, so würde man schließen müssen, daß diejenigen Makedonier, die hellenisch sind, in den Peloponnes zogen, — denn er sagt nichts, daß ihrer ein Theil am Pindus zurückblieb, — und also verschieden und ein andres Volk sind, als jene nördlichen Makedoner. Aber auch sonst ist die Verwandtschaft der Dorier und Makedonier nicht erweisbar.

Darauf erhebt L. seinen Eifer gegen die Behauptung, die Dorier (4), auch die Thessaler seyen illyrischer Abstammung. M. stützt sich auf innere Gründe, und meint, was wir als des Volks Eigenthümlichkeit kennen, sey ungrisch. Dahin zählt er zunächst die nationale Tracht, dieselbe Makedonischen. Dagegen Hr. L. S. 245:

O (4)

Tracht ist, wie der Vf. selbst bemerkt, die makedonische, mithin eine griechische" — oder mithin auch nicht. Hr. M. folgert weiter, die Theffaler hätten zuerst den Gebrauch der Reiterey nach Griechenland gebracht, wogegen Hr. L. erinnert, das übrige Griechenland gestatte wenig den Gebrauch der Reiterey, während dagegen z. B. die Dorier Siciliens eine zahlreiche Reiterey gehalten hätten. Zwar sagt dieser Einwand etwas, aber nicht Alles. Denn auch Sicilien ist ein gebirgiges, vom Meere beschränktes Land, und umgekehrt nicht alle griechische Colonien, die in Ebenen angelegt waren, hatten zahlreiche Reitereschaaren, und eben in Theffalien hatten vorher die Pelasger gewohnt, und nachher die griechischen Stämme, die Homer kennt, ohne das sie eine Reiterey gehabt hätten, wenn auch das Land den Ruhm der Zucht edler Roffe führte. Ueberhaupt ist der Gebrauch des Reitens bey Homer noch sehr beschränkt. Ferner schließt M. aus dem ungesunden Sinn und der geistigen Unbedeutendheit der Theffaler, und L. entgegnet ihm mit einer Stelle aus den Minyern, worin M. der Thebaer Ungesund charakterisirt; und doch, schließt L., hätten diese *unleugbar* dem edelgeschaffenen Stamme der Griechen angehört. Unleugbar eben nicht! denn Alte und Neue haben es geleugnet. Aber den Hauptbeweis, aus dem Gange der Wanderungen der Völkermassen hergenommen, — *verschweigt* wieder Hr. L. Er verschweigt, das M. lehrt, die Theffaler seyen aus Thesprotien eingewandert, und das illyrische Stämme an dieser Seite immer mehr vordrängten. S. 6 — 7.

In dem Gebirgsbezirk an der nördlichen Grenze Griechenlands sucht der Vf. den Ursprung der Völker der heroischen Mythologie, und meint, das sie von da sich über die südlichen Gegenden ergoffen. (S. 10) In diesem Sinne leitet er zuerst die Hellenen Phthias nach Aristoteles aus Epirus um Dodona her, und um den Zusammenhang der Völker anzudeuten, führt er nur den Umstand an, das Achilles gerade den Dodonäischen Zeus als den Schirmer seiner Familie anruft, da sich sonst noch Manches Andre dafür hätte anführen lassen. Aber nun hatte M. früher gesagt, am Dodona hätten die Pelasger gewohnt. Das zu reimen, scheint es, war Hr. L. zu viel zugemuthet. Dafür nehme auch M. den Vorwurf des größten Widerspruchs von ihm hin. L. *wusste nämlich nicht, oder wollte nicht wissen*, das Alte und Neue schon die Pelasger zu einer Hellenischen Völkerschaft machen, und er *verschwie*, das M. selbst nach mehreren deutlichen Stellen (z. B. S. 6. 16.) die Pelasger nur für den Hellenischen Ursprung hält! Und der Redliche, wie stellt er die Sache dar? nicht, das M. die Hellenen in Phthia mit den Sellen um Dodona in Verbindung bringt: nein, nur von der Seite des Widerspruchs, das M. bald die Hellenen, bald die Pelasger um Dodona wohnen lasse. Ein Betrug, wie folgender, muß dabey aushelfen. Dorier S. 10. heißt: „Das älteste Vaterland der eigentlichen Hellenen, die in der Mythologie einen kleinen Stamm in Phthia bezeichnen, lag nach Aristoteles in Epeiros um Do-

dona" u. s. w. Aber die Jen. L. Z. giebt das wieder: „das älteste Vaterland der eigentlichen Hellenen lag nach Aristoteles in Epeiros um Dodona, dessen Gott Achilleus als den urväterlichen Schirmer seiner Familie anfleht." „Nicht ohne Verwundern, fährt L. fort, kann das lesen, wer gefast, was ihm S. 5 gelehrt worden: Epeiros war ehemals größtentheils von Pelasgern bewohnt gewesen; die Umwohner von Dodona waren solche nach *sicherer Uebersetzung*." „Woran soll sich ein lernbegieriger Leser in Dodona halten? fragt Hr. L. An die Pelasger, oder an die Hellenen? Der Dodonäische Zeus, wofür ist er nun zu achten, für einen pelasgischen, oder einen hellenischen Gott?" u. s. w., worauf dann die bekanntesten Stellen gehäuft werden zur Begründung, das um Dodona Pelasger, keine Hellenen gewohnt hätten, dagegen in Phthia die Hellenen. Ein ähnliches Raisonement wird wiederholt S. 251: S. 5 hätte man lernen müssen, die Umwohner Dodona's seyen Pelasger, S. 10 sey umgelernt worden, sie seyen Hellenen und ihr Zeus ein hellenischer Gott, S. 13 entschlüpfe dieser wieder und verwandle sich in einen pelasgischen Gott; Hr. L. wage nicht einen solchen Proteus zu fesseln. Ebenso wieder S. 254: „Unvereinbar ist ihm also wohl auch, bemerken die Prolegomena S. 18, das Achill das *Ἀργεὶς Πηλεΐδῃ*, die Pelasgische Ebene Theffaliens, beherrscht, und den Pelasgischen Gott anruft, und doch Hellenen, eigentliche Hellenen befehligt, und das Alles nach Zeugniß des Homer? Und völlig undenkbar der Gedanke, das das Völkchen, das von allen zuerst *Ἑλλῆνες* hieß, in einer nahen Verbindung gestanden haben könnte mit den Pelasgischen Umwohnern Dodona's?" Aber, entgegnet Hr. L. (1825, S. 334); das dieß der Vf. hätte sagen wollen, davon findet sich in den Doriern keine Spur, (keine Spur? was Hr. L. Widersprüche sind, ist das nicht selbst schon dem Kundigen deutliche Spur? vgl. unten zu Prolegg. S. 18.), und die Erläuterung, die er hier giebt, ist dem Sinn der Stellen gerade entgegengesetzt. Ferner: standen denn je Pelasger und Hellenen in naher Verbindung? Wenn also, heißt es etwas weiter unten, der Vf. die Hellenen mit den Pelasgern in nahe Verbindung setzt: so hat er einen neuen Beweis seiner Urkunde gegeben." Ein feiner Mann, Hr. L. der gelegentlich seinen Freunden und sich ein Compliment macht. Als er K. E. Schubarth's Ideen über Homer und sein Zeitalter in der Jen. L. Z. 1823 anzeigte, bemerkte er S. 334, das die gegebne Ansicht des Verhältnisses der Hellenen und Pelasger „ihm alles frühere in dieser Hinsicht Vorgebrachte weit hinter sich zu lassen scheine." Und was hat Schubarth vorgebracht, und was L. so sehr gebilligt? vor dem Trojanischen Kriege sey zwischen Hellenen und Pelasgern kein Gegenatz in irgend einer Hinsicht, und erst seit dem Heraklidenzug habe sich jeder Unterschied entwickelt durch bloße Zufälligkeiten. Ist das keine Verbindung zwischen Hellenen und Pelasgern, und zwar eine recht enge? Dazu schlage L. noch nach Beck S. 807, wo er einen Thucydides, Dio-

Dionysius von Halicarnass, Heyne, Vater, Clavier unter denen genannt finden wird, die ursprünglich keinen Unterschied zwischen Hellenen und Pelasgern anerkennen. Ohne so weit zu gehen, ist Hr. M. der Meinung, daß die Hellenen Homer's in Phthia zusammengehangen hätten mit den Sellern oder Hellen (— merke man! Hn. L. ist das Wort Hellen aus Sellar *corrupt*!! Jen. L. Z. 1824. S. 246 —) um Dodona, und führt an, daß Achilles den Zeus von dort anfleht. Er ruft ihn nicht an als Orakelgott, sondern als Schutzgott, als *einziges* Beispiel in der Ilias und Odyssee, und zwar, wie man daraus erfieht, ist die Verehrung des Dodonäischen Gottes ihm allein eigen und gewöhnlich. Iliad. XVI, 286:

ἦ μὲν δὴ ποτ' ἐμὸν ἔπος ἔλυσεν ἐδάμειναι,
τίμησας μὲν ἐμὲ, μέγα δ' ἔκρυα λαὸν Ἀχαιῶν,
ἦ δ' ἔτι καὶ νῦν μοι τόδ' ἐπακρήνον ἔλδωρ.

Womit also keineswegs zu vergleichen ist, wie geschieht 1825, S. 334), daß die Troerinnen zur Athene flehen, „der Schutzgöttin von Athen“, und die Troer und Athener hätten doch in keiner nahen Verbindung gestanden! Was? zur Schutzgöttin von Athen flehten sie? sie flehen zu ihrer Burg- u. Schutzgöttin, die Homer Athene nennt! Das war arg von Hn. L. Oder kann er uns beweisen, die Troer hätten ihre Burggöttin von Athen bekommen? Das geht schon darum nicht, daß er versichert, Troer und Athener hätten in keiner nahen Verbindung gestanden.

Dann vermuthet Hr. M. a. a. O., die Achäer seyen mit den Hellenen gleichen Ursprungs und Stammes. Dagegen entscheidet der Jen. Rec. 1824, 246: „die griechischen Schriftsteller kennen nur Thessalien als die Heimath der Achäer.“ Wie? so bekannte Sachen weiß Hr. L. nicht? Nicht kennen Thessalien als die Heimath der Achäer z. B. *Apollod.* I, 7, 3. *Strab.* VIII, 383. und *Pausanias* 7, 1. läßt erst die Achäer aus dem Peloponnes nach Thessalien einwandern. — Dann auch die Minyer, Lapithen, Phlegyer, Aeoler leitet Hr. M. aus den Gegenden oberhalb Pierien her, und in der Note merkt er an, daß *Buttmann's* Abhandlung über die Minyer (Berl. Akad. 1820. S. 13) seine Behauptungen nicht entkräften könne. Um doch auch dagegen etwas zu sagen, verweist Hr. L. auf *Buttmann*, und citirt die Stelle, — die Hr. M. selbst citirt. Dabey trifft ihn sehr wahrscheinlich mit Recht der Vorwurf, die Abhandlung nicht gelesen zu haben *Prolegg.* S. 4, welchen Vorwurf Hr. L. (1825, 328) umgeht und die Sache dahin wendet, Hr. M. habe nicht gewußt, was „entgegen“ heiße.

Je weiter, je ärger wo möglich es wird. Die Ionier, meint Hr. M. S. 11, hätten sich von einem nördlichen, wahrscheinlich achäischen Stamme losgelöst, „nach der Genealogie aus den Eoën — Dorus, Xuthus (davon Achäus und Ion) Aeolus; *Tzetz. Lyc.* 284.“ Von Aeolus, besagen die Eoën a. a. O. weiter, stammen ab die Aeoliden, und auch, wie man aus der Anführung bey *Tzetz*es sieht, die Dorier. Da es nun einmal Xuthen gab, so ist anzunehmen, daß

Xuthus ebenfalls Volksstämme repräsentirt, und daß die Hesiodische Stelle nach der allgemeinen Sage des Alterthums den Ion und Achäus von Xuthus abstammen ließe, vgl. *Prolegg.* S. 180. Welcher Vernünftige begreift ohne diese Annahme, wie Xuthus in jene Reihe kommt? Doch das kümmert Hn. L. wenig. Unbekannt sey dem Hesiod solche Fabel, hören wir, und dessen Worte von Hn. M. interpolirt, S. 247. 252. 253. Und warum? weil er in *Andeutung* des Inhalts der Eoën die Worte „davon Achäus und Ion“ eingeklammert hat, doch wohl zu keinem andern Zweck, als eben das anzudeuten, daß diese Worte in der uns erhaltenen Stelle nicht mehr stehen. Und gerade diese Ehrlichkeit wird ihm zum Verbrechen! Aber fast unglaublich scheint es, daß Hr. L. in demselben Momente, bey derselben Stelle, wo er Hn. M. der Interpolation anklagt, sich desselben Vorwurfs schuldig macht! Der letzte Vers bey Hesiod heiße:

Σαλμωνεύς τ' ἄδικος καὶ ἐνέροθυμος Ἡερῆης,
und wird in der Jen. L. Z. übersetzt:

Auch der ungerechte Salmones, schwelkend von Hochmuth.

Doch Rec. will lieber das Gute glauben, nur aus Mangel an Sprachkenntniß habe L. den Text so wiedergegeben, denn *αἰολομήτης* im vorhergehenden Verse ist ihm: *schneidiger* List voll. *καὶ ἐνέροθυμος*, sieht man, hat er auf Salmones bezogen, und so ist glaublich, daß er sich aus *παιήτης* durch Etymologien (von *παι* und *αἶρω* (ich erhebe) den Begriff von Hochmuth herausgebracht hat. — Zum Gegenbeweise gegen obige Ansicht *M's.* stützt er sich hauptsächlich auf Herodot's ureinwohnende Ionier (I, 56), und daß nach Thucydides Attica stets seine alten Bewohner gehabt habe. Schwer wird Hr. M. dabey angeklagt. Aber unser nämlicher Hr. L., wie schrieb er doch in der Recension des Schubarth'schen Buchs S. 337? Aufser anderm Aehnliches auch dieses: „weder Herodot, noch Thucydides besitzen aus oben angeführten Gründen eine beglaubigte Ansicht über diesen Punkt. Nach bloßen Muthmassungen vielmehr und ohne eine tief eingehende Untersuchung legen beide die Sache zurecht, wie sie ihnen am wahrscheinlichsten dünkt.“ Was, abgesehen davon, die Stelle des Thucydides I, 2. anlangt, aus der L. beweisen will, die Ionier seyen die Ureinwohner Attica's, so zeugt sie eher gegen ihn. Er sagt zwar, Attica habe immer dieselben Bewohner gehabt, womit er aber nur den Stamm der Pelasger meinen kann, der von den Ionern unterdrückt wurde. Denn er fährt sogleich fort, dagegen hätten sich andre hellenische Stämme bey den Attikern niedergelassen und seyen zu Bürgern geworden, wodurch die Volksmenge so groß geworden sey, daß sie später nach Ionien Kolonien ausgesandt hätten. Zeigt der Historiker hier nicht aufs deutlichste ganz übereinstimmend an, was andre Nachrichten ausführen, daß die Ionier von den Achäern aus dem Peloponnes vertrieben nach Athen zogen, und daß darauf von Athen die Ionischen Kolonien ausgingen? Hinsicht-

sichtlich Herodot's bemerkte Hr. M. a. a. O., die Stelle der Eoën, wenn auch in poetischem Gewand, gebe ein unbefangeneres Zeugniß. Man giebt ihm um so mehr seine Bestimmung, wenn man sich erinnert, daß Herodot auch die Aeoler zu Pelasgern macht. VII, 95.

(Die Fortsetzung folgt.)

MATHEMATIK.

BERLIN, b. Oehmigke u. d. Vf.: *Praktisches Rechenbuch der Numeration, vier Species unbenannter und mehrfach benannter Zahlen, einfachen Zeitrechnung, Brüchen, einfachen Regel de tri und Regel de tri mit Brüchen, mit Regeln, Erklärungen und an 3000 Aufgaben versehen.* — Mit Berücksichtigung auf die (der) in den K. Preuss. Staaten eingeführten Silbergroßchen. — Zum Schul- und Selbstunterricht bearbeitet und herausgegeben von J. F. Kohlheim, Lehrer am K. franz. Gymn. u. s. w. *Erster Theil*. 1826. 192 S. 8. (8 gGr.)

Der undeutliche und mit einer so bunten Inhaltsanzeige versehene Titel giebt weder für den Vortrag noch für die Anordnung des Inhalts ein günstiges Vorurtheil. Und in der That können wir es den bessern Rechenbüchern, an welchen wir keinen so großen Mangel für den Schulunterricht haben, als der Vf. in der Vorr. meint, nicht beyschellen; auch kann es, wie er ebendasselbst sagt, nicht deswegen, weil es die nothwendigsten Erklärungen von Ziffer an bis *inclus.* Regel de tri mit Brüchen (sic) enthält, sondern nur, wenn es in zweckmäßiger Ordnung und deutlich und bestimmt genug das Erforderliche giebt, sich zum Selbstunterrichte eignen. Aber diese löblichen Eigenschaften sind dieses Buchs Eigenthum eben nicht. Wenn der Vf. z. B. das, was er in so vielen Worten, die mehr Undeutlichkeit als Deutlichkeit bringen, über das Numeriren gesagt hat, an ein Paar Beyspielen erläutert gegeben hätte, so würde er den Selbstunterricht ungleich besser beraten haben; dagegen der Schüler nicht wissen wird, was er thun soll, wenn er S. 13. lieft: „beym Aufschreiben muß man genau die angegebenen Stellen merken, und zuerst die Einer, dann die Zehner u. s. w. aufsetzen“; da man doch nicht von der Rechten zur Linken, sondern umgekehrt zu schreiben pflegt. — Eben so dunkel und zugleich unrichtig ist es, wenn es S. 18 heift: „Sind die ersten Stellen des Minuendus kleiner als die des Subtrahendus, so muß man bey der zunächst links stehenden Zahl borgen, und zwar werden immer zehn geborgt, welche zur *kleinern* (?) Zahl zugezählt werden; die Zahl, von der geborgt wird, wird um 1 kleiner“ u. s. w. Man borgt aber bekanntlich in der zweyten Decimalsstelle 10, in der dritten 100, und nicht immer zehn, so wie denn auch die Zahl, bey der geborgt wird, nicht

um 1, sondern um das, was davon geborgt ist, nämlich 10, 100 u. s. w. kleiner wird. — Das, was S. 34 — 36 über die Zeitrechnung beygebracht wird, gehörte eigentlich nur beyspielsweise theils zur Addition, theils zur Subtraction mit benannten Zahlen: denn es ist gleich, ob ich mit Monaten, Tagen, Stunden, oder Pfunden, Lothen und Quentchen die gegebne Zahl bezeichne. — Dabey fehlt es an Schreib- oder Druckfehlern nicht, dergleichen ein Buch dieser Art am wenigsten haben sollte. So heift es S. 42 z. B.: „soll man 16 in Sechstel verwandeln, so multiplicirt man $6 + 15 = 90$; diels Product giebt den Zähler und der Multiplicator 6 (muß heißen 6) den Nenner, wodurch man den unechten Bruch $\frac{90}{6}$ (muß heißen: $\frac{90}{6}$) erhält“; wo denn mehr ein Schreib- als Druckfehler obzuwalten scheint. Ueberdies scheint in der Interpunction der Vf. nur Comma, Punkt und Fragezeichen zu haben; auch schreibt er S. 36. drey mal: das Monat.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Hoffmann u. Campe: *Maria oder die Frömmigkeit des Weibes.* Ein Charaktergemälde von Dr. Fr. P. Glanzow, Vf. d. Wanderjahre, der Kritik der Schulen u. s. w. *Zweyte rechtm. Auflage.* 1827, 224 S. 8. m. 1 Kpf. (1 Rthlr.)

Ein neuer Abdruck „der Gedanken einer frommen Gräfin“, die der Vf. bekanntlich den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ entgegenstellte; um darin das wahre Wesen der weibl. Frömmigkeit zu schildern, so wie er in seinen Wanderjahren die falsche Richtung der Göthlichen Nachbeter u. Nachäffer durch ein Gegenbild bezeichnen wollte. Die bis zu S. 40. gehenden Vorbemerkungen geben hierüber Auskunft, und legen zum Theil recht geistreiche ästhetische Ansichten dar. Merkwürdig sind die hier vom Vf. angeführten Urtheile *Fouqué's*, *Krummacher's* und *Müllner's* über die fromme Gräfin, in denen sich die Eigenthümlichkeit dieser drey Schriftsteller lebendig ausspricht. Was das Buch selbst betrifft, so muß Rec. gestehen, daß ihm Vieles darin aus der Seele geschrieben ist, und daß er, wenn er auch in mancher andern Ansicht mit dem Vf. nicht übereinstimmt, doch die Gewandheit bewundert, mit welcher derselbe die Eigenthümlichkeit auffast und darstellt, welche ein christlicher Sinn und ein christliches Leben in einem hochgebildeten weiblichen Wesen annimmt. Darum empfiehlt er das Buch angelegentlichst geistesedlen Frauen und Jungfrauen. Es ist keine Spur von einem falschen Pietismus oder verkehrten Mylicismus darin. Klarheit verbindet sich mit Wärme, Würde mit Anmuth. Die Darstellung ist ungemein anziehend, die Sprache rein, und nur wenige Flecken (wie S. 106 wo *kleidet* mit dem dritten Fall gebraucht wird) entstellen dieselbe.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

Julius 1827.

ALTERTHUMSKUNDE.

- 1) **BRESLAU**, b. Max u. Comp.: *Geschichten Hellenischer Stämme und Städte*, von Dr. Karl Otfried Müller u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Die Dorier. Vier Bücher von Dr. Karl Otfried Müller u. s. w.

- 2) **GÜTTINGEN**, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie* von Karl Otfried Müller u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 11. kommt Hr. *M.* auf einen wichtigen Satz, daß der erste der drey Dorischen Stämme Hylleis von den Hylleern an den Akrokeraunien abstamme. Rec. ist hier anderer Meinung als Hr. *M.* Ehe er aber seine Gründe vorträgt, wird er das Verfahren des Hn. *L.* charakterisiren. Vorerst bemerken wir uns, daß alle Citate, womit *L.* bey dieser Gelegenheit prunkt, aus *M.*s. Buche selbst genommen und von diesem berücksichtigt sind. Wer sich mit fremden Federn schmückt, verdient, daß sie ihm ausgerauft werden! Dann hören wir: „immer ist der Melite Sohn (Hyllus) verschieden von dem Sohn der Dejanira“; falsch! er sehe *Steph. Byz.* voc. Ὑλλεύς, vgl. mit *Dor. I*, 12, 4. Dann: „Was uns von der Behauptung der Alten, die Hylleer seyen eigentlich Hellenen, gesagt wird, gründet sich nur auf das Zeugniß des Scymnos Chios, S. 204“; falsch! auch auf das Zeugniß des Timäus und Eratosthenes. „Dieses kann nicht so gedreht werden, als habe man sich das älteste Hellas an den Akrokeraunien zu denken“; als ob Hr. *M.* das Zeugniß so drehte! „Andre rechnen die Hylleer geradezu zu den Illyriern oder zu den Kelten. Wie beseitigt nun *M.* die illyrische oder keltische Abkunft? Jene erwähnt er gar nicht, diese nur im Vorbeygehen, ohne Gegenbeweis, und damit ist die Sache abgemacht.“ Aber doch die Stellen, aus denen *L.* die illyrische Abkunft abnahm, führt er an, und er erwähnte ihrer auch S. 12, 1, indem er eine Conjectur, wornach Hyllus über die Hylleer in Illyrien geherrscht habe, für annehmlich hält. Daß aber *L.* nicht begreift, warum *M.* weiter kein Gewicht auf die Nachricht legt, die Hylleer seyen Illyrier! Hätte er die oben genannten Zeugnisse gekannt und nachgelesen, so würde er erfahren haben, daß jene Hyl-

leer-Hellenen barbarisirt wurden. Dasselbe hatte ja aber *M.* von jenen Gegenden behauptet, und namentlich die Barbarisation von der Verbreitung der Illyrier abgeleitet. Aber daß die Hylleer Kelten seyen (wofür bloß das *Etymologicum M.* als Zeuge aufgeführt ist), solches ohne Gegenbeweis zu übergehen, war doch zu arg! Wir denken, alle unsere Leser, denen der vage Begriff des Namens der Kelten bekannt ist, werden *M.* gern den Gegenbeweis erlassen. „Der prüfenden Kritik kann des Skymnos Aussage wenig oder nichts gelten u. s. w.“, aber doch des Timäus und Eratosthenes! Endlich hören wir auch: „Ein Blick auf die Karte lehrt, daß zwischen den Akrokeraunien, welche das Hylleerland nördlich begrenzen, und Epidamnus, ein großer Landstrich dazwischen liegt“ u. s. w. Vergeblich werden unsere Leser nicht einen, sondern viele Blicke auf die Karte thun, um zu finden, daß das Hylleerland nördlich von den Akrokeraunien begrenzt wird. — Aber, wie gesagt, Rec. muß hier von Hn. *M.* abweichen, und glaubt nicht, daß die Dorischen Hylleer abzuleiten seyen von den Hylleern, welche *M.* an die Akrokeraunien setzt. Denn zunächst ist diese Angabe nicht richtig. Der Vf. scheint durch die Buliones an jenem Gebirg sie sich ebenfalls dort gedacht zu haben. Aber andre Buliones oder Bulinen werden unter die Liburner zu den Dalmatiern in die Gegend von Salona gesetzt, und allgemein dorthin die Hylleer, welche man von Hyllus, des Herakles Sohn, abstammen ließe. (*Dionys. Per.* 386. *Scyl. Perip.* S. 7. 8. *Plin.* III, 22. *Scymn. Ch.* 403. *Apollod. Fragm.* S. 434. vgl. *Apollon. Argon.* IV, 505 ff. *Mannert VII*, 291. 335.) *Strabo* (sagt VII, 326.), daß den Landstrich zwischen Epidamnus und Apollonia bewohnen Bullionen, Taulantier, Parthiner und Bryger, also keine Hylleer. In der Nähe von Apollonia lag Bullis, und wenn man wegen der Namensähnlichkeit von Byllis und Hyllis dort auch die Hylleer vermuthen sollte, so fällt diese Annahme weg durch die Abstammung der Hylleer von der Melite Sohn. Melite ist aber eine Insel bey Schwarzkyra in der Nähe der Dalmatischen Hylleer. Also schon der geographischen Entfernung wegen geht es nicht, diese Hylleer mit den Dorischen in Verbindung zu bringen. Dann auch zeigen die Mythen vom Hyllus, des Herakles Sohn und der Dejanira, von welchem sich die Dorischen Hylleer herleiten, durchaus keinen Bezug auf die Akrokeraunien, oder gar auf das noch nördlichere Hyllis, vielmehr knüpfen

sie ihn nur an Aetolien. Auch Herkules, der Dorische Heros, hat an jenen Hylleeritzen nichts in der Mythologie zu schaffen, wenn man die offenbare spätere Uebertragung einiger Sagen ausnimmt. Und die Dorier zeigen nirgends eine Anhänglichkeit an jene Sitze, ähnlich der, wie sie solche gegen ihre übrigen frühern Wohnorte noch in geschichtlicher Zeit offenbaren. Dagegen glaubt Rec. mit Recht in jenen Hylleern eine Korinthisch-Korkyräische Kolonie zu sehen. Der Vf. vermuthet selbst, daß sich die Korkyräischen Kolonien bis in den Flanatischen Meerbusen hinauf erstreckten, und insbesondere macht er Schwarzkorkyra als solche namhaft, *Orchom.* 297. *Dor.* I, 118. Hylleer waren zu Korkyra (*Dor.* II, 76.), daher der Hylleische Hafen daselbst (*Apoll. Arg.* IV, 1125.), und Melita, des Hyllus Mutter dorthier gebürtig (*Apoll.* IV, 544.), auch dort ein Berg Meliteus (IV, 1149). Wenn nun die Namen Hyllis, Melite (Insel), Korkyra (in Schwarzkorkyra) und die Sagen von der Melita Sohn, als dem Gründer der Hylleer, so zusammentreffen, wird wohl obige Vermuthung zur Gewissheit. Dazu kommt die Anknüpfung der Mythen an Herkules und Jason (*Apoll.* a. a. O.) an das Hylleerland, welche in den Dorisch-Korkyräischen Sagenkreis gehören. Er erklärt sich so auch die Ueberlieferung, die Hylleer seyen Hellenen gewesen, aber nachher barbarisirt worden, nämlich durch Illyrier, so daß sie nun zu den Illyriern gerechnet werden konnten. Auch die dunkle Spur von Verehrung des Apollo bey den Hylleern findet so ihre Aufklärung. Vgl. *Prolegg.* 398.

Von den Hylleern, welche nach Hn. L. nördlich von den Akrokeraunien begrenzt werden! wendet dieser sich zu den Pelasgern, und mit nicht rühmlichem Erfolg: viele leere Streiche, falsche Behauptungen, unerwiesene Machtprüche und darauf gegründete thörichte Witzeleyen von Seiten des Jen. Recensenten! Zunächst was er über das μεταμαθεῖν τὴν γλῶσσαν sagt (S. 250.), ist sehr dunkel und zweydeutig, aber daß er wieder etwas nicht recht verstanden, scheint klar. Die Witzeleyen, die folgen, beweisen nichts, und besser für ihn und rühmlicher wäre es gewesen, dafür mit haltbaren Gründen die Sache selbst anzugreifen. Die Pelasger sind ihm „Buschmänner“, und von dieser seiner *eingebildeten Meinung* aus, die doch wohl erst bewiesen seyn mußte, verdammt er Hn. M. (S. 251.), daß er ihnen die „sanfte“ Göttin Dione gegeben. „Strabo scheine allein Dione zu Dodona zu kennen“ S. 252. Hierauf ward ihm mit andern Stellen als aus Strabo gedient in den Prolegomenen S. 29. Dagegen macht er zwar einige Sprünge (*Jen. L. Z.* 1825, 342), die doch wirklich herzlich schlecht gerathen sind. Aber außer dem von Hn. M. Beygebrachten finden sich noch andre Beweise. Hoffentlich wird sich Hr. L. nicht zu vornehm dünken, von Creuzer zu lernen. Nun so schlage er den tief gedachten Abschnitt über Dione nach (*Symb.* IV, 157.), wo er die Sache von mehrern Seiten beleuchtet finden kann, die er wohl nicht so schnell durch seinen eig-

nen Scharfsehn verdunkeln wird. Durch Machtpruch entscheidet er (S. 252); Zeus und Here von Argos gehörten dem Achäischen Volksstamme an, und *neue Fabel* sey es, daß die Achäer im Peloponnes Pelasger aus ihren Sitzen vertrieben hätten!!! Athene als Pelasgische Göttin in Attica giebt er zu; aber Hephästus stamme aus Lemnos und sey nicht pelasgisch! Aber erst mußte er doch beweisen, Hephästus sey jünger in den *Attischen* Mythen, als Athene, oder wie er zu den Pelasgern in Athen gekommen. Endlich entblödet sich L. nicht, seinen ungerechten Spott auszulassen über das, was Hr. M. über altpelasgische Sprache sagt, aber der Redliche! er *verschweigt* wieder, worauf sich das Alles stützt, nämlich daß M. S. 6. zu erweisen sucht, die Pelasgische Sprache sey die griechische und das Mittelglied zwischen dieser und der lateinischen gewesen. Damit gewinnt aber Alles ein anderes Licht, nur Hr. L. erscheint im Schatten! Um den Ehrenmann vollends recht kennen zu lernen, betrachten wir doch auch in dieser Hinsicht, was er in der Recension des Schubarth'schen Werks schrieb, wo er nicht genug loben und beystimmen kann. Als Endresultat des Aufhellungsversuchs über Hellenen und Pelasger, der ihm alles Andre weit hinter sich zu lassen scheint, giebt er an (*Jen. L. Z.* 1823. S. 339): „die bezeichnete Gegenüberstellung (der Hellenen und Pelasger) erzeugt sich *erst durch die Dorische Völkerwanderung*“, vorher (S. 335) seyen beide Völker ohne ursprünglichen Gegensatz in irgend einer Hinsicht, und zwar noch bey *Homer*. Und jetzt sind die Pelasger *Buschmänner* (1824, 251) und *Eichelesser* (278), — also nach Obigem auch *die Hellenen Homers*! Wer ist wohl der zu fesselnde „Proteus“ (S. 251)? Wie L. in der genannten Recension dem Hesiod und Thucydides alle *beglaubigte* Ansicht in diesem Punkte abpricht, daß sie nach *bloßen Muthmassungen willkürlich* die Sache zurecht legten, haben wir schon oben angeführt. Ferner wird daselbst dem Herodot *Irrthum* vorgeworfen und Thucydides *flüchtig* genannt (S. 337). Und dieser zweyzüngige Rec. kann jetzt nicht hart und kränkend genug über Hn. M. herfallen (vgl. S. 247. 248. 250. 253. 254. 255), wenn dieser die Untersuchung über Pelasger und Hellenen auf irgend ein andres Resultat bringt, als die beiden genannten Schriftsteller es geben. Wer macht sich wohl schuldig „mangelhafter Kenntniß, der Erfindungsfucht, der Täuschungslust“, Hr. L., oder Hr. M., der dessen angeklagt wird S. 316? „Hat Rec., schreibt da Hr. L. von sich, irgendwo der Wahrheit zuwider gesprochen: die Verunglimpfung falle auf ihn, die Strafe bleibe nicht aus.“ —

So haben wir uns glücklich durch die ersten zehn Columnen der zwölf Nummern der *Jen. L. Z.* fühlenden Rec. durchgearbeitet. Je weiter man kommt, desto ärger findet man es. Den fernern Beweis dafür werden uns unfre Leser erlassen.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Fr. Fleischer: *Epistelpredigten*, im Jahre 1822 gehalten von Moritz Ferdinand Schmalz, Pastor in Neustadt-Dresden. Erster Band. VIII und 318 S. Zweyter Band. XIV u. 404 S. gr. 8. 1825. (2 Rthl. 16 gGr.)

Wenn sich ein Schriftsteller so rühmlich bekannt gemacht und der aufrichtigen Verehrer so viele erworben hat, als Hr. Schmalz: so kann man es bey einer kurzen Anzeige einer seiner neuesten Schriften bewenden lassen, wofern dieselbe, was hier der Fall ist, sich weder auf eine vortheilhafte noch nachtheilige Weise vor den übrigen auszeichnet. Bekanntlich sind wir noch ärmer an guten Predigten über die *epistolischen* Perikopen, als über die *evangelischen*, und es verdient um so mehr Dank, daß der Vf. mit den vorliegenden unsre homiletische Literatur bereichert hat, da er durch dieselben zugleich einem Zeitbedürfnis abhelfen, nämlich das Versehen der heil. Schrift, welche jetzt durch die Bibelgesellschaften allmählig in Aller Hände kommt, erleichtern wollte. Daher denn auch „in diesen Predigten überall das Bestreben sichtbar ist, den reichen Inhalt des Textes möglichst zu erschöpfen, die in ihm ausgesprochenen einzelnen Wahrheiten unter Einen Gesichtspunkt zu ordnen; (der Vf. hat es damit nicht so weit getrieben, als Reinhard in seinen bekannten Epistelpredigten), sie zu erklären und die fruchtbare Anwendung derselben auf das Leben nachzuweisen.“ (S. Vor. S. IV.) So finden wir es denn auch sehr natürlich, daß, „während diese Predigten gehalten wurden, dem Vf. zuweilen einige seiner fleißigsten und aufmerksamsten Zuhörer mit dem unaufgeforderten Gesändnisse entgegenkamen, daß ihnen diese oder jene, damals so eben erläuterte Epistel verständlich und lieb geworden sey.“ (S. Vor. S. V.) Sicher also wird sich der Vf. in der Hoffnung nicht täuschen, daß diese Vorträge auch in weitem Kreise nicht unwillkommen seyn, und denen, die sie suchen, befriedigende Aufklärung über dunkle Schriftstellen, deren ja in den Episteln eben nicht wenige vorkommen, geben werden; gesetzt auch, daß Sachkundige nicht überall mit seinen Erklärungen einverstanden seyn könnten. In seiner Predigtmanier ist sich, wie gesagt, der Vf. auch in dieser Sammlung treu geblieben, weshalb wir einer Charakterisirung derselben überhoben sind. Die Ausstellungen, welche man ihm an derselben hin und wieder gemacht, wollen wir nicht wiederholen; denn sie sind ihm und den Lesern bekannt, und wir können nur wünschen, daß sie der Vf. in den Predigten, die er noch künftig herausgeben wird, nicht unbeachtet lassen möge. Es wäre ein wirklicher Verlust für die homiletische Literatur, wenn er seine so schätzbaren Leistungen nicht zu dem Grade von Vollkommenheit erheben wollte, den sie, nach seinem herrlichen Talente, erlangen können. Uns scheint dazu besonders erforderlich, daß er auf die Deutlichkeit und Bestimmtheit der Themata, so wie

auf die Wahl der einzelnen Ausdrücke noch mehr Sorgfalt verwende. Wir wollen die Themata einiger Predigten, die uns einer Anführung vor andern werth zu seyn scheinen, nennen, und sie mit einigen Bemerkungen begleiten. Der erste Band enthält 24 Predigten. Die 2te und 3te am ersten und zweyten Sonnt. nach dem Feste der Erscheinung Christi machen ein Ganzes aus. Die erste stellt das *Leben des Christen*, nach Röm. 12, 1—6. — als einen *beständigen Opfendienst* dar. Sehr treffend wird aus dem Texte gezeigt, daß dieser Opfendienst 1) keineswegs äußere Gaben und einzelne Entfagungen, oder bestimmte heilige Handlungen und Gebräuche fordere, sondern 2) ein täglicher und beständiger sey und sich in dem Streben, dem Lieben, dem Dulden des Christen zeige. Die zweyte beantwortet, nach Röm. 12, 6—16., die Frage: *wozu soll uns die Wahrheit dienen, daß das Leben des Christen ein beständiger Opfendienst ist?* Sie soll 1) keineswegs des Trägen, Lässigkeit beschönigen; eben so wenig 2) den frohen Lebensmuth uns rauben; wohl aber 3) demüthig uns stimmen; unsre Liebe ferner 4) erwärmen und erweitern; 5) unsre Zuversicht auf den Herrn zu setzen uns auffordern; und endlich 6) die große Hoffnung wecken und nähren, welche den Blick auf eine ewige Vollendung richtet. Wenn man auch wünschen möchte, daß der Vf. nicht so viele inhaltreiche Gedanken in Einer Predigt abgehandelt hätte, so bedarf es doch nur Eines Blicks auf den Text, um sich zu überzeugen, wie natürlich sie aus demselben sich herleiten lassen, so wie sie denn auch wirklich Alle zur Sache gehören. Die 7te Predigt, am Sonntage *Estomihi*, über 1 Kor. 13, 1—13. behandelt das Thema: *daß des Menschen wahrer Werth von glänzenden Geistesgaben nicht abhängt*. Sie sind 1) angeboren, — der wahre Werth muß errungen werden; 2) sie können ihrer Natur nach nur Einzelnen zu Theil werden, — einen wahren Werth müssen Alle erlangen können; 3) ihre Frucht für die Welt ist immer zweydeutig, — was wahren Werth uns giebt, muß entschieden heilsam einwirken; 4) sie verwickeln in Kampf und Unruhe, — was wahrhaft uns ehrt, muß zugleich beglücken; sie sind 5) vergänglich, — des Menschen wahrer Werth dagegen bleibt und gilt in Ewigkeit. Was den 4ten Punkt betrifft, so wollen wir gern zugeben, daß der Vf. darüber viel Wahres sagt; aber offenbar geht er auch zu weit, wenn er behauptet, daß seltne Geistes Talente so oft unglücklich machen. Wir hätten gewünscht, daß er hier mit mehr Einschränkung und Mäßigung gesprochen. Denn wenn man sich von dem Strome seiner Beredsamkeit fortreißen ließe, so würde man sich schwerlich des Wunsches enthalten können, von Gott mit keinen glänzenden Geistesgaben ausgestattet zu seyn. Am Sonntage *Judica* will der Vf., nach Ebr. 9, 11—15., zeigen, *wie der erleuchtete Christ den Trost der Sündenvergebung im Tode Jesu findet*. Jeder Sachkundige weiß, daß dieses Thema wenigstens zu den schwierigern gehört, welche von der Kanzel her-

herab behandelt werden können, wenn nämlich das Wort *erleuchtet* nicht ein müßiger Zusatz seyn soll. Sonach wird es auch den Vf. nicht befremden, wenn wir ihm offen bekennen, daß uns diese Predigt nicht sonderlich gelungen scheint. Wir vermessen darin die Klarheit und Bestimmtheit der Behauptungen, welche dieser Gegenstand vor vielen andern verlangt. Und das namentlich im ersten Theile, wo der Vf. zeigen will, daß der erleuchtete Christ sich überzeuge, *ein so heiliger Tod könne unmöglich für einen Wahn erduldet seyn*; denn so viel er sich hier auch bemüht, die gewöhnliche Versöhnungslehre in einem mildern Lichte darzustellen, man wird ihm immer erwidern können, der Tod Jesu ist keineswegs für einen Wahn erduldet, wenn man ihm auch andre Absichten unterlegt, und gerade diese Ansicht seines Todes führt, in strenger Consequenz, unvermeidlich zum verderblichen Wahne. Das sucht nun freylich der Vf. zu verhüten: denn nachdem er im 2ten Theile gezeigt, wie sich in diesem Tode der ewige Grund der Gnade Gottes offenbare, weist er im dritten nach, wie der erleuchtete Christ durch denselben zur eignen Heiligung mächtig gestärkt und erweckt werde; aber abgesehen davon, daß, streng genommen, dieser Theil gar nicht im Thema liegt, zeigt schon die Art, wie er dem Mißbrauch dieses Dogma vorzubeugen sucht, daß er denselben für höchst verbreitet und verderblich hält. Hören wir ihn selbst. S. 172. 178. heist es: „Schon Paulus fühlt sich bewogen, gegen diesen Mißbrauch die Römischen Christen zu warnen; „sollen wir nun etwa in der Sünde beharren, sagt er, auf daß die Gnade desto mächtiger werde?“ Ach und wie oft hat man in ganzem Ernste nicht so gefragt allein, sondern darnach gehandelt in der Christenheit! Wie oft sind die eifrigsten Verehrer des Erlösers die niedrigsten Diener schimpflicher Lüste! Sie halten recht fest an Jesu Wort: „mein Blut ist vergossen für Euch zur Vergebung der Sünde!“ — und desto ruhiger und sorgloser ihren Lastern zu fröhnen. Sie schwelgen in den Früchten der Hölle, und finden thörichte Ruhe in dem frevelnden Wahne, die Freuden des Himmels habe ihnen Christus mit seinem verfühnenden Tode errungen. Das heist doch fürwahr, die Himmelsbahn zur Höllenstraße verkehren!“ Das Thema der 23sten Predigt am *ersten Sonntage nach dem Feste der Dreyeinigkeit*, über 1 Joh. 4, 16—21: *daß das Christenthum auf die erhabensten Höhen denkbarer Vollendung den menschlichen Geist richtet*, ist dunkel; deppn gewiss kann sich die größere Anzahl selbst gebildeter Zuhörer dabey nichts Deutliches und Bestimmtes denken. Der zweyte Band enthält 26 Predigten. Wir wollen nur von einigen kurz die Themata anführen. Am 2ten Bußtage: *Weltfynn und Himmelsfynn*. Joh. 8, 23. 24. Am 4ten Sonnt. nach Trinit.: *Der einstige Untergang der sichtbaren Welt*. Röm. 8, 18—23. Am 12ten Sonnt. n. Trin.: *Der edle Stolz des Christen auf seinen Beruf*. 2 Kor. 3, 4—11. Am 15ten Sonnt. nach

Trin.: *Das Leben für den Schein*. Gal. 5, 25—6, 10. Am 16ten Sonnt. n. Trin.: *Das Verhalten des Christen bey den Drangsalen derer, auf welche große Hoffnungen gebaut sind*. Ephes. 3, 13—21. Am Reformationstage: *Fürchte dich nicht, du kleine Heerde!* Luc. 12, 32. Am 3ten Bußtage: *Daß der Aberglaube das ganze Leben entweiht*. Tit. 1, 15. 16. Am 2ten Adventsontage: *Die höhere Vereinigung der wahren Christen bey aller trennenden Verschiedenheit*. Röm. 15, 4—13. Die Deutlichkeit des Themas am ersten Weihnachtstage, Tit. 2, 11—14. *Die heilige Entscheidung, — des Christfestes würdigste Feyer*, würde auch gewonnen haben, wenn der Vf. den richtigern Ausdruck, den er selbst in der Predigt erklärend hinzusetzt: *Die Entscheidung für das Heilige*, gewählt hätte. Dasselbe fast gilt von dem Thema am zweyten Weihnachtstage: *Der heilige Muth, — des Christfestes köstlichste Frucht*, über Apostelgesch. 6, 8—15. und 7, 55—59. — Der Druck ist deutlich, könnte aber wohl correcter seyn (die störendsten Druckfehler sind angegeben); auch das Papier ist gut.

LEIPZIG, b. Kollmann: *Die Gattin im Umgange mit Gott*, bey den wichtigsten Veränderungen ihres Lebens. Zur Erbauung für gebildete Frauen von M. Karl Gottlob Wilkomm, Pfarrer zu Herwigsdorf bey Zittau. 1827. XII u. 276 S. 8. (20 Gr.)

Wir haben des wackern Vfs. Erbauungsbuch „die Jungfrau im Umgange mit Gott“ (A. L. Z. 1826. E. Bl. Nr. 81.) mit Vergnügen gelesen und unser lobendes Urtheil darüber öffentlich ausgesprochen. Auch das vorliegende Schriftchen macht auf dieses Lobgroßentheils Anspruch. Aber es will uns doch scheinen, als ob die zweyte Gabe allzusehn auf die erste gefolgt sey, und darum mancher Betrachtung darin diejenige Reife mangle, die für ein solches Buch durchaus nöthwendig ist, wenn es nicht den Stempel der flüchtigen Erscheinungen des Tages an sich tragen soll, an welchen die jetzige Literatur ohnehin so reich ist. Darum wünschten wir wohl in einer vorangestellten Abhandlung das Wesen des weiblichen Charakters in seinen Tiefen aufgefaßt, und nach seinen doppelten, aus der Bestimmung des Weibes hervorgehenden Beziehungen, als Gattin und als Mutter dargestellt. Dann würden sich auch die verschiedenen, theils durch Eigenthümlichkeit des Wesens, theils durch die Schicksale herbeygeführten Verhältnisse leichter geordnet haben. Schöne Grundzüge dazu hat Dinter in seiner *Malvina* in historischer Form geliefert. *Wilmsen* und *Girardet* haben gleichfalls treffliche Beyträge gegeben. Weniger lobenswerth finden wir die vom Vf. in der Vorrede angeführten Bücher von der Gräfin von *Walenburg* oder vielmehr von dem Pred. *Müller* in *Wolmirsleben*; denn sie sind oft sehr flach und breit. Manche zeitgemäße Warnung haben wir vermißt, z. B. die gegen die Modesucht, gelehrte Frauen zu seyn und zu schriftstellern,

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1827.

GRIECHISCHE LITERATUR.

CORN, b. Dumont-Schauberg: *Platonis Menexenus*. Recensuit, e Graeco in Latinum convertit et commentariis illustravit *Vitus Loers*, Graec. et Lat. Litt. in Gymnasio Trevirensi Magister. Inest de *Fr. Astii* sententia, Menexenum non a Platone scriptum esse, commentatio. 1824. XIV u. 196 S. 8. (14 gGr.)

Drey Punkte sind es, welche Hr. L. bey der Herausgabe dieses Dialogs berücksichtigt. *Erstens*: Eine neue Recognition des Textes und Berücksichtigung desselben, so weit dies ohne handschriftliche Mittel, welche dem Herausg. nicht zu Gebote standen, möglich war (auch waren *Bekker's Commentarii critici* zu der Zeit, als der Vf. seine Ausgabe besorgte, noch nicht ganz erschienen). Dagegen versichert der Vf. Alles, was in kritischer Hinsicht zu diesem Dialog bemerkt worden, nebst dem, was neuerdings *Creuzer* bey seiner Ausgabe des *Plotinus de pulchritudine* aus einer Darmstädter Handschrift und *Jacobs* zum *Achilles Tattius* aus einer Münchner heygebracht, sorgfältig benutzt zu haben. *Zweytens* beabsichtigte der Herausg. eine Erklärung des Textes, besonders eine Erläuterung des Platonischen Sprachgebrauchs und der Platonischen Ausdrucksweise; weshalb manches dahin Gehörige, von Andern bereits früher Bemerkte in diese Ausgabe ungeändert aufgenommen, namentlich Manches aus *Gottleber*, obgleich dessen meiste Bemerkungen beseitigt wurden, „*utpote vanas et inutiles aut ineptus et a scriptoris sententia abducentes*“ (S. VIII. der Vorrede). Von seinen eignen Anmerkungen aber versichert uns der Vf. (*ibid.*): „— modo monuerim, me non tam doctis viris, iisque in Platonis scriptis et reliquis Graecis scriptoribus diu multumque versatis, quam studiosae harum literarum juventuti et tironibus annotasse.“ Was die Erklärung des Dialogs im Allgemeinen angeht, ist dem Texte vorangestellt. Wir werden demnächst darauf zurückkommen. Endlich *drittens* liefert uns der Herausg. eine neue lateinische Uebersetzung, eigentlich (nach S. XI.) eine Uebung, welche der Vf. früher auf den Rath seines Lehrers, des Hn. Prof. *Heinrich* in Bonn, unternommen, und nun vielfach verbessert und berichtet dem Publicum mittheilt. „*Proposuitum*, sagt der Vf. (S. XI.), *habui in ea perficienda speciem orationis Platonicae ita effingere, ut eundem orationis colorem redderem, iisdem*

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

ut tener sententias et eorum figuris et ipsa verbis eatenus persequeretur, ut ea non abhorrerent a more Latino.“ Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir zur Schrift selbst über, bey welcher, wie bemerkt, das, was im Allgemeinen zur Erklärung des Dialogs gehört, dem griechischen Texte vorangestellt ist: zuerst die Stelle aus *Thucyd.* II, 34. über die in Athen eingeführte feyerliche Beerdigung der für's Vaterland Gebliebenen; dann folgt sogleich S. 3: „*De Astii sententia, Menexenum non esse a Platone conscriptum; Commentatio.*“ Bekanntlich ist die Echtheit des *Menexenus* vom ganzen Alterthum, von *Aristoteles* an, anerkannt, und erst in neuern Zeiten haben *Schleiermacher* (*Platon's Werke*, Th. II. Bd. III. S. 367 ff. 524 ff.) und *Ast* (*Platon's Leben u. Schriften*, S. 448 ff.), nach *Friedrich Schlegel's* Vorgang (*Wieland's Attisch. Museum*, I, 2. S. 262) sich bemüht, diesen Dialog dem *Plato* abzusprechen, indem ja ohnehin „selbst das Ansehen des Alterthums unser kritisches Urtheil nicht bestimmen dürfe“ (f. *Ast* a. a. O.). Beide haben allen Scharfsinn aufgeboten, eine Reihe von Scheingründen herbeizuführen, die wohl geeignet wären, das Urtheil eines weniger tiefen Forschers zu bestechen. Da nun aber die Einwürfe *Schleiermacher's* gegen die Echtheit des Dialogs im Ganzen dieselben sind, die nachher *Ast* in erweitertem Umfang und größerer Ausdehnung vorgebracht hat, so beschränkt sich der Vf. billigerweise auf eine Widerlegung der Einwürfe von *Ast*.

Dafs es nicht so schwer ist, aus einzelnen aus dem Context gerissenen Stellen Widersprüche herauszufinden, dieselben zusammenzustellen und so dann die Unechtheit eines Stücks zu deduciren, hat *Ast* in seiner sonst in vielfacher Hinsicht verdienstlichen Schrift über *Platon's Leben und Schriften* zur Gnüge bewiesen. Dann möchte aber am Ende fast das Urtheil, das ein berühmter Paläograph neulich in Bezug auf Inschriften aussprach, auch bey *Plato* und andern classischen Schriftstellern des Alterthums anzuwenden seyn; es lasse sich nämlich wohl die Unechtheit einer Inschrift erweisen, nie aber vollkommen ihre Echtheit, indem dies eine Sache des lieben Glaubens sey! Bevor nun der Vf. die Gründe *Ast's* im Einzelnen durchgeht und widerlegt, mußte der Zweck und die Absicht angegeben werden, welche *Plato* bey Abfassung dieses Dialogs gehabt habe. Dieser ist dem Vf. ein doppelter: 1) die Prahleren der Redner seiner Zeit lächerlich zu machen, und

an, ohne in ihr etwas ändern zu wollen. — Zu dem, was über λόγος ἑναυλός bemerkt ist, vergl. man auch *Wytttenbach* zu *Plutarch. Moral. I. S. 194.* — S. 78. zu αὐτοσχεδιάζειν tragen wir nach: *Moeris S. 46; 47. Thom. Magist. S. 104. S. 74 (235 D.)* vertheidigt der Vf. οὐδὲν μέγα δοκεῖ εἰς λέγειν gegen *Bekker's δοκεῖν*, das freylich in mehrern Handschriften sich findet, aber dessen ungeachtet falsch ist, denn woher sollte der Infinitiv δοκεῖν zu erklären seyn? von einem ausgelassenen ἔφη, das nicht einmal in dem Vorhergehenden sich findet? — S. 80 (zu 236 A.) beweist der Vf. gegen *Gottlieb* und *Schleiermacher*, daß in den Worten: ἀλλὰ καὶ ὅστις ἐμὸν κάκιον ἐπαίδευθη, keineswegs ein tadelnder Seitenblick auf *Thucydides*, der ohnehin aller Wahrscheinlichkeit nach nie den Unterricht des *Lampros* genossen hat, enthalten sey; wie denn nirgends sonst in *Plato* irgend eine tadelhafte Erwähnung des *Thucydides* vorkommt, und in jeder Rücksicht höchst unwahrscheinlich ist. — S. 85 (236 D.) schreibt der Vf. ἐργῶ μὲν ἡμῖν οἷδ' ἔχουσι, wie auch jetzt *Bekker* und *Stallbaum* mit vollem Recht gesetzt haben, indem das ἡ, welches die ältern Ausgaben vor ἔχουσι einschalten, einen befriedigenden Sinn geben kann. Das darauf folgende τὰ προσήκοντα erklärt der Vf. gut durch das lateinische *justa* (d. h. ea, quae mortuis debentur ac tribui solent); aber statt der Verweisung auf *Forcellini's* Lexikon, würde Rec. lieber einige Stellen Römischer Autoren beygesetzt haben, z. B. *Livius I, 20, wo justa funebria* vorkommt; *Plin. H. N. II, 109. wo justa peragere* in diesem Sinne sich findet; *Cicer. pro Sext. Rosc. 8. justa solvere* vergl. mit *Stat. Theb. IX, 903* und dem alten Scholiasten daselbst; *Festus f. v. Occisum. Cic. de Legg. II, 17. §. 43. II, 22. §. 57.* und daselbst *Creuzer S. 331.* — S. 92 (237 B.) läßt der Vf. καὶ ζῶντας καὶ τεθνηέντας, wo *Bekker* das καὶ nach einigen Handschriften ausließ; was wir jedoch nicht billigen können, da sich des *Polyyndeton* hier gut vertheidigen läßt. Eine gleich lobenswerthe Mälsigung hat der Vf. S. 95 (237 D.) bewiesen, wo er ebenfalls die Vulgata: περὶ αὐτῆς θεῶν ἔρις τε καὶ κρίσις, von *Bekker* in περὶ αὐτῆν θεῶν ἔρ. verwandelt, unverändert gelassen hat. — S. 103 (238 D.) schreibt der Vf.: καλεῖ δὲ ὁ μὲν αὐτὴν δημοκρατίαν, ὁ δὲ ἄλλο, ὁ ἄν χαλεπὴν, statt des gewöhnlichen, auch bey *Bekker* noch vorkommenden: ὃ ἄν χαλεπὴν. Bereits *Stallbaum* zum *Philebus S. 111.* hatte diese Verbesserung vorgeschlagen, an deren Aufnahme auch Rec. gar kein Bedenken findet, indem die Construction folgende ist: ὁ δὲ ἄλλο (sc. καλεῖ), ὁ ἄν χαλεπὴν (sc. καλεῖται, wie S. 103 steht). — S. 107 (239 A.): ἀπερὶ πάντο εἰς πάντας ἀνθρώπους richtig erklärt durch *cōram omnes homines.* Wir vergleichen darüber noch *Heindorf* zum *Gorgias S. 272, zum Protagoras S. 471. Fischer* zu *Weller. III, b. S. 153.* — Soviel möge genügen als Probe dieser Bearbeitung des *Menexenus*, die wir demnach wohl unsern Lesern empfeh-

len können. Was das Aeußere der Schrift betrifft, so verdienen Druck und Papier rühmliche Anerkennung. Auch Correctheit empfiehlt dieselbe; was Rec. in dieser Hinsicht außer dem in dem *Corrigandis* und *Addendis* am Schlusse Bemerkten aufbehielt, ist nur unbedeutend, wie z. B. S. 86 in der untersten Zeile des griechischen Textes: οἷδ' für οἷδε; S. 107 Z. 3 v. u. ἐν ἡ für ἐν ἡ, u. dgl. Im Lateinischen S. 6 sollte es wohl statt *Quaerimus de fine* etc. heißen: *Sic quaerimus de fine, quem Plato — secutus est, duplicem* etc. Eben so S. 59 statt: „*licet priorem interrogationem retractat et corrigit*“, licet — retractet et corrigit.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Hoffmann u. Campe: *Reisebilder* von H. Heine. Zweyter Theil. 1827. 326 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Schon bey der Anzeige des ersten Bandes dieser humoristischen Sammlung (A. L. Z. 1826. Nr. 307.) haben wir dem Talente des Vfs. Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber auch die bedeutenden Mängel gerügt, die derselbe sich in der Ausbildung und Gestaltung seiner Ideen zu Schulden kommen läßt. Es kommen auch hier wahrhaft rührende und unelugbar echt witzige Stellen vor, so daß der Charakter des wahren Humors darin lebendig hervortritt. Unter den erlern zeichnet sich besonders der Tod des französischen Tambours aus; zu den letztern gehört die Vertheidigung der Hölle: daß es nämlich Verleumdung sey, wenn man behaupte, die Verdammten müßten zur Strafe schlechte Predigten lesen; so arg sey es in der Hölle nicht, eine solche Quaal vermöchten die Teufel nicht zu erfinden. Aber zuweilen kann der Satyr des Vfs. seine Bocksnatur durchaus nicht verbergen; er verliert sich bis zu den ärgsten Gemeinheiten und Zoten, die den gebildeten Geist unmöglich ergetzen können. So werden auch die meisten Deutschen, für die doch der Vf. schreibt, nicht in sein unmäßiges Lob Napoleons und in seine Elegie über das Schicksal desselben einstimmen können: denn wenn dieser Komet auch um seiner Größe willen bewundert werden muß, so wird sich doch das erquickende Gefühl des freyern Aufathmens bey seinem Verschwinden nicht verleugnen. Ueber eine andre Verirrung des Vfs. in Absicht auf das Christenthum haben wir uns schon bey der Beurtheilung des ersten Bandes mißbilligend erklärt. Er scheint die Bemerkung *Jean Paul's* in der Vorlesung zur Aesthetik: „daß der Witz ein Gottesleugner sey“, wörtlich zu verstehen. Was die formlosen Gedichte angeht, mit welchen dieser zweyte Band beginnt, so läßt sich eben über die Form nichts sagen, und ihr Inhalt ist nicht von der Art, daß man den Mangel der Form vergessen könnte.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1827.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

- 1) MAILAND, kgl. Drk.: *Monete Cusiche dell' I. R. Museo di Milano* u. s. w.
 - 2) Ebendaf.: *Descrizione di alcune monete Cusiche del Museo di Stefano de Mainoni etc.*
 - 3) ST. PETERSBURG: Das Muhammedanische Münzkabinet des Asiatischen Museums der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. — Von C. M. Frähn u. s. w.
 - 4) UPSALA: *Nümismata Orientalia aere expressa, brevique explanatione innodata, opera et studio Jonas Hallenberg etc.*
 - 5) ST. PETERSBURG: *Nümü Rusici ex variis Museis selecta* C. M. Frähn etc.
- (Beschluß der in Nr. 101. v. 1826. abgebrochenen Recension.)

In der 1ten Part. von Nr. 4. stellt der würdige Veteran Hallenberg, königl. schwed. Historiograph, das zusammen, was er in verschiednen Schriften über orientalische Münzkunde gegeben hat. Diese Schriften sind: 1) *De occurrenti nummi cufici de nominis Dei God in Suegotica cognatisque linguis origines disquis. hist. et philol.* Stockholm. 1796. (S. 1—25.) 2) *Collectio nummorum Cuficorum, quos aere expressos, addita eorum interpretatione, subjunctoque alphabeto cufico edidit J. H. Ebendaf.* 1800. (S. 25—196.) 3) *Quatuor Monumenta aenea e terra in Suecia eruta.* Ebend. 1808. (S. 195—209.) 4) *Berättelse om Svenska Kongliga Mynt-Cabinetet.* Ebend. 1804. (S. 209—217.) 5) *Dumbons Lesverne, seu Vita famosi Bardi.* Ebend. 1805. (S. 217 fg.) Beygefügt sind Verbesserungen und Zusätze, aus Briefen von Ol. Tycksen, 13 schön gestochene Tafeln mit Münzabbildungen, 2 Tafeln mit dem kufischen Alphabet auf Münzen und eine Tafel mit einem merkwürdigen geschnittenen Stein. Die 2te Part. (S. 1—89) enthält die ausführlichere Beschreibung von 8 ältern Münzen, welche schon, als Zusatz, in der ersten Part. erwähnt sind, die Beschreibung neuerer persischen und mongolischen und einiger griechischen Kaiser-Münzen, mit Verbesserungen aus Briefen des Hn. Staatsr. Frähn in Petersburg. Beygegeben ist ein Druckfehlerverzeichnis, welches aber nur den kleinsten Theil derselben enthält, und 19 Tafeln.

Wir dürfen uns bey der Beurtheilung dieser Schrift um so kürzer fassen, da die oben angeführten einzelnen Schriften theils in den Greifswalder Nach-
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

richten, theils auch in unsrer Literaturzeitung beurtheilt, die unberührt gebliebenen Fehler größtentheils schon von Frähn in den angehängten Briefen und in den neuern Schriften desselben Gelehrten verbessert worden sind. Die Münzen sind im Ganzen gut erklärt; besonders ausführlich die erste, eine spanische vom J. 107 = 725. Wenn der Vf. bey der S. M. des J. 79 = 698, Damask, von der Entstehung des arabischen Münzwesens spricht, so erleidet dies gegenwärtig manche Abänderung, nachdem Frähn seine Untersuchungen bekannt gemacht hat, die ja keinem Freunde orientlicher Münzkunde fremd sind. Ferner ist diese Münze nicht mehr die älteste bekannte mit rein arabischer Inschrift, seit wir durch Castiglioni eine G. M. des Mailänder Kabinet's vom J. 77 haben kennen lernen; die Münze vom J. 86 nicht mehr die 2te, wie aus Möller's *Comm. de Num. Ar. etc.* S. 26 u. 27 zu ersehen ist. Durch die zuvorkommende Gefälligkeit des Hn. Staatsr. Frähn sind wir in den Stand gesetzt worden, zu dem erwähnten Verzeichniß noch folgende Zusätze zu machen: Eine S. M. vom J. 79 Kufa, Marsden Num. Ar. II. S. 831; vom J. 82 Basra, Mus. der Akademie in Petersburg; von demselben J. Damask ebendaf. und in den Sammlungen Hallenberg's und des verstorbenen Adler in Berlin; v. J. 84 Damask, im Mus. der Akademie in Petersburg; von demselben Jahre *بغداد* in derselben Sammlung. Den Prägeort *سمرقند* auf einer S. M. vom J. (26) 9 S. 136, nahm Möller (*Comment.* S. 41) für *سمرقند* Frähn mit größerer Wahrscheinlichkeit für *سمرقند*.

Nr. 5., eine treffliche Schrift des berühmten Vfs, aus dem 9ten Bde. der *Mémoires de l'Acad. Imp. des Sc. de St. Petersburg* besonders abgedruckt, zerfällt in zwey Theile. Der erste (S. 1—24) enthält eine kurze Beschreibung von 122 Münzen aus dem Museum im Palais Exermitage, der zweyte (S. 25—84) die Beschreibung von 56 Münzen aus verschiednen Kabinetten in Kalan, Moskau, Kiow, Dorpat und Mitau; mit ausführlichen, für das orientalische Münzwesen, für Geschichte und Geographie des Orients höchst wichtigen Bemerkungen. Beygefügt sind ein Verzeichniß der beschriebenen Münzen und 4 Tafeln mit gut gelungenen Abbildungen der wichtigsten Münzen.

Die wichtigsten Münzen der ersten Abtheilung scheinen uns, eine G. M. des spanischen Chalifen
K (4) Ha-

Hakem, wahrscheinlich vom J. 854 = 966 Schraz, eine S. M. des Chalifen Er-Raschid vom J. 885 = 891 Sarrändsch; eine S. M. des Chal. Muktedir-billah vom J. 900 = 912 Bagdad; eine S. M. desselben Chalifen vom J. 905 = 917 Bagdad; eine S. M. des Chal. Mutteki-billah vom J. 929 = 941 Bagdad (übersehen von Müller Comment. S. 88); eine S. M. des Okeiliden Hufam-ed-daula vom J. 987 = 999 Mauffel, die einzige bekannte dieser Dynastie, und die Buwehriden-Münzen S. 23. Nr. 116 — 120. — Die 2te Abtheilung beginnt mit der Beschreibung zweyer merkwürdiger S. M. des Chal. Abd'ol-Malek vom J. 80 = 899 Damsk und Beremkobad. Bey der Beschreibung der ersten M. macht der Vf. aufmerksam auf die eigenthümliche Form des kufischen ع am Ende, leicht mit ق zu verwechseln; dies ist mehrfach geschehen, obgleich schon Adler (Deser. Cod. etc.) diese Form bemerkte. Den Prägeort der 2ten Münze weiß auch der Rec. nicht zu erklären und muß gestehen, daß seine Bemühungen fruchtlos waren. Was der Vf. über Dschei sagt, bey einer S. M. v. J. 81 (S. 81), scheint uns etwas abgeändert werden zu müssen. Der Name *Isfahan* اصفهان bezeichnete, nach *El-Isthachri* und den von *Uylenbroek* angeführten Schriftstellern, eine aus zwey getrennten Theilen bestehende Stadt; der eine Stadttheil hieß *Jehudia*, der zweyte, ältere, *Dschei* جی , späterhin المدینه , *El-Medina*, persisch شهرستان *Sohehristan*, ein Stadttheil, der schon zu *El-Isthachri's* Zeiten (in der ersten Hälfte des 10ten Jahrh.) weniger lebhaft war als *Jehudia* und zu *Jakut's* Zeiten ganz in Trümmern lag. Wir weichen darin vom Vf. ab, daß wir nicht glauben, der Name *Dschei* sey in den von *Jehudia* übergegangen (*quae appellatio deinde in Jehudiam transit*), sondern er verlor sich, nachdem der Theil der Stadt, der ihn führte, zerstört worden war. Bey der S. M. des Chalifen *Manfur* vom J. 157 = 773 *Abbasia*, die *Möller* in seiner Comment. (S. 68) übersehen hat, beweist der Vf. gegen *Ol. Tychsen*, gegen *Adler*, *Möller* u. a., daß nicht ein Theil von Bagdad, sondern eine Stadt in Afrika darunter verstanden werden müsse, aus den auf den Münzen dieser Stadt befindlichen Namen afrikanischer Statthalter. Diese Annahme scheint uns die einzig wahre, obgleich manche Schwierigkeiten, welche die Frage: was für eine Stadt darunter zu verstehen sey, darbietet, ob *Kesr Kairovan* قصر قیروان oder irgend eine andre Stadt? nicht vollkommen gelöst werden können. Von unsern, nicht ganz gewöhnlichen Hülfsmitteln führt nur *Jakut*, im *Moschtarek*, den Ort an; *Dombay* (Gesch. der Maurit. Könige), den der achtbare Vf. nicht zur Hand hatte, erwähnt nichts. Die merkwürdige S. M. des *Mehdi*, als designirten Thronerben vom J. 152 = 769, hat *Möller* (a. a. O. S. 67) übersehen. Sie ist in *Armenia* geprägt, unter welchem Namen, wie der Vf. schon in seinen Beyträgen gezeigt hat, die alte Stadt *Dowin* oder *Dohil* zu verstehen ist. Wir bemerken

dabei nur Folgendes: Der pers. Cod. des *Isthachri*, denn dies ist der wahre Vf. des von *Ouseley* unter dem Namen des *Ibn Haukal* übersetzten Werks, den wir aus der goth. Bibl. vor uns haben, hat deutlich دوبیل statt دوبیل bey *Ouseley* S. 160, der arab. Cod. hat den Namen ohne diakrit. Punkte; um Mißverständnissen vorzubeugen, setzt der pers. Uebersetzer $\text{دوبیل از ایرایکان و دبی}$ *Dohil* aus *Armenien*, welcher Zusatz im arab. Original und in *Ouseley's* Uebersetzung fehlt. *Jakut* im *Moschtarek* versichert ausdrücklich, daß *Dohil* auch mit dem Namen دوبیل , so punktirt er dieses Wort, bezeichnet werde.

An die Beschreibung der merkwürdigen S. M. des Chalifen *Er-Raschid* vom J. 193 = 808 *Abreschehr*, knüpft der Vf. interessante Untersuchungen über diesen Prägeort, und beweist, daß *Nisapur* darunter zu verstehen und daß dieser Name verschieden sey von *Kanschehr* ابرنشهر . Der Name ابرنشهر findet sich, wie *Fr.* bemerkt, zwar nicht in *Ouseley's* Or. G., aber in der pers. Handschr. des *Isthachri*, wos es ausdrücklich heißt: $\text{نیشاپور ابرن شهر خوانند}$; im arab. Original finden wir jedoch فاما نیشاپور . Sehr merkwürdig ist die S. M. des *Ali Risza* vom J. 208 = 818 *Mohammedia*. Daß dieser *Alide*, als designirter Thronfolger, Münzen geprägt habe, ist schon bey einer andern Gelegenheit von uns in diesen Blättern bewiesen worden (Jahrg. 1820. Nr. 286.); *Fr.* bestätigt dies und *Möller* (a. a. O. S. 81) führt noch andre Beweise an. Wir haben uns durch eine schöne Zeichnung, welche wir der Güte des Hn. Vfs. verdanken, überzeugt, daß ein zuerst von ihm bekannt gemachtes Bruchstück einer ähnlichen Münze (*Prologo* p. 19.) wahrscheinlich im J. 204 in *Isfahan* geprägt sey, (aber auch *Fr.* hat sich überzeugt, daß auf der gothaischen Münze des *Ali Ridha* vom J. 202 nicht سید قند für سهر قند gelesen werden könne, s. *de Musci Spreu. Mosques Nuris Kuf.* p. 17. not. ****), und der Hr. Vf. erklärt hier die Schwierigkeit, welche uns früher bewog, das Jahr 202 zu vermuthen (*Ali Ridha* starb im J. 203), genügend.

Sehr merkwürdig ist eine S. M. des Chal. *Kahir* vom J. 321 = 933 *Serrmenra*. Der Vf. macht bey dieser Gelegenheit darauf aufmerksam, daß der Vf. der Or. Geogr., welche *Ouseley* übersetzte, nicht in den ersten 20 Jahren des 10ten Jahrh. gelebt haben könne, da er von *Sarmenra* sagt, es sey zerstört, während sich noch spätere Münzen mit diesem Prägeort finden. *Fr.* hat vollkommen Recht; der Vf. jener Geographie, *El-Isthachri*, war ein Zeitgenosse des *Ibn Haukal*, sein Buch des letztern Hauptquelle, wie wir auch schon früher in diesen Blättern bewiesen zu haben glauben; *Ibn Haukal* aber schrieb erst

erft nach 331 = 942. Erwähnung verdienen die Thaheriden - M. vom J. 208 = 823 Samarkand, die Buweihiden - Münzen Nr. 46 — 52, die Sijariden - Münze Nr. 53, vom J. 368, mit welcher der Vf. die Reihe der nur allein von ihm aufgefundenen Münzen dieser Dynastie (11. Stück) vermehrt, eine Merwaniden - M. vom J. 392 = 1001 u. f. w.

Ein nicht unwichtiger Theil dieser interessanten Schrift sind die vielen Verbesserungen andrer ähnlicher Schriften, die der Vf. gelegentlich beybringt.

Hiermit verbinden wir zugleich die Anzeige, der neuesten uns bekannt gewordenen Schrift desselben Vfs. ähnlichen Inhalts, mit dem Titel:

ST. PETERSBURG: *De Musci Sprewitziani Mosquae*
Numis Kuficis etc. Commentationes duae etc.
script Dr. C. M. Frähn. 1825. 110 S. 4.

(Besonders abgedruckt aus dem Xten Bde. der *Mémoires de l'Acad. des St. de St. Petersb.*)

Die Schrift enthält die Beschreibung der wichtigsten Münzen aus der Sammlung des Hn. Dr. Sprewitz in Moskau, mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit, der diese kleine Schrift zu einer der wichtigsten macht, mit denen der Vf. die Freunde des Orients beschenkt hat. — Die beiden ersten Münzen sind S. M. der Chalifen Hescham, vom J. 110 = 728 Wafeth, und Merwan vom J. 131 = 748 in El-Schamia oder Samia, einem noch nicht ausgemittelten Prägeort, geschlagen. Die 3te M. ist von dem Abbasiden Amin 193 = 809 Bagdad, mit der Formel مدينه السلام auf dem Rev.; beigefügt sind Bemerkungen über den Namen Bagdads مدينه السلام . Zu Bemerkungen über einzelne Buchstaben auf Münzen giebt die 4te Münze des Chal. Mamun 196 = 811 Samarkand, Veranlassung so wie die 6te und 7te, beide vom J. 201 = 816 Isfahan, zu Bemerkungen über das Wort المشرق und über die gewöhnliche Ueber-

setzung der 2ten Randsch. **لله الامر من قبل**. Merkwürdig ist die S. M. des Chal. Mutewekkil vom J. 289 = 853 Serrmenra, als die einzige dieses Chal. von dem angegebenen Jahre; der Vf. hat ihr wichtige historische Bemerkungen und ein Verzeichniß aller bekannten Münzen dieses Chalifen beygegeben, welche seinen Namen führen. Es sind ihrer 26, vom J. 233 bis 247, alle bis auf 4 von unserm Vf. entdeckt und beschrieben. Zu Untersuchungen über den Prägeort Afrika, in welchem wahrscheinlich die Aghlebidē-M. des Ibrahim vom J. 187 = 803 geprägt wurde, giebt diese Münze Gelegenheit; der Vf. versteht darunter die Hauptstadt der Provinz Afrika, Kairowan. Beygefügt ist ein Verzeichniß der bis jetzt bekannten Aghlebidē-Münzen mit mehrfachen Verbesserungen der von Andern gegebenen Erklärungen (S. 40 – 44); zu ihnen kommt jetzt hinzu eine G. M. des Sijadat-allah I. aus dem goth. Cabinet (*Möller Comment.* S. 95 Nr. LXIX.)

Wir können ganz mit *M. Fr. Aherlein*, daß er die Thaheriden als eine eigne Regentenfamilie betrachtet; zu den orient. Schriftstellern, welche die Thaheriden als eine besondre Dynastie aufführen, kann noch *Hadſchi Chalifa* (der *Vf.* schreibt, wenn dieser Name vorkommt, *H. Chalfa*, da er doch immer *حاجي خليفة* geschrieben wird) gesetzt werden, nach welchem diese Dynastie von 195 — 259 H. blühte (*f. Möller's Comment.* S. 96). Die höchst interessanten Bemerkungen über den Umfang des Gebiets dieser Familie und über den Umfang von Chorasan müssen im Buche selbst nachgelesen werden. Zu den bis jetzt bekannten Münzen dieser Dynastie, welche S. 53—57 angeführt werden, kommen 8 aus dem Cabinet des *Hn. Dr. Sprewitz*, von S. 58—104 erläutert, am ausführlichsten die M. vom J. 209—217—238. Wir können nur bey der Untersuchung verweilen, welche der *Vf.* über *Mohammedia* anstellt (S. 66—92). *Jakut*, in seinem geographischen Wörterbuche, führt 6 Orte dieses Namens an, 3 andere übergibt er; *Jakut* im *Moschtarek* führt nur 5 Orte dieses Namens auf, indem er den Flecken bey Bagdad, im Bezirke von Nahrein, übergeht. Der *Vf.* stellt fest, daß man unter diesem Namen *Rei* zu verstehen habe, ohne die Schwierigkeiten, welche dieser Annahme entgegenstehen, unbeachtet zu lassen. Zu einer ähnlichen Untersuchung giebt der Prägeort *ماه الكوفة* *Mah-el-Kufa* d. i. *Dinewar* Gelegenheit, der auf einer Münze vom J. 240 = 854 genannt wird (S. 95—103). Mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit führt der *Vf.* eine Untersuchung über die Geltung von *Mah* und *El-Mahan* *ألباهان*, die keinen Auszug gestattet. Wir erlauben uns nur folgende Bemerkungen. Den S. 98 f. angeführten Stellen aus *Ibn Haukal* (*Uylenbroek* S. 7) liegen ganz offenbar andre des *Istachri* zum Grunde, die *ſeylich* bey *Ouseley* fehlen. So beginnt die Beschreibung von *El-Dschebal* im arabischen Original ganz wie bey *Ibn Haukal*: *واما الجبال فانها تشتمل على ماه الكوفة والبصرة وما يتصل بهما وما اخلاهما في* *اضع* (afha); die 2te Stelle lautet etwas verschieden so: *وحد فارس راجعا على قاشان الى همدان حتى ينتهي الى قروين وسهرورد (شهرزور) على حدود* *البريجان* *الي ان ينتهي الى شهرزور فانها* *كلها جبال لا تكاد يوجد فيها قضا كبير* *لا يري منها جبل فهذا ماه البصرة والكوفة*

Die 3te Stelle endlich heisset bey uns: **ومن همدان** — Die folgenden Münzen dieser Dynastie, welche nur kurz angeführt werden, so wie eine Samaniden- und Buweihiden-Münze, erstere im J. 363 = 973 in Rascht, letztere in Mah-el-Kufa geprägt, dürfen wir nur erwähnen.

Den

Den Schluss macht ein Verzeichniß der erklärten 22 Münzen und einige Zusätze.

Wie ganz anders würde es um die Geschichte und Geographie Asiens stehen, wenn wir viele solche Untersuchungen aufzuweisen hätten, wie sie Hr. Fr. in diesen und andern Werken anzustellen pflegt, wie ganz anders würde man überhaupt über das Studium der orientalischen Literatur und über das Studium der orientalischen Münzkunde insbesondre urtheilen, wenn sich solche Arbeiten weniger selten machten! Möchten indessen diese Anzeigen eine sorgfame Benutzung des in so reichem Maasse Gegebenen veranlassen, und der achtungswerthe, rastlose Vf. uns recht bald wieder mit ähnlichen Gaben erfreuen.

M.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) NÜRNBERG, b. Riegel u. Wiefsner: *Predigten und Reden zum Besten der neu gegründeten evangelischen Gemeinde in Ingolstadt*, herausg. von Valentin Karl Veilodter, Dr. der Theol., Dek. u. Hauptprediger in Nürnberg. XVI und 352 S. 8. (1 Rthlr.)
- 2) KASCHAU, b. Wigand: *Haus- u. Andachtsbuch zur Beförderung wahrer häuslicher Gottesverehrung*, enthaltend einen vollständigen Jahrgang Predigten aus den gewöhnl. Sonn- u. Festtags-Evangelien. Zur ersten Begründung einer Pensionsanstalt für evangel. Predigerwitwen in Ungern. Herausg. von S. Klein, A. L. Munyay und M. F. Rumann, evangel. Predigern in der Zips. Erster Band. 1826. 648 S. 8. (2 Rthlr.)
- 3) HANNOVER, im Verl. d. Hahn. Hofbuchh.: *Pastalle zum Vorlesen in Landkirchen und zur häuslichen Erbauung*, an allen Sonn- u. Feyertagen des Jahrs über die Episteln und einige andre Texte von Friedr. Ludw. v. Kalm, Pred. zu Betmar und Sierse im Herzogth. Braunschweig. 1827. VIII u. 592 S. 4. (3 Rthlr.)

Zu Nr. 1. haben sich 4 Geistliche Nürnbergs vereinigt, zu welchen man dieser Stadt und den Gemeinden, an welchen sie arbeiten, Glück wünschen muß. Sie haben zum Besten der vor mehrern Jahren neu gegründeten evangel. Gemeinde zu Ingolstadt mehrere ihrer Vorträge dem Druck übergeben, und es sind darunter einige, die man zu Musterpredigten rechnen darf. Dem in der homiletischen Literatur schon längst rühmlich bekannten Veilodter stehen seine Collegen nicht nach. Wir finden in allen Gedankenreichthum, weise Textbenutzung und eindringende Sprache. Der ersten

Predigt von Veilodter über die Frage *Sob auch uns noch Versuchungen bedrohen, dem Christenthum untreu zu werden*, wünschen wir eine grössere Ausführlichkeit und tieferes Eingehen in die Hauptfrage. Der Ausdruck: „Herold des Evangeliums“, von dem Erlöser gebraucht, ist nicht würdig genug. Die zweyte von Seidel: „Von der Wartezeit, in der wir alle leben“, hat ergreifende Stellen, ist aber etwas zu kurz. Die dritte von Lisch: „die Anfänge der Besserung“, hat uns fast von allen am meisten zugefagt. Die fünfte von Boekh: „die Sünderin“, zeichnet sich durch ein genaues Anschliessen an den Text aus.

Erfreulich ist es, durch Nr. 2. den Beweis zu erhalten, daß in Ungern, wo, nach neuern Nachrichten, die evangelische Lehre immer noch unter der Bedrückung seufzt, Männer dieselbe predigen, wie die Herren Klein, Rumann u. Munyay. Sie kann da nicht untergehen. Die Predigten, welche dieselben hier zu einem wohlthätigen Zwecke bekannt machen, tragen den Charakter einer tüchtigen theologischen Bildung, eines aufrichtigen christlichen Sinnes, ernstes Fleisses, zweckmäßiger Popularität. Sie sind alle durchdacht und wohl ausgeführt, vielleicht eher zu lang als zu kurz, biblisch und selten begegnet man Ausdrücken und Wendungen, welche nicht auf die Kanzel gehören. Die Perikopen werden gut benutzt. Kurz, es finden sich die meisten Vorzüge erbaulicher Kanzelreden. Wir wünschen der milden Bestimmung derselben einen guten Erfolg.

Nr. 3. ist zum Vorlesen in Landkirchen bestimmt und eignet sich dazu, wie die von demselben Vf. früher herausgegebne Sammlung über die evang. Perikopen, theils der Kürze, theils der Gemeinlichkeit der darin enthaltenen Predigten wegen. In dieser Rücksicht gebührt diesen Vorträgen alles Lob; aber derselbe Mangel, der schon an der ersten Sammlung bemerkt wurde, nämlich allzu geringes Anschliessen an den biblischen Text, ist auch hier sichtbar, und der Vf. thut Unrecht, wenn er darauf so geringen Werth legt. Das Bibelwort ist die Hauptsache, die Predigt davon die Auslegung. Christus soll gepredigt werden; das geschieht nun zwar hier auch, allein nicht so, wie es erwartet werden muß, nach dem vorgelesenen Texte, der fast müßig daheht, wie z. B. gleich in der ersten Predigt über die Epistel am 1. Adventssonntage, welche zum Gegenstand hat: „Was der Christ zu thun habe, damit der Besuch des Gotteshauses ihm reichen Segen bringe?“. Hier ist das Band zwischen Thema und Text doch gar zu locker. Zwar ist bey den epistol. Perikopen die Anschliessen an den Text schwieriger; allein Reinhard hat in seinen Epistelpredigten Beweis und Muster geliefert, wie sie auf eine recht fruchtbare Weise möglich werden könne.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1827.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

DRESDEN, b. Wagner: *Das Altarfest des evangelischen Christen*. Antworten auf die Zweifel redlicher Gemüther an dem Sacramente des heil. Nachtmahles, nebst einem Anhang von Selbstbetrachtungen bey dem Genuße desselben. Ein Communionbuch für Freunde eines vernünftigen Gottesdienstes, von A. Franke, Diakonus und Nachmittagsprediger an der Kirche zum h. Kreuz in Dresden. 1827. VIII u. 191 S. kl. 8. (18gGr.)

Ein sehr wackeres, echt evangelisches Büchlein, dem wir aus derjenigen Classe von Christen, für welche es von dem achtungswürdigen Vf. bestimmt ist, recht viele fleißige Leser wünschen. Denn dasselbe dürfte wohl im Stande seyn, manches zweifelnde Gemüth zu beruhigen, die nach Aufklärung über dunkle Gebiete ihres religiösen Glaubens Begierigen zu verständigen; überhaupt wahres, lauterer Christenthum, welches nicht in Meinungen und in der Annahme (oft doch nichts weiter als gedankenlose Nachsprechung) gewisser Lehrformeln, sondern in der reinen göttlichen Gesinnung, in dem redlichen Wollen und Streben nach dem ewig Wahren und Guten besteht, anzuregen, zu fördern und zu verbreiten. Der Vf. hat mit rühmlichem, gründlichem Fleiße die besten Arbeiten über die Abendmahlslehre benutzt, ohne sich des eignen Urtheils ganz zu begeben, und auf eine höchst zweckmäßige Weise dasjenige in seinen practischen Beruf zu übertragen und populär zu machen gewußt, was durch die gelehrten Forschungen der Schule als letztes Resultat in einem der wichtigsten Punkte des evangelischen Christenthums gewonnen worden ist. Wir kennen keine Schrift neuerer Zeit, welcher eine solche keineswegs leichte Aufgabe gleich gut, wie der vorliegenden gelungen wäre.

Die Fragen, welche der Vf. in der eigentlichen Abhandlung der Reihe nach beantwortet, sind diese: 1) Mit welchem Rechte erklärt die Kirche das heil. Abendmahl für eine in der Christenheit fortwährend bezubehaltende Ceremonie? — 2) Haben wir zuverlässige Nachrichten über diejenige Handlung Jesu, auf welche die Kirche bey ihrem Gebot, das Sacrament des Altars zu halten, hinweist? — 3) Warum führten die Jünger des Herrn, die allein mit Jesu das Mahl begangen haben, dasselbe als einen für alle Christen geltenden Gebrauch ein? — 4) Steht die

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Feyer des heil. Abendmahls mit der gesammten Anstalt des Christenthums zu unserm Heil in einem wirklichen Zusammenhange? — 5) Ist das h. Abendmahl ein Sacrament zu nennen? — 6) Ist Christus im Abendmahl gegenwärtig? — 7) Ist die Art, wie das heil. Mahl jetzt gefeyert wird, dem Zwecke seiner Feyer so angemessen, daß weder Ueberflüssiges noch Falsches dabey Statt findet? — 8) Darf der evangelische Christ das h. Abendmahl anders, als in öffentlicher Kirchenversammlung halten? —

Alle diese Fragen sind auf eine für jeden gebildeten und an einiges Nachdenken gewöhnten Christen verständliche und überzeugende Weise, in zweckmäßiger Kürze, mit einer die eigne Theilnahme und innigste Ueberzeugung des Vfs. überall verrathenden Wärme beantwortet. Ganz besonders hat uns aber der sechste Abschnitt angesprochen, in welchem von der Gegenwart Christi im Abendmahl gehandelt wird. Wir können uns nicht enthalten, daraus eine Probe von der Manier des Vfs. hier mitzutheilen und dadurch unsre Leser zum Genuß des Ganzen einzuladen. Nachdem er zuerst bemerkt hat, daß der Streit über diese Frage schon alt, und weil ihn die Kirche so wichtig gemacht habe, ein Grund der Trennungen in derselben geworden sey; daß die Bestrebungen der Gelehrten, die Gegenwart Christi im Abendmahl durch ihre Erklärungen begreiflich zu machen, zu einer Trennung der Ansichten geführt und den Christen die Veranlassung dargeboten hätten, sich nicht mehr, wie früherhin, mit der allgemeinen Zusage des Meisters: „Siehe, ich bin bey euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matth. 28, 20.) zu begnügen, wiewohl in der Schrift keine Veranlassungen zu tiefen Entwicklungen über die Art des Bey-ihnen-Seyns Christi vorkommen, und zur frommen Theilnahme an dieser Feyer außer der Kenntniß vom Zusammenhange derselben mit ihrem Religionszwecke keine weitere Auseinandersetzung nöthig sey; daß bey dem Anfange der Reformation die evangelischen Christen nur die Lehre von einer immer neuen Wiederholung des Opfers Christi im jüdischen Sinne, welche in der Messe besahen und durch die vom Priester wunderthätig bewirkte Verwandlung der beiden Abendmahls-elemente (die bekanntlich dem Reiche der Vegetabilien angehören), in die Substanz des am Kreuze gehenkten Heilandes vollzogen werden sollte, verworfen, und in dieser Verwerfung Lutheraner und Reformirte vollkommen zusammenstimmt hätten; — daß aber nachher leider durch

S (4) die

die Schulgezänke der Gelehrten, wenn diese auch die redlichsten Absichten haben mochten, der Zwiespalt in die protestantische Kirche selbst eingedrungen und bis heutiges Tages nicht völlig beseitigt worden sey; — das indess beide Schweizerkirchen, die reformirte und lutherische, gleichmälsig die Gegenwart Christi im Abendmahl behauptet haben und noch behaupten, beide bemüht, auf einer Seite den Aberglauben, auf der andern den Unglauben vom Sacramente abzuwehren: — äussert sich Hr. F. selbst über die Sache folgendermassen:

„Verständigen wir uns zuerst über den Begriff des Gegenwärtigseyns: so ergibt sich, dass darunter entweder im hochscholastischen Sinne, das körperliche Ausfüllen eines ausserdem leer zu denkenden Luftraums, oder, im bildlichen Sinne, das durch die Einbildungskraft bewirkte Zurückgerufenwerden eines entfernten Gegenstandes in den Kreis der jetzigen Vorstellungen, oder in einem halb bildlichen, halb wirklichen Sinne das Wirken des Gegenstandes durch Mittel von einem fernem Orte verstanden werden kann. Die erste Art der Gegenwart ist eine sinnliche, die, eben wegen dieser ihrer Natur, nur durch die uns zur Wahrnehmung des Sinnlichen angeborenen Sinne in ihrem gefunden Zustande verspürt werden kann. Allein weder das Auge, noch der Geschmack, nehmen beym Genusse der Elemente des Mahls von dem Daseyn Jesu im Sacramente etwas wahr, und Niemand wird auch nur die Möglichkeit dieser Wahrnehmung beweisen. Der Verwandlungslehre ist durch diese Betrachtung der Stab gebrochen. — Die zweyte, bildliche, rein symbolische Gegenwart muss bey einer Gedächtnissfeier allemal Statt haben. — Die dritte muss jedoch beym Abendmahle zur zweyten noch hinzukommen, wenn wir die Gegenwart nicht (was ganz gegen die Idee, die wir von der Kraft der Handlung für die Communicanten hegen, freiten würde) lediglich von der geistigen Thätigkeit der Geniessenden abhängig machen wollen, sondern in der That selbst gegründete voraussetzen. Um diese Gegenwart, als eine kräftige Wirkksamkeit Christi vermittelt des Abendmahls auf die Gläubigen, die sich seiner dasigen Einwirkung hingeben, nicht bloss aussetzen, um diese kann sich's auch nur handeln. Bey der allzuweit führenden Vorstellung, der Wein gebe das Blut, das Brodt den Leib des Gekreuzigten zu geniessen, sey es körperlich oder geistig gemeint, bleiben wir gar nicht haugen: denn jeder wirkliche Genuss setzt in diesem Falle ein Gebundenseyn Christi an die sinnlichen Dinge voraus, und seine Vertheidigung verwickelt in Schwierigkeiten, die immer grösser werden, je mehr man zur Lösung des Räthsels neue Voraussetzungen erfindet und aufhäuft; es genügt uns, dem lebendigen Christus zu haben, seine wirksame Anwesenheit im Abendmahle uns begreiflich und anschaulich zu machen. — Man erinnere sich, was das Abendmahl wirke, und auf welchem Wege (Abschn. 4.), und die Kette der Beweisführung für die Gegenwart Christi im Abendmahle ist begonnen und leicht weiter zu leiten. Ist nämlich das Nachtmahl, ebenso wie das Wort Gottes, ein Hülfsmittel, ein kräftiges Hülfsmittel, zu guten Gedanken und Gesinnungen geführt zu werden, weil es den sinnlich-geistigen Menschen auf eine geistig-sinnliche Weise anregt; legen wir aber dem Menschen dabey nicht, sondern dem Abendmahle das Verdienst bey, dass die zur religiös-sittlichen Bildung nöthigen Vorstellungen in dem Menschen entstehen, wie denn auch die ästhetischen Vorstellungen beym Anblick eines Kunstwerks von dem Kunstwerke, nicht von dem Betrachter gewirkt werden, der sie nur suchen, sammeln und festhalten kann, ohne das Kunstwerk aber nicht zu ihnen gelangen würde; und erkennen wir Christum wegen des von Ihm und, weil Er in der Welt der menschlichen Geister

der Stellvertreter Gottes ist, von Gott über die Christenheit ausgegangenen Geistes, der das Werk der Menschheitsentwicklung, vermittelt der zum wahren Christenthum gehörigen Mittel, nach Christi Scheiden von der Erde fortsetzt (Job. 16, 24.), als geistigen König und Verfolger seiner Gläubigen an; so ist die Wirkksamkeit des Nachtmahls eine noch fortdauernde Wirkksamkeit Christi, an das Nachtmahl, wie an das Wort Christi gebunden; und kraft dieser am Abendmahle haftenden Wirkksamkeit wirklich für die Communicanten gegenwärtig. Es heziet sich aber diese Gegenwart (als Gegentheil der Ferne) mehr auf das Verhältniss der Zeit, als auf das des Raums. Und so gefasst steht sie der sinnlichen, welche der römische Priester wunderthätig bewirken soll, durch ihre Unähnlichkeit; der bloß bildlichen, welche von dem blossen Denken und Denkenwollen des Communicanten abhängig seyn würde, durch ihre wirkliche Einwohnung in dem heil. Nachtmahle, auf gleiche Weise entgegen, und kann die Evangelischen beides Bekenntnisses nicht anders als befriedigen.“

Auch der *Anhang*, welcher beynahe die Hälfte des Büchleins ausmacht, und *Selbstbetrachtungen bey dem Genusse des h. Abendmahls* enthält, verdient alles Lob und jede Empfehlung. Der Vf. erinnert in einem Vorwort, dass er sich nicht habe entschliessen können, in diesem Anhang eigentliche Communion-*Gebete*, wie sie gewöhnlich in dergleichen Andachtsbüchern vorkommen, zu geben. Das rechte, Gott gefällige und des Christen würdige Beten, meint er, sey ein sehr schwieriges Geschäft; aber am allerschwierigsten sey es, an der Stelle Anderer zu beten. Ernste, stille, vom Bewusstseyn des eignen Gemüthszustandes ausgehende, oder von irgend einem äusserlichen Anlass herbeygeführte und geleitete Selbstbetrachtungen lösen sich theils am leichtesten und besten in echte fromme Gebete auf; theils machen sie schon an sich, auch ohne bestimmte Gebetsform, eine sehr würdige Gattung des Gebets aus. Und so hoffte der Vf. mit Recht, es werde diese seine Sammlung, welche zum Genusse des h. Mahls vorbereiten soll, wenn der Entschluss dazu bereits gefasst sey, ihren Zweck nicht ganz verfehlen. Nur wünscht er, dass die Absätze niemals ohne jene Absicht in Gebrauch genommen werden möchten: denn, sagt er, was zur gemeinen Leseübung gedient hat, dem ist die Kraft zur Erbauung für seinen besondern Zweck schon halb entzogen. Auch sey es nicht seine Meinung, dass man mehrere auf Einmal und den erwählten nur Einmal lesen solle. Die erste Abtheilung (Betrachtungen, welche die Feyer des Nachtmahls an sich selbst betreffen) enthält folgende zehn Stücke: 1. Die Feyer des Abendmahls, ein Ablegen des Glaubensbekenntnisses. 2. Das Heiligthum Gottes im Abendmahle. 3. Der Gnadenbund im Abendmahle. 4. Das rechte Andenken an Jesum. 5. Die Stimme Jesu im Abendmahle. 6. Der Tisch des Heilandes eine Stätte der Liebe. 7. Die Abendmahlsstunde eine Stunde der Freyheit. 8. Die wahre Busse. 9. Das reine Herz. 10. Das unssterbliche Leben. — Die zweyte Abtheilung (Betrachtungen, welche die Feyer des Mahles Christi zu gewissen kirchlichen Festzeiten angehen), folgende zwölf: 1. Zur Adventszeit. 2. Zur Weihnacht.

nacht: 3. Zur Passionszeit. 4. Am Palmsonntage. 5. Am grünen Donnerstage. 6. Am Charfreitage. 7. Am Ofterfeste. 8. Am Himmelfahrtstage. 9. Am Pfingstfeste. 10. Zum Trinitatisfeste. 11. Zum Reformationsfeste. 12. Zum Neujahrstage. — In jedem Stücke sind die Betrachtungen an Stellen der heiligen Schrift angeknüpft, welche allemal am Schlusse nachgewiesen werden. Die Sprache des Vfs. ist edel und dem Gegenstande fast überall angemessen. Nur auf den ersten Bogen hätten wir an einigen Stellen dem Ausdruck mehr Leichtigkeit und Lebendigkeit gewünscht. — Die Vermuthung (S. 25.); daß Joh. 18, 28. statt *φύγωσι τὸ πάσχα* gelesen werden sollte: *ἔγωσι τὸ πάσχα*, erscheint dem Rec. durchaus unstatthaft. Wenn der Vf. sagt, der ersiere Ausdruck sey nicht Johanneisch, so ist zu erwiedern, daß der von ihm in Vorschlag gebrachte im ganzen neuen Testamente nicht vorkommt, während jener gerade der gewöhnliche ist. Vgl. Matth. 26, 17. Marc. 14, 12 u. 14. Luc. 22, 15. Daß er nur einmal im Joh. Ev. vorkommt, thut nichts zur Sache: im Matth. und Luc. tritt derselbe Fall ein: es gab nicht Veranlassung, an mehreren Stellen die Redensart anzubringen.

Es bedarf in unsern Tagen gewiß nichts mehr, als was Rec. der Wahrheit und seiner innigen Uezeugung gemäß im Vorstehenden erwähnt hat, um dieser ihrem Vf. zum bleibenden Verdienst und zur Ehre gereichenden Schrift recht zahlreiche Freunde zu gewinnen.

HAMBURG, b. Perthes u. Besser: Denkschrift von dem Jubelfeste, welches am ersten Pfingsttage 1826 in Dänemark; Schleswig, Holstein und Lauenburg wegen der dusebstvortausend Jahren geſchehenen Einführung des Christenthums gefeyert worden ist. Herausg. vom Archidiakonus Harnis in Kiel. 1826. VI u. 76 S. gr. 8.

Mit Recht durfte der Herausg. dieser Bogen erwarten, daß die Abfassung einer Schrift, zur Erhaltung des Andenkens an die auf dem Titel bezeichnete, höchst merkwürdige Jubelfeyer, den Beyfall eines Jeden haben werde. Mit eben so vielem Rechte entschuldigt er die Unvollständigkeit der gegenwärtigen, von ihm selbst herausgegebenen Denkschrift. Ausser demjenigen, was er von seiner eignen Arbeit zu dieser Schrift geliefert hat, ist auch Alles, was in Beziehung auf das Jubelfest in Dänemark, besonders in den Herzogthümern, geschah, so viel er davon in Erfahrung bringen konnte, hier theils vorgelegt, theils angezeichnet worden. Zuerst giebt er (S. 1—3) ein Verzeichniß dessen, was in Beziehung auf das Jubelfest geschrieben, angeordnet und gethan worden ist, und zwar unter folgenden drey Rubriken: 1) *Von Privaten geschrieben*; — hier werden die Titel von zwölf kleinen, die Jubelfeyer betreffenden Schriften angegeben; — 2) *von der Regierung angeordnet*, wozu auch die Herausgabe folgender beiden Schriften gehört: Ueber die Taufe des Königs *Harald Klack* und den Anfang der Predigt des Christenthums durch *Ansharius*. Eine Schrift für dänische Bürger und Landleute.

Auf Königl. Allergnädigsten Befehl herausgegeben u. s. w., und: *Antistitum Ecclesiae Danicae, Slesvico-Holsiticae et Lauenburgensis Epistola Encyclica ad Clerum. Jussu et sumptu regio.* 3) *Von Privaten gethan*, worunter wohl das Wichtigste seyn dürfte „eine Denksäule, auf dem Margarethenwall bey Schleswig, mit Inschriften und dem Kreuzeszeichen, errichtet vom Justizrath *Jochims* in Schleswig.“ — Nach diesem Verzeichniß wird (S. 4. 5.) ein Ausschreiben des Königl. Holstein. Oberconsistoriums zu Glückstadt, vom 21. März 1826, zur Anordnung der Jubelfeyer mitgetheilt. Hierauf folgt (S. 6—11) ein Abdruck des *Altar- und Kirchengebetes für das Jubelfest*. (Beide Gebete sind der Feyer des Tages angemessen.) Darnach (S. 12—30): *Eine historische Vorlesung*, welche von dem Herausgeber Mittwochs vor dem Jubiläum, anstatt der gewöhnlichen Kinderlehre, vor den versammelten Kindern und den anwesenden Erwachsenen gehalten worden ist. Der Inhalt dieser Vorlesung ist durch folgende Ueberschriften der einzelnen Abschnitte bezeichnet: Von dem Namen dieses Festes; — Warum in diesem Jahre; — Was für eine Religion damals; — Durch welche Männer die heidnische Finsterniß hier zu Lande hellgemacht worden ist; — *Vice-lin*. — Diese Vorlesung ist die oben erwähnte Schrift über die Taufe des Königs *Harald Klack* u. s. w. zum Grunde gelegt, doch so, wie der Vf. bemerkt, daß aus ihr herausgezogen und ihr hinzugefügt ist, „was unsers Orts, unsrer Gegend, uns näher liegt, zu noch besserem Verständniß der Jubelfeyer und zu höherer Erweckung der Theilnahme an ihr.“ — Rec. hat diese Vorlesung, nach Inhalt und Einkleidung, sehr interessant und zur Vorbereitung auf das zu feyernde Fest überaus zweckmäßig gefunden. Um sich die Aufmerksamkeit der Kinder zu erhalten, hat der Vf. hier und da Fragen eingestreut, die in der Denkschrift stehen geblieben sind, weil sie ihm auch für Erwachsene nicht unergetzlich schienen. Dies mag von Vielen, selbst von den Meisten unter ihnen gelten, doch aber nicht von Allen. Wem z. B. sollte es nicht mehr seltsam als ergetzlich vorkommen, S. 24 (wo vom Missionswesen geredet wird) zu lesen: „Gelegentlich noch eine Frage, mit welcher ihr machen mögt, jetzt oder künftig, wie ihr es versteht: „ist Gold, mit Silber verschmolzen, auch Gold? Und bleibt Silber, mit Kupfer verschmolzen, noch Silber?“ — Aber anstößiger, als diese Frage, dürfte es für gebildete Christen seyn, daß der Vf., nachdem er sich einige Tugenden hat nennen lassen, die man vornehmlich unter den Griechen u. Römern fand, den Kindern folgende Weisung giebt: „Hütet euch indess vor der classischen Schläpfrigkeit. Und weiter sage ich: Schätzt alles Edle und Grose, wo ihr es findet, in billiger Rücksicht auf den Boden, da es wächst, sonst aber, und vom Christenthum aus angesehen, lernt die heidnischen Tugenden als glänzende Laster erkennen, dafür sie schon im christl. Alterthum erklärt sind; denn: Was vom Fleisch geboren wird, das ist Fleisch.“ — Der folgende Abschnitt enthält (S. 31—36) *Anshars Rede vor dem schwedischen Könige Ottav*. Im Auszug als Probe. Nebst des Königs Antwort. Den übrigen Raum dieser Denkschrift nehmen

men zwey Predigten des Vfs. ein, wovon die *erste* (S. 87—55), über das Ev. am Sonnt. Exaudi, zur *Vorfeyer*, die *zweyte* (S. 56—76), über das Ev. am 2ten Pfingsttage, zur *Nachfeyer* des Jubiläums gehalten worden ist. Die *Jubelpredigt* selbst kam dem Vf. nicht zu, wie in dem Vorworte bemerkt worden ist. Der Hauptsatz der *ersten* Predigt lautet so: *Was zu übersehen ist und was in Anschlag zu bringen ist, in Betreff des bevorstehenden Jubiläums.* Unter diesem, nicht gerade musterhaft ausgedruckten Thema heisst es: 1) Zu übersehen die damalige Beschaffenheit des Christenthums; es war doch eins! 2) Zu übersehen, warum man es annahm; es wurde doch angenommen! 3) Zu übersehen, dafs so Viele jetziger Zeit das echte Christenthum verlassen haben; es ist doch noch vorhanden! 4) Zu übersehen, wie es so wenig leidet; wahrlich, am Christenthum selber liegt das nicht! — Die *zweyte* Predigt stellt dar: *Gründe der Zuversicht, es werde seinen Bestand das Christenthum bey uns behalten.* — Gründe, die sich hervorheben lassen: 1) aus dem Christenthum selbst, 2) aus der Geschichte desselben, 3) aus der menschlichen Natur, 4) aus dem bürgerlichen Leben, 5) aus der christlichen Gesinnung. — In beiden Predigten wird Jeder, der sich an das Gute in ihnen halten will, in der Anlage und Ausführung viel Geistreiches und Anziehendes finden, Vieles, was zur Sache gehört, und dieses kräftig und lebendig dargestellt. Doch stösst man auch auf Manches, was theils sonderbar und unpassend, theils von der Beschaffenheit ist, dafs es in Predigten überhaupt, besonders aber in Predigten vor einem vermischten Auditorio, schlechterdings nicht vorkommen sollte. Rec. legt von Beiden, — unter einander, wie die Folge der Seitenzahlen es ergibt, — hier einige Proben vor. (S. 38.) „Diweil ein jedes Fest eine Bereitung erfordert, in der Sprache des Heilighums, seine Adventzeit haben mufs, (wiedem Weihnachtsfeste jene vier Sonntage und dem Osterfeste die Fastenwochen vorhergehen, und in den letzten Sonntagen vor Pfingsten schon die Rede ist von dem heiligen Geiste, welcher kommen wird), wie sollten wir auch nicht in Ansehung des zu feyernenden Jubiläums eine Bereitung darauf, eine Vorfeyer desselben für erforderlich achten! Verstanden selbst die Heiden in diesem Punkt das menschliche Gemüth, was es verlange, davon Zeugnisse noch auf uns herabgekommen sind, ein Lied z. B. *vor der Feyer des Venusfestes zu singen.*“ — (S. 47.): „Giebt's ja in unsern Tagen noch Juden, die Christen werden, Christen, ja wohl Christen, die Juden werden, werden wollen, einer Heirath halber; — so wie Renegaten von Christo zu Muhamed gehn, umbey den Türken ihr Glück zu machen.“ S. 54. „Noch in seinen letzten Lebenstagen erklärte er (*Anschau*) den Wunsch, Gott möchte aus dem armen Sünder noch einen guten Menschen machen. Das ist, immer behält, wie das Christenthum selbst, so der Christ, die Knechtsgehalt an sich und etwas vom Armen-Sünder-Wesen.“ (S. 56.) „Aus der Epistel des gestrigen Tages gesprochen: Als die wir gestern wären in jenem falschen Pfingstwein trunken gewesen, von der Jubelfreude des Jubelfestes;

heute soll nicht sowohl mit Zungen, sondern mit Worten geredet werden.“ (S. 61) „Doch nicht giebt sich das Christenthum als eine *Eröffnung*, die *Nachts im Hain eine Nymphe einem König gemacht hat.* Mehrere wissen, worauf diess zielt.“ (S. 68) „Wenn der menschlichen Natur begegnet werden sollte mit einer Religion, wie sie gewünscht wird von ihr, dann mufs ihr vorgesungen werden „von den holden Wesen aus dem Fabelland, welche glücklichere Menschenalter führten an der Freude leichtem Gängelbände, und aus der Zeit, da man den Tempel bekränzte der *Venus Amathusia.*“ — So auffallend und zum Theil wahrhaft anstössig solche Mittheilungen von der Kanzel sind, so tadelnswerth und weder dem Verstande, noch dem Herzen des Vfs. Ehre bringend scheinen dem Rec. auch mehrere in diesen Predigten vorkommende polemische Ausfälle zu seyn, z. B. folgende: (S. 50. 51.) „Was wollen wir Jubiläum halten zu einer Zeit, da der meiste Mann, — in vielen Gegenden unsers Landes der meiste Mann, der Schullehrer einbegriffen und der Prediger noch dazu, ein Christ so wenig heissen kann, als wir einen Juden und Türken so heissen können? — nämlich die Letztern halten Christum ebenfalls für einen gottgeordneten Lehrer, wie auch die weniger befangenen Juden thun? Zu einer Zeit wollen wir jubiliren, wo in einem von einer grossen Parthey mit noch grösserm Beyfall aufgenommenen Buch es hat den christl. Religionslehrern gesagt werden dürfen und vielem Volk: Platon's sokratisches Heidenthum habe selbst der erhabene Welterlöser geübt und es seinen Jüngern zu verkündigen befohlen, es umfasse die Geheimnisse: Gott u. göttliches Heil! (In einer Anmerkung wird nachgewiesen: *Antisymbolik* S. 226.) — und an einem andern Orte: Erhalte Gott und vermehre den Theologen die Hochachtung für sein vorchristliches Wort, welches er den Weisen der classischen Welt offenbart hat! (Anmerk. Kirchen-Zeit. 1825. Nr. 124.)“ — So wird der im vor. J. zu Heidelberg verlorbene Philolog, Hofr. Joh. Heinr. Voss, der Verfasser der *Antisymbolik* und des aus der Kirchenzeitung angeführten, mit seinem Namen unterschriebenen Aufsatzes, auf der Kanzel zu *Kiel*, und in gedruckter Predigt, als ein Ungläubiger und Widersacher des echten Christenthums dargestellt. Ja weiter unten (S. 52.) wird, mit Hinweisung auf die *Antisymbolik* S. 154, von dem Verstorbenen, — ohne Rücksicht auf dessen anerkannte Verdienste und auf die ihn überlebende Familie, — gesagt: „Von den christlichen Bekenntnisschriften sagt uns *jener in Absicht des Christenthums arge Mann*: Constantin und die Kirchenväter hätten den Mithras sammt dem Osiris-Bachos christlich und geheiligt; wir könnten denken, dafür seyen Christus und die Apostel zurückgetreten; Einer von ihnen wäre vielleicht der Neuerung beygetreten, Judas Ischarioth.“ — Wodergleichen gepredigt, vor Menschen aus allen Ständen, deren grössten Theil Bürger und Landleute beiderley Geschlechts ausmachen, von der Kanzel herabgepredigt werden darf, da möchte man wohl klagen, wie früher der Vf. in einer andern Hinsicht klagte, dafs keine Wacht in solcher Kirche sey.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1827.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEMO, in d. Meyer. Hofbuchh.: *Versuch einer Enthüllung der Räthsel des Menschenlebens und Auferstehens.* 1824. 55 S. 8. (4 gGr.)

Der Vf. hält die Lehre von der Seelenwanderung für geeignet, am ungezwungensten und vollständigsten die Räthsel des Menschenlebens zu lösen, beruft sich auf das Alterthum derselben, und wie man in neuern Zeiten nur schüchtern sich an diese Lehre gewagt, und wie in den Schriften des N. T. der Glaube daran wenigstens bey einigen jüdischen Secten hervorgekimmert, auch Winke des Evangeliums darauf hindeuten. Seine Ansicht ist folgende: Gott als Altmachtgeist bringt in der für sich todten Materie eine Natur zu Stande, nämlich eine Ordnung und Regel des Werdens und Seyns aller Dinge. In der göttlichen Natur geschieht Alles im stetigen Fortschreiten, in stufenweiser Entwicklung. Die Himmels- oder Weltkörper (Wohnungen in des großen Vaters Hause) theilen sich in Lichtwelten und dunkle Welten, nämlich Sonnen und Planeten. Jedes Sonnensystem ist ein für sich bestehendes Haus in der großen Stadt Gottes, und die Planeten machen die Kammern darin aus. Es läßt sich voraussetzen, daß die vernünftigen Sonnenbewohner mit einer viel feinem und vollkommnern Natur begabt sind, als die auf den Planeten. Sie können auch wohl ihren Wohnplatz verlassen und Reisen nach den Planeten anstellen. Hier ist der Himmel zu suchen, wo die Engel wohnen. Die christliche Offenbarung belehrt uns, daß die Engel wirklich unfre Erde besuchen, und nennt sie Himmelsboten. Wir haben diese Wesen — welche wohl von Anfang an nicht in einer solchen Vollkommenheit existirt haben, als unfre ältern Brüder anzusehen, die uns so weit an Reife übertreffen, als sie an Alter und Jahren über uns stehen. Der Odem des Lebens ist Gottes Hauch, aber mehr als diesen Lebenshauch kann der Schöpfer aus seinem Geisteswesen nicht mittheilen, dem Menschen nicht mehr als dem Thiere. Vermöge der vollkommnern Organisation kann sich im Menschen ein freyes selbstständiges Leben bilden, ein Geist, ein Wesen, welches sich über die Materie erhebt und nicht untergeht mit derselben. Je edler dieses geistige Wesen ist und noch mehr werden kann, um so viel langsamer wird seine Entwicklung von statuen gehen, und es werden Jahrtausende nöthig seyn,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

ehe es sich seiner Aehnlichkeit mit der Gottheit mit einigem Recht wird rühmen können. Am Ende kehrt es in den Schoofs der Gottheit zurück. Daß der Geist nach dem Absterben des Körpers in einen andern kommt, dazu tritt wahrscheinlich eine Hülfe der ältern Brüder aus der Lichtwelt ein, über die auch Jesus den Wink giebt, daß sie die sterbenden Seelen an ihren Ort bringen und über die Kindheit wachen. Die Alten haben diese Lehre verfälscht, indem sie eine Wanderung menschlicher Seelen in Thierkörper annahm. Die Thierkörper sind zur selbstständigen Entwicklung des Lebenshauchs nicht organisiert. Wenn Christus sagt: „Abraham sahe meinen Tag und freuete sich“ (Joh. 8, 56.), so erklärt sich dieses am leichtesten dadurch, indem dieser Abraham in der Person des Petrus wirklich neben ihm stand. Daß diese Ansicht von Christo nicht bestimmter geäußert worden, lag darin, daß sie zu den Dingen gehörte, welche die Menschen noch nicht tragen konnten. Ist dem Menschen nur Ein Lebenslauf gegeben, um sich zur Ewigkeit vorzubereiten, so liegt ein Widerspruch darin, daß Gott nur Wenige das volle Ziel des menschlichen Lebens erreichen läßt, daß die Hälfte des Geschlechts schon in den Jahren der Kindheit sterben muß. Nach unfreer Ansicht wird dieses erklärbar: es ist nämlich zur Herstellung eines in längern Lebensläufen starr gewordenen und verbildeten Charakters nöthig, daß er ein- oder etlichemal bloß durch die Periode der Kindheit durchgeführt werde, um entstandene Rostflecken auszutilgen und die Weichheit des Kindesinnes wieder hineinzubringen. Im gegenwärtigen Lebenslauf kann kein vollkommenes Gleichgewicht aller Seelenkräfte gegründet werden. Ueberdies, welche schnelle und ungeheure Vermehrung der Vernunftwesen würde man annehmen, wenn es mit ihrer Bildung so schnell gethan wäre. Sie müßten hervorkommen und fertig werden wie Mückenschwärme. Dies ist schon aller Analogie der Natur entgegen, in welcher Alles allmählig geschieht. Auch das Gottesgericht, wovon die heil. Schrift redet, kann nur geschehen zur Zeit ihrer Auferstehung, bey der rückkehrenden Erinnerung aller vorigen Lebensläufe und Vergleichung derselben. Aus dieser Hypothese folgt nun, daß das Alter der Menschenseelen höchst verschieden ist, und einige ihrer Reife weit näher sind, als die übrigen. Darum spricht die Schrift von einer *ersten* Auferstehung, worauf erst nach tausend Jahren die der übrigen folgen

T (4)

ver-

werde. (Offenb. Joh. 20, 5. 6.) Auch die Erwählung eines Volks für den göttlichen Erziehungsplan erscheint nicht mehr partylich, da es in des Herrn Macht steht, auf die Zeit seiner Ankunft gerade die ältesten, reifsten und bewährtesten Menschen in dieses Volk zu verpflanzen, wodurch es denn von selbst eine Superiorität über alle Völker erlangen und gleichsam einen ehrwürdigen Senat der Menschheit bilden wird.

Also: Die Vernunftwesen gehen mehrere lange Perioden durch, bevor sie zu ihrer Vollendung gelangen, nämlich zu der Höhe, daß ihr Leben, von aller Materie losgerissen, in den Schoofs der Gottheit zurückkehrt. Diese verschiedenen Perioden sind folgende: 1) Ein neues Vernunftgeschlecht bildet sich auf einer der dunkeln Welten, der Planeten, vermehrt sich durch physische Zeugung bis zu der dem ganzen Geschlecht bestimmten Zahl. Periode der Kindheit. 2) In der Jugendzeit kommen die reifern Brüder aus der Lichtwelt (Sonne) zu Hülfe, um die Hindernisse der Moralität wegzuräumen. Zwey Drittel des Geschlechts sind durch viel durchlaufene Lebensbahnen zu der Reife gelangt, daß ihnen die Himmlischen das Geheimniß mittheilen können, vermittelt Anwendung natürlicher Mittel ihren Organismus unvergänglich zu machen, womit zugleich die Verfeinerung desselben beginnt. (Offenb. Joh. 22, 1. 2.) 3) Periode des Mannesalters. Das ganze Geschlecht ist nun zur Auferstehung gekommen. (Die zweyte Periode wird beschrieben Offenb. Joh. 20, 1 — 6. Die dritte im Folgenden bis Ende des Buchs.) Jetzt kommt das vollkommene Himmelreich, indem der himmlische Regent selbst seinen Aufenthalt auf Erden nimmt. Nun sind Alle unsterblich und ihr Organismus verfeinert sich mehr und mehr, ja die Herrschaft über die Materie steigt, besonders durch die mit Hülfe der Sonnenbewohner erfundenen und überall angewandten Kunstsonnen. 4) Das ganze Geschlecht ist mit seiner organischen Natur zu einer solchen Verfeinerung gekommen, daß es von dem Schwerpunkt der Erde nicht mehr festgehalten wird. Es geht daher zur neuen Wohnung in die Lichtwelt (Sonne) über, und findet sich daselbst mit den auf den übrigen Planeten in demselben Zeitraum erzeugten Vernunftgeschlechtern zusammen. Diese nunmehrigen Sonnenbewohner haben jetzt dasselbe Geschäft, was die frühern für sie verrichtet haben, nämlich für das Ausblühen und Emporkommen der auf dem Planeten neu entstehenden Vernunftgeschlechter zu sorgen und diese zu leiten. 5) Müß nach vollendeter Reife der jüngern Geschlechter die Sonnenwelt diesen geräumt werden, so verlassen die bisherigen Bewohner dieses Sonnensystem und begeben sich in ein Weltsystem, wo nur Sonnen, keine Planeten sind. 6) Gelangen sie in der Centralsonne zur höchsten Stufe der Verfeinerung, welche zuletzt dahin gedeihet, daß sie alle organische Umkleidung der Materie gänzlich abstreifen und so mit höchster Sehnsucht der verlangenden Liebe 7) zu dem Urquell ihres Lebens in den Schoofs der Gottheit zurückkehren. Mehr-

Mehrere Personen, ganz gleichen Charakters und beseelt von einerley Sinn und Liebe zu einander, haben es schon in der ersten Lichtwelt (unser Sonne) in ihrer Macht, sich freywillig in einen Organismus zusammen zu verschmelzen, (von nur an Eine Person auszumachen. Diese Liebesvereinigungen nehmen in den folgenden Perioden und Stufen der Veredlung immer mehr zu, dagegen die Personenzahl dergestalt abnimmt, daß zuletzt alle aus allen Welten zukommende Vernunftwesen auf einer Centralsonne hinreichend Platz finden. Aller Organismus kehrt im Zirkellauf zur todtten Materie zurück, das Leben aber veredelt zur Gottheit, und es geschieht, was die Schrift sagt, daß endlich Gott sey Alles in Allem. (1 Cor. 15, 28.)

Rec. bekennt, daß diese mit der Emanationslehre zusammenhangende und auch wohl von Andern schon aufgefaßte Hypothese, so phantastisch sie auch ist, ihm doch besser zutrifft, als diejenige des gewöhnlichen Kirchenhimmels, wo die Frommen im gemeinschaftlichen Chorus alle bey einander sind, und es verdrießlich seyn möchte, manche Gesellschaft nicht vermeiden zu können, der man im irdischen Leben aus dem Wege gegangen. Darum ist der Ausspruch von den vielen Wohnungen im Vaterhause tröstlich. Zugleich aber giebt die Hypothese allen Vernunftwesen hinreichende Beschäftigung: den Engeln, auf welcher Stufe der Vollkommenheit sie stehen mögen, mit Erziehung des jüngern Nachwuchses und der planetarischen Geschlechter; ja Gott selbst auch, durch Anhauchen der Materie, um neue Planetengeschöpfe zu beseelen, welche zu Geistern sich ausbilden sollen, und zugleich diese Ausbildung zu leiten; so daß den Menschen, welche zu Engeln sich verfeinern und einst in den Schoofs der Gottheit zurückkehren, nicht bange werden darf vor unendlicher Langeweile, worüber Lessing scherzte, die aber schon im irdischen Leben, und noch mehr im ewigen kein Scherz ist.

RECHTSGELAHRTHEIT.

BERLIN u. STETTIN, b. Nicolai: *Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik*, von Eduard Henke. Zweyter Theil. 1826. VI u. 452 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 Gr.)

Der erste Band dieses überaus schätzbaren Werks ist bereits im Jahrg. 1823 dieser Blätter Nr. 151. beurtheilt worden. Auch ist daselbst über den Zweck und Plan desselben, so wie dessen Ausführung, das Nöthige bemerkt, so daß sich Rec. im Ganzen auf sein dort ausgesprochenes Urtheil beziehen kann. Mit dem vorliegenden Bande beginnt die Darstellung der besondern Lehren des Criminalrechts, nämlich der einzelnen Verbrechen und ihrer Bestrafung. Die Anordnung derselben ist folgende: I. Privatverbrechen. A. Verbrechen an der Person eines Andern! 1. Tödtung; 2. Verbrechen wider die Gesundheit; 3. Verbrechen wider die persönliche Freyheit; 4. Angriffe auf die Sittlichkeit; 5. Angriffe auf die Ehre; 6. Ver-

setzung der Familienrechte. B. Verbrechen an dem Eigenthum eines Andern: 1. Entziehung des Eigenthums; 2. Beschädigung des Eigenthums. C. Verbrechen an der Person und dem Eigenthum eines Andern: I. Betrug; 2. Brandstiftung; 3. Gewalt. II. Staatsverbrechen. A. Verbrechen an der Persönlichkeit des Staats: 1. durch seine Untergebenen überhaupt; 2. durch seine Unterthanen; 3. durch seine Beamten. B. Verbrechen an dem Eigenthum des Staats: 1. Verbrechen am Vermögen des Staats; 2. Verbrechen der Bürger gegen sich. III. Verbrechen gegen das Gemeinwesen. A. Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit: 1. gemeinschädliche oder gemeingefährliche Unternehmungen gegen Leben, Gesundheit und Eigenthum des Menschen; 2. gemeinschädliche oder gemeingefährliche Angriffe auf die öffentliche Ordnung im Staate; B. Verbrechen gegen die öffentliche Treue u. den öffentlichen Glauben: 1. Fälschungen; 2. Meineid; 3. Bankrott; 4. Verletzungen der Treue. Freylich entgeht, wie auch der Vf. selbst einräumt, diese Anordnung der einzelnen Verbrechen nicht manchen Bedenklichkeiten und Einwürfen, die dagegen gemacht werden können; indessen kann nicht geleugnet werden, daß sie den Vorzug hat, das hervorstechendste Moment der Strafbarkeit einer jeden Art des Verbrechens genau zu berücksichtigen, so daß Rec. deshalb mit dem Vf. nicht rechten mag. Der vorliegende zweite Band enthält nun die Darstellung der Privatverbrechen unter A. u. B., also der Verbrechen an der Person eines Andern, und der Verbrechen an dem Eigenthume eines Andern; wogegen der folgende Band die unter C. erwähnten Verbrechen an der Person und dem Eigenthum eines Andern u. s. w. abhandeln wird. Das Lob, welches in Hinficht der Ausführung, selbst dem ersten Bande gegeben worden ist, gebührt auch diesem zweiten in vollem Maasse; vorzugsweise trefflich und gründlich bearbeitet ist (S. 27.) die Lehre über die Tödtlichkeit der Verletzungen, wo gezeigt wird, daß die von der Heilbarkeit oder Unheilbarkeit derselben im Allgemeinen und den Gründen ihrer Unheilbarkeit in einzelnen Fällen hergenommenen Eintheilungen der Letalität da, wo es sich bloß um Herstellung des objectiven Thatbestandes der Tödtung handelt, für den Criminalisten ohne alles Interesse sind. Was diesen wenn er mit der Untersuchung des Verbrechens der Tödtung beschäftigt ist, vor Allem zu wissen noth thut, ist, ob dasjenige Individuum, dessen gewaltthamer Tod den Gegenstand der Untersuchung bildet, in Wirkung und Folge einer von fremder Hand empfangenen Verletzung gestorben sey, ob mithin zwischen dieser Verletzung und dem der Zeit nach darauf erfolgten Tode ein Causalzusammenhang vorhanden, oder ob etwa die der Zeit nach dem Tode vorausgegangene Verletzung eine bloße Veranlassung desselben gewesen sey. Je nachdem das Eine oder das Andere in einem gegebenen Falle Statt findet, ist die Verletzung für tödtend oder für nicht tödtend zu erklären. Findet ein Causalzusammenhang zwischen der Verletzung und dem Tode nach dem Urtheil der Kunstverständigen Statt, so ist der objective Thatbestand der Tödtung herge-

stellt, und in dieser Beziehung kann es dem Criminalisten gleichgültig seyn, ob dieser Causalzusammenhang ein unmittelbarer oder mittelbarer ist, ob die Verletzung durch zeitige Anwendung einer zweckgemässen Kunsthülfe würde geheilt worden seyn; endlich, ob eben diese Verletzung für andre Individuen gleichfalls tödtlich gewesen seyn würde, oder nicht. Kann hingegen kein Causalzusammenhang zwischen der Verletzung und dem Tode ausgemittelt werden; erscheint die erste höchstens als Veranlassung des letztern, so ist das Verbrechen der Tödtung nicht begründet, und die Verletzung im criminalistischen Sinne überall nicht tödtlich, also auch nicht zufällig tödtlich (*laesio per accidens lethalis* nach dem Sprachgebrauche der ältern gerichtlichen Aerzte) zu nennen. Je mehr alles dieses von dem grossen Haufen der Gerichtsärzte bis auf die neuere Zeit verkannt worden ist; je weniger es noch gegenwärtig allgemeine Anerkennung unter ihnen findet, und je mehr selbst die ältern Criminalrechtshlehrer sich durch sie haben irra leiten lassen, desto mehr Würdigung verdient der Art. 145. des Baierschen Strafgesetzbuchs, mit welchem der Art. 234. des Hannoverischen Entwurfs, den der Vf. leider überall nicht hat benutzen können, übereinstimmt. Bey Feststellung des subjectiven Thatbestandes bleibt dagegen die Verschiedenheit in der Letalität der Verletzungen allerdings von grosser Wichtigkeit, wie solches der Hannoverische Entwurf Art. 238. mit Recht anerkannt hat, indem er bey Zurechnung der Strafe der Tödtung auf die grössere oder geringere Lebensgefährlichkeit der Handlung an sich, so wie auf die im Art. 234. bemerkten, die Strafbarkeit des Todtschlags erhöhenden oder mindernden Verschiedenheiten der tödtlichen Verletzungen Rücksicht zu nehmen gebietet. — Ferner S. 38., wo gegen *Gesterding* überzeugend ausgeführt wird, daß die vorsätzliche Tödtung und deren Bestrafung nicht durch die *Persönlichkeit* des Getödteten, sondern dadurch bedingt wird, daß derjenige, welcher tödten wollte, irgend einen Menschen wirklich getödtet hat, wenn er auch einen Andern zu tödten die Absicht hatte. — S. 61., wo der Vf. mit Recht darauf dringt, nicht bloß vom Kindesmorde, sondern auch vom Kindestodtschlag zu reden, weil auch ein affectvolles Beschliessen und Vollführen des Verbrechens möglich sey; eine Bemerkung, die nachher gleichfalls auf den Selbstmord angewandt wird. — S. 76 fgg. über die durch den Arzt geschehenen Tödtungen, in Bezug auf die von ihm gereichte Kunsthülfe. — S. 175. Die Bemerkungen über die Entführung der eignen Braut, welche als Verbrechen nicht anerkannt wird, u. s. w. Dagegen muß Rec. gegen einige andre Ausführungen des Vfs. einige Zweifel vortragen. Sollte es, wie S. 60. behauptet wird, zum Thatbestande des Kindsmordes nach der P. G. O. Art. 131. wirklich gehören, daß die Tödtung selbst heimlich geschehen seyn müsse? oder sollte der Ausdruck „heimlicher weis“ nicht bloß die Umstände andeuten, unter welchen dieses Verbrechen gewöhnlich begangen wird? Eine solche Präcision in der

der Fassung, wie man sie in den jetzt promulgirten Gesetzen verlangen kann, darf man doch schwerlich von den Redactoren der P. G. O. erwarten. Nicht billigen kann es Rec., daß der Vf. S. 198. den Begriff der Nothzucht auch auf die erzwungene wider natürliche Befriedigung des Geschlechtstriebes erstreckt hat; freylich nach dem Vorgange einiger neuerer Strafgesetzbücher und Entwürfe, wie z. B. des Baierschen Strafcodex, die aber in dieser Hinsicht gewiß keinen Ruhm verdienen. Daß eine solche Ausdehnung des Begriffs dem gemeinen Criminalrechte fremd ist, bedarf keiner Ausführung; aber auch in Bezug auf Criminalpolitik wird Niemand sie billigen können, wenn er erwägt, wie verschieden die wahre an einem Frauenzimmer begangene Nothzucht von der erzwungenen Päderastie ist, und wie sehr die erstere das ganze Wesen der Geschlechtsehre zernichtet, wogegen durch die letztere überall kein Verlust einer Geschlechtsehre herbeygeführt werden kann. Und wie weit gefährlicher werden gerade dadurch die Folgen der ersten seyn? Mögliche Schwangerschaft und Eindringen eines Kindes in fremde Familienverhältnisse, größere Lebensgefahr durch Aufregung des den Verlust seines ganzen moralischen und bürgerlichen Daseyns empfindenden Weibes, u. dergl. Folgen, welche bey der letztern nie eintreten können! Sollte ferner S. 212. die Behauptung des Vfs., daß dieses Verbrechen nicht an einer öffentlichen Hure begangen werden könne, so unbedingt richtig seyn? Sobald ein Staat dergleichen feste Mädchen als öffentliche Beamtinnen angestellt hätte und sie dafür besoldete, sich Jedem ohne Unterschied, er sey krank oder gesund, zu allen Zeiten hinzugeben; so würde freylich eine solche Person kein Recht haben, den Beyßchlaß je zu verweigern, und falls sie dieses dennoch thäte, so würde der gegen sie ausgeübte Zwang zwar nicht zu entschuldigen, indem Selbsthilfe hierbey niemals erlaubt seyn kann, aber doch mit mildern Augen anzusehen seyn. Da eine solche Einrichtung jedoch nirgendwo vorhanden ist, und nicht einmal vorhanden seyn kann; so bleibt selbst eine öffentliche Hure, wenn sie nicht schon mit einem Manne einen ordentlichen Vertrag über ihre Gunstbezeugungen abgeschlossen hat, immer Herrin ihres Körpers, den sie nach Belieben preisgeben oder verweigern kann. Geschieht ihr im letztern Falle Gewalt, so ist sie dabey denselben Gefahren ausgesetzt, wie jedes andre Frauenzimmer, und ihr muß daher auch das nämliche Recht, über Nothzucht zu klagen, zustehn, als jedem andern. Nur über Verletzung der Geschlechtsehre darf sie sich dabey nicht beschweren, indem sie auf diese an sich und vermöge ihres Gewerbes keinen Anspruch machen kann. — S. 341. ist wohl der trefftigste Grund gegen die Ansichten der neuern Criminalisten, daß durch die Reichspolizeyordnungen von 1548 und 1577 der Art. 120. der P. G. O. außer Kraft gesetzt sey, der, daß die fragliche Verfügung sich schon in der Reichspolizeyordnung von 1530 befindet, und außer

dieser wörtlich wiederum in die Reichspolizeyordnungen von 1548 und 1577 übergegangen ist. — Rec., der aus diesem zweyten Bande, was er dankbar bezeugt, manche Belehrungen geschöpft hat, wünscht nichts mehr, als daß zwischen diesem und den folgenden Bänden keine so lange Frist liegen möge, als zwischen dem ersten und zweyten Statt fand, und sieht mit wahrer Begierde der Beendigung dieses trefflichen Werks entgegen.

MATHEMATIK.

TAUER, b. Ling: *Anfangsgründe der Arithmetik*, von J. P. W. Stein, Lehrer der Mathematik am Gymn. zu Trier u. s. w. Zweyte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1826. VII u. 243 S. 8. (16 Gr.)

Das gegenwärtige Rechenbuch ist mit Fleiß und sorgfältigem Bedacht bearbeitet, und der Vf. hat nicht nöthig, die Hoffnung, wie er sagt, zu wagen, sondern er kann sie mit Recht hegen, daß das Buch nicht als eine unnütze Vermehrung der schon übergroßen Zahl arithmetischer Lehrbücher erscheinen dürfe. Dabey empfiehlt es sich durch sein Aeußeres sehr; es ist auf weißes, starkes Papier gut gedruckt, auch nicht zu theuer.

Es handelt zuerst von den Zahlen überhaupt, von der Numeration, von den Namen der Brüche; dann folgt eine Erklärung verschiedner Ausdrücke, welche in der Folge gebraucht werden, wie: eine Zahl verüben, verwalten, vermehren, vermindern u. s. w.; — von der Rechnung mit ganzen Zahlen; von den Rechnungen, worin Brüche vorkommen; von den Decimalbrüchen insbesondre, von der Theilbarkeit einer Zahl durch die andre, vom Zerlegen einer Zahl in ihre einfachsten Factoren; vom größten gemeinschaftlichen Theiler zweyer Zahlen, und Anwendung davon; dann von den Anwendungen der Arithmetik im gemeinen Leben; Übungsaufgaben für Schüler; von den geometr. Verhältnissen und (?) Proportionen und deren Anwendungen im gemeinen Leben; zuletzt etwas von der *Reefischen* oder sogenannten Kettenregel.

Wenn wir nun aber gleich dem Vf. das Zeugniß geben müssen, daß er diese einzelnen Gegenstände mit Fleiß und Ausführlichkeit und mit einem löblichen Streben nach Deutlichkeit, die vielleicht doch die Kürze hindert, da unnöthigerweise aufopfert, behandelt habe, so können wir dagegen diese bunte Durcheinanderstellung der Materien nicht billigen, und hätten gewünscht, daß sich der Vf., nach dem Beyspiel der besten Rechenbücher, an eine fortschreitende, regelmäßige und einfache, und bey jeder Materie das Ganze derselben sogleich beybringende Ordnung gehalten haben möchte, was ihm noch größere Deutlichkeit über den einen und den andern Gegenstand, namentlich in der Rechnung mit Brüchen, zu verbreiten, erleichtert haben würde, da er uns in dieser, z. B. bey dem Dividiren der Brüche mit ganzen Zahlen und umgekehrt, und so auch noch an andern Orten, doch nicht ganz zweckmäßig geschrieben zu haben scheint.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1827.

THEOLOGIE.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Kleine theologische Schriften* von Dr. J. P. Mynster, zweytem Prediger an der Frauen-Kirche in Kopenhagen, Mitglied der königl. Dänischen Direction der Universität und der gelehrten Schulen, Mitdirector des königl. Pastoral-Seminarii, Ritter des Danebrog-Ordens, Mitglied der königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften und der Scandinavischen Literatur-Gesellschaft zu Kopenhagen und der Gesellschaft *pro fide et christianismo* zu Stockholm. 1825. XIV u. 408 S. 8. (2 Rthlr. 6 Gr.)

Da der den deutschen Theologen längst rühmlich bekannte Vf. dieser bis auf eine, welche auch hier lateinisch geblieben ist, ursprünglich Dänisch geschriebenen Abhandlungen selbst unter uns einführt, so kann die vorliegende Uebersetzung, welche zugleich Umarbeitung war, ihrer Darstellung nur nützlich geworden seyn, und auch ohne die bescheidne Fürbitte, mit welcher der Vf. sie begleitet, würden wir gern die wenigen, noch an das fremde Vaterland erinnernden Härten übersehen haben, zumal da der Gehalt im Ganzen für diese Mängel der Form entschädigt. Der Vortrag ist klar und einfach, und bey vieler Gelehrsamkeit und Belesenheit wird man auch da eine lebhaftere Combinationsgabe nicht vermessen, wo der Vf. sich vielleicht zu sehr gewissen Hypothesen hingiebt, und zu viel auf wenig haltbare Prämissen baut. Obgleich daher zwischen der Abfassung der einzelnen Abhandlungen, deren Veranlassung die Vorrede näher angiebt, mehrere Jahre liegen, so wird doch kaum etwas von den hier berührten Gegenständen als ganz veraltet erscheinen, und Anderes regt so sehr zu neuer Prüfung auf, daß wir die Gabe mit Dank aufnehmen.

I. Ueber den Gebrauch unserer Evangelien in den Schriften Justins des Märtyrers. (S. 1—48; ursprünglich geschrieben im J. 1809.) Der Vf. kannte selbst bey der Uebersetzung, wie er in der Vorrede gesteht, *Winer's* Programm nicht aus eigner Ansicht, kommt aber durch Vergleichung der in Justin's Schriften aufbehaltenen Citate fast ganz mit demselben in dem Resultat überein, daß Justin kein eignes besonderes Evangelium, etwa das der Hebräer, vor sich hatte, sondern unsere vier kanonischen Evangelien, wenn auch ungenau, meistens aus dem Gedäch-

niss anführend, oft auch verschiedene ursprünglich getrennte Aussprüche mit einander verbindend, benutzte. Daß die Evangg. ihm nicht unbekannt waren, ist *a priori* schon wahrscheinlich, da er viele Reisen gemacht, sich in Italien und Kleinasien aufgehalten hatte und für das Christenthum sehr eifrig war (S. 5); ferner da sich in seinen Schriften unleugbare Spuren seiner Bekanntschaft mit Paulinischen Briefen, die ihm von Einigen ganz abgesprochen worden ist, vorfindet. (S. 9. 10). Er nennt zwar die Evangg. nicht selbst, aber er bezeichnet sie als Denkschriften (*ἀπομνημονεύματα*), welche die Apostel und ihre Schüler verfaßt haben, und ähnlich reden die ältesten Kirchenväter von diesen Schriften, ohne ihre Verfasser namhaft zu machen. In den meisten Citaten (S. 14) scheint er sich am meisten an Matthäus zu halten, so wie manche Erzählungen und Ausdrücke ihm bekannt waren, die dem Lucas eigen sind; für beides sind Beyspiele von Stroth gesammelt, welche Hr. M. noch mit einigen vermehrt. Daß er das Evang. des Marcus als Evang. des Petrus citire, ist sehr zu bezweifeln, aber unleugbar, daß er Marc. 8, 17, wo ganz allein die Söhne des Zebedäus *Boanerges* genannt werden, vielleicht auch einige andre Stellen dieses Evang. berückichtigt. Für Justin's Bekanntschaft mit dem vierten Evang. spricht deutlich eine Stelle über das Zeugniß Johannes des Täufers, in welcher Joh. 1, 20. 23. mit Luc. III, 16. und Matth. 3, 11. frey verbunden wird, und ebenso citirt er Joh. 3, 8. 4. von der Wiedergeburt, eine im ganzen N. T. nicht wieder vorkommende Stelle, mit geringer Abweichung von den Worten. Es kann dabey nicht geleugnet werden, daß Justin auch einzelne Aussprüche und Erzählungen von Jesu, gleich andern Kirchenvätern, aus Traditionen oder verloren gegangnen evangelischen Schriften entlehnt hat; doch liegt darin kein Grund, ihm ein besonderes Evangelium zuzuschreiben (S. 22 f.). Auf gleiche Weise aber, wie er Aussprüche verschiedner Schriftsteller des A. T. unvermerkt mit einander verbindet, begegnet ihm dies, wie unsre Prediger es zuweilen abthätlich thun, mit verschiednen Stellen der Evangelien; oft kann es gar nicht seine Absicht seyn, genau zu citiren; oft aber hatte er auch wohl die Evangelien, namentlich den ihm am wenigsten bekannten Johannes, nicht zur Hand. Dies alles wird mit vielen Beyspielen belegt und dadurch erläutert, daß bey andern Kirchenvätern (S. 37 ff.) eine ganz ähnliche Weise, die heiligen Schriften zu benutzen,

U (4)

nach-

nachgewiesen wird. Schliesslich versucht der Vf. noch (S. 43 ff.) einige Gründe, welche man seiner Darstellung entgegensetzen könnte, im Voraus abzuweisen.

II. *Einleitung in den Brief an die Galater* (S. 51 bis 90, geschrieben 1816). §. 1. Die aus Gallien nach Kleinasien eingewanderten Stämme, welche *Gallo-graeci* oder *Galater* hießen, nahmen allmählig die griechische Sprache und die Religion der Umwohner an, errangen sich bedeutende Macht und behaupteten lange ihre Freyheit gegen die Römer, fielen aber endlich unter Augustus, 26 v. Chr., ihr Gebiet in eine Römische Provinz verwandelt, wodurch es mit Lycaonien unter einem gemeinschaftlichen Statthalter verbunden wurde. §. 2. Diese Vereinigung wird wichtig für die Beantwortung der Frage: an welche Christen der Brief an die Galater gerichtet sey? denn unter diesen sind wahrscheinlich auch einige der umwohnenden Gemeinden mit zu verstehen, da zu verschiedenen Zeiten der Name Galatien ausser dem von den Galatern bewohnten Landstriche noch einige andre umfasste, welche sonst zu Lycaonien, Pisidien und Isaurien gerechnet werden. §. 3. Dieser Sprachgebrauch herrschte auch zu Paulus Zeiten, welcher namentlich die in seiner Geschichte merkwürdigen Städte, das Pisidische Antiochien und Lystra zu Galatien zu ziehen scheint, obgleich Lucas nach einer genauern Eintheilung sie zu Pisidien und Lycaonien rechnet. Vor Abfassung des Briefs scheint Paulus Galatien schon zwey Mal, und zwar das erste Mal im J. 46 oder 47 auf längere Zeit besucht zu haben (Apostelgesch. 16, 6. und Kap. 13. 14.), wobey er zwar unter Juden sowohl als unter Griechen das Evangelium mit Glück ausbreitete, von den Letztern sogar sich göttlicher Verehrung kaum erwehrte, aber auch von Seiten der Juden manche Verfolgungen zu erdulden hatte, auf welches Alles er sich Gal. 4, 14. 15. beziehen scheint. Auch eine Hindeutung auf Leiden, welche die erduldet, an welche der Apostel schreibt, paßt recht gut (Gal. 3, 4), namentlich auf die Pisidischen und Lycaonischen Städte. §. 4. Verschiedne Umstände, besonders der, daß Paulus es auffallend findet, daß die Jüdischgesinnten auf Christen, welchen er selbst das Evangelium gepredigt, vielen Einfluß gewinnen, machen es wahrscheinlich, daß er diesen Brief bald nach der Bekehrung der Galater und nach seinem zweyten kurzen Besuche bey ihnen, etwa im J. 52, von Corinth aus geschrieben habe, so daß er der älteste aller uns erhaltenen Paulinischen Sendschreiben, wenn auch nicht überhaupt das erste von allen wäre. Hier wird des Vfs. Hypothese über die Ausdehnung von Galatien, um deren willen er auch Act. 14, 6. eine Reise des Paulus zu diesen Gemeinden findet; und die frühe Abfassung des Briefes, da die judaisirenden Irrlehrer doch kaum noch Zeit gehabt haben konnten, gegen den Apostel Ansehn zu gewinnen, sehr zweifelhaft; doch lassen wir ihn seine Demonstration weiter führen: §. 5. Die heidnischen Einwohner Galatiens fand Paulus für höhere Bildung geneigt; doch wohnten auch viele Juden unter

ihnen, welche Ansehn hatten und Profelyten machten. Dadurch waren die Galater mit dem Mosaischen Gesetz bekannt geworden und zur Aufnahme des Christenthums vorbereitet: doch bildete sich die christliche Gemeinde vorzugsweise aus Heiden und angehenden Profelyten, woraus sich erklärt, daß Vorliebe für jüdische Gebräuche bey ihnen Eingang gewann. §. 6. Der Inhalt des Briefs ist sehr einfach und zunächst gegen die Irrlehrer gerichtet, welche sich das Ansehn besondrer Verbindung mit den andern Aposteln gegeben und die Neubekehrten durch das Vorgeben verwirrt hatten, sie müßten das Mosaische Gesetz in allen Punkten beobachten, wobey sie zugleich den Paulus als einen nicht echten und zuverlässigen Apostel herabsetzten, weil er die Christen von jenem Gesetz lossprach. Gegen diese persönliche Anfeindung vertheidigt sich der Apostel, und breitet sich dann ausführlicher aus über das Gesetz, worunter er allerdings nach dem hier und in seinen andern Briefen herrschenden Sprachgebrauch nicht bloß den ceremoniellen, sondern auch den moralischen Theil versteht, von welchem er zeigen will, daß es zur Beseligung nicht hinreichend sey, und statt dessen harten Drohungen er die milde Kraft des Glaubens an das Evangelium empfiehlt, welches dem Menschen Hoffnung auf die Gnade Gottes, freudiges Vertrauen zu ihm und die Kraft verleiht, in der Vereinigung mit Jesu ein Gott wohlgefälliges Leben zu führen. Diesen Glauben stellt Paulus sehr richtig dem particularistischen Gesetz der judaisirenden Lehrer entgegen, und lehrt, daß durch denselben aller Unterschied zwischen ehemaligen Juden und Heiden verschwinden soll.

III. *Untersuchung über den Verfasser des Briefes an die Hebräer.* (S. 93 — 140, geschrieben 1808.) Dem Vf. eröffnet sich hier ein weites Feld zu Vermuthungen, da alles Aeufser, was diesen Brief betrifft, so sehr im Dunkel liegt, daß selbst *de Wette* (Einleit. ins N. T. §. 162. 163.) über Empfänger und Verfasser nichts zu entscheiden wagt; doch bescheidet sich auch Hr. M., daß er seine Ansicht, welche wir kurz darlegen wollen, nicht zur Gewissheit erheben könne. §. 1. Der Vf. des Briefs nennt sich nicht, aber sein Ton bezeichnet ihn als einen Lehrer, welcher der Achtung werth und gewiß ist. §. 2. Nicht ganz unpassend haben Einige 2 Petr. 3, 9 — 16. eine Anspielung auf Hebr. 12, 27. 28, 10, 37. 11, 39. gefunden, da ähnliche Ideen dort wiederkehren mit der ausdrücklichen Bemerkung, Paulus habe darüber an die Gemeinde in Pontus und Galatien geschrieben, an welche der 2te Brief Petri gerichtet ist. §. 3. Aber dieses Zeugniß ist höchst unsicher: denn alle innern und äußern Gründe führen darauf, den zweyten Brief Petri für eine zwar noch aus dem zweyten Jahrhundert herrührende, aber dem Ap. Petrus untergeschobene Schrift zu erklären. §. 4. 5. Ein merkwürdigeres Zeichen der Bekanntheit mit unserm Briefe findet sich im Briefe Jacobi, welcher sonst einige mehr scheinbare als wirkliche Gegensätze gegen Paulinische Aussprüche, na-

namentlich gegen den Brief an die Galater enthält. §. 6. Er hebt nämlich ganz nach Weise des Hebräerbriefts (vgl. Jac. II, 25. mit Hebr. XI, 84.) nicht nur das Beyspiel des Abraham, welches wohl jedem Juden christen als Bild gläubiger Frömmigkeit nahe lag, sondern auch das der Rahab hervor, wie es im ganzen N. T. nicht weiter vorkommt, augenscheinlich auf Veranlassung des Hebräerbriefts. §. 7. Hieraus, so wie aus der Bekanntschaft des Clemens von Rom mit unserm Briefe, geht hervor, daß er nicht zuerst in Alexandrien bekannt geworden seyn kann, und daß er weder an Alexandriner gerichtet ist, noch Alexandrinische Lehrweisheit enthält, ist fast eben so gewiß. §. 8. 9. In der ältesten Kirche waren die Stimmen über diesen Brief sehr getheilt; Einige vermutheten ohne Grund ein hebräisches Original, Andere schrieben ihn dem Lucas, oder dem Barnabas, oder dem Clemens von Rom zu, obwohl er sich von den bekannten Schriften dieser Männer, besonders von der chiliaistisch-mythischen Auslegungsweise des Barnabas, deutlich genug unterscheidet. §. 11—14. Die Schlussverse, deren Echtheit man mit Unrecht bestritten hat, enthalten allerdings Andeutungen äußerer Verhältnisse, aber so unbestimmt gefaßt, daß sie nur den Empfängern deutlich seyn konnten; aus diesen Versen läßt sich aber allein etwas über Ort und Abfassungszeit des Briefs abnehmen, doch enthalten sie keineswegs bestimmte Hinweisungen auf Paulus, sondern können eben so gut auf einen seiner Gefährten gehen, denn Kap. X, 84. ist die Lesart, welche von den *Banden* des Vfs. zu reden scheint, sehr verdächtig. Der Gruß von „denen aus Italien“ (Kap. XIII, 24), mit welchen wahrscheinlich von dort geflohene Christen gemeint sind, macht es glaublich, daß der Brief zu Corinth geschrieben sey, als dort noch keine einheimische Gemeinde bestand. Kap. XIII, 23. wird am füglichsten übersetzt: „Wisset, daß der Bruder Timotheus weggereist ist; mit ihm, wenn er bald kommt, will ich euch besuchen“, und man konnte daraus vermuthen, daß Paulus, oder wahrscheinlicher einer seiner Gefährten schreibe, welcher vor dem Timotheus in Corinth angelangt war. §. 15—19. Die Ueberschrift des Briefs ist, selbst wenn sie echt seyn sollte, sehr unbestimmt, und hat daher zu mannichfachen Hypothesen Anlaß gegeben. Manche innere und äußere Gründe bestätigen *Storr's* Vermuthung, daß der Brief an die Galatischen Gemeinden gerichtet sey; dahin gehören mehrere Spuren der Uebereinstimmung dieses Briefs mit dem an die Galater, sowohl was die Gekennung dieser Gemeinden, als was ihre äußere Lage betrifft.“ Hr. *M.* zieht seine unter II. schon entwickelte Hypothese von den Galatischen Gemeinden, für die er einmal eine Vorliebe hat, auch hierher, doch schon darum ohne hinreichenden Grund, weil die Galatischen Gemeinden, seinem eignen Geständnisse nach, zum großen Theil aus Heidenchristen bestehen, der Hebräerbrieft aber eine ungemischte Gemeinde von Judenchristen allenthalben als Leser voraussetzt. Richtiger heist es dann weiter: Aber eben so deutlich sind die Spu-

ren davon, daß die beiden Briefe verschiedne Verfasser haben, indem der des Hebräerbriefts sich keineswegs als Apostel bezeichnet, und sich ungeachtet mancher Aehnlichkeit mit Paulus von diesem doch bestimmt genug unterscheidet. §. 20—24. Jene Aehnlichkeit scheint nicht sowohl dadurch veranlaßt zu seyn, daß der Vf. des Hebräerbriefts mehrere Paulinische Briefe gelesen hätte, als dadurch, daß er lange mit Paulus zusammen lebte und lehrte; und es möchte daher eine nicht ganz unbegründete Hypothese seyn, wenn man den *Silvanus* (oder *Silas*) als Vf. annähme, eine Vermuthung, auf welche mehrere äußere Umstände führen, z. B. daß Silvanus bald nach Paulus, aber noch vor Timotheus nach Corinth kam. Dies wird noch dadurch bestätigt, daß späterhin Silvanus den ersten Brief Petri an die Galatischen Gemeinden überbringt, wahrscheinlich auf der Reise, welche er im Hebräerbrieft zu ihnen unternehmen zu wollen erklärt. Hier hat Hr. *M.* augenscheinlich theils seine Hypothese von den Galatern, theils zu großes Vertrauen auf die Züge zu weit geführt, welche der Vf. des Hebräerbriefts seiner Abhandlung am Schlusse recht absichtlich beugefügt, um ihr die Briefform und eine scheinbare Beziehung auf Paulus zu geben, welche aber neben andern, die ihm unwillkürlich entschlüpfen, ihre Kraft verlieren; wie denn z. B. bey weitem mehr darauf zu fußen seyn möchte, daß der Vf. Kap. 13, 7. sich als einen nach dem Tode der Apostel schreiben, den Schüler derselben verräth. Dagegen stimmen wir Hr. *M.* völlig darin bey, daß der Hebräerbrieft, gerade weil er nicht von Paulus verfaßt worden, eine um so mehr zu schätzende Bestätigung der Paulinischen Lehransicht enthält.

IV. Ueber den ersten Aufenthalt des Apostels Petrus in Rom. (S. 143—166, geschrieben 1813.) Unter allen Aufsätzen dieser Sammlung verdient dieser vielleicht am wenigsten den Namen einer kritischen Untersuchung: denn Hr. *M.* giebt sehr gläubig die apokryphischen Sagen der Kirchenväter wieder, die in das Leben der Apostel bekanntlich allerley wunderbare, einander oft widersprechende Fabeln hineinbringen und wenig von den Eigenschaften glaubwürdiger Geschichtschreiber verrathen. Wir zweifeln daher, daß Hr. *M.'s* Darstellung irgend einen Leser überzeugen werde, können uns jedoch auf eine Widerlegung hier nicht einlassen, und wollen nur kurz den Gang seiner Deduction angeben: „Von der Zeit an, da Petrus, etwa um das Jahr 44, aus dem Gefängnis zu Jerusalem wunderbar befreit wurde (Apostelgesch. 12, 17 ff.), bis zu seiner Gegenwart bey der Apostelversammlung, um das J. 50 n. Chr. (Ap. Gesch. 15, 7 ff.), schweigt die Geschichte ganz über ihn, und dies könnte der Zeitraum seyn, in welchem er, den Sagen zufolge, zuerst nach Rom kam. Eusebius erwähnt einer solchen Reise ausdrücklich, Dionysius aber sagt, Petrus habe ebenso, wie Paulus, in Corinth und Italien gelehrt. Viele andre Sagen, welche noch genauere Umstände berichten, mögen allerdings nicht in allem Einzelnen zuverlässig seyn, jedoch

doch ließe sich das Wahrscheinlichste aus allen etwa in folgendem Resultate zusammenfassen: Als Paulus zuerst das Christenthum in Europa auszubreiten begann, war Petrus noch in Athen, kam aber gegen Ende der Regierung des Claudius oder im Anfange der Regierung des Nero nach Rom, wo er, wenn auch nicht den Namen Christi zuerst genannt, doch den Ruhm verdient hat, daß er der eigentliche Stifter der wichtigen römischen Gemeinde wurde. Von da scheint er nach Corinth gegangen zu seyn, wo ihn dann die Geschichte wieder aus den Augen verliert, bis er zuletzt in Rom wieder erscheint, sein Zeugniß mit dem des Paulus vereinigt und mit ihm den Tod erleidet." Wer sähe hier nicht die Lieblingsfabel der römischen Kirche von ihrer Stiftung durch Petrus deutlich durchschimmern?

V. *Einleitung in den Brief an die Philipper, nebst Bemerkungen zu einigen Stellen des Briefes.* (S. 169—188, geschrieben 1811). In Philippi, einer der angesehensten Städte Macedoniens, hatte Paulus früh eine ihm sehr ergebene und liebe Gemeinde gewonnen, von welcher er auch für die Palästinenler Unterstützung annahm, und die er wahrscheinlich zuerst im J. 52, nachher im J. 59 besuchte. Den Brief schreibt er, nachdem er von ihr Nachricht erhalten hatte, aus seiner Gefangenschaft in Rom, wo er im J. 62 angekommen war, zu einer Zeit, als er schon Gelegenheit gefunden, in seiner Haft selbst für die Verbreitung des Christenthums wirksam zu werden, und durch die Hoffnung auf Befreyung erheitert wurde, wodurch er die um ihn bekümmerte Gemeinde tröstet. Der Brief hat vorzüglich viel Wärme, und die lebhafteste Darstellung von dem Gemüthsstande des Apostels zeigt an ihm die Kraft des festen, freudigen Glaubens. Unter den Erläuterungen zu einzelnen Stellen des Briefs zeichnet sich die zu Kap. 1, 13: ἐν ὧ τῷ πραιτωρίῳ durch Ausführlichkeit aus; doch konnte es leicht durch den ganz gewöhnlichen Sprachgebrauch des Suetonius über allen Zweifel erhoben werden, daß praetorium den Palast, die Residenz sowohl des Kaisers, als der Mitglieder der kaiserlichen Familie und der Befehlshaber in den Provinzen bedeute, und mit palatium, villa principis u.f.w. verwechselt wurde; vergl. Suet. Aug. 72: *ampla et operosa praetoria gravabatur, et neptis quidem Iuae Iuliae, profusa ab ea exstructa, etiam diruit ad solum*; — ferner Tib. 39. Calig. 37. Tit. 8: — Kap. 2, 7: οὐχ ἀπαυμένῳ ἡγήσατο τὸ εἶναι ἰσὰ θεῷ meint Hr. M. wörtlich zu übersetzen: „Er hielt es nicht für ein Rauben, Gott gleich zu seyn“, und erklärt: Er dachte bey seinem erhabnen Zustande nicht bloß an sich selbst, brauchte ihn nicht als eine Gewalt, Andre zu beleidigen und zu unterdrücken. Sonderbar aber heist es bey Kap. 2, 9: „Man hat hier die Bedeutung von δὸ ἐντελλέναι wollen, weil man es bedenklich fand, daß es den Anschein hätte, als hätte Christus erst seine Erhöhung verdienen müssen. (Dafür spricht freylich, außer vielen Aeußerungen Jesu, ausdrücklich Hebr. 2, 17. 18.) Die Stelle

hat gewiß nicht größere Schwierigkeit, als alle übrigen, wo von Christus nach seiner menschlichen Natur die Rede ist, und Theodoret sagt mit Recht: er empfing nicht, was er vorher nicht hatte, sondern er empfing als Mensch, was er als Gott hatte.“ Es ist hier vom Empfangen der göttlichen Natur die Rede; mithin hatte der Christus des Theodoret eine doppelte Gottheit: die eine, in sofern er von Natur Gott war; die andre, in sofern seine menschliche Natur vergöttert wurde! deutlicher kann der starre Dogmatismus seine logische Widersinnigkeit wohl nicht aussprechen! Rec. ist aber überzeugt, daß der Apostel an eine solche, zum unchristlichen Polytheismus führende Spitzfindigkeit nicht gedacht hat, und daß man ihn nicht in die engherzige Dogmatik der Kirchenväter zwingen kann, ohne seinen freyen, edeln Geist zu ersticken.

(Der Beschlufs folgt.)

NATURGESCHICHTE.

BÄRM, b. Trafsler: *Neuentdecktes europäisches Nacht-Pfauen-Auge. Saturnia Caecigena* Nr. 4. (*Phalaena Attacus* Linn.) (*Saturnia* Schrank.) — Mit lateinischem Texte fürs System und deutscher Beschreibung. Von F. J. Kupido. Mit 1 lithographirten und nach der Natur illuminirten Abbildung. 1825. 11 S. gr. 4.

Der Vf. charakterisirt den in der Gegend von Fiume entdeckten, zur Gattung *Saturnia*, *Ochsenh.* gehörenden, *caecigena* genannten Nachtfalter folgendermaßen: *alis rotundatis flavis, fasciatis simplicibus flexuosis (!), ocello minore coeco. Faemina pallide rufescente (!)*. Diese Diagnose ist aber nicht bloß grammatikalisch, sondern auch nach Abbildung und Beschreibung unrichtig und mußte verändert werden: *S. alis subelongatis rotundatis, (maris stramineo-citrinis, — foeminae rufescenti-carnatis, medio nigro spar/sis), linea undulata transversa fusca, ocello coeco, ciliis flavis.* — Die Raupe ward auf einer Art Eiche (*Quercus Ilex?*) gefunden, ist den Gattungsverwandten ähnlich, schmutzigrün, mit wolligen schwach erhöhten Knöpfchen in den Seiten, auf dem Rücken mit schwarzen Wärzchen und mit schwarzen Luftlöchern. Das Gespinnst weicht von dem andrer Arten ab, denn es ist netzförmig, so daß man die Puppe durchsehen kann. Nach der Abbildung zu urtheilen, scheint jedoch das Schloß vorhanden zu seyn. Die Puppe ist rothbraun, ohne Glanz. Der Schmetterling entwickelt sich zu Ende Octobers aus solchen Raupen, welche zur Zeit, wenn die von *S. Carpinii* ausgewachsen sind, mit diesen manchmal in Gesellschaft gefunden werden. Die Eyer, zu einigen besaymmen, ziemlich groß, sind weiß und braun marmorirt. Die gut gearbeitete, sauber illuminirte Tafel stellt den männlichen und weiblichen Schmetterling, nebst vergrößerten Fühlern, Raupe, Gespinnst, Puppe und Ey dar.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1827.

THEOLOGIE.

KOPENHAGEN, b. Gyldendal: *Kleine theologische Schriften* von Dr. J. P. Mynster u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

VI. *De ultimis annis muneris apostolici a Paulo gestis disquisitio* (S. 191—238, geschrieben 1815.) Hr. M. sucht hier die Ansicht zu vertheidigen, daß Paulus zweymal in Rom gefangen gewesen, nach der ersten Gefangenschaft zur Verbreitung des Evangeliums und Befestigung der früher gelisteten Gemeinden mehrere Reisen zum Theil in Länder gemacht, wohin nur unhistorische Sagen ihn versetzen, und in der zweyten Gefangenschaft erst den Märtyrertod erlitten habe. Auch hier zeigt der Vf. neben der Gabe, die Sagen der Kirchenväter auf eine überraschende Weise zu combiniren, nur gar zu viel Bereitwilligkeit, ihnen unbedingten Glauben beyzumessen; doch ist es nicht dieses Orts, neben einer gedrängten Darstellung seiner Ansicht unsre bescheidenen Zweifel ausführlich zu äußern. §. 1. macht bemerklich, von wie großem Einfluß eine sichere Entscheidung der Streitfrage auf eine richtige Beurtheilung der letzten Lebensjahre des Paulus und auf die Anerkennung und Würdigung mehrerer der ihm zugeschriebenen Briefe sey. §. 2. Die Worte, mit welchen Lucas Ap. Gesch. 28, 30. 31. abbricht, lassen erwarten, daß nach der zweyjährigen Gefangenschaft des Apostels nicht sogleich sein Tod erfolgte, den Lucas gewiß mit einigen Worten erwähnt hätte, sondern daß ein neuer Abschnitt im Leben des Paulus beginne, welchen der Schriftsteller vielleicht in einer zweyten Fortsetzung, wenn man die Apostelgeschichte als die erste zum Evangelium gehörende betrachtet, zu schildern im Sinne hatte. §. 3. Eusebius erwähnt es, wenn gleich nur als eine Sage, daß der Apostel damals freygelassen worden und das Evangelium verkündigt habe; Clemens von Rom setzt hinzu, Paulus habe an den westlichen Grenzen das Evangelium gepredigt, worunter gar wohl Spanien verstanden werden kann, welches spätere Kirchenväter ausdrücklich nennen. — Schon daß diese Sage bey den Spätern immer bestimmter wird, hätte wohl Hn. M's. Zweifel erregen sollen! §. 4. Ap. Gesch. 20, 25. will Paulus den Ephesern wohl nicht sagen: sie würden ihn nie wiedersehen! sondern nur: er werde nicht mehr so wie sonst oft zu ihnen kommen; im Briefe

an die Philipper und an Philemon äußert er dagegen offenbar von Rom aus die Hoffnung, diese seine Freunde zu besuchen. §. 5. In diese Zeit der Befreyung, in welcher der Apostel nach langer Entfernung die Gemeinden wieder besucht hatte, und nach derselben setzt Hr. M. die sogenannten Pastoralbriefe, deren Echtheit er gegen Eichhorn kurz vertheidigt. §. 6. Im zweyten Briefe an den Timotheus, hat sich des Gemüths des Apostels nicht bloß eine trübe Ahnung des nahen Todes bemächtigt, sondern er erscheint darin auch in einer viel traurigern Lage, als Lucas am Ende der Apostelgeschichte die der ersten Gefangenschaft geschildert hat; zudem sind manche Beziehungen auf die Reise nach Rom ganz anders, als sie mit Rücksicht auf die von Lucas beschriebene hätten seyn können. Beides spricht also sehr dafür, daß man eine zweyte Reise nach Rom und eine zweyte Gefangenschaft unter ungünstigern Umständen annehme. §. 7. Auch mehrere Züge im Briefe an den Titus führen darauf, daß Paulus ihn nicht vor seiner Befreyung aus der ersten Gefangenschaft geschrieben haben kann. §. 8. Den ersten Brief an den Timotheus stellt Hr. M. zuletzt, und faßt zuvörderst, weil in neuern Zeiten seine Echtheit so hart angefochten worden, die innern und äußern Gründe, welche ihn von derselben überzeugen, kurz zusammen, worauf er, ohne darin ein Hinderniß zu finden, daß Timotheus ein Jüngling genannt wird, die Abfassung desselben in die Zeit vor der zweyten Gefangenschaft setzt. §. 9. giebt folgendes Resultat: Paulus wurde aus der ersten Gefangenschaft zu Rom, wohin er im J. 62 gekommen war, im J. 64 oder 65 entlassen, ging zuerst nach Spanien, dann nach Creta, wo er den Titus ließ, und zog weiter nach Kleinasien, namentlich nach Ephesus, wo Timotheus zurückblieb. Der Apostel reiste weiter nach Macedonien, besuchte dort Philippi, überwinterete zu Nicopolis in Epirus, kehrte wieder nach Ephesus zurück, und begab sich über Milet, Troas und Corinth, ob freywillig oder gezwungen ist ungewiß, nach Rom, wo er wahrcheinlich im J. 66 oder 68 den Märtyrertod litt. Die sehr complicirte Reise, welche M. den Apostel machen läßt, trägt nicht eben dazu bey, ihm Glauben zu erwerben.

VII. *Entwicklung des Begriffs des Glaubens.* (S. 241—280, geschrieben 1820.) Zu den schwierigsten Begriffsbestimmungen gehört unstreitig die des Begriffs *Glaube*, daher ist es unter den Philosophen und Theologen noch immer nicht aufs Reine

gebracht. *Eschenmayer* und *Görres* setzen den Glauben in dunkle, unaussprechliche Gefühle; *Fries* und *de Wette* unterscheiden ihn nur wenig von der Ahnung; Andre fordern durch ihn bloß ein blindes Beyfallgeben für die Auctorität; richtiger aber erklärt man ihn wohl für das *unmittelbare Gefühl*, womit wir das Wahre vom Unwahren trennen. Das Verhältniß des Glaubens zum Wissen wird von Manchen deshalb unrichtig beurtheilt, weil sie sich vorstellen, Ueberzeugung lasse sich nur durch Schlüsse gewinnen; es ist aber unleugbar, daß alle Schlüsse, wenn man sie in ihrem Ursprunge durch die Vorderätze weit genug verfolgt, endlich auf Grundätzen beruhen, welche unmittelbar gewiß sind. Die beiden Arten der unmittelbaren Erkenntniß sind das Anschauen und das Glauben, welche nicht, wie *Hume* that, mit einander verwechselt werden dürfen; vielmehr hat das Letztere stets weniger Klarheit, als das Erstere, welches ganz richtig eben sowohl auf geistige, als auf sinnliche Gegenstände bezogen werden kann. Das Organ des Glaubens, oder die geistige Kraft, durch welche der Mensch sich der über sinnlichen Wahrheit unmittelbar bewußt wird, ist die *Vernunft*, welcher man hier und da mit Unrecht Schuld gegeben, daß sie die höchsten Wahrheiten erfinden wolle, da sie dieselben doch nur findet und vernimmt, und sie sodann als ihr Eigenthum aufnimmt, weil sie sich ihr als Wahrheit aufdringen. Ganz willkürlich ist es, unter der Vernunft nur das Vermögen, Schlüsse zu bilden, zu verstehen, und sie dadurch zu einem Theile des Verstandes zu machen, wie in neuerer Zeit wieder *Claus Harms* gethan, welcher dann aus unverständnen, nur nach *Luthers* Uebersetzung angeführten Schriftstellen thöricht gegen die Vernunft polemisiert. Der Verstand (das Reflexionsvermögen) prüft die in der Seele vorhandenen Gedanken, sowohl die durch Anschauung gewonnenen Begriffe, als die in der Vernunft liegenden Ideen. Die vertrauensvolle Ueberzeugung also, welche hervorgeht, wenn die Wahrheit das Innerste des Menschen durchdringt, nennen wir Glaube, und dieser Glaube wird desto reiner, fester und lebendiger seyn, je mehr die Vernunft im Menschen herrscht; er wird desto klarer seyn und desto geschickter, die Angriffe der Gegner abzuwehren, je mehr der Verstand entwickelt ist." Nach des Rec. Ansicht ist hier, so sehr der Vf. auch auf Klarheit des Glaubens dringt, ein bedeutender Mangel in der Darstellnng nicht zu verkennen, neben welchem diese Eigenschaft fast unmöglich wird. Hr. M. hat sich nämlich die Natur des Glaubens, in welchem er immer ein unklares Gefühl sieht und dessen Klarheit ihm der des Anschauens nachsteht, selbst nicht ganz deutlich gemacht; sonst würde er Verstandes- und Vernunftglauben unterschieden und gezeigt haben, daß beide auf *subjectiven* Gründen beruhen, wodurch sie sich von dem *Wissen* auszeichnen; der Vernunftglaube aber, von welchem, als Organ der Religion, eigentlich die Rede seyn sollte, auf solchen subjectiven Gründen, die von den Gesetzen der Vernunft selbst

ausgehen. Daraus wäre klar geworden, theils daß die Wahrheiten des Vernunftglaubens sich Jedem, der gebildet genug ist, sie zu fassen, mit zwingender Nothwendigkeit aufdringen, theils daß unter sie nichts aufgenommen werden kann, was den Gesetzen der Vernunft widerspricht; d. h. es hätten sich daran die beiden wichtigen Sätze entwickeln lassen, die auch in neuerer Zeit, besonders in den Streitigkeiten über Supernaturalismus und Rationalismus, so oft verkannt worden sind: *Der denkende Mensch muß glauben, was die Vernunft behauptet!* und: *Der denkende Mensch kann nicht glauben, was die Vernunft leugnet!*

VIII. *Bemerkungen über die Kunst zu predigen.* (S. 283—338, geschrieben 1810.) Mit dem Predigen ist es gegangen, wie mit allen andern Künsten, daß die Praxis eher da war, als die Theorie, und in mancher Hinsicht läßt sich vielleicht zweifeln, ob die letztere viel zur Vervollkommenung beygetragen habe, wenn auch der Ungehebe einer Anweisung darüber nicht ganz entbehren kann: Denn die Wirkung des Gottesdienstes soll die Frucht gemeinsamer Andacht seyn; darum kommt es dem Prediger zu Statten, daß er eine Gemeinde, die mit ihm über fast alle Gegenstände, die er zu behandeln hat, im Voraus einig ist, vorfindet, so daß er seinen Zweck erreicht, wenn er, ohne jedes Mal ein eigentliches vollendetes Kunstwerk zu liefern, seine religiöse Ueberzeugung mit Lebhaftigkeit und Wärme auspricht. Die Predigt soll weder bloß zu einzelnen Handlungen momentan anregen, noch auch bloß belehren, sondern die religiösen Ueberzeugungen und Grundsätze hauptsächlich neu beleben, und dazu ist keine Eigenschaft unentbehrlicher, als die *Gemüthlichkeit*, d. h. jene Wärme des Vortrags, welche auf die ausgezeichneten Kräfte der Seele lebendig einwirkt. Es soll dadurch nämlich die Wirkung auf den Verstand keineswegs ausgeschlossen, oder diese von der Wirkung auf das Herz getrennt werden: denn ohne den Verstandesgebrauch kann auch kein religiöser Gedanke in der Seele hell seyn; und eben so wenig soll es dem Redner zum Vorwurf gemacht werden, daß er zu Handlungen bewegen will, wenn er auch dabey der sophistischen Künste, welche die Alten an ihren Rednern als trüglich tadeln, eben so wenig bedarf, als er verleitet werden kann, die Ueberredungskunst zu mißbrauchen; und endlich wird nicht gefordert werden können, daß der Prediger wissenschaftliche Beweise führe und allenthalben auf die letzten Gründe der Wahrheit zurückgehe, da seine Rede an eine gemischte Versammlung von Menschen gerichtet ist, von denen viele einem solchen Vortrage nicht würden folgen können. Will der Prediger seine Absicht erreichen, so muß er es verstehen, *anschaulich* zu machen, was gut und böse ist; und dahin sehen wir selbst die Besten unter denjenigen eifrig streben, welche sich fast immer im Lehrton halten, z. B. *Spalding*, indem sie sowohl das Gute, als seine Gegenätze dem geistigen Auge des Zuhörers lebendig vorführen und es seinem Wahrheitsgefühl nahe bringen.

womit sich gar wohl Klarheit vereinen läßt; und wovon die Gefahr, von falschen Gefühlen hingerissen zu werden, entfernt gehalten werden kann. — Die unrichtige Vorstellung, daß eine Predigt hauptsächlich zum Belehren bestimmt sey, welche sich doch bey den stets wiederkehrenden einfachen Religionswahrheiten ohne gefährliche Neuerungsucht nicht durchführen läßt, hat es wohl hauptsächlich veranlaßt, daß man oft durch eine streng systematische Disposition fast allein für das Gedächtniß der Zuhörer sorgt, und dabey vergißt, daß die Disposition nur das Gerüst ist, welches das Gebäude der Rede tragen soll, ohne daß diese weniger kunstvoll ist, wenn auch das Gerüst nicht allenthalben durchschimmert, wobey wir doch nie gewiß seyn können, daß die angeregten Ideen in gleicher Ordnung, wie wir sie vortragen, im Gemüth des Zuhörers sich erneuern, was auch gleichgültig seyn kann, wenn es uns nur gelungen ist, die Genüßung in ihm zu erregen, aus der unsre Rede hervorsprömt. Daher ist eine Abwechselung in mannigfaltigen Formen der Rede gewiß recht zweckmässig. Jene falsche Vorstellung hat es ohne Zweifel auch bewirkt, daß die gedruckte Predigt oft der mündlichen vorgezogen wird, weil man die erstern mit Müsse zu Hause vornehmen und besser erwägen zu können meint, ungeachtet doch bey der Ausarbeitung der Predigt Alles auf den mündlichen Vortrag berechnet seyn muß, wohin z. B. mindere Gedrängtheit der Gedanken gehört, als man sich bey einer Schrift erlauben darf, weshalb denn auch ein nach einem kürzern Entwurf extemporirter ausführlicherer Vortrag an sich nicht zu tadeln ist, da durch diese Methode die Lebendigkeit oft ungemein befördert wird. Uebrigens hat unübereitig die Kunst des mündlichen Vortrags viel verloren, seit die Verbreitung der Buchdruckerkunst die Gewohnheit zu schreiben und zu lesen immer allgemeiner gemacht hat, und daher kommt es wohl, daß man so oft veranlaßt worden, in Predigten über leblose Monotonie zu klagen und den Predigten zum Sprichwort zu machen, ungeachtet dem christlichen Prediger, nach dem Vorbilde der heil. Schrift, die mannigfaltigste Lebendigkeit versattet ist, wenn nur seine eignen Ideen Lebhaftigkeit haben. Die Umstände, unter welchen die Prediger auftreten, sind allerdings nicht immer günstig, doch können sie eines Erfolgs ihres Wirkens wohl um so gewisser seyn, da sie ihre Zuhörer zu christlichen Grundsätzen emporzubilden, nicht zu einzelnen Handlungen anzutreiben haben, wenn auch nicht sowohl eine einzelne Rede, als fortgesetzte Bemühungen sich wirksam zeigen möchten: und an diesem Erfolge hat es eben so wenig je gefehlt, als an Klagen über Unachtsamkeit gegen die Predigt, welche sich jetzt wieder erneuern, aber auch schon von den ältesten und berühmtesten Kirchenvätern, z. B. von Origenes, in sehr starken Ausdrücken geführt worden sind. Der Wunsch Einiger endlich, daß die Zuhörer nach ihrer verschiedenen Bildung getrennt werden möchten, ist bey einer religiösen Rede vielleicht eben so

unzweckmässig, als unerfüllbar, weß selbst der höhere Stand nicht immer höhere Bildung verbürgt.

IX. *Ueber den Vorzug bestimmter Texte vor freyen.* (S. 341 — 358, geschrieben 1809.) Von diesem Aufsatz gesteht der Vf. in der Vorrede (S. X.) selbst, daß er etwas einseitig gerathen seyn möchte; überhaupt aber scheinen, hier nicht deutlich angegebne, Localverhältnisse das Urtheil des Hn. M. geleitet zu haben, und man muß anerkennen, daß er, zwar meistens mit Uebergangung der möglichen Einwürfe und Gegengründe, die scheinbarsten Gründe für seine Ansicht gut zusammenstellt. Am Schlusse äußert er jedoch, es möchte passend seyn, neben den gewöhnlichen Perikopen noch einen Jahrgang evangelischer und epistolischer Abschnitte auszuwählen, womit man vollkommen ausreichen würde; doch habe diese Wahl grose Schwierigkeit. Wir wären begierig zu wissen, was Hr. M. über die noch bey weitem vollendetere Anordnung der neuen Texte im Weimarschen, durch welche Hr. Generalsuperintendent Röhr sich ein so großes Verdienst erworben hat, urtheilte? Gewiß mußte er ein Land glücklich preisen, wo es ohne „große Schwierigkeit“ möglich war, eine solche Verbesserung einzuführen. Seine Demonstration aber ist folgende: Denen, welche über den Zwang der Texte klagen und die Frage aufwerfen: Warum soll sich nicht Jeder nach den jedesmaligen Bedürfnissen einen Text zu seinem Vortrage wählen? liegt die andre sehr nahe: Warum überhaupt ein biblischer Text? Es ist darauf zu antworten: weil das Christenthum, welches doch gepredigt werden soll, sich am reinsten in den Worten seiner ersten Verkünder ausspricht. Der Zweck der kirchlichen Anordnung bestimmter Texte ist der: so weit als möglich dafür zu sorgen, daß keine der wichtigsten Wahrheiten des Christenthums übergangen werde. Es kommt für den Redner der Vortheil hinzu, daß der Text schon vorher den Zuhörern bekannt und in Aller Händen ist, und er sie also schon einigermaßen vorbereitet findet. Die Forderung, daß der Prediger sich nach den Bedürfnissen seiner Zuhörer richten soll, kann keinen Einwand gegen die festen Texte abgeben; denn für die allgemeinen Bedürfnisse wird durch dieselben stets gesorgt, und in Hinsicht des Besondern würde der Prediger nicht nur oft eine sehr schwierige Wahl haben, sondern es ist auch nicht einmal passend, Manches auf der Kanzel zu berühren. Wenn endlich behauptet wird, durch die bestimmten Texte werde der Prediger oft genöthigt, über etwas zu reden, was seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung nicht zusagt, so ist das allerdings wahr; aber es gehen gerade daraus manche Vortheile für ihn hervor, indem er zuerst die Kraft des Evangeliums an seinem eignen Gemüthe bewährt sehen und es dann um so eindringlicher verkündigen wird.

X. *Rede, in der öffentlichen Versammlung der dänischen Bibelgesellschaft im Jahre 1818 gehalten.* (S. 361 — 370), schildert als den Zweck der Bibelgesellschaft das Bestreben, die Bibel unverkürzt im Vaterlande zu verbreiten, das Lesen derselben

zu befördern und für das richtige Verstehen und Benutzen derselben zu sorgen, dann aber auch durch Uebersetzung und durch Unterstützung der Missionen das göttliche Wort zu den fernsten Gegenden, vorzüglich der dänischen Besitzungen hin zu verbreiten.

XI. *Anhang: über Lessing's Nathan den Weisen.* (S. 373—408, geschrieben 1814.) Lessing lebte in einer vielfach bewegten Zeit, in welcher leicht der Schein des Schwankens und der Uneinigkeit mit sich selbst auf ihn fallen konnte, weil er an allen Streitigkeiten der literarischen Welt lebhaften Antheil und meistens die Partey der Unterdrückten nahm, wobey er im Streit vielleicht hier und da mehr sagte, als er eigentlich wollte und vertheidigen mochte. Im *Nathan* scheint er endlich seine Ueberzeugung bestimmt ausgesprochen zu haben, obwohl man auch hier wohl zu unterscheiden hat, was er seine Personen ihrem Charakter gemäß sagen läßt, und was er gleichsam selbst durch sie, namentlich durch den Nathan, nach welchem, als dem wahren Mittelpunkt, er das Stück mit Recht benannt, gesagt hat. Das Stück ist allerdings weit mehr ein Lehrgedicht, ja zum Theil eine theologische Streitschrift, als ein Drama; doch hatte der Dichter es lange vor seinem Streite mit Götzte entworfen und lange bearbeitet, daher ist es keineswegs als ein Anhang zu der Polemik gegen diesen zu betrachten. Der Schauplatz und die Umgebungen geben der ganzen Darstellung etwas Romantisches, so wenig auch das Orientalische immer genau gehalten ist, und so befremdet es weniger, daß fast nur Personen auftreten, die auf irgend eine Weise sich von Vorurtheilen losgemacht und über die gewöhnliche Denkweise erhoben haben. Nur der Charakter des *Patriarchen* vielleicht geht in Caricatur über, die andern haben alle etwas eigenthümlich Interessantes und auf den Zweck des Dichters Hinwirkendes; doch den Charakter des *Nathan* hat er wohl mit besondrer Vorliebe ausgebildet, weil er durch ihn selbst reden will, woraus schon hinreichend erhellt, daß man dem Dichter selbst mit dem Vorwurfe entschiednen Unglaubens Unrecht thun würde, wenn es auch Ziel des ganzen Gedichts ist, dem Leser Zweifel an der Allgemeingültigkeit und untrüglichen Evidenz seiner eignen Religion einzulösen. In der berühmten Erzählung von den Ringen, die, obwohl ursprünglich aus *Boccaccio* entlehnt, doch durch die ganze Vortragsweise *Lessing's* unsterbliches Eigenthum geworden ist, läßt er den Nathan nicht sowohl seine Ansicht begründen, als mit bewundernswerther Kunst anschaulich machen: denn Manches, was von den Ringen vorausgesetzt wird, ist von den drey Religionen noch keineswegs ausgemacht; mithin folgt auch nicht eigentlich, was folgen soll, daß keine von ihnen völlige Evidenz habe. Darum läßt sich dieser Parabel gar wohl eine andre gegenüber stellen, die nicht weniger treffend seyn möchte, und in welcher der christ-

lichen Religion vor allen andern der Vorrang gegeben würde, wie hier (S. 401 ff.) versucht worden. Aber sehr treffend hat *Lessing* in der seinigen die Verderblichkeit des blinden Buchstabenglaubens, welcher die Religion zur blutbesleckten Schützerin aller Gräuelt hat, geschildert, und seinen Lesern die Warnung ans Herz gelegt: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! wobey er doch durch die demüthige Ergebung *Nathan's* in seinem Unglück als die edelste Frucht religiöser Ueberzeugung einen Glauben empfiehlt, welcher der höhern Leitung vertraut.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) ST. GALLEN, b. Huber u. Comp.: *Sammlung religiöser Gesänge.* 1826. Die Noten VIII und 254 S. 4. Der Text VI und 196 S. 8. (2 Rthlr. 12 gGr.)
- 2) MEISSEN u. PRAESBURG, b. Gödsche und Wigand: *Geduld, Hoffnung und Gebet, als Führer durchs Leben zum Vater des Lichts.* Ein Geist und Herz erhebendes Andachtsbuch für gebildete Christen. Nebst einem Anhang von vierstimmiger Vocalmusik zu den Liedern. 1827. XIV u. 808 S. 8. 24 S. Noten. (1 Rthlr. 4 gGr.)

Die erste dieser Sammlungen verdankt ihr Entstehen einer religiösen Singegesellschaft in St. Gallen, welche im J. 1820 ihr Zweyhundertfest gefeyert hat. Die Herausgeber sind Hr. Obristlieutenant und Stadtrath *Ehrenzeller* und die Gebrüder *Huber*, von deren einem mehrere *Compositionen* sind. Ueber die Musik vermag Rec. nichts zu sagen; aber die Auswahl der Gesänge aus den besten heiligen Dichtern muß er als sehr zweckmäßig anerkennen.

Ein Gleiches gilt von dem zweyten Buche, in welchem eine etwas andre Ordnung befolgt ist; auch sind nur die Melodien für die Choräle vierstimmig ausgesetzt dabey. Ueber den poetischen Werth der einzelnen Stücke steht Rec. um so weniger ein Urtheil zu, als von seinen eigenen Dichtungen mehrere aufgenommen sind.

NEUE AUFLAGE.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Lesebuch für Deutschlands Töchter*, zur Bildung des Geistes und des Geschmacks und zur Veredlung des Herzens. Herausgegeben von Dr. *Johann Wilhelm Heinrich Ziegenbein.* Erstes Bändchen. Dritte revidirte und verbesserte Auflage. 1827. XXIV u. 432 S. 8. (1 Rthlr.) (S. die Recens. Erg. Bl. 1825. Nr. 140.)

— 91 —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Neues Archiv des Criminalrechts*. Herausgegeben von *Christ. Gottl. Konopack*, O. A. R. u. Prof. zu Jena, *C. J. A. Mittermaier*, Geh. Hofr. u. Prof. zu Heidelberg, und *Dr. Conrad Franz Rosshirt*, Hofr. u. Prof. zu Heidelberg. *Achter Band*. 1826. 729 S. 8.

Der vorliegende Jahrgang dieser geschätzten criminalistischen Zeitschrift enthält folgende Abhandlungen: 1. *Ueber das königl. Baiersche Gesetz wider den Diebstahl vom 25. März 1816*, eingefendet von dem Staatsrath v. *Gönnert*. Die Strafbestimmungen über den Diebstahl, als eines der am häufigsten vorkommenden Verbrechen, sind von um so größerer Wichtigkeit, als sie zu gleicher Zeit zur Grundlage der Strafbestimmungen gegen Unterschlagung, Betrug und Veruntreuungen am Eigenthum dienen müssen. An ihnen zeigt sich daher vorzüglich, ob ein Strafgesetzbuch in dieser Beziehung zweckmäßig und brauchbar sey. Der Vf. hat daher dasjenige, was über den Diebstahl in Baiern bestimmt worden ist, ausführlicher dargestellt, und namentlich, daß die Strafbestimmungen des Strafgesetzbuchs von 1813, keineswegs den Erwartungen entsprochen haben, welche man von der Zweckmäßigkeit der in ihm enthaltenen Verfügungen gegen den Diebstahl gehegt hatte. Die Gesetzcommission erhielt daher schon im J. 1816 den Auftrag, die Gesetze wider den Diebstahl zu revidiren, und einen Gesetzesvorschlag zu machen, den der Vf. zu bearbeiten hatte. Der von dieser Commission vorgelegte Entwurf erhielt auch die königliche Sanction, und am 25ten März 1816 wurde das neue Gesetz wider den Diebstahl promulgirt. Die Motive zu diesem Gesetz hat nun der Vf. in jener Abhandlung entwickelt und zu gleicher Zeit über die Resultate desselben Nachricht gegeben. Darnämlich die nach dem frühern Gesetzbuche ausgesprochenen Straferkenntnisse revidirt wurden, so ergab sich, daß von 929 Erkenntnissen 697 gemildert, ungeachtet der nach dem neuen Gesetz noch sehr strengen Strafbestimmungen, an den erkannten Strafen 2371 Jahre nachgelassen und 387 Verurtheilte sogleich aus den Straforten entlassen wurden. Nach diesen nachgelassenen 2371 Jahren, nach nur 3½jähriger Herrschaft des Strafgesetzbuchs, kann man beyläufig berechnen, wohin es in Baiern ohne das neue Gesetz gekommen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

wäre. In den bisher verstrichenen 7 Jahren hätte sich die Zahl der nach dem ältern Gesetz übermäßig zuerkannten Strafjahre wenigstens auf 12000 Jahre erhöht, oder das ganze Gesetz wäre in zahllosen Begnadigungen untergegangen. II. *Ueber culpose Körperverletzungen*, von *Rosshirt*. Der Vf. zeigt, daß nach dem gemeinen deutschen Criminalrecht eine culpose Körperverletzung kein Verbrechen, sondern deren Ahndung nur zur Privat satisfaction, als Injurien geeignet sey. Erst nach *Quistorp's* Zeit sey der gefährliche Satz aufgekommen, daß man überall auch die *Culpa* bestrafen müsse, weil jeder Bürger die Pflicht habe, Acht zu geben, daß er die Gesetze nicht übertrete. Alles dieses wird historisch deducirt. III. *Königl. Württembergisches Edict über die Strafsgattungen und Strafanstalten*, vom 17. Jul. 1824, mit (gehaltvollen) Bemerkungen von *Mittermaier*. IV. *Ueber die sittliche Beziehung der Strafgesetze*, mit besondrer Rücksicht auf das französische Sacrilegien-Gesetz und den bairischen Entwurf vom J. 1822. Vom Prof. *Lauk* zu Würzburg. Diese Abhandlung zeichnet zuerst den Gegensatz des Feuerbachschen und Henke'schen Strafrechtssystems, deren ersteres den Zweck des Staats auf Sicherung des Rechtszustandes beschränkend, auf ein Strafrecht des Staats nur bey Verletzungen dieses Rechtszustandes anerkennt, letzteres dagegen das Princip der absoluten Sittlichkeit an die Spitze stellend, aus diesem das Strafrecht des Staats abzuleiten und durchzuführen sucht. Mit Recht hält der Vf. dafür, daß die Wahrheit weder auf der einen, noch auf der andern Seite ist und zwischen beiden Systemen in der Mitte liegt. V. *Bemerkungen über die Lehre vom unvollständigen Beweise*, vornehmlich in Bezug auf die außerordentlichen Strafen. Vom Prof. *Jarke* zu Bonn. Die Tendenz dieses Aufsatzes geht vorzugsweise dahin, die preussische Criminalordnung zu würdigen und einzelne Vorschriften derselben zu rechtfertigen und zu erklären. Das Resultat ist, daß die doppelte Gefahr, wie durch des Richters Irrthum einem Unschuldigen ein nicht zu vergütendes Uebel zugefügt, oder durch des Richters übertriebene Aengstlichkeit die bey dem Indicienbeweise so leicht eintreten kann, die bürgerliche Gesellschaft in Gefahr gestürzt und das Volk um seinen Glauben an die Wirksamkeit der Justiz gebracht werden könne, in der Preussischen Criminalordnung, freylich aber auf Kosten einer streng formellen Consequenz, nach Möglichkeit vermieden worden ist. VI. *Einiges über Wissenschaft*,
Y (4) Ge-

Gesetzgebung und Anwendung im Rechte, besonders im Criminalrechte. Von Rosshirt. Nur Andeutungen, die keines Auszugs fähig sind. VII. *Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften.* VIII. *Der Entwurf eines Criminalgesetzbuchs für den Eidgenössischen Stand Graubünden von 1825; mit Bemerkungen von Mittermaier.* Die Bemerkungen tadeln mit Recht viele Verfügungen dieses Entwurfs. IX. *Ueber die Strafe des Ehebruchs nach römischem Recht und der peinlichen Halsgerichtsordnung.* Vom Prof. Burchardi in Kiel. In allen Lehrbüchern des Criminalrechts ist als unbezweifelt angenommen, daß Constantin der Große allgemein Todesstrafe auf den Ehebruch gesetzt, Justinian jedoch diese Strafe in Ansehung der Ehebrecherin wieder gemildert habe. Dagegen zeigt nun der Vf. sehr gründlich, daß eben so wenig von Constantin oder Justinian, als durch die *Lex Julia de adulteriis* irgend eine Criminalstrafe auf den Ehebruch des Mannes gesetzt worden war. Vielmehr ist das Resultat seiner Untersuchungen folgendes: I. Wegen des Ehebruchs einer Frau traf nach neuestem römischem Recht 1. den Verführer (*adulter*) die Strafe des Schwerts, nach Constantins Verordnung (c. 30. §. 1. c. IX. 9.), indem nur diese, nicht auch die noch schärfere Bestimmung seiner Söhne (c. 4. c. Theod. XI. 36.) in den Codex aufgenommen, erstere auch ausdrücklich von Justinian (Novell. 134. c. 10.) bestätigt worden ist. Außerdem fiel das Vermögen des *Adulter* an den Fiskus, so fern er keine Descendenten, auch keine nicht über den dritten Verwandtschaftsgrad entfernte Ascendenten hatte, denn sonst bekamen diese das Vermögen. Jedoch behielt, wenn er verheirathet war, seine Frau ihre Rechte auf die *dos*, die *donatio propter nuptias*, so wie auf den, von Justinian den Ehefrauen auf den Fall, daß keine *dos* oder *donatio propter nuptias* constituirt worden wäre, zugesprochenen Vermögenstheil (Novell. 134. c. 10., wodurch die entsprechenden Punkte in Nov. 117. c. 8. §. 2. abgeändert sind.) 2. Die Strafe des Schwerts traf ebenfalls die Kuppler, welche zur Vollführung des Ehebruchs geholfen hatten. (Nov. 134. c. 10.) 3. Die Ehebrecherin ward gestäupt und ins Kloster gesleckt, woraus sie jedoch der Ehemann innerhalb zwey Jahren zurücknehmen konnte. Gesah Letzteres nicht, und die Frau hatte Descendenten, so bekamen diese $\frac{2}{3}$ von ihrem Vermögen und $\frac{1}{3}$ fiel an das Kloster. Hatte sie keine Descendenten, aber Ascendenten, so erhielten diese $\frac{1}{2}$ des Vermögens und $\frac{1}{2}$ fielen an das Kloster. Waren auch keine Ascendenten da, so bekam das Kloster Alles. II. Wegen Ehebruchs des Mannes fand überall keine eigentliche *poena adulterii* Statt, nur konnte die Frau, wenn der Mann im Hause selbst eine Maitresse hielt, oder auf wiederholte Warnung den Umgang mit einer Maitresse nicht aufgab, sofern sie sich deshalb schied, vom Manne Herausgabe der *dos* und der *antenuptialis donatio*, worunter wohl die *donatio propter nuptias* und die von der Frau gegebenen Brautgeschenke zusammen verstanden sind, aus dem

Vermögen des Mannes fordern, woran sie jedoch wenn Kinder aus der Ehe entsprungen waren, nur den Nießbrauch erhielt; indem das Eigenthum dann den Kindern zufiel (Nov. 117. c. 9. §. 5.). Daß der Mann und die Person, mit der er Unzucht getrieben, der *poenae stupri* unterworfen blieben, bedarf kaum der Erwähnung, wobey nur allenfalls dies bemerkt zu werden verdient, daß die *profectio meretricia* nicht mehr von den *poenis stupri* befreiete, da Justinian diesen scandalösen Gebrauch, den eine schmachliche Finanzspeculation eingeführt, wieder aufgehoben hatte. (Nov. 14. und c. 11. C. XI. 40.) — Nach dieser Entwicklung wird nun allerdings die Vorschrift der C. C. C. Art. 120. sehr zweifelhaft, indem die darin befindliche Extension sich auf eine doppelte Art auslegen läßt, nämlich entweder so, daß der untreue Ehemann wie die untreue Frau und die Person, mit welcher Erlierer den Ehebruch vollbracht hat, wie der *adulter* gestraft werden soll, oder auch so, daß man die Strafe des *adulter* auf den Ehemann, die Strafe der Ehebrecherin aber auf die Mitschuldige des untreuen Ehemanns bezieht. Der Vf. nimmt die letztere Auslegung nach innern Gründen an, und erklärt demnach den Art. 120. dahin: Ehebrecher werden geköpft; Ehebrecherinnen, wenn man so auch die Person, mit der ein verheiratheter Mann den Ehebruch vollbracht hat, nennen darf, werden gestäupt und ins Kloster gesleckt. Rec. bemerkt hierbey, daß sich diese Erklärung auch historisch als richtig darstellt, indem aus den ältern Chroniken erhellt, daß wenigstens der Ehebrecher, oft aber auch die Ehebrecherin, mit der Todesstrafe belegt worden sind. X. *Ueber gefährliche Handlungen als für sich bestehende Verbrechen, zur Berichtigung der Lehre von verschuldeten Verbrechen, nebst Vorschlägen zur gesetzlichen Bestimmung über die Bestrafung der ersten.* Vom Hof- und Justizrath Stübel in Dresden. In dieser Abhandlung hat die in Nr. 11. getadelte Lehre ihren Culminationspunkt erreicht, indem die culposen schädlichen Handlungen als für sich bestehende Verbrechen behandelt sind. Bekanntlich hat der geistreiche Vf. diese Ansicht bereits in seinem für das Königreich Sachsen ausgearbeiteten Entwurf eines Strafgesetzbuchs, in das praktische Leben einzuführen versucht; die vorliegende Abhandlung sucht nur jene Ansicht weiter zu begründen und zu rechtfertigen. Sie zeichnet sich im hohen Grade durch Originalität und Scharfsinn aus; indessen ist sie keines Auszugs fähig, so wie auch jede Beurtheilung derselben die Grenzen dieser Blätter übersteigen würde, und daher den für die Rechtswissenschaft im Allgemeinen, oder für das Criminalrecht insbesondere angelegten kritischen Blättern überlassen werden muß, und dieses um so mehr, da gewiss jene Ansicht des Vfs. viele Widersacher finden wird. XI. *Kurze praktische Bräuerungen, von Mittermaier*, namentlich über die Frage: Soll eine neue Gesetzgebung den Todtschlag mit dem Tode bestrafen? Mit überwiegenden Gründen erklärt sich der Vf. gegen die Todesstrafe. Sodann über

die Bestrafung des Rathgebers zum Verbrechen, als intellectuellen Urhebers. Rec. hält dafür, daß die gesetzliche Vorschrift, welche im Allgemeinen den Rathgeber dem Thäter gleich stellt, vorzüglich dann gerechtfertigt wird, wenn zugleich die Art und Weise der Rathgebung festgesetzt wird; wie solches in dem Hannoverschen Entwurfe geschehen ist. Endlich aber die Pflicht des Beichtvaters zum Zeugnisse. Mit Recht wird die Befreyung der Beichtväter vom Zeugnisse ohne alle Beschränkung vertheidigt, und gezeigt, daß diejenigen Beschränkungen, welche das Preuss. Landrecht und noch in mehrerer Maise die Weimarische Verordnung vom 22. Oct. 1823. §. 38. hinzugefügt haben, durchaus nicht zu rechtfertigen sind, weil sie das Institut der Beichte ganz aufheben. Möchten unsre Gesetzgeber sich nur dazu entschließen, entweder offen und ehrlich auszusprechen, daß sie das Institut der Beichte nicht anerkennen (was sich freylich nie mit einer Anerkennung der Religionsfreyheit vertragen wird), oder ohne Ausnahme, deren Consequenz zuletzt die Regel aufhebt, die Befreyung des Priesters von der Zeugenpflicht zu verordnen, damit nicht durch fohlau gestellte Ausnahmen es den Schein gewinne, als ob man das Institut geachtet hätte, während man doch nur die Form retten und der Sache nach dasselbe zerstören wollte. Auch in dieser Hinsicht verdient der Hannoversche Entwurf, der doch von lauter Protestanten bearbeitet ist, ein hohes Lob, da er, mit zarter Berücksichtigung der katholischen Lehrsätze, die Befreyung der Beichtväter von der Zeugenverpflichtung ohne alle Beschränkung ausgesprochen hat. (Art. 146. des Entwurfs einer Strafproceßordnung.) XII. *Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften.* XIII. *Einige Bemerkungen zur Lehre vom Dolus,* von Rosshirt. Vorzüglich Entwicklung des Begriffs, nach römischen, mosaischen und griechischen Rechten. XIV. *Ueber den Unterschied zwischen Crimen und Delictum bey den Römern und die ihnen zugeschriebene Eintheilung der Verbrechen in Publica et Privata.* Vom Prof. Birnbaum zu Löwen. Eine sehr gründliche und gelehrte Abhandlung, welche viele gewöhnliche Ansichten berichtigt. Ob es gleich keinem Zweifel unterliegt, daß wenigstens von Cicero bis Julianian der Unterschied zwischen *judicia publica* und *privata* bedeutend war, daß man auch *poenas publicas* und *privatas*, *actiones publicas* und *privatas*, *jus publicum* und *privatum* unterschied: so muß man sich wohl hüten, zu glauben, der Gegensatz zwischen *publicum* und *privatum* sey in dieser vierfachen Rücksicht derselbe gewesen; noch weniger ist anzunehmen, daß jemals ein aufsteigend eine der vier genannten Eintheilungen sich beziehender Unterschied zwischen *delictum privatum* und *publicum* von den römischen Rechtsgelehrten anerkannt worden sey; vielmehr ist es sehr wahrscheinlich, daß diese ganze Unterscheidung im römischen Rechte zu keiner Zeit bestand. Ebenso ist es zwar nicht zu leugnen, daß *crimen* zuweilen etwas Andres als *delictum*, zuweilen dasselbe zu bedeuten scheint, und daß die Römer ver-

schiedne Verbrechen vor verschiednen Gerichten bestrafen, aber darnach gaben sie nie den Verbrechen verschiedene Benennungen; *crimen* und *delictum* im Gegensatze bezeichnete ihnen nie zwey verschiedene Classen von Verbrechen, und in den Ausdrücken *crimen publicum*; *privatum*, *legitimum* und *extraordinarium* hieß *crimen* nie so viel als Verbrechen. XV. *Ueber den Zweykampf, mit besondrer Prüfung des neuesten Entwurfs eines Duelledicts für das Königreich Hannover,* von Mittermaier. Daß aus dem Gesichtspunkte der Criminalpolitik die Straflosigkeit der Secundanten wohl hätte ausgesprochen werden können, vorausgesetzt, daß sie nicht angehetzt haben, oder wenn sie erweislich ernstliche Versuche gemacht haben, das Duell zu verhindern oder Versöhnung zu bewirken, so daß gegen ihren Willen das Duell doch zu Stande kam, scheint auch dem Rec. vollkommen richtig zu seyn. Uebrigens wird der Hannoversche Entwurf sehr gelobt, namentlich wegen des aufgestellten Begriffs des Herausforderers, wenn es gleich nicht zu leugnen ist, daß die Anwendung desselben in einzelnen Fällen mit großen Schwierigkeiten verknüpft seyn kann. Als Herausforderer soll nämlich stets derjenige angesehen werden, welcher den Andern durch die Beschaffenheit der ihm zugefügten Beleidigung oder auf andre Weise zur Eingehung des Duells nöthigte. Wenn z. B. nun jemand in einer Gesellschaft heftig dem andern widerspricht, oder die Meinung des Andern sehr bizarr und sonderbar nennt, und letzter sich dadurch beleidigt fühlt und jenen hierauf fordert, so ist es schwierig zu sagen, wer hier der Herausforderer ist. Sehr häufig darf auch das bloße nackte Wort nicht für sich beurtheilt werden, und erst das genau zu erforschende Benehmen einer Person, z. B. ihrer Mienen, der Ton, mit welchem etwas gesagt wird, können entscheiden, so daß Mancher, gegen welchen zwar kein beleidigendes Wort ausgesprochen wurde, doch nicht als Herausforderer gelten kann, weil die vorausgegangenen Verhältnisse oder die begleitenden Umstände den Schlüssel zum Verstehen der Beleidigung gegeben haben. Es müssen daher überall die Nebenumstände des einzelnen Falles entscheiden, in wiefern eine von einem Theile ausgeübte Nöthigung des Andern zum Duell erwiesen werden kann. Vorzüglich wichtig wird es daher seyn, daß der Richter mit großer Umsicht und Kenntniß der Lebensverhältnisse sein Amt ausübt, sey es, daß er inquiret, oder entscheidet. XVI. *Giebt es Gründe, welche das Recht des Staats, Todesstrafen zu verhängen, zweifelhaft machen?* Vom Prof. Grohmann in Hamburg. Eine philosophische Deduction der Unrechtmäßigkeit der Todesstrafen, welche manches Neue und zu Beachtende enthält, aber ganz gelesen werden muß. XVII. *Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften.* XVIII. *Ueber den Begriff der strafrechtlichen Gewissheit,* von dem Vicedirector v. Weber in Tübingen. Größtentheils eine philosophische Deduction, der das Verdienst richtiger Zusammenstellung und klarer Auseinanderlegung der hier-

hierher gehörigen Wahrheiten, die nicht überall, noch gehörig beachtet werden, nicht abgesprochen werden kann. XIX. *Ueber die Grenzen und Bedingungen der Straflosigkeit der Perforation*, von Mittermaier. Eine in praktischer Hinsicht äußerst wichtige Abhandlung. Kein Richter kann den Arzt, welcher nach den Regeln seiner Kunst und überzeugt von der Nothwendigkeit der Perforation diese Operation selbst an dem lebenden Kinde vorgenommen hat, deswegen zur Rechenschaft ziehen. Um sie abzuwenden, darf der Arzt nicht die Mutter zum Kaiserschnitt oder Schamknorpelschnitt bereden, und noch weniger hat der Ehemann oder die Verwandten ein Recht hierüber zu entscheiden, sondern nur allein der Wille der Mutter kann den Arzt ermächtigen, ob er Kaiserschnitt oder Perforation vornehmen soll. Ist die Mutter besinnungslos, so darf der Arzt nur perforiren, um die Mutter zu retten, weil er ihre Einwilligung zu dem lebensgefährlichen Kaiserschnitt nicht erhalten kann. Rec. stimmt mit diesen musterhaft und klar motivirten Grundsätzen vollkommen überein; er glaubt aber, daß man dem Ehemann doch wohl das Recht einräumen muß, die Perforation zu verlangen, wenn die Mutter sich dem Kaiserschnitt *aus freiem Willen* unterwerfen zu wollen erklärt hat, da es ein größeres Interesse haben kann, sich die Gefährtn seines Lebens erhalten zu sehen, als ein Kind, dem in den ersten Lebensjahren noch so manche Gefahren drohen, und dessen Erhaltung bey dem Tode der Mutter so ungewiß ist; dagegen würde er aber auch dem Ehemanne die Befugniß absprechen, den Kaiserschnitt gegen den Willen der Mutter zu verlangen, um sich durch das Leben des Kindes Vortheile zu erhalten, die er durch dessen Tödtung einbüßen würde. XX. *Ueber den Geist des in der Carolina aufgestellten Criminalprocesses*, mit besondrer Rücksicht auf unsre Praxis und auf die vielbesprochenen Ansichten von Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens. Von Rosshirt. Untersuchungen, in wie weit die Carolina den römischen Accusationsprocess beybehalten habe. XXI. *Einige Bemerkungen über die Strafe des Kindesmords in Bezug auf den Artikel 236 des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für das Königreich Hannover*. Von dem Oberappellationsrath Spangenberg in Celle. Der Vf. rechtfertigt in diesem Aufsatze die in jenem Entwurfe ausgesprochene unbedingte Ausschließung der Todesstrafe. XXII. *Ueber den Unterschied zwischen Crimen und Delictum bey den Römern u. s. w.* Vom Prof. Birnbaum in Löwen. Beschl. von Nr. XIV. XXIII. *Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften*. — Ein besserer Corrector wäre dieser Zeitschrift zu wünschen; außer den angezeigten Druckfehlern sind noch andere stehen geblieben: z. B. S. 85. *Wahrzeit* f. Wahrheit, S. 302. *Kindermörderin* für

Kinderwärterin, S. 345. *Rechtsverletzung* f. *Rechtfertigung*, S. 348. *aufzehrt* f. *aufhebt*, S. 597. *Proforation* f. *Perforation* u. dergl.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MAGDEBURG, in d. Pansa. Buchdr.: *Gefung- und Erbauungsbuch für Gefängniß- und Zucht-Anstalten*. Bearbeitet und herausgegeben von G. Mähz, sonst Königl. Preuss. Divisions-Prediger zu Magdeburg, nunmehr Superintendent und Prediger zu Biederitz. 1827. 12 S. Vorr. u. Inh. u. 181 S. 8. (6 gGr.)

Der Vf. dieser Schrift erwarb sich durch seine siebenjährige Amtsführung in dem Kreise der auf dem Titel angedeuteten Verträge eine genaue Kenntniß ihrer Bedürfnisse sowohl, als der geeignetsten Mittel, diese zu befriedigen, und giebt davon hier Zeugniß. Seine Schrift umfaßt Alles, was diese Menschen belehren, bessern, trösten und erbauen kann. Den größern Raum nimmt eine aus dem neuen Magdeburg. Gesangbuche wohlgewählte Sammlung von Liedern für die öffentliche Gottesverehrung ein, welchen die neue preussische Liturgie zum Hauptgottesdienste an Sonn- und Festtagen und zur Abendmahlsfeier vorangeht. Für den bequemern Gebrauch der Liedersammlung hätte Rec. ein alphabetisches Register gewünscht. Der letzte Theil der Schrift umfaßt 32 Gebete für die Bedürfnisse im Allgemeinen, aber auch für manches specielle Verhältniß, welche vom Vf. Erbauungsmaterialien genannt werden. Sie empfehlen sich durch Fülle der Gedanken, Deutlichkeit und Falschheit, und können bey nicht ganz Verwahrlosten und Unwissenden viel Gutes wirken. Dann folgen die fünf Hauptstücke des christl. Glaubens mit untergelegter fruchtbarer Worterklärung und Bibelsprüche. Wären die letztern in reichlicher Auswahl an den in den Hauptstücken passenden Stellen eingefesoben worden, so möchten sie ihren Zweck wohl sicherer erreichen. Durch diese Vereinigung beider Gaben wäre zugleich für die genannten Anstalten ein Religionslehrbuch bereitet, welches die im Religionsunterricht so oft Versäumten zu ihrer Belehrung und Besserung bedürfen.

Diese Bezeichnung des Inhalts empfiehlt diese Schrift ganz vorzüglich den an solchen Anstalten stehenden Predigern und Lehrern als Handbuch bey ihrer Amtsführung, so wie auch denen, welche dergleichen Besserungsanstalten leiten, als das wirksamste Mittel, ihre menschenfreundliche Sorgfalt durch Vertheilung desselben unter ihre Bewohner — wozu der so billige Preis gestellt ist — zu bethätigen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1827.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

MAINZ, b. Kupferberg: *Ueber Gesundbrunnen und Heilbäder insbesondere*, oder Nachrichten über die vorzüglichsten Gesundbrunnen und Heilbäder in Böhmen. Von Joh. Ev. Wetzler, Medicinal- u. Regierungsrathe zu Augsburg. 1825. XII u. 376 S. 8.

Der würdige Vf., welcher sich über Gesundbrunnen und Heilbäder schon früher ein nicht zu verkennendes großes Verdienst erworben hat, beschreibt in diesem Buche, welches den dritten Band seines grössern Werks über *Gesundbrunnen und Heilbäder* ausmacht, die Quellen und Bäder Böhmens mit derselben Genauigkeit, Umsicht und Sachkenntniß, wie es in den beiden ersten Bänden mit den bereits abgehandelten M. Quellen unleugbar der Fall war.

In den Vorbemerkungen erfahren wir, daß Böhmen mehrere hundert mineralische Quellen besitzt, daß aber die vorzüglichsten sich in dem von Westen nach Osten hinziehenden Eger-Thale, oder doch in dessen Nähe befinden; daß die Wege zwischen den berühmtesten Bädern Böhmens noch nicht überall sehr gut sind; was der Reisende beym Eintritt in dieses Land zu bemerken habe: daß z. B. jeder Curgast einen Eimer Wein zollfrey einführen darf; daß es nicht erlaubt sey, versiegelte Briefe bey sich zu führen; daß jeder Gast, der über acht Tage in einem Curort verweilt, eine Curtaxe bezahlen muß. Noch viele andre, für den Badegast mehr oder weniger interessante Nachrichten werden hier mitgetheilt.

Marienbad. Zuerst die geographischen, topographischen und historischen Notizen; dann die physischen und chemischen Eigenschaften der Mineralquellen, der Badeschlamm, die Gasquellen, die Brunnen- und Badeeinrichtungen. Sehr bemerkenswerth ist, daß der Kreuzbrunnen nach der Analyse von Reufs u. Steinmann im J. 1817 $\frac{1}{3}$ an festen Bestandtheilen weniger beträgt, als nach den übrigen angeführten Analysen. Hr. W. ist der Meinung, daß diese große Verschiedenheit der Resultate nicht wohl Fehlern bey der Untersuchung zugeschrieben werden könne, sondern daß das Wasser selbst zur Zeit der Untersuchung verschieden war, welcher Meinung Rec. um so lieber beytritt, als ein solcher Irrthum von den angeführten sehr geschickten Chemikern keineswegs vermuthet werden kann, und ähnliche Ereignisse schon mehrmals angetroffen worden sind. — Sehr interessant sind die hier erzählten, von Reufs angestellten

Verfuche und Beobachtungen über die ungeheuren Gas-Entwickelungen des *Marienbrunnens*: auf die Gaschicht, welche den Wasserspiegel der Quelle bedeckt und ihre Höhe, hat nämlich nebst der Tageszeit die meteorologische Beschaffenheit der Atmosphäre einen unverkennbaren Einfluß; auch die Farbe des Wassers im Behälter ist zu verschiedenen Jahreszeiten verschieden. — Analyse des Badeschlammes, nach den Gebrüdern Brem und Steinmann. — Hinsichtlich der Wirkung und Anwendung dieser Trinkquellen und der Wasser-, Gas- und Schlamm-bäder führt Hr. W. ausführlich die Ansichten Hn. Heidler's aus dessen vortrefflicher Schrift über *Marienbad* an, welcher nach dem Beyspiel von Hufeland, Wurzer und Andern der Meinung ist, daß über den medicinischen Werth der Mineralwasser nicht die Chemie, sondern nur die Beobachtung und Erfahrung entscheiden könne. Hr. W. widerspricht der Theorie Köhreuter's, daß die *Thermen* desoxydirend und die *Säuerlinge* oxydirend wirkten. Der auch hier angeführten Behauptung mehrerer Aerzte und Naturforscher, daß die *Thermen* langsamer erkalten, kann Rec. nicht beytreten. Nicht nur die hier angeführten Untersuchungen von Reufs und Steinmann sondern namentlich die neulich von Longchamp vorgenommenen Verfuche lassen kaum noch zweifeln, daß die von Kastner beym Wiesbadner Wasser angestellten Verfuche nicht ganz genau seyn mögen. — Dann folgen die Krankheiten, gegen welche sich diese Wasser als Heilmittel erprobt haben, nebst den Gegenanzeigen. — Auch interessant für den Arzt und den künftigen Curgast ist das, was Hr. W. von dem dortigen BADELEBEN bemerkt. — Bis jetzt wird *Marienbad* fast nur von Kranken besucht, und es besitzt nichts, was Gesunde zu einem längern Aufenthalt anreizen könnte. Hazardspiele sind hier, wie in allen Böhmischn Bädern, verboten; getanzt wird wenig; doch herrscht unter der Gesellschaft ein angenehmer Ton und keine Prunksucht, obchon dieser Ort jährlich von sehr vornehmen Personen besucht wird. Es findet sich übrigens ein Schauspielhaus da, und zuweilen werden Abends Concerte gegeben. Hr. W. hält *Marienbad* unter den deutschen Bädern (erster Classe) für eins der wohlfeilsten. — Im sechsten Kap. thut der Vf. mehrerley zweckmäfsig scheinende Vorschläge.

Die Königswarter Mineralquellen. — Königs-
wart, dem Fürsten von Metternich gehörig, ist ein
Marktflecken mit einem Schlosse, eine Meile von
Marienbad, rechts eine Stunde von der Strasse, die
Z (4) von

von dort nach *Eger* führt. Hoch über dem Flecken sprudeln (nahe beyflammen) drey Eifenlauerlinge; sie sind bekanntlich von *Berzelius* 1822 zu Stockholm, im folgenden Jahre von *Steinmann* an den Quellen selbst untersucht worden. Hr. *W.* bezweifelt nicht, daß der Trinkbrunnen große Kräfte besitze; indessen sind diese Quellen sämmtlich erst seit Kurzem bekannt.

Kaiser Franzens-Bad bey *Eger*. — Zuerst geschichtliche, dann topographische Notizen, die Umgebungen und die Mineralquellen selbst; ihr physisches und chemisches Verhalten; die Gasquelle, der Mineralchlamm und die Badeeinrichtung. — Der Mineralquellen sind vier. Der Franzensbrunnen erhielt (nach der von *Reufs* vor 30 Jahren angestellten Analyse) mehr als noch einmal so viel Eisen, als nach der von *Trommsdorff*. — Die Gasquelle strömt aus einer messingenen Röhre heraus; die ausströmende Menge beträgt in 24 Stunden 5760 W. Kubikfuß. Es sind Apparate sowohl zur allgemeinen als örtlichen Anwendung des Gases vorhanden. Wirkung und Anwendung der Trinkquellen, der Wasser-, Gas- und Schlammäder. Sie zeichnen sich durch innige Mischung und feste Bindung ihrer Bestandtheile aus. In chemischer Hinsicht ist unter ihnen ein bedeutender Unterschied. Nach Beobachtung und Erfahrung werden die Heilkräfte derselben angeführt, so wie die des Mineralmoors. Ueber den Gebrauch von *Franzensbad* nach dem *Karlsbad*: seit langer Zeit pflegt ein großer Theil der *Karlsbader* Curgäste den *Franzensbrunnen* zur Stärkung als Nachcur zu brauchen. Was der Vf. hierüber bemerkt, ist beherzigungswerth. — Das *Badeleben* ist dort sehr angenehm. Ueberallhin gute Strassen; unter den Curgäßen ein ungezwungener Ton; der Tisch gut, der Aufenthalt wohlfeil, doch vermißt man schattige Spaziergänge. *Versendung der Mineralwasser, Wirkung der versendeten*. — Von der Salzquelle versichert Hr. *W.*, daß dieses Wasser versendet eben so wirke, wie an der Quelle.

Kaiser-Karls-Bad; historische und topographische Notizen, nebst der neuesten Literatur. Umgebungen, Vergnügungsorte, worunter mehrere Nachrichten sind, welche den zahlreichen Besuchern dieser wahrhaft weltberühmten Quellen höchst willkommen seyn werden. Die Heilquellen, ihr physisches und chemisches Verhalten, das *Karlsbader Salz*, der *Sprudelwinter*; *Berzelius* Meinung über die Ursache der Wärme der Quellen. Hier sind die Resultate der Analysen von *Becher*, *Klaproth*, *Reufs* und der neuesten, so viel Aufsehn erregenden von *Berzelius* anführt. — Ueber die Weise, wie die hohe Temperatur des Sprudels benutzt wird, um das *Karlsbader Salz* mit Erparung der Feuerungskosten zu gewinnen. — Die Behauptung von *Berzelius* (S. 272), daß wahrscheinlich vor 2000 Jahren zu *Mont-Dore* das Wasser nicht bedeutend wärmer gewesen sey, als jetzt, möchte Rec. nicht unterschreiben: denn woher weiß man denn, daß die Badenden jener Zeit gerade gleich sich des Bades bedient haben, so wie das Wasser der Erde entsprang; oder ob sie nicht vor dem Gebrauche kaltes damit vermischt haben? Auch

stehen hiermit die neuesten Erfahrungen, welche man in Frankreich über das Erkalten der Thermen gemacht hat, durchaus nicht im Einklange. — Die *Badeeinrichtungen*, *Wünsche* (und Vorschläge zu deren Verbesserung), *Wirkung* und *Anwendung* des Wassers. Der Vf. sagt: „bis jetzt genügt *Becher's* chemische Analyse für die Kenntniß des *Karlsbader* Wassers als Heilmittel noch vollkommen.“ Jener erklärt es für ein auflösendes und zertheilendes Mittel. — Diese Heilquellen sollen nur hinsichtlich ihrer Wärme von einander unterschieden seyn. *Berzelius* sagt daher, daß die ungleiche medicinische Kraft und Stärke dieser Quellen, welche man selbst von Aerzten zu hören pflege, wenn man damit etwas Andres als ihre verschiedene Wärme meinte, zu den leeren, grundlosen Meinungen gehöre, die in der Medicin der Mineralwasser so gewöhnlich wären! So groß unfre Achtung für die chemischen Verdienste des Hn. B. ist, so können wir doch dieser Meinung keineswegs beystimmen: denn dieser Punkt liegt weit jenseits des Gebietes der Chemie, und gehört einzig vor das Forum der Aerzte; so wie Hr. B. selbst in diesen Quellen jetzt Stoffe gefunden hat, die man früher nicht ahnte; so ist es auch gar nicht unwahrscheinlich, daß in folgenden Jahren noch andre Dinge entdeckt werden, wodurch sich die Verschiedenheit dieser Heilquellen vielleicht sehr deutlich ausdrückt. Aber selbst in dem Falle, wo dies Alles nicht geschehen sollte; ist denn nicht unser Organismus ein weit, weit feineres Reagens, als der Apparat der chemischen Reagenzien eins aufzuweisen hat! Ehedem trank man täglich früh 30 — 40 Becher dieses Wassers, jetzt ist das Maximum 15 — 18 Becher. — Dies ganze Kapitel ist sehr interessant für Aerzte, und beweist von Neuem den bekannten praktischen Tact des Vfs.

Der kalte Säuerling. Hier sind die so auffallend abweichenden Resultate der Analyse von *Lampadius* und *Berzelius* angeführt. Bekanntlich hat der Erste im J. 1820 nur drey Bestandtheile und *Berzelius* nunmehr elf darin angetroffen! — *Badeleben*, Anstalten zum Vergnügen. Parallele zwischen *Karlsbad*, *Marienbad* und *Franzensbader* auflösenden Heilquellen. Der Vf. sagt sehr richtig: um die Parallele vollständig durchzuführen, müßte man an jedem der genannten Curorte mehrere Jahre lang *Beobachtungen* und *Erfahrungen* sammeln können.

Bilin, ein Städtchen im *Leutmeritzer Kreise*, besitzt drey Quellen, die $\frac{1}{2}$ Stunde von der Stadt am östlichen Fuße des *Ganghofs* liegen. — Resultate der Analyse, welche *Reufs* 1807 damit anstellte. — Die dritte Quelle enthält außer *Eisenoxyd* dieselben Bestandtheile der beiden ersten, nur in geringerer Menge. Der Abfluß aller dieser Quellen wird auf 15 Pfannen verdampft, um die erhaltne Sode zur Fällung der *Magnesia* aus der von *Seidschitz* hierher geführten *Bitterwasser-Lauge* zu benutzen.

Das *Bitterwasser* zu *Seidschitz*, *Sedlitz* und zu *Püllna*. Es sind jetzt bey *Seidschitz* 20 und etliche Quellen, welche fast sämmtlich dem Fürsten von *Leb-*

Lobkowitz gehören. Die Analyse des Hauptbrunnens nach *Reufs* und die vom Sedlitzerwasser nach *Neumann* sind hier angeführt, so wie *Pleischl's* Analyse des Bitterwassers, welches in der Nähe des Dorfs *Püllna* entspringt, und sich durch seinen großen Gehalt an Glaubersalz vom Seidschitzer und Seidlitzer unterscheidet.

Teplitz. Historisch - topographische Notizen, geognostische Bemerkungen über die Gegend um *Teplitz*. — Umgebungen, Vergnügungsorte. — *Teplitz* hat eine reizende Lage und herrliche Umgebungen. — Die *Heilquellen*; ihr physisches und chemisches Verhalten, die Trink- und Badeanstalten; Nothwendigkeit ihrer Erweiterung und Verbesserung. — *Ambrozi* hat vor 30 Jahren die Hauptquelle, die Gartenquelle, die Schlangenbadquellen und die Schwefelbadquellen untersucht; die Analyse von *Reufs*, welche er mit dem Wasser der Gartenquelle angestellt hat, weicht nur in der Menge der Bestandtheile von der *Ambrozi'schen* ab. *Berzelius* untersuchte 1822 das Wasser der Steinbadquelle, und fand bekanntlich Bestandtheile darin, welche man bis jetzt in keinem Mineralwasser vermuthet hatte. — Die *Teplitzer* und *Schönaauer* Quellen geben in einem Jahre über 28 Millionen Cubikfuß Wasser, und doch ist, wie der Vf. versichert, Mangel an Bädern da, so daß viele Kranke im städtischen Badehause erst um 9—10 Uhr Abends baden können und Andre schon um 3 Uhr Morgens anfangen müssen. Vorzüglich bemerkenswerth findet Rec., daß das Wasser der Steinbadquelle nach *Berzelius* weit weniger feste Bestandtheile enthält, als ihm *Ambrozi* beygelegt hat. Das Wasser hat sich demnach in jener Zeit ohne Zweifel geändert. Der Vf. klärt den Zwiespalt auf, der sich vor einigen Jahren in öffentlichen Blättern in Beziehung auf das Badehaus äußerte, welches auf Kosten des Fürsten von *Clary* am Herrenhause angelegt werden soll, und zeigt, daß die verbreitete Nachricht, als wenn dadurch die Quellen an ihrer Kraft u. s. w. verlören, ganz ungegründet sey. — Wirkung und Anwendung dieses Heilwassers. Bis jetzt ist es wenig innerlich angewendet worden, sondern meist nur äußerlich als *Bad*. Die Fälle, wo diese Quellen nützlich sind, und wo sie Nachtheil bringen, sind hier bezeichnet; auch sind zugleich (mit Einsicht und kräftig) die Wünsche zur Verbesserung mancher Mängel ausgesprochen. — *Teplitz* wird am zahlreichsten besucht von allen Curorten Böhmens; indessen soll es an Geselligkeit dort mangeln, der Aufenthalt aber wohlfeiler seyn, als in einem andern Böhmischen Bade. — Bemerkungen über die künstliche Verfertigung der Böhmischen Mineralwasser durch Hn. Dr. *Struve* in *Dresden*. Der Vf. beweist recht bündig, daß die von Hn. *Struve* bereiteten Mineralwasser von denen der Natur sehr verschieden sind und seyn müssen. Sie können Arzneymittel seyn, aber nicht die Mineralwasser, deren Namen sie tragen. Die Gründe des Vfs. sind so überzeugend, daß Rec. ihnen die allgemeine Beherzigung wünscht, welche sie verdienen.

Wir verbinden hiermit die Anzeige folgender Schrift desselben Vfs. über ein in obigem Werke ebenfalls behandeltes Böhmisches Bitterwasser:

AUGSBURG, in Comm. b. Wirth: *Ueber den Nutzen und Gebrauch des Püllnaer Bitterwassers*. Vom Medicinal- und Regierungsrathe *Joh. Evang. Wetzler* zu Augsburg. Auf Kosten des Verfassers. 1826. IV u. 100 S. 12.

Der Vf. war selbst in *Püllna*, einem Dorfe eine Stunde südlich von *Brix* (der Vf. schreibt *Brux*) in einer Ebene liegend. Später trank er selbst das von *Ulbrich* in *Brix* verschickte Wasser. Er theilt in seiner Schrift die Untersuchung des *Püllnaer* Wassers von *Pleischl* in *Prag* mit, und setzt zur Vergleichung die Analysen des Seidschitzer Wassers von *Reufs* und des Sedlitzer Wassers von *Neumann* bey. Rec. wird zur Vergleichung des *Püllnaer* Wassers mit dem Seidschitzer die neueste Analyse des letztern von *Steinmann* in *Prag* beyfügen.

Püllnaer Wasser nach Pleischl in 16 Unzen.

Schwefelsaures Natron	91,81
Schwefelsaurer Kalk	2,99
Schwefelsaure Talkerde	67,88
Salzsaure Talkerde	15,47
Kohlensaurer Kalk	1,73
Kohlensaure Talkerde	2,23
Kiesel- und organischer Stoff	0,63
Feste Bestandtheile	182,74
In 100 Kubikzoll Wasser	
freye Kohlensäure	6,959

Seidschitzer Wasser des Hauptquells nach Steinmann in 16 Unzen.

Schwefelf. Talkerde	78,735
Salpetersaure Talkerde	20,247
Salzsaure Talkerde	2,606
Kohlensaure Talkerde	1,100
Schwefelsaures Kali	22,932
Schwefelsaures Natron	27,115
Schwefelsaurer Kalk	2,496
Kohlensaurer Kalk	4,858
Kohlensaurer Strontian	0,024
Kohlens. Eisenoxydul	0,103
Kohlens. Manganoxydul	0,028
Basisch phosphorsaure Thonerde	0,018
Kiesel-erde	0,061
Humusextract	0,385
Feste Bestandtheile	160,691
Kohlensäure	3,304
Atmosphärische Luft	0,105
Summe d. Bestandth.	164,100

Das *Püllnaer* Wasser läßt sich gut versenden und Jahre lang gut aufbewahren. Die ersten sinnlich wahrnehmbaren Wirkungen desselben sind: *Vermehrung der Darmausleerung und der Harnabsonderung*. Bey längerem Gebrauche befördert es Hämorrhoidal- und Monatsfluß. Es kann in allen *acuten Krankheiten* gebraucht werden, wo ein kühlendes oder auflösendes Abführungsmittel angezeigt ist. In *chronischen Leiden* ist es anwendbar, wo die Darmausleerung zu befördern, schädliche Stoffe aus dem Darmkanal zu entfernen, der Säfteumtrieb zu betheiligen, Stockungen und Versstopfungen zu lösen und Säfte zu reinigen sind. Man läßt von einem halben bis zu einem ganzen Pfunde trinken, worauf 4 bis 6 Stühle erfolgen. Dabey die gewöhnliche Brunnendiät. Es folgen nun gut und kurz erzählte Krankheitsgeschichten von 17 verschiednen Krankheitsformen, in denen die Wirkung des Wassers ausgezeichnet erschien.

Auch

Auch Rec. ließ dies Wasser zu 6—12 Unzen trinken und fand, daß es fast dieselbe Wirkung als die andern Bitterwasser hatte, nicht aber so leicht als diese den Magen angriffen. Wahrscheinlich verträgt der Magen das ihm im Kächensalze so vielfach gereichte und in dem Püllnaer Wasser vorherrschende Natron besser, als die in den andern Bitterwassern vorzüglich wirkende Magnesia. — In einem Nachtrage versichert der Vf., das Püllnaer Wasser auf kohlenfaures Natron geprüft und es auch gefunden zu haben.

GESCHICHTE.

ILMENAU, b. Voigt: *Neuer Nekrolog der Deutschen*. Dritter Jahrgang, 1825. Erstes und zweytes Heft. 1827. XXX u. 1648 S. 8. (5 Rthlr.)

Auch dieser Jahrgang, in welchem der Verleger als Herausgeber auftritt, ist zu zwey dicken Bänden angewachsen, die, ohne daß dazu irgend ein Grund vorhanden wäre, auf dem Titel als bloße Hefte bezeichnet werden. Nach der einmal festgesetzten Norm liefert er in drey von einander getrennten Abtheilungen ausführliche Biographien, kürzere Notizen und kurze Anzeigen über nicht weniger als 488 im Laufe des J. 1825 heimgegangene Deutsche aus allen Ständen. Nach der Erinnerung, zu welcher uns der Voratz, daß stets ein Jahrgang dieser Denkblätter einem bestimmten Jahre entsprechen müsse, in der A. L. Z. 1826. Erg. Bl. S. 559. veranlaßte, hat es uns nicht befremdet, hier eine Biographie des schon 1824 auf der Insel St. Marie bey Madagascar verstorbenen *Carl Theodor Hilfenberg* zu finden. Man wird sie nicht ohne Theilnahme lesen, da die Schicksale dieses wackern jungen Naturforschers und die aus seiner eignen Feder geflossene lebhaft Schilderung seiner Reise viel Anziehendes haben. Doch dürfte es für die Folge zu vermeiden seyn, daß, wie dies bey der Biographie von *Eickemeyer* (S. 937) der Fall ist, die zweyte Hälfte derselben in den vierten Jahrgang verwiesen wird. Bey der Mannichfaltigkeit der stets namhaft gemachten Quellen können die gelieferten Beyträge nicht alle von gleichem Werthe seyn. Dies liegt schon in dem Umstande, daß, außer vielfachen gedruckten Schriften, der Herausgeber die Mittheilungen von 83 in der Vorrede dankbar genannten Mitarbeitern aus den verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes benutzt hat. Diese rege Theilnahme läßt hoffen, daß nützliche Unternehmen auch in der Folge unterstützt und regelmäsig fortgesetzt zu sehen, trotz der unzähligen von einer so mühsamen Arbeit unzertrennlichen, in der lezenswerthen Vorrede recht gut ange deuteten Schwierigkeiten. Der Herausg. verfolgte aber auch mit dem hier an den Tag gelegten Ernste den Voratz, einen *Nationalneurolog* in dem eigentlichen Sinne dieses Worts zu liefern, wodurch er sich Ansprüche auf den Beyfall seiner Zeitgenossen und der Nachkommen sichern wird. — Allerdings haben, wie er bemerkt, Selbstbiographien, mit Selbsterkenntniß geschrieben, nicht nur einen eignen innern Werth,

sondern auch einen besondern Reiz und wesentliche Vorzüge vor allen andern. Darum wiederholt Rec. den Wunsch des Herausg., daß es denjenigen, welche den scheidenden Blick jenseits richten, gefallen möge, ihre Lebensbeschreibung dem Nekrolog als Vermächtniß zu hinterlassen und bey Zeiten an die Ausführung des guten Voratzes zu denken. — Die eigentlichen Original-Arbeiten sind mit einem * bezeichnet. Bey aller Verschiedenheit derselben scheinen sie uns im Ganzen gelungen zu seyn; ja manche darunter die Aufgabe zu lösen, die man an Biographien zu machen berechtigt ist. Zu den bessern biographischen Schilderungen rechnen wir die Aufsätze über *Christian Heinr. Wolke* von Gräfe, über *Joh. Dan. Sander* von Wunster, über *Joh. Theod. Reinke* von Gebauer, über *Joh. Jos. Kausch* von Wunster, über *Ernst Jul. Walch* von Ihling, über *Bened. Christian Vogel* von Julius Gr. v. Soden, über *Klefer* von Cornel. Müller (trotz den demselben gewidmeten 57 Seiten), über *Joh. Friedr. Facius* von Gruner, über *Franz Christian Horner* von Eichmann, über *Wilh. Friedr. Hemprich* von Hemprich, über *Dorothea von Rodde* von Döring, über *Ludw. Wilh. Zimmermann* von Wagner, über *Christoph Friedr. Leers* von Burger, über *Georg Christian Knapp* von Lomler, über *Jean-Paul-Friedrich Richter* von Döring, über *Georg Albr. Ihering* von Gittermann, und die von ungenannten Verfassern über *Heinr. Karl Rosenstiel*, *Heinr. Ludw. de Mares*, *Jos. Alb. v. Ittner*, *Joh. Gottfr. Knefschke*, *Joh. Heinr. Meynier* u. m. A. Es würde uns zu weit führen, auf die nähere Würdigung dieser Artikel einzugehen, oder einzelne einschlichne Fehler als solche zu bezeichnen. Befremdet hat es uns indessen (S. 872. Nr. 372.) von dem k. k. General-Major *Jos. von Barbacsi* nichts weiter zu lesen, als daß er zu Preßburg im 76sten J. gestorben sey. Kannte denn der Herausg. nicht von *Dohm's* Denkwürdigkeiten, aus welchen die Rolle hervorgeht, die *Barbacsi* bey der unglaublichen Ermordung der franzöf. Gefandten unweit Raftadt spielte? Der S. 1632. Nr. 394. sowohl als im Register *Barbacori* genannte Kanzler zu Trient hieß *Barjacovi*. Es wäre leicht gewesen, über die von ihm bekleideten Aemter und seine schriftstellerischen Verdienste nach deutschen und insbesondere nach italienischen Quellen einen interessanten Artikel zu liefern. Endlich starb der S. 1642. Nr. 481. namhaft gemachte Nachfolger des unglücklichen *Schweigger's* zu Königsberg in Preußen, Professor Dr. *Eisenhardt* nicht im 82sten, sondern im 28sten J. seines Alters. Die erste Angabe ist ein Druckfehler, der sich in den meisten deutschen Zeitschriften eingeschlichen hat. Den vorliegenden Jahrgang zielt das Bild des verstorb. Königs Maximilian Joseph von Bayern. Statt eines so bekannten Bildnisses hätten wir lieber das wohlgetroffene Bild irgend eines der bekanntern geschilderten Privatmänner erblickt, zumal das hier gelieferte nur der Abdruck einer Platte ist, deren der Verleger in den von ihm ebenfalls herausgegebenen deutschen Regenten sich schon bedient hat.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR · ZEITUNG

August 1827.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Gedanken, Ansichten und Bemerkungen über die Unbill und Noth und die Klagen unserer Zeit*; in national- und staatswirthschaftlicher Hinsicht. Von einem unpartheyischen Freunde der Wahrheit. 1826. 185 S. 8. (18 gGr.)

Es ist erfreulich, einmal eine Stimme über den auch in unsern Blättern schon mehrmals besprochenen jetzigen Nothstand von einem Manne zu vernehmen, der die gegenwärtigen Umlände aus einem mehr erweiterten Gesichtspunkte erwogen hat, als der unendliche Schwarm von Autoren, die das Publicum mit ihren Jammerklagen betäuben und den nahen Ruin der Völker prophezeihen. Diese Leute begreifen nicht, daß einige neue Ereignisse von der Beschaffenheit sind, daß sie nicht in ihre bisherigen Urtheile passen. Einiges in diesen neuen Veränderungen ist allerdings hier für sie selbst oder für Andere, welche sie beobachten können, drückend; aber sie erwägen nicht, daß ein neuer Zustand der Dinge auch neue Einrichtungen fordert, wenn er halten und zur Besserung fortzuschreiten soll; daß Beybehaltung oder Herfiellung des alten vormaligen Zustandes das Neue zwar zerlören, aber niemals einen bessern Zustand wieder herstellen kann, wenn man einmal überzeugt worden ist, daß der alte nun zerstörte nichts mehr taugt und von der Hauptmasse der Menschen nicht mehr begehrt wird. „Wir leben jetzt, sagt der Vf., in einer wunderlichen Zeit. — Während fast Alles, dessen der Mensch zur Nothdurft nicht nur, sondern auch zur Annehmlichkeit, Bequemlichkeit und zum sichern Genuße des Lebens bedarf und zu erlangen trachtet, wegen wohlfeilern Preises leichter zu haben ist, als je, und daher auch die nicht Wohlhabenden dessen theilhaftig werden können, die sonst nur mit dem Nothdürftigsten sich begnügen mußten, während die in so vielen Ländern gegebene volle oder doch größere Gewerbfreyheit und die festgesetzte Aufhebung aller, der nützlichen Thätigkeit und Arbeit aller Art bisher entgegenstehenden Schranken und Banden jedem an sich nicht widerrechtlichen und unerlaubten Unternehmen volle oder größere Freyheit gestattet ist, hört man von allen Seiten über schlechte Zeit, über schwierige Subsistenz, über Noth, über Mangel an Unterhalt klagen und schreyen. Während die Fabrikindustrie fast al-

ler, besonders aber auch der deutschen Länder, durch Vermehrung der Fabrikanlagen, durch erhöhten Eifer und Thätigkeit, durch vervollkommnete Kenntniß, durch bedeutende Verbesserung der mechanischen und andern Hülfsmittel der Arbeit große Fortschritte gemacht, sich überall hin verbreitet; während sie, die sonst nur den Städten eigen war, sich auch auf das platte Land gezogen hat — hört man über den Verfall aller Fabrikindustrie, über den unvermeidlichen Untergang unserer Fabriken klagen und jammern. — Während überall die Masse der Bevölkerung seit 20 Jahren mehr als je angewachsen ist und noch jährlich bedeutender als sonst zunimmt, und doch Alles, was sie verbraucht und consumirt, durch den Handel gehen muß, und der Handel also unfreitig eine größere Masse von Waaren und Producten jetzt in sich fassen und zu verbreiten haben muß, als sonst, hört man überall, besonders aber in den deutschen Ländern die Klage, daß fast gar kein Handel mehr sey. Oder wenigstens hört man sich über die schrecklichen Sperrungen und verderblichen Behinderungen des Handels beklagen, obgleich bloß einige von den größern Staaten, nämlich Frankreich und Rußland, beschränktere Handelsysteme als sonst angenommen, dagegen Preussen, Schweden, die Niederlande und insbesondere England viel freyern Handelsprincipien folgen, als sonst, und der Handel sich durch Nordamerika und die Freyheit der südlich amerikanischen Colonie täglich erweitert. — Während überall, und so auch wieder ganz besonders in Deutschland, die landwirthschaftliche Production jeder Art durch immer allgemeiner werdende vergrößerte und vervollkommnete, rationelle Kenntniß und echte ökonomische Praxis, durch immer höher steigenden Eifer für den Landbau, durch Verbesserung und Vervollkommnung aller seiner mechanischen und andrer Hülfsmittel sich ganz ungemein gegen ehemals gehoben hat, eine unberechenbare Menge ehemals wüsten oder doch der Cultur entzogenen Landes durch Aufhebung der Gemeinheiten und des Huth- und Triftrechts und aus besserer Einsicht und Thätigkeit der Cultur zugeführt, und so überhaupt eine größere Ausdehnung des Ackerlandes zu Wege gebracht, auch vieles unnütze Wald- und Heideland in Ackerland umgeschaffen ist, unsre Schafheerden aufs höchste veredelt und zu einem sonst nie gekannten Ertrage gebracht sind, unsre Pferde- und Rindviehzucht ebenfalls sehr vervollkommen worden ist; während man in so vielen Ländern alle Hinder-

nisse und Bande einer bessern landwirthschaftlichen Cultur aus dem Wege geräumt und zerrissen hat; während man persönliche Freyheit und Eigenthum dem gemeinen Manne überall wiederzugeben bedacht war, hört man doch nur von dem Unglück und Elend des Landmanns, von der Unmöglichkeit, ferner so fort wirthschaften zu können; von dem unendlich gesunkenen Werthe der Landgüter, des Grundes und Bodens sprechen und jammern. Endlich während die Weisheit, Liberalität und Humanität der Regierungen alles das Gute, was Frankreich aus dem Höllelenpfehl der Revolution sich errungen hatte, als: Gleichheit vor dem Gesetz, Gewerbefreyheit, Aufhebung der Leibeigenschaft, des Zunftzwangs u. s. w. besonders wieder den deutschen Ländern durch Reformen der Gesetzgebung, zweckmäßiger Einrichtung der Besteuerung, Aufhebung der meisten Regalitätsrechte u. s. w. gegeben; während sie selbst durch Constitutionen und Staatsgrundverträge ihren Völkern einen Antheil an der öffentlichen Verwaltung und Gesetzgebung gewährt — muß man doch so oft und fast überall Aeufserungen der Unzufriedenheit mit ihnen, vielfachen Tadel derselben, ja wohl gar den Wunsch der Rückkehr der alten, illiberalen Zeit hören“ u. s. w.

Nachdem nun der Vf. diesen wunderlichen Charakter unsrer Zeit durch Aufzählung dieser und mehrerer andern, sich einanderscheinbar widersprechenden Erscheinungen dargestellt, wiederholt er die Frage: Woher derselbe rühre und wie er sich erklären lasse? welche Fragen zu lösen eben der Gegenstand seiner Schrift ist. Um ihn gründlich abzuhandeln, zerfällt seine Untersuchung in drey Abtheilungen: *Erstlich* wird die Noth und das Unglück unsrer Zeit, worüber man so allgemein klagt, näher bestimmt. *Zweytens* wird das, was in den Klagen wahr ist, von dem Falschen und Uebertriebenen gehörig geschieden, und *drittens* wird untersucht, woher uns Hülfe gegen die wahre Noth und die Klagen unsrer Zeit kommen, und wie wir hoffen können, die ungegründeten Klagen zu beseitigen.

In der *ersten* Abtheilung werden die Klagen, welche man in unsrer Zeit so vielfach hört, classificirt und aufgeführt, besonders so weit sie Deutschland angehen; was über Lähmung und Stockung aller Gewerbe, insbesondre der Landwirthschaft, über die Verschuldung und den Verfall des Vermögens der Landwirthe u. s. w. gesagt wird. Sodann werden die Klagen aufgestellt, welche über den Ruin unsrer Fabriken und unsrer Manufactur- und Handwerksindustrie, endlich über den Verfall des Handels in Deutschland, den Geldmangel, die Creditlosigkeit u. s. w. geführt werden, so wie über die immer mehr überhand nehmende Armuth und Hilfslosigkeit unter den gewerbtreibenden Classen und den niedrigen Ständen des Volks.

In der *zweyten* Abtheilung geht der Vf. diese Klagen Punkt für Punkt durch und zeigt, daß sie zwar allerdings nicht ganz ohne Grund, aber doch a) dem größten Theile nach theils ganz unwahr, theils

übertrieben sind; b) daß die Ursachen und Quellen der wirklich vorhandenen Noth ganz andere sind, als worin sie von den meisten Klagenden gesucht werden. — Er beweist, was *zuerst* die Stockung, Lähmung der Gewerbe betrifft, 1. daß, was zunächst die Noth des Landmanns angeht, die gesunkenen Getreidepreise allerdings ein Uebel für ihn sind, daß es aber ganz falsch ist, wenn man den jetzigen Stand der Getreidepreise für etwas Unerhörtes und noch nie Erfahres ausgiebt und deshalb behauptet, daß die Ursachen dazu noch nie vorhanden gewesen wären. Vielmehr zeigt er durch Thatfachen, daß selbst in den neuesten Zeiten schon Jahre vorgekommen sind, wo die Preise eben so niedrig, ja noch niedriger waren, und daß in den Zeiten, wo die von den Klagenden angeführten Ursachen der Wohlfeilheit nicht vorhanden waren, dennoch dieselbe Niedrigkeit der Preise vorhanden war. Genügende Ursachen der jetzigen Wohlfeilheit der ländlichen Producte scheinen ihm zu liegen: in dem aus mehrern vor der gegenwärtigen Epoche entstandenen und noch bestehenden Mangel an Geldcirculation unter den Landwirthen und in der Nothwendigkeit, welche diese in und bey dem Zustande der Verschuldung und Verarmung so vieler großen und kleinern Landwirthe zwingen, Jahr aus Jahr ein Alles, was sie produciren, schnell zu verkaufen, wodurch also die Märkte mit Getreide überfüllt und eben dadurch wieder Alle, die sich sonst mit Vorräthen zu versehen pflegen, von dem Einkauf abgehalten werden. Wäre die Masse der Landwirthe im Stande gewesen, wenigstens vom J. 1822 an Vorräthe zurückzuhalten, so hätten die fruchtbaren Jahre die Fruchtpreise nicht so tief herabdrücken können, und die Mittelernten in der Zwischenzeit würden sie wieder etwas gehoben haben. Die Verringerung der Ausfuhr des Getreides in den letzten Jahren hat unzweifelhaft ebenfalls stark auf die Erniedrigung der Preise gewirkt. Jedoch zeigt der Vf., daß die Ausfuhr bey weitem nicht in dem Grade abgenommen hat, als es die Klaglieder vorgeben, sondern er beweist aus officiellen Nachweisungen, daß jedes Jahr noch eine sehr bedeutende Quantität Getreide aus Deutschland ausgeführt worden ist. So wie nun aber nicht abzuleugnen, daß durch den gesunkenen Preis ländlicher Producte die Einnahme der Landwirthe und Gutseigenthümer sehr abgenommen hat: so ist auch eben so gewiß, daß ihre Ausgaben nicht in gleichem Maasse abgenommen, sondern viele derselben eher zugenommen haben; daß also der Reinertrag der Ländereyen sich sehr vermindert habe, muß zugegeben werden. Aber dennoch ist der Zustand der Landwirthschaft nicht so verzweifelt, als man ihn darzustellen pflegt. Denn wer nur sonst gut gewirthschaftet und aus der bessern Zeit etwas zurückgelegt hat, wer sich nicht in große Schulden gesteckt, nicht seine Ländereyen zu übertriebenen Speculationspreisen mit geborgten Geldern gekauft, oder bey seinen Verbesserungen auf steigende Preise gerechnet und darauf fremde Gelder aufgenommen hat

hat; wer stets eingedenk geblieben ist, daß der Landbau ein Geschäft ist, bey dem auf steigende und fallende Preise stets zu rechnen ist, und daß der Landwirth bey hohen Preisen sparen muß, damit er die kommenden niedrigen Preise ertragen könne, dergleichen Landwirthe werden auch die jetzige Zeit übersehen können und bessere Zeiten erleben; die ihnen ihre jetzigen Verluste wieder ersetzen helfen. Sparsamere Wirthschaft, Einschränkung des luxuriösen Aufwandes, sorgfältigere Cultur, überlegte Auswahl der anzubauenden Producte und der zu ergründenden ländlichen Fabricationen und eine Menge anderer Mittel, welche kluge Wirthe wohl ausfindig zu machen wissen, werden verständigen Wirthen den Druck der Zeit sehr vermindern und dadurch die Landwirthschaft auch im Allgemeinen verbessern und vervollkommen helfen. — Die Klagen über den Fall der Preise der Landgüter findet der Vf. gleichfalls übertrieben, und beweist, daß gut eingerichtete Landgüter noch immer um gute Preise verkauft werden, wenn man dabey nur nicht die Windpreise, die, nach den theuersten Jahren berechnet und in blinder Speculation hier und da gegeben wurden, als Maassstab anlegt, sondern nach richtigen und wohlberechneten Durchschnittspreisen der Producte die Grundstücke abschätzt. Daß die Wirthschaftskosten sich auch schon jetzt beträchtlich gemindert, wird namentlich von Schlesiens durch Thatfachen bewiesen (S. 42). Wie grundlos und willkürlich aber die Rechnungen sind, wodurch man die Productionskosten des Scheffels Weizen, Korn u. s. w. berechnen will, und wie leicht sich dadurch eben sowohl der niedrigste als höchste Preis herausbringen läßt, ist jedem einsichtsvollen Landwirthe bekannt, und wird auch von unserm Vf. erwähnt. Wer Ernst zeigt zu kaufen, findet bey Ausführung seines Entschlusses immer, daß auch in Ländern, wo nach den öffentlichen Nachrichten die Güter fast verschenkt werden, (z. B. in Ost- und Westpreußen), die Ländereyen doch bey weitem nicht für solche Spottpreise zu haben sind, als in den Jammerliedern behauptet wird. II. In Betreff der technischen Production in den Handwerken, Fabriken und Manufacturen setzt der Vf. das Hauptübel in die Uebertreibung dieser Art der Production, indem zu viel und von zu Vielen in dieser Art producirt werde, so daß der davon zu ziehende Gewinn sich zu sehr vertheilen müsse, und deshalb ein Producent dem andern den Markt und den Preis seiner Arbeit verderbe. Dem Rec. scheint aber, daß der Vf. in diesem Punkte viel zu viel zugebt. Da nämlich der Krieg eine unendliche Menge von Kapitalien, die er aus den Händen der Privatleute und des ganzen Volks zusammenpresste, geradezu vernichtet hat, und mit dem Untergange dieser Capitale die Nachfrage nach so vielen Waaren, als diese kauften, nothwendig hat aufhören müssen: so ist die natürliche Folge, daß sich die Nachfrage gerade um den Betrag dieser Capitale hat vermindern müssen. Und da wenige von den Producenten dieses beachteten und viele die Wiederkehr derselben Nachfrage voraussetzten: so mußten allerdings zu

viel Waaren auf dem Markte erscheinen und ihren Preis unter die Productionskosten Herunterbringen. Diese Wirkung aber mußte sehr bald von selbst auf die Verminderung solcher Productionsarten Einfluß haben, nach welchen die Nachfrage sich vermindert hatte. Und wenn die noch ungewohnte Gewerbsfreyheit das Zufließen zu einigen Gewerben auf eine übertriebene Art vermehrt hat: so wird sie der schlechte Lohn, den sie davon haben, auch bald wieder davon wegtreiben und zu andern ziehen, wo mehr zu verdienen ist, welches bey voller Gewerbsfreyheit in der Ausführung so leicht ist. Im Allgemeinen ist es aber falsch, daß der Gewerbsfleiß keine Gegenstände und keinen gehörigen Lohn finde; es gehört jetzt nur mehr Umsicht und Ueberlegung dazu, die Stelle zu finden, die Jemanden gut nährt, da Zünfte und Innungen der Faulheit und Unwissenheit keine Sicherheit mehr gewähren, wobey auch der Ungeschickte und Fahrlässige von seinen Mitbürgern ernährt zu werden hoffen konnte. Alle Handwerker und Manufacturisten, die für den Ersatz dessen arbeiten, was der Krieg zerstört und verwüstet hat, haben vollauf zu thun und werden emsig gesucht; wohingegen die Kaufleute, welche Bedürfnisse für die Einquartierung fremder Truppen, für die Requisitionen der Feinde oder auch der Freunde, welche anschaffen mußten, was der Krieg verlangte, freylich nicht mehr so viel einkaufen und wieder verkaufen können, als damals. Auch ist es begreiflich, daß mit der Verschwindung so unendlich großer Capitale, welche früher Producte kauften oder erzeugten, jene Menge Käufer vom Markte verschwunden sind, und daß die Capitale, welche sonst auf Productionen verwandt wurden, um jene Käufer zu befriedigen, jetzt ein andres Unterkommen suchen mußten. Leider! floß der größte Theil davon den Staatsanleihen zu, wo sie unfruchtbar verausgabte und Staatsschulden wurden, wo sie die Nation nun verzinsen muß, statt daß sie früher stets wieder zur Production zurückkehrten, also den Menschen Brot, Nahrung und Gewinn gaben, und mit den gewonnenen Producten wieder andre Genuße gewährten. Daß dadurch Stockungen in vielen Gewerben entstehen und der Verkehr große Erschütterungen leiden mußte, wird aus diesen Bemerkungen allein klar. Nur wenn Ersparnisse die vernichteten Capitale wieder ersetzt und dadurch die Nachfrage wieder ihren alten Umfang eingenommen haben wird, kann vollständige Heilung des Übels gehofft werden; aber auch diese wird ohne große Störungen des Wohlfeyns nicht erfolgen können, da die Revolution in der Vertheilung der Güter, welche dabey nothwendig ist, nicht ohne daß Viele dabey leiden, vor sich gehen kann. Wenn man gleich die Bemerkungen des Vfs. zugeben muß, daß viele Fabricationen in Deutschland sich vermehrt und vervollkommen haben, namentlich die Wollzeug-, Tuch- und Kattunfabriken und mehrere andere, und hierdurch das Ungegründete mancher Klagen darüber erwiesen ist: so bleibt es doch höchst wahrscheinlich, daß im Ganzen jetzt in Deutschland weniger

niger fabricirt wird, als sonst, weil die Capitale, die der Krieg vernichtet hat, nichts mehr kaufen können, und man schwerlich annehmen kann, daß schon jetzt das ganze verthene Kapital in den Händen des Volks wieder ersetzt und die Nachfrage also noch eben so groß ist. Ja wenn sogar dieses der Fall wäre, so muß doch das Volk noch die Zinsen des verzehrten Kapitals decken, und so viel, als diese betragen, geht den Käufern in ihrer Ausgabe für Consumtionsartikel nothwendig ab. Unterdeß kann man als gewiß annehmen, daß der regere Fleiß, welcher durch die neue Reform in den Gesetzen und Staatseinrichtungen in die Gewerbsklassen gekommen ist, die Producte und Tauschmittel von Jahr zu Jahr vermehrt und dadurch den Volksreichtum vergrößert, so daß der angerichtete Schade allmählig wieder ersetzt werden wird, ob es gleich unmöglich ist, die Zeit zu bestimmen, wann dieses geschehen wird und geschehen kann.

(Der Beschlufs folgt.)

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Fragen über mehrere für das höhere Alterthum wichtige Verhältnisse im heutigen Griechenland, beantwortet von einem Philhellene; nebst der Beschreibung seiner Reise durch Morea (über Hydra) nach Athen.* Aus den Alten commentirt und herausgegeben von Dr. Fr. Kruse, Professor in Halle. 1827. XII u. 122 S. 8. (1 Kthlr.)

Hr. Prof. Kruse in Halle, durch seine *Hellas* als gründlicher Forscher im Gebiet der alten Geographie und namentlich des alten Griechenlands bekannt, mußte bey der nothwendigen Rücksicht auf das neuere Griechenland bald einsehen, „wie sehr die Beobachtung des heutigen Zustandes desselben den besten Commentar zu einer großen Menge von Stellen der alten Schriftsteller gebe.“ Diese Ueberzeugung gab obigem Buche das Entstehen. Manche Gegenstände waren ihm bey der Ausarbeitung seiner *Hellas* noch dunkel geblieben, oder schienen wenigstens der Bestätigung zu bedürfen, und deshalb wandte er sich an einen Philhellene, Hn. Gottfried Müller, welcher im J. 1822 einige Monate in Morea gewesen war und nach seiner Rückkehr nach Deutschland in einem Werke, betitelt: „Reise eines Philhellenen durch die Schweiz und Frankreich nach Griechenland u. s. w. Bamberg 1826.“ einen Theil seiner auf jener Reise gemachten Erfahrungen niedergelegt hatte. Die Beobachtung aber, von welcher diese Reisebeschreibung zeugt, und die Hr. Kr. bey persönlicher Bekanntschaft mit dem Vf. derselben noch näher kennen lernte, liefs ihn als völlig geeignet erscheinen, jene Fragen zu beantworten, und eben aus der Beantwortung dieser Fragen ist das vorliegende Buch entstanden. Diese Beantwortung macht den Text desselben aus; dazu hat der ausg. zum Theil weiter ausführend, Noten beygelegt, in denen er angiebt, „welche Verhältnisse des

höhern Alterthums und welche Stellen der Alten durch die Beobachtungen des Vfs. erläutert werden.“ Dabey muß man indess bemerken, daß der Philhellene Müller fast nur von Morea, und zwar nur von Messenien, Lakonien und Argolis, auch Arkadien, nach einem Aufenthalte von einigen Monaten daselbst, und in sofern es zum Theil auch nur durchgereist ist, sprechen kann, und daß dagegen Hr. Kr. besonders nur aus Homer Stellen erläutert, „dessen detaillirte Beschreibungen in Betreff der natürlichen Beschaffenheit des Bodens und der Sitten des Landes durch die Beobachtungen des Vfs. noch jetzt Bestätigung finden“, eine Bestätigung, die um so sicherer ist, je weniger die Verhältnisse dem Vf. das tiefe Eindringen in die Alten gestattejen, und in sofern er nur reine Beobachtungen der Gegenwart, ohne Rücksicht auf die Alten, liefert. Die von dem Herausg. gerühmte Beobachtungsgabe Hn. M.'s ist durchaus nicht zu verkennen; indess scheint es doch, als hätte Hr. Kr. hier und da, neben bestätigenden Stellen alter Schriftsteller, auch mehr noch auf Zeugnisse andrer neuerer Reisender Rücksicht nehmen sollen, was ihm um so leichter war, als er (nach S. 122) „alle bis jetzt erschienene Schriften über Griechenland“ kennt. Auch sie verdienen Glauben, und nicht zur Bestätigung sowohl, als zur Ergänzung und weitem Ausführung der Beobachtungen des Hn. M., verdienten sie hier benutzt zu werden. Im Allgemeinen aber enthält das vorliegende Buch nicht nur einen Beytrag zu dieser Kenntniß des jetzigen Morea's, sondern auch die mit Beweisen geführte ausführliche Bestätigung der früher im Einzelnen nur dargethanen Wahrheit, daß das alte Griechenland mehr, als Manche glauben dürften, im neuen sich erhalten habe. Das Ganze zerfällt in 3 Abschnitte: 1) Beantwortung der Fragen über das Volk der Hellenen (S. 1—26), mit allgemeiner Beziehung auf Lebensart, Nahrungsmittel, Sitten u. s. w. 2) Beantwortung der Fragen in Betreff der phys. Geographie Griechenlands (nur des Peloponneses) (S. 27—66) mit den Unterabtheilungen: Klima, Witterung, Boden, Gewässer u. Producte. 3) Beobachtungen auf einer Reise von Kalamata durch Morea nach Napoli di Romania, Kastri, Hydra u. Athen. Zu dem 3ten Abschn. gehören zwey Halbplan-Charten, theils von der Ebene von Argos, Myli u. Napoli di Romania, theils von dem Meerbusen von Kastri (an der Ostküste Morea's) mit Spezzia, Hydra u. s. w., welche beide nach allen bisherigen Hilfsmitteln und den Planen des genannten Philhellenen von Hn. Kr. entworfen worden sind, und zur Veranschaulichung dessen, was über Argos, Napoli, Kastri u. Hydra gesagt wird, dienen. Drey Beylagen (S. 105—115) führen einige, im eigentlichen Buche nur kurz berührte Punkte in Betreff des alten u. neuen Griechenlands, wider einzelne gegen Kr.'s ersten Band seiner *Hellas* erhobene Widerprüche, weiter aus, und ein genaues Register erleichtert die Benutzung der Schrift. Das Ganze ist, äußerlich gut ausgestattet, „den Philhellenen von Philhellenen“ (K. u. M.) gewidmet. Rec. empfiehlt es schließlichs allen denen, welche sich über das neue Griechenland belehren wollen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

August 1827.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Gedanken, Ansichten und Bemerkungen über die Unbill und Noth und die Klagen unserer Zeit* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was endlich III. den Handel betrifft: so will der Vf. die Klagen über Abnahme des Handels dadurch entkräften, daß er aus der allenthalben gewachsenen Bevölkerung seit 1813 — 1815 schließt, diese setze auch nothwendig einen vermehrten Handel voraus, weil eine größere Bevölkerung auch eine größere Verzehrung voraussetze, deren Gegenstände nothwendig durch den Handel gehen. Indessen scheint dieser Schluss nicht richtig zu seyn. Denn wenn des vermehrte Volk aus mehr armen Leuten und Bettlern besteht, als die niedere Zahl, die ihr vorherging; wenn die stärkere Bevölkerung sich mit Brot, Waffen und schlechten Sachen begnügen muß, während die kleinere aus einer größeren Zahl wohlhabender Leute bestand, die mehr an manufakturigen, industriellen und Kunstproducten verzehrte; als die größere Bevölkerung je bezahlen kann: so könnte sie allerdings bey einer kleineren Bevölkerung den Handel weit mehr Gegenstände umfassen, als bey einer viel größeren, so wie z. B. 9 Millionen Menschen in England gewiss dem Handel viel mehr Beschäftigung geben, als die 15 oder 60 Millionen Russen.

Aus allgemeinen Gründen ließe sich viel sicherer die Abnahme des Handels erweisen, als dessen Zunahme. Denn die Kapitale sind noch wesentliches Mittel den Handel zu betreiben; als die Menschenzahl. Wenn es nun klar ist, daß durch den Krieg mehrere tausend Millionen Thaler in Kapitalen verloren sind, die Kapitale aber Käufer vorziehen; so scheint nichts gewisser, als daß nach Beendigung des Krieges der Handel nun eben so weit abgenommen haben muß, als der Betrag der Kapitale zumachst; die dadurch aus dem Handel getrieben sind. Und wenn diese kurz nach dem Kriege wieder berufenlich ward, als später: so waren wohl gerade die Anleihen daran Schuld, welche die noch vorhandenen Kapitale der Production entzogen und in die Circulation warfen und daher noch einmal zum Einkauf dienen konnten, da aber durch deren Abgang und Veranlagung die zum Einkauf dienenden Gelder

für die Zukunft noch mehr vermindert, und dem Handel also noch mehr Mittel entzogen wurden; so mußte dieser Umstand in der folgenden Zeit den Handel nothwendig noch vielmehr verkleinern. Wenn daher auch der Handel in mehrern seiner Zweige, wie der Vf. durch Thatfachen beweist, wirklich wieder zugenommen hat: so beweist dieses nur, daß sich die Einnahmen bey einigen Ständen vermehrt haben, und diese daher mehr von solchen Waren, die vorzüglich zu ihrer Consumtion dienen, haben kaufen können, wogegen aber eine viel größere Menge Anderer viel weniger haben kaufen können und also der Verkehr im Ganzen bey weitem nicht so groß hat seyn können, als er war, wo eine größere Wohlhabenheit unter der größern Menge des Volks vertheilt war.

Insbesondere würde die Vermehrung des abswärtigen Handels, wofür die vom Vf. angeführten Tabellen (S. 65 fg.) hauptsächlich sprechen, das nicht strengest beweisen, was bewiesen werden soll. Denn da die ausländischen Producte hauptsächlich die Bedürfnisse der sterilen Classen in einem armen Staate ausmachen: so könnte man gerade daraus schliessen, daß das Geld dazu dem gemeinen productiven Volke abgenommen und zu Renten, hohen Besoldungen, Pensionen und Prämien jener Arm abgepreßt wird, so daß das gemeine Volk um so weniger dem Inlande abkaufen können, wobey die Rentner, Pensionisten, hochbesoldeten Staatsbeamten, die mehr Geld ins Ausland schicken und also den Wachsthum des auswärtigen Handels veranlassen könnten, wobey der innere Handel sehr wohl in Abnahme gerathen könnte; obgleich der äußere zugenommen hätte. Könnte man dagegen beweisen, daß der Wohlstand im Volke allgemein verbreitet sey und so zugenommen habe, daß auch dem gemeinsten Arbeiter jährlich mehrere Mittel übrig bleiben, sich jährlich immer mehr Bedürfnisse der Bequemlichkeit und des Wohllebens zu kaufen; so wäre dieses die feste Basis, worauf sich der Schluss auf Zunahme des Handels im Allgemeinen gründen ließe. Dieser Bemerkung ungeachtet ist doch das vollkommen richtige Urtheil und Isthmus in der gewöhnlichen Beurtheilung der Handelsbilanz zwischen Deutschland und England fest; und wie er das Thörichte in diesem Urtheile aufdeckt.

Nach der Berechnung der Me-
Deutschland blühte sechs Jahren über

Thaler an baarem Gelde im Handel herausgezahlt, und zahlt noch alljährlich 49 — 50 Millionen Thaler in Golde an Großbritannien für Colonialwaaren und eingeführte englische Fabricate. Der Unfinn solcher Behauptungen wird vom Vf. klar dargelegt. Zum Trost solcher Leute, welche dergleichen Tabellen erschrecken, kann die S. 94 angeführte Handelsbilanz des Preussischen Staats vom J. 1819 dienen; woraus zu ersehen ist, daß Preußen in seiner Bilanz des Jahrs 1819 einen Ueberschuß von 2,808,816 Rthlrn gehabt hat. Dieses Plus vermehrt sich in der Bilanz von Preußen jährlich und ist im J. 1828 auf mehr als 10 Millionen Thaler gestiegen. Wann aber der Vf. nicht bloß zur Absicht hat, den Mercantilisten, welche jetzt die Handelsbilanz so erbärmlich für Deutschland abbilden, etwas vorzulegen, das sie irren machen muß: so scheint er uns diesen Tabellen eine viel zu große Wichtigkeit beyzulegen, indem das Mehr oder Weniger der Ein- oder Ausfuhr: 1) in allen Ländern so irrig und fehlerhaft angegeben ist, daß Niemand wissen kann, wie viel Wahrheit oder Unwahrheit darin enthalten ist, und 2) wie richtig die Tabellen auch seyn mögen, doch Niemand wissen kann, was unter demjenigen Theile der Ausfuhr, der keine bestimmten Waarenrubriken hat, begriffen sey, und daß man höchlich irrt, wenn man darunter nur baares Geld oder Gold und Silber verstehen will. Kurz diese ganze Handelsbilanz ist nichts als ein eitles Spiel, das jeder Finanzmann nach seinen Absichten einrichten kann, wie er will, und nimmermehr ein richtiges Urtheil über das Steigen oder Fallen des Nationalwohlstandes begründen kann. Daß einige Zweige des Handels in Verfall gerathen, wie z. B. der Handel mit Getreide und andern ländlichen Producten; daß der Handel mit Staatspapieren keinen vortheilhaften Einfluß auf den Nationalreichtum haben kann, und durch die Verleitung zu übertriebenen Speculationen großes Unheil in die Handelswelt gebracht hat, wird zugegeben, aber auch zugleich erwiesen, daß von jeher dergleichen Windspeculationen wo nicht in diesen Handelszweigen, doch in mehreren andern Statt gefunden, und ähnliche Krisen hervorgebracht haben, und daß diese Uebel auch neben dem Ungemach das Gute hervorbringen, daß die Speculanten vorsichtiger werden und die traurigen Folgen, welche durch sie hervorgerufen sind, verschwinden und mehr Solidität in die künftigen Unternehmungen gebracht wird.

Was zweytens die Klagen über Mangel an Gelde in unsrer Zeit und die Behauptung angeht, daß dieser angebliche Geldmangel die Hauptquelle aller Noth, und besonders die Grundersache der so nachtheiligen Wohlfeilheit aller Productionen sey: so leugnet der Vf. diesen Geldmangel ganz und gar; er sieht vielmehr, und wie es scheint mit Recht, den Umstand, daß Alles so wohlfeil ist, als die Ursache an, daß eine geringere Geldmasse in Circulation ist, als sonst. Denn wozu braucht man mehr Geld, wenn Alles für weniger Geld zu haben ist, als sonst? Daß weniger Geld auf dem Lande circulire, ist klar,

weil die Landwirthe weniger Geld für ihre Producte erhalten, und da der Ländmann nun auch dem Städter weniger abkaufen kann; oder die städtischen Producte auch wohlfeiler abkauft; so circulirt auch in den Städten weniger Geld. In diesem Raisonnement des Vfs. ist aber eine große Lücke. Denn wenn der Städter dem Landmann weniger Geld für seine ländlichen Bedürfnisse zahlt, als sonst, so behält er ja das übrige Geld und kann also dafür mehr städtische oder ausländische Producte kaufen. Folglich muß die Wohlfeilheit der ländlichen Producte eine erweiterte Production in den Städten verursachen, und die Städter werden sich mehr unter einander und dem Auslande abkaufen können. Folglich wird in den Städten eine größere Umlaufsumme nöthig und auch möglich werden. Auch ist hierdurch allein begreiflich zu machen, wie bey der großen Wohlfeilheit der ländlichen Producte dennoch eine weit größere Masse von Umlaufsmitteln in Circulation bleiben kann, als sonst. Denn daß eine solche vorhanden sey, hat der Vf. sehr gut bewiesen (S. 125 fg.). Welche Masse von Papiergeld in den letzten 80 Jahren in Europa entstanden, ist allgemein bekannt. Aber auch an edeln Metallen ist aus öffentlichen Nachrichten bekannt, daß in den neuern Zeiten viel weniger Gold und Silber nach Asien gegangen, als sonst, für welche Behauptung der Vf. die Data S. 128 fg. liefert, so wie er auch sonst die richtigen Gründe anzeigt, aus welchen das Gefohrney über Geldverlust im Handel für leere Declamationen zu halten ist. (S. 129 fg.)

Endlich drittens ist schon aus den vorhergehenden Betrachtungen klar, daß die Klagen über die große Verarmung in Deutschland ebenfalls sehr übertrieben sind. Allerdings hat die Vernichtung so vieler Kapitale und nützlichen Güter durch den Krieg viel arme Leute gemacht und unter vielen Menschen große Noth insbesondere in Deutschland erzeugt, da auf dasselbe dessen Laß insbesondere fiel. Daß es aber nicht an Ursachen fehle, diese Verluste wieder gut zu machen, und der jetzige Zustand des Volks bey weitem nicht so schlecht und elend sey, als die vielen Klagblätter ihn schildern, lehrt der Augenschein. Denn 1) kann ja bey der jetzigen Wohlfeilheit der Lebensmittel jeder sein Brot leicht verdienen, der nur arbeiten will, und an Arbeit fehlt es den Fleissigen fast nirgends. Der Arbeitslohn ist nirgends so sehr gefallen, daß nicht dafür noch eine größere Quantität Lebensmittel angeschafft werden könnte, als für die sonst üblichen Löhne. Bey vielen Classen ist offenbar höher als sonst, z. B. der beym Gefinde. Was den Schottländer Jacob in seinem Berichte an das Parlamente über den erbärmlichen Zustand der Oß- und Westpreussischen und andern Landarbeiter in Deutschland sagt, ist nicht wahr, wenn man ihn auf große Landstrecken bezieht; und die Beobachtungen können bloß an einzelnen Orten gemacht seyn, wo die Ursachen eines solchen Elends in besondern Umständen liegen müssen. Wenn man die Ursachen der allgemeinen Verarmung (sbeson-

dre in den allenthalben erhöheten Abgaben suchen will: so wird hier gezeigt, daß dieses wenigstens im Pfaulischen nicht Statt findet. Zwar sind in diesem Lande in einigen Provinzen einige neue Steuern eingeführt; aber theils nicht in einem solchen Maße, daß daraus Verarmung entstehen könnte; theils ist auch zu erwägen, daß mehre alte Abgaben und Lasten gänzlich abgeschafft und dadurch mehr Erleichterung geschafft ist, als die neuen Steuern beschweren auflegen. In vielen Provinzen wird nach dem neuen Steuer-System sogar eine viel geringere Summe erhoben, als nach dem vorhergehenden. (S. 117 fg.)

In der dritten Abtheilung (S. 164) werden zuletzt die Umstände aufgezählt, von denen Hülfe gegen die wahren Uebel, welche die Zeit herbeigeführt hat, zu hoffen ist. Diese sind, ihm zufolge: 1) eine bessere Belehrung, welche mit der Zeit über die wahren Umstände und wirklichen Ursachen der Noth sich entwickeln und mehr verbreiten werden, so wie in der natürlichen Ordnung selbst, wonach nichts in der Welt immer und ewig danert; die zu große Wohlfeilheit wird aufhören, die Production wird ihr natürliches Verhältniß wieder finden, wo sie aus demselben herausgetreten ist. Die Erfahrung wird die Unternehmer lehren, wie sie ihre Gewerbe einrichten müssen, um sie unter dem sich veränderten Zeitumständen mit Vortheil zu treiben. 2) Hölffliche Reformen in einigen Branchen der Gesetzgebung und Verwaltung der Staaten, wohin der Vf. die Regulirung der gots Herrlichen und bürgerlichen Verhältnisse, eine bessere Ordnung in der unregelmäßigen und ganz rücksichtslosen Gewerbsfreyheit, eine Aenderung in der englischen Korngesetzgebung und Verbreitung der Handelsfreyheit und eine Ermäßigung einiger Arten der Abgaben rechnet. ... Vorgehen ist hierbey das von Jahr zu Jahr zunehmende, durch Ersparnisse erzeugte Wachsthum neuer Kapitale.

ALTERTHUMSKUNDE.

MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Paläographische Abhandlung über einen bey Köfching gefundenen, dem Kaiser Antonin dem Frommen gesetzten Denkstein*. Von Bernhard Stark, Conservator des königl. Antiquariums u. Mitglied d. königl. Akad. d. Wiss. zu München. Mit einer lithographirten Zeichnung. 1824. 36 S. 4. (30 Kr.)

In der Vorrede bemerkt der Vf. ganz richtig, daß die in Baiern aufgefundenen römischen Denkmäler und deren Inschriften zwar von jeher die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen haben, wiewohl Apian's, Aventin's und Gewold's, daß ihnen aber bey Erklärung derselben die unentbehrliche Kenntniß der seit dem erst mehr ausgebildeten und verbreiteten Paläographie gemangelt habe, wodurch sie häufig in Irrthümer geriethen. — Sehr kundig in dem von Wenigen beachteten Studium der Paläographie, das mit jenem der Diplomatik Hand in Hand geht, versucht Hr. St. in der vorliegenden Schrift, das älteste

aus den Zeiten des Römer in Baiern noch vorhandene, mit einer Inschrift versehene Monument, das dem Kaiser Antonin dem Frommen errichteter Denkstein, näher zu beleuchten. Derselbe wurde bey dem Markte Köfching im Landgericht Ingolstadt gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts auf einem Acker entdeckt und am Eingange in die Kapelle des heil. Petrus daselbst an der Mauer eingesetzt, wo er sich bis auf unsre Zeit erhalten hat. Als im J. 1808 die königl. bayerische Regierung den Entschluß gefaßt hatte, die im Vaterlande zerstörten und wenig gesicherten Denkmäler des Alterthums zu sammeln, um dadurch das Studium der Alterthümer überhaupt, als auch insbesondre der Inschriften zu erleichtern, wurde derselbe von dort nach München geliefert und im königl. Antiquarium daselbst aufgestellt, dessen Conservator Hr. Prof. Stark ist. Bey dem ersten Anblick dieses 3 Schuh 3 Zoll hohen, 2½ Schuh breiten Steins sieht man, daß die Inschrift an beiden Seiten etwas beschädigt ist und einige Buchstaben ganz, andre halb erloschen sind. Dessen ungeachtet verdient dieses kostbare Ueberbleibsel alle Aufmerksamkeit und nähere Würdigung, da sich selbst in Italien, in Frankreich und anderwärts wenige besser erhaltene Inschriften zu Ehren dieses Kaisers vorgefunden haben. — Aus der mit möglichster Genauigkeit gemachten und der Abhandlung beygefügt lithographirten Zeichnung erhellt, daß diese Inschrift aus folgenden acht Zeilen besteht:

IP. CAES. DIVI. HA

EL. FIL. DIVI. TRA

NEPOTI. DIVI. NERV.

MONETOT. T. AEL.

RIANO. ANTON

VGPIO. PP. FOM

T. TRIB. IIII C

III. AL. PL. C

Beynahe alle Gelehrte, welche dieser Inschrift erwähnen, haben sie nicht getreu geliefert, indem sie die Zeilen entweder vermehrt oder verminderten. Bey Aventin besteht sie in der zu Frkt im J. 1480 herausgekommenen deutschen Uebersetzung der *Annales Boiorum* aus 3, in der lat. Ausg. vom J. 1554 aus 4 Zeilen, v. *Falckenstein* hat sie mit 5, v. *Pallhausen*, *Buchner* und *Prugger* mit 6 Zeilen geliefert. *Gewold* dehnte sie auf 9 aus, *Eckhart* gab sie ohne Abtheilung und nur in *Ertel's Atlante Bavarico* ist sie in 8 Zeilen nach dem Original richtig abgetheilt. — Die meisten der genannten Gelehrten haben auch darin gefehlt, daß sie die Punkte, welche nach den Wörtern und Abkürzungen, oder Siglen vorkommen, entweder gänzlich, wie *Aventin*, oder zum Theil, wie *Hanselman*, weggelassen haben. Die aus einer so unregelmäßigen Behandlung erzeugten Irrthümer können demnach nur durch eine genaue und sorgfältige Untersuchung des Originals berichtigt werden. Diefes ist von dem Vf. mit eben so viel Belesenheit, Geschichtskentniß und Scharfsinn, als Glück geschehen. Rec. stimmt ganz dem Resultat des Vfs. bey und theilt die Ueberzeugung mit ihm,

ihm, daß die analysirte Inschrift durch die Befestigung unrichtig gelesen und irrig gedenteter Wörter, so wie durch die Widerlegung ungegründeter Behauptungen, ihre ursprüngliche Keinheit wieder erhalten habe und so zu lesen sey

IMP. CAES. DIVI. HADRI
ANI. FIL. DIVI. TRAIANI
NEPOTI. DIVI. NERVAE
P. SEPTIMI. SEVERI. AEL. CAES. A
DRIANO. ANTONINO
AVG. PIO. P. P. PONT. MAX
IM. TRIB. POT. III. COS
III. ALA. I. FL. ORT. PR

Möge Derselbe uns öfters mit so belebenden Forschungen beschenken, wozu er am Schlusse der Vorrede vorläufig Hoffnung macht! D. K.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Ordinationsrede, in der St. Joh. Kirche zu Lüneburg gehalten den 2ten May 1827, und auf Verlangen zum Druck befördert vom Superintendent Dr. Christiani.* 1827. 18 S. 8.

Vorliegende Rede ist ein neuer erfreulicher Beweis, wie würdige Geistliche in den hannövr. Landen, ihres hohen Berufs eingedenk, dem auch dort, selbst durch jüngere Prediger, sich verbreitenden Unwesen des Mylicismus, Vernunftthaffes und Conventikelwesens, unter den Auspicien einer erleuchteten Regierung und dem lohnenden Beyfalle denkender Zuhörer, mit Worten der Schrift und Vernunft kräftig entgegen zu wirken streben. Der Vf., längst als einer der ersten Kanzelredner geschätzt, benutzte trefflich die Stelle 1 Timoth. 4, 16., um zu zeigen, wie der hohe Zweck des christlichen Lehramts derselben zufolge noch gegenwärtig erreicht werden könne, wenn der christliche Lehrer nach der apostolischen Forderung zuerst auf die Lehre und deren richtige Behandlung, und sodann auf sich selbst, seine ganze Art zu denken und zu handeln, insbesondere auch in Beziehung auf die von ihm zu verwaltenden äußern Religionshandlungen, beständige Achtsamkeit beweiße. In Hinsicht der Lehre warnt der Vf. sehr zeitgemäß vor Darstellungen derselben, die, anstatt zum Nachdenken über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen zu ermuntern, einen blinden, gedankenlosen Glauben begünstigen und nähren, statt ein edles Gefühl von wahrer Menschenwürde zu erwecken; nur zur Herabwürdigung des Menschen und der menschlichen Natur verleiten, und die edelsten Geisteskräfte lähmend; diese dem Dienste des Wahns und Aberglaubens unterwerfen; und rechtfertigt sodann durch Jesu und der Apostel Aussprüche die Forderung, „ein vernunftmäßiges Christenthum zu predigen.“ Gegen den Einwurf, daß die Lehre des Christenthums nicht als eine vernunft-

gemäße dargestellt werden könne, weil ihr wesentlichster Inhalt aus unerforschlichen Geheimnissen bestehe, zeigt der Vf. treffend, wie die Anlagen des Geistes selbst uns nöthigen, Geheimnisse des Glaubens in Ansehung der göttlichen Eigenschaften und deren Wirklichkeit, unsern eignen Geisteshätigkeit und deren Wirklichkeit durch den Körper, sowie in Ansehung unsrer Fortdauer nach dem Tode, den gewissen Wahrheiten gleich zu sehen, daß diese aber gar wohl zu unterscheiden seyen von gewissen unfruchtbarren Satzungen und Formeln, welche hervorgegangen aus unnützen Gräuelen, aus verkehrten Deutungen der Schrift, aus willkürlichen, zum Theil im leidenschaftlichen Kampf erlittenen Bestimmungen, keineswegs mit dem richtigen Begriff einer göttlichen Offenbarung vereinbar sind; denn eine solche „kann nur die Welt erluchten, aber nicht verändern wollen; sie kann den Menschen nur zu einem weisen und guten, zu einem wohlthätigen und zufriedenen, aber nicht, welches durch jene Satzungen geschieht, zu einem das Dicht schenenden, sein Heil im blinden Glauben suchenden, das Leben sich und Andern durch finstern Wahn verbitternden Wesen bilden wollen.“ (S. 42.) Der vor gegenwärtig sich immer unheimlicher verbreitenden intellectuellen und religiösen Cultus kann das leichte, mythische und gehaltlose scholastische Geschwätz, in welchem besonders manche jüngere Prediger zum großen Nachtheil für wahre Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit sich gefallen, unmöglich auf die Dauer befriedigen, und sollen „Alle, die uns mit offener, unbesangener Wahrheitsliebe hören, auch die denkendsten und gebildetsten Menschen mit mehr Achtung und Liebe gegen das Christenthum erfüllt werden, so müssen wir es nach dem deutlichsten und falslichsten Anschauen Jesu und der Apostel selbst so darstellen lehren, daß der Glaube an dasselbe, nach seinem wichtigsten und wesentlichsten Inhalte, für jede richtig gebildete Vernunft als dringendes Bedürfnis erscheine.“ Möge diese Aufforderung des würdigen Vfs. vielfältige Beherzigung und Anwendung finden, und möge die Ueberzeugung immer mehr Raum gewinnen, daß, wenn gleich die religiöse Idee nie der äußern Form und Hülle entbehren kann, bey fortschreitender Vernunftentwicklung dennoch auch diese nach dem im Christenthum selbst vorliegenden reinern Typus allmählig veredelt werden müsse. — Da hier wohl nicht der Ort war, auch darüber noch besondere Andeutungen zu geben, wie die sogenannten Mythen des Kirchenglaubens vernunftmäßig in einer reinbläschen-praktischen Form von dem Standpunkte des evangelischen Kanzelredners vorgetragen werden könnten, so wünsche ich, gewiss im Namen vieler Leser dieser Rede, daß der Vf. seine aus gründlicher Sachkenntnis und vielseitiger Erfahrung hierüber gebildeten Ansichten bey anderer Gelegenheit dem Publicum baldigst mittheilen möge.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

August 1827.

ÖKONOMIE.

KOPENHAGEN, b. Schuboth: *Abbildungen der neuesten und besten Ackerwerkzeuge, wie auch landwirthschaftlicher Maschinen nebst Beschreibungen.* Von O. J. Winstrup, Mechanicus, Dannebrogsman u. f. w. Aus dem Dänischen übersetzt. 4. 1stes u. 2tes Heft. 1824. 27 S. m. 12 Kupf. 3tes Heft. 1826. 15 S. m. 7 Kupf. 4tes Heft. 10 S. m. 5 Kpf. 5tes Heft. 1826. 17 S. m. 3 Kpf. 6tes Heft. 1826. 12 S. m. 6 Kpf. (Preis der 6 Hefte 4 Rthlr. 18 gr.)

Der dem landwirthschaftlichen Publicum bereits als ausgezeichnete Mechaniker vortheilhaft bekannte Vf., welcher, wenn Rec. nicht irrt, gegenwärtig der Maschinenfabrik des Hn. Nathusius zu Althaldensleben vorsteht, erwirbt sich durch die vorliegenden, mit kurzen Beschreibungen begleiteten, Abbildungen der neuesten und besten Ackerwerkzeuge, und anderer Geräthschaften, welche zur weitem Behandlung des Erdreichs, zum Dreschen, Reinigen, Trocknen und Mahlen der Saat, und zu vielfachen andern landwirthschaftlichen Zwecken erforderlich sind, um die Land- und Hauswirthschaft ein bedeutendes Verdienst. Den Abbildungen liegen größtentheils die neuesten und besten Muster zu Grunde; und möchten auch für den, mit dem landwirthschaftlichen Maschinenwesen weniger vertrauten Landwirth die Beschreibung mancher der hier abgebildeten Maschinen zu kurz und unvollständig befunden werden, so lassen sich doch gewiss die meisten dieser Maschinen, wenn ein nur einigermaßen geschickter Mechanicus dabey zu Rathe gezogen wird, überall leicht nachmachen. Willkommen und ganz verständlich werden aber gegenwärtige Abbildungen besonders denjenigen Landwirthen und Mechanikern seyn, welche in den Werkstätten des Hn. Nathusius sich umgesehen und die Maschinen selbst in Augenschein genommen haben, oder dies künftig zu thun Willens seyn sollten. — Zu wünschen wäre es gewesen, daß der Vf. über den Gebrauch und die Anwendung mehrerer der beschriebenen Maschinen eine, wenn auch nur ganz kurze Anweisung ertheilt hätte, wie er dies bey einigen — der weniger bekannten gethan hat.

Durch die vorliegenden Abbildungen sind folgende Werkzeuge dargestellt: 1stes Heft. Tab. I. Der *Kraftmesser*; das Instrument zeigt, wie viel

Kraft erfordert wird, um jeden Pflug, jeden Wagen oder jede Maschine in Bewegung zu setzen. Gewiss ein äußerst nützliches Werkzeug, indem die Güte der Maschinen, und vorzugsweise des Pflugs, vor Allem nach der größern oder geringern Kraftanstrengung zu beurtheilen ist, welche sie fordern. Tab. II — VI. sind der Smallsche, der Bailey'sche, der Winstrup'sche, der Cook'sche und Freeborn's amerikanischer Pflug dargestellt.

2tes Heft. Tab. I. Der Exstirpator (mit 7 Schaa-ren). T. II. Der Häufpflug. T. III. Der Cultivator; und Minirpflug. T. IV. Bohnen- und Erbsen-Säemaschine. T. V. Die Rüben-Säemaschine; — Werkzeug zum Aufnehmen der Kartoffeln (eine Hacke mit zwey Zweigen); — der Kohlpflanzer. T. VI. Winstrup's Reinigungsmaschine (nebst Anweisung zum Gebrauch).

3tes Heft. Tab. I. Die Kartoffelschneidemaschine mit 10 Messern; der Kartoffelschneider mit einem Messer; der Kartoffelhacker mit einem Kreuz; der Kartoffelwascher. T. II. Knowles Pflug zu Wassergräben. T. III. Der Planirpflug; der Rauchpflaster (Geräthe, um Feldmäuse, Katzen und anderes Ungeziefer in ihren Löchern und Schlupfwinkeln, desgleichen Insekten und Larven in den Treibhäusern oder Gärten zu tödten). T. IV. Eine Handmühle. T. V. Die Egge zur losen Ackerkrume (um Maulwurfsbügel zu ebnen); die Rundegge (in Meklenburg gebräuchlich); eine verbesserte Egge (zweckmäßige Vertheilung der Zinken). T. VI. Die Brak-egge; die gemeine Egge; Ducker's Hand-Säemaschine.

4tes Heft. Tab. I. Die Hækkerling-Maschine; T. II u. III. Die Thaer-Engelke'sche Drill- oder Säemaschine. T. IV. Der Winstrup'sche Pflug (sowohl als Räderpflug, wie als Schwingpflug, zu gebrauchen). T. V. Eine Pflanzwalze, und zwey Schiebkarren.

5tes Heft. Tab. I u. II. Die Dreschmaschine (nebst Anweisung zum Gebrauch). T. III. Eine Windmühle zum Treiben einer Drech-, Reinigungs- und Hækkerlings-Maschine, und zum Mahlen.

6tes Heft. Tab. I. Eine Hopfenpresse. T. II. Buttermaschinen, und zwar 1) eine Maschine, welche dazu diant, einen auf- und niedergehenden Butterstempel in Bewegung zu setzen; 2) ein vertikales bewegliches Butterfass; 3) ein stehendes Butterfass, in welchem der Butterstempel rund gedreht wird; nebst

nebst Beschreibung der Vortheile der beiden letztern Arten von Buttermaschinen. T. III. Der Kartoffelwolf. T. IV. Die Kartoffelreibe und die Vieh-Luft-röhre. T. V. Die Saamenquettsche. T. VI. Die Oel-presse.

Die Reichhaltigkeit des Werks wird sich aus dieser kurzen Inhalts-Anzeige hinlänglich ergeben. In dem Vorworte zu dem ersten Hefte verspricht der Vf. die Theorien der Pflüge, in Begleitung von Kupfern besonders herauszugeben; hoffentlich wird er sich dann auch über die Grundsätze des gesammten landwirthschaftlichen Maschinenwesens verbreiten; und Rec. wird davon Gelegenheit nehmen, auch seine Ansichten über landwirthschaftliches Maschinenwesen, mit Gründen unterstützt, vorzulegen. Viele der bis jetzt hochgepriesenen Instrumente, z. B. der im 2ten Hefte Tab. I. beschriebene Exstirpator wegen der senkrecht in den Balken stehenden Schäften, desgleichen die Egge wegen der ebenfalls senkrecht in dem Balken stehenden Zinken und andere, möchten dann freylich kaum die Probe bestehen, und nur sehr bedingungsweise zur Anwendung zu empfehlen seyn. Um das landwirthschaftliche Maschinenwesen zu der Höhe der Vollkommenheit zu bringen, von der es noch sehr weit entfernt ist, müssen tüchtige Mechaniker und tüchtige praktische Landwirthe sich berathen, und mit vereinten Kräften wirken; was bis jetzt, wie eine gründliche Untersuchung der vorhandenen Maschinen leicht darthun wird, noch selten geschehen ist.

g.

PHILOLOGIE.

Hannover, b. Hahn: *Materialien lateinischer Stilübungen für die höhern Klassen der Gelehrten-Schulen*. Zusammengetragen und herausgegeben von August Grotefend, Lehrer am K. Hannoverschen Pädagogium zu Ilfeld. 1824. XII u. 193 S. 8. (10 Gr.)

Ebenda: *Commentar zu den lateinischen Stilübungen nebst eingestreuten grammatischen Bemerkungen und Excursen*, von August Grotefend. 1825. XXIV u. 324 S. 8. (1 Rthlr.)

In diesen beiden Schriften eines thätigen und für sein Amt begeisterten Schulmannes, giebt die Vorrede von Nr. 2. von des Vfs Ansichten über lateinischen Sprachunterricht nähere Auskunft. Wir werden auf dieselbe weiter unten zurückkommen. Die von dem Vf. gebotenen *Materialien* enthalten folgende Stücke. 1) Leben und Charakter des Sokrates, von Moses Mendelssohn (S. 1 — 37). Bey diesem Aufsatze hat Hr. Gr. das Historische aus dem Ganzen Phädon zusammengestellt, die philosophischen Diskussionen jedoch nicht ganz übergangen, womit Rec. ganz einverstanden ist. 2) Griechische Geschichte, und zwar aus einer deutschen Bearbeitung von Goldsmith's Geschichte der Griechen (S. 37 — 141). Die Wahl scheint uns nicht ganz glücklich; jedoch wird gerade

sie dem Lehrer mannichfache Gelegenheit geben, zu ändern und einzelne Stellen mehr dem Genius der lat. Sprache anzupassen. Rec. ist überhaupt mit dem vom Vf. in der Vorrede zu Nr. 2. S. XXI aufgestellten Grundsätze nicht einverstanden, daß dem Schüler solle ein rein deutscher Text, und zwar in verschiedenen Stilgattungen zum Uebersetzen vorgelegt werden, sowohl bey den gewöhnlichen Übungen als bey dem Extemporalschreiben. Gesetzt auch, der Schüler wäre so weit gebracht, seine Urtheilskraft bereits so weit geschärft, daß sich ihm das Idiom einer fremden Sprache recht fühlbar machen liesse, so ist er darum gewiß nicht jedes Mal im Stande sich in demselben auszudrücken. Dagegen erleichtert ihm ein Text, der sich an das Lateinische anschmiegt, die Sache bedeutend, die Form wird ihm geläufiger und er lernt dann — wie man zu sagen pflegt — lateinisch denken. Denn freylich ist die glückliche Verschmelzung beider Idiome in wenigen Schriften so glücklich, als in denen unsers trefflichen Jacobs. Wir billigen es daher sehr, daß Hr. Gr. als Nr. 3. die Abschiedsrede desselben im Gymnasium zu Gotha (S. 141 — 150) und 4) die Antrittsrede im Lyceum München (S. 150 — 174) gewählt hat. Die vielen Anspielungen auf das classische Alterthum und der antike Geist, der in diesen Reden weht, eignen sie zu einer Uebersetzung in das Lateinische, obgleich, wie Hr. Gr. selbst, Rec. die Schwierigkeiten dabey nicht verkennt. 5) Sokrates letztes Gespräch aus Mendelssohn's Phädon (S. 174 — 193).

Zu den vorliegenden *Materialien* hat Hr. Grotefend nach Vorr. S. VII auf Bitten der Verlagshandlung einen Commentar ausgearbeitet, weil ohne diesen das Buch wenig Eingang in Schulen finden würde. Dieser Beweggrund befreundet. Es stünde wahrlich schlimm um unsere Schulen, wenn es nicht Lehrer gäbe, die auch ohne Commentar diese *Materialien* gebrauchen könnten. Indessen glaubt Rec., daß die Nützlichkeit dieses Commentars sich nicht bloß auf diese *Materialien* beschränken wird, sondern daß die darin dargelegten Bemerkungen auch für andre Schriften brauchbar seyn können. — Ueber den Commentar selbst hat sich der Vf. weitläufiger in der Vorrede ausgesprochen, die jeden Leser mit Achtung gegen denselben erfüllen muß. „Nach den Forderungen unserer Zeit,“ sagt derselbe Vorr. S. VIII f., „soll der Verehrer der (philologischen) Wissenschaften nicht mürrisch und einseitig dem Leben sich entziehen und in ein finsternes Grübeln verlieren; er soll gerade mitten in das Leben hineintreten, durch mannichfache Erfahrungen und Beobachtungen dem todtten Buchstaben der Wissenschaft Leben einhauchen, aus der Gegenwart die Räthsel der Vorwelt zu lösen suchen und aus den edeln Erscheinungen der alten Welt dasjenige Bild in die Gegenwart hineintragen, welches ihn seine Forschungen als hehr und heilig erkennen lehrten.“ Durch ihn soll das Leben seine erfreuende Heiterkeit, seine beglückende Einfachheit und seine edle Würde gewinnen.“ Der Inhalt

halt des Ganzen ist die Beantwortung der Frage, wie die Interpretation der alten Schriftsteller auch bildend für den Stil einzurichten sey, wobey Hr. Gr. besonders folgende Punkte berücksichtigt. Er verlangt 1) das über gewisse Punkte der Syntax, als den Gebrauch des Indicativs und Conjunctivs, die Folge der Zeiten u. s. w., die dem Schüler, der über die ersten Schwierigkeiten hinaus ist, noch Schwierigkeiten zu machen pflegen, klare, auf den innern Charakter der Sprache gegründete und umfassende Ansichten gegeben werden. 2) Der Schüler soll auf den Gebrauch eines jeden lat. Ausdrucks in seinen verschiedenen Modificationen häufig aufmerksam gemacht werden. 3) Es verdient der lat. Gebrauch in der Art die Begriffe zu verknüpfen, in der ganzen Satz- und Periodenverbindung eine besondere und genaue Berücksichtigung, wozu namentlich Cicero's Schriften empfohlen werden (Vorr. S. XV f.). 4) Man berücksichtige die Eigenthümlichkeit der lat. Sprache im tropischen Ausdrucke. Rec. glaubt wohl, daß ein jeder, dem es mit diesem Zweige der Jugendbildung ein Ernst ist, ebenfalls auf diese Punkte hingewirkt haben wird, und wenn sie auch ältern Schulmännern nicht neu sind, so wird doch auch diese die Art des Vortrags derselben für den Vf. einnehmen.

Bey dem Commentar ist nun vorzüglich auf die Philosophie der lat. Syntax, die Bestimmung und Unterscheidung der Bedeutungen gewisser Ausdrücke, die Eigenthümlichkeit der römischen Satzverbindung, auf den tropischen Sprachgebrauch und auf die Wortstellung Rücksicht genommen worden. Im Allgemeinen zeichnet sich das Gegebene durch grammatische Schärfe, fleißige Forschung und Ausführlichkeit aus, und selbst wo die Ansicht des Vfs nicht ganz neu ist, wie sich denn manches des von ihm Gesagten schon in andern Commentaren findet, wird man sie doch der angegebenen Eigenschaften wegen gern lesen. In das Einzelne einzugehen, erlaubt der Raum dieser Blätter nicht; doch will Rec. einige Stellen namhaft machen, um Hn. Grotefend zu zeigen, daß er sein Buch genau durchgesehen hat. Dahin gehören (S. 2) der Unterschied zwischen *oportet* und *debet*, (S. 5) die Uebersetzung des Wortes *fleiss*, (S. 5) die Bemerkungen über die Synonymen *felix*, *faustus*, *fortunatus*, (S. 66) über *natio* und *civitas*, S. 90 *praesens esse* und *adesse*, S. 162 über *libido* und *cupiditas*, (S. 189) über *vereri* und *timere*. Ferner die Bemerkungen über das den Ton habende Wort (S. 12), über den Ausdruck uneigentlicher und unbestimmter Begriffe (S. 20), über *a* und *de* (S. 125), über die Relativen statt der Demonstrativa (S. 60), über Relativsätze (S. 117), über die Wiederholung des zurückweisenden Fürworts (des mit Ausnahme eines Falles germanistischen *ille*) statt desselben Substantivs (S. 61), über deutsche zusammengesetzte Wörter (S. 89) über *ut* und *quod* nach *accidit* (vergl. Ramshorn's lat. Gr. S. 646), über Metaphern und allegorische Ausdrücke (S. 200. 209. 212. 222. 237), über *an* und *aut* in Doppelfragen (S. 209), wo aber

nicht, wie anderwärts, die Verweisung auf Zumpt's lat. Gr. (S. 287. vierte Ausg.) fehlen sollte. — Die vom Vf. gegebenen Vocabeln und Redensarten hätte Rec. vielleicht hier und da mit andern vertauscht, doch sind die von Hn. Gr. gewählten gut lateinisch. Ueber alle Punkte dieser Art werden sich die Meinungen auch wohl nie ganz einigen. S. 46 u. 47 hat der Vf. selbst eine Uebersetzungsprobe gegeben.

Die vom Vf. angehängten dreizehn Excursus zeichnen sich ebenfalls durch die oben erwähnten Eigenschaften vorthellhaft aus. Als die wichtigsten derselben nennen wir Exc. 1. über den Gebrauch und die Rection der Conjunctionen *si* und *quum* (S. 253 — 260). Exc. 2. über den Gebrauch und die Rection der Conjunction *quum* und mehrerer verwandter Conjunctionen, als: *dum*, *ut*, *uti*, *postquam* — *quia*, *quod*, *quoniam*, *quandoquidem*, *siquidem* (S. 260 — 273). Exc. 7. über den Gebrauch des Indicativs in scheinbaren und wirklichen Conditional-sätzen (S. 281 — 285). Exc. 8. Einige Haupt-Grundsätze und Regeln für die römische Satzverbindung (S. 286 — 295). Exc. 11. Etwas über den Gebrauch von *homo* und *vir* (S. 304 — 306).

Sehr vollständige Register erhöhen die Nützlichkeit dieser Schrift, der wir recht viele Leser wünschen, damit die gute Absicht ihres Vfs etwas recht Gemeinnütziges zu liefern erreicht werde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HELMSTEDT, b. Fleckeisen: *Archiv für Philologie und Pädagogik*. Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Gottfried Seebode. — Zweyter Jahrgang. Heft 1 — 4. 1825. 794 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

HANNOVER, b. Hahn: *Neues Archiv für Philologie und Pädagogik*. Im Vereine mit Fr. Tr. Friedemann in Braunschweig, Ph. K. Heß in Hanau, Fr. Ch. G. Kapp in Hamm, C. A. Rüdigger in Freyberg, J. D. Schulze in Duisburg, herausgegeben von Gottfried Seebode. — Erster Jahrgang. H. 1 u. 2. 1826. 172 S. gr. 8. (Der Jahrgang aus acht Heften 8 Rthlr.)

Ueber den ersten Jahrgang ist bereits in diesen Blättern (1824. Nr. 41) Bericht erstattet; Rec. kann also Anlage und Plan der Zeitschrift als bekannt voraussetzen.

In Nr. 1. nennen wir unter den Abdrücken philologischer Aufsätze die Programme von *Matthiae de usu futur. exacti Lat.* (H. 1.), *de ratione tractandae Graecorum mythologiae* (H. 2.), über *haud scio an nullus etc.* (H. 1.), und *de nonnullis Pindari locis, tum de Babriac fabulis* (H. 4.). Ferner Gernhard's Programme *de Lat. Indicativ. et Germ. Conjunct. in usu verbor. debere, melius, acquius esse*, al. (H. 2.), *de vi et usu Conjunctivi apud Latinos* (H. 3.), und Mosche's Abhandl. über Cornel. Nepos (H. 4.). Von größern Originalaufätzen sind zu erwähnen: U. Becker's Bemerkungen zu Tacit. dial. de caus. corr. eloquent. (H. 1.).

A. G. Becker über den *Verfasser* der angeblich *Demosthenischen Rede von Haloneso* (H. 1.), *Bentley notae ineditae ad Cicero. Tuscul. von Bardili* mitgetheilt, *Lehr's de dativi declin. formis epicis* (H. 2.), *Ahlwardt's commentatio metrica* (H. 3.), **Lünemann** über die Bearbeitung eines *vollständigen Wörterb. der lat. Sprache* (H. 4.). Dahin gehört auch die Abhandlung von **Zumpt**, über den *Zustand und die Verwaltung Siciliens unter römischer Herrschaft* (H. 2.). Einzelne Bemerkungen über einzelne Stellen alter Schriftsteller theilen mit: **Bardili** zu *Cic. Philipp. XIII, 15.* (H. 1.), **Matthias** zu *Cic. de nat. Deor.* (H. 3. 4.), **Conz** zu *Horatius* (H. 4.), **O. Müller** zu *Cic. Exp.* (H. 3.), **Obbarius** zu *Horat. Sat.* (H. 2.) und **andre**. Zur Literaturgeschichte giebt **Passow** Beiträge über *Potamon's Zeitalter* (H. 1.), über den Dichter *Fabullus* (ebd.), über *Tibull's Glycera* (H. 2.); **Beier** durch Nachweisung angeblicher literarischer *Avéadora* (H. 1.), **Gurlitt** durch ein Schreiben über *J. F. Fischer* (H. 1.), **Jacob** theilt zwey ungedruckte Briefe *Kästner's* (H. 2.), **F. Schütze** ungedruckte Briefe von *Castabonus*, *Gruterus* und andern mit (H. 3.), **Bardili** des *Partheni* Bericht über die von *Lagomarsini* beabsichtigte Ausgabe *Cicero's* (H. 3.). Vergleichen von Handschriften sind zu *Perfius*, *Horatius* und *Cicero* in H. 1. Auch lateinische Gedichte sind mit Recht aufgenommen, wo wir namentlich die von *Fufs*, *Schneider* und *Nüke* (H. 1.), von *Reisig* (H. 3.), von *Hermann* (H. 4.) erwähnen. Ausserdem sind eine bedeutende Anzahl von Schulprogrammen beurtheilt, unter denen wir vorzugsweise die aus *Obbarius* (H. 3.) nennen.

Auch der *pädagogische* Theil ist reich ausgestattet. Schulreden theilen **Kunhardt** und **Schirlitz** (H. 1.), **Kannegieser** (H. 3) und **andre** mit; Chroniken der Gymnasien zu *Züllichau*, *Ilfeld* (H. 1.), *Eisenach*, *Münden*, *Lüneburg* (H. 2.); *Weilburg* (H. 3.), *Harford* und des *Joachimsthal's* zu *Berlin* (H. 4.) finden sich auch hier. Ueber die in allen Hefen mitgetheilten Cabinetsordern und Verfügungen der Oestreichischen, Baierschen, Preussischen, Hannoverschen, Nassauischen u. a. Regierungen, sowie über die mannichfaltigen und interessanten *Miscellen*, *philologischen* und *pädagogischen* Inhalts, verbietet uns der beschränkte Raum dieser Blätter ausführlicher zu seyn. Nur darüber könnten wir mit dem verehrten Herausgeber rechten, daß er in H. 1. vier Briefe des verew. Rectors *Thiemo* zu *Löbau* in der *Lausitz* aufgenommen hat, die lediglich für Elementarschullehrer Interesse haben können und also hierher nicht gehörten. Ob die in H. 3. und 4. mitgetheilten Gesetze der Gymnasien zu *Karlsruhe* und

Heidelberg für viele Amtsgenossen Interesse haben werden, bezweifelt Rec. In ihrem Kreise mögen dieselben von großem Nutzen seyn, aber für die Entserntern haben sie gewiss nur geringes Interesse.

Unter der altberühmten Firma der *Hahn'schen* Hofbuchhandlung tritt Nr. 2. auf. Wir wünschen dieser neuen Folge das beste Gedeihen und hoffen dieß um so zuversichtlicher, je größeres Verdienst sich die genannte Buchhandlung durch Förderung philologischer und historischer Schriften erworben hat. Hr. *Seebode* eröffnet das Archiv mit einem sehr verständigen Vorworte, worin er anzeigt, daß dieß Archiv *philologische* und *pädagogische Aufsätze*, *Anzeige von Schulschriften* und *Schulnachrichten* in sich fassen würde. Der Inhalt ist nun folgender. I. **Kapp's** Bemerkungen auf einer zu pädagogischen Zwecken unternommenen Reise. Die nassauischen Schulen (S. 1 — 18). II. **Gernhard** über *haut scio*, *an* (S. 19 — 36). III. **Kunhardt** über die Natur der Sprache, ihren Ursprung und Inhalt (S. 36 — 46). IV. **Köpke** über das Zurückbleiben der Römer im Trauerspiele (S. 46 — 61). V. Chronik des Gymn. zu *Gera* (S. 61 — 78) und des zu *Hamm* (S. 78 — 98). VI. Unterrichtswesen. 1) Instruction für die Directoren und Rectoren der gelehrten Schulen in der Provinz *Brandenburg* (S. 98 — 111). 2) Bekanntmachung über die Erfordernisse zur Aufnahme in die Landesschule *Pforta* (S. 111 — 123). VII. **Tiedemann's** Worte am Grabe von *J. H. Voss* (S. 123 — 133). VIII. Lesearten und Bemerkungen zu griech. und röm. Schriftstellern (S. 132 — 146). 1) *Collatio Cod. Manusc. Homeri Odysseae*. 2) Lesarten zu *Ovid's Metamorphosen*; 3) zu *Thucydides* II. 61. und V. 111. von *Döderlein*; 4) *Almeloveen's* Anmerk. zum *Horatius* von *Krebs*. IX. Ungedruckte Briefe von *Wesfeling*, *Alberti*, *Hemsterhuys* und *Reiz* an *Dorville* (S. 146 — 152). X. *Miscellen*. Hieraus heben wir die besondere Rubrik der im Auslande erschienenen philologischen Schriften hervor und **Friedemann's** Nachricht (S. 172), daß *J. Fr. Hausinger* nichts Handschriftliches zu *Cic. Laelius* und *Cato Major* hinterlassen habe.

Wir überlassen es nun dem Urtheile des Einzelnen von diesen reichen und mannichfaltigen Gaben genauere Kenntniß zu nehmen. Dem würdigen Herausg. aber wünschen wir Muth und Kraft zur Fortsetzung dieses Archivs als auch der *kritischen Bibliothek* und der *Miscellanea critica*. — Druck und Papier ist so, wie es sich von dem Verleger der *Monumenta Germaniae Historia* — einem Ehrenkenmale deutscher Typographie — erwarten läßt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

August 1827.

NATURGESCHICHTE.

HEIDELBERG, b. Mohr: *Handbuch der Oryktognosie* von C. C. v. Leonhard, Prof. zu Heidelberg. Für akademische Vorlesungen und zum Selbststudium. Mit 7 Steindrucktafeln. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1826. 852 S. 8. (6 Rthlr.)

Die erste Ausgabe dieses Handbuchs erschien 1821; ihre Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit hat sich wohl deutlich dadurch bekundet, daß ungeachtet der verschiedenen bald nachher erschienenen mineralogischen Hand- und Lehrbüchern über Mineralogie, welche die Fortschritte derselben insonderheit in Frankreich, veranlaßten, jetzt eine neue Ausgabe nöthig wurde. Das vorliegende Handbuch hat gewiß eine sehr zweckmäßige Einrichtung; es ist, nach dem jetzigen Standpunkte, möglichst vollständig, nicht zu voluminös, auch nicht zu kurz; es zeichnet sich durch äufsere Eleganz und dadurch aus, daß der Raum möglichst benutzt ist, und wird den Vorzug vor andern Werken dieser Art genießen, daß es so bald nicht veraltet, da der Vf. in der Vorrede, was gewiß höchst zweckmäßig erscheint, verspricht, jährlich, oder so oft das Material es nothwendig macht, Ergänzungsblätter zu liefern, welche Ergänzungen, Berichtigungen u. s. w. enthalten; diese werden diesem Handbuche einen bleibenden Werth verschaffen, und die Besitzer desselben werden nicht nöthig haben, jährlich sich eine neue kostbare Mineralogie anzuschaffen, um mit der Wissenschaft fortzugehen. Da der Vf., als Herausgeber seiner wichtigen mineralogischen Zeitschrift, in vollem Bereiche der mineralogischen Literatur sich befindet, so ist derselbe leicht im Stande, die Besitzer seines Handbuchs immer mit dem Fortgange der Wissenschaft bekannt zu machen, und man wird ohne Schwierigkeiten alles Neue in das System einreihen können; und indem bey einer solchen Einrichtung das von Leonhard'sche Handbuch eine gewisse Stabilität erhält, wird es hierdurch schon besonders empfehlenswerth.

Die Einrichtung dieser neuen Ausgabe ist im Allgemeinen ganz die der ersten, im Einzelnen aber finden sich sehr bedeutende Abweichungen, theils sind die neuerlich entdeckten Mineralien erwähnt, theils ist ein neues System zum Grunde gelegt.

In der ältern Ausgabe befolgte der Vf. das System von Berzelius, in der jetzigen ist das zum Grunde

gelegt, welches Prof. Gmelin zu Heidelberg in der v. Leonhard'schen Zeitschrift für Mineralogie, August 1825. bekannt gemacht hat, und wir glauben mit dem Vf., daß die chemische Classification Vorzüge vor jeder andern hat, und daß das System von Gmelin dem von Berzelius wenigstens in mehrerer Hinsicht vorzuziehen und das Beste seyn möchte, das wir bisher besitzen.

Beide gedachten Chemiker gehen von den chemischen Elementen aus, Berzelius legte die electromagnetischen Verhältnisse zum Grunde, und reihete die Mineralien nach ihren elektro-positiven Bestandtheilen, ganz neuerlichst umgekehrt von dem elektro-negativen Bestandtheile aus. — Gmelin geht von der Ansicht aus, daß bey jeder Verbindung der eine Stoff mehr als chemisch formendes, der andre mehr als chemisch geformtes Princip anzusehen sey, und sucht nun die chemischen Elemente auf die Art zu reihen, daß das am meisten Formende beginnt und das am meisten Basische beschließt, wodurch folgende Reihe gebildet wird:

1) *Nicht-Metalle.* Sauer-, Wasser-, Stickstoff, Fluor, Chlor, Jod, Selen, Schwefel, Phosphor, Boron, Kohlenstoff.

2) *Metalle.* Arsenik, Antimon, Tellur, Wismuth, Zink, Cadmium, Zinn, Bley, Quecksilber, Silber, Palladium, Osmium, Iridium, Rhodium, Platin, Gold, Kupfer, Nickel, Kobalt, Mangan, Eisen, Uran, Chrom, Molybdän, Scheel Tantal, Titan, Silizium, Zirkonium, Aluminium, Glyzium, Yttrium, Cerium, Magnium, Calcium, Strontium, Barium, Lithium, Natrium, Kalium.

Ueberseht man diese Reihe, so scheint es Rec., daß fast alle Stoffe so gegen einander stehen, wie es ihre natürliche Verwandtschaft mit sich bringt, denn es bilden eine höchst natürliche Gruppe Kalium, Natrium, Lithium — eine 2te Barium, Strontium, Calcium, Magnium — eine 3te Cerium, Yttrium, Glycium, Aluminium, Zirkonium, Silicium — eine 4te Titanium, Tantalum, Scheelium — eine 5te Molybdän, Chrom, Uran, Eisen, Mangan, Kobalt, Nickel, Kupfer — eine 6te Gold, Platin nebst dessen gewöhnlichen Begleitern und Silber — eine 7te Quecksilber, Bley, Zinn, Cadmium, Zink, Wismuth, Tellur, Antimon und Arsenik — eine 8te Phosphor, Schwefel, Selen — eine 9te Jod, Chlor, Fluor — eine 10te Stick-, Wasser- und Sauerstoff.

D (5)

Auch

Auch die Verbindung aller dieser Gruppen möchte sehr natürlich seyn, und Rec. hegt die Ansicht, daß diese Reihung der chemischen Elemente allen übrigen bekannten Versuchen dieser Art vorzuziehen, und diese oder eine der Ideen nach ähnliche am zweckmäßigsten dem Mineral-Systeme unterzulegen sey. — Als chemische Elemente kommen nur sehr wenige Mineralien vor, fast alle sind *Composita*, und es entsteht nun die Frage, wie diese an jene Elemente des Systems anzureihen sind. Mit Ausnahme der gediegenen Metalle enthalten fast alle übrigen Mineralien Sauerstoff; deshalb kann man sie entweder diesen anreihen, indem man gleichsam zeigt, wie der allwaltende Sauerstoff die chemischen Elemente verändert, oder man kann die *Composita* den Basen anreihen, (was, wie Rec. glaubt, am zweckmäßigsten ist), wobey hervorgeht, wie diese den Sauerstoff modificiren. Prof. Gmelin hat den ersten Weg eingeschlagen; daher fast alle Mineralien in die Abtheilung des Sauerstoffs kommen, und die gediegenen und geschwefelten Metalle mit einigen wenigen andern Körpern für sich stehen. — Da in dem Handbuche selbst nicht nähere Rechenchaft von dem neuen befolgten System gegeben wird, so glaubt Rec. auf die eigentliche Idee desselben aufmerksam machen zu müssen.

Nach dieser Digression wollen wir zu dem Inhalt des Werks zurückgehen. Die Einleitung S. 1—8. beschäftigt sich mit dem Begriff von Mineralogie und deren Eintheilung. Hierauf folgt die Propädeutik, die folgende Unterabtheilungen hat: 1) Kennzeichenlehre (S. 9—89); diese behandelt die stereometrischen Kennzeichen (S. 11—73), die physikalischen (S. 74—88), die chemischen (S. 83—86), und die empirischen (S. 87—89); 2) Nomenclatur (S. 89—90); 3) Fossilienbeschreibung (S. 90); 4) Classification (S. 91—94); 5) Systemkunde (S. 94—102); darauf folgt ein ganz kurzer Abriss der Literatur (S. 103—106); dann das Mineralsystem selbst (S. 107—809), und ein genaues Register beschließt das Werk.

Die erste Ausgabe, die bey gleichem Preise um 120 Seiten schwächer war, hatte eine ganz gleiche Einrichtung; bey der jetzigen ist die Propädeutik nicht wesentlich verändert; am ausführlichsten sind die stereometrischen Kennzeichen behandelt, wobey vorzugsweise die Ansicht von Hany und nur wenig die Methode und Ansichten von Mohs und Breithaupt berücksichtigt erscheinen. Eigenthümlich ist dem Vf. eine krystallographische beschreibende Sprache, um die Modificationen der Kernformen anzugeben, die in vielen Fällen recht zweckmäßig erscheint. Er bedient sich der Ausdrücke: entkantet, enteckt, enteiltet, enteittelkantet, entrandet, enteitet u. s. w., und drückt hier kurz Modificationen aus, zu deren Beschreibung man sonst mehrere Worte oder Zeichen bedurft. Vollkommen, durch alle erscheinenden Modificationen, läßt sich freylich diese Art der Beschreibung wohl nicht, oder nur mit großen Schwierigkeiten der Sprachen durchführen. Die wichtigen, physikalischen Kennzeichen sind, so

wie die chemischen, nur sehr kurz angegeben, aber bey dem beschränkten Raume war es auch wohl nicht möglich, sich ausführlicher über sie zu verbreiten.

Das System, nach welchem die Gattungen beschrieben sind, ist folgendes:

1. Gruppe der gewässerten Mineralsäuren und ihre Verbindungen. Alaun, die Vitriole, Bittersalz, Gyps, Glaubersalz, Maskagnin, Eisensinter, Aluminat, Alaunstein, Wawellit, Turkis, Lasulith, phosphorsaures Eisen, Uranglimmer, octaëdrisches phosphorsaures Kupfer, prismatisches phosphorsaures Kupfer *), Boraxsäure, boraxsaures Natron, kohlensaures Natron, Kupferlasur, Malachit, Zinkspath.

2. Gruppe der gewässerten Metallsäuren und ihre Verbindungen. Pharmakolith, arseniksaures Kobalt und Nickel, Würfelerz, Skorodit, Olivenit, Kupferglimmer, Linsenerz, Euchroit, Opal, Pechstein, Perlstein, Allophan, Kaolin, Steinmark, Bildstein, Grünerde, Bol, Bergseife, Stilbit, Harmotom, Chabasit, Laumontit, Analcim, Mesotyp, Thompsontit, Karpholit, Orthit, Cronstedt, Gehlenit, Apophyllit, Galmey, Kiesel-Kupfer, Kupfer-Smaragd, Meerfchaum, Speckstein, Ophit, Cererit.

3. Gruppe der gesäuerten Metalloxyde und ihre Verbindungen. Diaspor, Bleygummi, Eisenoxyd, Hydrat, Erdkobalt, gewässertes Mangan-Hyperoxydul, saures Kupfer, basisch flusssaures Cerer, Talkhydrat.

4. Gruppe der trocknen-sauerstoffhaltigen Mineralsäuren und ihre Verbindungen. Salpeter, Bleyvitriol, rhomboëdrisches schwefel-kohlensaures Bley, Baryt, Strontian, Anhydrit, Brongniartit, Schwefels. Kali, Schwefels. Bley, phosphor. Yttererde, phosphor. Talk, Kalk und Mangan, Amphibolit, Datolit, Borazit, kohlenf. Bley, Bley-Horn, kohlenf. Eisen und Mangan, Magnesit, Bitterkalk, Kalk, Arragon, Baytocalcit, kohlenf. Strontian u. Baryt.

5. Gruppe der trocknen Metallsäuren und ihre Verbindungen. Arseniksaures Bley, Arsenikblüthe, Antimonocher und Blüthe, chromf. Bley, Vanquelin, molybdäuf. Bley, Wolfram, scheelf. Bley, Scheelit, Tantalit, Yttr Tantalit, Zinn, Anatas, Rutil, Menakan, Herin, Titaneisen, Crichtonit, Titanit, Quarz, Zirkon, Eudialit, Smaragd, Euklas, Topas, Andalusit, Disthen, Staurolith, Bimsstein, Onyx, Petalit, Albit, Periklin, Sanfuit, Feldspath, Labrador, Anorthit, Triphan, Leuzit, Glimmer, Talk, Turmalin, Axinit, Hany, Sodalit, Helvin, Pinit, Latrobit, Cordierit, Nephelin, Prehnit, Wernerit, Epidot, Allanit, Idokras, Hessonit, Granat, Hornblende, Augit, mit Pyralit, Aekmit, Anthophyllit, Hyperithen, Schillingspath, Bronzit, Nieselmangan, Wollastonit, Gadolinit, Lävrit, Chrysolith, Chondroit.

6. Gruppe der trocknen Metalloxyde und ihre Verbindungen. Korund, Chrysoberyll, Spinell, Gahnit, Eisenoxyd, Franklinit, Magneteisen, Chromocher, Eisenchrom, Menig, Wismuthocher, Bleyer von Mendip, Zinkoxyd, Kupferocher, Uranocher, Rothkupfererz.

7. Gruppe der Elux-Verbindungen. Kryolith, neutrales flusssaures Cerer, flusssaures Kalk.

8. Gruppe der Chlor-Verbindungen. Quecksilber- und Silber-Horn, Steinsalz, Salmiak.

9. Gruppe der Selen-Verbindungen. Tellur-Wismuth, Selenbly, Eukait, Selenkupfer.

10. Gruppe von Schwefel und seinen Verbindungen. Schwefel, Auripigment, Realgar, Tennantit, Antimon-glas, Antimon-

*) Es wäre wohl zu wünschen gewesen, daß für diese langen, wie es Rec. scheint, unzweckmäßigen Mohschen Namen möglichst kurze vorgeföhren wären, da lange beschreibende Namen vielleicht für den Anfänger nützlich sind, übrigens aber die Schrift und Rede viel Unbequemlichkeit haben.

monblende, Rothgiltigerz, Bournonit, Nickel-Antimon-
glanz, Blende, Zinkies, Bleyglanz, Zinnober, Silber-
glanz, Schwarzgiltig, Kupferglanz, Buntkupfererz, Ku-
pferkies, Fahlerz, Schwefel-Nickel, Nickelglanz, Kobalt-
kies, Kobaltglanz, Manganglanz, Eisenkies, Strahl-
Ar- senik-Leberkies, Molybdänglanz.

11. Gruppe von Kohlenstoff und seine Verbindungen. Dia-
mant, Anthrazit, Graphit.

12. Gruppe der Metalle und ihre Verbindungen. Gediegen
Artenik, Arseniknickel, Speiskobalt, gediegen Antimon,
Antimon Silber, Weiss-, Blätter-, Schrift-, Gediengestel-
lar, Wismuth, gediegen Zinn, Bley, Quecksilber, Amal-
gam, Silber, Palladium, Iridium, Platin, Gold, Kupfer,
Eisen.

Erster Anhang zum System. Substanzen, die noch nicht
schicklich in das System eingereiht werden konnten.
Arsenikglanz — Schwärze — Wismuth — Spiesglanz, Ba-
bingtonit, Beudantit, Breislakit, Brewsterit, Brochantit,
Brookit, Bucklandit, kohlenf. Cerer, Oxydul, Chiasolit,
Childrenit, Chlorophanit, Cimolit, Comptonit, Concra-
nit, Edingtonit, Weich-Eisenkies, Blau- und Schwarz-
eisenstein, Epifilbit, Erlan, Fahlnit, Fergunonit, Fi-
brolit, Fluolit, Forsterit, Gelberde, Gibbit, Glaukolith,
Gmelinit, Diastomes und hemiprismatisches Gypshaloid,
Haydenit, Herchelit, Heulandit, Hüfnerit, Hoprit, Hu-
mit, Jamesonit, Indianit, Itnerit, Kakoxen, Kerolith,
Killinit, Knebelit, Königin, Kollyrit, Konilit, Weiss-
kupfererz, prismatischer Kupferglanz, Kupfer-Indig-Man-
gan-Schaum, Leelit, Levynit, Ligurit, Brachytipes und
schwarzes Manganerz, Schwärzmanganerz, Marmolith,
Melilit, Monophan, Nekronit, Nephrit, Nuttallit, Oha-
nit, Periglimmer, Phillipfit, Pholerit, Pikrosmin, Poly-
halit, Polymignit, Pyrodmalith, Pyrothit, Rosellin, Ru-
bellan, hemiprismatisches Rubinblende, Saphirin, Sappa-
rit, Schaumkalk, Serpentin, Sideroschistolith, biegsamer
Silberglanz, Sordawalith, Sphärolith, Tachylit, Talk-
Steinmark, Tephroit, Thon, phosphorsaurer Thon, Thu-
lit, Torrelit, Tripel, Turnerit, Uranblüthe, kohlent.
Wismuth, Zurlit.

Zweiter Anhang. Organische Verbindungen. Humboldt,
Honigstein, Bernstein, Retinit, Hatchetin, Erdöl, Elate-
rit, Asphalt, Blätterkohle, Kannel-, Grob-, Ruß-,
Holz-, Pech, Braun-, Moor-, Erdkohle, bituminöses
Holz, Dyfodil, Papierkohle, Alaunerde.

Die Beschreibung der einzelnen Gattungen ist
hier auf gleiche Art, als bey der *ersten* Ausgabe ge-
liefert; man findet die Synonyme, die wichtigsten
literarischen Nachweisungen, eine kurze Beschrei-
bung der krytallographischen, physikalischen und
chemischen Kennzeichen, die wichtigsten Analysen,
eine Charakteristik der Arten und eine meist höchst
vollständige Angabe der Fundorte, mit Bemerkung
über die Art des Vorkommens. Bey jeder krytalli-
nischen Gattung sind die wichtigsten Winkel der
Kerngestalt angegeben. Von den bekannten und
neuerlich entdeckten Mineralien wird man kaum
etwas Wichtiges vermissen. Wir sind daher der
Meinung, daß der Vf. in dieser Hinsicht etwas Voll-
ständiges geliefert hat; nicht allein dem Mineralo-
gen, sondern auch dem Naturhistoriker überhaupt
und jedem gebildeten Manne, der an den Fortschrit-
ten der Wissenschaft Antheil nimmt, dürfte das vor-
liegende Werk um so mehr als Repertorium zu em-
pfehlen seyn, da es der oben erwähnten Nachträge
wegen noch lange fort brauchbar bleiben wird.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

BASEL, in d. Schweighauser. Büchh.: *Predigten*
von J. J. Fäsch, Pfarrer an der St. Theodors-
kirche in Basel. 1826. VIII u. 297 S. 8. (1 Rthlr.
3 gGr.)

Der Vf. dieser Predigten, ein ehrwürdiger Greis,
hat dieselben während der sechs letzten Jahre seiner
Amtsführung gehalten, da; wie er sagt, der Secten-
geist, mit stolzer Stirne einherwandelnd, wider Ver-
nunft und Wissenschaft, wider Tugend und gute
Werke zu Felde zog. — Mit dem Bewußtseyn der
Absicht und des Wunsches, nach allen seinen Kräf-
ten das Reich Jesu Christi, das Reich der Wahrheit
und der Tugend befördern zu helfen, entschloß er
sich, sie dem Publico, besonders aber seiner lieben
Gemeinde zu übergeben, in deren Mitte er in einem
Zeitraume von mehr als 32 Jahren das evangelische
Lehramt verwaltete. In einer sehr herzlichen, von
der vertrauensvollen, gegenseitigen Liebe zeugen-
den Zueignungsschrift äußert er den Wunsch, daß
seine theure Gemeinde diese Sammlung von *zwanzig*
Predigten als ein Vermächtniß und Abschiedsge-
schenk betrachten und von ihm annehmen möge, da
sie diejenigen religiösen Darstellungen enthalte, wel-
che das Resultat seiner 56 Jahre lang fortgesetzten
Untersuchungen sind. „Die heiligen Schriften“, sagt
er S. V., „blieben stets der Hauptgegenstand meines
Nachdenkens; aber immer habe ich mit dem Lichte
der gesunden Vernunft und der erworbenen Kennt-
nisse, und nie mit der Brille des Sectengeistes, der
Schwärmerey und des Mysticismus in diesem Buche
aller Bücher geforscht; aus demselben allein habe
ich meinem Glauben geschöpft und aus keinem phi-
losophischen oder theologischen System, aus keinem
Glaubensbekenntniß irgend eines Parteymannes.“
Dieser Erklärung gemäß zweckt Alles, was die vor-
liegenden Predigten enthalten, auf nichts anders ab,
als auf Beförderung des wahren praktischen Chris-
tenthums. Vorzüglich gilt dies von den *zweölf* er-
sten Predigten, welche in der Inhalts-Anzeige als
Predigten über die Tugend bezeichnet sind. In die-
sen Predigten wollte der Vf. das Wichtigste von dem
zusammenfassen, was er, während der Zeit des von
ihm verwalteten evangelischen Lehramts, in seinem
zahlreichen (mehr als fünftausend) Kanzelreden in
Beziehung auf Tugend und gute Werke vorgetragen
hat. Dies zu thun war ihm Gewissen Sache, da er
sehr überzeugt ist (S. 10), „daß ohne Tugend und
ohne gute Werke keine Religion, kein Glaube, keine
Seelenruhe, kein Familienwohl, kein Staatsglück,
kein Heil und keine Seligkeit sey; daß jede Lehre,
wodurch die Liebe zur Tugend geschwächt, der
Eifer zu guten Werken erschlaft wird, keine christ-
liche, sondern vielmehr eine falsche, schädliche und
gefährliche Lehre sey.“ Er bekennt sich öffentlich
zu dieser Ueberzeugung, obgleich er wohl weiß
(S. 132), „daß in unsern Tagen Viele denjenigen
Prediger, der es für seine Pflicht hält, die Tugend
seinen Zuhörern zu empfehlen, nie anzuhören wür-
digen,

digen, den Namen eines evangelischen Lehrers demselben absprechen, sich an ihm ärgern, ihn lieblos richten und verdammen." Die hier mitgetheilten Betrachtungen über die christliche Tugend haben folgende, mit eben so vieler Gründlichkeit als Falschlichkeit und Wärme ausgeführte Hauptsätze, denen passende biblische Aussprüche, als Texte, zum Grunde gelegt sind: 1) Natur und Kennzeichen der christlichen Tugend; 2) die Aftertugend; 3) Allgemeine Hochachtung der Tugend; 4) Vortheile der Tugend; 5) Zeugnisse des alten Testaments zur Empfehlung der Tugend; 6) Zeugnisse des Evangeliums zur Empfehlung der Tugend; 7) Bestimmung und Verpflichtung des Menschen zur Tugend; 8) Der Glaube hilft nichts ohne Tugend; 9) Wozu die Tugend, wenn wir aus Gnaden selig werden? 10) Möglichkeit, ein tugendhafter Mensch zu werden; 11) Beförderungsmittel der Tugend; 12) Fortsetzung. Wie freymüthig sich der Vf. über solche Ansichten erklärt hat, die dem Hauptzweck des Christenthums geradezu widersprechen, davon mag unter vielen andern folgende Stelle zum Beweis dienen, die zugleich eine Probe von der Diction des Vfs. geben wird. (S. 84.) „Sie (die das Christenthum verstümmeln) sprechen von der Dornenkrone, von den Wunden, von dem Blute, von dem Kreuze unsers Heilandes oft und viel in wahrhaft abgöttischen Ausdrücken, und vergessen, daß nichts Sinnliches, daß nur die Gottheit in Jesu Christo angebetet werden soll. Golgatha's Hügel sind ihnen Gesetz und Propheten und das ganze Evangelium. Daß Gott in einer Krippe lag und an einem Kreuze starb, — Verzeihe, Schöpfer und Beherrscher der Welten, verzeihe diesen so oft gebrauchten, dich entehrenden Ausdruck! — das ist ihrem Glauben mehr als genug. Das Göttliche in seinen Lehren und besonders in seinen Vorschriften wird größtentheils von ihnen übersehen. Andere hingegen würden gern noch viel mehr glauben, als das Christenthum uns zu glauben befehlt, wenn nur dagegen die Zahl der christlichen Pflichten vermindert und weniger Tugenden und gute Werke von ihnen gefordert würden; und eben deswegen finden diejenigen Secten, welche den Glauben auf Rechnung der guten Werke erheben und auf ein weinerliches Sündenbekenntniß einen höhern Werth setzen, als auf die Vermeidung alles dessen, was Sünde heißt, eben deswegen finden diese Secten der Anhänger so viele; denn Glauben ist weit leichter als Thun. Selbst das sogenannte Gefangennehmen der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens, wie wenig Mühe kostet es demjenigen, dessen arme Vernunft in seinem ganzen Leben ein blinder Gefangener des Irrthums, der Unwissenheit und eingefogener Vorurtheile gewesen ist!" — Die acht folgenden Vorträge (S. 137 — 247) sind *Festpredigten*, gehalten am Neujahrstage, am grünen Donnerstage, am Char-

freitage, zu Oßern, am Himmelfahrtstage, zu Pfingsten, am allgemeinen Dank-, Buß- und Bettage. Den Beschluß machen vier Homilien (S. 251 — 297): die erste und zweyte über den Knaben Jesus im Tempel, Luc. 2, 41 — 52, die dritte und vierte über den Taubstummen, Marc. 7, 32 — 37. Auch in diesen Vorträgen findet man allenthalben klare Darstellungen geläuterter Religionsbegriffe und den Ausdruck der innigsten Verehrung für das echte Christenthum und dessen erhabenen Stifter. Durch Ueberzeugung des Verstandes sucht der Vf. auf das Herz zu wirken, dieses für Wahrheit und Tugend zu erwärmen, und so seinen Zuhörern ein sicherer Führer zu ihrem Heil zu werden. Möchten diese wahrhaft erbaulichen Predigten recht viele empfängliche Leser finden!

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Heer- und Querstraßen* u. s. w. *Vierter Theil*. Aus dem Engl. übersetzt von Theodor Hell.

Auch unter dem Titel:

Alles für seine Königin, oder der Priester und der Garde du Corps. 1827. 304 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Diese Erzählung übt durch die Objectivität, in der sie gehalten ist, eine große Anziehungskraft auf das Gemüth des Lesers. Die Charaktere treten lebendig und scharf gezeichnet vor uns hin, die Ereignisse entwickeln sich, wenn auch überraschend, doch natürlich; die örtlichen Verhältnisse sind geistreich benutzt und umsichtig dargestellt. Das Ganze gewinnt uns durch die Wahrheit, die aus jeder Einzelheit spricht. Wir lernen in dem Helden der Geschichte einen schwärmerischen jungen Irländer kennen, der im Anfange der französischen Revolution unter die königlichen Gardes du Corps tritt; und, von einer heftigen, rein geistigen und poetischen Liebe zu der unglücklichen *Marie Antoinette* ergriffen, für die Königin kämpft und ringt und, nachdem ihr schönes Haupt dennoch unter der Guillotine gefallen, seinem verödeten Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende macht. Ihm gegenüber steht in aller Würde der Hoheit, aber dennoch in vollendeter weiblicher Liebenswürdigkeit die unglückliche Monarchin. Sehr wohlgelungene Nebenfiguren, die jedoch thätig in das Ganze eingreifen, sind der Priester O' Collogan, der Diener Bryan und der zwischen dem guten und bösen Princip schwankende Armand. — Für die Trefflichkeit der deutschen Uebersetzung bürgt der Name ihres Verfassers. — Die äußere Ausstattung des Buchs ist sehr zu loben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1827.

PHYSIK.

PARIS, b. Deterville: *Traité de Physique expérimentale et mathématique*, par J. B. Biot — Dritter Band.

(Fortsetzung der Recension in Nr. 31. der Erg. Bl. von 1827.)

Dieser dritte Band des Biot'schen umfassenden Lehrbuchs der Physik, handelt im vierten Buche die Lehre vom *Magnetismus*, und im fünften die Lehre vom *Lichte* ab, Gegenstände, deren ersterer zwar seitdem durch *Oersted's* glänzende Entdeckung auf einen erhöhten Standpunkt versetzt worden ist, und für deren zweyten, aus der nämlichen Quelle, ebenfalls mannichfaltige Bereicherungen zu erwarten stehen, die aber beide, auch in ihrer frühern wissenschaftlichen Gestalt, zu den wichtigsten und interessantesten der Naturlehre gehören. — Indess ist die Identität zwischen Magnetismus und Electricität, welche bis jetzt, als die bedeutendste theoretische Folgerung, aus jener *Oersted's*chen Entdeckung hervorzugehen scheint, und ihre Ausdehnung auf Licht und Wärme noch erwartet, unserm Werke, zufolge der Vermuthungen früherer Physiker, auch schon nicht mehr fremd; und das erste Kapitel des vierten Buches, welches die *allgemeinen Erscheinungen der magnetischen Anziehungen und Abstossungen* vorträgt, weist bereits darauf hin. „Das weiche Eisen und der Stahl“ heisst es hier nämlich, „verhalten sich gegen den Magnetismus, wie Metall und Siegelack gegen die Electricität. In dem ersteren geht die Zersetzung der natürlichen Electricität zwar schnell vor sich; eben so schnell aber auch die Wiederherstellung jenes natürlichen Zustandes, sobald der einwirkende electr. Körper nur aus den Grenzen seines Wirkungskreises entfernt ist: woggen im Siegelack die Zersetzung Schwierigkeiten findet; wenn sie aber einmal bewirkt ist, auch noch nach Entfernung des einwirkenden Körpers fortdauert.“ — Das zweyte, *allgemeine Betrachtungen über die Entwicklung des Magnetismus in Eisenstäben, und der letztern Ähnlichkeit mit electrischen Säulen*, liefernde Kapitel, geht, wie man sieht, ebenfalls von diesem interessanten Gesichtspunkte aus; und in der That hat der magnetische Process, der z. B. im Eisen Statt findet, bey seiner Beschränkung auf jedes einzelne Element und der Unmöglichkeit der Mittheilung, eine außerordentliche Analogie mit dem, was in electrischen

Säulen geschieht, die aus Glasplatten confituirt sind, welche man mit Metall-Lagen bekleidet hat, und in denen die Electricitätsentwicklung zwischen den sich berührenden Metallflächen selbst nicht die mindeste Schwierigkeit findet, während die isolirend-trennenden Zwischenlagen von Glase jeden Uebergang von einem Plattenpaare zum andern verhindern. — Diese Vergleichung scheint ein helles Licht auf die innerste Natur des magnetischen Eisens zu werfen; ehe aber hiernächst weitere Untersuchungen über den, solchergestalt nur in jedem Elemente abgefordert thätigen Magnetismus angestellt werden können: so bedarf es einer *Bestimmung und Messung der richtenden Kräfte, welche die Erdkugel auf die Magnetnadel ausübt* (drittes Kapitel). Der Versuch bestätigt, was in diesem Bezuge hier durch Rechnung gefunden wird, „dass nämlich weder die südliche noch nördliche magnetische Kraft der Erdkugel, einer Nadel, auf welche Weise sie auch magnetisirt oder der freye Magnetismus in ihr vertheilt sey, eine Bewegung wirklicher Ortsveränderung im Raume beybringen könne;“ — und nach Ausdehnung eines gleich strengen rechnenden Verfahrens auf die übrigen hierher gehörigen Umstände, nehmen die Untersuchungen unsers Vfs., im vierten, die *verschiedenen Arten magnetischer Mittheilung* erörternden Kapitel, eine technische Wendung. Das einfachste und natürlichste Mittel der Magnetisirung ist allerdings die bloße Berührung; „allein die Nothwendigkeit, besonders den Compass-Nadeln den größtmöglichen Grad von Energie zu verschaffen, hat die Physiker auf noch andere Verfahrungsarten geleitet.“ Wie künstlich diese Methoden indess auch seyn mögen, so vereinigt sie doch die Theorie unter dem doppelten Gesichtspunkte: die beiden *M* in den behandelten stählernen Stäben immer genauer zu trennen, und diese Trennung zu erhalten; und aus diesem Gesichtspunkte wird nun hier das Verfahren von *Knight, Duhamel, Anthéaume, Michel, Canton* u. A. betrachtet, besonders aber der berühmte *Doppelstrich*, nach allen dabey vorkommenden Modificationen gelehrt. Den Schluss dieses Kapitels macht eine Beschreibung des sinnreichen Mittels, welches *Coulomb* anwandte, um den verhältnißmäßigen Erfolg aller dieser verschiedenen Magnetisirungsmethoden zu prüfen, worüber das Urtheil dahin ausfällt, „dass die von *Aepinus* eingeführte Art des Doppelstriches vor allen übrigen der Vorzug verdiene.“ Es wird nun darauf ankommen, ob die nach *Oersted*

gemachte Entdeckung, den Magnetismus durch Einwirkung des *Voltaischen Stromes* mitzuthellen, nicht eine noch größere Energie gewähre; was Rec. aus allgemeinen Gründen anzunehmen geneigt ist. — Hiernächst läßt sich nun über die *Vertheilung des freyen Magnetismus in den, nach Aepinus Methode behandelten Nadeln, gleichwie über das Gesetz der magnetischen Anziehungen und Abstoßungen (fünftes Kapitel)* sprechen; und man findet, im ersten Bezuge, „dafs eine solche Nadel der grössten Kraftäufserung in den, den beiden Enden zunächstgelegenen Punkten fähig ist, und dafs die Vertheilung des Magnetismus überhaupt wieder eine auffallende Aehnlichkeit mit der Vertheilung der freyen Electricität im Turmalin und in der Säule (d. h. in der aus Glasplatten mit Metallbelegungen aufgeschichteten) zeige.“ Bey diesen interessanten Versuchen begegnet uns neuerdings *Coulomb's* früher erwähnte Drehwaage, von deren außerordentlichen Empfindlichkeit also die Theorie des Magnetismus einen eben so glücklichen Gebrauch zu machen versteht, als die Electricität; und sie ist es auch, welcher wir die Bestimmung des zweyten Punktes dieses Kapitels, nämlich die Feststellung des Gesetzes verdanken, „dafs sich die anziehenden und abstoßenden Kräfte der magnetischen Materie umgekehrt wie die Quadrate der Entfernungen verhalten.“ Auf diese berühmte *Coulomb'sche* Gesetz des Quadrates der Entfernungen läßt der Vf., im *sechsten Kapitel, Untersuchungen über die Intensität des freyen Magnetismus in jedem Punkte einer, durch den Doppelschiff bis zur Sättigung magnetisirten Nadel* folgen, „indem er in den verschiedenen Punkten der Nadel perpendiculare Ordinaten errichtet, deren Länge gedachter Intensität proportional ist, und die also vom Mittelpunkte, wo sie = 0 sind, nach den beiden Polen zu wachsen, und in denselben ihr Maximum erreichen.“ Die Bestimmung der, diesen Ordinaten zugehörigen Curve und ihrer Gleichung bildet eine interessante analytische Speculation, deren Resultat sich, aus der Sprache der Algebra, so übersetzen läßt, dafs, bey Voraussetzung eines magnetischen Centrums, diese *Coulomb'sche Curve der magnetischen Intensitäten*, aus der Vereinigung zweyer logarithmischen Linien entspringt, die von den entgegengesetzten Endpunkten der Nadel (oder vielmehr von den dieselben treffenden Ordinaten) ausgehen, und gleiche, aber in entgegengesetztem Sinne liegende Ordinaten haben. „Diese Vertheilung des freyen Magnetismus folgt genau dem Gesetze der beiden Electricitäten in den isolirten Säulen, wenn der Einfluß der Luft die Spannung der Pole gleich gemacht hat; welcher Umstand sich, bey der erwiesenen vollkommenen Analogie zwischen Magnet und Säule vorhersehen liefs.“

Einen merkwürdigen Einfluß auf die magnetische Kraft, deren Wirkungsweise wir solchergestalt kennen lernen, äußert aber die Temperatur; und die *Untersuchung dieses Temperatur-Einflusses* macht, den Gegenstand des *siebenten Kapitels* aus

welches ganz aus einer ungedruckten Arbeit von *Coulomb* entlehnt ist, und außer „der Progreßion, in welcher der Magnetismus, nach Maafsgabe der wachsenden Temperatur abnimmt,“ auch noch die Abhängigkeit der Lage der magnetischen Mittelpunkte von den, bey Verfertigung und Härtung der Nadeln angewendeten Hitze-Graden kennen lehrt. In einer längeren, und dieserwegen mit drey magnetischen Mittelpunkten versehenen Nadel z. B. werden diese drey verschiedenen Punkte in Einen, der Mitte der Nadel entsprechenden, vereinigt, wenn man bey dem Wiederausglühen eine Hitze von 900° anwendet; und man würde also, zur Erlangung einer möglichst vollkommenen Trennung der magnetischen Materien, dabey stehen bleiben müssen, wenn nicht andererseits jener hohe Hitzeegrad auf Disposition der Nadel zu nachheriger Entwicklung des Magnetismus überhaupt, schädlich einwirkte, weshalb also ein Mittelweg vorzuziehen ist. „Wenn aber“ — und wir heben diesen merkwürdigen Umstand schliesslich hervor — „in dem vorausgehenden Versuche, nur von drey magnetischen Mittelpunkten die Rede ist; so versteht sich jedoch von selbst, dafs deren Zahl bey noch größerer Länge der Nadel ebenfalls wächst: sie liegen aber jederzeit symmetrisch zu beiden Seiten der Mitte der Nadel, und ihre Anzahl ist also, nach Hinzurechnung dieses ursprünglichen Centrums, allemal ungerade.“ — In einer sehr genauen Verbindung mit dieser technischen Discussion stehen die, im *achten Kapitel* vorgetragenen *Untersuchungen über die, den Compass-Nadeln zu gebende beste Gestalt*, denen zu Folge Nadeln von Pfeilgestalt, wie man sie in den meisten Compassen wirklich findet, auch nach der Theorie und nach *Coulomb's* Erfahrungen den Vorzug verdienen. —

„Unter den Naturkörpern sind Eisen, Stahl, Nickel und Kobalt freylich die einzigen, welche den Magnetismus in einem höhern Grade und dauernd annehmen; indess lehrt die Erfahrung, dafs auch alle übrigen Körper Empfänglichkeit gegen die magnetische Kraft besitzen“ (*neuntes Kapitel*). Man mag nämlich einen Körper, welchen man will, in Nadelform zuspitzen, und zwischen die entgegengesetzten Pole zweyer starken Magnete aufhängen, so wird die Nadel immer die Richtung dieser Pole annehmen; welche merkwürdige Entdeckung wir wiederum *Coulomb* verdanken, der die Versuche hierüber im May 1812, vor dem französischen Institut wiederholte. „Es scheint, auf den ersten Blick, nur zwey Wege zur Erklärung dieser überraschenden Erscheinung zu geben: entweder alle Körper besitzen Empfänglichkeit gegen den Magnetismus, oder sie enthalten alle Eisen- u. d. m. Theilchen. Indess muß man sich durch diese Alternative nicht sofort bestimmen lassen, da noch nicht unzweifelhaft ausgemacht ist, ob der Einfluß, den diese Körper erleiden, auch wirklich rein-magnetischer Natur sey.“ In der That offenbaren sich dabey so viele Anomalien, und es ist der Theorie bis jetzt so wenig gelungen, in das Geheimniß aller hierbey thätigen Kräfte einzudringen,

gen, daß wir, ohne uns dabey aufzuhalten, sogleich zum folgenden, *zehnten*, mit den *Gesetzen des irdischen Magnetismus unter verschiedenen Breiten*, beschäftigten, das gegenwärtige *vierte* Buch beschließenden *Kapitel* übergehen. Allein befinden wir uns hier auf festerem wissenschaftlichen Boden? es ist interessant, unsern Vf. darüber zu vernehmen. „Sind die, in der Neigung und Abweichung der Nadel, gleichwie in der Intensität magnetischer Kraftäufserung überhaupt, unter den verschiedenen Breiten bemerkten Verschiedenheiten“ fragt er, „in der That Folgen der centralen Wirkung eines, im Innern der Erdkugel enthaltenen magnetischen Kernes, oder vielmehr nur das Resultat aller, durch die Masse der Erde vertheilten, magnetischen Substanz? Wir wissen es nicht; aber die letztere Ansicht gewinnt, bey näherer Betrachtung, das Uebergewicht (Rec. meint dies auch). Die secundären Mittelpunkte, zu deren Annahme sich die erste Hypothese gezwungen sieht, würden in diesem zweyten Falle zu vorherrschenden, localen Einflüssen; und die Beobachtungen zeigen wirklich, daß das ganze System magnetischer Erscheinungen, z. B. in der Nähe großer Bergketten, ist eine eben so auffallende als unregelmäßige Weise afficirt wird. Noch eine andere Wahrscheinlichkeit erhält diese Vermuthung, durch die merkwürdige Biegung, die der magnetische Aequator (die, sämmtliche Punkte der Erdoberfläche, wo die *Neigung* = 0 ist, verbindende Curve) in der Nähe der zahlreichen Archipele des Südmeeres erleidet;“ und es scheint solchergestalt die hier vorgetragene Hypothese allerdings der Vorzug vor der *Euler-Mayer'schen* zu verdienen. — Indefs wird, wir wiederholen es, eine hoffentlich bald zu erwartende zweyte Auflage dieses Werkes den ganzen Gegenstand aus einem durchaus veränderten Gesichtspunkte zu betrachten haben. *Oersted's* electr. magnetische Entdeckung beweist sich immer folgenreicher, und wir erfahren in dem Augenblicke, da wir dieses niederschreiben (März 1828), daß der kürzlich verstorbene *Yelin* bey deren Verfolgung gefunden hat, daß die Lösung einer festen Säure, ja selbst die bloße Sollicitation einer flüssigen zur chemischen Action sich eben so polarisch-magnetisch verhalte, und auf die Magnetnadel eben so einwirke, als die *Volta'sche* Säule oder ein einfacher Bau metallischer Electromotoren. —

Somit sind wir denn zum *fünften* Buche unseres Werkes vorgerückt, über dessen erhabenen Gegenstand: das *Licht*, sich der Vf. zuerst in *allgemeinen Betrachtungen* verbreitet. „Wenn die Sonne sich über den Horizont erhebt und unsern Augen plötzlich sichtbar wird, so erhalten wir die Ueberzeugung, daß zwischen diesem Gestirne und uns eine Mittheilung bestehe, die uns, ohne Betastung, von seinem Daseyn versichert; und diese Art der Mittheilung in der Entfernung, durch den Sinn des Gesichtes, nennen wir *Licht*. Die Körper, welche dasselbe unmittelbar erregen, heißen selbstleuchtend; die andern, dunkeln, die dasselbe von jenen ersten em-

pfangen, theilen es uns, mittelbar, durch Zurückwerfung (Reflexion) mit; und mit den *Gesetzen der Zurückwerfung der Lichtstrahlen* (Catoptrik) beschäftigt sich das *erste Kapitel* des ersten Abschnitts. Es wird gezeigt, daß sich der einfallende und der zurückgeworfene Strahl in derselben Ebene (der Zurückwerfungsebene) befinden, und der Reflexionswinkel dem Einfallswinkel gleich sey, welches den Uebergang zur *Theorie des Planspiegels* (*zweytes Kapitel*) bildet, in welchem wir zugleich eine Beschreibung des, auf die nämlichen Gesetze gebaueten *Charles'schen* Winkelmessers, und einer, von *Wollaston* angegebenen Einrichtung zur Messung körperlicher Winkel, namentlich der Krystalle, auszeichnen. — Was hiernächst die *krummen Spiegel* betrifft, so schränkt das *dritte Kapitel* deren Betrachtung auf sphärische Erhöbene und Hohlspiegel ein, weil der wirkliche Gebrauch in der That nur dergleichen kennt; wonächst im *vierten*, eine schöne Beschreibung und Theorie der von *s'Gravesand* erfundenen, und mit dem Namen *Heliostat* belegten Vorrichtung gegeben wird, welche man bey den Sonnen-Mikroskopen anbringt, und welche, vermittelt eines Uhrwerkes, einen Spiegel so herumdreht, daß seine Stellung stets dem Stande der Sonne entspricht, so daß ihre Strahlen nur horizontal ins Zimmer fallen, und gleichsam stehend gemacht werden; daher der Name.“ Hat man aber solchergestalt die Erscheinungen der Reflexion von ihrer experimentalen Seite betrachtet; so kommt es nunmehr darauf an, das *Gesetz derjenigen mechanischen Ursachen* anzugeben, welche jene Zurückwerfung der Lichtstrahlen von den Körpern veranlassen.“ (*fünftens Kapitel*). Auf den ersten Blick ist man geneigt, sich die Lichtstrahlen als Reihen kleiner elastischer Kugeln vorzustellen, etwa unter dem Bilde von Billardkugeln, die, wenn sie gegen die Bande gestossen werden, unter demselben Winkel an- und abprallen; allein diese Vorstellung hält, bey näherer Prüfung, nicht Stich.“ In der That scheint zwischen der außerordentlichen Kleinheit der Lichtkugeln, und den Unebenheiten, welche z. B. auch die glatte Spiegelfläche noch darbietet, ein so außerordentliches Mißverhältniß zu bestehen, daß das Licht selbst von diesen unmöglich regelmäfsig reflectirt werden könnte; und da letzteres gleichwohl auch von rauhen Körpern und zwar sogar in einem noch stärkern Maasse geschieht: so dürfte der hier vorgehende Proceß allerdings keine Aehnlichkeit mit der mechanischen Zurückprallung elastischer Körper haben, und das reflectirte Licht vielmehr gar nicht bis zur wirklichen Berührung der Körper gelangen. Der Vf. zieht also vor, den körperlichen Oberflächen eine Repulsivkraft beizumessen, „die sie auf gewisse Entfernung gegen das Licht ausüben, und welche freylich, gerade in der Reflexionsweite, außerordentlich energisch wirken muß, um die große Geschwindigkeit des Lichts zu zerstören und dasselbe zur Umkehrung zu zwingen; gleich andern chemischen Kräften aber, bey geringen Zunahmen der Entfernung, in schnellem Verhältnisse ge-

geschwächt wird." Rec. muß seinen Lesern überlassen, in wie weit sie dieser Ansicht beypflichten mögen; ihn hat Biot diesmal nicht überzeugt, obwohl es auch noch nicht entschieden ist, in wiefern das Geständniß der Unwissenheit den Vorzug vor einer Hypothese verdient, die denn doch wenigstens immer subjectiven Werth hat. — „Wir haben auf diese Weise das Gesetz solcher Lichtstrahlen kennen gelernt, welche von den Oberflächen zurückgeworfen werden; und gehen hiernächst zu demjenigen Theile des Lichts über, der in das Innere der Körper eindringt, und dort eine Brechung erleidet.“

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Vofs: *Denk ich bey mir selbst* (,) eine ernsthaft-scherzhafte, tragi-komische Geschichte (;) geschrieben von — *Denk ich bey mir selbst*: — *Wem?* Aus dem Englischen übersetzt nach der zehnten Londoner Ausgabe von 1826. 404 S. 1827. 8. (2 Rthlr.)

Eine zehnte Ausgabe des Originals ist wahrscheinlich eine poetische Fiction. Ganz alltägliche Gedanken über tausendmal besprochene Gegenstände, hauptsächlich über gefellige Mißbräuche, werden hier in einem Vortrage aufgetischt, der ihnen weder durch Witz noch durch Kraft den Reiz der Neuheit giebt. Die erzwungene Seltsamkeit des Titels wird aus der Gewohnheit des immer in der ersten Person auftretenden Vfs. abgeleitet, jene Redensart: *Denk ich bey mir selbst!* passend und unpassend einzuschalten, wie z. B.: „Zuletzt nahm ich ein drittes Blatt und fing an: „Mein theurer Vater!“ — *Denk ich bey mir selbst: Wenn ich mich ihm darüber eröffne u. s. w.* — Oder: *Meine Verzweiflung war nun auf's höchste gestiegen.* — *Denk ich bey mir selbst: Ich sterbe noch vor Langerweile.* — Dieser platte Witz ist der höchste, zu dem sich der Vf. zu erheben vermag, und es ist kein Wunder, wenn der Leser bey sich selbst denkt: jener Selbstdenker hätte nur immer bey sich selbst denken, nicht aber für andere drucken lassen sollen.

JUGENDSCHRIFTEN.

WIESBADEN, b. Schellenberg: *Eichenkränze*. Dichterische Darstellungen aus deutscher Geschichte, seinem Handbuche derselben zu Gedächtnis- und Vortrags-Übungen in und außer der Schule beygelegt von Friedrich Erdmann Petri. 1827. Erster Kranz: Denkblätter aus dem ersten bis vierzehnten Jahrhunderte nach Christi Geburt.

XVI u. 398 S. 8. Zweyter Kranz, Denkblätter aus dem funfzehnten bis achtzehnten Jahrhundert. XIV u. 400 S. 8. (3 Rthlr.)

Die vorliegende Sammlung wird ihres Zweckes nicht verfehlen, sie ist reichhaltig und wohl gewählt. Die einzelnen Stücke haben nicht bloß neuere, sondern auch ältere Dichter geliefert. Ob aber die der letztern sich gut zum Vortrage eignen, möchten wir, ihren Werth dahinstellend, bezweifeln. Das Verzeichniß der benutzten Sänger und Sängerinnen ist eine dankenswerthe Zugabe. Wenn wir dem Vf. rathen sollen, so schreibe er selbst etwas ungekünstelter, als dies in diesen Notizen, in den Anmerkungen und den eigenen poetischen Versuchen geschehen ist.

WIEN, b. Tendler u. von Manstein: *Lebenspiegel*. Neun Erzählungen für die reifere Jugend, zur Beförderung der Menschen-, Tugend- und Vaterlandsliebe, von Ebersberg. 1827. 199 S. 8. (12 gGr.)

Wie kommt es, daß zu keiner Zeit so viel für die Bildung der Jugend geschrieben und zugleich so sehr über die Jugend geklagt worden ist, als gerade jetzt? Alte Leute sagen: weil die strenge Zucht der Vorzeit, die den pünktlichen Gehorsam allen Tugenden der Jugend voranstellte, nimmermehr durch vieles Moralpredigten ersetzt werden kann. Ob sie wohl Recht haben? Die vorliegende Schrift wird übrigens ihren Zweck erreichen. Mehreres darin ist recht gut; manches dagegen ist zu breit und langweilig, namentlich der dramatische Beytrag. Am Schlusse befinden sich Räthsel und Charaden. Die Wohlfeilheit des Buchs empfiehlt dasselbe.

NEUE AUFLAGE.

BERLIN, b. Amelang: *Der Gartenfreund*, oder vollständiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im Küchen-, Obst- und Blumengarten, in Verbindung mit dem Zimmer- und Fenstergarten. Nebst einem Anhang über den Hopfenbau. Von J. C. L. Wredow, weiland Prediger zu Parum, Mitgliede der botanischen Gesellschaft in Altenburg, Ehrenmitgliede der botanischen Gesellschaft in Regensburg u. s. w. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1827. X u. 562 S. gr. 8. Mit 1 Titelkupfer. (2 Rthlr.) (S. d. Recens. Ergänz. Bl. 1820. Nr. 104 und 1824 Nr. 88.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1827.

PHYSIK.

PARIS, b. Deterville: *Traité de Physique expérimentale et mathématique*, par J. B. Biot etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Die Lehre von gebrochenen Lichtstrahlen wird mit dem Namen der *Dioptrik*, im zweyten Abschnitt des fünften Buches, belegt, und in dessen erstem Kapitel von den allgemeinen Gesetzen der einfachen Brechung gehandelt. „Das einfachste Hülfsmittel, um die Refraktionsverhältnisse der verschiedenen Körper kennen zu lernen, besteht darin, aus der in Rede stehenden durchsichtigen Materie ein senkrechtes dreyseitiges Prisma zu bilden, und hiernächst die Abweichungen zu beobachten, die ein Lichtstrahl, bey dem Durchgange durch dieses Prisma, unter verschiedenen Einfallswinkeln, erleidet.“ Bey festen durchsichtigen Körpern findet diels keine Schwierigkeit; „und diese Methode würde auch auf tropfbare Flüssigkeiten Anwendung leiden, wenn sich diese zu Prismen gestalten ließen. Man hilft sich, indem man sie in prismatische Gefäße einschließt, deren Wände von dünnen, parallelen Glasplatten gebildet werden: denn solche Gläser veranlassen wenig oder gar keine Abweichung, zumal wenn der leuchtende Punkt sehr entfernt ist; und man kann sicher seyn, daß die ganze beobachtete Refraction von der eingeschlossenen Flüssigkeit herrührt.“ Zur Ueberwindung der dabey vorkommenden technischen Hindernisse, haben Biot und Cauchy nachstehendes einfaches Verfahren ausgedacht. Sie nehmen einen Glaswürfel, den sie von oben, in der Mitte herab, zu einem hinreichend weiten Kanale aushöhlen, so doch, daß unten etwas Boden stehen bleibt; nach dem Kanale wird seitwärts eine mit einem Glasstöpfel zu verschließende Oeffnung durchgebohrt, und der Würfel nun wieder von oben herab zum Prisma geschnitten. Bedeckt man hiernächst die vordere und hintere Fläche mit dünnen, genau anschließenden Glasstäbchen, so hängen sich diese aus bekannten Gründen von selbst fest an, und man kann den durch dieselben nunmehr mitverschlossenen Raum sodann durch die Oeffnung mit jeder beliebigen Flüssigkeit erfüllen, die jetzt also in die verlangte prismatische Gestalt gebracht ist. — Die nämliche Einrichtung läßt sich auch auf luftförmige Stoffe anwenden; und der Vf. geht in ein interessantes Detail über die zu

nehmenden Vorichtsmaafsregeln und die Resultate der Versuche ein, wohin wir ihn nicht begleiten können. Er läßt hiernächst im zweyten Kapitel Betrachtungen über die *Linse* folgen, und trägt sodann im dritten eine *physische Theorie der Refraction* vor. „Die beschriebenen Methoden lehren das Refraktionsverhältniß jeder Materie zu dem Zeitpunkte bestimmen, in welchem man sie gerade beobachtet; erleidet sie aber nachher Dichtigkeitsveränderungen, so wird jenes Verhältniß auch mit verändert. Für feste und flüssige Körper will diels nicht viel sagen, weil sie der Ausdehnung und Zusammendrückung weniger ausgesetzt sind; für luftförmige Stoffe aber kommt es, bey dem wichtigen Einflusse von Temperatur und Druck auf ihr räumliches Verhalten, in großen Betracht. Um also ein festes Gesetz für die Refraction bey jedem bestimmten Körper angeben zu können, muß man den Einfluß seiner veränderlichen Dichtigkeit darauf, wenn aber von mehrern verschiedenartigen Körpern die Rede ist, außerdem auch noch ihre chemische Constitution kennen.“ Die rechnende Verfolgung dieses doppelten Umstandes verschafft dem Vf. die Ueberzeugung, „daß die Refraction der Lichtstrahlen von der Affinität herrühre, welche die Elemente des brechenden Körpers auf die Elemente des Lichts ausüben.“ Damit scheint freylich dasjenige im Widerspruch zu stehen, was oben zur Erklärung der Reflexion angeführt worden ist, welche vielmehr Wirkung einer Zurückweisung von Seiten der Körper zu seyn scheint, wogegen hier eine Anziehung postuliert wird. „Indess läßt sich zur Hebung dieses Widerspruchs annehmen, daß sich reflectirtes und gebrochenes Licht vielleicht nicht in den nämlichen physischen und mechanischen Verhältnissen befinden; und die Möglichkeit einer solchen Voraussetzung reicht hin, um die Zweifel gegen die Hypothese niederzuschlagen“ (?). Daß aber ferner, außer der Dichtigkeit der Körper, auch ihr chemisches Verhältniß bey der Refraction in Betracht komme, davon kann man sich bey dem bloßen Anblick der Refractionstafel überzeugen, welche der Vf. der Ausführung der voranstehenden Betrachtungen folgen läßt. „Man ersieht aus dieser Tafel, daß Harze und Oele das größte brechende Vermögen besitzen“; und da ihnen das destillirte Wasser hierunter am nächsten kommt: so ist es natürlich anzunehmen, daß dasselbe einen entzündlichen Stoff nach Art jener beiden Körper enthalte; ein Gedanke, den schon der große Newton gehegt und, aus gleichen Gründen, auch auf

den Diamant ausgedehnt hat" *). Welche nähern Gründe kann aber dieser merkwürdige Umstand des außerordentlichen Brechungsvermögens der oben angegebenen vier Körper haben? — Um dies zu erläutern, hat Hr. B., in Verbindung mit *Arago*, lehrreiche und in einem besondern Memoire näher beschriebene Versuche über die Gase angestellt, weil man sie grossentheils als die Elemente jener Körper betrachten kann. „Diese Untersuchungen haben gelehrt, daß das Wasserstoffgas die Lichtstrahlen in einem stärkern Grade breche, als alle übrigen bisher beobachteten Substanzen; und da dasselbe nun den Hauptbestandtheil der Harze und Oele ausmacht: so reicht dies zur Erklärung der fraglichen Erscheinung hin" **). *Biot* bleibt aber hierbey nicht stehen: da nämlich ein jeder Stoff in den Verbindungen, die er mit andern eingeht, den Charakter seines Verhaltens gegen das Licht, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, beyzubehalten scheint: so muß sich, unter dieser Voraussetzung, das brechende Vermögen eines zusammengesetzten Körpers aus denen seiner Elemente bestimmen lassen. Der mit der atmosphärischen Luft angestellte diesfallsige Versuch bestätigt diese Voraussetzung, und *Rec.* betrachtet den Erfolg als eine der merkwürdigsten Thatfachen. „Zugleich haben ferner genaue und häufige Analysen gelehrt, daß die wägbaren Bestandtheile der Atmosphäre überall die nämlichen und überall in gleichem Verhältniß gemischt sind; woraus dann folgt, daß auch das Brechungsvermögen der Luft überall das nämliche sey, und die für irgend einen Punkt berechneten Refractionstabeln also, bey gehöriger Rücksicht auf Thermometer und Barometer, aller Orten angewendet werden können." —

Einem andern, verwickeltern Gesetz der Refraction sind die Lichtstrahlen unterworfen, wenn sie durch Kryalle, namentlich durch den in dieser Hinsicht durch seine Energie ausgezeichneten sogenannten Isländischen Kryall gehen; und mit *Untersuchung dieser doppelten Refraction* beschäftigt sich das vierte Kapitel. Gedachter durchsichtiger, blättriger, in rhomboidalischen Stücken brechender Kalkspäth hat nämlich die merkwürdige Eigenschaft, die dadurch gesehenen Gegenstände zu verdoppeln: „das Licht wird durch denselben in zwey Strahlen-Bündel gespalten, deren einer, der gewöhnliche Strahl; der sonstigen Regel der Refraction folgt, während der andre, der Abweichungsstrahl (*faisceau extra-*

ordinaire), ganz andern Gesetzen unterworfen ist." Um die Wirkung eines solchen Kryall-Rhomboids zu beobachten, braucht man dasselbe nur auf ein Druckblatt zu legen, dessen Charaktere sämmtlich verdoppelt erscheinen; ein noch präciseres, von dem Entdecker der Polarisation des Lichts — dem als Mitglied der Pariser Academie 1812 verstorbenen *Malus* — angegebenes Verfahren findet sich im Werke selbst beschrieben. Ein genaueres Eindringen in das Detail dieses Vorganges leitet auf den Gedanken, daß es im Innern des Kryalls eine eigenthümliche Ablenkungskraft gebe, welche dem „gewöhnlichen Strahl" einen Theil seiner integrierenden Lichtbestandtheile entwendet, um ihnen eine veränderte Richtung anzuweisen; und der Vf. verfolgt diesen Gedanken auf analytischem Wege, um die Natur und das Gesetz gedachter Kraft kennen zu lernen. Wir können ihm dabey nicht folgen, und begnügen uns, nur noch der sinnreichen Anwendung zu erwähnen, welche *Rochon* von dieser Eigenschaft des isländischen Kryalls zur Verfertigung der *Mikrometer mit doppelten Bildern* (fünftes Kapitel) gemacht hat, und welcher die Astronomie und Physik seitdem so viel verdankt.

Hiermit beschließt der Vf. seine Betrachtungen über die Brechung selbst, um nächst dem im dritten Abschnitte des fünften Buchs von der *Zerlegung des Lichts*, als einer Wirkung der Refraction, und in dessen erstem Kapitel namentlich von der durch die Refraction veranlaßten Farbenzerstreuung zu handeln. Soll der in diesem Bezuge anzustellende Versuch recht vollständig gelingen, so nehme man ein Prisma (dreysseitiges, wie die Dioptrik freylich stillschweigend immer voraussetzt) von Flintglas, dessen brechender Winkel wenigstens 60 Grad beträgt, richte es so, daß die Kanten eine horizontale Lage haben und der brechende Winkel oben liegen, und betrachte demnächst durch dasselbe einen sehr feinen, den Kanten parallel beseitigten Streifen weissen Papiers auf schwarzem Grunde: so sieht man gar nichts Weisses mehr, sondern der ganze Streifen erscheint in buntfarbige, parallele Zonen aufgelöst, unter denen sich eine rothe unten, eine blaue aber und eine grüne in der Mitte besonders auszeichnen. Von welcher *Materie* auch der betrachtete Gegenstand sey, so gewährt er doch, wofern nur seine Farbe weiss ist, ganz die nämlichen Erscheinungen; und wenn nur die Dimensionen zwey verschiedner weisser Körper ganz gleich sind, so ist es unmöglich, sie durchs Prisma zu unterscheiden. Das Farbenbild ist zugleich breiter als der Gegenstand, von dem es herrührt; und wenn man letztern auch schmaler schneidet, so wird dadurch doch in der Grösse des ersiern keine merkliche Veränderung hervor gebracht." An diesen Fundamental-Versuch knüpft der Vf. diejenige Schlusskette an, als deren Resultat die Verschiedenheit des Brechungsverhältnisses für verschiedenfarbiges Licht erscheint; welchen Satz er demnächst noch durch einen directen Versuch bestätigt, indem er verschiedene Blumen, deren Farben-

*) *Newton* beschließt (*Optice*, Londoner Ausgabe von 1706, S. 233) die Steigerung mit den Worten: *Adamas, qui, ut probabile est, substantia est unctiosa coagulata.*
d. *Rec.*

**) In Absicht auf den Diamanten thut diese Erklärung allein kein Gnüge. *Davy's* Versuche (*Philosophical Transactions*, für 1814) lassen wegen Richtigkeit der schon früher geäußerten Vermuthung, daß derselbe aus reiner Kohle bestehe, keinen Zweifel übrig. Er enthält also kein Hydrogen. — *Newton* aber, der seine Analogie bloß auf die Verbrennlichkeit baute, hat wieder Recht.
N.

glanz ~~se~~ ganz besonders dazu eignet, der prismatischen Einwirkung unterwirft. „Allein nicht bloß dasjenige erborgte Licht, welches uns an und für sich dunkle Körper durch Zurückwerfung zusenden, bringt die angegebenen Erscheinungen hervor: auch die Flamme einer Kerze erscheint, durch ein Prisma betrachtet, unten roth, und oben blaß begrenzt; und endlich gewährt das mit dem Spiegel eines Heliofiat aufgefangne und durch eine sehr kleine Oeffnung in ein vollkommen finstres Zimmer geleitete Sonnenlicht, bey seiner Reinheit und Lebhaftigkeit, und bey der durch Zuhülfenahme des Heliofiaten erlangten gänzlichen Unbeweglichkeit des Bildes, alle Vortheile zur Anstellung eines weitern Versuchs.“ Hier folgen nun die anziehenden Erfahrungen über die Zerlegung des weissen Sonnenlichts, welche einen der wichtigsten Ansprüche des grossen Newton auf die Unsterblichkeit begründen. „Aus allem Angeführten erhellt indeß unwiderleglich, daß das Sonnenlicht sowohl, als alle übrigen Arten von Licht, die wir unsern Erfahrungen unterwerfen können, aus einer Mischung heterogener Strahlen bestehe, deren einige brechbarer sind, als die übrigen, und die, einzeln genommen, das Vermögen besitzen, auf unsre Sinne die Empfindung der verschiednen Farben hervorzubringen.“ Ausserdem aber zeigt eine sinnreiche Erweiterung, die Newton seinen Versuchen zu geben gewußt hat, noch überdiß, „daß auch die Zurückwerfbarkeit (*reflexibilité*) dieser verschiednen Strahlen verschieden sey, und daß die brechbarsten auch die meiste Anlage besitzen, durch Refraction innerlich zurückgeworfen zu werden.“ Weniger beachtet ist, daß auch das Licht der Planeten und Fixsterne zu dem nämlichen Versuche und mit demselben Erfolge angewendet werden kann. „Newton brachte in dem Laden seiner finstern Kammer eine kreisförmige Oeffnung von 2 Zoll Durchmesser an, die er mit einer Glaslinse von 7 Fufs Brennweite verschloß, und durch welche er hiernächst die Strahlen der Venus mittelst eines weissen Papiers auffing. Er erhielt so ein Bild des Planeten, welches einem glänzenden und farbenlosen Punkte glich. Brachte er aber ein Prisma zwischen Linse und Papier, so wurde jener Punkt in eine kleine, wenig glänzende, farbige Linie ohne bemerkliche Breite ausgezogen.“ Indess giebt es noch ein einfacheres Mittel, um zu demselben Resultat zu gelangen: man braucht nur vor das Objectiv eines guten astronomischen Fernrohrs, jedoch von geringer Vergrößerung, ein Prisma mit sehr kleinem brechenden Winkel anzubringen, um dadurch die Planeten sowohl als die Fixsterne in jene kleine farbige Linie verwandelt zu sehen, die sich Nachts auf dem dunkeln Himmelsgrunde sehr wohl beobachten läßt.

Von diesen Auseinandersetzungen über die Zerlegung des weissen Lichts in die dasselbe durch ihr Zusammentreten bildenden farbigen Strahlen geht der Vf. zur Recomposition der Farben über. „Die Versuche lehren, daß die Einwirkung des Prisma auf die homogenen Lichtstrahlen ihnen nichts von ihren

Farben-Eigenschaften raube; und es läßt sich also schon vermuthen, daß dadurch eben so wenig ihr Vermögen verloren gehen werde, bey der Wiedervereinigung von neuem weisses Licht zu bilden.“ Diefesfalliger Versuch mit zwey Prismen. „Damit dieser Versuch aber gewiß gelinge, bedarf es mehrerer (sehr genau zu beobachtender) Vorsichtigkeitsmaafsregeln. Vor allen Dingen muß der Gegenstand, auf welchem sich das Spectrum darstellt, vollkommen weifs seyn, weil sich sonst bey dem Zurückwerfen seine eignen Farben mit denen des Letztern vermischen und also den Erfolg unmöglich machen würden. Zweytens hat die Wiedervereinigung der getrennten Strahlen nur bey einer bestimmten Stellung des zweyten Prisma Statt, daher man letzteres langsam um seine Axe drehen muß, um diese Stellung recht genau zu ermitteln; ein Verfahren, welches drittens mit ganz besondrer Behutsamkeit anzustellen ist, wenn man nicht zwey ganz gleiche Prismen besitzt.“ Endlich aber beschreibt der Vf. noch eine von Charles angegebne Methode, um diese nämliche Farben-Recomposition mit einem einzigen Prisma auszuführen. — „Diese Versuche lehren nun auf eine unwiderlegliche Weise, daß jeder Strahl seine färbende Eigenschaft in sich selbst besitzt, und daß dieselbe, so wenig wie die Brechbarkeit, durch irgend ein bekanntes Mittel verändert werden kann. Ganz besonders merkwürdig ist aber, daß das Vermögen, durch Vereinigung die weisse Farbe hervorzubringen, nicht auf die Lichtstrahlen eingeschränkt bleibt“; in welchem Bezuge wir Beyspielsweise nur auf die Jedermann bekannte Vermischung der Malerfarben aufmerksam machen, und damit die Analyse dieses wichtigen Kapitels beschließen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

NATURGESCHICHTE.

LEHRIS, b. Fr. Fleischer: *Robert Brown's vermischte botanische Schriften*. In Verbindung mit einigen Freunden ins Deutsche überf. und mit Anmerk. versehen von Dr. C. G. Nees von Esenbeck. — Zweyter Band. VIII u. 791 S. gr. 8. (3 Rthlr. 16 gGr.)

Wie bey der Anzeige des ersten Bandes dieser werthvollen Sammlung (A. L. Z. 1826. Nr. 167.) wollen wir den Inhalt des vorliegenden zweyten näher andeuten. Er zerfällt in zwey Abtheilungen, von denen die erste die systematischen u. monographischen Abhandlungen, die zweyte aber die zur Morphologie der natürlichen Familien und Gattungen gehörenden Aufsätze umfaßt. Sie folgen in nachstehender Ordnung auf einander. S. 1. *Genera et species plantarum Orchidearum, quae in Horto Kewensi coluntur*. Aus dem *Hortus Kewensis* Vol. V. p. 188. abgedruckt. — S. 53. *Ueber Jussieu's Proteaceen*. Aus den *Transactions of the Linnean Society of London*, Vol. X. Diese von dem berühmten Reisenden Dr. Ehrenberg in Berlin überfetzte Abhandlung ward bereits vom Vf. am 17ten Jan. 1809 vorgelesen. Wer mit tiefer Sachkenntniß und genauer Kunde der frühern Leistungen eine Pflanzenfamilie

milie nach allen ihren Beziehungen erforschen will, kann diesen Aufsatz zum Muster nehmen. — S. 347. *Ueber die Asclepiadeen, eine natürliche Pflanzenfamilie, welche von Jussieu's Apocynen abgefordert werden muß.* Schon der Titel deutet auf den Hauptzweck dieser gehaltreichen Abhandlung, die aus den *Memoirs of the Wernerian Natural History Society* Vol. I. for the Years 1808. gezogen ist. In Deutschland ist bereits eine lateinische Uebersetzung bekannt unter dem Titel: *Asclepiadeae, recensitae a Roberto Brown. Ex idiomate anglico transtulit Dr. Carolus Borivogus Presl. Edidit Casparus Comes de Sternberg.* Pragae 1819. 8. Dals eine deutsche Uebersetzung in der vorliegenden Sammlung nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst; doch hätten wir S. 361. eine ausdrückliche Verweisung auf S. 56. erwartet, wo R. Brown mit gewohntem Scharf sinn den streitigen Punkt erörtert: ob die *Asclepiadeen* zur Pentandria oder zur Gynandria gezogen werden sollen, und nachweist, wie wichtig es sey, dabey den Zustand der Staubfäden und Pistille vor der Entwicklung der Blume zu Rathe zu ziehen. — S. 415. *Gattungen und Arten aus den Familien der Orchideen, der Synanthereen, der Leguminosen aus dem Botanical Register und dem Hortus Kewensis* zusammengetragen. Wir bedauern, dals der Herausg. hier nur Bruchstücke liefert, und die Bearbeitung der *Tetradynamia* in dem *Hortus Kewensis*, so wie die zahlreichen Verbesserungen, welche die 16te Klasse in diesem Werke durch R. Brown erfahren, ausgelassen hat, weil Alles dieses schon von *de Candolle* nach Verdienst gewürdigt worden sey. Hierin liegt aber kein haltbarer Grund zu der gerügten Auslassung: denn abgesehen davon, dals der grössere Theil der deutschen Botaniker *de Candolle's* kostspielige Werke nicht besitzt, so geht auch auf diese Weise die S. 349 von dem Hn. Dr. Nees ausdrücklich versprochene Uebersicht aller zerstreuten Arbeiten des grossen englischen Botanikers verloren. — S. 497. *Einige Beobachtungen über die natürliche Familie der Pflanzen, welche Compositae genannt werden.* Vom Rector Dr. Kapp zu Hanau aus den *Transactions of the Linnean Society of London* Vol. XII. übersetzt. Auszugsweise sind sie in Deutschland schon durch K. Sprengel's neue Entdeckungen im ganzen Umfang der Pflanzenkunde, Leipzig 1820. I. S. 166. bekannt. Auch darf man nicht vergessen, die von H. Cassini sowohl im *Journal de Physique*, als im *Dictionnaire des sciences naturelles* mitgetheilten Beobachtungen über die von ihm mit dem Namen *Synanthereen* belegten *Compositae* zu vergleichen. Wir können nicht umhin, auf die vortreffliche und, wie es scheint, viel zu wenig bekannte *Expositio characteristica structurae florum qui dicuntur Compositi*

von Joh. le Francq van Berkhey, Lugdani Batav. 1760. 4. zu verweisen, wo viele hierher gehörende Ansichten durch deutliche Abbildungen erläutert werden. — S. 605. *Nachricht von einer neuen Pflanzengattung, genannt Rafflesia*, aus den *Transactions of the Linnean Society of London*, Vol. XIII. durch den Regierungsrath Dr. Pauls zu Coblenz übersetzt und den Lesern schon aus der *Isis* 1823. II. S. 1365 bekannt, wo sie ebenfalls übersetzt ist. Merkwürdig, dals Sprengel die *Rafflesia Arnoldi*, eine Riesenblume (*Flores diametro tripedali*) mit deutlichen Antheren an die Spitze der Linneischen Cryptogamie stellt. S. dessen Ausgabe von *Linnee's Systema vegetabilium*. Göttingae 1827. Vol. IV. Pars I. p. 8. Auch deutet schon auf diese Stellung nach C. F. Blume's Vorgang Hr. Dr. Nees in dem S. 761. des vorliegenden Bandes gelieferten Nachtrage zu dem Brown'schen Aufsatze. — S. 675. *Ueber Woodfia, eine neue Gattung Farrnkraut*, von dem Dr. Ernst Meyer zu Göttingen; aus den *Transactions of the Linnean Society of London*, Vol. XI. übersetzt. Es werden dazu gerechnet *Achrosticum lavesi* L. und *Polypodium hyperboreum* Swartz. — S. 683. *Einige Betrachtungen über die Befruchtungstheile der Moose nebst den Charakteren und Beschreibungen zweyer neuen Gattungen dieser Familie.* Aus den *Linnean Transactions* Vol. X. vom Dr. Ehrenberg übersetzt. Vorangeschickt werden lehrreiche Betrachtungen über Hedwig's Ansichten von dem Geschlecht der Moose und die dagegen erhobenen Zweifel von Palisot de Beauvois. Die beiden neuen Gattungen sind *Dawsonia* und *Lepistomum*. Unfre deutschen Muscologen Schwägrichen und v. Bridel haben bereits die erste in ihren Schriften gewürdigt, und zu den Arten der zweyten hat der Uebersetzer die Synonyme von Hooker beygefügt. Zusätze enthält die folgende S. 701 beginnende, ebenfalls aus den *Linnean Transactions* gezogene Abhandlung über den Charakter und die Beschreibung der neuen Moosgattung *Lyellia*. Die *Lyellia crispa* wächst in Nepal. — S. 745. *Ueber einige merkwürdige Abweichungen von dem gewöhnlichen Bau der Saamen und Früchte*, aus dem XII. Band der *Linnean Transactions*. Die hier und an mehreren andern Stellen angezogenen Abbildungen des Originals lassen bedauern, dals der Herausg. seine Uebersetzung nicht wenigstens mit Steindrücken versehen hat, die ihrer Wohlthatigkeit wegen den Geldmitteln der deutschen Käufer angemessen gewesen wären. Ein sehr zweckmässiges Register erleichtert das Auffuchen der im Buche erwähnten natürlichen Familien, Gattungen, Arten und Synonyme.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1827.

P H Y S I K.

PARIS, b. Deterville: *Traité de Physique expérimentale et mathématique*, par J. B. Biot etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

In dem darauf folgenden zweyten Kapitel wird hiernächst der Einfluss untersucht, den die ungleiche Brechbarkeit des Lichts bey dem Sehen durch brechende Flächen hervorbringt; und damit der Gegenstand des mit dem Achromatismus beschäftigten Schlusskapitels des vorliegenden Bandes dieses Werks ganz passlich vorbereitet. „Wenn ein unendlich kleiner Lichtpunkt durch ein dreyseitiges Prisma betrachtet wird, so giebt jeder einzelne farbige Strahl auch ein entsprechendes Bild dieses Punkts her, welche Bilder in der Ordnung der Farben des Spectrums neben einander liegen. Faßt man aber statt eines einzelnen leuchtenden Punkts mehrere solche bey einander liegende in's Auge, so veranlaßt ein jeder derselben eine ähnliche Reihe, welche Reihen sich aber unter einander dergestalt decken können, daß man in der Mitte weißes und nur an den Rändern farbiges Licht wahrnimmt; ein Umstand, der bey Betrachtung größerer (weißser) Gegenstände allemal eintritt.“ Es ist hierbey die Einschränkung zu machen, daß selbst die Ränder farblos erscheinen, wenn der betrachtete Gegenstand von unbegrenzter Ausdehnung und von einerley Färbung ist, wie z. B. das Himmelsgewölbe, weil sich in diesem Falle die Deckung so weit erstreckt, als die Oeffnung des Prismas. — Als eine der bewundernswürdigsten Anwendungen dieser Theorie der Refraction erscheint hiernächst die Erklärung des Regenbogens, welche wir in ihrer Vollkommenheit abermals *Newton* verdanken, und die der Vf. ziemlich so vorträgt, wie sie von *N.* (*Optices* lib. II. P. 1.) dargestellt ist. Es ist bekannt, daß dem großen Englischen Weltweisen *Descartes* und *Marcus Anton de Dominis*, Bischof zu Spalatro, mit Versuchen zu dieser Erklärung vorangegangen waren; und *Newton* erkennt selbst dankbar die Verdienste des letztern an. Um so mehr muß es auffallen, daß unser Vf., ohne Zweifel durch ein nationales Vorurtheil bestimmt, mit gänzlicher Verken- nung dessen, was *Dominis* geleistet, Alles auf seines Landsmanns *Descartes* Rechnung setzt. Der Italiener hat seine richtige Erklärung des Hauptregenbogens schon ums J. 1590 gefunden, in welcher Zeit er sein

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

darüber verfaßtes Werk: *De radiis visus et lucis in vitris perspectivis et Iride Tractatus* — in Padua ausarbeitete. Edirt hat es zwar erst *Johannes Bartolus* (Venet. 1611); in der Vorrede findet sich aber jener Umstand ausdrücklich bemerkt. *Dominis* ist zwar sonst nicht als Physiker bekannt; bey Untersuchung der Erscheinung des Regenbogens verfährt er aber auf die angemessenste Weise, indem er keinen Schritt als an der Hand der Erfahrung thut. Dagegen ist seine Erklärung des äußern Bogens in der That irrig; diese gehört *Descartes*, der sie (*Meteora* cap. 8.) vorträgt. *Suum cuique!* — „Man bemerkt zuweilen am Himmel noch andre leuchtende Meteore von regelmässiger Gestalt, welche unter dem Namen der Kronen oder Höfe und Nebensonnen bekannt sind.“ Dieser Gegenstand hat neuerdings dadurch ein besonderes Interesse gewonnen, daß ihn die mathematische Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften zum Gegenstande einer Preisaufgabe gemacht hat. „Dergleichen Höfe bestehen bekanntlich in leuchtenden Kreisen, die sich um Sonne und Mond zeigen; zuweilen sind sie von einer gleichmässigen Weise, zuweilen aber enthalten sie auch die prismatischen Farben in der Ordnung, wie sie der äußere Regenbogen darbietet, daß also das Roth zu innerst sieht. Als nothwendige Bedingungen ihrer Bildung scheinen stilles Wetter und ein nur mit leichten Dünsten bedeckter Himmel erfordert zu werden.“ Der Vf. versucht nun eine Erklärung nach *Huyghens*, in der Voraussetzung, daß die Luft alsdann von einer Menge kleiner Eiskügelchen mit durchsichtiger Hülle und einem Schneekerne erfüllt sey, wie *Cartesius* dergleichen Hagelkörner wirklich beobachtet haben will. Es wird darauf ankommen, ob die oben erwähnten Preisfragen nicht vielleicht ein neues Licht über den allerdings nicht leichten und im folgenden Bande dieses Werks unter einem andern Gesichtspunkte nachmals zu betrachtenden Gegenstand herbeyführen dürften. — „Die Bestimmung der wahren Verhältnisse, nach welcher das Licht durch die verschiedenen brechenden Mittel zerstreut wird, hat gezeigt, daß *Newton* in den aus seiner Entdeckung gezogenen Folgerungen zu weit gegangen ist.“ Dieser große Mann glaubte nämlich, daß die bey der Brechung von einander gesonderten Farbenstrahlen durch alle brechende Mittel in einerley allgemeinem Verhältniß zerstreut werden; weil er gefunden haben wollte (*Optices* L. 1. P. II. cap. 8.), daß das Licht, durch wieviel brechende Mittel es

G (5)

auch

auch gehe, doch allemal in Farben zerstreuet werde, wenn der ausgehende Strahl dem eingehenden nicht parallel bleibt. Da nun aus dem Objectivglase eines Fernrohrs die von entlegenen Punkten einfallenden Strahlen so ausgehen müssen, daß sie nach dem Brennraume zusammenlaufen, und also ihre Richtung bey dem Ausgange nie mit ihrer Richtung bey dem Eingange in das Glas parallel bleiben kann: so hielt er es für eine entschiedne Unmöglichkeit, durch das Objectiv eines Fernrohrs weißes Licht und ungefärbte Bilder zu erhalten. „Allein es hat sich späterhin allerdings erwiesen, daß es Mittel giebt, um die Abweichung wegen der verschiednen Brechbarkeit der Lichtstrahlen wegzuräumen“; und mit den diesfallsigen Untersuchungen beschäftigt sich nun das vorliegende dritte, „*Vom Achromatismus*“ überschriebene Kapitel des dritten Abschnitts fünften Buches, welches zugleich den gegenwärtigen dritten Band dieses Werks beschließt. Es kam in diesem Bezuge vor allen Dingen darauf an, „darzuthun, daß eine Substanz darum, weil sie stärker bricht (d. h. den mittlern Strahl mehr von seiner Einfallrichtung ablenkt), nicht immer auch stärker zerstreue“ (d. h. die Räume, welche die einzelnen Farben im Spectrum einnehmen, vergrößert); und Biot hat dies, in Verbindung mit *Cauchy*, durch Versuche mit Prismen von verschiedner Materie auf die überzeugendste Weise dargethan; wenn anders, nach *Dollond's* Beobachtungen, noch der mindeste Zweifel deshalb hätte übrig bleiben können. Freylich ist jene Annahme im Allgemeinen allerdings wahr, wie dies aus der Natur der Sache folgt; allein es giebt auch sehr viel einzelne Fälle, wo — auffallend genug — gerade das Gegentheil eintritt: „und der Vf. hat sich z. B. überzeugt, daß das Kienöl, obwohl es nicht so stark bricht als französisches Crown-glas, doch stärker zerstreut.“ Gleichergestalt findet sich eine andre von *Newton's* oben angeführten Behauptungen oder wenigstens daraus herfließenden Folgerungen: daß nämlich das Licht immer wieder ganz vereinigt werde, wenn der ausgehende Strahl nach allen Brechungen nur dem einfallenden parallel sey, — durch die Versuche unsers Vfs. widerlegt. „Er nahm Prismen von Kienöl (die bequemste Behandlungsart ist oben gelehrt) und Crown-glas, verband sie, durch Entgegensetzung der brechenden Winkel, zu einem Parallelepipedum, nach dessen resp. Brechungsverhältniß die Axe des eingehenden Strahls der des ausgehenden parallel war; — und fand nun gleichwohl Farben, indem die Zerstreung des Kienöls angeführtermäßen überwiegend ist.“ Es kommt also darauf an, die Winkel zu bestimmen unter denen man Prismen von gewissen Materien zusammenzusetzen hat, wenn die durch diese Zusammensetzung gesehenen Gegenstände vollkommen farblos erscheinen sollen; und dies heist „die Bedingungen des *Achromatismus* bestimmen.“ Der Vf. unternimmt diese Bestimmung auf analytischem Wege, den wir hier nicht mit ihm betreten können; es genügt, den Gang der Untersuchung anzuzeigen, welche sich vornimmt, „einen gleichartigen Strahl durch meh-

rere Prismen von bekannten brechenden Winkeln und Kräften zu verfolgen, und solchergestalt die Abweichungen eines jeden einzelnen Farbestrahls zu bemerken: sollen die Gegenstände hiernächst ohne prismatische Farben erscheinen, so müssen jene einzelnen Lichtstrahlen, nach der letzten Brechung, eben so parallel unter einander seyn, als sie es bey dem Eingehen waren, weil unter Voraussetzung dieses Parallelismus des ausgehenden Strahlenbündels dem Auge jetzt die nämliche Empfindung verursacht wird, als durch directes Licht“ *).

Es ist bekannt, welchen glänzenden Erfolg ähnliche, wenn auch nicht mit der nämlichen mathematischen Schärfe verfolgte Voraussetzungen über die Möglichkeit einer genauen achromatischen Compensation unter des englischen Optikers *John Dollond* erfinderischen Händen gehabt haben, um die Astronomen mit vollkommnen Objectivgläsern zu versorgen; aber es ist weniger bekannt, daß *Newton's* oben erwähnte Behauptung der Unmöglichkeit durch das Objectivglas eines Fernrohrs weißes Licht zu erhalten, bey dem großen Ansehen, in dem er stand, die Veranlassung geworden sind, daß die Frage nach Vermeidung der Farbenzerstreung fast 80 Jahre lang unberührt geblieben ist. Gleichwohl hätte ein bloßes näheres Nachdenken über den Bau des menschlichen Auges, welches uns die Gegenstände doch ohne prismatische Farbenränder zeigt, hinreichen sollen, um die Unrichtigkeit von *Newton's* Annahme darzuthun; und in der That war es die Betrachtung dieses Meisterstücks der Natur, durch welche *Euler* im J. 1747 endlich auf den rechten Weg geleitet wurde. Damals lies er in den Memoiren der Berliner Akademie einen Aufsatz über die Vervollkommnung der Objectivgläser der Fernröhre in französischer Sprache erscheinen, in welchem er von dem Gesichtspunkte ausgeht: daß die Feuchtigkeiten in unserm Auge so geordnet sind, daß dadurch die Ausbreitung und Zerstreung der Vereinigungspunkte gänzlich aufgehoben werden. „Es scheint mir dies“, fügt er hinzu, „noch ein Grund mehr, um den Bau des Auges zu bewundern. Wäre die Rede nur davon gewesen, Bilder der Gegenstände zu erhalten, so hätte dazu ein einziger durchsichtiger Körper von erforderlicher Gestalt hingereicht; wenn aber das Auge zum Range eines vollkommenen Instruments erhoben werden sollte, so bedurfte es dagegen einer geschickten Verbindung verschiedner durchsichtiger Materien, um die Deutlichkeit nicht durch die verschiedne Brechung der das weiße Licht zusammensetzenden farbigen Strahlen zu hindern.“ Wahrscheinlich auf diese Veranlassung stellte *Klingenstierna* eine abermalige Prüfung des *Newton'schen* Versuchs an,

*) Hier scheint der Vf. nicht ganz deutlich zu seyn: der bloße Parallelismus der ausgehenden farbigen Strahlen reicht nicht hin, um das Nachdenken über den eintretenden Erfolg zu befriedigen; man muß überdies annehmen, daß der Parallelismus die Recombination zur nothwendigen Folge habe, indem bey allen Punkten auch Strahlen von allen Farben ausgehen. N-

an, deren Resultat im J. 1754 in den Schwedischen Abhandlungen erschien, und in der Hauptsache mit *Euler's* Meinung übereinkam. Durch diese mehrfachen Zweifel gegen die Richtigkeit der bisherigen Ansichten ward denn nun der oben erwähnte englische Optiker *Dollond* zur praktischen Verfolgung dieses wichtigen Gegenstandes aufgemuntert. Er kettete zwey Glascheiben zu einem Prisma zusammen, dessen brechenden Winkel er niederwärts kehrte, stellte ein Prisma von Glas, den brechenden Winkel aufwärts, hinein, und erfüllte den Zwischenraum mit Wasser, das also ein Doppelprisma, so:



entstand. Wenn nun der Winkel, den die Glascheiben mit einander machten, so groß war, daß ein durch dies Glas und Wasser gesehener Gegenstand an der nämlichen Stelle als dem bloßen Auge erschien, die Brechungen sich folglich aufgehoben hatten, und der ausgehende Strahl dem einfallenden parallel war: so hätten also, nach *Newton's* Behauptungen, keine prismatischen Farben mehr vorhanden seyn sollen: allein sie waren es doch wirklich noch, und zwar in einem sehr hohen Grade; und da *Dollond* also Färbung ohne Brechung erhalten hatte, so durfte er auch nicht verzweifeln, Brechung ohne Färbung zu erlangen. Dies gelang ihm auch wirklich bey veränderten Dimensionen des Wasser- und Glasprisma, und er kam daher sogleich auf die Vermuthung, daß dies Aufheben der Farben auch bey Brechungen durch *verschiedne Glasarten* Statt finden dürfte. Der Zufall begünstigte ihn hierbey außerordentlich, indem er ihm sogleich zwey englische Glasarten: das sehr weißse Flint (Krytall)- und das etwas grünlichere Crown Glas, in die Hände führte, die, bey geringer überwindender Brechung des Letztern, die Farben gleichwohl in einem sehr verschiednen Grade; das erste am stärksten, das zweyte am wenigsten zerstreuten. Er versuchte also Objectivgläser aus diesen beiden Glasarten zusammenzusetzen, indem er ein Hohlglas von Flintglas mit einem erhabnen von Crown Glas verband, damit die Zerstreungen einmal in entgegengesetztem Sinne vor sich gingen, zugleich aber auch die Vereinigung der Strahlen in einem Punkte der Axe wirklich erfolge, welches durch denjenigen Ueberschuß brechender Kraft der innern Crown-Linse bewirkt wurde, der sich ergab, wenn beider Gläser Dimensionen so eingerichtet waren, daß Compensation der Zerstreungen Statt fand. Dabey blieb aber dieser unermüdliche Künstler nicht stehen, sondern trieb, wenige Jahre nachher, 1758, die Verbesserung noch weiter, indem er seine Objective aus zwey erhabnen

Linien von Crown Glas und einem dazwischen stehenden hohlen von Flintglase zusammensetzte. Die allgemeine, dabey zu befolgende Rücksicht ist angeführtermassen die Erhaltung eines Ueberschusses von Brechung für die letzte Crown-Linse, bey solchen übrigen Dimensionen aller zusammensetzenden Gläser, daß Compensation der Farbenzerstreuung eintritt: allein weder *J. Dollond* selbst, noch sein Sohn Peter, der den vom Vater betretenen Weg hernach mit Glück verfolgte, hielten sich zu Erlangung jenes Resultats bey theoretischen Speculationen auf, sondern richteten vielmehr fast Alles durch Versuche aus, indem sie viele Linien so lange verschiedentlich zusammensetzten, bis sie im verfinsterten Zimmer ein nettes, farbenloses Bild erhielten, und ihre Landsleute *Ramsden*, *Peynisch*, sammt den französischen und deutschen Optikern, scheinen ihnen in der Hauptsache nachahmen zu müssen, da der Unterschied zwischen den einerley Namen führenden Glasmassen viel zu groß ist, um eine schärfere Bestimmung zu gestatten. — Um endlich die ganze Vortrefflichkeit der *Dollond'schen* Entdeckung zu übersehen, muß man in Betracht ziehen, daß sie gestattet, das Licht durch die ganze Fläche des Objectives eintreten und also die Aperturen gänzlich wegfällen zu lassen, so daß eine außerordentliche Helligkeit und Deutlichkeit, bey einer gegen sonst sehr geringen Länge des Rohrs, erlangt wird. Um sonst z. B. für ein astronomisches Fernrohr eine 150fache Vergrößerung zu bewirken, mußte man, Behufs der Helligkeit und Deutlichkeit der Apertur schon einen Durchmesser von 4,24 Zoll geben können, welches, nach *Huyghens* Theorie, ein Objectiv von 60 Fuß Brennweite verlangte, damit die Sphäricität des Glases für den Aperturraum hinreichend verringert werde, um den Abweichungen wegen der verschiednen Brechbarkeit des Lichts und wegen der Kugelgestalt bis auf einen gewissen Grad zu begegnen: bey einem achromatischen Fernrohre fällt aber diese Rücksicht ganz weg, und ein solches von *Messier* z. B. gab dieselbe 150malige Vergrößerung, wiewohl es nur eine Länge von 40 Zollen hatte.

Dr. Nürnberger.

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

BIBLISCHE LITERATUR.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des alten und neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers. Mit Anmerkungen und Zugaben für Schullehrer* von Dr. Gustav Friedr. Dinter.

Auch unter dem Titel:

Schullehrer - Bibel. Des alten Testaments erster Theil, enthaltend die fünf Bücher Moses. 1826. VI a. 372 S. nebst Zugabe 38 S. gr. 8. (20 gGr.)

Die gerechten Erwartungen, welche der Vf. durch seine glossirte Schullehrer - Bibel des neuen Testaments; so sehr befriedigte (f. A. L. Z. 1825. Nr. 287.) erregte den

den Wunsch, von ihm auch das alte Testament bearbeitet zu sehen, und seinem Versprechen, dasselbe in der ihm zum Schriftstellern karg zugemessenen Zeit eben so reich ausgestattet und so bald als möglich zu geben, folgt der hier vorliegende *erste* Theil. Die höchst glückliche Auswahl aus der Fülle der Erklärungen älterer und neuerer Exegeten, die stete Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schule und ihrer Lehrer, die parteylose Umficht bey dem Schwanken der Ansichten und der hermeneutischen Grundsätze, das religiöse Hinweisen auf das Reinpraktische, erwarben schon dem neuen Testamente Tausende neuer Freunde, die eine neue Auflage des ersten Theils nöthig machten; wie vielmehr müssen alle diese Eigenschaften des Vfs. der weit schwierigeren Bearbeitung des alten Testaments ungetheilten Beyfall finden, und dem wohl begonnenen Werke unennbaren Segen verheissen in Schule und Kirche. Abgesehen von der Sprache, in welcher die alttestamentlichen Bücher geschrieben sind, von der weiten Entfernung der Zeit des ersten von dem letzten Buche, von der Uebersetzung Luthers, deren Worttreue so viel Fremdes und Unverständliches, auch bey der Armuth seiner Zeit an Hilfsmitteln Mißverständenes enthält, sind es vorzüglich die unlautern moralischen Vorstellungen von Gott, das Anthropopathische und Anthropomorphische in dem Begriffe von ihm, der Eudämonismus, welcher Tugend und Frömmigkeit mit Erdenglück vergilt und dieses zum Motiv jener macht, die Natürlichkeiten der Geschlechter, von welchen es so unverdeckt spricht, und noch so vieles Andere, was zum Theil — wie der Vf. (Vorr. S. V.) selbst anmerkt — „über so viele tausend vor vielen Jahrhunderten in einer fremden Sprache geschriebene Stellen 10, 50, ja 100 verschiedene Meinungen“ erzeugte, zum Theil diese alten Urkunden in ihrem Werthe bey den Christen herabsetzte; die vielen Versuche, denselben zu retten und den Schriften selbst ihre Würde wieder zu geben, mißlingen machte, überhaupt eine Schullehrer-Bibel, eine Bibel mit Erklärungen und Erläuterungen den mißlichsten und zweydeutigsten Unternehmungen zugefellte.

Soll aber aus diesen und andern Gründen das alte Testament aus den Schulen gewiesen und in denselben nur das neue gelesen werden? Mit nichten. „Die Bücher des alten Testaments — antwortet die allgemeine Einleitung (S. 1.) — haben bedeutende Wichtigkeit für den Freund der Religion überhaupt, für den Christen insbesondere, für das Volk und die Schule und den Lehrer.“ Rec. ist so wenig als der Vf. geneigt, zu wiederholen, was derselbe in der Anweisung zum Gebrauch der Bibel, Th. 1. über das Lesen der Bibel als Gedächtnisübung, als Hilfsmittel bey unmittelbaren Verstandesübungen der Oberklasse, als Hilfsmittel zur Bildung des Geschmacks, als Veranlassung, dem Volke die nothwendigsten Nebenkenntnisse mitzutheilen, als Material zu schriftlichen Ausarbeitungen, als Erbau-

ungsbuch für den Lehrer selbst gesagt hat; sondern will nur erwähnen, „dass das A. T. dem Ungebildeten näher stehe und eine Stufe werde, mit deren Hilfe er zum Höhern aufklimmt. Das Kind lieh die sinnlichen Darstellungen in den alten Geschichten, das Hausväterliche im Patriarchenleben so gern, und durchläuft in der Schule in wenigen Jahren denselben Stufengang, den das Menschengeschlecht vom Niedern zum Höhern durchläuft, von Adams Gott bis zum Vater Jesu Christi in Pauli Briefen.“ Schwache Lehrer und Kinder werden durch das Lesen des A. T. nach und nach stärker, zum Verstehen und Behandeln des Schwerern geschickt. Aus diesen Gründen will es auch der Vf. nicht billigen, dass die preussischen Schulen dem Volke nur das N. T. in die Hände geben. (Diese Verordnung will aber den Schulen das A. T. nicht ganz entziehen, sondern es nur den beiden letzten Schuljahren und dem Confirmanden - Unterrichte aufsparen. Doch hier entscheidet einer der erfahrensten Schulmänner.) — Dass es aber unter der Aufsicht und Leitung eines mit ihm und seiner Erklärung, wie mit dem Bedürfniss seiner Lehrlinge vertrauten Lehrers gelesen werden müsse, lassen die oben berührten, seine Erklärung einschränkenden Bemerkungen errathen. Welcher Lehrer sich weder die nöthigen Kenntnisse noch Vorsichtsmaassregeln gesammelt hat, findet sie in diesem Werke vereinigt; er wird es mit Nutzen für sich und seine Kinder lesen, wenn er-sowohl die dem Texte untergedruckten Erklärungen, als die in der Zugabe gegebenen Belehrungen mit Weisheit benutzt. Nach mehreren mißlungenen Versuchen wagt Dinter einen neuern und giebt eine wohlgelungene Schullehrer-Bibel des A. T. — Nur ihm konnte es gelingen, der frey von aller Anhänglichkeit an irgend eine dogmatische Partey dasteht, die Bedürfnisse der Schule und ihrer Lehrer genauer, als sonst Jemand kennt und das Vertrauen der Schullehrerwelt genießt. Indessen erlaubt sich Rec., die Bemerkungen, die sich ihm bey der Durchsicht aufdrängten, hier mitzutheilen.

Den Gesichtspunkt einer Schullehrer-Bibel, deren Begriff der Vf. in der Vorr. denen, die sein N. T. noch nicht kennen, wiederholt, welche keinen Auszug aus den heiligen Schriften geben, sondern das Ganze liefern, überhaupt mehr geben muß, als der unmittelbare Schulbedarf erheischt, festhaltend, fanden wir in der „Einleitung zu den Schriften des A. T. überhaupt“ die trefflichsten, stufenweise sich entwickelnden Ansichten und Begriffe von Gott, Pflicht und Unsterblichkeit, und die besten, von einer reichen, wohl in der Natur des Menschen und dem Zustande der Volksschule begründeten Erfahrung gebotenen Winke zur Behandlung der heil. Bücher zusammengedrängt, nur nicht, wie wir es wohl gewünscht hätten, mit dem Geschichtlichen fruchtbar für Geist, Herz und Leben verwebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1827.

BIBLISCHE LITERATUR.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Die Bibel oder die ganze heilige Schrift des alten und neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers* — — Von Dr. Gustav Friedr. Dinter.

Auch unter dem Titel:

Schullehrer - Bibel. Des alten Testaments erster Theil u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Religion des A. und N. T. ist auf Geschichte gegründet, und befriedigt in diesem Verein die geistigen Bedürfnisse am glücklichsten. Wir kennen zwar des Vfs. Meinung von der Einleitung in die Bibel, die er besser gelegentlich in den Bibel-Unterricht einschließt, billigen sie auch unter gewissen Bedingungen, finden aber, was dahin gehört, weder in der Erklärung unter dem Texte, noch in der Zugabe. So wird z. B. nirgend der Begriff des A. T. festgesetzt, nicht der Zeitraum angegeben, in welchem die Bücher desselben geschrieben worden; nicht die Schriftsteller genannt und ihre Sprache, in der sie geschrieben, — sondern dieselben im Allgemeinen als große Gesetzgeber, mächtige Könige, königliche Prinzen, herrliche Dichter charakterisirt, die ihres Alters, ihrer Verdienste und ihrer innern Vortrefflichkeit wegen die innigste Achtung verdienen." (S. 3). Gibt es unter ihnen nicht mehrere Geschichtsschreiber? nicht Verfasser von Lehrbüchern? Wer diese Bücher gesammelt, in eine feste Ordnung gestellt und mit einander verbunden, wird muthmaßlich angezeigt. Warum wird nichts vom Canon gesagt, da doch (S. 4.) der apokryphischen Bücher gedacht ist? Alles dieses fördert zwar den praktischen Zweck der Schrift nicht, muß aber dem Lehrer wie dem Kinde bekannt seyn, weil einmal jene fremden Namen und Eintheilung in der Christenwelt herkömmlich; aber selten verstanden werden. Nur ganz kurz wird von der gewöhnlichen Classification der alttestamentlichen Bücher und ihrer Theopneusie gesprochen, und nicht so, daß der Lehrer, welcher des Vfs. Unterredungen über die zwei ersten Hauptstücke des luth. Katech. in Theil (S. 282—368.), oder *Scherer, Tilgenkamp* nicht besitzt, den ganzen Erklärungsapparat hier zusammenfindet. Wir wollen nicht wieder-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

holen, was der Vf. in f. Anweisung Th. 1. (S. 154. 1ste Ausg.) als durchaus nöthig zur Einleitung in die Bibel selbst findet; wir müßten sonst noch Viel hinzufügen, eben weil es eine Schullehrer- und keine Schulbibel ist. — In die besondre Einleitung in die Bücher Moses ziehen wir einen kurzen Lebensabriss des Verfassers, die Angabe seines Zeitalters (1600 v. Chr.), eine Darstellung des äußern und innern Zustandes des israelitischen Volks, um den Retter, Gesetzgeber, Fürst und Vater seines Volks und sein väterliches Wollen und Wirken unter ihm zu verherrlichen. Zum Theil fordert dieses die Anweif. (S. 156.) Davon aber hier kein Wort. Ueberflüssig, wofür es vielleicht der Vf. und Mehrere halten, ist die geschichtliche Mittheilung alles Dessen wirklich nicht. Das Kind versteht, was es liest, besser, ordnet Alles an seinen Ort und überblickt schneller den Schauplatz der Geschichte. Und wenn es das Kind nicht, soll es nicht der Lehrer? Moses Leben soll am Schlusse summarisch erzählt werden. Auch das ist nöthig. Gab die Einleitung das Fachwerk, das Lesen der Bücher selbst die Füllung desselben, so wird der summarische Ueberblick Beides mit einander zu einem Ganzen verbinden und das Bild, wie das Wirken des großen Mannes tief in die Seele drücken. — Dem ersten Buche Moses geht keine Einleitung voran. Sollen die wenigen Worte in der allgemeinen Einleitung ihre Stelle ersetzen? „Ob Moses das erste Buch geschrieben, oder ob ein späterer Sammler diese Nachrichten, als die älteste Geschichte des Menschengeschlechts und der Stammväter Israels, vorangesetzt habe, läßt sich nicht bestimmen.“ Das erste ist wohl unter den vorhandenen fünf das wichtigste, und verdiente nach unserm Dafürhalten eine besondre und ausführliche Einleitung, in welcher Winke zu seinem Verständniß — z. B. des Wunderbaren, welches sich durch das ganze Buch hinzieht, — für den Lehrer besser, als in der Verserklärung, gegeben werden konnten. Wie viel für den Unterricht unsrer Jugend auf den Standpunkt ankomme, von welchem der Lehrer alles dieses betrachtet und betrachten lehrt; wie viel Weisheit, Einsicht und Erfahrung dazu gefordert wird, um nicht zu schaden, anstatt zu nützen, weiß, wer den Unterricht in Stadt- und Landschulen leitet oder ertheilt, am Besten. — Wozu wohl für Schullehrer die skeptische Frage: ob Moses das erste Buch geschrieben habe? Wozu Untersuchungen über die in demselben bemerkbaren verschiednen Urkunden?

H (5)

Recht

Recht Vieles verweist der Vf. in die Schulen der Gelehrten. Und dahin gehört wohl auch das Angeführte. Wir gründen Alles gern in der christlichen Volksschule auf die Bibel, und werden Moses in derselben stets als Verfasser seiner Bücher, oder wenigstens als Sammler dessen nennen, was sie von Andern enthalten, besonders da 2 Mos. 24, 4. — 4 Mos. 33, 2. — 5 Mos. 31, 9. uns beyschreiben. Dafs er das letzte Kapitel nicht geschrieben haben könne, sondern von einem Andern, die Nachrichten von seinem Leben zu vervollkommen, hinzugethan sey, irrt Lehrer und Kinder nicht. — Ueber das 2te bis 5te Buch spricht eine Einleitung vor dem zweyten ausführlicher, und was wir darin vergeblich suchten, fanden wir theils in den Erklärungen, theils in der Zugabe. Hier erst (S. 107.), aber wohl zu spät, finden wir die Grenzen, innerhalb welcher sich die Erklärung halten soll, gezeichnet mit folgenden Worten: „Die älteste Geschichte aller Völker ist in ein heiliges Dunkel gehüllt, welches die Hand der spätern Jahrtausende nicht zu entschleiern vermag, auch nicht zu entschleiern berufen ist. Wo der Schatten den Zweifel noch nicht aufregt, da (in einem solchen Lande oder Zeitalter) lafs auch du den Nebel unangetastet. Wo aber der Zweifel die Dunkelheit zur Zertretung des Heiligen missbrauchen will, da — nicht Licht, (was hier unmöglich ist), sondern in der niedern Schule blofs Hinweisung aufs Praktische und Festhaltung des Gedankens: Jetzt ist des Etwas nicht mehr zu erwarten. In der höhern Schule (Gymnasium, Progymnasium, Schule für die veredelten und doch nicht eigentlich studirenden Stände) Erhaltung der Bescheidenheit, der Achtung gegen das Heilige des Alterthums, die es verhütet, dafs der lebendige Jüngling nicht Spötter werde, nicht den ehrwürdigen Greis, der zu seiner Zeit ein Segen der Menschheit war, deswegen verspottet, wenn etwa ein Knopf an seinem Kleide nicht recht sitzt.“ Schön und wahr im Bilde! ob verständlich genug und richtigweisend, ohne dafs man irrt? — Ueber die in diesen Büchern vorkommenden Hauptgegenstände: die Wüste Arabiens, ihre Beschaffenheit, die Nothwendigkeit eines prachtvollen Gottesdienstes, bedingt durch die Umgebung und die Neigung zum Heidenthum, die Priester und ihr Amt wird in kurzem Aufklärung gegeben. Der Ausdrucksweise: Gott sprach, wird ein eigener Abschnitt gewidmet; auch der Ansicht der Alten vom Himmel, als einer krystallinen Hohlkugel. (Rec. findet es für den Volksunterricht passender, das Sprechen Gottes als Gottes Willen zu erklären.) — Zugleich wird den Lehrern gerathen, den Kindern *Lund's* biblische Alterthümer oder ein andres Bilderwerk in zwey bis drey Jahren (wohl zu selten!) einmal zu zeigen. Rec. thut das öfter und gebraucht die der Schererschen Einleitung beygelegten Karten und Bilder.

Einige Worte über die Behandlung dieser Bücher in der Schule müssen wir noch uns erlauben. Was gelesen werden mufs, kann, und was nicht gelesen werden darf, ist, wie im N. T., durch A. B.

C. angedeutet, und ebenfalls, wie dort, für den schwachen Lehrer das zu betonende Wort mit etwas grössern Lettern gedruckt. Die Bestimmung der zu lesenden Abschnitte wird zum Theil von der ununterbrochen oder selten besuchten Schule abhängig gemacht. In jener darf, ohne dem N. T. seine Rechte und Zeit zu entziehen, weniger, in dieser mufs mehr gelesen werden, um die so nothwendige, für das ganze Leben hinreichende Lesefertigkeit zu erringen. Die ganze Mosaische Gesetzgebung in der Schule lesen zu lassen, wäre Zeitverschwendung; aber einzelne Stellen daraus sind nöthig, um wenigstens eine Idee des Ganzen zu geben. Befremdlich war es uns, von 2 Mos. 21, 12. an diejenigen Abschnitte, welche überschlagen werden können, nicht weiter mit B. bezeichnet zu finden. Zwar müßten recht viele so bezeichnet werden, weil sie für christliche Erleuchtung Nichts enthalten; aber wir hätten sie doch bezeichnet, damit ein mit A. oder C. bezeichnetes *Pensum* deutlich begrenzt worden wäre, und der Lehrer nicht weiter lesen liesse, was oft geschehen wird, weil nur das Ende eines Kapitels die Grenze von A. und C. ist.

Richten wir nun unsern Blick auf die Erklärung, mit welcher diese Bücher ausgestattet sind, so müssen wir an ihr den grammatisch-historischen Charakter, welcher rein auffasst, was der Schriftsteller sagen wollte, rühmen, und den deutlichen, der Schule angemessenen Vortrag; doch, wie es sich bey Werken von solchem Umfange nicht anders erwarten läfst, trafen wir auch auf Erklärungen, die wir in Bezug auf die Schule nicht billigen können — wozu den Vf. vielleicht die große Menge sehr verschiedenartiger Subscribenten verleitet — oder die uns nicht begründet und deutlich genug vorgetragen schienen.

Zu den Allen genügenden und gelungensten Erklärungen rechnen wir die über die Lage des sogenannten Paradieses 1 Mos. 2, 8, über welche noch neuerlich ganze Bücher geschrieben wurden. Vom Wohnorte aus denkt Moses oder ein andrer Verfasser an Mittelasien. „Wo der erste Aufenthalt der Menschen gewesen sey? Sage einfach deinen Kindern: Das wissen wir nicht. Die Gelehrten wissen's auch nicht. Für dich (Schullehrer) wisse: Alle Vermuthungen sind unsicher, weil wahrscheinlich die Sündfluth die ganze Gestalt jener Gegenden verändert hat. Wenn die meisten Meinungen für Mesopotamien (zwischen dem Tigris und Euphrat) stimmen, so hat das einen doppelten Grund: a) diese Gegend ist die höchste Ebene jener Gegend. Diese mußte, aus dem Wasser hervorgetreten, am ersten trocken werden und bewohnbar. b) Dort sind ausser dem v. 14. genannten Phrat (Euphrat) noch drey Flüsse in nicht zu bedeutender Entfernung. Alles kommt darauf an, wie weit hier buchstäbliche Wahrheit und wie weit dichterische Ausschmückung geht.“ Die letzten Worte, nur für Söhne der Universitäten und Gymnasiallehrer, nicht für Volksschullehrer; eine große Kluft zwischen Beiden, die nicht beachtet worden, und Beweis zugleich, wie schwer sich Beider Forderungen in einem Buche befriedigen lassen. — Deutlich und mit großer Umsicht ist aus der

Fülle von Erklärungen ausgewählt die über den Baum des Erkenntnisses Gutes und Böses 1 Mos. 2, 9.: „an dem sich's zeigen müßte, ob der Mensch das Gesetz über die Sinnlichkeit, oder die Sinnlichkeit über das Gesetz werde herrschen lassen“; so wie zu 1 Mos. 2, 18. doch hier vielleicht des Guten allzuviel, mehr Stoff, als zu einer Katechese, in der Volksschule den Lehrer verführend, bey der Stelle zu lange zu verweilen. — Das dritte Kap., die erste Sünde und ihre traurigen Folgen schildernd, ist mit einer dem Texte treuen Erklärung versehen, die verschiedenen Ansichten aber in die Zugabe (S. 2.) verlegt. Nur drey werden als Hauptmeinungen zusammengestellt. Das Ganze wird entweder als wirklich vorgefallen, oder als Traum und sinnbildliche Erzählung genommen. Für keine entscheidet der Vf. — Was soll der Lehrer selbst davon denken? Bey 2 Mos. 14. fanden wir nur eine dem Worte treu bleibende Erklärung von dem Durchgange der Israeliten durch das rothe Meer und die befremdende Bemerkung (S. 135.): „Laß dir nicht einfallen, in der Schule natürlich erklären zu wollen, was der Vf. offenbar als Wunder darstellt. Und wahrhaftig, wenn damals gerade zu dieser den Israeliten gelegenen Zeit ein Naturereigniß eingetreten wäre, dergleichen die Anwohner des rothen Meers in Jahrtausenden nicht sahen, so wäre dieser Umstand selbst schon für ein Wunder zu rechnen.“ Warum will der Vf. hier keine natürliche Erklärung gelten lassen, der sonst so frey und offen und durch natürliche Erklärung manche Erzählungen erläutert, hier, wo Ebbe und Fluth die Sache so natürlich erklären? Mag's selbst dem Erzähler Wunder seyn! Moses Stab macht den Durchgang nicht zum Wunder, und Gottes Schutz der Israeliten wird immer noch erkannt. Auch läßt der am Hofe Aegyptens dem Moses ertheilte Unterricht die Kenntniß der Naturerscheinung und die Anwendung, die er von ihr macht, erwarten; ja der Aufenthalt des Heers am rothen Meere macht die Kenntniß derselben bey allen Israeliten wahrscheinlich. Bleibt doch die Naturerscheinung immer ein Wunder. —

(Der Beschlufs folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ILMENAU, b. Voigt: J. L. Douffin-Dubreuil: Ueber die *Lungensucht*, ihre gewöhnlichsten Veranlassungen, und was man zu thun habe, um ihr im Entstehen vorzubeugen, ihren Ausbruch zu verhüten und sie richtig zu behandeln. Für Aerzte und Nichtärzte. Deutlich herausgegeben vom Dr. C. Fitzler, Physikus und pract. Arzt zu Ilmenau. XVI u. 166 S. 8. (18 gGr.)

Wir haben in der Uebersetzung der Schrift von *Beddoes* und in dem Werke von *Koch* zwey populäre Bearbeitungen des wichtigen Abschnitts über die Lungen-*Schwinducht*, die ihrem Zwecke so wohl entsprechen, daß die Verbreitung eines neuen Werks über denselben Gegenstand unstreitig einer Rechtfertigung bedarf. Diese mag denn auch bey dem oben-

genannten darin begründet seyn, daß der Vf. desselben, mehr als *Beddoes* und *Koch*, auf das Ursächliche der Krankheit Rücksicht nahm; allein es hat auch so wesentliche Fehler, daß vielleicht seine Vorzüge vor diesen noch überwogen werden. Zunächst dürfte die Bestimmung für *Aerzte* durch den Inhalt nicht bestätigt werden: denn wenn wir allenfalls ausnehmen, daß auf manches schon Bekannte wieder aufmerkiam gemacht wird, so enthält das Buch für einen Arzt durchaus nichts Neues. Für *Nicht-ärzte* aber wird zum Theil der Gebrauch durch schlechte Anordnung und verworrene Darstellung der Sachen erschwert, zum Theil ist Manches unverständlich und sogar unwahr, so daß vielleicht so viel Schaden als Nutzen dadurch gestiftet wird. Nach der Voranschickung der allgemeinen Begriffe folgt eine recht vollständige Darstellung der Ursachen, in deren Anfang gleich von zurückgetretener Flechte und Krätze die Rede ist; nach langem Zwischenraum aber kommt der Vf. wieder auf die Kinderkrätze, wirft wieder etwas dazwischen, und spricht dann noch einmal von chronischen Hautausschlägen. Die Betrachtung der Verschiedenheit der Temperamente kommt erst ganz am Schlusse des Werks, und die des *Habitus phisicus* erst da, wo schon alle Gelegenheitsursachen der *Schwinducht* aufgezählt sind. Dieser Mangel einer logischen Anordnung erschwert selbst dem Gebildeten die Uebersicht und also auch die Auffassung des Gesagten; wer aber so populäre Schriften verfaßt, hat auch auf den minder Gebildeten Rücksicht zu nehmen. — Die vom Vf. gegebene Darstellung der Lungen wird schwerlich Jemandem, der gar keine anatomischen Kenntnisse hat, auch nur einen entfernten Begriff davon geben. — Bey der Definition der Krankheit heist es: „Mit dem Worte Lungenfucht will man eine Krankheit bezeichnen, die zunächst auf eine verborgene, langsam fortschreitende Entzündung sich gründet, welche größtentheils Blutausswurf und steten Andrang der Säfte nach den Lungen zur Folge hat, womit die Erzeugung von Tuberkeln oder Lungenknoten, die allmählig — einer nach dem andern — in Eiterung übergehen, und Vereiterung der Lungensubstanz selbst sich vergesellschaften.“ Abgesehen davon, daß die langsame Entzündung, der Andrang der Säfte, die Lungenknoten, wie hier davon gesprochen wird, zu halben und unrichtigen Vorstellungen Anlaß geben, ist die Sache falsch und kann sehr schädliche Irrthümer verursachen. Ohne der Vereiterung der Lungensubstanz zu gedenken, wollen wir nur das berücksichtigen, daß der Vf. sagt, die Krankheit hat größtentheils Blutausswurf zur Folge. Allein von allen *Schwindächtigen* haben zwey Drittheile gewiß niemals Blut gespuckt, und viele Blutspucker werden keineswegs *Schwindächtigt*. Wenn nun ein Nichtarzt, der in Folge unerweichter Tuberkeln an kurzem Husten, Engbrüstigkeit u. Abmagerung leidet, liest, daß größtentheils Blutausswurf sich vergesellschaften, wird er nicht in der leider bey *Schwindächtigen* ohnehin schon so gewöhnlichen Sorglosigkeit

keit noch mehr bekräftigt und abgehalten werden, die Hülfe zu suchen, die jetzt allein noch möglich ist?

Von den Ursachen finden wir zunächst die Gemüthsaffecte aufgeführt, Kummer, Furcht und Schrecken. Diese Darstellung ist vollständig und fasslich, und wenn wir auch dem Vf. darin nicht beystimmen können, daß Störung der Hautthätigkeit, und demnach die Ablagerung einer Materie auf die Lungen die Ursache einer nachfolgenden Schwindsucht sey: so sind wir doch darin vollkommen seiner Meinung, daß nichts auf die Lungen schädlicher einwirke, als Kummer. Er führt drey Fälle aus seiner eignen Erfahrung an, die das bestätigen, und es wird wohl keinem auch nur etwas erfahrenen Arzte an gleichen Beyspielen fehlen. Mehrerer Fälle gedenkt er, wo Selbstbefleckung die Ursache der Schwindsucht war, und auch das, was er von der Schwierigkeit sagt, junge Leute dieses Lasters zu überführen, ist leider nur zu wahr. Die von ihm angeführten Zeichen, aus denen man die Selbstbefleckung erkennen soll, sind zu allgemein; herausheben wollen wir jedoch das, daß Onaniten außerordentlich leicht außer Fassung kommen, sehr schreckhaft und zerstreut sind. Hinzufügen liefse sich, daß die Gesichtszüge dieser Unglücklichen einen eigenthümlichen Charakter, etwas Verstörtes, Zerriffenes haben; daß sie die Einsamkeit lieben und gern lange auf dem Abtritt und im Bette verweilen. Ist es möglich, sie bald nachdem sie das Laster verübt haben, zu überraschen, so entdeckt man es noch am leichtesten, und zwar nicht an den Spuren des ergoffenen Samens, sondern an ihrem Betragen. Sie können es nicht verstecken, daß sie Böses gethan haben, und da unmittelbar darauf — wenigstens bey nicht ganz Verdorbenen — Reue und gute Vorsätze am gewöhnlichsten sind, so sind sie auch so gesümmt, daß man sie zum Geständniß bewegen kann. Gedenken konnte der Vf. hier auch der geistigen Onanie, der Beschäftigung der Phantasie mit schlüpfrigen Bildern, der Sehnacht nach Befriedigung des Geschlechtstriebes. Bey jungen Mädchen ist dies keine seltne Ursache der Schwindsucht, und das Tanzen giebt dazu häufig Gelegenheit. Dazu kommt denn noch die unnatürliche Bewegung und das Schnüren. Das Tanzen allein ist gewiß nicht Schuld, daß junge, früher blühende Mädchen, die einen einzigen Winter fleißig die Bälle besucht haben, im nächsten Herbst schon Anlage zur Schwindsucht zu haben scheinen. — Unter den Ursachen finden wir ferner aufgeführt den allzu häufigen Genuß der ehelichen Freuden und das Zurücktretten des Krätz- und Flechtenauslags; zur Belegung des letztern finden wir vier Beyspiele erzählt. Die Vertreibung der an verschiedenen Stellen des Körpers erscheinenden Pusteln und Finnen wird gleichfalls als Veranlassung der Lungenfucht angeführt,

was der Vf. ebenfalls mit Beyspielen belegt, und dann zur plötzlichen Unterdrückung der Hautausdünstung übergeht. Hier theoretisirt er etwas und meint, es ablorbire sich in dem Augenblick, wo die Hautausdünstung unterdrückt wird, ein Stoff, und zwar kein anderer, als „der von dem berühmten Lavoisier schon längst vermuthete Sauerstoff“! — Unterdrückung der monatlichen Reinigung, der Hämorrhoiden, des weissen Flusses, zu schnelle Heilung des gutartigen Trippers werden gleichfalls als Ursachen angeführt; von der letztern erzählt der Vf. kein Beyspiel; auch möchte es schwer fallen, aus andern Schriften eins aufzufinden. Der Vf. könnte sich allenfalls auf Moschoni berufen, allein auch dieser erzählt keinen Fall. Es folgen noch Unterdrückung der Lochien und der Diarrhöe. Bey Erwähnung des übermäßigen Trinkens des Essigs kommt der Vf. wieder auf sein Acidum zurück. Daß Essigdämpfe ebenfalls höchst nachtheilig wirken, und daß Personen, die sich zur Schwindsucht neigen, deshalb sich nicht an Orten aufhalten dürfen, wo Essig bereitet wird, hat er nicht erwähnt. —

Wir wollen das Uebrige des ätiologischen Theils nicht weiter durchgehen, das Ende entspricht dem Anfang ganz vollkommen. In dem arzneylischen Theile sind mehr arzneylische als diätetische Vorschriften, was in einer populären Schrift nicht zweckmäßig ist. Eins der letzten Kapitel ist überschrieben: Behandlung einer Gattung von Lungenfucht, die sich vorzugsweise im Sommer zu entwickeln pflegt. Die Stelle, die er zum Beleg aus Sydenham anführt (und die sich S. 528. des ersten Theils Edit. Genév. 1757. findet), spricht offenbar von der *Phthisis florida*, und Sydenham sagt hier *initio aestatis*, weil er kurz vorher von der Schwindsucht gesprochen hat, die sich aus einem vernachlässigten Katarrh im Winter entwickelt. Keineswegs aber läßt sich daraus herleiten, daß eine besondere Gattung sich nur im Sommer ausbilde. In demselben Abschnitt sagt der Vf.: Man hat die Beobachtung gemacht, daß Personen, die mit der obigen Gattung von Lungenfucht befallen wurden, meistens solche waren, die in ihrer Kindheit niemals einen Ausschlag, weder an den behaarten Theilen des Körpers, noch im Gesicht gehabt hatten. — Ein solcher Ausspruch muß doch zu der Meinung veranlassen, daß diese Ausschläge der Gesundheit zuträglich und also zu befördern seyen. Der Ueberf. hat diese Absurdität zwar durch eine Anmerkung zu schwächen gesucht, aber es wäre unstreitig besser gewesen, er hätte sie gar nicht überfetzt. Nach dem Obigen kann unser Urtheil nicht wohl anders ausfallen, als daß das Buch, einige einzelne Theile abgerechnet, für Aerzte unnütz, für Nichtärzte unzuweckmäßig sey. Eine Umarbeitung statt einer Uebersetzung wäre wohl zweckmäßiger gewesen; am Ende aber würde es dann leichter geworden seyn, ein neues Buch zu schreiben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1827.

BIBLISCHE LITERATUR.

NEUSTADT a. d. Orla, b. Wagner: *Die Bibel oder die ganze heilige Schrift des alten und neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers* — — Von Dr. Gustav Friedr. Dinter.

Auch unter dem Titel:

Schullehrer - Bibel. Des alten Testaments erster Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Einige andre Stellen, welche der Vf. erklärt, scheinen einer tiefern Begründung oder Erweiterung zu bedürfen. Vorzüglich mußte dieß bey dem Commentiren des ersten Buchs des Moses der Fall seyn, welches des Dunkeln, Erklärungsbedürftigen mehr, als die andern darbietet. — Nur für den geistig höher stehenden Lehrer merkte D. bey dem ersten Kapitel an: „Ob hier von der ersten Schöpfung, oder nur von einer Wiedergeburt der Erde aus einer frühern Zerstörung die Rede sey? das geht deine Schule nicht an. Für dich davon einige Worte in der Zugabe.“ Für den niedern Lehrer gab er die Erklärung unter dem Texte. In v. 1. wird *schuf* erklärt: „Das Ganze entstand nicht durch Zufall, nicht von sich selbst, sondern durch Gottes Willen und Kraft“; in v. 2. erhält *wüste* und *leer* seine Erklärung durch das Chaos. Daß auf solche Weise der Begriff *Schaffen* beschränkt werde, und der niedere, schwache Lehrer irre geleitet, kann nicht geaugnet werden. Schaffen heißt dann nicht: aus Nichts Etwas ins Daseyn rufen, sondern: dem Vorhandenen, das in Unordnung vorliegt, eine den Geschöpfen angemessene Einrichtung, wie die gegenwärtige, geben. Dem kindlichen Erzählungstone entspricht die Erklärung nicht. Es leuchtet weniger dem Kindesverstande ein, wie Gott sprechen konnte: Es werde Licht! eben so wenig: Es ward Licht. Das Chaos ist spätere Erklärung der über die Schöpfung Philosophirenden, welche dem Kindesalter der Menschheit nicht zusagt. Wir würden den Worten treuer geblieben seyn und das Schöpfungswort als Beweis der Allmacht und Güte nicht verdunkeln. — Wozu werden v. 14. die Schwierigkeiten, welche den Vers drücken, erwähnt, da sie der schwache Lehrer eben so wenig fühlt, als das Kind, für den Gymnasiallehrer aber *Eichhorn's*, *Gabler's* u. A. Schriften sie aufdek-

Ergänz. B. zur A. L. Z. 1827.

ken und lösen? Leicht dürften sie den Erstern verwirren. Er ließe hier: „Jetzt wachsen keine (oder doch nur sehr wenige) Pflanzen ohne Einfluß der Sonnenwärme und des Sonnenlichts. Hier entstanden die Pflanzen am dritten, die Himmelskörper am vierten Schöpfungstage. Wie konnte am ersten Tage das Licht, und erst am vierten die Sonne (Quell des Lichts) geschaffen werden? „Wir lassen mit dem Lichte die Sonne scheinen am ersten Schöpfungstage (die Pflanzen können am dritten wachsen und die Schwierigkeit ist gehoben) und am vierten dieselbe als Theilerin und Zeichnerin der Zeiten, Jahre und Tage sich ankündigen. Alles am Himmel kam am vierten Tage in die gegenwärtige Ordnung. Jede andre künstliche Erklärung steht der natürlichern in der Volksschule nach. — Eine zweyte Erklärung will in v. 20. die Säugethiere aus der Erde, die (leichtern) Vögel aus dem Wasser entstehen lassen. Der nächste Vers erklärt, daß unter dem Gevögel das auf Erden unter der Veste Fliegende allerley gefiedertes Gevögel, ein jegliches nach seiner Art, gemeint sey. — Bey v. 29. scheinen Zweifel wegen der Worte ohne Noth erregt zu werden: „Ist der Mensch an Nahrung aus dem Pflanzenreiche gewiesen und erst nach der Sündfluth (1 Mos. 9.) an Fleischspeisen? (Doch ist die Sache zweifelhaft, der früher eingeführten Thieropfer wegen.) War diese Bemerkung nöthig? Gras für das Vieh und Saat zum Nutzen der Menschen war nach dem ersten Genuße aus dem Pflanzenreiche wohl die erste Nahrung, und mit den Thieropfern waren nicht sogleich Fleischspeisen verbunden. Erst später, nachdem der Opfercultus gehörig eingerichtet war, kam den Priestern ein Theil des Opfers zu. Sollten die Opferbringenden früher, als die Priester, davon zu essen gewagt haben? — In dem Erdenkloß 1 Mos. 2, 7. liegt wohl nicht der Begriff alles dessen, woraus der menschliche Körper besteht, z. B. des Flüssigen; sondern nur der Begriff des Irdischen, Hinfälligen. — Der gewöhnlichen Erklärung von 1 Mos. 6, 3. wird noch eine andere, sinnige beygefügt, die wir aber weder dem Urtexte, noch dem Zusammenhange anpassen können: „Die Sinnlichkeit führt sie, die Menschen, zu weit; verkürzt selbst ihr Leben. In Zukunft sollen 120 Jahre das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens seyn. — Wohl läßt sich eine näher liegende Ursache denken, warum die Sodomiten 1 Mos. 19, 11. die Thüre nicht finden konnten, als hier angegeben wird: „die dem Erdbeben vorhergehende Verfinsternung der Luft

I (5) durch

durch aufsteigende schwarze Dünste (wie bey dem Tode Jesu) — Nur diese Stellen können wir wegen des engen Raums anführen, um noch ein Plätzchen für diejenigen zu finden, deren Erklärung wohl nöthig, aber übergangen worden ist.

Leicht kann bey 1 Mos. 1, 11. im Kinde der Gedanke rege werden, daß Gras und Kraut an einem Tage gewachsen, damit Thiere Nahrung fanden, besonders wenn der Lehrer bey v. 5., was der Vf. angemerkt, mitgetheilt hat und in Zweifel gelassen: ob mit dem aus Abend und Morgen bestehenden Tage ein Tag von 24 Stunden oder ein längerer Zeitraum gemeint sey. Hier wie dort mußte entschieden werden, daß offenbar Schöpfungstage längere Zeiträume bedeuteten; dann wird das Kind daran keinen Anstoß nehmen. — Warum ist nicht bey 1 Mos. 1, 26. ein Wörtchen über die Mehrzahl, in der gesprochen wird, gesagt? In dem *unthätig und flüchtig seyn* 1 Mos. 4, 12. finden wir nicht nur: „Dein böses Gewissen wird dir nicht Ruhe lassen, sondern, wie schon v. 11. angedeutet, die Flucht aus dem Heimathslande, als Strafe des Bruder- überhaupt Verwandtenmordes, wie sie später als solche immer angesehen wurde. — Noah, ein frommer Mann und *ohne Wandel* 1 Mos. 6, 9. heißt ohne Fehler, ohne Sünde. — 1 Mos. 6, 13. *mit der Erde*, von der Erde. — 1 Mos. 6, 14. *von Tannenholz*, nach dem Urtext muß es heißen: von starken ausgewachsenen Bäumen. — Unter dem *dritten Boden in der Höhe* 1 Mos. 6, 16. wollen mehrere Ausleger ein gewölbtes Dach verstehen, in dem ein Fenster angebracht war, und 1 Mos. 8, 13. wird er wirklich ein Dach genannt. Der Kasten war unsern Schiffen ähnlich. — Ob bey 1 Mos. 7, 11. für höhere Schulen die Idee anzugeben war: „Viele Naturforscher glauben, die Erde habe einen aus einer Wassermasse (genauer: aus einem zum Theil aus Wasserstoff) bestehenden Ring um sich gehabt. Dieser sey durch eine große Veränderung in der Natur zerstört worden, und das Wasser, aus dem er zum Theil bestand, sey zur Erde niedergelassen“, wollen wir nicht weiter untersuchen, sondern nur, was zu erklären vergessen worden, anführen. Die Zeit, wo jene Fluth sich ausbreitete: am 17ten Tage des andern Monats. Vor dem Auszuge der Israeliten aus Aegypten begann man das Jahr mit unserm October. Die Fluth begann also im November. — Der Herr schloß den Kasten hinter ihm (Noah) zu, kann nur heißen: es drang kein Wasser ein. — Der siebente Monat 1 Mos. 8, 4. ist unser April. Wollte man einer natürlichen Erklärung Raum geben und durchaus in der Fluth nichts Wunderbares finden, so könnte die gewöhnliche, in jenen Gegenden in der Mitte Novembers eintretende Regenzeit, überhaupt das Oede und Todte in denselben geschildert seyn. — Erklärungsbedürftig sind 1 Mos. 11, 3. die Worte: *Und nahmen Ziegel zu Stein, und Thon zu Kalk*. Die gebrannten Ziegel waren ihnen so lieb als Stein, und Asphalt so lieb als Kalk. — Vom Abraham wird 1 Mos. 12, 10. gesagt: er *enthielt* sich als ein Fremdling in Aegypten, heißt: er *hielt sich* in Aegypten

als Fremdling auf. — Die 12 Fürsten 1 Mos. 17, 20 der Ismaeliten werden 1 Mos. 25, 12. genannt. — Mit großer Behutsamkeit muß Alles, was sich auf den Geschlechtsunterschied bezieht, in der Schule behandelt werden, aber bey 1 Mos. 19, 5. finden wir es nicht nöthig, da hier *erkennen* bequemer durch näher kennen lernen, ausforschen erklärt werden kann. — Bey v. 8. 9. ist Vorsicht anzurathen. — Abraham kam 1 Mos. 23, 2., er war vom Hause abwesend, daß er sie beklagte und beweinte, nach der Sitte des Landes betrauerte und zur Erde beilattete. — 1 Mos. 35, 14. kommen zuerst Trankopfer vor, und werden von den übrigen später vorkommenden Opfern nicht unterschieden. Billig hätten hier alle Opfer, so weit es die Schule nöthig macht, näher bezeichnet werden sollen, damit darauf zurückgewiesen würde. — Der *bunte Rock* Josephs 1 Mos. 37, 3. ist sein Staatskleid, geliebt. — Der *Fünfte in Aegyptenland* soll in den reichen Jahren in Aegypten genommen werden, ist der 5te Theil des gewonnenen Getreides. — Bey 1 Mos. 41, 42. konnten einige Worte über die Gnadenbezeugungen des Königs an Joseph stehen. Der Ring des Königs an seiner Hand zeigt die königliche Macht an. Mit ihm wurden alle Befehle bedruckt. Die Kleidung von weißer Seide ist nicht Seide, die es dort nicht gab, sondern feines baumwollenes Zeug, wie es der König trug. Die goldne Kette an seinem Halbe war königliches Würdezeichen. — *Speise auf dem Felde* 1 Mos. 41, 48. kann nichts anders, als Speise und Früchte zur Nahrung der Menschen seyn. — 2 Mos. 12, 2. Dieser Monat soll bey euch der *erste* seyn, und von ihm sollt ihr die Monate des Jahres anheben. Hier mußte bemerkt werden: daß früher die Israeliten das Jahr mit unserm October anfangen, nach dem Auszuge aus Aegypten aber mit April. — Zu Mann (Manna) 2 Mos. 16, 15: denn sie wußten nicht, was es war. Manna kannten sie wohl, aber diese Art nicht. Hier eine allgemeine Bezeichnung des Manna. — In 2 Mos. 18, 16. möchte das Wort *schaffen* der Erklärung bedürfen, nämlich schlichten, entscheiden. — Bey 2 Mos. 28, 4. hätten wir gern eine Beschreibung der hohenpriesterlichen Kleidung gelesen; sie wirkt auf Vieles in der religiösen Verfassung Licht. Ueber das *Urim und Thumim* sind zwar die Meinungen sehr abweichend von einander; aber die wahrscheinlichste sollte doch auch der Volksschule nicht vorenthalten werden. — Selten ist ein Wort über das Jahr und seine Eintheilung beygeschrieben; auch 3 Mos. 16, 29. nicht, wo es nöthig schien. — Gott hat sie aus Aegyptenland geführt, seine Freudigkeit ist wie eines Einhorns, steht 4 Mos. 23, 22. ohne Erklärung. Richtiger wäre der letzte Satz übersetzt: Fröhlich schauet er, gleich Gazellen, umher. —

Vieles, was in der Erklärung unter dem Texte keine Erledigung fand, wird, wie schon bemerkt ist, in der Zugabe beygebracht, so wie überhaupt dieselbe eine wahre Fundgrube von Kenntnissen für den Lehrer (aber nach der Bestimmung des Vfs. den fähigern und tiefer blickenden) ist. Möge nur nicht Alles, was

was man da findet, in der Volksschule vorgetragen werden und Eigenthum des Lehrers bleiben; wir hätten sonst viel zu fürchten in Hinsicht der Hochachtung für die Bibel, die im Bauernknaben nicht vermindert werden darf. — Untersuchungen über eine allgemeine oder theilweise Sündfluth, über Sprachverwirrung, über die drey Männer (1 Mos. 18, 1—15.) mit Parallelen aus der Geschichte alter Völker, kann die Volksschule nicht anstellen, und stellt sie der seine ganze und erborgte Weisheit ausschüttende Lehrer an, so stützen sie für die Sittlichkeit Schaden, vermindern in den Augen der Schüler die Wichtigkeit der religiösen Urkunden, so umsichtig auch immer der Lehrer den Begriff von Eingebung feststellen mag. — Treffliche Materialien zu Unterredungen, wie sie der Vf. im 5ten Theile seiner Anweisung gab, enthält von S. 10. an die Zugabe in den Abschnitten über *Isaak's Aufopferung*, *Eliezer*, *den Diensthoten wie er seyn soll*, *Abraham's Charakter*, *Jacob's Traum*, (sein Kampf und Krampf in dem einen Hüftknochen ist nicht fruchtbar) *die Versöhnung Jacob's und Esau's*, über *Träume überhaupt*, *das Leben Joseph's, als Geschichte der göttlichen Vorsehung*, *die Nothlüge* (S. 23.), *Zweck der Wunder*, *Gottes-Urtheile (Ordalien)*, *Rebellion* (S. 33.) und *Mosis Charakter*; die übrigen Abschnitte sind Personen und Erzählungen aus der israelitischen Geschichte geweiht, die wenig Anziehendes und Praktisches für die Schule enthalten. Aber wir finden — und das ist zu rühmen — nirgends Ausführungen, nur Andeutungen und Winke, und darum soll die Zugabe bloß für fähigere Lehrer seyn; der schwache wage sich nicht daran.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Götschen, und HAMBURG, b. Hoffmann u. Campe: *Gedichte* von Fr. Haug. Auswahl. Zwcy Bände. 1827. 448 u. 382 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Ein so fleissiger Mann, wie Hr. H., muß in langjährigem vertrautem Umgange mit den Mufen Vieles zu Tage gefördert haben, was späterhin seiner eignen gereiften Ansicht nicht genügen kann. Es verdient dann immer Dank und ist das Werk eines bescheidenen, sich über seine Erzeugnisse erhebenden Gemüths, wenn, wie es hier geschehen, der Vater so zahlreicher Kindlein später nur diejenigen unter ihnen der Oeffentlichkeit vorführt, die ihm die bestgerathenen und deshalb diese Auszeichnung zu verdienen scheinen. Ein für Hn. H. um so schwierigeres Werk, da ihm an Brauchbarkeit nicht wohl ein anderer deutscher Dichter gleichkommt und seine poetischen Producte sich allenthalben zerstreut finden! Wir schätzen ihn als einen Veteran an unserm Parnasse, der zwar nicht mit der feurigen Kraft unsrer ersten Genien sich zum Gipfel geschwungen, aber doch in dessen Nähe manches sinnige und freundliche Blümchen gebrochen hat. Wie viele seiner einfachen Liedchen und der Sinngedichte, die er mit uner-

schöpflicher Laune und in kaum glaublicher Anzahl niederschrieb, sind nicht übergegangen in den Mund des Volks? Metrum und Reim werden von ihm mit beypieelloser Leichtigkeit behandelt, und sehr oft klingen seine Gedichte, besonders einige Oden, so melodisch, wie die Lieder *der Matthiffon* und *Salis*. — Die Einrichtung, welche Hr. H. bey dieser Auswahl seiner Dichtungen getroffen hat, scheint uns sehr zweckmässig. Der erste Band fängt mit drey Büchern Oden an, dann folgen *ernste Lieder*, diesen *heitere* und *scherzhafte*, eben dergleichen *Sonette*, *Madrigale*, *Sinngedichte*, *Gnomen* und *Sprichwörter* machen den Schluss. Im zweyten Bande sind wiederum drey Bücher Oden enthalten, nach diesen werden *erotische Gedichte*, *Distichen* (4 Bücher), *Legenden* und *Volkslieder* und noch eine Nachlese von *Sinngedichten* gegeben. In den Oden erkennen wir einen Geist, der im genauen Verständniß mit den Alten sich gebildet hat, und nun nach seiner Weise, die Beziehungen der Gegenwart bald im ernsten, bald im heitern Tone auffallend, selbstschöpferisch vertritt. Vieles ist mit innigem Gefühl gegeben, wie z. B. die schöne Ode an *Martin Müller*, eine andere an *den Schlaf*, und eine dritte: *die Tage der Jugend*. Auch den Ton der Idylle stimmt der Dichter frey und lieblich an in der *Klage im Frühling*, in dem Gedicht: *mein Thälchen*. Weniger befriedigt er uns da, wo er sich zum Grobsartigen erheben will, und, seine Natur verleugnend, unverständlich wird. So der Anfang der Ode an *Selmar*:

„Freund, Musterbild der Tugend! Ó wanke nicht,
Wenn kühnes Laßer, den von Satrapenhand
Geflocht'nen Lorbeer um die Schläfe
Lange *monarcht*, ja, zum Erdschützer

Sich aufzusteuern, trotzigen Dünkels hofft,
Und der Natur gefestliche Schranken noch
Gern überspränge!“

Zu einem so mächtigen Aufschwunge reicht die Flügelfraft von *Haug's* leicht beschwingter Muse nicht aus, und sie kann sich unter dem Drucke dieses Ernstes nur schwerfällig fortbewegen. Sehr gelungen scheint uns dagegen im Allgemeinen das gleich folgende, zart-wehmüthige Gedicht: *der Friedhof*, in dem uns nur „*der Wünsche falscher Sisyphusstein*“ und die „*gluhe Fackel*“ nicht behagen können. — Unter den Liedern, besonders unter denen *heitern* Inhalts, finden wir wiederum Vieles, was durch Geist und Lebendigkeit, durch Gewandtheit in der Darstellung sich auszeichnet. Das Lied an *den May* ist von lieblicher Einfachheit, und würde, wenn nicht wieder eine hier unpassende mythologische Anspielung auf „*Amalthea's Horn*“ entstellend eingeschoben wäre, gegen die das gleich darauf folgende „*Paradies*“ sonderbar abfällt, durchaus vorwurfsfrey seyn. Dieser Tadel trifft weniger, und nur mit Hinblick auf die „*Mayzephyre*“, das anmuthige und ansprechende „*Frühlingslied*“ (B. 1. S. 175.), das in leichter Beweglichkeit uns die lieblichsten Bilder vorführt. Gedichte aber, wie „*die Klage*“ und „*Sophiens Klage*“, hätten wir in einer Auswahl poeti-

3. Roh-
stoffe
Zer-
set-
zung

10

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG

September 1827.

MATHEMATIK.

LEIPZIG, b. Schulz: *Vollständiger Lehrbegriff der höhern, auf Combination der Größen gegründeten, Analysis, und der höhern phoronomischen Geometrie.* Von J. B. Schaffer. 1824. 1 u. 688 S. 8. Mit 8 Kupfstein. (3 Rthlr.)

schon der schon mehrmals öffentlich ausgesprochene Meinung, die höhere Analysis harre noch auf wissenschaftliche Begründung, boten auch Hn. *Lagrange's* Theorie der analytischen Functionen, obgleich aus derselben durch die Anwendung auf Geometrie und Mechanik höchst wichtige Vortheile hervorgingen, und die erst noch durch Hn. Geheimen Ober-Baurath Dr. *le* vervollständigt wurde, noch *Pasquich's* und *Guilier's* Methoden, *Carnot's* Ansicht, *Schulz's* Entwicklung, und eben so wenig des ehrwürdigen Gelehrten *E. G. Fischer's* Untersuchungen über den eigentlichen Sinn der höhern Analysis, den gesuchten Grad wissenschaftlicher Strenge dar, und es dadurch wurde er veranlaßt, einen Lehrbegriff der höhern Analysis, befreit von den Mängeln seiner Vorgänger, zu liefern. Hr. S. beklagt sich in der Vorrede über die Widersprüche, die er bey der Aufstellung neuer Grundsätze und Ansichten (vgl. Leipz. lit. Zeitg. Octbr. 1821. Nr. 269—270) gefunden hat, und hält alle die, welche seinen Grundsätzen den Beyfall versagen, für besangene Anhänger des Alten. Durch die Anzeige des vorliegenden Werks werden auch wir, da wir nicht alle Ansichten des Vf. unbedingt theilen, als besangene Anhänger des Alten erscheinen, weil „nur die feste Ueberzeugung, daß meine Grundsätze richtig sind“ die Haupttriebfeder zur Herausgabe des vorliegenden Werks war. Wir trösten uns jedoch damit, daß das Alte wie an Punctlichkeit, so auch an Sarsinn reich, und daß gerade durch eine genaue Bekanntschaft mit dem Alten das Streben nach Wahrheit vor Fehlgriffen und Ueberreibungen am besten gesichert ist.

Der vorliegende Lehrbegriff zerfällt in zwey Theile, wovon der erste das, was man gewöhnlich Analysis des Endlichen und Unendlichen zu nennen pflegt, der andere aber die höhere phoronomische Geometrie enthält. Wir sind bey der Anzeige dieses Werks zunächst auf die Grundsätze hingewiesen, von welchen der Vf. ausgeht. Diese Grundsätze, welche wir S. IV und V aufgezählt finden, sind nach Hn. S.

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Ansicht nicht neu, nur haben sie das Schicksal gehabt, daß sie von den Heroen der Wissenschaft, von *Euklides*, *Archimedes*, *Newton*, *Leibnitz* sehr oft verkannt wurden. Der erste dieser Grundsätze ist: „Keine GröÙe im Raume ist gegeben, wir selbst müssen sie nach dem Gesetze der Möglichkeit bilden.“ Was zuerst *Euklides* betrifft, so müssen wir bemerken, daß der Vater der Geometrie diesen Grundsatz nicht verkannt hat; auch er setzt ihn stillschweigend und zwar dadurch voraus, daß er das erste Buch der unter seinem Namen vorhandenen Elemente, dessen Ziel der Lehrsatz des *Pythagoras* ist, mit der Aufgabe beginnt: Ein gleichseitiges Dreyeck zu beschreiben. Abgesehen von den voranstehenden Definitionen — die sämmtlich eine willkürliche Synthesis enthalten, welche *a priori* construirt werden kann, und von welchen ausgegangen werden muß, weil vor denselben kein Begriff von den Gegenständen vorhanden ist — wollte *Euklides* dennoch die Möglichkeit wenigstens eines Dreyecks darthun, bevor er behauptete. — Wir stimmen übrigens dem Vf. in sofern bey, daß es unzulässig ist, den Kreis „als eine krumme Linie, in welcher jeder Punkt von einem gewissen Punkte gleich entfernt ist“ zu erklären, finden aber das Unzulässige nicht wie Hr. S. darin, weil der Kreis als gegeben angenommen wird, sondern weil der Kreis, wie schon *Euklides* bemerkt, *κύκλος ἐκκενδρὸν; ἐνδὸς μὲν γράμματος. κ. τ. εἰ.* Ob nun aber *Archimedes*, *Newton* und *Leibnitz* den angeführten Grundsatz verkannt haben, und ob dies, wenn es der Fall seyn sollte, diesen Erweiterern der Wissenschaft zum Vorwurf gereiche, bleibe dahingestellt. — Der zweyte jener Grundsätze ist: „Was in der GröÙenlehre wahr ist, muß sich beweisen lassen, und nur, was sich beweisen läßt, ist wahr.“ Nach Hn. S. Ansicht darf nichts ohne Beweis vorausgesetzt werden, wenn auch dasselbe jeder möglichen Erfahrung entspräche, weil es darum noch nicht als eine Wahrheit der GröÙenlehre gelten könne. Auf diesen Grundsatz gestützt, werden, sowohl die bekannte Annahme des *Archimedes*: von den Linien, welchen die Endpunkte gemeinsam sind, ist die gerade Linie die kürzeste, als auch der bekannte und berüchtigte 11te Grundsatz *Euklid's* verworfen, und für falsch und unwahr erklärt. Wir können hier nur in sofern beystimmen, als von Erfahrung im eigentlichen Sinne die Rede ist, müssen uns aber dagegen erklären, wenn hier Erf- gleichbedeutend mit Ueberzeugung aus

K (5)

schauung genommen werden kann. Betrachten wir die sämmtlichen Bemühungen aller Zeiten; die angeführten Sätze zu beweisen; so kann sicherlich von allen Versuchen dieser Art keiner die Benennung Beweis erhalten; es scheint uns vielmehr eben daraus zu erhellen, daß weder der eine noch der andere jener Sätze zu den Theoremen gezählt werden dürfe. Abgesehen von der Materie und der Form des Beweises scheint er uns schon darum rein unmöglich, weil das Hinderniß, welches sich dem Beweise dieses Satzes entgegenstellt, der Mangel eines deutlichen (nicht bloß klaren) Begriffs von der geraden Linie ist; und ohne denselben nothwendig Alles, was man als Beweis für diesen Satz aufstellt, nur eine bloße Verdeutlichung seyn kann. Wir dürfen jedoch nach unserer Ansicht deshalb diesen Satz noch nicht aus dem Gebiete der Geometrie verweisen. Denn da ihn alle Menschen nach der ganzen Einrichtung ihres Verstandes nicht anders als wahr denken können, so muß er seine Evidenz schon mit in die Wissenschaft bringen, und eben daher muß Alles, was wir zum Beweise auch anführen mögen, schwächer seyn, als die schon vorhandene Ueberzeugung. Wir nehmen diese Ueberzeugung von seiner Wahrheit als ein in der Natur des menschlichen Verstandes gegründetes Wissen, als eine Aeußerung der Denkkraft an. Abstrahiren wir von solchen Gründen, und nehmen diesen Satz als Grundsatz an, so verliert auch dann die Wissenschaft von ihrer Strenge durchaus nichts, weil alle auf ihn gestützte Wahrheiten alsdann nur hypothetische Realität bekommen, diese aber in der reinen Mathematik genügt, und die Realität ist, welche wir suchen. Weichen wir aber von dem bey allen alten und den mehrsten der neuern Geometern angenommenen Grundsatz ab, ist es alsdann auch so einfach möglich, für einen Bogen geometrisch zwey Tangenten anzugeben, wovon die eine größer, die andere aber kleiner als der Bogen ist? Dürfen wir endlich ohne diesen Grundsatz an Rectification krummer Linien denken?

Dritter Grundsatz: „Was sich beweisen läßt, muß durch die Anwendung gleichartiger Gegenstände bewiesen werden, oder der Beweis ist unzulässig.“ Der Vf. findet den Beweis für die Parallelen-theorie unzulässig, welcher sich auf den durchaus gleichen Abstand dieser Linien gründet, weil Abstand und Lage nicht gleichartig seyn. Diesen Grundsatz scheint auch *Euklides* gehabt zu haben, welcher weit entfernt ist, das Schwierige dieser Theorie zu verschleiern, vielmehr dasselbe durch die Aufstellung seines 11ten Grundsatzes offen darlegt.

Vierter Grundsatz: „Jeder Calcül muß auf festen klär zu erkennenden Grundsätzen beruhen; jede GröÙe, welche der Calcül behandelt, muß vollständig vorhanden seyn. Ist in einem Calcül eine GröÙe nicht vollständig aufgenommen; so kann das Resultat der Rechnung unmöglich wahr seyn; und wäre das Resultat dennoch ein wahres, so müßte die Voraussetzung, jene GröÙe sey unvollständig gewese-

sen, falsch seyn; folglich wären die Principien des Calcüls selbst unrichtig, weil sie etwas Unwahres als wahr annehmen. Auf diesen vierten Grundsatz stützt der Vf. seine Theorie der Differential- und Integralrechnung. Der Gang, welchen Hr. S. wählte, giebt er S. X wie folgt, an: „Die Theorie der GröÙe gründet sich auf die Darstellung der GröÙe durch ihre Dimensionen. Diesem Grundsatz entsprechend wird die Combination der GröÙen und die Zusammenfetzung der GröÙen aus ihren Dimensionen gelehrt.“ Theil I. Abschnitt I. (§. 1—26) führt die Ueberschrift: Grundbegriffe. Wir theilen daraus folgendes mit: (§. 1.) GröÙe ist, was zunehmen und abnehmen kann. (§. 2.) Die GröÙe kann von einer Seite abnehmen, bis sie ganz verschwindet, oder zu Null wird, sie kann von der andern Seite wachsen, bis kein Wachsen mehr denkbar ist, alsdann wird sie unendlich. Keine GröÙe ist an sich Null, sondern sie wird Null. Keine GröÙe ist an sich unendlich, sondern sie wird unendlich: denn wäre eine GröÙe an sich unendlich, so müßte das Unendliche selbst eine GröÙe seyn, oder größer und kleiner werden können, welches dem Begriff des Unendlichen widerspricht. — Wir erinnern uns hierbey an das, was *Euler* (*Inst. Calc. Diff. Pars I. Cap. §. 72* fgg.) so klar ausführt, und auch *Lamberts* (*Architecton.* §. 903 fgg.) müssen wir gedenken, welcher bekanntlich die Definition: Unendlich ist das, was nicht größer werden kann, tadelt, und als Grund seines Tadels auf den *Sinus* und rechten Winkel hinweist. — (§. 4.) Das Element der GröÙe ist die GröÙe in dem Zustande, welcher als ihrem Verschwinden unmittelbar vorhergehend gedacht werden kann. Das Element ist also eine GröÙe und nicht Null, kann aber seiner eignen GröÙe nach gar nicht angegeben werden. Das Element der GröÙe ist unveränderlich. (§. 10.) Das Minimum der GröÙe ist der Zustand derselben, wo sie nicht mehr abnehmen kann, also 0. Das Maximum der GröÙe ist der Zustand, wo sie nicht mehr zunehmen kann, also ∞ . Das Minimum einer abhängigen GröÙe ist der kleinste Werth, den sie bey ihrer Veränderung erreichen kann. Das Maximum einer abhängigen GröÙe, ist der größte Werth, den sie bey ihrer Veränderung erleiden kann. (§. 11.) Eine GröÙe hat so viele Dimensionen oder Abmessungen, als Fälle für sie möglich sind, wo sie, als unabhängig betrachtet, null oder unendlich werden kann. (§. 23.) Wenn eine GröÙe null wird, so wird jede ihrer Dimensionen null. Aus dem diesem Lehrsatze beygefügtten Beweise erhellt aber nur: Wenn eine GröÙe null wird, so kann jede beliebige Dimension = 0 genommen werden. Eine gleiche Erinnerung muß bey §. 25 gemacht werden, wo es heißt: Wenn eine GröÙe unendlich wird, so wird jede ihrer Dimensionen unendlich. (§. 26.) Wenn in $a^n + b^{n-1}x + c^{n-2}x^2 + d^{n-3}x^3, x = \infty$ wird, so ist die ganze GröÙe noch $d^{n-3}x^3$. Ist dies nicht der Satz: Gegen ein Unendliches höherer Ordnung verschwindet das Unendliche der niedern Ordnung?

ist aber dies der Fall, wird dadurch nicht §. 2 widersprochen? Die Combination der Größen wird in Ilten Abschnitt (§. 27—49) in kurzer aber klarer Darstellung gelehrt. Die combinatorische Operation, welche man gewöhnlich mit dem Worte *Variation* bezeichnete, nennt Hr. S. (§. 42) weitläufige Combination. Die Zusammenfassung der GröÙe aus ihren Dimensionen ist im Ilten Abschnitt (§. 50—78) enthalten. (§. 60.) Eine GröÙe aus Dimensionen zusammenzusetzen, heißt eine GröÙe bilden, welche die egebene Dimension enthält. §. 54 enthält das Binomialtheorem für ganze und positive, §. 62 dasselbe für negative und gebrochene Exponenten. In der 1ten Anmerkung (§. 66.) wird gesagt: „Der hier geührte Beweis für die Allgemeinheit der Binomialformel, wenn der Exponent negativ oder gebrochen ist, ist einfach und einleuchtend.“ Dies geben wir zu. Wenn aber ferner gesagt wird: „es läßt sich nicht wohl ein anderer (Beweis) ohne Voraussetzung analytischer Lehren, die hier noch nicht vorkommen können, geben,“ so find wir anderer Meinung, und behaupten, daß der Beweis von *Euler*, wie ihn *Lorenz* (Lehrbegriff der Syntactik §. 291) giebt, sowohl hinsichtlich seiner Strenge und Einfachheit, wie auch seiner Kürze, den Vorzug vor dem des Hn. S. verdient. In der 2ten Anmerkung werden die Beweise für die Allgemeinheit des Binomialtheorems durch Differentialrechnung als unlogische getadelt. Am Schlusse heißt es: „Wie dieser Beweis geführt wird, findet man in Kästners Analysis des Unendlichen. 46.“ Soll dies *Kästner* zum Vorwurfe reichen, so bitten wir, in der angeführten Schrift S. 8 zu berücksichtigen. — Die besondern Beziehungen der Binomialcoefficienten finden wir als Zusätze zum Theil angegeben; wir würden diese als besondere Lehrsätze hervorgehoben haben. — S. X heißt es ferner: „Auf diesem Grundsätze beruhet ferner die Theorie der Zahlenreihen; dann aber vorzüglich die Theorie der Function, als der allgemeinen Darstellung, wie die GröÙe berechnet wird.“ — Die Lehre von den Zahlenreihen finden wir in dem IVten Abschnitte (§. 79—112) behandelt, und zwar behandeln die §§. 85—91 die geometrischen, die §§. 92—96 die arithmetischen Progressionen; jene werden als durch Multiplication oder Division, diese als durch Addition und Subtraction entstanden angesehen; §. 97—98 behandeln die Polygonalzahlen; §§. 99—102 enthalten die Summenreihen. Das allgemeine Glied und die Summe dieser Reihe werden durch Hülfe der Combination gefunden. Die §§. 103—112 handeln von den Differenzreihen und den summirten Theilen. Die Darstellung ist eben so klar als bündig. Der Vte Abschnitt (§. 113—133) handelt von den Functionen. Wir finden hier außer der Eintheilung der Functionen auch die ersten und wichtigsten Sätze von denselben aufgestellt und bewiesen. Der VIte Abschnitt (§. 134—141) beschäftigt sich mit der Transformation der Functionen. Die für die Integralrechnung so wichtige Zerlegung der gebrochenen Functionen in einfache Brüche ist in §. 137 enthalten.

In Beziehung auf den Fall, wo $\alpha x + \beta + \gamma \sqrt{-1}$ ein einfacher Factor ist, finden wir die Verwandlung desselben in $\alpha x + \beta (1 + \tan \varphi \sqrt{-1})$ u. s. w. mit Stillschweigen übergangen. Die Entwicklung der Functionen zu unendlichen Reihen finden wir im VIten Abschnitte (§. 142—150) abgehandelt. Der Vf. geht hier von der einfachen Verwandlung einer Function durch die Division zu der durch den binomischen Lehrsatz und der durch die unbestimmten Coefficienten über. Das Reversionproblem behandelt §. 147. Die Gestalt einer unendlichen Reihe wird in §. 150 bestimmt. Der VIIte Abschnitt (§. 151 bis 167) enthält die Lehre von den Logarithmen in der bekannten Darstellungsart durch unendliche Reihen. — S. X heißt es ferner: „Aus der Theorie der Function entwickelt sich die Differenzenrechnung, und aus der Differenzenrechnung geht die Differentialrechnung als Berechnung eines Gliedes der Differenz hervor. Die Differenzenrechnung und die Differentialrechnung verbinden sich durch die Ergänzungsrechnung, welche die Differenz aus dem Differentiale finden lehrt. Die Integralrechnung verbindet die Differentialrechnung mit der Function selbst, indem sie aus dem Differentiale die Function herleitet.“ Um hier eine bequeme Uebersicht von den Principien der Differentialrechnung des Hn. S. zu geben — denn die gewöhnlichen Grundsätze der Differentialrechnung sind falsch und unrichtig; *Newton* und *Leibnitz* haben die größten Irrthümer begangen, indem sie diese Grundsätze aufstellten. S. V. — theilen wir unsern Lesern folgendes mit: Die nachfolgenden Abschnitte bilden die Infinitesimalrechnung. S. 142—153 enthält eine Einleitung aus 11 §§. beliehend. Hr. S. betrachtet das Differential als ein vorzugsweise gewähltes Glied der Differenz; warum man gerade das erste Glied derselben wählt, wird (§. 5. S. 143), wie folgt, dargethan: Wird in $dy = nx^{n-1} dx + Bx^{n-2} dx^2 + \dots$, n als eine ganze Zahl genommen, so werden einige Glieder = 0. Sollte z. B. das zweyte genommen werden, so wäre dieses Glied = 0, wenn $n = 1$ ist; aus 0 läßt sich aber die Function nicht herleiten, also muß das erste Glied genommen werden. Daß man übrigens auch das zweyte Glied in dem Falle, wenn n nicht = 1 ist, nehmen kann, wird Seite 151 §. 10 gezeigt. Damit aber dieses einzelne Glied, dieser Theil von der Differenz, nicht etwa für die ganze Differenz der Function angesehen werden möge, setzt Hr. S. das Zeichen d anstatt Δ . Der IXte Abschnitt (§. 161—181) handelt die Differenzen der Functionen in einer klaren Darstellung ab. Der Xte Abschnitt (§. 165—221) enthält die Differentialrechnung. §. 182 stellt das allgemeine Grundgesetz auf: „dasjenige Glied der Differenz, welches nur eine einzige Dimension der veränderlichen GröÙe enthält, soll allein berechnet, und alle übrigen Glieder sollen nicht berechnet werden.“ Auf dies Grundgesetz gestützt wird $dX^n = nX^{n-1} dX$ und $d(X \cdot Y) = X dY + Y dX$ hergeleitet. — Das Differential kann den Umständen nach so groß oder so

so klein, als man will, gedacht werden, und wird nur durch den Umstand bestimmt, daß jede GröÙe, die eine Differenz hat, auch ein Differential haben muß." An ein unendlich Kleines ist also bey der Theorie der Differentialrechnung als Calcul gar nicht zu denken, nur die Anwendung des Calculs auf GröÙen kann das unendlich Kleine erfordern." Das unendlich Kleine wird daher auch bey der Entwicklung der Differentiale trigonometrischer Functionen (§. 192) gebraucht. Bey der Entwicklung der Differentiale trigonometrischer Functionen vermissen wir die Ableitung der imaginären Formen ungern, obgleich später (§. 250) die Aufgabe gelöst wird: Ein unmögliches Integral auf ein mögliches zu bringen. Die höhern Differentiale (§. 193—199) werden aus dem unmittelbar vorhergehenden nach dem angenommenen Grundgesetze der Differentialrechnung bestimmt. Von der Differentialgleichung handeln die §§. 200—221. Das Differential (§. 200) einer veränderlichen GröÙe ist an sich unbestimmt; ihm kann jede GröÙe beygelegt werden. Wird die Differenz der veränderlichen GröÙe unendlich klein (§. 202), so nähert sich die Differenz ohne Ende dem Differentiale, ohne denselben je völlig gleich zu werden. Man darf daher nicht setzen: $\Delta x^n = n \cdot x^{n-1} \Delta x$, wenn auch Δx als unendlich klein genommen wird; der Fehler würde etwa seyn, wie, wenn man setzt $\sqrt{3} = 1,732$. Die Differenz einer veränderlichen GröÙe, deren Exponent 1 ist, ist ihrem Differentiale gleich. Die Differentialgleichung ist nicht genau wahr (§. 206), sie kommt aber der Wahrheit unendlich nahe, wenn die Differentiale der veränderlichen GröÙen der Function als unendlich klein angenommen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MAGDEBURG, gedr. b. Bänisch: *Der traurige Einfluß einer übermäßigen Liebe zur Kleiderpracht*. Eine Predigt an dem 16ten Sonnt. nach Trinitatis in der Kirche zum heiligen Geist zu Magdeburg gehalten, und auf Verlangen in den Druck gegeben von *Wilhelm Franz Sintenis*, 2tem Prediger an genannter Kirche. 1826. 19 S. 8.

Rec. freuet sich, eine Predigt anzuzeigen, die nicht nur durch innern Gehalt und erschöpfende Gründlichkeit, sondern auch durch einen ganz zeitgemäßen, wenn auch nicht gern gehörten, doch sehr heilsamen Gegenstand, und außerdem durch eine kräftige, rednerische Sprache sich auszeichnet. Wie sie hier erscheint, hat der Vf. es mehr auf das Lesen abgesehen, daher Manches noch erweitert und anders gestellt, als beym mündlichen Vortrage, weil

die aus sieben Theilen bestehende Abhandlung sonsth theils über die Gebühr ausgedehnt, theils für das Behalten zu schwer gewesen wäre, folglich die sieben Theile unter allgemeinere und weniger Rubriken hätten gestellt werden mögen. Wir können, um den Lesern eine Probe von der Gedicgenheit des ganzen Vortrags zu geben, uns nicht enthalten, die einzelnen Theile selbst anzuführen. Nachdem der Vf. die übermäßige Liebe zur Kleiderpracht genauer bestimmt hat, zeigt er, daß sie nicht selten 1) die frohe Zufriedenheit mit dem eigenthümlichen Verhältnisse des Lebens stört, 2) den Wohlstand zerrütet, 3) die häusliche Glückseligkeit verschuecht, 4) zur Unfittlichkeit und Treulosigkeit verleitet, 5) die Barmherzigkeit verhindert oder erschwert, 6) den Gesichtspunkt bey der Beurtheilung des menschlichen Werthes verrückt, und 7) die Sorge für den unselbischen Geist verdrängt. Recht eindringend spricht er im dritten Theile von dem traurigen Einflusse der Prunkfucht auf häusliche Glückseligkeit, wenn die vernünftigen Vorstellungen des bessern Gatten gegen den eiteln Gatten kein erwünschtes Gehör finden. Wie der Vf. das Ganze eingerichtet hat, vertritt der Uebergang gewissermaßen die Stelle des Eingangs, den wir jedoch ungern vermissen, und bey dessen Gebrauche der Vf. das Anfangsgebet kürzer und zweckmäßiger abgefaßt hätte. — Uebrigens können wir ihn nur ermuntern, dem Publicum künftig ähnliche gehaltvolle Arbeiten mitzutheilen.

HAMBURG, b. Fr. Perthes: *Trostbibel für Kranke und Leidende* in einem passenden Auszuge aus den Psalmen, mit erklärenden Anmerkungen von *Heinrich Friedrich Iken*, Pastor zu Gröpelingen und Walle bey Bremen. 1827. XII u. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieser Auszug trostreicher und beruhigender Stellen aus den Psalmen wird seines wohlthätigen Einflusses auf das Herz derjenigen Leidenden nicht bey denen verfehlen, welche sich desselben bedienen wollen. Nur müßte er dazu viel wohlfeiler seyn: denn die ganze Bibel ist ja um einen wohlfeilern Preis zu bekommen. Der Geist des Vfs. ist ein echt christlicher und biblischer Geist, und sein von aller Annäherung entferntes Streben verdient Anerkennung auch von denjenigen, die nicht in allen Stücken mit ihm übereinstimmen können, namentlich was seine in der einleitenden Abhandlung sich findenden Ansichten vom Ursprunge und dem Zwecke der Leiden betrifft. In den Anmerkungen unter dem Texte findet sich vieles Gute, sie sind nicht bloß paränetisch, sondern auch, wo es noth that, den Text erklärend, und da wo Luther fehlte, berichtend.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1827.

MATHEMATIK.

OLDENBURG, b. Schulz: *Vollständiger Lehrbegriff der höhern, auf Combination der Grössen gegründeten, Analysis, und der höhern phoronomischen Geometrie.* Von J. F. Schaffer u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir theilen mit andern Mathematikern die Ansicht, daß es für den Verstand befriedigender ist, wenn wir uns unter $\frac{dy}{dx} = nx^{n-1}$, die unendliche Annäherung von $\frac{dy}{dx} = nx^{n-1} + \frac{n(n-1)}{1 \cdot 2} \cdot dx + \frac{n(n-1)(n-2)}{1 \cdot 2 \cdot 3} (dx)^2 + \dots$ zu dem Werth nx^{n-1} denken. Die Vermeidung des Begriffs des unendlich Kleinen in der Theorie der Differenzialrechnung führt nur zu neuen Hypothesen, und es dürften die Vertheidiger dieses Begriffs völlig Recht haben, wenn sie die Nothwendigkeit desselben behaupten. Denn obgleich wir das Unendliche zwar nicht anschauen, aber doch denken können, so ist der Begriff desselben sicherlich ein reines Product der Denkkraft (kein Hirngespinnst der Phantasie), auf welchen wir durch die unbegrenzte Möglichkeit in der Vielfältigkeit und Theilung einer GröÙe nothwendig geleitet werden. Es dürfte aber auch der Vorwurf, welchen man denen macht, die sich bemühen, diesen Begriff zu meiden: daß sie sich in Weitläufigkeiten verlieren und dennoch diesen Begriff nur verhüllen, nicht ungegründet seyn. Die Beschuldigung der Weitläufigkeit trifft Hn. S. nicht; vielmehr führt sein Grundgesetz, diese neue Hypothese, eine Abkürzung herbe, die bey der Annahme des Begriffs von unendlich Klein allerdings nicht möglich ist. — Verlangt man nun einmal von dem Begriff des Differentials eine materiale Bedeutung, so scheint es uns, als ob die Ideen, die den großen Newton leiteten, diejenigen seyen, welche der Wissenschaft als Fundament dienen müssen. Wir können nicht umhin, bey dieser Gelegenheit die Frage aufzuwerfen: Würde Hr. S. seinem System der Differentialrechnung, wenn er von Newton's Ideen ausging, nicht einen genauern Zusammenhang mit seiner höhern Geometrie verschafft haben? — Einen von den Irrthümern, die Newton und Leibnitz aufstellten, findet Hr. S. (§. 209.) darin, daß sie $dy = nx^{n-1} dx$ als richtige Gleichung ansahen. Den hierbey zum Grunde liegenden

Trugschluss findet er, wie folgt: „Es sey ω das unendlich Kleine, ∞ das Unendliche. Die Analytiker schließen, da $\infty + \infty^2 = (1 + \infty) \infty = \infty^2$ ist, weil 1 gegen das Unendliche verschwindet, so ist auch $\omega + \omega^2 = (1 + \omega) \omega = \omega$, weil ω gegen 1 verschwindet. Dieses ist aber nicht wahr: das unendlich kleine ω ist eine GröÙe, wie 1 eine GröÙe ist, und $1 + \omega$ ist durchaus größer als 1; dagegen ist das Unendliche ∞ keine GröÙe, sondern ein Etwas, gegen welches jede GröÙe verschwindet, und $1 + \infty$ kann nicht mehr seyn als ∞ , weil sonst das Unendliche zunehmen könnte, also nicht unendlich wäre.“ Das Unendliche nimmt Hr. S. (S. 4. §. 8.) als durch Zusammenfügung entstehend an. Setzen wir nun $1 + 1 + 1$ und ohne Ende fort 1, so entsteht offenbar dadurch eine GröÙe, größer als jede gegebene GröÙe. Diese GröÙe, das unbestimmbare GröÙe, ist das unendlich Große, das Unendliche der Zusammenfügung, das Etwas des Hn. S. Das unendlich Kleine muß dem Begriff nach nothwendig das Entgegengesetzte des unendlich Großen seyn. War nun jenes das Unendliche der Zusammenfügung, so muß dieses das Unendliche der Theilung seyn. Bezeichnen wir mit Hn. S. das Unendliche der Zusammenfügung durch ∞ , so sind wir gezwungen, das Unendliche der Theilung durch $\frac{1}{\infty}$ zu bezeichnen. Dies vorausgesetzt, finden wir in der Schlussreihe: $\omega + \omega^2 = (1 + \omega) \omega = (1 + \frac{1}{\infty}) \frac{1}{\infty} = (\frac{\infty + 1}{\infty}) \frac{1}{\infty} = \frac{1}{\infty} = \omega$ keinen Trugschluss. Auffallend ist es übrigens, wenn S. behauptet: „das unendlich Kleine ist eine GröÙe, wie 1 eine GröÙe ist.“ Nehmen wir die unendlich kleine GröÙe als eine wirkliche GröÙe, so kann dies nur eine sehr kleine GröÙe seyn, zwischen welcher und der unendlich kleinen GröÙe noch eine große Kluft ist.

Der XI. Abschnitt (§. 222—234.) führt die Ueberschrift: Von der Ergänzungsrechnung. Die Rechnungsart nämlich, welche aus dem Differentiale der Function ihre zugehörige vollständige Differenz herleitet, nennt S. Ergänzungsrechnung. Bey der Behandlung des Taylor'schen Lehrsatzes (§. 223. 224.) vermiffen wir den Fall: Wenn $z = f(x, y)$, den Werth der Function zu suchen, wenn x sich in $x + c$ und y in $y + k$ verwandelt. Unter den angeführten Beyspielen der Anwendung des Taylor'schen Lehrsatzes findet sich weder die Entwicklung von $e^x - 1$, noch die Herleitung der bekannten Reihen für Sin.

Cosin. u. f. w., die hier, obgleich diese §. 251 vorkommen, nicht fehlen sollten. Die Lehre vom Maximum und Minimum der Function finden wir in §. 233. ganz kurz behandelt. Hr. S. verweist deshalb auf seine geometrischen Aufgaben, welche einen Versuch enthalten, das Maximum und Minimum veränderlicher Größen ohne Differentialrechnung zu bestimmen. Es würde aber, meinen wir, doch besser gewesen seyn, wenn S. auch hier den vollständigen Gebrauch der Differentialrechnung gezeigt hätte, weil die Anwendung der Differentialrechnung besonders auf vielförmige Functionen und auf Functionen zweyer veränderlicher Größen nicht ohne Schwierigkeiten ist. Der XII. und letzte Abschnitt dieses ersten Theils (§. 235 — 269.) enthält die Integralrechnung. Der beschränkte Raum (S. 231 bis 286.), welchen der Vf. der Abhandlung der Integralrechnung widmet, hat zwar auf die Klarheit der Darstellung selbst keinen nachtheiligen Einfluss gehabt, wohl aber dürfte dies hinsichtlich der Vollständigkeit der Fall seyn. Bey der Integration der Differentiale gebrochener rationaler Functionen werden 3 Fälle unterschieden, nämlich 1) durch Zurückführung auf Fundamental-Integral-Formeln; 2) durch Zerfällung in einfache Brüche, und 3) durch die Reihen. Wir vermessen hierbey nicht nur den Fall, wenn in dem Nenner der Bruchfunction ein einfacher Factor mehrere Male vorkommt, sondern auch den Fall, wenn unter den einfachen Factoren des Nenners imaginäre, welche, mit einander multiplicirt, einen reellen quadratischen oder Trinomialfactor geben. Die Integration solcher Differentialformen, in welchen logarithmische und Kreisfunctionen vorkommen, sind etwas zu kurz behandelt. Die Integration der Differentialgleichungen (§. 253 — 261.) finden wir wie gewöhnlich abgehandelt. Es bleibt uns jedoch auch hier zu wünschen übrig, daß von den besondern Auflösungen und particulären Integralen gewisser Differentialgleichungen mehr angegeben wären, und die Untersuchung, ob eine gegebene Differentialgleichung eine besondere Auflösung zuläßt, und wie diese zu finden, nicht fehlte. — *sydx*, wo $y = f(x)$ ist, entwickelt Hr. S. in §. 260 wie *Joh. Bernoulli* Opp. Tom. II. p. 488. Die Integration der höhern Differentiale behandeln die §§. 262 u. 269 in den beiden Aufgaben: (§. 268.) die Integralgleichung zu finden, wenn die reducirte Gleichung $V' = 0$ nicht alle vier veränderlichen Größen x, y, p, q , enthält; (§. 269.) die Integralgleichung zu finden, wenn $V' = 0$ alle vier veränderlichen Größen enthält.

Der zweyte Theil des vorliegenden Buchs umfaßt die *höhere Geometrie* (S. 287 — 638). Mit dem ersten Abschnitt (§. 1 — 11.), welcher die Grundbegriffe enthält, verbinden wir den Grundsatz, auf welchen S. seine höhere Geometrie stützt, welcher sich in der Vorrede (S. V.), wie folgt, findet: „Was berechnet werden soll, die Größe nämlich, muß nach allen ihren Theilen und der Zusammensetzung und Verbindung derselben erkannt werden

können; ist dieses nicht möglich, so kann die Größe unmöglich ein Gegenstand der Rechnung seyn.“ Der Vf. verwirft zunächst die Definition, welche die krumme Linie bloß als eine Linie erklärt, woran kein Theil gerade ist; und stützt auf den angeführten Grundsatz den Satz: „Das Krumme besteht aus Elementen des Geraden und des Winkels.“ „Ich bin nicht der Erste, der diesen Satz aufstellt, er ist nur durch die Exhaustionsmethode verdrängt worden.“ Hr. S. gesteht zu, daß von der geraden Linie deshalb keine Definition gegeben werden könne, weil sie ein einfacher Begriff sey, der sich nicht analysiren läßt. Im §. 1. nr. 3. wird daher gesagt: „Wenn sich der Punkt in dem Längenraume bewegt, so beschreibt er die gerade Linie. Denn der Längenraum ist selbst die gerade Linie, von welcher der sich bewegende Punkt einen Theil beschreibt.“ Welche Erklärung der krummen Linie — sagt der Vf. — man auch immer versuchen mag, es ist keine, die dem Verstande so genügt, wie die folgende, welche in §. 1. nr. 4. enthalten ist: Ein Punkt bewegt sich und beschreibt eine gerade Linie, ändert dann auf einmal seine Richtung um einen gewissen Winkel, und beschreibt nun wieder eine gerade Linie u. f. w., alsdann beschreibt der Punkt eine gebrochene Linie, welche aus geraden Linien, die unter gewissen Winkeln verbunden sind, besteht. Die geraden Linien, welche der Punkt so beschreibt, werden unendlich klein, und auch die Winkel, um welche er seine Richtung verändert, werden unendlich klein, so daß er nicht fortgeht, ohne auch seine Richtung zu verändern; alsdann beschreibt der Punkt eine krumme Linie. Die Curve ist also eine stetige Verbindung der geraden Linie und des Winkels; sie hat Länge, weil sie die gerade Linie, sie hat Form, weil sie den Winkel enthält; ohne gerade Linie ist aber keine Länge, ohne Winkel keine Form denkbar. — Wir können nicht umhin, hier zu fragen: ob man die Bewegung in das Gebiet der reinen Mathematik einführen dürfe? Wir sind der Meinung, daß wenn man die Bewegung in das Gebiet der Geometrie einführt, dadurch zugleich ein zweyter dieser Wissenschaft fremdartiger Begriff, die Zeit, mit eingeführt werde. Denn bey dem Entstehen einer Größe muß irgend eine Zeit verfließen, welche wir nothgedrungen als Gelegenheit zum Werden ansehen müssen. Unserer Meinung zufolge legen die Elemente des Euklides — obgleich diese, wie von Hn. S., so auch von Andern vielfältig getadelt werden, — dennoch den Grund zur geometrischen Erkenntniß am besten, und sind bis jetzt in Abicht auf Methode noch nicht übertroffen worden. Die phoronomische Geometrie scheint uns zu der irrigen Ansicht, die Linie bestehe aus Punkten, Veranlassung zu geben. Der Vf. sucht dieser falschen Ansicht dadurch vorzubeugen, daß er unendlich kleine Elemente annimmt; allein diese Elemente sind nichts anders, als die Punkte des *Fontaine*. — Der II. Abschnitt (§. 12 — 87.) behandelt die Linien der ersten und zweyten Ordnung. Die §§. 21 — 80 beschäftigen sich

ich mit der Aufstellung der Gleichung: Die Entstehung der Parabel, Ellipse und Hyperbel (§. 21. 31. 48.) sind die, welche *Robert Simson* angiebt. Die §§. 81 — 87 führen die besondere Ueberschrift: Von den Kegelschnitten. Der Vf. gedenkt in §. 81 der alten Geometer, wo es nicht unzweckmäfsig gewesen seyn würde, wenn er die Benennungen, welcher sich die Alten bedienten, angeführt und die gewöhnlichen Benennungen gerechtfertigt hätte. Die Methode, welche die Gleichungen der Kegelschnitte aus den Durchschnitten des Kegels herleitet, nennt Hr. S. weniger einleuchtend, als die seinige; auch ehle derselben das Allgemeine, weil sie nicht auf alle Curven anwendbar sey. In den genannten §§. bemüht er sich nachträglich zu zeigen, wie jene Gleichungen aus der Betrachtung der Schnitte des Kegels gefunden werden. Es würde aber sicherlich zweckmäfsiger seyn, wenn der Vf. eine allgemeine Gleichung für diese Curven aufgestellt und dieser den Lehrsatz: Jede Linie der zweyten Ordnung ist ein Kegelschnitt, beygefügt hätte. §. 87. Anmerkung 3. enthält eine sinnreiche Construction eines sogenannten Confectors, ähnlich der von *Martens* angegebenen. — Der III. Abschnitt (§. 88 — 95.) führt die Ueberschrift: Von den Tangenten der Linien der zweyten Ordnung. (§. 88.) Tangent einer krummen Linie ist eine gerade Linie, welche einen Punkt mit der krummen gemein hat, von welchem Punkt aus beide Bogen der krummen Linie ganz auf einer Seite der geraden liegen. Die Tangente, Subtangente, Normale, Subnormale, nennt der Vf. geometrische Hülfslinien. In §. 89 zeigt der Vf. die bekannte synthetische Methode, an einem gegebenen Punkte einer Linie der zweyten Ordnung eine Tangente zu ziehen, und lehrt in §. 92 die Tangente u. s. w. aus der Abscisse zu berechnen. — Abschn. IV. (§. 96 — 121) Von den Linien der dritten und vierten Ordnung. Die Cissoide wird in §. 96 — 108 behandelt. §. 109 und 110 enthalten die bekannten Anwendungen auf das Delische Problem. §. 111 — 118 behandeln Conchoide; auch hier wird die Anwendung dieser Curve zur Auflösung des Delischen Problems (§. 119.) und auch auf die Trisection des Winkels (§. 121.) gezeigt. — Abschnitt V. (§. 122 — 157) Von den Transcendenten-Linien. Wir finden in diesem Abschnitt die Quadratrix (§. 122 — 133), die Spiralen (§. 134 — 142), die Cycloide (§. 143 — 152.) und die Epicycloide (§. 153 — 157.) abgehandelt. Die Darstellung aller in Abschnitt IV und V. behandelten Curven und auch die Entwicklung der Gleichungen ist eben so vollständig als klar. Im VI. Abschnitt (§. 158 — 168.) behandelt der Vf. die arithmetischen Linien. Im §. 158 macht der Vf. die Bemerkung, dafs sich das Gesetz, nach welchem ein Punkt, der sie beschreibt, sich im Raume bewegt, nicht angeben läfst. Die logarithmische Linie wird §. 161 — 164, die logarithmische Spirale §. 165 — 168 behandelt. — VII. Abschn. (§. 169 — 184) Von den krummen Linien überhaupt. Wir finden in diesem Abschnitt

die Transformation der Coordinaten, die Aufstellung der Polargleichungen, Untersuchungen über die Durchschnittspunkte, über Gleichheit und Aehnlichkeit abgehandelt. In Beziehung auf §. 172, wo der Satz aufgestellt wird: Zwey Linien, von welchen die eine von der m ten, die andre von der n ten Ordnung ist, können sich höchstens in mn Punkten schneiden, und höchstens in $\frac{1}{2}mn$ Punkten berühren, wo der erste Theil, wie gewöhnlich, analytisch, der andre aber phoronomisch bewiesen wird, bemerken wir, dafs es doch wohl besser gewesen seyn dürfte, wenn beide Theile entweder zugleich phoronomisch, oder zugleich analytisch bewiesen worden wären. VIII. Abschnitt. (§. 185 bis 194). Von der Construction der Functionen (§. 187 bis 189), der Gleichungen (§. 190 — 192), und der Erfindung krummer Linien (§. 193 — 194). §. 193 heifst es: „... man darf nur Regeln festsetzen, nach welchen der Punkt sich bewegen soll, so ist seine Bahn, wofern die festgesetzten Regeln nicht selbst die Bewegung unmöglich machen, eine krumme Linie, welche man, so wie jede andre, untersuchen und deren Eigenschaften bestimmen kann.“ — Der IX. Abschnitt (§. 195 — 208.) führt die Ueberschrift: Von den geometrischen Hülfslinien. §. 198 enthält den Lehrsatz: Eine gerade Linie und eine krumme Linie, welche sich berühren, haben am Berührungspunkte einen unendlich kleinen Theil oder ein Element gemeinschaftlich. Hr. S. sagt von diesem Satze, dafs es nicht nur durch ihn möglich werde, die eigne Natur der Krümmung zu erforschen, sondern dafs er zugleich auch eine bestimmte Ansicht von der Curve gebe. §. 206 lehrt die geometrischen Hülfslinien jeder Curve zu bestimmen, und §. 207 diese Linien für jeden Punkt der Curve zu ziehen. —

(Der Beschlufs folgt.)

GESCHICHTE.

OSNABRÜCK, gedruckt b. Kifsling: *Geschichte der Stadt Osnabrück*. Aus Urkunden und Acten. 1826. VIII u. 315 S. 8.

Der Vf., Dr. C. Stüve in Osnabrück, Deputirter dieser Stadt bey der allgemeinen Ständeversammlung des Königreichs Hannover, dem wir schon die Ergänzung der *Osnabrück'schen Geschichte*, von *Justus Möser*, aus dessen handschriftlichem Nachlasse (Berlin 1824. 8.) verdanken, liefert in dem vorliegenden Buche eine ähnliche Ergänzung der von seinem verstorbenen Bruder und einem Freunde desselben im J. 1817 herausgegebenen Geschichte der *Stadt Osnabrück*, weshalb denn dieses Buch als der dritte Theil jener Geschichte bezeichnet worden ist; diesesmal aber nicht aus deren literarischem Nachlasse, sondern als selbstständiges, durch ihn allein verfaßtes Werk, dessen Plan von jenem wesentlich abweicht. „Was den Plan dieser Geschichte betrifft, sagt der Vf. in der Vorrede, so lag den Freunden, welche die ersten beiden Theile gemeinschaftlich

lieh bearbeiteten, eine Zeit vor, wo überhaupt die Geschichtschreibung mehr auf Forschung, als auf lebendige Darstellung hingewiesen ist. Insbesondere gewinnen die Begebenheiten einer Stadt nur Leben durch getreue Darstellung im Einzelnen; zu dieser fehlten die Quellen; und so zwangen unvermeidliche Lücken oft, die Untersuchung selbst statt des nicht gewonnenen Resultats vorzulegen. Dies machte nothwendig, daß zur Rechtfertigung Urkunden beigegeben wurden. Da aber am meisten für die neuere Zeit Quellen zu fehlen schienen — so sollte nur der Gang der Ereignisse kurz angedeutet, dafür aber in einer Reihe Abhandlungen der Zustand des bürgerlichen Lebens im Mittelalter geschildert werden.“ Als von dem Vf. die unvollendete Arbeit aufgenommen wurde, war es dessen Absicht, diesen Plan zu befolgen. Aber wie dieser nur Folge des Mangels der Quellen gewesen war, so änderte denselben die durch die Mitwirkung des Magistrats und der königlichen Landdrostei dem Vf. gewährte Eröffnung der Archive, und so ward es demselben möglich, der weitem Darstellung mehr die Form der Erzählung als der Untersuchung zu geben. Der vollständige Text der Urkunden konnte mithin jetzt wegbleiben, wiewohl die Erzählung selbst durch Rückweisung auf dieselben und durch namentliche Angabe bey jedem einzelnen Factum beglaubigt worden ist. In der That hat die Geschichte der Stadt durch die Veränderung des ihr zum Grunde gelegten Plans bedeutend gewonnen: denn während die ersten beiden Bände, so groß ihr Verdienst auch ist, nur für eigentliche Geschichtsforscher interessant seyn konnten, so ist dieser letzte Band ganz dazu geeignet, die Hauptbedingung jeder Particulargeschichte zu erfüllen, und daneben den Mitbürgern Bekanntschaft mit ihrer Stadt zu gewähren und Liebe zu derselben einzufloßen, besonders auch zu zeigen, durch welche Tugenden und Fehler sie zu ihrem heutigen Stande gelangt sey. Dieser Band enthält nun die neuere Geschichte, vom Anfang des 16ten Jahrhunderts bis auf den Reichsdeputations-Hauptschluss von 1803, welcher Stadt und Land dem Hause Hannover überwies. Ganz ausführlich ist dieselbe bis 1650 bearbeitet, von da an lediglich in leichtem Umriss gegeben, und dieser immer mehr abgekürzt, je näher unsre Zeit rückt — aus dem einleuchtenden Grunde, weil ohne selbstständige Thätigkeit keine Geschichte möglich ist, diese aber bey kleinern Staatstheilen in eben dem Maasse verschwindet, als ein geordneter Zustand eintritt. Die neueste Zeit ist von dem Vf. nicht berührt worden, „weil er sich zu völliger Parteylosigkeit außer Stande fühlte und eben so wenig eine dürre Chronik schreiben mochte.“ — Einen Auszug werden

unsre Leser nicht erwarten, da eine Stadtgeschichte nur durch das Detail, welches ihr erlaubt ist, interessant gemacht werden kann, und also jeder Auszug dieses Interesse selbst schwächt. Dagegen erlaubt sich Rec. die Bemerkung, daß nach seiner Ueberzeugung nicht leicht irgend eine Stadtgeschichte so interessant und so reich an einzelnen, selbst für die Geschichte der Cultur wichtigen Zügen seyn kann, als die Osnabrücksche, was sich aus der besondern selbstständigen Stellung dieser Stadt gegen den Bischof und das Capitel erklärt. Namentlich gewinnt durch das Werk auch die Geschichte der Entstehung der Landeshoheit in den deutschen Territorien ein bedeutendes Licht, so wie denn auch auf der andern Seite die allmähliche Unterwerfung der Stadt unter diese, nach langen fruchtlosen Kämpfen mit den Bischöfen und dem Capitel, mit meißterhaftem Griffel von dem Vf. geschildert ist. Hauptpunkte sind u. a., außer den gedachten Kämpfen, die Beyträge zur Geschichte der Reformation und der Kriege, die ihr folgten, so wie des westphälischen Friedens; auch wird Manches über Hexenprocesses mitgetheilt. Der Ursprung des Inquisitionsprocesses in den Städten beruht auf dem Mißbrauche, daß die Stadträthe als Schöffen des peinlichen Gerichts schon im 15ten Jahrhundert dem förmlichen Gerichtsverfahren, woraus nachher das Halsgericht entstand, eine Untersuchung zu ihrer Belehrung, nicht als Theil des eigentlichen Verfahrens, sondern als Privatverhandlung, vorhergehen ließen, die nun eben deshalb mit großer Heimlichkeit und Härte betrieben wurde. Ins öffentliche Verfahren, wozu auch die Vertheidigung noch in der Halsgerichtsordnung gehört, kam dann nur das solchergestalt erpresste Geständniß als Urgericht. — Zu erwähnen ist noch endlich, daß der patriotische Vf. den Ertrag des Buchs den Armen seiner Vaterstadt gewidmet hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Weygand's. Buchh.: *Des Lebens Licht und Schatten*, in launigen und ernsten Erzählungen. Von *Sebaldo*, Vf. von Leipzigs Vorzeit. Zweyter Theil. 1827. 8. (1 Rthl. 4 gGr.)

Der unbekannte Vf. hat die bey der Anzeige des ersten Theils (Erg. Bl. 1826. Nr. 139.) gerügten Mängel in etwas vermieden, deshalb sind die ersten Scenen aus Leipzigs Vorzeit besser gerathen. Doch ist die Darstellung immer noch zu leicht und flüchtig; Manches auch in Erfindung und Ausdruck verfehlt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1827.

MATHEMATIK.

OLDENBURG, b. Schulz: *Vollständiger Lehrbegriff der höhern, auf Combination der Gröſſen gegründeten, Analysis, und der höhern phoronomischen Geometrie.* Von J. F. Schaffer u. f. w.

(Befchluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Xte Abschnitt (§. 209—232) handelt von der Krümmung. §. 221 bestimmt den Winkel des Elements einer Curve; für rechtwinklige Coordinaten wird gefunden $\text{tang. } \mu = \frac{dx}{dy}$. — Hr. S. nennt den Winkel, um welchen die Richtung des, die Linie beschreibenden Punktes von seiner anfänglichen, in einem beliebig angenommenen Punkte verschieden ist, Abweichungswinkel. Die Abweichung, welche ein Theil einer Linie enthält, ist gleich dem Winkel, welchen die an den Endpunkten dieses Theiles liegenden Tangenten mit einander machen, oder gleich dem Unterschiede der Winkel, welchen diese Tangenten mit irgend einer geraden Linie machen. §. 223 lehrt nun die Summe der Abweichungen einer krummen Linie zu finden. Das Supplement des Winkels, gebildet von zwey unmittelbar auf einander folgenden Elementen der Curve, wird Krümmungswinkel genannt. Für rechtwinklige Coordinaten wird in §. 226 d. *Arc. tang. } \mu = d.k*
 $\frac{d. \text{tang. } \mu}{1 + \text{tg. } \mu^2} = -\frac{dp}{1+p^2}$ gefunden. Diese Aufgabe wird in §. 227 umgekehrt; es folgt nämlich durch Integration $k = c - \text{Arc. tg. } p$. — Die Untersuchung, ob eine Curve gegen ihre Abscissenlinie oder ihren Pol concav oder convex ist, wird in §. 229; ob sie einen Beziehungspunkt habe, in §. 231; den vielfachen Punkt und den Rückkehrpunkt einer Curve zu bestimmen, in §. 232 abgehandelt. — Der XIte Abschnitt (§. 233—247) behandelt die Halbmesser der Krümmung und die Evolute. Die Entwicklung in diesem Abschnitt wird auf Abschnitt X gestützt, und wird eben so streng als sinnreich durchgeführt. — Der XIIte Abschnitt (§. 248—259) führt die Ueberschrift: Von der Berechnung der krummen Linien. Ueber die gewöhnlich befolgte Methode der Rectification spricht sich Hr. S. S. VIII sq. und auch S. 437 §. 201 wie folgt aus: „Wenn die Exhaustion-Methode annimmt, eine sehr kleine krumme Linie sey von der geraden Linie zwischen denselben zwey

Punkten um ein Etwas verschieden, das man als erstaunlich klein weglassen könne, so ist dieses eine Täuschung: denn die Gröſſe, wovon jenes Etwas weggelassen ist, wird der Rechnung zum Grunde gelegt, und die Rechnung giebt ein richtiges Resultat. Ist nun das Resultat richtig, so muß auch nothwendig das; woraus es hervorgegangen ist, richtig gewesen seyn; also war die Gröſſe, die man der Rechnung zum Grunde legte, vollständig, und das Etwas, welches man wegzulassen glaubte, war gar nicht vorhanden, was man als eine krumme Linie anzusehen vorgab, war nichts anderes als eine gerade Linie. Wenn man nach den Grundsätzen der Exhaustions-Methode das Differential der krummen Linie $ds = \sqrt{(dx^2 + dy^2)}$ gefunden hat, so wird $\sqrt{(dx^2 + dy^2)}$ als ein Theil der krummen Linie s angesehen, an welchem ein erstaunlich kleines Etwas fehlen soll. Nun ist aber jeder Theil der krummen Linie krumm, also wäre auch $\sqrt{(dx^2 + dy^2)}$ etwas Krummes. Offenbar ist aber $\sqrt{(dx^2 + dy^2)}$ nichts anderes als die Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreyecks, dessen Catheten dx und dy sind, also eine gerade Linie. Wird $\sqrt{(dx^2 + dy^2)}$ integrirt, so findet man s , die Länge der krummen Linie. Die Länge s ist allgemein anerkannt eine gerade Linie, keine krumme. Wird nun behauptet, $\sqrt{(dx^2 + dy^2)}$ sey eine krumme Linie, so muß man doch nothwendig der Integralrechnung eine besondere geheime Kraft beylegen, das Krumme in das Gerade zu verwandeln. . . . Wird aber angenommen $\sqrt{(dx^2 + dy^2)}$ sey eine gerade Linie, wie auch die Integration erfordert, so ergiebt sich hier wieder die Täuschung der Exhaustionsmethode: denn das Etwas, warum die krumme Linie die gerade übertreffen soll, ist gar nicht vorhanden.“ — §. 249 enthält die Aufgabe: das Differential einer krummen Linie zu finden. Um Hr. S. Auflösung mittheilen zu können, bitten wir, *Klügels* mathem. Wörterbuch Th. I. Fig. 75 als zugehörige Figur zu nehmen: „Ein Punkt habe von A aus die krumme Linie AM beschrieben, deren Länge s heißen soll. Der Punkt gehe jetzt von M nach N , und beschreibe das Element MN , welches als eine unendlich kleine gerade Linie angesehen wird, so ist $MN = A.s$ das Increment der krummen Linie AM . Durch M seyen RM , MP die Länge und Breite des Raumes, und von N seyen Nm , Lp (es heiſſe nämlich das Perpendikel von N auf die Verlängerung der MP , NP) auf die Länge und Breite senkrecht, so rückt der Punkt, indem er das Element MN beschreib

schreibt, um $Np = Mm$ in die Länge, und um $Mp = Nm$ in die Breite des Raums fort. Die Länge RM , um welche der Punkt in M von A an fortgerückt ist, sey x , so ist $Mm = \Delta x$; die Breite PM , um welche der Punkt in M von A an fortgerückt ist, sey y , so ist $Nm = \Delta y$. Nun ist in dem rechtwinkligen Dreyeck MNm , $MN^2 = mM^2 + mN^2$, oder $\Delta s^2 = \Delta x^2 + \Delta y^2$, also $\Delta s = \sqrt{(\Delta x^2 + \Delta y^2)}$. Das Differential der krummen Linie s ist also, weil kein Glied der Differenz mehr als eine Dimension der einzelnen Differenzen enthält, $ds = \sqrt{(dx^2 + dy^2)}$. Die folgenden §§. dieses Abschnitts behandeln das Problem der Quadratur (§. 251), das der Cubatur (252—257) und das der Complanation (258—259). Der XIIIte Abschnitt (§. 260—264) handelt von den Curven der doppelten Krümmung; der XIVte Abschnitt (265—272) von den krummen Flächen. Die beiden letzten Abschnitte behandeln, und zwar der XVte (§. 272—280) die umgekehrte Methode, der XVIte (§. 281—300) die Variationsrechnung. Die Variationsrechnung empfiehlt sich durch Kürze und Vollständigkeit.

Durch diese Mittheilungen glauben wir eines allgemeinen Urtheils über den Werth und die Brauchbarkeit des Buches überhoben zu seyn, und die Leser in den Stand gesetzt zu haben, selbst zu urtheilen. Eine sehr dankenswerthe Zugabe zu den Lehrsätzen dieses Buches sind die angeführten Beyspiele, die so zahlreich und mannichfaltig sind, daß sie füglich als eine Beyspielsammlung zur höhern Analysis betrachtet werden können. Noch ist zu bemerken, daß das Buch an Druckfehlern reich ist, welche wir aber deshalb nicht haben aufzählen wollen, weil wir uns erinnern gelesen zu haben, daß vor Kurzem ein Druckfehlerverzeichnis zu demselben ausgegeben worden sey.

E. F.

GESCHICHTE.

- 1) **ULM**, in d. Stettinschen Buchhandl.: *Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker, nach den Quellen bearbeitet, und mit zehn Charten zur Uebersicht der Kriege der Alten versehen*, von F. Kausler, Hauptmann im Königl. Württembergischen General-Quartiermeister-Staabe u. s. w. Zweyter Band. *Von der Verschwörung des Catilina bis zum Untergange des Weströmischen Reiches*. 1826. VIII u. 733 S. 8.
- 2) **Ebenda.**: *Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen und Treffen aller Völker. Nach den Quellen bearbeitet* von F. v. Kausler u. s. w. Zweyter Band. *Von der Verschwörung d. Catilina bis zum Untergange des Weström. Reichs*. XVI u. 586 S. 8.
- 3) **Ebenda.**: *Synchronistische Uebersicht der Kriegsgeschichte, der Fortschritte der Kriegskunst und der gleichzeitigen Quellen*. Zweyter Zeitraum. *Von der Schlacht bey Actium bis zum Untergange des Weströmischen Reiches*.

In Tabellen, 38 Bl. fol. (Preis aller 3 Werke 13 Rthlr. 8 gGr.)

(Der erste Bd. ist 1826 Nr. 178 der A. L. Z. angezeigt)

Dieser zweyte Band von Nr. I. mit dem zwölften Kapitel beginnend, giebt zuerst eine Uebersicht der, durch *Catilina* in Rom erregten Unruhen, die sich mit *Catilina's* Leben durch die Schlacht bey *Pisoja* endigten, doch nur insofern: daß bald ein anderer, mit nicht geringerer Erbitterung geführter *bürgerlicher Krieg* zwischen *Cäsar* und *Pompejus* an die Stelle des Catilinarischen trat. Ehe aber dieser Krieg ausbrach, gieng *Julius Cäsar* als Prätor nach Spanien, dann aber nach Gallien, nachdem er sich vorher mit *Craffus* und *Pompejus* gegen den Senat — in dem vorzüglich *Cicero* und *Cato* hervortraten, verbunden hatte. — Mit Vergnügen wird man hier Plutarchs Schilderung Cäsars, und Napoleons Urtheil aus Montholon's Memoiren lesen. S. 9 werden die Feldzüge Cäsars in Gallien kurz dargestellt: gegen die Helvetier, die mit 263000 Menschen angekommen waren, und mit nur 110000 in ihr Vaterland zurückkehrten; gegen die unter *Ariovist*, über den Rhein gekommenen deutschen Völkerstämme; gegen die verbündeten Belgier; gegen die Einwohner von Vienne; nochmals gegen die Deutschen, die *Cäsar* über den Rhein verfolgte; gegen die Britannier; endlich nochmals gegen die Gallier und Germanen. Nach acht Feldzügen kehrte *Cäsar* nach Italien zurück, um hier die gegen ihn geschmiedeten Entwürfe zu vereiteln, weil *Pompejus* nun auf die Seite des Senats getreten war. Nach einer gedrängten Uebersicht dieser Staatshändel schaltet der Vf. (S. 47) den Krieg des *Craffus* gegen die Parther ein; der jenem das Leben, dem Staate aber sieben Legionen kostete. Dann geht der Vf. (S. 51) wieder zu dem inneren Kriege über, der sich mit dem Tode des auf der Flucht bey seiner Ankunft in Aegypten ermordeten *Pompejus* endete, an den sich aber die Kriege in Aegypten, Pontus, Illyrien, Afrika und Spanien schlossen, die man ebenfalls grossentheils nicht anders als bürgerliche Kriege nennen kann, weil bloß die Namen der Heerführer, nicht aber der Zweck: — die Obergewalt im Staate — und die Bestandtheile der Heere, Römer gegen Römer, sich änderten. Die Unterdrückung der von Zeit zu Zeit in den Provinzen ausbrechenden Empörungen allein, machte hier eine Ausnahme.

Im XIII—XVIIten Kapitel wird die Kriegsgeschichte des Römischen Reiches, von Gründung der Monarchie durch *Octavian August* bis zu ihrem gänzlichen Untergange im Westen, erzählt, deren einzelne Thatfachen mit denen der politischen Geschichte jenes Staats Eins sind, die wegen der, fast ohne Unterbrechung fortdauernden Kriege nichts anders als die Geschichte einer zusammenhängenden Reihe kriegerischer Ereignisse ist. Die letztern können jedoch, der Natur des Werks nach, bloß angedeutet werden, weil für die wichtigsten: die Treffen und Belagerungen, ein besonderes Werk bestimmt ist.

Das

Das XIIIte Kapitel giebt zuerst eine Uebersicht der römischen Besitzungen in den drey damals bekannten Erdtheilen, zu deren Sicherheit August 15 Legionen, 25 römische und 20 *Auxiliares*, als stehendes Heer unterhielt; doch sind (S. 122) nur von den römischen Legionen die Standörter aufgeführt. Der Zweck der folgenden Kriege war, entweder in Deutschland weiter vorzudringen, was auch mit grossen Aufopferungen bis zur Weichsel und bey nahe bis zur Oise gelang, oder die, von Zeit zu Zeit durch die Erpressungen der römischen Statthalter am Aufruhr gereizten Völker wieder zu unterjochen. Bald empörten sich jedoch die römischen Legionen in Pannonien und Deutschland selbst (S. 140) über die strenge Erbittert, mit welcher die Centurionen die täglich mehr in Verfall kommende Mannszucht aufrecht zu erhalten suchten. Die Empörung wird jedoch nur im Allgemeinen, ohne in das Einzelne zu gehen, angeführt, und dann zu dem Kriegszuge des *Germanicus* gegen die Deutschen übergegangen, wo war *Hermanns* Gemahlin *Thusnelda* in die Hände der Römer fiel, aber ein Corps der letzteren von jenem geschlagen, nur durch des *Germanicus* Ankunft noch von dem gänzlichen Untergange gerettet werden konnte. Im folgenden Jahre ward jedoch *Hermann* selbst besiegt, entgieng aber durch die Nachricht der bey den Römern befindlichen Cherusker der Gefangenschaft. S. 150 wird des kurzen Krieges gegen die Räuber in Afrika und die mit ihnen verbundenen Völker gedacht; dann der Feldzüge gegen die Thracier, Gallier und Friesen, deren letzterer sich mit der Niederlage der Römer endete. Diese waren unter des *Tiberius Claudius* Regierung nach Britannien eingedrungen, wurden aber nachher von den empörten Einwohnern mehrmals geschlagen, bis endlich der Prätor *Suetonius* so glücklich war, sie zu besiegen; worauf späterhin der Legat *Julius Agricola* die Eroberung bis an die Grenzen von Schottland ausdehnte, und sie durch gut und dauerhaft angelegte Befestigungen sicherte. Nachdem (S. 163) die innern Vorgänge des Römerstaates bis zur Thronbesteigung *Vespasians* erwähnt worden, kommt der Vf. (S. 165) auf den Antheil der Römer an den Armenischen Unruhen zurück, an die sich der Krieg gegen die, den Römern bis dahin ergebenen, Bataver unter dem *Civilis*, reihte, der anfangs seine Krieger dem *Vespasian* hatte schwören lassen, nachher aber auch gegen diesen als Rebell auftrat, und mit Hülfe der Gallier und Deutschen anfangs die Römer besiegte, endlich aber doch geschlagen ward, und mit jenem Frieden achte. — *Domitian* hatte den Krieg gegen die Daker angefangen, jedoch mit schlechtem Erfolg; *Trajan* setzte ihn mit besserer Glücke fort, und machte das Land zu einer römischen Provinz.

Das XIVte Kapitel fängt mit einer Uebersicht der einander folgenden Imperatoren an; beschreibt dann (S. 199, 181 und 239) die Kriege gegen die Parther; (S. 213) gegen die Marcomannen; (S. 220) gegen die Dacier und Sarmaten; (S. 234) gegen die Sitten und Germanen; (S. 261) gegen die Perser;

und (S. 264) gegen die Gothen, welche letztere beide jetzt zuerst in der Kriegsgeschichte erscheinen. Zuerst ward Armenien eine römische Provinz, dann Mesopotamien; in Arabien hingegen mußte *Trajan* die Belagerung von Atrah aufheben, und ein großer Theil seiner Eroberungen gieng wieder verloren, besonders als *Hadrian* die Legionen aus den vorerwähnten Provinzen hinwegnahm und den Euphrat zur Grenze des Römer-Reiches bestimmte. S. 208 werden *Hadrians* Verdienste um das Kriegswesen angeführt: „Er handhabte im römischen Heere, ohne allzugroße Strenge anzuwenden, eine musterhafte Kriegszucht. Er erhielt die Legionen in immerwährender Uebung, und hauptsächlich ihrer steten Schlagfertigkeit ist der langjährige Friede während seiner Regierung zuzuschreiben. Auf seiner dreizehnjährigen Reise durch das ganze Reich untersuchte er feste Plätze, Burgen, Magazine und Lager mit größter Aufmerksamkeit; er mußerte in Person die Waffen der Soldaten mit derselben Genauigkeit, wie die Ballisten und Katapulten. Bis zu dem geringsten Detail des Unterhalts der Truppen liefs er sich herab. Ueber das Betragen der Officiere und Soldaten verlangte er ausführliche Berichte, und bey seinem vortrefflichen Gedächtnis vergafs er keinen, den er einmal gesehen hatte. Das Beurlaubungssystem in dem römischen Heere wurde durch ihn auf die Grundsätze der Gleichförmigkeit und Billigkeit zurückgeführt. Bey den Truppenübungen war er häufig anwesend, aus dem Lager verbannte er jede Weichlichkeit; der Soldat brachte das ganze Jahr daselbst zu, mit Ausnahme der strengsten Wintermonate, während welcher er zuweilen in Städte verlegt wurde. In der Mäßigkeit, Ausdauer in Ertragung von Strapazen und Einfachheit gieng er dem Heere mit dem trefflichsten Beyspiele voran, und öfters marschirte er auf den, sieben Stunden dauernden Reifemärschen den Legionen sowohl in der brennenden Hitze Aegyptens, als in den Eisfeldern der Alpen, unbedeckten Hauptes mit der vollen Rüstung eines schwer bewaffneten Legion-Soldaten an der Spitze der Truppen voran.“ Er war es auch, der in Britannien das römische Gebiet durch eine Mauer gegen die Einfälle der unbezwungenen Caledonier sicherte. In dem Kriege mit den Marcomannen, der die ersten Spuren der Völkerwanderung zeigt (S. 216), waren die 100000 Gefangenen, welche jene bey dem Frieden herausgeben mußten, wohl nicht alles Kriegsgefangene, sondern wahrscheinlich auch Frauen und Kinder darunter begriffen, die von den Barbaren zu Sklaven gemacht worden waren.

Das XVte Kapitel erzählt die Kriege unter den auf Gallien folgenden Kaisern gegen die Gothen, Alanen, Sarmaten, Alemannen, Perser und Franken; unter denen die Alanen, Alemannen und Franken hervortraten, jedoch hier weniger herausgehoben sind, als es besonders der Einfluß der ersten auf die Kriegskunst verdient, da unter dem Kaiser *Hadrian*, der durch die Vertheidigung von Cappadocien

docien bekannt gewordene *Flavius Arrianus* eine besondere Anweisung zu Führung des Krieges gegen sie geschrieben hat (*Instructio aciei advers. Alanos*). Gegen die Alemannen focht *Julian* mit Glück, der unter den verderbten und schwachen Nachfolgern *Trajans* und *Aurels* sich durch Tugend und Talente so rühmlich auszeichnete, obgleich er wegen Verlassung der christlichen Lehre den Beynamen *Apostata* erhielt. Nach S. 368 soll *Julian* die ersten Franken zu Kriegsgefangenen gemacht haben; da doch schon unter *Probus* und *Maximian* gefangene Franken erwähnt werden.

Im XVIten Kapitel werden *Julians* Feldzüge gegen die Perser beschrieben; hierauf die späteren Kriege *Valentinians* und seiner Nachfolger, endlich die wiederholten Einfälle der Hunnen und Gothen unter *Alarich*, bis zur Einnahme und Plünderung Roms durch letztern am 24sten August 410.

Das XVIIte Kapitel enthält die übrigen, kriegsgeschichtlichen Ereignisse des römischen Reichs bis zur Zerstörung seines Abendländischen Zweiges, als es von allen Seiten durch die einander drängenden Völkerstämme angegriffen, einer Provinz nach der andern beraubt, endlich nach einer Dauer von 1229 Jahren in die Hände des, fast ganz aus Fremden (Gothen, Herulern, Rugiern, Turcilingern u. A.) bestehenden Kriegsheeres überging, an dessen Spitze *Odoaker*, ein Rugier, stand, der sich zum Könige von Italien erklärte.

Das XVIIIte u. XIXte Kapitel geben die Kriegsgeschichte der Deutschen; der Sueven in Spanien; der Westgothen; der Juden bis zu ihrer Zerstreuung unter *Hadrian*; der Parther und Perser; der Vandalen; und der Hunnen; wo S. 635 der König der Westgothen, *Dietrich*, nach dem *Sidonius Apollinaris* geschildert wird.

Obgleich diese Kriegsgeschichte mit vielem Fleiß zusammengetragen ist; so wird doch überall die Trennung des Fadens fühlbar, der durch die fehlende Beschreibung der eigentlichen Kriegsereignisse: der Treffen und Belagerungen entsteht; wie schon bey der Anzeige des Ersten Bandes bemerkt worden. Immer drängt sich dem Leser der Wunsch auf: daß beide abgeforderte Arbeiten zusammengezogen, die Kriegsbegebenheiten aber bloß tabellarisch aufgeführt seyn möchten, wo nur mit wenig Worten Ort, Tag und Jahr, die Beschaffenheit und der Erfolg derselben nebst dem Namen des siegenden und besiegten Anführers angegeben wäre. Andere, vom Rec. angemerzte Stellen zur künftigen Beach-

tung mögen dem Vf. ein Beweis von der aufmerksamen Durchlesung seines Werkes seyn: S. 19 die *Aduatucer* (Lütticher) wurden anfangs vorzüglich durch den Anblick eines von den Römern heraufgeschobenen Wandelthurmes zur Uebergabe bewogen, und nachher 53000 Einwohner als Sklaven verkauft. S. 21 ward die Flotte der Veneter „hauptsächlich durch eine besondere Vorrichtung von Sicheln auf den römischen Schiffen, und wegen einer plötzlich eingetretenen Windstille geschlagen;“ die letztere war bloß Ursache, daß die Schiffe des Feindes nicht entkommen konnten, nachdem ihnen die Römer mit scharfen, an langen Stangen befestigten Sicheln das Tauwerk zerschnitten hatten, woran die Segel hingen. (*Bell. Gallic. L. III, 14.*) Der Uebergang *Cæsars* über den Rhein, vermittelt einer in zehn Tagen erbauten Brücke (*B. Gallic. IV, 17*), wird nur im Allgemeinen erwähnt, da doch a. a. O. der Bau vollständig beschrieben ist, und hier wohl eine Aufnahme verdient hätte. Nach der Rückkehr des Römerheeres ward die Brücke nicht vernichtet, sondern bloß abgebrochen. S. 140 heist es: „Während der Legat der abzuhaltenden Festlichkeiten wegen seine Amtsverrichtungen einstellte, rotteten sich die Empörer unter (der) Anführung eines gewissen *Pescennius*, eines ränkefüchtigen, schlechten Menschen, zusammen, und zwangen ihn, seinen (des *Pescennius* oder des *J. Bläsus*?) Sohn an *Tiber* zu senden u. s. w. S. 147 sieht fliegende Brücken wohl für Fallbrücken, die man aus dem Schiffe nach dem Ufer hinüber legte. S. 179 *Vocula* hatte die Bataver geschlagen, statt aber diesen Sieg zu benutzen, brachte er die nächsten Tage unthätig zu, und verlor dadurch die Früchte desselben. Sofort (?) rückte er vor *Vetera*, schlug dort ein Lager auf u. s. w. — *Deliciae* S. 188, als Beyname des *Titus*, würde wohl schicklicher mit *Liebling* des Menschengeschlechts gegeben werden. — S. 204: „Der Krieg gegen dieselben (die eroberten, aber sich empörenden Provinzen) mußte aufs neue begonnen werden; die Legaten *Lufius* und *Maximus* wurden von verschiedenen Seiten gegen sie gesendet. Erstere nahm *Nisibis* wieder ein, eroberte *Edeffa* mit Sturm und schleifte es, während andere Nebenfeldherrn *Seleucia* unterwarfen. *Maximus* war unglücklich in seinen Unternehmungen; er erlitt eine Niederlage, und ward getödtet. Durch diese Siege (des *Maximus* Niederlage?) u. s. w. S. 233: ein zwanzigtägiger unausgesetzter Sturm dürfte wohl kaum ausführbar seyn; sie hatten 20 Tage hintereinander gestürmt, weil die Barbaren kein anderes Angriffsmittel kannten.

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1827.

GESCHICHTE.

- 1) ULM, ind. Stettin. Buchh.: *Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker, nach den Quellen bearbeitet und mit zehn Charten zur Uebersicht der Kriege der Alten versehen*, von F. Kausler u. f. w.
- 2) Ebendaf.: *Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen und Treffen aller Völker* — — Von F. v. Kausler u. f. w.
- 3) Ebendaf.: *Synchronistische Uebersicht der Kriegsgeschichte, der Fortschritte der Kriegskunst u. der gleichzeitigen Quellen* u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nr. 2. enthält 268 Beschreibungen von Schlachten, Treffen und Belagerungen, die in den auf dem Titel genannten Zeitraum bis zum Jahr 474 fallen, und die — nebst den im ersten Bande befindlichen — von S. 557 bis 586 in alphabetischer Ordnung nachgewiesen werden. Die Schlacht bey *Pistoja* macht den Anfang dieses zweyten Theils und wird nach *Sallust* erzählt, wo *Catilina* gegen den Legaten *M. Petrejus* mit dem Treffen das Leben verlor. Weil seine Kriegsleute nur etwa zum vierten Theil gehörig gerüstet waren, denn die übrigen führten als Gewehr, was ihnen eben der Zufall in die Hand gegeben hatte, so stellte *Catilina* jene in 8 Cohorten als erstes Treffen auf, und bildete das vorderste Glied aus den Centurionen und den am besten bewaffneten Soldaten des zweyten Treffens. Er schickte zugleich alle Pferde fort, um durch die gleiche Gefahr die Soldaten zu ermuthigen. Rec. hat diesen Umstand, so wie die Erwähnung der ungleichen Waffen ungern vermisst, weil sie hauptsächlich den Charakter des Treffens bezeichnen. Das Fortsenden der Officiere pflegte auch *Cäsar* zu beobachten, wie bey dem Treffen von *Bibracte* S. 3. bemerkt wird. In der Schlacht mit den Galliern (S. 7.) trennte *Cäsar* ein kleiner Morast, *palus non magna*, von dem Feinde, den kein Theil zu überschreiten wagte, daher C. nach einem glücklichen (nicht unbedeutenden, *secundiore*) Reitergefechte seine Truppen ins Lager zurückführte. Als hierauf ein Theil des feindlichen Heers im Rücken des Lagers durch einen Fuhr über die Aine setzen wollte, ging ihm C. mit der ganzen Reiterey und den leicht bewaffneten Numidiern, den Schleuderern und Bogenschützen über die Brücke

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

entgegen, griff sie in Masse an und schlug sie zurück. Ungern vermisst Rec. das unmittelbar darauf folgende Treffen mit den *Nerviern* an der *Sambre* (*Comment. de B. G. 2. cap. 16.*), an der sie bey dem Einrücken ins Lager unvermuthet angegriffen, beynahe geschlagen worden wären, so daß C. das Schild eines gemeinen Soldaten nahm und sich bey der XII. Legion selbst in das erste Glied stellte, um die Seinen von Neuem ins Treffen zu führen, indem er zugleich zum bessern Gebrauch des Schwertes die Reihen etwas öffnen ließ. Dadurch und durch die zur Unterstützung herbeyeilende X. Legion ward die glückliche Entscheidung des Treffens herbeygeführt und beynahe der ganze Stamm der *Nervier* vertilgt. Eben so werden auch die in der *Kriegsgeschichte* S. 19 und 21. erwähnte Eroberung der Festung der *Aduatucker* und das Seetreffen gegen die *Vianner* hier unerwähnt gelassen, denn von dem Angriffe des Römer-Lagers bey *Octodunus* (S. 8.) geht der Vf. zu der Schlacht mit den Deutschen an der *Maas* über. Der Belagerungen von *Avaricum* (*Burges*) und *Alesia* kann Rec. nicht anders als mit verdientem Lobe erwähnen. Zugleich muß er aber den Wunsch aussprechen, daß der Vf. sorgfältiger seyn und nicht im Wörterbuche der Schlachten u. f. w. Ereignisse anzuführen unterlassen möge, die in der Kriegsgeschichte erwähnt werden; z. B. (S. 123.) die Eroberung von *Cancia*, (S. 124.) die Schlacht gegen die *Cantabrer*, (S. 126.) gegen die *Araber*, gegen die *Pannonier* und *Scordisker*; (S. 128.) gegen die *Rhätier*, (S. 129.) den Sieg des *Drusus* über die *Germanen*, (S. 130.) das Treffen gegen die *Sueven*, die *Dacier* und *Dalmatier*; (S. 131. die Schlacht des *Tiberius* gegen die *Germanen*, (S. 135.) des *Severus* gegen die *Pannonier* und mehrere Treffen gegen den *Niger*; (S. 262.) gegen die *Franken*; (S. 265.) den Sieg über die *Gothen* im J. 251 der christlichen Zeitrechnung; (S. 268.) die Schlacht gegen die *Alemannen*, die Belagerung von *Singara* im J. 115 (die hier S. 249. aufgeführte fällt in eine spätere Zeit), so auch die Belagerungen von *Susa*, *Edessa*, *Bethoron* im J. 135; *Atra* durch *Artaxerxes*; *Aquileja* (S. 261.); *Trapezunt*, *Nicomeden*, *Nicena*, *Antiochien*, *Tarbus* (S. 269 und 271). Endlich die Erstürmung von *Pavia*, durch welche das weströmische Kaiserthum im Königreich Italien unterging.

In Hinsicht dieses Wörterbuchs glaubt Rec. nur noch zwey Bemerkungen machen zu müssen, die dem so verdienten Vf. entgangen zu seyn scheinen: N (5) ein-

einmal, [die] Ungleichheit der Darstellungen von Schlachten und Treffen, die zum Theil mehrere Blätter füllen; während an andern Orten wohl drey auf Einer Seite sich befinden. Sey es auch: daß bey den kürzern die Geschichtschreiber nicht die einzelnen Umstände angeben, wäre es wohl zweckmäßiger gewesen, bey den längern Berichten manches Ueberflüssige wegzuschneiden oder in die eigentliche Geschichte zu verweisen, um im Ganzen mehr Gleichförmigkeit hervorzubringen. Die Schlacht bey Bedriacum (S. 160.) zwischen den Heeren des Otho und Vitellius kann hier als Beyspiel dienen, wo zuerst alle vorbereitende Anstalten erzählt werden, und in dem Treffen selbst jeder geringfügige Umstand erwähnt wird. Eben so verhält sich's mit der Schlacht und Eroberung von Cremona durch des Vespasian's Truppen (S. 164), deren Beschreibung weit über die Gebühr ausgedehnt ist; während (S. 189.) sich die Erzählungen 1) der Niederlage der Dacier durch die Römer unter Julian, 2) der Niederlage des Kaisers Domitian durch die Marcomanen, 3) der zweyten Niederlage der Römer durch dieselben, und 4) der Niederlage der Dacier bey Taxā finden, die gleichsam nur beyläufig erwähnt werden. Wenn auch aus jenen entfernten Zeiten die Geschichte nicht immer hinreichende Nachrichten liefert, dürfte ein Wörterbuch, wie das vorliegende, etwa folgende Notizen bedingen: 1) den Ort, wo das Kriegsereigniß vorgefallen; 2) Jahr und — wenn er bekannt ist — Tag des Vorganges; 3) die Angabe der fechtenden Parteyen und der beiderseitigen Anführer; 4) den Verlust des Siegers und des Besiegten nebst den eroberten Trophäen; 5) die Hauptmomente, wodurch der Gewinn oder Verlust des Treffens herbegeführt worden; endlich die Belagerungen, die Dauer derselben. Rec. achtet sich um so mehr verpflichtet, den Vf. hierauf aufmerksam zu machen, als bey dem Fortschreiten der Geschichte in das Mittelalter und in die neuere Zeit der militairische Leser jene Nachweisungen ungern vermissen wird.

Bey dieser Gelegenheit muß Rec. eines Irrthums erwähnen, der sich ziemlich allgemein verbreitet hat: bey der Beschreibung der persischen Stadt Perisabora wird gesagt: „daß sie von einer doppelten, durch Thürme flankirten Mauer umgeben gewesen.“ Die Bestimmung jener Thürme der Alten war keineswegs die *Bestreichung* der Mauern, sondern die *Standfestigkeit* derselben, weil sie ihnen zu *Strebpfeilern* dienten. Man kann sich durch die Ansicht alter Mauern leicht davon überzeugen, deren Thürme vor dem XVten Jahrh. entweder gar keine, oder doch nur auf der Vorderseite Schießlöcher haben; daher sie nicht zur *Bestreichung* gebraucht werden konnten. *Schießlöcher in den Flanken* der Thürme und Runderle finden sich erst seit der Einführung der Feuergeschütze.

Von S. 331. bis zu Ende folgen *Noten*, zur *bessern Uebersicht der Einrichtungen und des Kriegswesens der Römer*: 1) *Uebersicht des Römischen Reichs nach Provinzen*; der Flächeninhalt betrug in

Europa ungefähr 55,000 Quadratmeilen; in Asien 20,000, in Afrika 25,000, folglich in Allem gegen 100,000 Quadratmeilen; worauf nach Tacitus Annal. XI. 25. unter Claudian 7 Millionen Römische Bürger wohnten, was mit Weibern und Kindern etwa 20 Millionen betragen würde. 2) *Die von Constantin d. Gr. gemachte Eintheilung* des Reichs in 4 Präfecturen, 13 Diöcesen und 117 Provinzen, die hier namentlich aufgeführt werden. 3) *Die Aenderungen im Kriegswesen durch Constantin*, wo der *Magister peditum* und der *Magister equitum* die Oberbefehlshaber beider Truppenarten waren. Diese Note beschränkt sich nur auf das Allgemeine, und giebt den Unterschied der damals eingeführten Rangordnung unter den Staatsbeamten an, die *Illustres*, *Spectabiles*, *Clarissimi* oder *Perfectissimi* waren. 4) *Das römische Kriegswesen*. Man kann die eigentliche Geschichte seiner Einrichtung nach S. 351. in vier Perioden theilen: 1) unter Romulus, wo die Legionen etwa 3000 Mann stark aufgestellt wurden. 2) Unter dem Servius Tullius und während der Punischen Kriege waren die Legionen 4200 Köpfe stark; jede enthielt 10 Cohorten, 30 Manipulos und 60 Centurien, die folglich 70 Mann stark waren. 3) Nach der Schlacht bey Cannā ward sie bis auf 5000, später auf 6000 Mann vermehrt. 4) So blieb sie unter der Regierung der Imperatoren; obgleich sie bisweilen um 1000 Mann verringert ward, war doch ihre gewöhnliche Stärke 6200. Die *Celeres*, 300 Reiter, bildeten unter Romulus die *Leibwache* des Königs, außer 3 Centurien ordentliche Reiterey, die nachher bis auf 1800 Mann vermehrt wurden. Die *Celeres* wurden von Numa Pomp. aufgehoben, von Tarquinius aber wieder errichtet. Die Reiterey hieß übrigens immer *Equites*; *Celeres*, *Flexumines* und *Trossuli* waren nur besondere, nicht allgemeine Benennungen. Die Reiterey ward später erst durch den Eintritt fremder Völker in die Römischen Heere bedeutend stärker. Dieser ganze 4te Aufsatz kann nur als gelungen und mit vielem Fleiß zusammengetragen angesehen werden. Er enthält Alles, was sich auf das Kriegswesen bezieht, und giebt über die dabey nach und nach vorgekommenen Veränderungen genügende Auskunft. Die *Angriffsmaschinen* oder richtiger: die Belagerungswerkzeuge (S. 426.) hätten wohl einer genauern und vollständign Beschreibung nach Plinius und Vitruv bedurft. Dahin sind besonders der Sturmbock (*Aries*), der Mauerbohrer (*Terebra*), die Werkzeuge (*Catapulta*; *Onager Steinblyde*), die Schießzeuge (*Ballistae*) zu rechnen. Mit Unrecht werden die *Scorpionen* oder *Handballisten* von den *Armbrüsten* unterschieden, da doch beide Benennungen offenbar gleichbedeutend sind, was besonders aus den spätern Schriftstellern des 5ten und 6ten Jahrh. hervorgeht. In Hinsicht der Schiffe hat Rec. die Ansicht: daß sie nicht nach der Zahl der Ruderbänke — wie der allgemeine Glaube der Ausleger ist — sondern nach der Zahl der Ruderer auf *Einer Bank*, oder an jeder Rierne genannt und in Absicht ihrer GröÙe unterschieden wurden; welches auch mit der noch ge-

genwärtig üblichen Einrichtung der Ruderfahrzeuge übereinstimmt. — S. 474. heist es: „zu des Servius Zeiten sey der römische Schild von Erz gewesen, und zuweilen mit Leder überzogen.“ Diefes wird S. 475 dahin berichtet: dafs der lederne Ueberzug blofs zur Reinhaltung des polirten Schildes bestimmt gewesen und zum Treffen abgezogen worden.

Nr. 3. Die *synchronistischen Tafeln*, die wegen ihrer Brauchbarkeit für die Kriegsgeschichte befondere Empfehlung verdienen, enthalten Tab. I—VI. in 14 Spalten: die Jahre der Welt, die Jahre nach der Erbauung Roms; die christliche Zeitrechnung — die sich bey jeder neuen Spalte wiederholt; — die Olympiaden; die Kriegsgeschichte der Römer, der Parther, der Juden und der Germanen (Deutschen); die Fortschritte des Kriegswesens und die sowohl ältern als neuern Geschichtsbücher für jede befondere Epoche. Die Juden fallen dann Tab. VII. aus; dafür treten die Perfer und Britannier, und Tab. XIV. die Hunnen ein. Tab. XV—XVIII. enthalten die Zeitrechnungen, die Kriegsgeschichten des weströmischen, des oströmischen Reichs, der germanischen Völkerstämme, der Perfer und der Hunnen. Zwar sind die Begebenheiten nicht überall genugsam abgefondert, und die rein-politischen Ereignisse mit den kriegserischen vermischet. Die Grenzen beider fallen jedoch in der frühern Zeit oft so enge zusammen, dafs eine Verwechselung überhaupt kaum zu vermeiden, während es andern Theils nicht ohne Interesse ist, im Römerreiche die Folge und die Schicksale der Regenten beyläufig angeführt zu finden. „Dafs *Valens* den Armenier-Fürsten *Para* ermorden lassen“, ist Tab. XIII. in zwey Spalten bemerkt, und kann es unter den *Fortschritten des Kriegswesens* wohl nur durch ein Versehen seyn. Ebenfalls wäre wohl eine nähere Bestimmung der *Vervollkommnung des Minnenkriegs* durch den Kaiser *Julian* zu wünscheln, da ja nach S. 261. des *Wörterb.* blofs ein unterirdischer Gang in die Stadt geführt ward — wie es schon längst gewöhnlich war — um während des Sturms Kriegerleute durch denselben in die Stadt und dem Feinde in den Rücken zu senden.

ALTERTHUMSKUNDE.

- 1) **BRESLAW**, b. Max u. Comp.: *Geschichten Hellenischer Stämme und Städte*, von Dr. Karl Otfried Müller u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Die Dorier. Vier Bücher von Dr. Karl Otfried Müller u. s. w.

- 2) **GÜTTINGEN**, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie* von Karl Otfried Müller u. s. w.

(Fortsetzung der in Nr. 84. abgebrochenen Recension.)

Zweyte Abtheilung. Ueber *Herkules*. „Jünger, als die Bildung des Göttermythus, schreibt Hr. M. S. XI. ist auf jeden Fall die des Heroischen; seine Tendenz schon mehr praktisch, weniger ideal, auf

und ab schwankend von religiöser Anschauung zu geschichtlicher Erinnerung. Bey den Doriern concentrirte sich der Schöpfergeist dieser Mythologie in der Einen Gestalt des Herakles, die dem Dorischen Stamm in ihren Hauptzügen zu vindiciren und von diesem Anfangspunkte aus zu entwickeln, eine der Hauptabsichten dieses Buchs war.“ Diesem Resultat kann Rec. nicht beystimmen. Der Vf. hat aufs Schönste und Einleuchtendste dargethan, dafs *Herkules* Dorischer National-Heros ist, und dafs Dorisches Leben und Geschichte sich in dem Charakter und den Thaten des Heros ausdrügen. Aber Rec. glaubt nicht, das Solches das Ursprüngliche war, sondern dafs er erst Dorisch wurde seit der Dorier Einzug in den Peloponnes, und dafs diese ihm jetzt erst jenen Heroischen Charakter aufdrückten. Prüfen wir daher des Vfs. und unsre Gründe.

Die erste Hauptfrage: „War wirklich der Herrscherstamm der Dorier (die Herakliden) von den frühern Herrschern (*Herkules* insbesondere) zu Mycenä entsprungen?“ beantwortet Hr. M. (S. 47.) mit Nein, — und wir stimmen ihm darin vollkommen bey, nur zum Theil aus andern Gründen, die sich aus unsrer Ansicht von den Herakliden (wovon unten) ergeben werden. Nicht so hat sich Rec. von dem andern Satze überzeugen können, *Herkules* gehöre den Doriern uranfänglich zu. „So wird man sich, heist es S. 50., immer in Widersprüchen drehen und keine klare Ansicht erhalten, wenn man nicht dem Satze beypflichtet: *Herakles* ist seit alter Zeit eben sowohl dorischer, wie altpeloponnesischer Held, besonders Held der Hyllischen Phyle, die sich wahrscheinlich schon in den Ursitzen an den Akrokeraunien mit zwey andern kleinen Völkerschaften vereint hatte; die Herakliden sind die angestammten Fürsten des Stammes; dafs sie Nachkömmlinge des Argivischen Helden seyen, der die Befehle des Eurystheus vollbrachte, bildete sich erst nach der Einnahme des Peloponnes in der Sage aus.“ Für seine Sätze führt Hr. M. drey Beweise: Einmal (wir sprechen zuerst von dem zweyten S. 49.), des *Herakles* Thaten im Norden bezögen sich alle auf äussere und geistige Geschichte der Dorier, und umgekehrt: alle Begebenheiten des Dorischen Stammes in den frühern Wohnsitzen würden mythisch unter der Person des *Herakles* dargestellt: diefs lasse sich aber aus einer momentanen Verbindung des Helden mit dem Stamme nicht erklären. Wir billigen diese Behauptungen ganz, welche S. 411. weiter ausgeführt werden, und wodurch ein unerwartetes Licht über den *Herakles*-mythus verbreitet worden. Aber warum wir uns darum doch nicht zu jenen Schlussfolgerungen verstehen können, ist dieses: S. 441. wird bemerkt, der Peloponnesische *Herakles*-mythus habe sich zum grossen Theil erst nach der Einwanderung der Dorier in diese Halbinsel durch das Bestreben gebildet, das Unrecht ihrer Fürsten auf den Besitz dieser Landschaft in der Sage darzuthun, und in *Herakles* Thaten ihre eignen Eroberungen vorzubilden und zu rechtfertigen. Gewiss sehr wahr! und überraschend schön löst der Vf. durch diese Voraussetzung den Knoten des

Peloponnesischen Mythos. Rec. meint nun, wenn die Peloponnesischen Sagen, die in dem Mythos selbst die frühern sind, sich mit solcher Tendenz *erst nach der Einwanderung* der Dorier bilden konnten, so hindere nichts, anzunehmen, daß auch alle die Fabeln, die den Helden den Doriern schon in ihren frühern Verhältnissen verbinden, ebenfalls jetzt erst entstanden seyen. Rec. meint, nachdem sie den Peloponnesischen Heros hatten kennen lernen, stellten sie ihre Thaten in der Halbinsel unter der Person desselben dar, und trugen ihn natürlicher Weise auch zurück in ihre vorhergehenden Zeiten, und wandten ihn ebenso zu der Darstellung ihrer vorhergehenden Geschichte an. Die Verbindung des Helden mit dem Stamme ist bey solcher Voraussetzung nichts weniger als momentan, sondern beruht auf den bleibenden Wohnsitzen der Dorier im Peloponnes. Die Frage, die hier entsteht, warum sie gerade den Herakles unter den Peloponnesischen Helden zu ihrem Ahnherrn genommen, beantwortet sich theils daraus, daß sie dadurch ihre Ansprüche gegen die herrschenden Pelopidischen Geschlechter, *als die Verdränger der Heraklidenfamilie* seit Eurystheus — und gegen die Pelopiden hatten sie gerade ihren Kampf — am besten rechtfertigen mochten, theils daß Herkules unter den übrigen Heroen wohl der gefeyertste, und in den alt-peloponnesischen Sagen, wie sein Vorfahr Perseus, gewils als großer Kämpfer und Gewaltiger dargestellt war, der dem Sinn eines erobernden Volks wohl am meisten entsprach, theils folgt die Antwort aus dem, was unten über Hyllus und die Herakliden zu sagen ist.

Ein zweyter Grund Hn. Ms. ist: Zwischen den dorischen und alt-argivischen Heraklesmythen zeige sich keine innere reale Aehnlichkeit. — Allein das braucht es auch gar nicht. *Wie die Peloponnesischen Heraklesmythen der Dorier politisch sind*, so sind es auch die aus ihren frühern Wohnsitzen. Sie haben sich an einen alten vorhandenen Heros angeschlossen, sind aber äußerlich politisch und in dem Sinne gebildet, gewisse Ansprüche des neuen Volks an die neuen Sitze zu begründen. Daß in der Heraklidenfage immer von *Wiederkehr* die Rede ist und darauf gebauten Folgerungen, setzt, meinen wir, nothwendig voraus, daß sie an einen *vorhandenen* Namen ihre Geschichte anreihen, die eben dadurch nur einen *äußerlich politischen* Charakter hat, ohne innere reale Aehnlichkeit mit dem alt-argivischen Mythos.

Der dritte Grund ist: „wolle man die Sage unmittelbar als Historie benutzend, die Herakliden für zugewanderte Achäer halten (daher den Herrscherstamm der Dorier für Achäisch, und ebenso den Herakles für nicht-Dorisch): so müsse man dasselbe bey der ganzen ersten Phyle der Hyller thun. Denn Hyllus, der Repräsentant dieser Phyle, heißt Sohn des Herakles; und auf die Phyle bezieht es sich, wenn Herakles Nachkommen der dritte Theil des Landbesitzes gewährleistet wird.“ „Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß in

diesem Falle, wenn der vornehmste Theil der Dorischen, Völkerschaft Achäisch gewesen wäre. Sprache. Cultus, Sitten so scharf und bestimmt geschieden seyn könnten.“ Wir sind zunächst mit der Behauptung ganz einverstanden, daß Hyllus Repräsentant der Hyllischen Phyle, und Hyller und Herakliden gleichbedeutend sind. Allein die Voraussetzung, die hier zum Grunde liegt, daß die Hyller *Dorier* seyen, geben wir nicht zu, ohne sie darum zu Achäern zu machen. Daß der Volksstamm, der diesen Namen führte und an den Liburnern wohnte, wenigstens nicht die erste Dorische Phyle ausmachte, hat sich wohl aus den oben ange deuteten geographischen und andern Gründen ergeben. *Wer sind aber nun die Hyller und Herakliden?* Ist Hyllus Repräsentant derselben, indem er hauptsächlich in Verbindung mit den Herakliden und als ihr Anführer vorkommt, so sind wir doch wohl zunächst auf ihn bey Lösung dieser Frage gewiesen. Er ist nach der Sage *kein Achäer*, und meist auch nicht die übrigen Herakliden, *sondern ein Aetoler*. Von ihm leiten die Heraklidischen Familien in Sparta ununterbrochen ihr Geschlecht ab, und sie sagen damit offenbar, *daß sie Aetolischen Ursprungs sind*. Daß die Herakliden *kein Dorischer* Volksstamm, wird auch deutlich dadurch bezeichnet, daß Hyllus *nur der Adoptivsohn* des Dorierfürsten Aegimius ist, wodurch die *Verbindung* der Herakliden mit den Doriern, — und nur davon meldet einmüthig der Mythos, — veranschaulicht wird. Dazu ist es historisch gewils, daß mit dem Uebergang der Dorier in den Peloponnes sich Aetoler verbanden, *Dor. I, 61.*; von denen sich wohl der grössere Theil trennte und nach Elis ging, vgl. *Dor. I, 418, 6.*; zwischen denen und dem Dorischen Stamm die Olympische Festfeyer, wo der *Aetoler* Iphitus den *Herakles*-Dienst einführte, eine freundschaftliche Annäherung erhielt, *Dor. I, 140.* — Die Spartiaten hielten viel auf das Andenken ihrer frühern Sitze, und standen mit denselben in freundschaftlichem Verkehr, und so darf auch als Beweis angeführt werden, daß sie mit dem Aetolischen Volke in öfterer Verbindung standen, und es mehrfach gegen Feinde schützten. Ferner: in den Sagen von Herkules, wie er Sparta erobert, sieht Hr. M. mit Recht eine Vorbildung der Einnahme des Landes durch die Herakliden und Dorier (S. 444.). Die einzelnen Umstände führen aber hier wieder nach Aetolien. Denn Tyndareus und Icarus sind vor Hippokoon zu Theseus in Aetolien geflohen, dessen Tochter Leda Tyndareus als Gattin heimführt, und Herkules setzt die Brüder wieder in ihre Rechte, mit der Bedingung, daß seinen Nachkommen das Land werden solle, — deutliche Beziehungen auf die spätern historischen Verhältnisse Sparta's zu den Aetolern. Die Nachkommen, die er meint, sind eben die aus der Aetolischen Königsfamilie abstammenden Hyller. Auf die Verwandtschaft des Aetolischen und Dorischen Dialects macht Hr. M. selbst aufmerksam S. 15.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1827.

ALTERTHUMSKUNDE.

- 1) BRESLAU, b. Max u. Comp.: *Geschichten Hellenischer Stämme und Städte*, von Dr. Karl Otfried Müller u. f. w.

Auch unter dem Titel:

Die Dorier. Vier Bücher von Dr. Karl Otfried Müller u. f. w.

- 2) GÜTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie* von Dr. Karl Otfried Müller u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Was am Ersten dem Gefagten entgegenzusetzen seyn möchte, ist: daß als Anführer der den Doriern verbundenen Herakliden oder Aetoler nicht Hyllus, sondern der Aetoler Oxylus genannt wird. Darauf kann man erwiedern, daß unter ihm nach Eroberung des größern Theils des Peloponnes sich die Aetoler von dem übrigen Haufen trennen und Elis besetzen, was eine Inschrift an der Bildsäule des Oxylus auf dem Markte von Elis bezeugte (Strab. X, 463.), daß er eigentlich nur als Führer dieser letztern Aetoler erscheint, während Hyllus Ahnherr des in Sparta gebliebenen Stammes ist, — welches Verhältniß dieser beiden Aetolischen Haufen dann die Sage durch die Verwandtschaft des Oxylus und Hyllus, indem beide von von zwey Schwestern stammen, ausdrücken (vgl. Pauf. V, 3. 5.), und die Feyer der Olympischen Spiele erhalten würde. Der bey den Doriern verbleibende Theil der Aetoler (und die Dorier selbst) wäre dann anzunehmen, knüpften ihre Ansprüche aus oben angeführten Gründen an den vorhandenen Heros Herkules, und fanden, weil sie Aetoler waren, einen Anlehnungspunkt an die ebenfalls schon vorhandne Sage von dem Aetolischen Hyllus, als Sohne des Herkules. Er, Herkules, sollte auch bey der Eroberung von Elis, den Eroberern beygefallen haben, Dorier I, 418, 6. — Allein die ganze Persönlichkeit des Oxylus, wenn sich auch zu Elis in geschichtlicher Zeit Geschlechter von demselben herleiteten, scheint nicht weit her zu seyn, und Rec. möchte glauben, es sey nur durch ihn der Krieg und das Blut bezeichnet, die dem erobernden Volke gleichsam vorangehen und es anführen. Wenn ihn manche Genealogieen zwey Geschlechter später als Hyllus ansetzen, so will das nicht viel sagen, daß ohnedies andere ihn auch gleich in der Zeit rechnen,

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Apollod. II, 8, 3. Ein Sohn der Protogenia, des Kalydon Tochter und des Ares heist nun Oxylus (Apollod. I, 7, 7.), und der Söhne dieses Gottes in den Aetolischen Familien sind mehrere, — Ausdruck wohl des bekannten kriegerischen Geistes des Volks. Aus demselben Geschlechte entspringt bald wieder ein Oxylus. Die übrigen Namen aus des Oeneus Familie spielen fast ohne Ausnahme auf Bacchische und Apollinische Religion an, und um so auffallender wird daher folgende Genealogie: von Gorge (der Schrecklichen) und Andramon (dem Blutmann): Thoas (der Wüthige, *Θούζω*); von ihm wieder ein Blutkind, Hämion (vgl. Welcker die Aeschyl. Trilogie Prometheus, S. 357.), und von diesem Oxylus (der Scharfe, von *ὀξύς*, wie Ares heist, z. B. *Iliad.* II, 440). Auch die übrigen Namen oder gleichbedeutende sind Epitheta des Ares (vgl. C. Dinner. *farrag. Epith.* Gr. S. 88.), und so dürfte wohl die obige Auslegung von dieses Oxylus Anführung nicht unangemessen seyn, wie andererseits, außer vielen andern Gründen, der Vorauszug gerade solcher Benennungen an den Zeus *Τριόψδαλμος* das Sthenelus zu denken verbietet, vgl. Dor. I, 61, 3. Als einen *Τριόψδαλμον* hatte das Orakel den Oxylus bezeichnet, offenbar symbolisch, und wie Zeus drey Augen hatte, als Herrscher und Aufseher über Himmel, Erde und Meer, so wird, scheint es, damit in gleichem Sinne die Anführung über die drey Heerhaufen der Dorier und Herakliden (von Sparta, Argos und Messenien) angedeutet. Als drey kommen Letztere gewöhnlich vor, mit drey Führern, Temenus, Aristodemus und Kresphontes, sie bauen drey Altäre, sie machen drey Loose u. f. w. Auf welchem Gebiete wir uns überhaupt bey der Mythe von Oxylus befinden, wird daraus klar, daß sein Bruder Thermius heist. Therma war aber der Ort der Panätolier, und wie einerseits dafelbst eine Inschrift an der Statue des Aetolus von dessen Herkunft aus Elis meldete, so zeugte andererseits eine Inschrift an dem Standbilde des Oxylus zu Elis von dessen Geschlecht und Herkunft (Strab. X, 463). Therma hieß auch der Olympische Gottesfriede, und Apollon als Schutz und Hort desselben erhielt den Beynamen Thermius (Dor. I, 252).

Warum aber heist Hyllus des Herkules Sohn? Rec. glaubt nicht, daß das aus einer vorübergehenden Verbindung der Aetoler und Dorier zu erklären sey (Dor. I, 417.), vielmehr daß Herkules in Aetolien einheimischer Heros gewesen. Nicht allein, daß sich an seine Vermählung mit Dejanira „eine Anzahl zusammenhängender und in der Behandlung wohl

von jeher verbundner" Mythen knüpft (*Dor. I, 417.*), so ist auch der Charakter derselben nicht bloß ein äußerlich-politischer, sondern, wie der Kampf mit Achelous und was damit zusammenhängt darthut, auch ein symbolischer, und also nicht aus obiger Veranlassung entstanden. Für das Bürgerrecht des Heros in Aetolien spricht auch die Verpflanzung der Sagen von Herkules und Dejanira, wie es scheint, durch Aetolier nach dem Achäischen Olenus, und daß des Oxylus Nachkommen, namentlich Iphitus, den Dienst desselben nach Elis bringen, *Pauf. V, 4, 4.* Es scheint, daß aus der vielfältigen Verbindung von Argolis und Aetolien seine Anwesenheit in letzterm Lande abgeleitet werden müsse.

Anbelangend den Charakter des *Altpeloponnesischen* Herkules, so hat Hr. M. einige sehr anregende Andeutungen, die wir aber hier nicht verfolgen können, indem wir uns zu der dritten Abtheilung unsrer Recension wenden, über Apollon und Artemis.

Dritte Abtheilung. Apollon und Artemis. (S. 199 bis 349.) Die Würdigkeit der Ideen, welche Hr. M. bey Behandlung dieses Gegenstandes leiteten, erhellet am Besten aus seinen eignen Worten (S. IX.): „Die Religion ist ganz eigentlich die älteste Geschichtsurkunde des geistigen Lebens einer Nation, zumal wenn nachgewiesen wird, was bey der Dorischen des Apollon mit genügender Evidenz geschehen zu seyn scheint: daß sie der Volksstamm nicht durch äußerliche Uebertragung erhalten, sondern aus dem eignen religiösen Gefühl zur bestimmten Gestalt erschaffen habe.“ Und S. X: „Dagegen ist es vielleicht ein besondres Resultat der hier mitgetheilten Untersuchungen, daß dieser Zustand religiöser Productivität doch für Griechenland in eine Zeit gesetzt werden muß, in der nicht die Nation bloß, sondern auch die einzelnen Stämme derselben in bestimmter ausgeprägter Eigenthümlichkeit dastanden. Denn wenn ich ersiens gezeigt habe, daß aller Apollocult von dem Dorischen Urlande um Tempe ausgegangen ist: so ist auch zweytens anschaulich gemacht worden, daß die Grundideen desselben mit dem Geiste des Dorischen Volksstammes in derjenigen Uebereinstimmung standen, die überhaupt bey Vergleichung früherer und späterer Epochen desselben Volks erwartet werden kann. Freylich hängt dies Resultat von dem Gelingen meines Bemühens ab, überhaupt die religiösen Ideen dieses Cultus aus dessen Symbolen, Mythen, Darstellungen dem Leser zu vergegenwärtigen“ u. s. w.

Daß dem Vf. diese schwierige Aufgabe wirklich vortrefflich gelungen sey, meinen wir, werde kein *Unbefangener* verkennen. Durch das ganze Werk ist die Uebereinstimmung der Grundideen des Apollocult mit dem Geiste des Dorischen Volksstammes festgehalten, und einleuchtend muß werden, daß diese Religion das Dorische Volk zu dieser bestimmten Gestalt erschaffen habe. Nur darin, wie Rec. nicht verschweigen will, ist er einer andern Ansicht, nämlich der, daß diese Gestalt nicht die älteste und ursprüngliche gewesen; daß zwar der Gott unter den Doriern ein Heldengott war, kein Sonnengott,

sein Cultus kein Naturcultus, vielmehr ein dualistisch-supernaturalistischer; daß er aber ursprünglich und in erster Gestalt allerdings Naturgott war; daß die Dorier nicht die ersten Träger desselben, sondern erst die zweyten oder gar dritten gewesen und ihn durch äußerliche Uebertragung erhalten haben, daß sie ihn aber, nach einem Vermögen, das sich eben so in der Umbildung der Herkulesreligion zeigte, nach ihrem Wesen umschufen und ihren Nationalcharakter ihm vollständig aufdrückten.

Es ist das nur des Rec. individuelle Meinung; er ist sich nur zu gut bewußt, wie nahe der Irrthum der Wahrheit stehe in einer so dunkeln und schwierigen Untersuchung. Er hat sich seit dem Erscheinen vorliegenden Werks *unausgesetzt* mit diesem Gegenstande beschäftigt, und ist immer behutsamer geworden. Fast noch nichts ist bey ihm abgemacht, und von dem Wenigen, was er zu diesem nächsten Zweck hier vorzubringen hat, fühlt er selbst, wie unvollkommen es ist. Keiner wird dazu berufen seyn, darüber zu urtheilen, als Hr. M., der sich mit dieser Aufgabe so lange und so glänzend beschäftigt hat, und wir hoffen, daß es ihn freuen werde, wenn der von ihm zuerst eröffnete Weg auch von Andern vielleicht glücklich betreten wird. Denn in der That, Rec. ist auf keinem neuen entgegengesetzten Wege; er fährt nur fort, wo Hr. M. aufgehört hat.

Was Rec. vorbringen will, wird nicht deutlich, wenn er nicht zuvor die Ideen des Vfs. kurz im Zusammenhange mitgetheilt hat. Zunächst wird sehr bündig S. 200. gezeigt, daß Apollon keine Pelasgische, Orientalische oder Italische, sondern eine echt-hellenische, Dorische Gottheit sey. Das älteste Vaterland desselben ist Tempe, wo die ältesten Sitze des Dorischen Volks sind (S. 202). Nach Delphi brachte ihn der Dorische Stamm von Hestiaotis, nachdem er ihn früher nach Delos und Kreta übergeführt hatte. Von Kreta rückwärts knüpfte er sich nach dem Homerischen Hymnus wieder an Delphi, S. 209. Das zweyte Kapitel behandelt ungemein lehrreich und umfassend die Verbreitung Kretischer Apollocolonien in Lykien, Troas, Thrakien, Milet und Kolophon, zu Trözen, Tánaron, Megara, Thorikos. Ueberraschend wahr wird die Sage von dem Leukadischen Sprung aufgeklärt. Es folgt die Verbreitung des Pythischen Dienstes in Böotien. Was darauf von der Verbreitung des Apollodienstes durch die Ionier in Attika, von der Fahrt des Theseus nach Kreta, der Gründung Apollinischer Feste und der politischen Bedeutung des Cultus in Athen gesagt ist, hat Rec. darum ganz besonders gefreut, weil er noch vor Lesung dieses Werks von einer andern Seite zum Theil zu demselben Resultat gekommen war. Mit Mühe nur enthält er sich, weitläufiger hierauf einzugehen. Im dritten Kapitel kommt der Vf. auf die Verbreitung des Apollocultus durch die Dorier im Peloponnes, und seine Verbindung mit den Olympien. Sehr richtig ist besonders, was von den Unterthanenvölkern des Pythischen Gottes und deren Ausendung von Kolonien gelehrt wird

wird, für unsern Zweck hier aber ohne weitem Einfluß. Der Verlauf führt im vierten Kapitel auf einen viel besprochenen und bestrittenen Gegenstand, die Hyperboreer. Die Auflösung dieser Sagen ist überraschend schön, und wenn überhaupt der innere Zusammenhang der einzelnen Mythen eines größern Mythenkreises irgendwo sichtbar wird und auf Anerkennung des gefundenen Sinnes drängt, so ist es hier, indem dagegen die Vossische Meinung in der Sache weder Namen, noch Locale, noch Verbindung mit Apollo erklärt. Seine und die Vossische Ansicht hat der Vf. in den *Prolegg.* S. 418 recht deutlich gegen einander übergestellt. Er fordert daselbst auch sehr zur Prüfung seiner Sätze auf und meint, das Kapitel über die Hyperboreer könne dazu dienen, das Verhältniß der Mythenerklärung von Voss und der seinigen ans Licht zu ziehen. Jener läßt hier Alles von seinem Koläus abhängen, der von Hyperboreern erzählen mußte. Nicht allein, daß diesem Koläus von Hn. M. a. a. O. sehr richtig ein späteres Zeitalter angewiesen wird, als sich Erwähnungen der Hyperboreer finden, so ist überhaupt die Herleitung mehrerer bestimmter Fabeln, die Voss namhaft macht, aus solcher Quelle nach den Alten unerweisbar. Ohne die Auflösung der Fabel gefunden zu haben, wie sie jetzt Hr. M. giebt, war Rec. doch schon längst der Ueberzeugung, das berühmte Fabelvolk sey ursprünglich im Norden und nicht im Westen zu suchen, und schon lange war er aufmerksam geworden auf die Abweichungen bey Voss, und namentlich hatte er die Erklärung der Pindarischen Stellen, wie sie in den Prolegomenen gegeben werden, als die einzig richtige vorgezogen. Weiter aber in den Gegenstand hier sich einzulassen, würde von dem einmal bestimmten Plane abführen. — Mit dem fünften Kapitel beginnt die Erörterung des Begriffs und Wesens des Cultus. Zuerst wird Apollon Nomios oder Aristäus, als ursprünglich, pelagisch abge sondert von dem dorischen Gott. Auf das Einzelne will sich Rec. dabey nicht einlassen, allein daß Apollon Parrhäsus nicht verschieden sey von dem Delphischen, folgt aus der unten zu gebenden Darstellung, wenn diese anders richtig ist. Aber daß Aristäus identisch mit dem Parrhäsus sey, ist für Rec. noch nicht ausgemacht. Daß Apollon und Asklepius nach S. 283. sich ursprünglich fremd gewesen, sind wir einverstanden; aber ihre Verbindung leiten wir von dem Umstand ab, daß die Culte beider Gottheiten in vordorischer Zeit von demselben Volksstamme verbreitet wurden. S. 284 werden die wichtigsten Gründe vorgebracht, aus denen man den Apollon zum Natur- oder Sonnengott machen könnte, und von S. 286. sind sie widerlegt. Das 6te Kapitel entwickelt die Homerische Idee des rächenden und strafenden Apoll, und ihr gegenüber des helfenden und rettenden. Im Mittelpunkt steht der Begriff der Reinheit, des Lichts. Um jenes Gegensatzes willen wird der Cultus ein *dualistischer*, und im Gegensatz gegen Naturreligionen ein *supernaturalistischer* genannt S. 307. Das 7te Kapitel weist diese Ideen in der mythischen Geschichte nach. Be-

sonders schön und geistreich ist die Fabel von des Gottes Dienstbarkeit gelöst. Das 8te Kapitel sucht dieselben Ideen im Cultus auf. S. 354 werden die Hyacinthien und Karneen Nicht-Apollinische Feste genannt, was Rec. aber verneinen muß. Sie sind der Gestalt des Apollon, die er unter den Doriern annahm, allerdings fremd, allein dessen ursprünglichem Wesen eigen, und er erscheint in dem erstern Feste unverkennbar als Natur- und Sonnengott. — Dann wird noch von der Gestalt des Gottes in der bildenden Kunst, und endlich von dem Einfluß des Cultus auf geistige Bildung überhaupt und namentlich Pythagoräische Philosophie gesprochen. Von S. 367 wendet sich der Vf. zur Artemis. Es wird darauf gedrungen, die verschiedenen Artemis-Dienste zu unterscheiden, und bemerkt, es sey nöthig, ein festes *historisch gegebenes* Kriterium für diese Unterscheidungen aufzustellen. „Als ein solches giebt sich sogleich der einfache Satz: Nur die mit Apollon verbundene Artemis gehört demselben Systeme (der Dorier nämlich) religiöser Ideen an — also nicht die Ephesische Göttin, nicht die Orthioche Artemis; nicht die Tauropolos, als in deren Diensten nie Apollon als Brüdergott vorkommt.“ Die mit Apoll verbundene Artemis theilt nach dem Vf. ganz denselben Charakter mit dem Dorischen Gott. Verschieden ist aber S. 372 die Arkadische Göttin mit ihren unzähligen Beynamen, deren Cult ein Naturcultus ist. S. 380 von dem Attischen Dienst, als einer Nebenart des Arkadischen, und S. 381 von dem verwandten Dienste der Orthosia, Orthia oder auch Iphigeneia. Derselben Gattung ist auch die Taurische Diana, und nicht zu bezweifeln ist, daß die Stiergöttin Artemis mit den eigentlichen Taurern ursprünglich nichts gemein hatte. Nach Hn. M. ist Lemnos das älteste Taurien, wo ein Hauptstiz dieses Arkadischen Cultus war, „wo er aber durch die Nähe asiatischer Culte eine mehr orgiastische und ausschweifende Gestalt gewann, in welcher er nach Attika und Lakonien zurückgebracht wurde.“ S. 387. Die Eigenschaften und Namen beziehen sich auf Mondsdienst, „nur ist wohl der Mond selbst nur Symbol dieser Naturgottheit.“ S. 386. Von S. 388 werden die Ephesische Göttin und andre Asiatische Culte ausgeschieden. Der Vf. schließt S. 393 mit den Worten: „Soviel schien nöthig zur Rechtfertigung der aufgestellten Sonderung, aber wir machen kein Hehl daraus, daß in dieser summarischen Darstellung manche schwierige Aufgabe noch ganz unberührt geblieben ist, zu deren Lösung weitläufigere Voranstalten gehören.“

Indem Rec. zur Prüfung dieser Sätze geht, beschränkt er sich darauf, zu zeigen, daß *Orestes* von dem *Pythischen* Apollon nicht verschieden ist, und des Gottes Schicksale in seinem Leben vollkommen darstellt. Daraus ergibt sich dann von selbst als Folge: 1) daß jenes Kriterium: „nur die mit Apollon verbundene Artemis gehöre demselben System (der Dorier) an“, nicht anwendbar sey; 2) daß der Pythische Gott auf engste mit dem Dienste der Diana *Iphigenia*, *Orthia*,

Tauropolos, wenigstens ursprünglich verbunden gewesen sey; 3) daß das Dorische göttliche Geschwisterpaar ursprünglich nicht verschieden war von dem vordorischen atlakedämonischen Apollo- und Artemis-Cultus; 4) daß daher der Cult der Dorischen Götter ursprünglich ein naturalistischer gewesen; 5) daß ihn der Dorische Volksstamm allerdings erst durch äußere Uebertragung erhalten, und nachher erst zu der demselben bey ihm eignen Gestalt erwachsen habe, wornach dann zu modificiren ist, was Hr. M. von dem Vaterland und den Wanderungen desselben erörtert hat.

Väterlicher Seits stammt Orestes von den Pelopiden und wohnt zu Argus, aber sein mütterliches Geschlecht und die Bedeutung seines ganzen Lebens eignen ihn Sparta an. Dafür zeugt seine Schwester Iphigenia, die unbezweifelt Diana Orthia ist. In dem Hause der Pelopiden aber finden sich weder Namen, noch Culte, noch Mythen, die mit jenem Dienste in Verbindung ständen. Daher in der Verehlichung der Klytämnestra und Helena an Agamemnon und Menelaus zunächst nur der Ausdruck zu suchen ist für das Politische, das Eindringen der Pelopiden und dann auch den Uebergang des alten Landescultus auf die neue Dynastie; daher denn auch die Sagedie beiden Brüder wohl zuweilen den ältern Artemisdiensten verbindet, nicht aber in der Art ihrer Vorfahren. In Sparta oder in Bezug darauf spielt daher größtentheils des Orestes Geschichte, dorthin bringt er die geraubte Taurische Göttin, dort soll er geherrscht und gewohnt haben, im Spartanischen Gebiet oder in dem benachbarten Parthien wird er geführt, nach Sparta werden seine Gebeine gebracht und daselbst liegt er begraben. Pindar (*Pyth.* XI, 24.) nennt ihn einen Lakonier, und verlegt die Scene des Mords des Agamemnon nach Amyclä (v. 48.), und auch Stelichorus und Simonides (*Schol. Eur. Or.* 46.) machen den Orest zum Lacedämonier. Die Amycläer behaupteten daher, das Grabmal der Cassandra sey in ihrer Stadt (*Paus.* II, 16, und befasen noch zu Pausanias Zeiten (III, 19.) ihr Bild mit dem der Klytämnestra und des Agamemnon. Bey den Spartanern wurden Agamemnon und sein Geschlecht göttlich verehrt, und dem Orestes wird wieder ein Weib aus Sparta, Hermione, gegeben; vgl. *Orchom.* 319.

Das Geschlecht des Orestes dagegen von mütterlicher Seite bewahrt viele Namen, die auf Licht- und Gottesdienst zu beziehen sind. Von *Amyclas* hebt es an, der Apoll selbst ist, nach dem Bynamen des Gottes Amycläus, mehr noch, daß er Vater des *Hyacinthus* heist, der wieder identisch mit Apollon ist. Auf Amyclas folgt sein Sohn *Argalus* (der *Weisse*), und dann *Kynortas*. Von Kynortas kommen *Tyndareus*, *Aphareus*, *Leucippus* u. *Icarius*. Tyndareus u. Icarus führen zu dem Aetolischen und Acarnanischen Lichtdienst; sie flüchten zu Theseus. *Icarius* erinnert an *Diana Icaria*, und sein Sohn *Leukadius*, der über Leukadien geherrscht haben soll, an den Leukadischen Apollonsdienst. Von *Icarius* kommt der Cultus des

Gottes durch Penelope nach Ithaka, und der Gemahl der Penelope, *keusch wie Artemis*, der Weberin, wie *Artemis mit der goldenen Spindel*, Ulysses, kehrt am *Apollonafeste* nach Hause, und rächt mit dem Bogen, wie der Gott, den *Uebermuth* der frevelnden Freyer. Tyndareus heirathet des Theseus Tochter *Leda*, d. i. *Leto*, und zu ihr tritt das *Apollinische* Symbol, der *Schwan*, Jupiter, des Apollon Vater, als Schwan. Die Namen der *Dioskuren* aus dieser Umarmung gehen wieder auf Lichtreligionen (*Welcker Aesch. Tril.* S. 130. 226.), und noch deutlicher die Abwechselung zwischen Tod und Leben. Daß dieses *Spartanische* Zwillingspaar ursprünglich keine Meergötter seyen, beweist ausser dem Zusammenhang des Geschlechts, daß die Spartaner kein seefahrendes Volk gewesen. Sie verheiratheten sich mit den Töchtern ihres Ohms *Leucippus*, *Hilaira* u. *Phöbe*, welche letztere uns das Götterpaar Phöbus und Phöbe ins Gedächtniß bringt. Deren Schwester ist *Artemis*, des *Apollons* Geliebte. Auch sind die Dioskuren schwerlich verschieden von den Söhnen ihres Ohm, *Aphareus*, das und *Lynkeus* (Blick und Licht), mit denen sie die Sage häufig verbindet, obzwar feindlich, wiewohl diese Wendung des Mythos gewiß nur ihren Grund in der nachherigen Feindschaft der Spartaner und Messener hat. *Idas* knüpft sich ebenfalls an Aetolien und die Familie des Theseus an durch seine Geliebte *Marpessa*, und von dieser Seite berührt er sich auch wieder mit *Apollon*. Neben den Dioskuren sind Kinder der Leda noch *Phöbe*, *Helena* und *Klytämnestra* (*Eurip. Iph. A.* 50.). Schwerlich sind die drey Schwestern verschieden (und *Phöbe* ist an sich klar), oder die zwey letztern, welche nur die gewöhnliche Sage kennt. Wie die zwey *Dioskuren* denselben Begriff bilden, die zwey *Leucippiden*, die zwey *Apharetiden*, so gewiß auch die zwey Schwestern der Dioskuren aus derselben großen Familie. In dem Namen der *Helena* ist schon öfters ein Bezug auf *αἰλήνη* gesucht worden, und dieser wird zur Gewissheit durch den gegebenen Zusammenhang. Ganz in demselben Kreise steht Klytämnestra durch ihre Tochter *Iphigenia*, die sicherlich Artemis Orthia ist. Schon der Name (*ἰλογος μητιῆς* *Od.* I, 36.) scheint sie in Beziehung zu setzen mit der Geschichte von den vielen Freyern ihrer Schwester, und jene Iphigenia, die in Aulis geopfert wurde, war nach Andern der Helena Tochter (*Tz. Lyc.* 183. 200.), die nur Klytämnestra an Kindesstatt angenommen hatte. Auch durch ihre Tochter *Erigone* steht diese in der Reihe der Lichtgötter und der Schwester Helena nahe. Denn *Erigone* hieß und war auch Helena, und wie Iphigenia entrückt sie Diana dem Tode, und setzt sie als ihre Prieslerin nach Attika (*Hephaest. Lib.* IV. *Hyg.* f. 122.). Eben so tritt sie dadurch als Lichtwesen auf, daß ihre Tochter Iphigenia auch Kind der Trojanischen *Chryseis* und des Agamemnon war, und *Chryses* u. *Chryseis* sind schon bey Homer dem Apollon heilig und geehrt (*Tzetz. Lyc.* 183. *Etymol. M.* v. *Χρυσόπολις*).

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1827.

ALTERTHUMSKUNDE.

- 1) **BRESLAU**, b. Max u. Comp.: *Geschichten Hellenischer Stämme und Städte*, von Dr. Karl Otfried Müller u. f. w.

Auch unter dem Titel:

Die Dorier. Vier Bücher von Dr. Karl Otfried Müller u. f. w.

- 2) **GÜTTINGEN**, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie* von Dr. Karl Otfried Müller u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.).

Außer der erwähnten Iphigenia erzeugt noch Agamemnon mit der Chryseis einen Bruder, Chryses, zu dem eben auch Apoll der Vater hieß (Hyg. f. 121.). Dieses Chryses Geschlecht ist ganz das des Orestes: er bringt mit Orestes das Bild, der Taurischen Göttin, er hat denselben Vater, dieselbe Schwester; bey seinem Großvater Chryses auf der Insel Sminthos landen Orestes und Pylades (Hyg. f. 120. 121. Tzet. u. Etym. M. I. 1.), so daß nicht zu zweifeln ist, dieser Chryses sey derselbe mit Orestes, eben so wie Iphigenia von Troja dieselbe mit der Peloponnesischen. Denn beide Culte sind gemeinschaftlichen Ursprungs, und die Trojanische Schwester ist sicherlich die alte Artemis (Dorier 384. Orchom. 311 f.). Die übrigen Kinder der Klytämnestra (über verschiedene Zahl und Namen derselben Hayne zu II. T. V. S. 566.) haben nicht weniger bedeutungsvolle Namen, und scheinen nur Zerstückungen des einen Begriffs der Iphigenia. Chrysothemis erinnert an den Delphischen Apollinischen Priester des Namens (Dorier 207. 213. 343. 348.), an jene Chrysothemis, mit der Apollo die Jungfrau im Thierkreise erzeugte, an Chryse zu Troja u. f. w., Elektra, sagen die Alten, sey so genannt worden διὰ τὸ κατ' ὄψιν ἡλεκτρίσθαι καὶ χροσοῦσθαι (Schol. Eur. Or. 71.), der Bernstein soll eine Thräne des Apollon seyn (Dor. 322.), Hyperion heiße ἡλεκτρος, Selene ἡλεκτρεις (Welck. Kadm. 36). Auch gehört Elektra in den Kreis Delphischer Sagen, sowohl durch ihre Verbindung mit Pylades (vgl. unten), als auch die Erzählung bey Hyginus f. 122.

Aus dem Angeführten folgt vorerst der Schluss, daß Klytämnestra (und dadurch ihre Kinder) in die Spartanischen Geschlechter gehören, und ihre Verknüpfung mit den Pelopiden und Argos nur politisch ist; dann daß Orestes ganz in einer Reihe und Umgebung Apollinischer und Lichtgötter steht; daß,

ferner nach dem, wie Iphigenia zu Troja mit einem Chryses, des Apoll Sohn, als Schwester zusammensteht, hier schon Artemis - Orthia oder Iphigenia nicht allein, sondern mit einem Bruder verbunden erscheint, daß endlich Iphigenia und Chryses - Orestes nicht nur dem vordorischen Apolloncult angehören, sondern sich auch aufs Engste mit dem von dem Vf. als dorisch bezeichneten System verbinden, und Orestes durch Chryses schon als der Dorische Gott selbst anzusehen ist. Denn der Homerische Chryses und der Dienst von Sminthus sind aus dem Kreise der Dorischen Religion (nach Hn. M.), und auch die Schwestern Chrysothemis und Elektra, wie schon bemerkt, knüpfen sich an diesen. Auch die Apollinische Priesterin Cassandra in dem Hause des Agamemnon statt der Klytämnestra reiht sich an ihn, wie man auf der andern Seite wieder die alte Artemis mit Agamemnon verwebt. (Dorier 381, 3. 383, 4. Welcker Theognid. S. 115.)

Schon die Jugendgeschichte des Orestes führt ganz auf den Pythischen Gott. Entweder hatte ihn nach Aeschylus Klytämnestra selbst noch vor des Agamemnon Heimkunft zu Strophius entfendet, oder Elektra nach Sophokles bey dem Tode des Vaters dahin gerettet; oder nach Pherecydes seine Amme Laodamia (fr. 75.), die bey Aeschylus (Coeph. 727.) Gilißia, und bey Pindar (P. II, 25.) Arsinoe heiße. Dieser Arsinoe Geschlecht ist nicht bekannt. Aber so hieß auch eine jener Töchter des Leucippus, und da diese die Fabel auf das Engste in die Sagen von Apollon verwebt, und sie zu Sparta göttlich verehrt wurde, so darf man wohl glauben, daß der Mythos, dem Pindar gefolgt ist, an jene Apollinische Arsinoe dachte. Und zwar nach Delphi wird Orestes entfendet und dort erzogen, ähnlich wie Ion bey Euripides. Des Strophius Ahnherr ist Phokus, d. i. das Land Phocis, und des Phokus Söhne sind nach Älius Krissus und Panopeus (Paus. II, 29, mit Astaria Tz. L. 53.), wobey gleich Rec. bemerkt, daß nach seiner Ueberzeugung das Volk von Panopeus gerade vordorischer Träger des Apollon-Cultus ist, daß aber die Feindschaft des herrschend gewordenen Dorischen Stammes gegen die Lapidier und Phlegyer schon in den Sitten in Theßalien, dann in Phocis, auch den Mythos von der Feindschaft des Gottes gegen dieselben erfunden, während aber die Stammsagen derselben sie von Apollon herleiten und sonst eng an ihn knüpfen, und nach des Rec. Dafürhalten es auch Aeolische Phlegyer und Lapithen sind, die vor den Doriern, in Sparta, und Messen-

herrschen, und dorthin den Apolloncult bringen. Da diese Sätze aber zum vollständigen Erweis ein eignes Buch erfordern, so will Rec. auch hier nichts Einzelnes dafür anführen, nur weil von dem (Apollinischen) Bogen des Ulysses die Rede gewesen, bemerkt er die Sage, wornach derselbe (*Od.* XXI, 14 ff.) von dem Bogenberühmten Lapithischen Eurytus herkommt. — Jenes Krissus Sohn nun ist Strophius und dessen Pylades (*Paus.* a. a. O. *Sch. Eur.* Or. 38). Krissus (*Sch. Eur.* l. l.) baute *Kirrhä*. — Kirrhä und Krissa sind aber nicht verschiedene, (*Orchom.* 494. *Dor.* 210.) Ursitze des Apollinischen Cultus und das Orakel von ihnen ausgegangen. Daher sendet nach Pindar (a. a. O.) *Arfinos* den Orest in „des Pylades götterreiches Fruchthland“, dem Sitz „des Kirrhä's Kampf“ (der Pythischen Spiele), und die Schollen erklären, daß Strophius über *Python* herrschte. Bey Euripides Or. 1087. nennt Pylades Delphi als seine Heimathstadt (vgl. d. Schol.). Auch nach Sophokles (*El.* 180.) lebt Orest im Krissäischen Gebiet (vgl. Schol. zu 45); daher nach dem Rath des Pädagogen (49.) Orest in den *Pythischen* Spielen gestorben seyn sollte. Der Elektra und des Pylades Söhne nannte Hellanicus (*fr.* 86.) *Strophius* und *Medon*, mit welchem Letztern die Stadt Medeon am Kirrhäischen Meere in Bezug zu setzen. Die berühmte Freundschaft des Pylades mit Orest, die Verbindung desselben mit Elektra ist also wohl nur der mythische Ausdruck der Vereinigung und Verknüpfung des Phocischen Landes und Volks mit dem Delphischen Orakel und Gott (d. i. Orestes), und nur eine andre Wendung ist es, wenn die Phocier immer treue und bereite Bundesgenossen des Orestes sind. *Paus.* II, 18. *Eur. Andr.* 982.

Von Delphi aus, auf ausdrückliches Geheiß des Gottes, kommt er die Unthat des Aegisth und der Klytämnestra zu rächen. Der Gott nimmt bey den Alten die ganze Schuld auf sich, und Orest ist nur der Vollstrecker seines Willens. Darum ist die That eine echt Apollinische durch die Abkränzt von Delphi, den Willen des Orakels und den Charakter derselben; denn „Apollo verwaltet den Dienst der den Uebermuth niederbeugenden Nemesis.“ *Dor.* 294. 301 ff. vgl. *Aesch. Eum.* 206. Wobey wir bemerken, daß der innere Zusammenhang des Mythos auch dringt, *Od.* III, 308. statt *ὑπὸν Ἀθηναίων* die andre alte Lesart *Πρωτων* vorzuziehen, indem eine solche Aenderung durch die Hände der Athener sehr wahrscheinlich ist, vgl. *Müller's Hom. Schule*, 94. Not. Sonst sagt keine andre Sage (so viel Rec. weiß) aus, Orest sey von Athen gekommen: daher die so schwache Aushülfe der Erklärer, er sey zwar der Ernährung wegen nach Phocis, des Unterrichts wegen aber nach Athen geschickt gewesen, *Eust.* 1469, 38. Es war aber im achten Jahr (nach *Od.* l. l.), daß er kam, die Unbill zu strafen, — eine bedeutsame Zahl und gewiss nicht willkürlich erfunden! Denn acht Jahre machen den großen *ἑναυτός* aus, der in den Apollinischen Instituten herrschend ist, *Orchom.* 218. Namentlich tödtet Apollon alle acht Jahre den Python, und die Pythische Theorie stellte alle acht Jahre die Schicksale des Gottes vor, *Dor.* 202, 235.

318. Hiernach darf auch die Vermuthung erlaubt seyn, daß, wie einst Apoll den Python und sonstige Frevler, so Orest die Mutter und Aegisth durch Bogen und Pfeile erschloß. Denn nach Stesichorus war er mit dem Bogen, dem Geschenk Apolls, bewaffnet (*Schol. Eur. Or.* 258.), was bey Euripides dahin motivirt worden, das Geschloß habe ihm der Gott gegen die Erinnyen gegeben. So erlegte er auch wahrscheinlich nach der alten Sage den Neoptolemaus, wenn auch beide Mythen nach der Freyheit der Tragiker anders gestaltet sind.

„Obgleich nur, heißt es *Dor.* 319, die Erlegung des Python als Triumph der höhern und göttlichen Kraft erscheint, so wird doch der erlegende Gott als besleckt von dem Blute des Ungethüms gedacht, und muß eine Reihe von Trübsalen und Leiden durchwandern.“ Die Hauptbegebenheit auf dieser Wanderung war die Knechtschaft bey Admetos, dem Pheräer, der sich der Gott, um die Schuld abzubüßen, unterzog, und zwar einen großen *ἑναυτός* diente derselbe (*S.* 322.) Gerade so wieder Orestes! vollkommen stellt er des Gottes Schicksale dar! An die Orestischen Religionen sind eben so die Begriffe der Reinheit geknüpft, wie der Pythische Gott der Unbesleckte ist, *Dor.* 801. Denn vor Iphigenia ist verunreinigt der Mörder, wer Geburten oder Todte berührt, und muß fern bleiben von ihrem Altar (*Eur. Iph. T.* 374 ff. 1004.), wie Delos von Leichen und Geburten frey gehalten werden mußte. Wie Apoll, so wird nun auch Orest alsbald nach geschehener That acht Jahre landesflüchtig, und zwar verweilt er diese Zeit in Parrhasien in Arcadien. Er thut das wieder auf Befehl des Pythias, und wird erst gereinigt (*Eur. Or.* 1640. *Paus.* VIII, 84, 2. *Tz. Lyc.* 1874.) nach dieser Periode, wiewohl dieses auch anders motivirt wird. *ἑναυτός* *νήπιος* wohnt daselbst Orest (*Eur.* und *Tz.* a. a. O.), und zumal hier von Apollinischen Instituten die Rede ist, darf man an die achtjährige Periode denken, vgl. *Dor.* 334, 1. 333. *Prolegg.* 423. Auch Asklepiades, Pherecydes (*Schol. Eur. Or.* 1640.) und Andere, außer den Angeführten, setzen seine Dienstbarkeit nach Parrhasien, oder specieller nach Orestis und Orestium, deren Namen die allgemeinere Sage von ihm ableitete. So wie er nach einer andern Nachricht (*Sch. Soph. Oed. C.* 42.) nach geschehenem Mord zu Karnia verweilte, deutlich in Bezug auf Apollon Karneus, so bezieht sich auch der Aufenthalt in Parrhasien auf Apollon Parrhasius, und setzt damit Orestes in Verbindung. Auf dem Lyceum war ein Hain und Tempel des Parrhasius (*Paus.* 8, 38); er hieß aber auch Pythius (l. l.), eben so, wie wir in Orestes den Pythischen Gott in Vereinigung mit den vordorischen Apollosculten sehen. Wie des Gottes Heiligthum mit dem Tempel des Lichtgottes Zeus Lykæus (*Dor.* 306.) vereint steht, so lebt Orest *Ἀντιόχῳ πηλοῦ ὀχυρώματι*, *Eur. El.* 1275, und zwar in der Stadt seines Namens *ἐν Ἀλφειοῦ ποταμῷ* (1274). Die Lage der Stadt des Orestes am Alpheus stellt ihn auf der andern Seite zusammen mit der Artemis-*Alphäa*, der Arkadischen Göttin (*Dor.* 875.), und diese wäre da-

dadurch nicht mehr allein, sondern mit Apollon verbunden, wenn anders aus den Localitäten ein solcher Bezug gesucht werden darf, und Alphäa nicht dem Pelasgischen Göttersysteme zuzueignen ist. Dagegen Kallisto, die Parrhasische Bärin, ist gewiss dem Orestes fremd; denn, wenigstens nach Eumelus und Charon von Lampfacus, ist sie Pelasgisch, aber das Geschlecht der Iphigenie steht in keinem Connex mit Pelasgern. Von dem Aufenthalt des Orestes waren mancherley Spuren und Sagen noch zur Zeit des Pausanias übrig, zum Theil in Bezug auf Apollon Acelinus und *Κοροιβός* (Paus. 8, 34.) Auch Pherecydes (fr. 76.) weiß davon, und namentlich seinem Verhältniß zur Artemis, daß er in ihren Tempel flüchtet und sie ihm die Furien abwehrt, wie Apollon bey Aeschylus. — Nach Andern fand er auch seinen Tod in Parrhasien durch den Biss einer Schlange. Die Schlange ist aber der altpeloponnesischen Artemis geweiht, Dor. 378. 884. vgl. Welcker a. a. O. 225. Not.

Apollon ward nach dem Morde des Python geführt und gereinigt, und auch Orest mußte es werden. Verschieden sind die Angaben der Localität, aber an Apollinische Institute geknüpft. Bey Aeschylus geschieht es zu Delphi durch den Gott selbst (Dor. 228. 333.), nach andrer alter Tradition zu Troyen (a. a. O.), wo ein Gebäude und ein Lorbeerbaum vor dem ältesten allen Tempel, dem des Apollon Thearius, das Andenken an die Begebenheit bewahrte, oder auch ein Stein vor dem Tempel der Diana Lycia. (Paus. II, 81, 6.):

Die Versöhnlichkeit der Blutrache war eine Hauptsetzung Apollinischer Institute, eine wohlthätige Einrichtung der Delphischen Sprüche. Diese Lehre macht der Gott selbst eindringlich durch das Beyspiel, das er in der Person des Orestes giebt. Auf des Pythiers Geheiß wieder, der alle seine Schritte motivirt, wandert Orest nach Athen und unterwirft sich dem Areopag, wo Apoll sein Vertheidiger wird und alle Schuld auf sich selbst nimmt (Eur. El. 1245. 1267. Aesch. Eum. 569.). *Ἐν Δελφίνῳ*, im Tempel des Apollon Delphinus und der Diana Delphinia zu Athen, wurde über gerechten Mord gerichtet, und der Areopag gehörte in dieselbe Klasse der Gerichte, Dor. 333. Am eindringlichsten ist die Sache in den Eumeniden des Aeschylus behandelt: Vorher waren Mordthaten unverföhnbar, die Eumeniden waren unerbittlich und verfolgten den Thäter bis zum Tod (303. 417.), bis das Attische Volk zum ersten Mal bey dem Handel des Orestes über vergoffenes Blut die unerfättliche Rachgier der Verfolgenden hemmt, und auf des Apoll Verwenden die Versöhnlichkeit der Blutrache ausspricht. Jetzt verwandeln sich die Erinnyen in Eumeniden, und Athen hat zur Entkräftung der Blutrache und Flüche seit alter Zeit durch gerechtes Blutgericht viel beygetragen. Welcker Aesch. Trilog. S. 369. 448.

Darauf begegnet uns Orest wieder zu Delphi, und abermals in dem Charakter des Gottes. Dasselbe erschlägt er auf dessen Anstiften mit Hülfe der Delphier (Eur. And. 975 ff. 1040 ff.) den Neoptolemus, des Achilles Sohn. Mannichfaltig und abweichend sind die

näheren Angaben und Umstände dieser That berichtet (vgl. Pind. Nem. VII, 50 ff. (34.) mit den Scholien und Thiersch S. 75, 10. Sturz Pherec. 226 f. Heyne Exc. X u. XII. Aen. III.), aber um so mehr leuchtet ein, daß die wahre Lösung der Sage, in der bey Homer bereits sichtbaren Feindschaft des Apollon (Dor. 220.) gegen das Geschlecht des Achilles zu suchen ist, und was der Gott an dem Vater gethan; wiederholt Orest an dem Sohn zu Delphi, f. II. XXII, 369 f. Als dem Apollon feindlich bezeichnet aber auch sonst die Fabel den Pyrrhus, wie z. B. ein Tempel desselben bey Korintha von ihm verbrannt worden seyn sollte. Paus. II, 5, 4.

Auch als Bruder der Iphigenia trägt Orest den Charakter des Apollon. Wie dieser mit seiner Schwester ein treugeselltes Geschwisterpaar ausmachen, so Orest und Iphigenia. Sie ist Jungfrau wie Artemis, und auch Orest ist wie Apollon nicht durch Ehebündnisse gehalten. Denn daß ihm Hermione zum Weib gegeben wird, ist sicherlich nur die politische Seite des Mythos, um die Erwerbung der Herrschaft in Sparta, die man von ihm erzählte, und seinen Aufenthalt daselbst solchermaßen auszudrücken. Daher auch der Name des mit Hermione erzeugten Sohnes, Tisamenus, sonst unbedeutend ist, und nur eine Seite aus dem Leben des Vaters bezeichnend, die Rache, die er an Klytämnestra und Aegisthus genommen. Zwar ein Sohn, der dem Orest von Erigone gegeben wird, Penithilus, scheint religiöser Bedeutung.

(Der Beschluss folgt.)

THEOLOGIE.

LEIPZIG, b. Wienbrack: *Handbuch der Definitionen aller in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre und in den mit ihnen verwandten philosophischen Wissenschaften vorkommenden Begriffe*, aus den Schriften der Theologen u. Philosophen der neuern Zeit zusammengetragen, alphabetisch geordnet, mit Zusätzen und Anmerkungen, so wie mit einem zweyfachen Anhang versehen von Amadeus Wiesner, Dr. d. Philos., zweytem Pred. in Belgern, der großherz. S. W. latein. Gef. in Jena u. andrer gel. Gesellsch. Ehrenmitgliede. Erster Theil. A — L. 1824. IV u. 628 S. Zweyter Theil. M — Z. 1825. II u. 696 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Was der Liebhaber einer solchen Art von Belehrung in diesem bogenreichen Wörterbuche für etliche Thaler kaufe, wird ihm durch den obigen umständlichen Titel zur Gnüge kund gethan: wir wollen ihn in der Kürze mit dem Werthe davon, unserm Ermessen nach, bekannt machen. Die dort zuerst genannten *Definitionen*, die der Hauptinhalt des Buchs sind, stellen eine ganz eigentliche, übrigens des Mangels an Vollständigkeit allerdings am wenigsten zeihliche Compilation dar, in Rücklicht deren der Vf. mit Recht keines andern Verdienstes, als daß er „zusammengetragen und alphabetisch geordnet“ habe, sich rühmen konnte. Denn die von ihm auch im Titel aufgeführten „Zusätze und Anmerkungen“ dazu sind nicht nur sehr gering an Zahl, sondern auch größtentheils dem Inhalte nach ebenfalls nicht von ihm selbst. Ueberdies strotzen die Artikel des

des Textes, vorzüglich die längern, von Fehlern und Mängeln, welche in sofern, als oft und vielfältig theils Besseres, theils mehr oder weniger, als hier steht, gesammelt seyn sollte, auf des Vfs. Rechnung kommen. Es giebt nicht leicht eine Seite des Buchs, auf welcher der Kenner nicht wenigstens Etwas, mehrere aber, auf welchen er Vieles zu tadeln finden und vollkommner zu sehen wünschen wird. Da es in einer Recension unmöglich ist, dieses Urtheil durch eine so große Menge von Beyspielen, als sich aus dem ganzen Buche (wir verstehen darunter immer das „Handbuch der Definitionen“ für sich genommen, mit Ausschluß des „Anhangs“) mit leichter Mühe bald zusammenbringen lassen würde, zu belegen: so schränken wir uns auf einige wenige ein, die aus den ersten Buchstaben sowohl des zweyten, als des ersten Theils, damit erkannt werde, daß der Vf. überall sich gleich blieb, entlehnt sind.

Die Beyspiele selbst lassen sich überhaupt eintheilen in solche, welche aus Mangel an Einsicht in den behandelten Gegenstand erklärbar sind, und in solche, welche nur die Eilfertigkeit zu beweisen scheinen, mit welcher diese Compilation zum Druck bereitet wurde. Zur letztern Art, um von dieser als der minder bedeutenden, auch minder häufigen anzufangen, glaubt Rec. zählen zu dürfen, das Th. I. S. 19. *Aemlichkeit* und dann wieder S. 195. *Emflichkeit*, so wie auch an verschiedenen Orten *Fantasie* u. *Phantasie*, *Nachahmung Jesus* (besser *Jesu*) und *Nachfolge J.*, *Geist der Zeit* u. *G. des Zeitalters*, *Moral* u. *Sittenlehre*, zum Ueberflus mit Erklärung vorkommen; daß Ausdrücke, wie *abwarten*, *allein seyn*, *demüthig* neben dem schon erklärten *Demuth*, *Empfänglichkeit für bessere Religionsüberzeugung*, und noch überdies *E. f. b. R. bewahren*, *einer Sache froh werden* u. s. w. überhaupt eine Erklärung hier bekamen, daß hingegen Mehreres, was hierher gehörte, z. B. unter *Amt* die kirchliche Bedeutung: *Abendmahlsfeyer*, woher die Redensart *Amt halten* und der Name der *Ampredigt*; unter *Christologie*: Lehre vom Messias überhaupt; unter *Evangelium*: Predigttext aus den Evangelien des N. T.; unter *Mönch*: Mitglied eines männl. Klosterordens, für die Theologie die eigentliche Bedeutung, ausgelassen, oder vielmehr vergessen wurden, daß manche Definitionen, z. B. *Determinismus*: „der Aberglaube an die Idee der sittl. Freyheit, wiefern er bloß logisch oder theoretisch erscheint“, *Frivolität*: „die Denkungsart, wo es elende Kleinigkeiten sind, durch welche sich der Leichtsinrige zersiret und von der vernünftigen Wahrnehmung seines Zustandes ablenkt“; *Nachgefühl*: „entsteht durch Befriedigung der Begierde“, falsch abgeschrieben zu seyn scheinen, daß ganz verschiedene Bedeutungen Eines Worts, welches z. B. bey *Aergerniß* und *Ahnen* der Fall ist, unter einander gemengt sind u. dgl. m. Häufiger noch und freylich auch weit bedeutender sind die Mängel und Fehler der ersten Art, durch welche darum, weil es an der nöthigen Sachkenntniß gebrach, entweder der Wahrheit nicht Genüge geleistet, oder ausdrücklich wider dieselbe verstoßen worden ist; wovon wir je-

doch, um der Kürze willen und verhältnißmäßig, nur diese außersehr kleine Anzahl von Beyspielen aus den vorderen Bogen des Buchstaben A hier aufstellen wollen. Der Begriff des *Absoluten* ist ungeachtet der sieben Bestimmungen, unter welchen er hier steht, die übrigens alle in ihrer Art richtig sind, dennoch nicht zur Deutlichkeit gebracht, weil nicht im Allgemeinen der metaphysische Sinn des Worts vom logischen sogleich anfangs geschieden wurde. Der Artikel *Accidens* sollte für's Erste nicht so, sondern das *Accidens* (die Accidenz, lat. *accidentia*, ist die Beschaffenheit eines Etwas, Accidens zu seyn, oder auch eine Gesamtheit von Accidencien) geschrieben seyn, und wird für's Zweyte sowohl an seinem Orte selbst, als auch im „Nachtrage“ (dieser steht im zweyten Theile des Buchs, ohne auf dem Titel erwähnt zu seyn) so mannichfaltig definiert, daß man wohl sieht, der Vf. selbst habe nicht gewußt, was hier das Rechte sey. *Allweisheit* hat fünf Erklärungen, von denen doch keine einzige völlig treffend genannt werden kann, was ja wohl auch, wenn der Sammler mit der Sache selbst bekannt war, sich anders verhalten würde; und auf ähnliche Weise muß Rec. über die von demselben gegebenen Begriffe fast aller göttlichen Eigenschaften urtheilen, so weit er davon aus dem vorliegenden Buche Kenntniß genommen hat.

Hr. IV. sieht zwar in der Vorrede zum zweyten Theile „noch vorhandne Mängel“ zu, „von denen ja kein menschliches Werk ganz frey“ sey; allein damit ist keineswegs alles Tadelnswerthe des feinen entschuldigt. Er würde sehr wohlgethan haben, wenn er das von ihm nach und nach compilirte, ehe er es, wie es war, zum Druck übergab, durch Männer vom Fach, durch wirkliche Theologen und Philosophen, hätte durchsehen und verbessern lassen. So wie das Ganze jetzt vorliegt, müßte es, um gerechten Anforderungen in Hinsicht auf Vollkommenheit zu entsprechen, größtentheils umgearbeitet werden: bloße Nachträge, dergleichen er an dem angeführten Orte verspricht, würden nicht genug helfen, und das Werk nur vertheuern. Der im Titel genannte „zweifache Anhang“, welcher übrigens mit einiger Unbequemlichkeit in jedem der beiden Theile nur zur Hälfte abgedruckt ist, besteht aus einem „erklärenden Verzeichniß aller theologischen, philosophischen, historischen und pädagogischen Wissenschaften“ und dann ferner aus einer „Erklärung der in der Bibel vorkommenden Eigennamen und einiger in Luther's Bibelübersetzung befindlichen, jetzt veralteten und unverständlichen Ausdrücke, bey welchen beiden kleinern Sammlungen nicht nur gute Quellen zum Grunde liegen, sondern auch diese besser, als es, so viel man sieht, bey dem Hauptwerke geschah, benutzt sind. Noch merken wir die zwey unangezeigt gebliebenen, sehr sinnentstellenden Druckfehler an, daß Th. I. S. 10. Z. 82. *uneigennützig* für *eigenntzig*, und ebenso Th. II. S. 10. Z. 19. *unzureichenden* für *zureichenden* gelesen werden muß.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

September 1827.

ALTERTHUMSKUNDE.

- 1) **BRESLAU**, b. **Max u. Comp.**: *Geschichten Hellenischer Stämme und Städte*, von Dr. Karl Otfried Müller u. f. w.

Auch unter dem Titel:

Die Dorier. Vier Bücher, von Dr. Karl Otfried Müller u. f. w.

- 2) **GÖTTINGEN**, b. **Vandenhoeck u. Ruprecht**: *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie* von Dr. Karl Otfried Müller u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Erwähnung des Penthilus führt auf die Andeutung, daß Orestes auch darin als Apoll dasieht, daß er Anführer der Aeolischen Kolonien heist (*Pind. N. 11, 43. Hellanicus 6. Sturz S. 48. Strabo XIII, 400*). Denn Apollon und sein Cultus wurden mit diesen Wanderungen verpflanzt, ohne daß darum aber Rec. nicht das frühere Daseyn desselben in Troja dabey anerkennen sollte, und wurden die Kolonien auch in der That erst unter des Orestes Nachkommen ins Werk gesetzt, so kann er doch in dem bemerkten Sinne Führer derselben heißen. In deutlicher Beziehung zu Apollon steht auch Orest in den Sagen von Rhegium. Die Stadt war ganz Apollinisch, *Dor. 260*. Dahin soll nun aber Orestes gekommen und geführt worden seyn, und erbaute dem Apoll daselbst einen Tempel, *f. Herm. de Aeschyl. Glauco. S. 14*.

Das Delphische Orakel ist es auch, welches den Orestes als Gott bezeichnet. Wenigstens auf die Frage, welchen der Götter sie zu versöhnen hätten, ward den Spartanern die Antwort, sie sollten die Gebeine des Orest nach ihrer Stadt bringen, *Her. I, 67*. Er war in Tegea begraben gewesen. Denn auch dieser Ort war ein alter Sitz Apollinischen Cultus. Schon von den Zeiten der Erbauung der Stadt leitete die einheimische Sage den Dienst, und bestimmte Feste wiederholten das Andenken an die Einführung desselben, so daß der Sohn des Tegeates, Scaphrus, selbst Apollinisches Wesen zu seyn scheint. Ja sogar die Apollinischen Städte in Kreta zum Theil sollten von den Söhnen des Tegeates gegründet seyn. Jede der vier Phylen der Stadt hatte ihr Heiligthum des Gottes, und einer derselben auch den Namen von ihm, *Pauf. 8, 53*. Noch andere Tempel des Apollon und seiner Schwester sind in und um die Stadt (*8, 53. 54, vgl. X, 9, 3*). Artemis-Atalante ist auch vor-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

züglich in Tegea einheimisch; allein nach Geschlecht und Mythen ist sie von der Orthia oder Iphigenia verschieden. Die bekannte Geschichte nun, wie an die Einholung der Gebeine des Orestes für die Spartaner der Sieg über Tegea geknüpft wird, ist der häufig bezeugende Glaube der alten Welt, wie ihn schon die Sage von dem Raube des Palladiums aus Troja kennt, wonach die Götter der bekriegten Städte hervorgerufen werden, oder wonach die Eroberung an irgend ein besonderes Heiligthum geknüpft ist (*vgl. Dor. 66. Creuz. Symb. III, 16. Comm. Herod. 298—307*). Die Dorier daher Apollonsdiener, eignen sich den Orest-Apollon Tegeas an. Auf der andern Seite wieder ist Orest als Bruder und durch seine Geschichte so eng mit Artemis Orthia verbunden, daß er schon dadurch göttlichen Wesens und ihrer Bedeutung theilhaftig erscheint. Der Delphische Gott, der alle seine Schritte lenkt, heist ihn nach Taurien wandern, und das Bild der Schwester heimführen. Er erleidet gleiches Loos mit Iphigenien, auch er soll der Göttin geopfert werden, und sie rettet ihn durch ihre Priesterin oder seine Schwester. Er ist nun der beständige Begleiter der Göttin, und diese Artemis also steht nicht allein. In den Sagen von Attica ist er ihr gefellt, von Lacedämon, Lemnos, Troja, Rhegium (*Hermann. l. l.*), Sicilien (*Heyne Virg. Vit. §. 85*), Aricia (*Heyne l. l. Strab. V, 239. Serv. zu Aen. IV, 471. Hyg. f. 261*), — wofelbst auch Orestes begraben seyn sollte, bis darauf seine Reste nach Rom kamen (*Hyg. l. l. Creuz. Comm. Her. 307. Solin. c. 5*), — von Antiochien (*Tz. Lyc. 1374*) u. f. w.; *vgl. Dor. I, 385, 5*. Auch führte diese Artemis daher den Namen Orestea (*Gyrald. Syntag. 370 d*). Der Name des Orest selbst scheint aber aus solcher Beziehung erklärt werden zu müssen. Es ist entweder an ὄρεος, ὄρεος, ὄρεος, ὄρεος u. f. w. zu denken, indem die Epitheta der göttlichen Geschwister sich häufig an die Begriffe von ὄρεος knüpfen: ὄρεοισπολις, ὄρεοστίας, ὄρεος, ὄρεος u. dgl. Oder der Name stammt, was wegen des engen Zusammenhangs mit Orthia wahrscheinlicher ist, aus derselben Wurzel, woraus Orthia, Orthofia kommen. Denn die Ableitung von einem Berg Arcadiens dieses Namens, dessen Daseyn übrigens nur solchen Etymologieen zuzuschreiben ist, und von Paulanias, Strabo und andern Geographen nach des Rec. Wissen nicht erwähnt wird, ist schon wegen jener verschiedenen Wortformen unwahrscheinlich, und außerdem gehört die Göttin dieses Namens nicht Arcadien an,

an, sondern ist, wenigstens von Kallisto und Atalante, zu sondern, wogegen unerheblich ist, wenn die symbolischen Thiere der verschiedenen Göttinnen wechselseitig vertauscht werden, zumal das Symbol des Bären, entstanden aus der Namensähnlichkeit von ἄρκος, ἄρκτος Bär, und Ἀρκὰς der Arcadier, jene Göttinnen ausschliesslich Arcadien anzueignen scheint, und also die der Lacedämonischen Iphigenie davon zu trennen. Die Landeslage machte daher auch eine andere Etymologie von Orthia *Paus. Tac.* 16, 6. So hat die von dem Vf. S. 386 gegebene Erklärung von Orthia am meisten für sich, und Rec. glaubt, daß in demselben grossen Stamme auch die Wurzel des Namens Orestes zu suchen sey: ὀρέω, ὄρω, ὀρέω u. s. w., wie z. B. aus θέω Thyestes, aus δράω δράστης, πᾶν πανστής, δύναμαι δυναστεύω, δυνάστης u. dgl. — Daß übrigens Iphigenia und dann Orest nach Taurien kommen, hat gewiss seinen Grund in der Verbreitung griechischer Kolonien in jene Gegenden, vgl. *Orchom.* 279. 280. 310. *Dor.* 225. 385.

Auch die *Dorische* Artemis und Apollon wurden mit dem Hirsch gebildet, dem Symbol der Iphigenia, und auf dem Berg Lykone, an dem Weg von Argos nach Tegea, war ein Tempel der Artemis Orthia, womit die Bilder der Kinder der Leto vereinigt waren, *Paus.* II, 24, 6. Nach Hesiod war Iphigenia *Hecate*, *Paus.* II, 43, durch den Willen der Artemis, der καὶ γρήτης Ἑκάτοιο, II, 20, 71. Auch die in der Erzählung enthaltenen Namen, das Aufhinden des Bildnisses der Orthia durch Asirabacus und Alopecus betreffend (*Paus. Lac.* 16, 6. *Creuz. Comm.* H. 241 ff.) deuten auf Symbole des *Dorischen* Gottes. In Asirabacus fanden schon die Alten, wie die Erzählung bey *Herodot* I, 68 sq. zeigt, die Anspielung auf Eselsmann; die Esel aber sind nach Pindar dem Pythischen Apollon wohlgefällige Opfer (*Symbol.* I, 319. III, 213); und Alopecus ist entweder bloss eine Erweiterung des genannten Begriffes, nach Creuzer's Erklärung, um damit die röthliche Farbe der Esel des Morgenlandes auszudrücken (*Comm. Herr.* 253), oder der Fuchs ist aus anderer Beziehung Apollinisches Symbol. Wenigstens setzt die Fabel den Telmessischen Fuchs in Böotien in enge Verbindung mit dem *Apollinischen* Hunde der Prokris (*Dor.* 230), der bald Geschenk des Minos, bald der Artemis heisst (*Apollod.* II, 4, 7. *Paus.* 9, 19, 1); vgl. *Welcker, Kadmus* 21. 46. Apollon selbst hatte den Beynamen Telmissus, von einer Stadt Lyciens, und zwar hatte er den Gründer der Stadt Telmissus erzeugt, indem er sich in einen Hund verwandelte, *Suid. voc.* Τελμισσός.

Wir können den Zusammenhang des Vordorischen *Lacedämonischen* Apollon- und Artemiscultus mit dem Delphisch-Dorischen nicht länger verfolgen, des Raumes wegen, und weil es uns zu weit abführen würde. Das Gesagte möge hinreichen. Nur bemerken wollen wir noch, daß der Anstand, wie Apoll und seine Schwester unter den Doriern ihre physische Natur so sehr ablegen konnten (*Dor.* 288), sich sehr wohl erklärt durch den Uebergang von den früheren Trägern des Cultus auf die kriegerischen Dorier, die

ihm ganz ihren Charakter aufprägten, so wie ja überhaupt von dieser Zeit an die physische Natur der andern Olympier ebenfalls in Vergessenheit tritt.

Noch müssen wir der Karte von dem Peloponnes, die angehängt ist, ein ganz vorzügliches Lob ertheilen. Wir haben sie überall sehr bewährt gefunden.

Der Dorier zweyter Band. Drittes und viertes Buch. Wir haben oben schon im Allgemeinen den Gang und den Geist, in welchem dieser Band geschrieben ist, bezeichnet. Der Vf. hat, wie bemerkt worden, ausgelassen, was in andern Werken erörtert schien. Ohne damit anderen verdienstvollen Gelehrten zu nahe zu treten, so konnte doch Rec. nicht umhin, oft zu wünschen, es möchte dem Vf. gefallen haben, auch selbst das Bekanntere in den Kreis seiner Behandlung zu ziehen, um ein vollständiges Bild des Dorischen Gesamtlebens zu haben, in der Hn. M. eigenthümlichen Weise dargestellt, von und zu denselben Grundansichten ausgehend. Wir haben in der ersten Abtheilung obiger Recension die Verfahrungsart des Vfs. im Einzelnen den Lesern auseinandergesetzt, und darauf die Hauptpartien des Buches im Ganzen gewürdigt. Zu letzterem Verfahren ist bey diesem Bande weniger Gelegenheit, und hinsichtlich der Erörterung einzelner Punkte können wir versichern, daß wir auch hier derselben Sorgfalt, Gelehrsamkeit, Kritik und Umsicht begegnen. Auch verbietet eine Zergliederung ins Einzelne der Mangel des Raumes. Wir bemerken nur noch, daß von S. 423 sehr wichtige Beylagen angehängt sind, 1) Rechtfertigung der Karte des Peloponnes, über welche wir schon geurtheilt haben; 2) über Heracleen, aus dem Gesichtspunkt, die Geschichte der epischen Poesie bey den Griechen mit der Mythologie in ein engeres Verhältniß zu setzen, und die Nachrichten über den Inhalt der Epopöen mit den wissenschaftlichen Forschungen über die frühere oder spätere Ausbildung der Mythen zu combiniren; 3) chronologische Tafel bis Olymp. 87, 2, mit Anmerkungen. 4) Vom Dorischen Dialekt. — Von S. 534 folgen Zusätze und Verbesserungen, und angehängt ist ein sehr vollständiges und befriedigendes Inhaltsverzeichnis.

ALLGEMEINE SPRACHKUNDE.

KIEL, gedr. b. Mohr: *De grammaticae universalis fundamento ac ratione.* Dissertatio, quam — publice defendet auctor *Henr. Christ. Frid. Prähm*, Colmaria - Hofstus, seminarii philologici Kilien-sis olim sodalis. 1826. 44 S. 8.

Der Hauptinhalt dieser in gutem Latein geschriebenen Dissertation betrifft, was der Titel nicht erwarten läßt, die *Copula* als Bestandtheil des Redesatzes. Der Vf., welchen wir durch diese Schrift, als einen denkenden Kopf kennen gelernt haben, der zu weiteren Forschungen auf dem Gebiete der philosophischen Grammatik alle Aufmunterung verdient, beantwortet die Frage, „ob die *Copula* als ein wesentlicher Bestandtheil des Satzes zu betrachten sey,“

verneinend. Wir wollen ihn auf dem Wege zu diesem Resultate begleiten, und unser Urtheil seinem Gedankengange einfügen, wobey sich am besten ergeben wird, ob wir ihm beystimmen können, oder nicht. — Nach einer die Geschichte und den Begriff der philosophischen, oder — wie sie der Vf. lieber nennen will — der allgemeinen Grammatik überhaupt betreffenden Einleitung, bemerkt Hr. P. (S. 18 f.), daß wir bey jeder Mittheilung unserer Empfindungen oder Gedanken durch die Sprache uns der Fähigkeit des Urtheilens bedienen, in der Form und Beschaffenheit des *Urtheils* also, in wieweit dasselbe durch Worte ausgedrückt werde, die Grundlage der Sprache beruhe. Wir geben dies zu, sofern der Vf. das Urtheil in seiner formellsten, abstractesten Bedeutung, oder vielmehr nicht das Urtheil selbst, sondern nur dessen Form im Sinne hat: denn daß ein gewöhnlicher Redefatz noch kein concretes, wirkliches Urtheil im philosophischen Sinne sey, darüber wird er mit uns einverstanden seyn. — Als Elemente des Urtheils werden nun *Subject* und *Prädicat*, welche die Materie — und *Copula*, welche die Form des Urtheils ausmachen, der herrschenden Ansicht gemäß angeführt. Sehr richtig aber fügt der Vf. hinzu: „*Sei quemadmodum cuiusque rei materies et forma nunquam disiungi possunt, imo semper intime coniunctae sunt, quippe cum haec illius sit forma, illa autem huius materia: ita iudicii quoque formam a materia discindere non licet; neque copula illa, quam dicunt, pars est iudicii absolutae ac peculiaris, sed vis quaedam, qua duae illas partes in unum coeunt, vel potius qua iudicium fit iudicium.*“ Er hätte diese *vis quaedam* genauer bezeichnen können als das Urtheilsvermögen des denkenden Geistes selbst, welchem als der sondernden und verknüpfenden Form die Welt der Erscheinungen ihre Substanzen und Attribute als Material darbietet. In der That also enthält das Urtheil objectiv genommen nur zwey Bestandtheile: denn die Copula ist nur die subjective Seite, ist die Urtheilskraft selbst, und kein materielles Element des Urtheils. — Von diesem Standpunkte aus verwirft nun der Vf. die herrschende Ansicht, das Verbum *sein* drücke als abstractes Verbum die reine Copula aus, und das ihm beygefügte Adjectiv sey das Prädicat; welche Ansicht man auch in Sätzen, in denen ein sogenanntes adjectives Verbum als Prädicatswort auftritt, durch Auflösung desselben in das Verbum *seyn* und ein *Participium* geltend zu machen sucht. Den ersten Beweis für seine Behauptung nimmt Hr. P. von der hebräischen und arabischen Sprache her, in welchen die Verba *hayd* und *kana*, welche *seyn* bedeuten, jener abstracten Anwendung entbehren, indem diese Sprachen in ihren Nominalsätzen Subject und Prädicat ohne Copula beide im Nominativ neben einander stellen, wozu noch kommt, daß die arabische Sprache, wenn sie in einem Satze das Verbum *kana* anwendet, jenes nominativische Prädicat sogleich in den Accusativ verwandelt, mithin dasselbe nunmehr als adverbialisches Comple-

ment jenes Verbums, nicht mehr als selbstständiges Prädicatswort betrachtet. — Dadurch ist denn allerdings die Möglichkeit der Entbehrung des abstracten Verbums als Copula dargethan, die man ja auch in den Sprachen, welche ihr Adjectiv als Prädicatswort flectiren, namentlich im Lateinischen und Griechischen, in solchen Sätzen erkennen kann, wo das *est* oder *esti* ausgelassen ist. Ob aber die Entbehrlichkeit der formellen Copula des Vfs. weiterhin ausgesprochene Ansicht von der Idee der Copula überhaupt und der Natur der Copulativsätze in den bekanntesten Sprachen rechtfertigt, wird sich zeigen.

„Da,“ heist es S. 25, „im Urtheil Materie und Form eigentlich *eins* und unzertrennlich sind, so wäre es weniger angemessen, im Satze durch *einen* Ausdruck die Materie, durch einen andern die Form zu bezeichnen; es scheint vielmehr nothwendig (?), daß die Theile des Satzes selbst eine Form haben, welcher eine eigenthümliche Kraft inwohne, die ihre Beziehung auf einander anzeigt.“ *Nothwendig* können wir dies nicht finden; daß aber Sätze, in denen ein adjectives Verbum den Copulativbegriff oder die Beziehung auf das Subject mit dem Prädicat vereinigt ausdrückt, vollkommener sind, als solche, in denen beide Begriffe getrennt erscheinen, räumen wir ein. — „In Urtheilen,“ fährt der Vf. fort (S. 26), „die durch das bloße Substantiv und Verbum ausgedrückt sind, darf man nicht, wie gewöhnlich geschieht, das Verbum in das Participium und das abstracte Verbum auflösen: denn *amans est* bedeutet nicht ganz dasselbe, wie *amat*, sofern jener Ausdruck den Begriff der Dauer in sich schließt.“ Dieser dem sogenannten *Participium Praesentis* beywohnende Begriff ändert in der Idee nichts, sondern beweist bloß, daß die Sprache den reinen Adjectivbegriff des Verbums *amare* nicht durch ein selbstständiges Adjectiv bezeichnen kann, und man daher zu jenem Particip seine Zuflucht nehmen muß, welchem schon ein verbaler Nebenbegriff inwohnt. Existirte ein Wort für den reinen Adjectivbegriff, so würde dieses, mit *est* verbunden, gleichbedeutend mit *amat* seyn. So ist z. B. *ἀριστός ἐστι* gleichbedeutend mit *ἀριστερέν excellit* mit *er ist ausgezeichnet* u. dergl. m. — „Es folgt mithin (S. 28), daß wenigstens in den Sätzen, die nur aus 2 Worten bestehen, keine solche Copula vorhanden ist, wie man gewöhnlich annimmt, und bleibt nur noch zu beweisen, daß auch bey Griechen und Römern in den Sätzen, wo dem Subject ein Adjectiv vermittelt des Verbums *esse* beygefügt ist, keine Copula sey. Zunächst geschieht der Vf. nicht einzusehen, warum man das Verbum *seyn* so zurücksetze, daß man es aus der Zahl der Verba fast ausschliesse, da es doch von den übrigen Verben nur durch den materialen Inhalt sich unterscheide.“ Dieser dem Vf. geringfügig scheinende Unterschied ist aber von dem größten Belang, und hätte tiefer verfolgt, denselben auf den richtigen Weg leiten müssen. Das Verbum *seyn* nämlich bezeichnet nicht, wie es Hr. P. wiederholt auslegt, *qualitates habere*; sondern indem es, affirmativ genommen, allerdings die Möglichkeit der

Qualität ausdrückt, bezeichnet es nach seiner negativen Seite eben sowohl die gänzliche Abstraction von aller Qualität, und ist somit eine rein *formelle*, völlig leere und arme Bestimmung. Selbst wenn ich dieses Verbum als selbstständiges Prädicatswort, also nach der gemeinen Vorstellung in concretem Sinne gebrauche, bezeichnet es nichts, als diesen ganz abstracten, von allen Qualitäten entblößten Begriff. Sage ich: *Gott ist*, so sage ich von ihm nichts weiter aus, als was schon in dem bloßen Namen liegt, und ihm mit jedem andern Dinge gemein ist. Halten wir nun diese *formelle*, inhaltlose Bedeutung des *Seyns* fest, so ist nichts einleuchtender, als daß eben dieses Verbum allein geeignet ist, den formellen Theil des Urtheils auszumachen und als allgemeine leere Möglichkeit der Qualität der im Prädicat gegebenen Qualitätsbestimmung zur Unterlage zu dienen; und so erscheint es denn als Copula. Daß übrigens, wie der Vf. (S. 29) weiter bemerkt, das Verbum *seyn* die Kraft des Verbums für die Rede nicht minder besitzt, als jedes andere, macht nur seine formelle Natur aus, und hebt jene Leere des materiellen Inhaltes nicht auf. — „Die Verba nun,“ heist es weiter (S. 30), „bedürfen zur Ergänzung ihres Sinnes häufig anderer Wörter (der Adverbia), und zwar desto häufiger, je allgemeiner ihre materielle Bedeutung ist. Nun hat aber das Verbum *seyn* den allerallgemeinsten Sinn; daher darf man sich nicht wundern, daß es weit häufiger, als die andern, eines solchen ergänzenden Zusatzes bedarf.“ So wären wir denn auf dem Punkte angelangt, wohin der Vf. uns haben wollte, und müßten nach dessen Ansicht das Prädicats-Adjectiv als adverbialische Ergänzung zu dem abstracten Verbum, nicht als dem Subject beygelegte Eigenschaft betrachten. Der Formunterschied des Adjectivs und Adverbs im Griechischen und Lateinischen, die Beugung des ersteren zur Bezeichnung der Concretion mit dem Subjecte sind dem Vf. Eigenheiten dieser Sprachen, die nicht gegen seine Ansicht zeugen. Es seyen dies, meint er, bloße Convenienzformen, wegen der in jenen Sprachen herrschenden freyeren Wortstellung für die unmittelbare Verbindung des Adjectivs mit dem Substantiv eingeführt, und dann der Deutlichkeit wegen auch da beybehalten, wo das Adjectiv eigentlich ein Complement des Verbums *esse* sey (S. 33 f.). Hier stellt Hr. P. die Sache offenbar auf den Kopf, indem er, was Ursache ist, zur Wirkung macht, und umgekehrt. Nicht der bloßen Bequemlichkeit wegen hat man die Flexions-Unterschiede eingeführt, weil man sonst in der freyeren Wortstellung sich schwer zurecht finden könnte; sondern umgekehrt, der Reichthum der nicht verstandesmäßig ausgedachten, sondern durch das innere Bildungsprincip der antiken Sprachen entstandenen Formen macht die freyere Wortstellung möglich. Ueberhaupt müssen wir den Vf. vor der falschen Ansicht warnen, als sey die Sprache Product verstandesmäßiger Berechnung, wofür er öfters den Ausdruck *excogitare* gebraucht (z. B. S. 10. 14); sie ist nicht erdacht oder erfunden, sondern als noth-

wendiges Erzeugniß der Geistes-Entwicklung der Nationen entstanden und mit derselben gleichmäßig fortgeschritten. — Zur Unterstützung seiner Ansicht hinsichtlich der Copula beruft sich der Vf. auf die *deutsche* und *englische* Sprache, in denen mit dem Verbum *seyn* das Adverbium verbunden werde, und zieht somit die aus unsern bestern Sprachlehren längst verschwundene *Adelung'sche* Vorstellung wieder ans Licht. Das deutsche Adjectiv als Prädicat in seiner einfachen unconcretirten Gestalt, wie es freylich gegenwärtig in diesem Falle immer erscheint, in älteren Mundarten aber keinesweges durchgängig, ist nicht als ein Adverbium anzusehen. Nur durch allmähliches Verschwinden der alten Adverbialform auf *lich* (die sich in dem Englischen *ly* noch allgemeiner erhalten hat) und durch die seitdem herrschend gewordene adverbialische Anwendung der reinen Adjectivform ist diese Verwechselung entstanden. Das Adverbium von *hoch* ist eigentlich *höchlich*, wie von *high* — *highly*. Wäre also des Vfs. Ansicht richtig, so müßte man eigentlich sagen, oder ehemals gesagt haben: *der Thurm ist höchlich*, *the tower is highly*. So hat es aber niemals geheissen. Wohl erhält mitunter das Verbum *seyn* eine concretere Bedeutung durch irgend einen hineingedachten Nebenbegriff, z. B. den des *Befindens*, und wird dann in der That mit dem Adverbium verbunden, z. B. *ich bin wohl*, *je suis bien*; wie wesentlich aber dies von *je suis bon* verschieden ist, und wie ein solcher Gebrauch vielmehr gegen, als für des Vfs. Ansicht streitet; brauchen wir wohl nicht näher nachzuweisen.

Rec. hat bey dem Hauptinhalte dieser kleinen Schrift so lange verweilt, daß es zum näheren Eingehen in den allgemeineren ein- und ausleitenden Theil derselben an Raum gebricht. Er begnügt sich daher mit der Bemerkung, daß der Vf. noch zu sehr der abstracten Vorstellung von philosophischer Sprachlehre huldigt, die das Wesen der Sprache durchdringen zu können glaubt, wenn sie nach Abstreifung aller besondern Erscheinungen, in den mannichfaltigen Sprachgestaltungen den sprachlichen Ausdruck auf das Minimum des Bedürfnisses reducirt. Er entferne sich von dieser Ansicht, die in der Sprachphilosophie wie in der Logik, zu einem gehaltleeren Formalismus führt, und dringe in das Wesen der wirklich vorhandenen Sprachbildungen ein, durch deren Inbegriff und vernunftmäßige Systematisirung allein, nicht durch Abstraction von aller besondern Sprache, sich der concrete und somit wahrhaft philosophische Begriff der Sprache ergeben kann, aus dessen Mittelpunkt alle besondern Sprachgebilde nach nothwendigen Richtungen wie Strahlen aus- und wiederum in ihn zurückfließen. Schlägt der Vf. bey künftigen Forschungen auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft diesen Weg ein, so dürfen wir uns von seinem gründlich und selbstständig forschenden Sinne und seiner auch in dieser Schrift dargelegten Bekanntheit mit dem in alter und neuer Zeit auf diesem Felde Geleisteten noch recht erfreuliche Früchte versprechen.

K. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1827.

THEOLOGIE.

CONSTANZ, b. Wallis: *Leitfaden zu dem christlichen Unterricht über den Eid*, zum Gebrauche bey der pfarramtlichen Belehrung vor der Ablegung der Eide. Eine von dem Bischöflichen Ordinariate zu Constanz mit dem Preis beehrte Preisschrift von Dr. Fridolin Huber, Pfarrer zu Deßlingen, im Capitel Rotweil am Neckar. Zweyte rechtmässige Original-Auflage. 1826. 152 S. 8. (9 gr.)

Je größer der Leichtfinn, womit an manchen Orten der vor Gericht zu leistende Eid behandelt wird, je nachtheiliger der Einfluß dieses Leichtsinns auf die moralisch-religiöse Denkungsart der Menschen und je schreyender die Ungerechtigkeit ist, die man in vorkommenden Fällen gegen rechtschaffne Mitglieder des Staats dadurch begeht, daß man ihr Schicksal von Eidesleistungen gewissenloser und feindselig gesinnter Menschen abhängig macht, die immer zum Schwören bereit sind: desto lebhafter regte sich in bessern Gemüthern schon lang der Wunsch, daß solchem Unfug doch endlich einmal Einhalt gethan werden möchte. Soll dieses durch die Landesregierungen geschehen, so müssen sie von den Zwecken des Staats und von den Mitteln zur Erreichung derselben keine andern als solche Ansichten haben, die der moralischen Natur und der höchsten Bestimmung des Menschen in jeder Hinsicht entsprechen. Wie sehr aber scheint es noch in manchen christlichen Staaten der weltlichen Obrigkeit an solchen Ansichten zu fehlen! Zwar mag es wohl in der ganzen Christenheit üblich seyn, daß Personen, die vor Gericht erscheinen, um einen Eid zu leisten, ehe dies geschieht, vor dem Meineide gewarnt werden. Allein wie wenig läßt sich in den meisten Fällen von solchen Warnungen erwarten, die in Formularen bestehen, welche, wenn sie auch nach ihrem Inhalt kräftiger wären, als sie gemeinlich sind, doch schon wegen ihrer öftern Wiederholung und wegen der Kälte, womit sie vorgetragen zu werden pflegen, fast keinen Eindruck auf die Gemüther machen können. Zweckmäßiger, als die gewöhnliche Meineidsverwarnung vor Gericht, dürfte wohl die Anordnung seyn, welcher im Anfang dieser Schrift Erwähnung geschieht, der zufolge, vor jeder Ablegung eines gerichtlichen Eides, diejenigen Personen, welche ihn ablegen wollen, an den Ortspfarrer gewiesen werden, um von

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

ihm einen angemessenen Unterricht über das Wesen, den Zweck, die Heiligkeit und Wichtigkeit des Eides, über die Bedingungen seiner Zulässigkeit und über die Folgen der falschen Eide zu erhalten. Soll aber diese Anordnung (die übrigens nur da Statt finden kann, wo Eide, besonders Zeugeneide, nicht so häufig sind, als jetzt an vielen Orten) ihrer Absicht Genüge leisten: so muß jeder Prediger im Stande seyn, den von ihm verlangten Unterricht auf eine vollkommen zweckmäßige Weise zu ertheilen. Dies zu befördern, wurde schon im J. 1819 von dem Bisthums-Verweser, Frhn. v. Wessenberg, im Namen des Bischöflichen Ordinariats, die *Abfassung eines guten Leitfadens zu dem christlichen Unterricht über den Eid, zum Gebrauch bey der pfarramtlichen Belehrung vor Ablegung der Eide*, — als Preisaufgabe für die Geistlichen des Bisthums Constanz aufgestellt. Nach den Forderungen, welche in der Preisaufgabe an einen solchen Leitfaden gemacht wurden, sollte derselbe „weder zu weitläufig, noch in zu gedrängter Kürze abgefaßt seyn; er sollte die Ausführlichkeit einer gelehrten Untersuchung und die Oberflächlichkeit bloßer Rhapsodien oder Skizzen vermeiden; er sollte Alles, was zum Gegenstande gehört, entwickeln und beleuchten, aber auch nur dieses, und zwar in einer dem gesunden Menschenverstande und dem Gemüthe zusagenden Einkleidung, in einem schlichten und populären Vortrage.“ Diesen Forderungen hat nun die gegenwärtige Schrift in dem Grade Genüge geleistet, daß ihr der Preis, Einhundert und fünfzig Gulden, zuerkannt worden ist, welches um so mehr ein günstiges Vorurtheil für sie erwecken muß, da sie, gekrönt mit dem Beyfall des verehrungswürdigen Freyherrn v. Wessenberg, hier schon in der zweyten, wie es scheint, unveränderten Auflage erscheint. (Die erste Auflage ist dem Rec. nicht bekannt geworden.) Mit Recht behauptet der Vf., daß zur Anerkennung der Heiligkeit des Eides richtige, religiöse und moralische Grundsätze erfordert werden. Daher widmet er in Rücksicht auf diejenigen zum Eide aufgeforderten Personen, bey welchen solche Grundsätze nicht als bekannt vorausgesetzt werden dürfen, das erste Hauptstück dieses Büchleins einer Erklärung der wichtigsten Religionswahrheiten, mit steter Beziehung auf den Eid und mit der bestimmtesten gedachten Absicht, das falsche Schwören zu verhindern. Darnach ertheilt er im zweyten und dritten Hauptstück den eigentlichen Unterricht über den Eid, in jenem über

R (5)

den

den Eid im Allgemeinen, in diesem für die besondern und verschiednen Fälle, in welchen nach den Gesetzen mehr oder weniger feyerliche Eide verlangt werden. Für die in dem *ersten* und *zweyten* Hauptstück vorzutragenden Belehrungen hat Hr. H. die Gesprächsform gewählt, weil er glaubte, „dass sie nicht nur angenehmer und deshalb auch lehrreicher, sondern auch zum Wesen eines solchen Unterrichts nothwendig gehöre.“ — Dies ist der Plan, nach welchem die vorliegende Schrift, der ihr zum Grunde liegenden Aufgabe gemäß, bearbeitet worden ist. Im *ersten* und *zweyten* Hauptstück unterhält sich ein Pfarrer mit einem Genossen seiner Gemeinde, der ihm zugeschickt wurde, um auf eine bevorstehende Eidesleistung vorbereitet zu werden. Das *erste Gespräch*, das beide mit einander halten, bezieht sich zunächst auf die Beweise für das Daseyn Gottes, dann auf die Eigenschaften, namentlich auf die Allwissenheit, Allgegenwart, Allmacht, Heiligkeit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit Gottes. Der Inhalt des *zweyten Gesprächs* betrifft die hohe Würde des Menschen, das Gesetz der Natur (welches dem Ausdruck nach irriger Weise mit dem Gesetz der Sittlichkeit verwechselt wird), den Werth der irdischen Güter, den hohen Werth der Tugend. Die drey folgenden Gespräche, welche den Inhalt des zweyten Hauptstücks ausmachen, haben zum Gegenstande, — *erstlich*: Erklärung oder Wesen des Eides, Eintheilung der Eide, Ceremonieen bey dem Eide und deren Bedeutung (die hier angeführten Ceremonieen sind weder bey Katholiken noch Protestanten allgemein üblich), Bedingungen des Eides (ein der Sache nicht ganz entsprechender Ausdruck!), Zweck des Eides, Zulässigkeit des Eides; *zweytens*: Eigenschaften des Eides, schreckliche Folgen des falschen Eides, und die Frage: wann der Eid nicht gehalten werden dürfe. — Alle hier vorgetragnen Belehrungen sind der Hauptsache nach richtig und größtentheils so dargestellt, wie das Bedürfnis minder gebildeter Personen es erfordert. Da vorzüglich auf diese bey Ausarbeitung der gegenwärtigen Schrift Rücksicht genommen werden mußte, so werden auch die an den Vf. zu machenden Forderungen darnach zu beschränken, und die Mängel des Dialogs, so wie andre Unvollkommenheiten im Vortrage, mit Nachsicht zu beurtheilen seyn. Rec. will daher nur Einiges hier bemerken, was bey einer neuen Auflage sich leicht verbessern lassen wird. Dazu gehört vorzüglich die häufige Vernachlässigung des Ausdrucks, von Seiten der Richtigkeit, der Bestimmtheit, der Klarheit; z. B. S. 40, wo das *Vernünftigseyn* unter die Eigenschaften gesetzt ist, die nicht zur *moralischen Natur des Menschen* gehören; S. 42, wo der Pfarrer zu seinem Zuhörer sagt: „Ihr seyd ein allgemeiner sittlicher Gesetzgeber.“ Auf die Frage: ob Jemand, der seinen Nachbar durch einen falschen Eid um eine Geldsumme gebracht hat, seinen falschen Eid auch widerrufen müsse? wird S. 81 folgende unbestimmte Antwort ertheilt: „Erfetzen muß er das mit Unrecht erworbene Geld, weil er seinen

Nachbar mehr seines zeitlichen Vermögens, als seiner Ehre beraubt hat. Wie nun das Geld zurückgegeben ist, so sind die Folgen seines falschen Eides getilgt. Der Widerruf ist also nicht nothwendig.“ S. 87 wird gefragt: ob Jemand, der sich zur Eidesleistung erbotten hatte, aber nach empfangener Belehrung sein Anerbieten zurücknimmt, wegen seinem vorigen Antrage (seines frühern Antrags) auch gestraft werde? Hierauf wird folgende unklare Antwort gegeben: „Würden die Gesetze auf den bloßen Antrag eines falschen Eides, obschon er durch die Belehrung unterblieb, eine Strafe setzen, so wären sie die veranlassende Ursache mancher falschen Eide und Meineide, wenn gleich falsche Schaam und Besorgniß, einen ungerechten Vortheil zu verlieren, wahrlich keine Beweggründe sind, den Christen in der Pflichterfüllung zurückzuhalten.“ Wenn S. 89 gesagt wird: „Einen falschen Eid darf man nicht halten, man muß ihn bereuen“, so dachte sich dabey der Vf. ohne Zweifel einen unrechtmäßigen; an sich unerlaubten Eid. Solche und ähnliche Unrichtigkeiten im Ausdruck und in der Darstellung kommen in dem Buche häufig vor. — In dem Dialog hätten Aeußerungen des Pfarrers, wie folgende (S. 43 u. 45): „Eben hier, mein Lieber! zeigt sich die Schwäche eures Verstandes“, und: „Wenn ihr ein beständiger Zuhörer meiner Predigten wäret, so könnten diese Vorstellungen euch nicht fremd seyn“, — wohl lieber wegbeybleiben mögen, so auch die manchen leeren Ausrufungen des Zuhörers, wodurch dieser seinen Beyfall und seine Verwunderung über die hohe Weisheit des Pfarrers zu erkennen giebt. Im *dritten Hauptstück* werden zweckmäßige und durch Beispiele anschaulich gemachte Belehrungen ertheilt über den Zeugniseid, den Versprechungseid, den Huldigungseid, den Eid in eigner Sache (ein sehr unbestimmter Ausdruck!), den Reinigungseid. Diesem Unterricht folgt ein *Anhang* (S. 119 — 149), der zweyerley enthält: 1) einen fortlaufenden (zusammenhängenden) Unterricht über den Eid für die mehr gebildeten Klassen; 2) Gebete für einige wichtige Fälle, die der Seelsorger (richtiger: Gebete, die der Seelsorger in einigen wichtigen Fällen) mit den zum Eide Aufgeforderten verrichten kann, namentlich wenn eine zweifelhafte, wichtige Sache eidlich zu bejahen oder zu verneinen ist, bey der eidlichen Verpflichtung des Ortsmagistrats, bey der eidlichen Verpflichtung eines Schullehrers, einer Hebamme, eines Rechners (Einnehmers und Rechnungsführers), bey Uebnahme des Beystandes bey einer Witwe (einer Curatel), bey der Verpflichtung eines oder mehrerer Jünglinge zum Militärdienste, nach ertheilter Belehrung über den Huldigungseid, vor der Eidesablegung in eigner Sache, wenn der Gegenstand eine Geldsumme oder ein andres zeitliches Gut betrifft. Man sieht schon aus dieser Angabe des Inhalts, wie sehr der Vf. bemüht gewesen ist, seinen Belehrungen die möglichste Vollständigkeit und Gemeinnützigkeit zu geben. Noch einleuchtender wird dieß durch die Art, wie er seinen Stoff behandelt hat, obgleich auch in dem letz-

letzten Abschnitt dieser Schrift Manohes zu verbessern seyn dürfte. — Dafs der hier mitgetheilte Unterricht über den Eid für *Gebildete* viel Ueberflüssiges enthalte, scheint er selbst gefühlt zu haben, da er S. 119 in einer Anmerkung erklärt, dafs eine Abkürzung desselben ohne Nachtheil für die Stärke und Eindringlichkeit werde geschehen können. Auffallend sind die häufigen, sowohl in den speciellen Belehrungen, als auch in den Gebeten vorkommenden Wiederholungen derselben Gedanken und Ausdrücke. Die Abfassung der Gebete, in welchen der Betende schon im Voraus den zu leistenden Eid ablegt, scheint dem Vf. weniger gelungen zu seyn, als die meisten andern Theile dieser Schrift, von deren zweckmässigem Gebrauch sich im Allgemeinen viel Gutes erwarten läst, besonders wenn die sich dazu eignenden Stücke nach dem Wunsche des Vfs. da, wo Sonntagschulen sind, in den Lehr- und Lesehoff mit aufgenommen werden.

STATISTIK.

1) AARGAU, in der obrigkeitl. Buchdr.: *Namentliches Verzeichniss aller Staats- und Bezirks-Behörden, Beamten, öffentlichen Anstalten, Korporationen u. s. w. des Kantons Aargau. 1826. IV u. 72 S. gr. 8.*

2) ST. GALLEN, b. Zollikofer u. Züblin: *Civil-, Kirchen- und Militär-Etat des eidgenössischen Standes St. Gallen, für das Jahr 1827. 66 S. gr. 8.*

Nr. 1. Der Staatskalender, oder wie man in der Schweiz sagt, das *Regiments-Büchli* des Standes Aargau, pflegt nicht zu Anfang, sondern erst in der Mitte des Jahres, auf welches es sich bezieht, zu erscheinen. Aus diesem Grunde ist, was hier von den Eidgenössischen Bundesbehörden angeführt wird, veraltet, da im Wechsel Zürich eidgenössischer Vorort geworden und namentlich bey dem gefandtschaftlichen Personal mancherley Veränderungen sich ereignet haben. Zu den obern Kantonal-Behörden werden der Grosse Rath, der Kleine Rath, das Appellationsgericht mit den verschiedenen Commissionen gerechnet, als die Staatskanzley, die Commission des Innern, die Militär-Commission, die Finanz-Commission, die Rechnungs-Commission, die Bau-Commission, die Armen-Commission, der Schulrath, der Kirchenrath, der Sanitätsrath, die diplomatische Commission, die Justiz- und Polizey-Commission, die Notariats-Commission, das Polizey-Departement und die Bibliothek-Commission. An der Spitze einer jeden sieht entweder ein Mitglied des Kleinen Rathes, oder gar einer von den beiden Bürgermeistern. In einem paritätischen Kanton ist die Bezeichnung der Religion, und bey einer auf Wahlen gestützten Verfassung die Art der Wahl und das Jahr des gesetzlichen Austritts wichtig; auch sind bey einem jeden Mitgliede des Grossen Rathes diese Momente entweder durch Zahlen oder ein-

zelne Buchstaben angedeutet. Als Vorsteher des Ganzen und namentlich des nur aus dreyzehn Mitgliedern bestehenden Kleinen oder täglichen Rathes (der Regierung) nennt das Verzeichniss den Amtsbürgermeister Hn. *Karl Fetzer* aus Rheinfelden k. (atholisch) und den Bürgermeister *Johann Herzog* aus Effingen r. (reformirt). Aus der Bibliothek-Commission ist immittelt der treffliche *Heinrich Zschokke*, Mitglied des Grossen Rathes, Oberforst- und Berginspector, getreten, und an die Stelle des nach seiner Vaterstadt Luzern abgegangenen Bibliothekars *Joh. Ant. Balthasar*, Herausgebers der *Helvetia*, ist der Professor *Troxler* zum Bibliothekar ernannt worden. Die Behörden und Beamten in den Bezirken sind nach den elf in alphabetischer Ordnung auf einander folgenden Oberämtern zusammengestellt: Bey jedem Oberamt werden namentlich aufgeführt: der Oberamtmann, stets ein Mitglied des Grossen Rathes, der Amtschreiber, das Bezirksgericht, die Kanzley, der Bezirksschulrath, der Armen-Inspector, der Bezirks-Arzt, die Friedensrichter und deren Statthalter und die Gemeind-Ammänner, wodurch man ein Bild der innern Organisation erhält. Dann folgen die patentirten Advocaten, die Notarien, die Schuldenboten, die Kameralbeamten, als: Dominial-Verwalter, Forst-Inspectoren, Post-, Zoll- und Salzofficianten, die Medicinalpersonen mit Angabe ihres Wohnorts und ihres Patents. Dabey bemerken wir, dafs die Advocaten in Fürsprecher, Procuratoren und blofse Anwölde zerfallen, je nachdem sie entweder „zu mündlichen oder schriftlichen Verbeyständigungen“ vor dem Appellationsgerichte oder nur vor den Bezirksgerichten zugelassen werden. Die Medicinalpersonen sind entweder Aerzte, mehrentheils D. M., oder Apotheker, oder blofse ärztliche Gehülfen, oder Hebammen (245 an der Zahl), oder endlich Thierärzte, von denen nicht weniger als 73 sich im Kanton befinden. Die höhern Lehranstalten bestehen aus einer Kantonschule mit 7 Professoren und einem Zeichenlehrer, der obern weiblichen Erziehungsanstalt in Ohlsberg, der Centralschule für Schullehrer, den Secundar- und Realschulen zu Aarau, Aargau, Baden, Bremgarten, Brugg, Laufenburg, Lenzburg, Zolingen und Zurzach. Bey der Geistlichkeit gehen die Pfarrgeistlichen nach den Bezirken und Ortschaften voran, darauf folgen die Vicare und Kapläne und die katholischen Stifter und Klöster. Das Personale der letzten ist vielleicht zahlreicher, als in irgend einem andern schweizerischen Kanton. Ausser drey Collegiatstiftern zu Baden, Rheinfelden und Zurzach, der Benedictiner-Abtey und der Cisterzienser-Abtey zu Wettingen zählt dasselbe Frauenklöster zu Hermetzschwyl, zu Fahr, zu Gnadenhal, zu Baden und zwey Kapuzinerklöster zu Baden und zu Bremgarten. Bey dem Militair-Etat werden aufgeführt der Kantonsstab mit 6 Obersten an der Spitze, die Militärschule, die Bezirks-Commandanten, der Bundes-Contingent zum Auszuge und zur Reserve. Den Schluss macht ei-

eine Aufzählung der aus dem Kanton gebürtigen Officiere in capitulirten auswärtigen Diensten. Dessen sind 32, theils in Frankreich, theils in den Niederlanden. Den berühmtesten Namen führt unstreitig *Karl Freyherr von Hallwyl*, Obristleutnant in dem niederländischen Regiment von Ziegler, unsers Wissens der letzte Sprössling dieses im Mittelalter so mächtigen Geschlechts.

In Nr. 2. sind weit vollständiger als in Nr. 1. die eidgenössischen Bundesbehörden angegeben: denn die sämmtlichen im J. 1826 vorgefallenen Veränderungen haben schon gehörigen Orts eingerückt werden können. Die bedeutendste ist wohl die Ernennung des Herrn *Albrecht Effinger von Wildegg*, von Bern, zum Geschäftsträger in Wien. Vermissten wir gleich, mit etwaniger Ausnahme der Geistlichen, die Angabe des Geburtsjahrs und selbst der Confession bey den einzelnen namhaft gemachten Staatsdienern, so möchten wir doch die musterhafte Ordnung, mit welcher dieser Staatskalender abgefaßt ist, rühmen. Ein Inhalt-Verzeichniß erleichtert noch ausserdem das eben durch die gerühmte strenge Ordnung nicht schwere Auffinden der einzelnen Behörden. Das Ganze zerfällt in nachstehende Unterabtheilungen: 1) *Standes- und Regierungsbehörden des Kantons St. Gallen*, als: der Grosse Rath, der Kleine Rath von nur neun Mitgliedern, die Kantons-Kanzley mit zwey Staatschreibern, die Archivverwaltung, wichtig, weil das ehemalige Stiftsarchiv darunter steht; die verschiedenen, die innern Verwaltungszweige umfassenden Commissionen des Kleinen Rathes, die Brandversicherungs-Commission und das Sanitäts-Collegium nebst dessen Unterbehörden. 2) *Kantons-Gerichte*, nämlich das Appellationsgericht, das Criminalgericht erster Instanz und die Criminalcommission. 3) *Die Bezirks-, Kreis- und Gemeinds-Beörden* nach den acht Bezirken, in welche der Kanton eingetheilt ist. Was in andern Kantonen der Oberamtmann heisst, wird hier der *Statthalter* genannt, der stets ein Mitglied des Grossen Rathes ist. Dann werden das Bezirksgericht, die Kreis-Ammänner, die Kreisgerichte und die Gemeind-Ammänner namhaft gemacht. Bey dem Bezirk St. Gallen stehen auch die Namen der Mitglieder des Handelsgerichts, des Stadt-Ammanns, die Mitglieder des Stadtgerichts, des Stadtraths und der Handwerksvorsteherschaft aufgeführt. — 4) *Behörden und Institute der besondern Confessionen*. Die Katholiken haben einen Administrations- u. Erziehungsrath, Schulinspectoren in den Amtsbezirken, eine Gymnasialanstalt mit 12 Professoren und 2 Lehrern und die berühmte

Bibliothek. Bibliothekar ist der bekannte Schriftsteller *Idesphons ab Arx*. Die Evangelischen haben einen Centralrath, ein Ehegericht, einen Kirchenrath, ein Examinations-Collegium, einen Erziehungsrath, 5 Schulinspectoren in den Landbezirken und mehrere Erziehungsanstalten in der Stadt St. Gallen als eine höhere Lehranstalt mit drey Professoren für Theologie, Philosophie, Philologie und die Hilfswissenschaften, ein Gymnasium, eine Primar-Anstalt und eine Waisenschule. — 5) *Geistlichkeit*. Sie ist auch nach den Confessionen getrennt. Die katholische steht unter dem „hochwürdigen Fürst-Bischof zu Chur und St. Gallen“, *Karl Rudolph* aus den Grafen *von Buol-Schaunstein*, dessen bischöflichem General-Vicar, Herrn *Aemilian Haffner*, und einem noch nicht bestallten Domkapitel. Sie zerfällt in die Landkapitel St. Gallen, Gossau, Obertoggenburg, Untertoggenburg, Rheinthal und Utznach. Die evangelische Geistlichkeit hat zum Vorstand den „hochwürdigen Antistes“ *Hn. Joh. Konrad Rothmund* und den als Schriftsteller bekannten „hochwürdigen Vicar-Antistes“ *Hn. Joh. Rudolph Steinmüller*. Sie wird in die Kapitel St. Gallen, Toggenburg und Rheinthal eingetheilt, wovon ein jedes einen Decan, einen Kämmerer und einen Actuar hat. — 6) *Militair-Etat*. Er zählt eine Militair-Aufsichtsbehörde, eine Militair-Inspection, ein Zeugamt, sechs Militair-Bezirks-Commandanten auf. Uebrigens werden von dem ersten und dem zweyten eidgenössischen Bundesauszuge nur die Staabsofficiere genannt. Das Etatsjahr beginnt mit dem 1sten Jul.: denn vom 1sten Jul. 1826 bis dahin 1827 war Hr. *Julius Hieronymus Zollikofer* aus St. Gallen Landammann, und von da an bis zum 1sten Jul. 1828 wird es Hr. *Karl Müller-Friedberg* aus Lichtensteig seyn. Der Erste ist reformirt, der Zweyte katholisch.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Rein. Buchh.: *Reseda*. Von Fanny Tarnow. 1827. 284 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Skizzen, theils aus der Natur, theils aus dem Menschenleben, die von dem lieblichen Pflänzchen, dessen Namen sie tragen, nicht viel mehr als die Unscheinbarkeit aufzuweisen haben. Die Lebensgeschichte einer vom Unglück Verfolgten, ein mattes Lustspiel, Scenen aus Irland und eine tragische Novelle machen den Inhalt aus, der mit gedachtem Preise wirklich zu theuer erkaufte wird.

October 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, b. Palm u. Enke: *Entwurf einer Ordnung des Verfahrens in den Gegenständen der freiwilligen Gerichtsbarkeit*. Von Dr. W. H. Puchta, k. baier. Landrichter. 1824. XXXVIII u. 378 S. 8 (1 Rthlr. 20 gGr.)

Wenn irgend Jemand dazu berufen war, den Entwurf einer Ordnung des Verfahrens der freiwilligen Gerichtsbarkeit vorzulegen, so war es der Vf., der durch seine lange, mit hoher Auszeichnung geführte Verwaltung der Geschäfte eines Untergerichts, durch gründlich-wissenschaftliche Bildung und durch die Herausgabe des Handbuchs des gerichtlichen Verfahrens in nicht streitigen Rechtsfachen sich hinreichend legitimirt hatte. Zwar geschieht Rec. gleich anfangs, daß er noch immer an die Möglichkeit glaube, die sogenannte freiwillige Gerichtsbarkeit völlig von der streitigen zu trennen und eignen Beamten (nach Art der französischen Notarien) die Ausübung der Geschäfte der unstreitigen Gerichtsbarkeit zu übertragen. Der Vf. hat schon in seinen frühern Schriften für die Verweisung dieser Geschäfte an die Untergerichte sich erklärt, und unbezweifelt hat auch Niemand so gründlich diese Vereinigung vertheidigt, als er. In der vorliegenden Schrift hat er (S. 250) den Gegenstand einer wiederholten Prüfung unterworfen, und (S. 258) seinen Vorschlag über die zweckmäßigste Gerichtsorganisation vorgelegt. Er verlangt nämlich zweyerley Arten von Untergerichten: A) reine Justizstellen, die eine collegiale Verfassung haben, und die ganze Civilrechtspflege in streitigen Fällen, die Strafjustiz in erster Instanz ausüben sollten, soweit nicht gewisse Civiljustizgegenstände und ein Theil der Instruction der Strafrechtsprocesse den gemischten Justizbehörden oder der Entscheidung in wichtigen Strafrechtsfachen höhern Gerichten anvertraut wird. B) Untergerichte von gemischtem Ressort; diesen, die nur aus einem rechtsgelehrten Richter und einem Actuar beständen, sollte die streitige Gerichtsbarkeit in gewissen bestimmt bezeichneten Fällen wegen Geringfügigkeit des Objects, wegen Einfachheit des Anspruchs, wegen Nothwendigkeit schneller Rechtshilfe überlassen werden, dazu noch die ganze nicht streitige Gerichtsbarkeit mit dem Vormundschafts- und Hypothekenwesen, und in Strafrechtsfachen die Generaluntersuchung in Criminalfällen und Unter-

suchung und Entscheidung der Polizeystrafsälle, endlich die ganze Polizey-Verwaltung, soweit sie mit Rechtspflege in Verwandtschaft steht. Reine Justizstellen sollten immer für einen Bezirk, der sich über 5—6 Gerichtsämter ausdehnt, bestehen, und für Bevölkerung von 9—12000 Seelen sollen gemischte Untergerichte organisirt werden. Der Vf. sucht dann (S. 250) die Einwendungen gegen die Vereinigung der nichtstreitigen Sachen mit dem Richteramt zu widerlegen. Insbesondere glaubt er, daß man die freiwillige Gerichtsbarkeit nicht in die Sphäre der Polizey versetzen dürfe; er hält die Collision mit den amtlichen Pflichten für ungegründet, und äußert in Bezug auf das französ. Notariat (S. 255), daß es zur Erlangung dieser Stelle keiner rechtswissenschaftlichen Bildung bedürfe; daß auf jeden Fall nichts angetroffen werde, was für die Eigenschaften des Willens der Notarien eine bessere Gewährschaft leistete, als wir sie auch in Deutschland antreffen; zugleich spielt der Vf. auf die bekannten Vorwürfe an, daß die französ. Notarien am Marke des Volks saugen, und daß ihre Schreibstuben wie veräußerliche Gewerbsgerechtigkeiten verkäufliche Gegenstände seyen; der Vf. hält (S. 261) die Fürsorge des Staats für die Rechtsgeschäfte der Staatsbürger für höchst nothwendig, und (S. 252) vorzüglich für die Richterbehörden geeignet. Rec. kann diesen Ansichten des Vfs. nicht beystimmen. Daß zweyerley Untergerichte bestehen sollten (oder eigentlich als regelmäßige erste Instanzgerichte die collegialisch organisirten und zur Vermeidung der Nachtheile großer Gerichtsbezirke andre, den französ. Friedensgerichten ähnliche Gerichte), ist nicht zu leugnen, und die Competenz, welche der Vf. diesen für etwa 60 bis 70000 Seelen bestimmten Collegialgerichten einräumen will, erkennt auch Rec. an; allein in Ansehung der vom Vf. vorgeschlagenen gemischten Untergerichte giebt Rec. nur zu bedenken, daß nach den Vorschlägen des Vfs. diese Gerichte nur aus Einzelnrichtern beständen, denen höchst wichtige Geschäfte anvertraut würden; sobald man den Untergerichten noch mehr auflegen will, als den französ. Friedensgerichten anvertraut ist, tritt eine nachtheilige Geschäftsfloekung und Collision ein; insbesondere hat Rec., der seit einer Reihe von Jahren diese Wirken französ. Friedensgerichte und französ. Notarien beobachtete, sich überzeugt, daß man den Friedensgerichten unmöglich die Verwaltung der freiwilligen Gerichtsbarkeit anvertrauen dürfe, theils schon

weil die dem Friedensrichter jetzt obliegende Geschäftsmenge ihm unmöglich macht, gehörig die freywillige Gerichtsbarkeit zu besorgen, theils weil er als Richter und einzelner Mann gar nicht in der Lage ist, die Geschäfte der unfreitigen Gerichtsbarkeit zweckmässig zu verwalten. Es giebt unter diesen Geschäften einige, bey welchen es freylich nur auf die Herstellung des amtlichen Beweises und die Beglaubigung einer Erklärung der Parteyen bey Gericht ankommt; z. B. bey Ausstellung einer Vollmacht, bey Schuldscheinen u. a.; hier mag im gewöhnlichen Schlendrian der nächste Schreiber die Urkunde aufnehmen, der Richter hat nur seine Unterschrift und das Gerichtssiegel beyzufügen; allein es kommt hier vorzüglich die Ausübung der sogenannten gemischt freywilligen Gerichtsbarkeit in Betracht. Hierbey kommen Geschäfte vor, die nur von demjenigen zweckmässig behandelt werden können, der sich dem Geschäft ganz widmen kann und oft ganze Tage damit zu thun hat, während zugleich nur ein Mann dazu geeignet ist, der die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens genau kennt und das Vertrauen der Parteyen genießt. Der Friedens- oder Landrichter, welcher die Prozesse zu entscheiden, die sogenannte Polizey auszuüben hat, oft Tage lang dauernde Verhöre vornehmen, Augenschein einnehmen muß, hat durchaus nicht Zeit, mit den höchst schwierigen und Zeit raubenden Vermögensauseinandersetzungen u. a. sich zu beschäftigen; er wird daher solche Geschäfte seinen Schreibern überlassen, welche mechanisch das Ganze betreiben. Der Unterrichter, welcher in vielen Fällen zu entscheiden hat, ist auch nicht geeignet, Geschäfte zu betreiben, über deren Förmlichkeit und Rechtmässigkeit er später häufig entscheiden muß. Es kommen auch Fälle vor, bey welchen das Rathgeberamt mit der Würde des Richteramts gar nicht verträglich ist, z. B. bey Eheverordnungen; die Aeltern der Braut wünschen für das Beste der Tochter zu sorgen, und es kommt nur darauf an, auf eine kluge und vorsichtige Weise den Ehevertrag einzurichten: um aber diess zu können, bedarf es oft vieler Zeit raubenden Beredungen und Unterhandlungen mit den Parteyen; dazu hat der Richter weder Zeit noch Lust, und die Folge ist daher, daß der Ehevertrag nach dem alten, seit 40 Jahren in der Gerichtsstube üblichen Formulare geschmiedet, und die arme Frau ein Opfer des Geschäftsmechanismus wird. Endlich darf nicht unberücksichtigt bleiben, daß bey manchen Geschäften der freywilligen Gerichtsbarkeit nur von dem Vertrauen der Parteyen zu dem Beamten die Zweckmässigkeit der Anordnung abhängt. Wenn nun im Canton alle Geschäfte nur von dem Unterrichter vorgenommen werden müssen, so bleibt den Parteyen keine Wahl, welche ihnen dann möglich wird, wenn in dem Kantone zwey Notarien sich befinden, unter welchen frey gewählt werden kann. Rec. hat schon oft die wohlthätige Wirkung dieser Freyheit in franzöf. Gegenden beobachtet, und er möchte dringend die deutschen Gesetzgeber und Juristen bitten, die Jeremiaden über die franzöf. Notarien nicht unbedingt für wahr zu halten,

und zu berücksichtigen, daß man die Verzweigungen und das Detail der Wirksamkeit eines Instituts nicht aus Gesprächen in Wirthshäusern oder auf einer Extrapostreise durch das Land kennen lernen kann, sondern nur durch Jahre lange Beobachtung in Fällen, wo Niemand weiß, daß jetzt ein amtlich zur Beobachtung angestellter Mann etwas wissen will, zur Möglichkeit eines gründlichen Urtheils gelangen kann. Einzelne Mißbräuche des franzöf. Notariats lassen sich sehr leicht, ohne das Wesen des Instituts anzugreifen, abschaffen.

Wenn Rec. bisher die Nothwendigkeit der Beybehaltung der deutschen, die Verwaltung streitiger und unfreitiger Gerichtsbarkeit bey den Gerichten vereinigenden Organisation bezweifelt hat, so folgt daraus nicht, daß er auch das neue große Verdienst in Abrede stellen will, welches der Vf. durch diese Schrift sich erworben hat. Es ist vorauszu sehen, daß noch nicht so schnell eine andre Organisation in Deutschland einheimisch wird, und es ist daher die Pflicht desjenigen, der es redlich mit dem Vaterlande meint, dafür zu wirken, daß das Alte, so lange es besteht, zweckmässig und heilbringend ausgeübt werde. Wer aber den erbärmlichen Geschäftschlendrian kennt, mit welchem oft von dem unwissendsten Schreiberpersonal die wichtigsten Rechtsgeschäfte der Bürger betrieben werden, muß dem Vf., der das Unwesen eben so gründlich als die Mittel der Abhülfe erkennt, dafür danken, daß er nicht das Bestehende tadelte, sondern wohlmeinend mit reicher Geschäftskennntniß das Bessere an die Stelle des Schlechtern setzen und dem Unbeholfenen oder Mindergeübten die gehörige Anweisung geben wollte. Nur darüber können Bedenklichkeiten entstehen, ob man für die Geschäfte der freywilligen Gerichtsbarkeit ein eigentliches Gesetzbuch entwerfen soll. Vorerst entsteht die Frage: ob man nicht lieber einzelne Instructionen in Bezug auf gewisse Rechtsgeschäfte für die Beamten entwerfen sollte? Auf diese Art hat man bisher Contracten-, Hypotheken-, Substitutions-, Vormundschaftsordnungen und darauf bezügliche Instructionen; allein es ist nicht einzusehen, warum man diese einzelnen Instructionen nicht als ein Ganzes nach einer innern Ordnung zusammenfassen und gewisse für die Behandlung aller einzelnen Rechtsgeschäfte nothwendigen Anweisungen geben soll, während man sonst für jedes besondere Rechtsgeschäft die allgemeinen Vorschriften wiederholen müßte. Auch scheint der Ausdruck: Ordnung des Verfahrens, zweckmässiger, als die Bezeichnung: Instructionen, weil es nicht bloß auf eine Anweisung für die Beamten, sondern auch auf die Regulirung des Verhältnisses des Beamten zu den Parteyen und auf die von den Parteyen selbst zu beobachtenden Regeln ankommt. Wichtiger noch ist die Frage: in welchem Verhältnisse eine solche Ordnung des Verfahrens in den Gegenständen der freywilligen Gerichtsbarkeit zu dem Civilgesetzbuche und zur Processordnung stehen soll. Schon v. Günter in den Motiven eines Gesetzbuchs über das gerichtliche Verfahren hat (S. 23.) über die

Grenz-

Grenzbefimmung sich erklärt: in das Civilgesetzbuch gehört Alles, was zum Wesen eines Rechtsgeschäfts, zu seiner Gültigkeit und seinem Inhalt gehört; daher müssen die Vorschriften über die Bedingungen der Gültigkeit der Eheverträge, der Testamente u. a. in das Civilgesetzbuch kommen; weil darnach die Parteyen ihre Handlungsweise, wenn sie vor dem Gesetz beliehen soll, einrichten müssen; in der Ordnung des Verfahrens in Gegenständen der freywilligen Gerichtsbarkeit soll aber wieder davon die Rede seyn, und es fragt sich nur, wie weit diess geschehen soll. Soll diese Ordnung eine vollständige Anweisung für die Behandlung der einzelnen Rechtsgeschäfte enthalten, so muss alles im Civilgesetzbuche Vorkommende, was die Form betrifft, wiederholt werden, oder man setzt die Kenntniß dieser Bestimmungen voraus und stellt in der Ordnung für die freywillige Gerichtsbarkeit nur die Rücksichten auf, welche bey der Aufnahme gewisser Rechtsgeschäfte der Beamte zu nehmen hat, damit das Geschäft sicher, allem Streite belegend, gesetzlich, einfach und deutlich und nach dem Willen und in dem Interesse der Contrahenten geschlossen werde. Zugleich gehörte dahin die Angabe aller rein-mechanischen Manipulationen zur Behandlung des Geschäfts und die Vorschriften über den Gang und den Zusammenhang der einzelnen in einander greifenden Handlungen, die auf ein gewisses Geschäft sich beziehen, z. B. bey Verlassenschaftsbehandlung. Unleugbar ist der zweyte eben geschilderte Weg, welcher Wiederholungen am meisten vermeidet, der zweckmässigste, und der Vf. der vorliegenden Schrift hat sich die Aufgabe gehörig vorgestellt und meistens die Grenzen richtig eingehalten. Freylich kommen oft Wiederholungen von rein-civilrechtlichen Sätzen vor, z. B. S. 47. von den innern Erfordernissen eines Rechtsgeschäfts; was §. 70. der Vf. sagt: daß der Gegenstand des Rechtsgeschäfts der freyen Verfügung der handelnden Personen unterworfen und daß die Art und Weise darüber den gesetzlichen Bedingungen seiner Gültigkeit angemessen sey, findet sich ebenso in jedem Civilgesetzbuche und Compendium. So scheint §. 116. S. 87 zu weit eingegangen zu seyn, wenn sogar vorgeschrieben wird, daß bey der Cession dem Cessionar gesagt werden soll, daß dem Cessionar der Beweis der von ihm bezahlten *Valuta* obliege (es ist hier sogar zu viel behauptet, da nur mit verschiednen Distinctionen die Frage über die Beweislast bey der *lex Anastasiana* beantwortet werden kann). Sehr mißlich wird das Entwerfen einer Ordnung für das Verfahren in Gegenständen freywilliger Gerichtsbarkeit noch dadurch, daß man nicht weiß, nach welchem Civilgesetzbuche die Ordnung entworfen werden soll; und diess setzt auch oft bey der Prüfung des vorliegenden Entwurfs in Verlegenheit, wenn z. B. S. 57 §. 86 der Vf. von den Geschäften der Frauenspersonen spricht, so hängt Alles davon ab, ob in einem Lande die *cura sexus* gilt, und wie weit. So hat §. 87 der Vf. als entschieden angenommen, daß die Bürgschaft einer Frau unverbindlich seyn soll

und die Frau nicht einmal selbst nicht durch Verzicht der Wohlthat verlustig werde; so stellt S. 101 der Vf. bey der Bürgschaft die Regel auf, daß das *beneficium excussionis* auch dann noch Statt finde, wenn sich der Bürge als *Selbstschuldner* verpflichtet hat. Welches Gesetzbuch hat dem Vf. dabey vorgeschwebt? Im bair. Gesetzbuch steht das Gegentheil, und nach der richtigen Ansicht des gemeinen Rechts hebt die Verpflichtung als Selbstschuldner das *beneficium excussionis* auf; es ist daher nicht einzusehen, warum der Vf. vorschreibt, daß der Richter dem Bürgen diess eröffnen soll. — In einem Grenzconflict kommt auch eine Ordnung über das Verfahren in Gegenständen freywilliger Gerichtsbarkeit mit der Civilprocessordnung. Alle Formalitäten der gerichtlichen Handlungen gehören in den Processcodex; wenn daher der Vf. S. 60 §. 89 die Erfordernisse der Kraft einer öffentlichen Urkunde, und S. 65 die Formalitäten eines Protocolls angiebt, so scheint diess nicht hierher, sondern in das Processgesetzbuch zu gehören.

Die Schrift besteht aus 2 Abtheilungen: I. Allgemeine Grundsätze und Regeln des Verfahrens. II. Besondere Regeln des Verfahrens. — Für den wichtigsten Theil der Schrift hält Rec. die erste Abtheilung; und hierin kommen über die Verhaltensregeln für die Gerichte (S. 18), über die Art der zweckmässigsten Informationseinziehung (S. 23), über die Scheingeschäfte (S. 51) so viele treffliche Vorschriften vor, daß man wünschen muß, die Gesetzgebung möchte den Richtern, so lange die Verwaltung freywilliger Gerichtsbarkeit mit dem Richteramt vereinigt bleibt, wenigstens in der Form einer großen Instruction diese allgemeinen Regeln vorschreiben; nur müßte dann mehr in legislativer Form gesprochen werden, da der Vf. noch zu sehr die doctrinelle Form eines Compendiums beybehält. Im besondern Theil handelt der Vf. von den Verträgen und dort insbesondere von einigen Arten der Verträge, z. B. Kauf, Pacht, Bürgschaft, Darlehn, (S. 108) von den Eheverträgen, hierauf (S. 119) von einseitigen Willenshandlungen unter Lebenden, (S. 122) von letztwilligen Verordnungen, (S. 131) von Eröffnung letzter Willensverordnungen, (S. 135) von Vollziehung derselben. Ein eigener Abschnitt spricht von den gerichtlichen Auseinandersetzungen, von Veriegelungen, Inventuren, Schätzungen (S. 162), Erbtheilungen (S. 188), Gemeinschafts-Auseinandersetzungen. Man sieht, daß der Vf. ziemlich vollständig seinen Stoff behandelte; allein einige bedeutende Lücken hat Rec. doch bemerkt. So ist von mehrern schwierigen Vertragsarten gar nicht gesprochen, z. B. von dem Eisenviehvertrag, vom Leihrentenvertrag (die letzte immer häufiger vorkommende Vertragsform ist fast nirgends befriedigend erörtert). Auch der Ehevertrag hätte eine umständlichere Auseinandersetzung bedurft; es hätte auf die Wichtigkeit der Bestimmung über die Erziehung der Kinder bey Ehen gemischter Religion aufmerksam gemacht werden sollen; auch hätte (S. 111) da, wo von Eheverträgen die Rede war, welche die der-

ein-

einfüge Beerbung betreffen, auf die Unterschiede zwischen *pacta dotalia simplicia et mixta*, und auf die Verschiedenheit der in der Praxis und in den Landesgesetzen in dieser Beziehung angenommenen Ansichten Rücksicht genommen werden sollen; nur zu häufig wird dieser Punkt von den Ehegatten bey Eingehung der Ehe nicht genug beachtet, und Processen sind die unvermeidlichen Folgen des Mangels fester Bestimmung. Hier ist eine sehr genaue richterliche Anweisung an die Contrahenten Pflicht. S. 115 ist das Gegenvermächtniß, Leibgeding und Wittum nicht zweckmälsig getrennt. Da über die Natur und Anwendbarkeit der *donatio propter nuptias* immer in der Praxis Streit entsteht: so ist den Parteyen zu rathen, keine Vermögensart unter dem Namen Gegenvermächtniß zu begreifen, oder genau anzugeben, was darunter verstanden werden soll, und welche Wirkungen man dadurch begründen will. Auch stimmt es mit den deutschrechtlichen Ansichten nicht überein, wenn der Vf. (§. 151) Leibgeding dann annimmt, wenn das der Wittwe angewiesene Vermögen im Nießbrauche gewisser Güter oder Kapitalien besteht, und Wittum, wenn das Ausgesetzte jährliche Reichtnisse sind. Von der Morgengabe (einer so häufig vorkommenden und in den Rechtswirkungen so sehr beschränkten Vermögensart) schweigt der Vf. ganz. Auch ist das Verhältniß der ehelichen Gütergemeinschaft zu kurz (S. 116) angedeutet, während eben darüber eine Belehrung der Ehegatten am wichtigsten wird, z. B. wegen vorehelicher Schulden, wegen erbenschaftlicher Verhältnisse u. a. Eine wesentliche Lücke ist es, daß über die Einkindschaft nichts gesagt ist, da bey diesem Verhältniß doch der Richter am meisten thätig seyn muß, um künftigen Streitigkeiten vorzubeugen. Desio vollständiger ist dagegen die Lehre von den Erbtheilungen und von den Vermögens-Auseinanderetzungen gearbeitet.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Laupp: *Medicinisch-practische Adversarien am Krankenbette gesammelt von Peter Joseph Schneider, Dr., practischem Arzt in Ettlingen, Assessor u. s. w. Erste Lieferung.* 1821. XIV u. 365 S. *Zweyte Lieferung.* 1824. XXII u. 616 S. (mit sechs Steindrucktafeln.) *Dritte Lieferung.* 1826. XV u. 337 S. 8. (6 Rthlr.)

In dem *ersten* Bande dieses Werks erhalten wir eine Sammlung einzelner, aus der Erfahrung des Vfs. geschöpften Bemerkungen über verschiedene Krankheitszustände, größtentheils praktisch, manchmal auch mit theoretischem Raisonement begleitet. Im Ganzen sind die mitgetheilten Betrachtungen sehr lehrreich, nur einzelne Krankengeschichten würden bey einer strengern Auswahl weggefallen seyn. — *Ueber die Convulsionen der Kinder und ihre zweckmälsigste Heilart.* Hinsichtlich der Symptomatologie

sagt der Vf., er rechne zur convulsivischen Constitution eine feine, weiche und zarte Haut, dünne Muskeln, ausgezeichnet erhöhte Sensibilität und folgende Vorböten — Vorböten einer Krankheit kann man aber doch füglich nicht zur Constitution rechnen. Unter die constanten Symptome würden wir es nicht zählen, daß das Kind durchaus nicht zu schlagen vermag, und eben so wenig können Vollblütigkeit und Entkräftung Gelegenheitsursachen der Convulsionen genannt werden; sie gehören vielmehr zu den prädisponirenden. Entstehen Convulsionen in der Dentitions-Periode (Dendition, wie hier und im ganzen Buche steht, ist doch wohl Schreib- oder Druckfehler) — so läßt der Vf. mit einer Mischung aus einem gesättigten Aufguss von Salbey, Borax und Rosenhonig die ganze Kinnlade öfters reiben; ein Mittel, das bey entzündlicher Aufgetriebenheit des Zahnfleisches nicht immer passen möchte, wo die Gegentheile recht kaltes Wasser gute Dienste leistet. Bey der symptomatischen Kurmethode wird die Indication aufgestellt, die gesunkene Reproduction allmählig wieder aufzurichten. Ohne Zweifel gehört das in die Radicalcur. Den Moschus giebt der Vf. immer in flüssiger Form und zwar in Verbindung mit Mitteln, welche die reproductive Sphäre ansprechen, *extr. chinae* und *extr. cort. aurantiorum*. Zweckmälsiger möchten die letztern Mittel allein, nach Beseitigung des Anfalls, wo sie indicirt sind, ihre Anwendung finden. Der Vf. ist überzeugt, daß der Moschus, in Pulverform gegeben, die Sensibilität gleichsam tumultuarisch, vielleicht durch Ueberreizung afficire, woher sich das plötzliche Besserwerden, aber auch das schnelle Zurückkehren der bösen Zufälle erklären ließe. Er machte an sich selbst einen Versuch, der das zu bestätigten scheint: allein er nahm den Moschus in Pulverform, unvermischt; in der flüssigen Form aber in Verbindung mit ätherischer Baldriantinctur, China- und Pomeranzenschalen-Extract, was natürlich nicht dieselbe Wirkung erzeugen konnte, wie der reine Moschus. — *Ueber Strangurie.* Ein Mann von funfzig Jahren, der an Paralyis der Blase und Strangurie litt, wurde durch ein Decoct der Bärentraubenblätter, mit *Tot. cantharid.* und *Tot. thebaica*, geheilt. Der Vf. stieg in der Dosis der Cantharidentinctur so, daß er in 24 Stunden zwey Drachmen nehmen ließe. Nach seiner Meinung soll erschwerter Harnabfluß nur in seltenen Fällen aus Stricturen und Callositäten der Harnröhre entstehen; eine Meinung, der die Erfahrung aller Chirurgen widerspricht. Bey Gelegenheit der Diagnose seines Falles sagt er: Hämorrhoiden der Blase konnten die Veranlassung nicht seyn, sonst würde der Gebrauch der *Tinct. cantharidum* die fürchterlichsten Schmerzen hervorgebracht haben. Das ist doch aber ein schlechtes Kriterium der Abwesenheit der Blasenhamorrhoiden, denn billig mußte der Vf. davon überzeugt seyn, ehe er Canthariden gab. —

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1827.

ARZNEYGELÄHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Laupp: *Medicinisch-practische Ad-
versarien am Krankenbette gesammelt von Peter
Joseph Schneider u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Krankengeschichten von Irren. Zwölf Fälle, und zwar fast alle sowohl in pathologischer als therapeutischer Hinsicht interessant. Bey der Ekelcur ist der Vf. der Anwendung der metallischen Mittel abgeneigt; er meint, sie seyen im Verhältniß zum Organismus zu different, wirkten in Verbindung mit Sauerstoff sehr deprimirend auf die höhern Organe, als ausleerende Mittel aber zu heftig und eindringend, ja sie prägten ihre metallische Natur dem Organismus so ein, daß die Symptome, die sie erzeugen, gefährlicher würden, als die vorhandne Krankheit, und endlich afficirten sie das Gefäßsystem zu sehr und wären nur anwendbar, wo die Kräfte des höhern Nervensystems nicht zu sehr gesunken seyen. Dagegen aber läßt sich einwenden, daß gerade die kräftige Einwirkung derselben, bey dem torpiden Zustande der Digestionsorgane der meisten Irren, uns wünschenswerth wird; daß die zur Ekelcur angewandten Metalle, wie das Antimonium, keineswegs die übeln Nachwirkungen im Körper hinterlassen, wie das Quecksilber, das Bley und das Kupfer, und daß wir namentlich vom Antimonium deprimirende Einwirkungen auf die höhern Organe nicht behaupten können. — Der Vf. zieht seiner Seits immer die Ipecacuanha vor, und lobt besonders den Aufguss derselben. Wenn tobüchtige Kranke in ihren stärksten Anfällen durch Nichts besänftigt werden konnten, so liefs er ihnen eine oder mehrere Tassen eines Brechwurzelaufgusses reichen, worauf sogleich eine allgemeine Ruhe und Heiterkeit eintrat. Fünf Fälle bestätigen den Nutzen dieser Methode, bey der übrigens der Vf. andre indicirte Mittel, Aderläß u. s. w. nicht veräumte. Die vierte und fünfte Krankengeschichte betrifft zwey Schwestern, bey denen die Ursache des Irreseyns dieselbe zu seyn schien. Indessen hätte der Vf. hier doch wenigstens der Möglichkeit einer erblichen Krankheit gedenken, und wenn sie nicht vorhanden war, auch ihre Abwesenheit erwähnen sollen. Bey der sechsten Krankengeschichte hat der Vf. auf eine sehr interessante Weise die psychischen Einwirkungen ermittelt, welche die Krankheit

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

herbeygeführt haben konnten. Bemerkenswerth ist es, daß er in Zeit von wenigen Wochen drey einander sehr ähnliche Beobachtungen machte, daß nämlich nach einer, wie es schien, völlig gehobenen Lungenentzündung gegen den sechsten oder siebenten Tag Wahnsinn eintrat. Es ist zu bedauern, daß der Vf. auf diese auffallende Uebereinstimmung nicht näher eingegangen ist. In allen drey Fällen gab er Kampfer mit desüllirtem Essig, und zwar mit glücklichem Erfolg. — In einem Falle von Melancholie bey einem jungen Mädchen, deren Menstruation seit einiger Zeit unterdrückt war, und bey der ein Aderläß, temperirendes Verfahren und späterhin der Aufguss der Brechwurzel ohne Wirkung blieben, zeigte sich das Kraut der Belladonna, zu fünf Gran gegeben, in Verbindung mit ableitenden Mitteln und kalten Begießungen des Kopfes, sehr wirksam. Die Menstruation stellte sich nach dem Gebrauch der Sabina ein. Bey einer andern Kranken, die standhaft jeden Gebrauch von Arzneymitteln verweigerte, erfolgte Genesung durch die Autenrieth'sche Salbe in die Herzgrube und den Nacken gerieben, und *Elix. acid. Halleri* unter das Getränk gemischt. — Bey einem alten Säuer, der in Folge seines Lasters an beständigem Zittern litt, stellte sich innerhalb anderthalb Jahren dreymal eine sehr heftige Cholera ein, die nach dem Gebrauch der Colombo mit etwas Laudanum innerhalb zwölf Stunden völlig verschwand, aber an ihrer Stelle fand sich ein förmlicher Wahnsinn ein, der durch eine Kampferemulsion und ableitende Mittel in Zeit von zehn bis zwölf Tagen bezwungen wurde. Einen ganz ähnlichen Fall behandelte der Vf. bey einem jüngern, dem Branntwein sehr ergebenen Mann. (Heftige Durchfälle; manchmal, doch nicht immer, mit Erbrechen verbunden, find nach der Erfahrung des Rec. bey Säueren keine seltne Erscheinungen; die Kranken leeren eine so ungeheure Menge sehr wässerigen Koths aus, so daß es eben so unbegreiflich scheint, wo der Unrath alle herkommt, als daß es die geschwächten Menschen aushalten. Doch bedürfen sie keiner andern Mittel, als schleimiger Getränke, so lange der Durchfall dauert; wenn er aufhört, tritt meistens etwas Stuhlzwang ein, den ein Paar Stärkeklystiere heben; die nachfolgende Schwäche der Verdauungswerkzeuge weicht bittern Mitteln. Vielleicht wäre in den erzählten Fällen der Wahnsinn nicht entstanden, hätte der Vf. den Durchfall nicht gestört; oder er wäre verschwunden, hätte er denselben wieder hervorgerufen; wie

T (5)

sich

sich denn das *Delirium tremens*, wenn es keinen zu hohen Grad erreicht hat, durch starke Purganzen leicht bezwingen läßt.) — Unter allen dräuflichen Mitteln hat sich bey der Behandlung der Geisteskrankheiten das *Extractum gratiolae* dem Vf. am hülfreichsten gezeigt; er giebt es in einem *Infuso fol. fenae* mit Glauberfalz, und steigt von einem Scrupel zu einer Drachma. Von den beruhigenden Mitteln bewährten sich die Digitalis, das Bilsenkraut, das Stramonium keineswegs; nur das Kraut der Belladonna äufserte zuverlässige Wirkungen. Von den Aderläffen sagt der Vf., daß er sie nur bey der Manie, von welcher Ursache sie auch entstanden seyn möge, und bey Melancholie mit Anfällen von Manie wirksam, wenigstens nicht schädlich fand. Das „von welcher Ursache sie auch entstanden seyn möge“ scheint doch etwas zu viel gesagt; wir dürfen den Vf. nur an die Manie erinnern, welche auf hartnäckige Quartanfieber folgt, und deren Sydenham gedenkt. (S. dessen *Opp. omnia*. Genevae 1757. T. I. p. 60.) Sie ging nach angewandten Ausleerungen immer in einen unheilbaren Blödsinn über. — Sehr beachtungswerth ist die Bemerkung, daß Wahnsinnige nach ihrer Genesung aus Scham und Schüchternheit in den Kreis des geselligen Lebens zurückzukehren zögern, weil sie wegen der überstandnen Geisteszerrüttung Achtung und Ehre verloren zu haben glauben. Sie werden deshalb oft vollkommen menschenscheu. — *Monstrum per excessum*. Ein übrigens gesunder Knabe hatte an der *Protuberantia externa ossis occipitis* einen Anwuchs ganz nach der Form eines Hodensacks, der an einem dicken kurzen Stiele anhing, im Grunde $3\frac{1}{2}$ Zoll dick und $5\frac{1}{2}$ Zoll lang war. Er war von hellröthlicher Farbe, fühlte sich breyartig an, und das Kind jammerte bey dessen Berührung heftig. Man machte eine Incision, es floss wenig Serum aus, denn die Structur des Sackes war cellulos; es wurde eine Auflösung von Sublimat injicirt, um eine Vereiterung zu bewirken; hierauf folgte eine sehr heftige Entzündung, Brandblasen und der Tod. Die Leichenöffnung wurde nicht angestellt. — *Kranken- und Sectionsbericht eines an Tabes intestinalis verstorbenen Mädchens*. Die Krankheit entstand nach einem Fall, und die sogleich angewandte antiphlogistische Methode konnte den unglücklichen Ausgang nicht verhindern. In der Leber fanden sich Eiterfäcke, der Magen war klein und leer, das uropoetische und Genital-System gesund, allein die übrigen Gebilde des Unterleibes waren in eine unförmliche, graue, schmierige Masse verwandelt. Gekröse, Netze und Gedärme waren so degenerirt, daß man keins vom andern unterscheiden konnte. Es fanden sich in ihnen eine außerordentliche Menge Eiterfäcke und fistulöser Eitergänge. (Genau ist diese Beschreibung keineswegs. Warum ging der Vf. nicht vom Magen an, dem *Tractus intestinalis* nach? es hätte sich doch die Stelle finden müssen, wo diese, so wie sie hier beschrieben ist, unerhörte Degeneration begann.) — *Fungus haematodes*. — Eine sechs und dreyßigjährige Frau bekam auf

der Brust, dem Rücken und den übrigen Theilen ihres Körpers dunkelblaue Flecke, die zu warzen- und linseförmigen Erhabenheiten wurden, so daß man späterhin viele schwarzviolette Excreescenzen, von der Größe einer Erbse bis zu der eines Hühnereyes sah. Außerdem entstand gegen das Ende ihres Lebens eine Exostose des linken Wangenbeins, wodurch das ganze Gesicht allmählig ein monströses Ansehn bekam, und eine ähnliche Knochengeschwulst zeigte sich auf dem Brustbein. Im Anfange war eine solche Excreescenz einer Warze ähnlich; so wie sie wuchs, wurde sie elastisch; öffnete man sie, so fand man die äußere Haut lederartig, die innere Substanz gleich der des Gehirns, nur daß man eine dünnere mit einer mehr körnichten Masse vermischt fand. Jede versuchte Exstirpation hatte heftige Blutungen zur Folge; es bildete sich im Grunde der exstirpirten Geschwulst ein schwammichtes Gewächs; und wenn dieß nicht gleich geschah, so nahmen die nahe gelegenen an Größe und Ausdehnung zu. Die Frau starb unter großen Schmerzen, welche die Exostosen verursachten, an einem schleichenden Fieber. — *Erscheinung der Periode vor dem Tode einer 83jährigen Person*. Der Vf. bemerkt, daß diese Erscheinung in seiner Gegend vom gemeinen Manne die Todtenblume genannt; und für das sicherste Kennzeichen des Todes gehalten werde. — *Beobachtung über die Wirkung des thierischen Magnetismus, bey einem sonderbaren, durch Schreck entstandenen Krankenzustand*. Der Vf. sah das Kind, dessen Krankengeschichte er erzählt, niemals im Anfall; überließ deshalb auch die Anwendung des Magnetismus dem Vater und kann also nur das erzählen, was er aus dessen Munde vernahm. — *Beobachtung eines Trismus neonatorum*. Sehr unbedeutend. — *Einige Beobachtungen über die Bandwürmer*. In einem Falle half die Wagler'sche Methode, in einem andern die Matthieu'sche; Kreuzschmerzen während der Bandwurmcure hält der Vf. für ein pathognomisches Criterium, daß die Bandwürmer durch die angewandte Cur wirklich entfernt werden. Er giebt keine Ursache an, wie dieß Symptom mit dem genannten Erfolg zusammenhängen soll, auch können wir uns keine denken. Bey einer zum Schluß folgenden Untersuchung über die Entstehung der Würmer und namentlich der Bandwürmer, im Organismus, tritt er der Meinung von Scherer bey, daß nämlich die Würmer nichts anders sind, als Entwicklungen des Zellgewebes, welches nach Maassgabe seiner verschiedenen Bedingungen in den verschiedenen Organen und Organismen verschiedenartige Würmer erzeugt. Er sagt aber nicht, warum er dieser Meinung beytritt. — *Beobachtung der in den Monaten März, April und May dahier geherrschten Rötheln-Epidemie unter den Kindern*. Die Krankheit stand zwischen Masern und Scharlach; sie hatte mit den erstern die Entzündung der Augenlieder, mit dem letztern die Angina und die Nachkrankheiten gemein. Das Exanthem stellte rothe Flecken dar: allein unter der Lupe betrachtet, zeigte es

es sich, daß es aus kleinen rothen Blätterchen bestand, die in ihrer Mitte ein bleiches Pünktchen hatten, welches mit einer hellen Flüssigkeit angefüllt zu seyn schien. Um diese Blätterchen war ein rother Hof; sie selbst waren bald zusammenfließend, bald standen sie einzeln, und ließen sich als rauhe, hirschartige Erhebungen der Epidermis anfühlen. Nach 12—48 Stunden platzten sie, und die Epidermis fiel kleyenartig ab; der rothe Hof verschwand am 3ten bis 6ten Tage nach der Eruption, und um diese Zeit bekamen die meisten Kranken ein mehr oder weniger starkes Nasenbluten. Bey der Ausmittlung der ursachlichen Momente giebt sich der Vf. viele Mühe, die der Epidemie vorausgegangene Witterung mit ihrem Entstehen in Zusammenhang zu bringen. Bemerkenswerth ist es, daß bey Erwachten gleichzeitig der Rothlauf sehr häufig war. Die Cur begann der Vf. mit Brechmitteln, und verfuhr im Verlauf der Krankheit gelinde diaphoretisch. Mit einigen Ausnahmen war sie sehr gutartig; doch bildete sich in einigen Fällen am 2ten bis 8ten Tage ein *Typhus nervosus*, und das Exanthem erfolgte erst am 7ten bis 9ten Tage; in andern entstand ein Wurmieber, bey noch andern schwoll die Parotis mit den Unterkieferdrüsen an, und endlich litten Einige an einer heftigen Morophthalmie, oder an einer *Angina*, die bald eine *parotidea*, bald *tonsillaris*, bald *fau-cium*, bald *utularis* war. Eine merkwürdige Nachkrankheit war ein Blasenausschlag, der nach dem Verschwinden der Rötheln mit neuen Fieber-symptomen ausbrach. Es entstanden eine Menge rother Erhöhungen der Epidermis, die sich sogleich zu durchscheinenden gelblichen Blasen erhoben, welche in 24 Stunden die Größe einer Erbse, und wenn sie nicht bersteten, die einer Haselnuß erreichten. Sie befielen die Hände, die Arme, die Füße, bey Manchen auch den Unterleib, platzten und ließen eine schwarze, abgehäutete Oberfläche zurück, die hier und da verschwürte. Ihr ganzer Verlauf dauerte einige Wochen. — Bey einem Knaben, der die Rötheln sehr gut und normal überstanden hatte, stellten sie sich nach drey Wochen mit allen ihren Zufällen zum zweyten Male ein. — Wir halten diesen Aufsatz, nebst dem nachfolgenden über die Scharlachepidemie, für die gelungensten dieses Bandes; nur hätten wir gewünscht, daß der Vf. dem Gange der Epidemie dieselbe Aufmerksamkeit geschenkt hätte, wie dem der Krankheitsform. Wir vermiffen nämlich die Angaben über das Beginnen und Steigen, die Acme und das Abnehmen der Epidemie; zu welcher dieser Perioden ferner die Krankheit am heftigsten war, ob und welche andre Krankheiten mit der Epidemie gleichzeitig vorkamen, ob diese durch die Ausbreitung der Epidemie vermindert wurden u. s. w. — *Milch-Schlagfluß*. — *Einige Bemerkungen über die verschiedne Erregbarkeit der Haut, bey verschiednen Subjecten*. Bey einem Kranken von 54 Jahren, der durch mehrere Umstände sehr geschwächt war, sah der Vf. Sinapismen und Vesicatore, selbst wenn sie zwanzig Stun-

den liegen blieben, eine kaum bemerkbare Röthe der Haut hervorbringen. Dagegen machte der aufgelegte Gesundheitstafel bey einem sonst gefunden 82jährigen Frauenzimmer eine Hautentzündung, wie ein Sinapismus, und wenn sie Zitronensaft an die Hände bekam, entstanden Blasen. — *Gemälde der in Eitlingen im Sommer und Herbst 1819 grassirenden Scharlachfieber-Epidemie*. Zuweilen traten kurz vor der Eruption die Zufälle eines vollkommenen *Catarrhus suffocativus* ein, und die Hitze erreichte einen fürchterlichen Grad. In manchen Fällen war die Bräune sehr gering; in andern aber stellte sich am dritten, seltner am fünften Tage eine Halsentzündung ein, die mit unglaublicher Schnelle alle Perioden durchlief und zuweilen so an Bösartigkeit zunahm, daß alle Mittel dagegen scheiterten. Klagen die Kranken über heftige Leibscherzen, war der Leib bey dem Berühren schmerzhaft und meteorisch aufgetrieben, und entstand gleich im Anfang Uebelkeit und Erbrechen, so war meistens eine Wurmcomplication vorhanden. — Die Bräune rechnet der Vf. unter die zufälligen Erscheinungen; doch sagt er kurz vorher, daß sie in dieser Epidemie constant und immer vorhanden war. Bey zwey Kindern, die den Scharlach schon gehabt hatten, stellten sich alle *Prodromi* der Krankheit ein, doch kam das Exanthem selbst nicht zum Ausbruch. Auch hier giebt der Vf. bey der Aetiologie viel auf die Witterungsbefchaffenheit. Auffallend ist es uns, hier von Sydenham zu lesen, daß er die Ursache des Ausbruchs, der Verbreitung, des Erlöschens, wie auch des allgemeinen Charakters verschiedener Krankheitsformen im Einfluß der Witterung gesucht haben soll. Im Gegentheil sagt er deutlich genug, daß die *manifestae aeris qualitates* gar keinen bemerkbaren Einfluß auf epidemische Krankheiten hätten. (Man sehe besonders *Observ. med. circa morbor. acut. historiam et curationem*, das ganze zweyte Kapitel der ersten Section). — Bey der Prognose bemerkt der Vf., daß im Ganzen Knaben mehr litten als Mädchen, obgleich zwey Drittheile aller Kranken Mädchen waren. Nasenbluten war stets ein sehr ungünstiges Zeichen. (In welcher Periode der Krankheit?) Der gutartige Scharlach wich der temperirenden Methode, nachdem ein Brechmittel gegeben war. Die Wasseransammlungen behandelte der Vf. nicht antiphlogistisch; in leichtern Fällen liefs er bloß Wachholderthee trinken. — *Geschichte einer Gebärmutter-Verhärtung und einer monströsen Degeneration des Eyerstocks*. Bey der Kranken des ersten Falles, einer Frau von 62 Jahren, äußerten sich keine andern Symptome des örtlichen Leidens, als oft wiederkehrende, lange anhaltende, sehr schmerzhaftes Ischurie. Gleich bey der Oeffnung des Unterleibes trat ein großer Fleischklumpen von der Größe einer Kugel hervor, was bey näherer Untersuchung die degenerirte Gebärmutter war. Beide Eyerstöcke, wie auch das Innere des Uterus, waren völlig normal; allein in der Substanz der Gebärmutter — so muß man

man wenigstens den Vf. verstehen, der sich nicht ganz deutlich ausdrückt — fanden sich acht bis zehn vollkommen knöcherne Kugeln, von der Größe einer großen Nuss bis zu der eines Gänseeies. Eine solche Kugel war äußerlich rau und uneben, und schien aus einem Aggregate von erbsenförmigen knöchernen Körpern entstanden zu seyn. Sie waren äußerlich mit einer zähen, dicken, lederartigen Haut dicht umgeben, verwachsen und aneinandergeheftet, und nur mit Mühe konnte man durch Meißel und Hammer eine derselben spalten. Es zeigte sich dann eine Schale von einem Viertel-Zoll Dicke, im Innern aber eine zähe speckartige Masse mit Wasserbläschen. Das Gewicht der ganzen Gebärmutter war $3\frac{1}{2}$ Pfund. — Die Kranke des zweyten Falles war eine Frau von 22 Jahren, die zwey Jahre vor ihrem Tode die Zeichen der Vergrößerung eines Eyerstocks gefühlt hatte. Bey der Leichenöffnung fand sich der linke Eyerstock in eine äußerlich unregelmäßige Masse verwandelt, die viele Wendungen, Vertiefungen und Hervorragungen hatte, mit starken Adergeflechten bedeckt war und eine weißgelbliche Farbe zeigte. Die Substanz war der Hirnsubstanz zu vergleichen, nur manchmal cellulos, mit Hydatiden durchwachsen und im Allgemeinen sich körnig anführend. Das Ganze wog achtzehn Pfund. —

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Für Freunde der Tonkunst.* Von Friedrich Rochlitz. Erster Band. 1824. 430 S. Zweyter Band. 1825. 427 S. 8.

Mit Vergnügen werden die Leser, denen diese Mittheilungen gewidmet sind, sie empfangen, allerley Anregung durch sie erfahren und Belehrung aus ihnen schöpfen. Jene Periode der deutschen Tonkunst, welche unser Vf. und die Aeltern des gegenwärtigen Geschlechtes erlebt, scheint sich zu schließen, und wie wenig oder viel Hoffnung man sich auch von der kommenden mache, so hat die verfloßene immer viel Herrliches entwickelt und prangt mit einer Fülle eigenthümlicher Bestrebungen und gelungener Leistung, welche schwerlich übertroffen werden dürfte. Unter den Ueberschriften: I. *Bildnisse*, II. *Betrachtungen*, III. *Vermischtes*, sind die Aufsätze zusammengestellt. Unter I. wird zuerst *Hiller's* gedacht, der dem Vf. Lehrer und Freund gewesen, dessen Verdienste um Operncomposition in einem jetzt veralteten Geschmack, und um Kirchenmusik, die nicht veraltet, unleugbar sind; wiewohl Rec. sich manchmal über den Mann geärgert hat, daß er deutsche Texte statt der alten lateinischen (z. B. bey Pergolesi's *Stabat mater*) unterlegte. Seine Schülerin war die berühmte Sängerin *Mara*, deren Biographie darin mit andern übereinstimmt, daß die Tage des Ruhms und Glanzes schnell vorübergehen, mit einem zurückgezogenen, unerfreulichen Alter enden, und daß solche Künstlerinnen meistens in ihren häuslichen Verhältnissen unglücklich sind. Den

trefflichen *Andreas Romberg* würdigt der Vf. nach Verdienst. Auch der Dichter *Hoffmann* wird als Musiker erwähnt. *Gerber* verdient seinen Platz durch die Herausgabe des Lexikons der Tonkünstler. — In Briefen über *häusliche Musik* wird vom *Emanuel Aftorga* (geb. in Sicilien um das J. 1680) Nachricht gegeben, der gewiß nur Wenigen bekannt ist, und über den selbst *Gerber* Unvollständiges und nicht einmal Richtiges beybringt; dann von *Rolle*, dessen Tod Abels wenigstens auch unsrer Zeit noch in freundlicher Erinnerung blieb.

In den *Betrachtungen* empfiehlt der Vf. die *Fuge* den Dilettanten und Laien. Ob er darin glücklich seyn wird, läßt sich bezweifeln, weil das Auffassen eines solchen musikalischen Kunstwerks den Meisten zu schwer fällt; aber ganz gewiß bleibt es ein musikalisches Bildungsmittel, was durch kein anderes ersetzt werden kann. In Bezug auf die *Verschiedenheit der Urtheile* über Werke der Tonkunst werden Modeliebhaber, sogenannte Kunstkrieger, die bloß mit dem Verstande hören, Enthusiasten, die nur mit dem Ohre hören, und solche, die mit ganzer Seele hören, treffend unterschieden. Daß die Letzten sehr selten sind, ist gewiß. Auf rohe Völker oder ungebildete Menschen überhaupt wirkt der bloße Rhythmus mächtig; daß unsre Musik weniger heftig wirkt, liegt an uns, wegen unserer Vorzüge, und an ihr, als Kunst, wieder wegen ihrer Vorzüge. Aus Veranlassung des Urtheils eines franzöf. Kunstrichters, der von *Mozart's* Verirrungen sprach, heißt es: „Die Theorien gaben euch Menschen, das Herz gab euch Gott. Das System kann irren, das Gefühl nicht.“ Dem *Händel'schen Messias* ist ein eigner Aufsatz gewidmet, der die einzelnen Schönheiten dieses Meisterwerks zu entwickeln sucht. Ueber *Entstehung der Oper* giebt der Vf. sehr schätzbare Nachrichten, sie fällt in das Ende des 16ten Jahrh. Was der Vf. über den zweckmäßigen Gebrauch der *Mittel der Tonkunst* bemerkt, mögen junge Musiker beherzigen. In den Geschmack an *Sebastian Bach's* Compositionen, besonders für das Clavier, muß man allerdings sich hineinludiren, wird aber dadurch befriedigt; jedoch bleibt ihm, nach des Rec. Ermessen, stets eine gewisse Trockenheit und Eintönigkeit, trotz der bewundernswürdigen Kunst. Auch sind ihnen unsre neuern Tactinstrumente kaum günstig. In einem Gespräch, der Frühlingstag überschrieben, verbreitet sich der Vf. über *Veralteten und Nichtveralteten der Opern*. Nach dem Vorbilde *Mozart's* wird empfohlen, sich nicht zu sehr bey der Composition der Gunst des Augenblicks zu überlassen, sondern wiederholt und lange vorzuarbeiten.

Unter der Ueberschrift des *Vermischten* findet sich allerley Anziehendes über Componisten u. Liebhaber, über Ausflüge der Virtuosen, blinde Musiker, einen 70sten Geburtstag, der zugleich Todestag wird; über Unzufriedenheit des Künstlers mit sich selbst, über den seltsamen Musicus *Scheller*; das Verhältniß des Kritikers zum Künstler, eine Sonate von *Beethoven*. Niemand wird darin den gebildeten Geschmack und die Kenntnisse des Vfs. verkennen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1827.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Laupp: *Medicinisch-practische Adversarien am Krankenbette gesammelt von Peter Joseph Schneider u. f. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Catarrhexis vera. Bey einem jungen Menschen von 18 Jahren entstand, nach vorhergegangenen langwierigen Unterleibsleiden, eine *Febris nervosa stupida*. Sehr plötzlich leerte er große Quantitäten (18—20 Pfund) eines schön hellrothen Blutes aus, und starb mit den Zeichen der Exanition. Der Vf. sucht aus der Anamnese und den Symptomen zu erweisen, daß ein großer Venenstamm im Unterleibe sich sackartig ausgedehnt haben und geborsten seyn müsse. Woher dann aber die schöne hellrothe Farbe des Bluts, deren er selbst ausdrücklich gedenkt? — *Schilderung der im Winter und Frühjahr 1820 geherrscht habenden Influenza.* Die Vorboten waren rheumatische Schmerzen, Anorexie, Durst, Kopfweh, Reiz zum Husten, gegen Abend ein Fieberanfall. Der Puls war in der ganzen Krankheit sehr veränderlich, bald voll, hart und geschwind; bald klein, härtlich und krampfhaft zusammengezogen, ja sogar intermittirend und doppelschlägig. Die bald eintretende Schwäche war sehr groß, die Brust beengt, das Athemholen erschwert, der Husten bisweilen sehr heftig, so daß Erbrechen entstand. Hierzu gesellte sich Entzündung der Thränenwege, der Schneider'schen Haut, der ganzen Mund- u. Rachenhöhle, der nahe liegenden Drüsen und der Highmorschöhle. Der aus der Nase, den Thrändrüsen und der Luftröhre herkommende Schleim war im Anfang wässerig, beissend, die Theile, die er berührte, corrodirend, gegen das Ende der Krankheit wurde er dicker und gelblich. Besonders beklagten sich die Kranken über ein heftiges Brennen und Stechen vom Schlunde bis in den Magen, gerade wie bey einem heftigen Sodbrennen. Manche hatten vollkommene Lichtscheu; das Fieber ward gegen Abend heftiger, und führte nicht selten Ohnmachten, Irrreden und Zuckungen mit sich, die erst gegen Morgen nachliessen. Die ganze Krankheit verlief regelmässig in 8—14 Tagen; doch gab es Ausnahmen davon, bey Einigen hielt sie selbst $\frac{1}{2}$ Jahre an. Sie entschied sich durch vermehrte Ausdünstung und Auswurf eines gelblichen Schleims, bey Einigen auch durch Friesel. Complicationen und Modificationen waren sehr vielfältig; es zeigte sich ein gallichter Charakter, der besonders die Enefn sehr verzögerte; manchmal traten auch alle Zufälle eines heftigen

tigen Entzündungsfiebers auf, und es wurden einzelne Organe von der Entzündung befallen, so daß Lungen-, Leber- und Nieren-Entzündungen sich entwickelten. Die böseste Complication war die mit einer *Febris nervosa stupida*. Wurde, auch nur in geringer Quantität, Blut gelassen, so wurden die Patienten meist mit Zittern und Ohnmacht befallen und alle nervösen Symptome traten schnell hervor. War viel Blut gelassen, so waren die Kranken meistens rettungslos verloren. Erkältete sich der Kranke während der Krisis, so wurde er schnell recidiv. Nasenbluten und Durchfall waren in einigen Fällen kritisch. Gegenlang anhaltende Halschmerzen und den Schnupfen leisteten warme Dämpfe sehr gute Dienste; übrigens richtete sich die Kurmethode nach dem Charakter. — *Merkwürdige Krankengeschichte einer glücklich geheilten Diplopia.* Die Kranke drohte amaurotisch zu werden; nachdem viele vergebliche Heilversuche gemacht waren, bewiesen sich die Richter'schen Pillen aus Ammoniak, Asand, Seife, Baldrian, Arnica und Brechweinstein hilfreich. — *Merkwürdiges Schwammgewächs auf dem Kopfe.* Bey einem 60jährigen Bauer entstand auf dem Scheitel ein kleiner balgartiger Auswuchs, zuerst von der GröÙe einer Linse, die aber bald die eines Apfels erreichte. Er wurde von einem Wundarzte zweymal aufgeschnitten, nahm aber bald nach dem Aufschneiden zu, wie ein Schwamm, so daß der Kranke durch den Druck und die mechanische Schwere derselben von heftigem Kopfschmerz und starkem Schwindel befallen wurde, wobey ein unwiderstehlicher Trieb entstand, so lange fortzurennen, als es ihm seine Kräfte gelatteten, bis er endlich völlig erschöpft, gleichviel wo es war, wie todt niederstürzte. Es zeigten sich auch Spuren von Geistesverwirrung, Augenschwäche und Harthörigkeit; Appetit, Verdauung, Schlaf u. Ausleerungen waren völlig normal. Als der Vf. den Kranken sah, verhielt sich das Gewächs folgendermaßen: Von der Mitte des Stirnbeins erhob sich eine Geschwulst, die sich schief gegen den rechten obern Augenbogen herabsenkte, auf der linken Seite aber in schiefer Richtung aufsteigt. Das Gewächs geht nun in schiefer Richtung über das rechte Ohr hinaus, sich 4 Zoll weit auswärts erstreckend; dann läuft es in einem großen Bogen faß bis zum Scheitel, wölbt sich wieder und steigt hinunter zur Hinterhauptsnaht; läuft vom Scheitel aus über das linke Seitenwandbein bis zur obern Hälfte des linken Schläfenbeins herab, von wo es sich in die oben erwähnte Wölbung am Stirnbein wieder verliert. Die Venen der Stirn, der Schläfe und des Hinterhaupts sind aufgetrieben, wie ein Schwannensfederkügel. Bey der

Oeffnung soll nur etwas Blut und Blutwasser ausgelaufen seyn; der ganze Umfang beträgt 2 Schuh und 2 Zoll, und die muthmaßliche Schwere ist 20 — 25 Pfund. — *Ueber die Wirkung einiger neuen Arzneymittel.* Zunächst das Lucas'sche Geheimmittel gegen die Gicht, worüber der Vf. drey Krankengeschichten mittheilt, die sämmtlich einen glücklichen Ausgang hatten. Der Vf. rühmt außerdem sehr die schon bekannte Mischung von Spiessglanzwein und Aconit-Extract; er setzt noch *Liquor c. c. succin.* hinzu. Die Ratanhia wandte er in Blutflüssen an, allein sie liefs ihn im Stich, und leistete bey weitem nicht das, was die Zimmtinctur, die Säuren und andre ältere Mittel leisten. Auch für die Blausäure sprechen seine Erfahrungen nicht; allein die Schwindfüchtigen, deren Geschichten er erzählt, waren im Stadium der Consummation, und da möchte freylich die Blausäure so wenig etwas leisten, als irgend ein andres Mittel. Die Wirkungen der Iodine gegen Drüsenverhärtungen waren auch wenig erfreulich, und sie stand andern bewährten Mitteln nach. Desio mehr bewährte sich ihm der Kupfersalmiak-Liquor. Er fand ihn gegen eingewurzelte venerische Zufälle, besonders gegen Nasen- u. Halsgeschwüre, venerische Hautausschläge, Knochenschmerzen und Beinfraks sehr wirksam. Gegen beginnende *lues* war er ganz unwirksam, aber sehr nützlich gegen alte Geschwüre, Kopfgriind, Skropheln, Rhachitis und skrophulöse Constitution. Gegen die Epilepsie gab er ihn zwey robusten 24jährigen Jünglingen, die seit anderthalb Jahren an der Krankheit litten. Der eine bekam innerhalb drey Monaten nur einen sehr kurzen Anfall, der andre gar keinen. —

(Die Fortsetzung folgt nächstens.)

PHYSIK.

PARIS, b. Deterville: *Traité de Physique expérimentale et mathématique*, par J. B. Biot etc.

(Fortsetzung der in Nr. 99. abgebrochenen Recension.)

Der vierte und letzte Band dieses Werks setzt zuerst die dioptrischen Untersuchungen des dritten Abschnitts fünften Buches fort, und handelt namentlich in dessen viertem Kap. sogleich von den Reflexionen, Refractionen und dem Farbenpiel dünner, durchsichtiger Körper. „Bey den bis jetzt betrachteten Erscheinungen der Zurückwerfung und Brechung des Lichts gleichwie der Farbenzerstreung hat auf die Dicke der angewendeten Körper keine Rücksicht genommen werden dürfen; die Brechung z. B. würde unter keinem grössern Winkel erfolgt seyn, wenn man dickere Prismen angewendet hätte; und die Stärke der Spiegelplatte bringt keine Modification in der Art hervor, wie das Licht von derselben zurückgeworfen wird. Substituirt man jenen Körpern von gewöhnlichen Dimensionen aber ausserordentlich dünne, so verändern sich die Resultate; die Vorderfläche strahlt dann weniger Licht; und die hintere von dessen farbigen Bestandtheilen vorzugsweise nur diejenigen zurück, für welche ihre (der Fläche) chemische Beschaffenheit oder Dichtigkeit sie dazu besonders disponiren. Die schönen Farben, welche die Seifenblasen spiegeln, geben ein Beyspiel ab“;

und schon Boyle und Hook hatten bemerkt, daß letztere nach Maßgabe ihrer verschiednen Dicke verschiedentlich gefärbt erscheinen, und nur erst, wenn sie ziemlich dick sind, ganz farblos werden. Allein es war wiederum Newton vorbehalten, diesen Beobachtungen wissenschaftliche Consistenz zu geben, und unser Vf. hebt mit einer systematischen Darstellung des Verfahrens an, welches dieser große Naturforscher zu gedachtem Zwecke anstellte. Der Hauptversuch, den wir nur ausheben, weil er sich leicht wiederholen läßt, und bey rechten Dimensionen der angewendeten Gläser immer gelingt, besteht darin, gegen die ebene Seite eines planconvexen Linsenglases ein bi-convexes gelind anzudrücken, wonächst sich in der Mitte ein schwarzer durchsichtiger Fleck, umher aber gefärbte Ringe, in einer bestimmten Farbenfolge zeigen. Newton machte diese Erscheinung von der zwischen beiden Gläsern enthaltenen Luftscheibe abhängig, setzte das Verhalten zwischen den Farben und der vom Mittelpunkt an wachsenden Dicke gedachter Scheibe fest und fand seine Voraussetzungen auch dann noch bestätigt, wenn er statt der Luft einen Wassertropfen zwischen beide Gläser brachte. Auf diese Erfahrungen baute er nun seine unter dem Namen der „Anwendungen des leichtern Zurückgehens oder leichtern Durchganges (*Acris de facile reflexion ou transmission; Vices facillioris reflexionis vel transmissionis*)“ bekannte Theorie, die von dem mit Biot's weiter unten folgenden Ansicht zu vergleichenden Gesichtspunkt ausgeht, „daß jedes Lichttheilchen bey dem Durchgange durch eine brechende Fläche selbst eine gewisse Durchgangs-Eigenthümlichkeit (*disposition transitoire*) annimmt, die sich, während des Fortgangs im nämlichen Mittel, zu bestimmten Momenten dergestalt erneuet, daß wenn damit nun gerade eine passliche Fläche zusammentrifft, leichter Durchgang, entgegengesetzten Falls aber leichte, wenn auch nicht nothwendige Reflexion erfolgt“; von welcher „Anwendung leichtern Zurückgehens“ der verschiedenfarbigen Lichttheilchen bey dem Eindringen in Körper nun letzterer und namentlich auch der schillernden Gegenstände Farben-Erscheinungen *) abhängig gemacht werden, wie dies sogleich näher gezeigt werden soll. Denn nachdem der Vf. im folgenden (fünften) Kapitel noch eine Anwendung der vorhergehenden Theorie auf die Reflexion von Lichtstrahlen, welche durch dichte Mittel gedrungen sind, gemacht hat, geht er im sechsten Kapitel zur Erklärung der eigenthümlichen und bleibenden Farben der Körper über. „Es kommt hier auf Untersuchung derjenigen Reflexion an, vermittelt welcher die Körper, nach Aneignung eines gewissen Farbentheils

*) Rec. läßt bey seinem Vortrage der Newton'schen Farbentheorie den Begriff der Anwendungen ganz hinweg. Er sagt: Ein leuchtender Körper zeigt eine gewisse Farbe, wenn er nur eine Art oder einige Arten von Lichtstrahlen auswendet; ein dunkler Körper zeigt diese oder jene Farbe, wenn seine Oberfläche von dem Lichte, das ihn erleuchtet, nur Strahlen von gewisser Art zurücksendet? — Weiter geht er nicht. Man darf den Gesichtspunkt indeß vielleicht auch auf diejenige Weise erweitern, deren wir im Schlusskapitel des von der Polarisation handelnden sechsten Buchs noch besonders erwähnen werden. N.

theils des auf sie fallenden gemischten Lichts, den Rest desselben nunmehr, durch eine Zurückstrahlung, im Raume wieder verbreiten. Dieser zurückgestrahlte Rest von bestimmter Färbung bestimmt nächst dem auch die Farbe des betroffenen Körpers"; und der Vf. versucht nun eine Entwicklung dieser Newton'schen Ansicht mit Bezug auf die obige Anwendungstheorie und auf den Einfluss, den die Anordnung der Gruppen integrierender Atome haben müsse, aus denen die Körper zusammengesetzt sind. Wir begnügen uns, in Rücksicht auf den ersten Punkt, den 3ten Theil des 2ten Buchs von *Newton's* Optik zur Vergleichung zu empfehlen, ohne jedoch unsre Abneigung gegen die gehäuften Subtilitäten zu verbergen, von denen der Vortrag erfüllt ist; in Betreff des zweyten Punkts aber theilen wir eine sehr beachtenswerthe Erfahrung von *Thenard* mit, welche die gemachten Voraussetzungen allerdings vollkommen zu bestätigen scheint. „Als dieser berühmte Chemiker nämlich einst Phosphor, in der Absicht ihn recht rein zu erhalten, 7—8mal hintereinander destillirt hatte, so entdeckte er eine neue und unerwartete Eigenschaft an demselben. Erweichte man ihn in warmem Wasser, so zeigte er sich durchsichtig und gelblichweiß; liefs man ihn langsam erkalten, so erhärtete er mit Beybehaltung dieser Farbe und blieb halb-durchsichtig: warf man ihn aber in kaltes Wasser, dafs eine schnelle Erstarrung erfolgte, so ward er augenblicklich undurchsichtig und ganz schwarz. Gleichwohl hatte er seine Natur nicht verändert: denn beym Wiedererweichen ward er wieder durchsichtig und gelbweiß; dafs also erstere Eigenschaft sowohl als die Farbe lediglich von dem schnellern Erkalten abhängig waren. Diese merkwürdige Beobachtung zeigt nun auf die fühlbarste Weise, dafs Durchsichtigkeit, gleichwie Undurchsichtigkeit, Färbung und Verneinung aller Farbe und Modificationen in den Wirkungen einer und derselben Ursache, nämlich der Zusammenfügung und der Dimensionen derjenigen Atomengruppen sind, aus denen die Körper bestehen.“

Weiter oben (beym 2ten Kap. des 3ten Abschnitts 5ten Buchs) haben wir der *Höfe* Erwähnung gethan, welche sich zuweilen um Sonne oder Mond zeigen, und zugleich bemerkt, aus welchen Gründen die Theorie dieser Höfe gegenwärtig ein besondres Interesse habe. Unser Vf. kommt, angekündigtermaassen, in dem jetzt folgenden *siebenten* Kap., welches sich mit *Zurückwerfung der Lichtstrahlen durch ebene, von parallelen Flächen begrenzte Platten* beschäftigt, nochmals darauf zurück, und wir halten es für angemessen, aus den ausführlichen Untersuchungen dieses Kapitels noch etwas über jenen Gegenstand beyzubringen. „Gleichwie das weisse Licht Farbenringe erzeugt, wenn es durch Glaslinsen oder auch nur durch Luftschichten geht, welche von reflectirenden Flächen begrenzt sind; eben so mufs es dergleichen beym Durchgange durch Kügelchen entweder von Wasser allein, oder aber von Dampf und Luft mit Wasserhüllen hervorbringen. Die eine oder die andre dieser Formen aber, vielleicht auch beide in Verbindung, bestimmen Nebel und Wolken; und die erste hat unzweifelhaft beym fallenden Regen Statt, da die Theorie des Regenbogens beweist, dafs

seine Erscheinungen nur durch Zurückwerfung gebrochener Strahlen von Kügelchen bewirkt werden können, die ganz aus Wasser bestehen. Dagegen scheint die Form einer blofsen Wasserblase mehr den Elementen derjenigen leichten Wolken zu entsprechen, die wir oftmals so lange in der Atmosphäre schweben sehen, ohne dafs sie sich zu Regen verdichteten. Ein sehr zuverlässiger Physiker, *Saußüre*, versichert sogar, dergleichen Luftblasen mit einer Wasserhülle von einer wässrigen Kaffee-Infusion aufsteigen gesehn zu haben; und es ist bekannt, dafs seine Theorie der wässrigen Lufterscheinungen daher den Namen des Vesicular-Systems erhalten hat. Unter dieser Voraussetzung ist es von Wichtigkeit, zu untersuchen, ob wiederholte Zurückwerfung der Lichtstrahlen durch solche Wasserblasen nicht hinreiche, um daraus die Höfe und Kronen der Gestirne zu erklären, ohne seine Zuflucht zu der complicirten Zusammensetzung zu nehmen, welcher wir *l. c.* nach *Huyghens* Erwähnung gethan haben.“ Der Vf. unterwirft nun die Farbenerscheinungen, die sich bey einer solchen im Junius 1692 von *Newton* selbst gemachten und (*Opt. lib. II. P. 4. observ. 13.*) ausführlich beschriebenen Beobachtung gezeigt haben, der Rechnung, welche die Theorie der Farben an dünnen Scheibchen, und der Anwendungen des leichtern Durchgehens oder Zurückgehens vorschreibt; und erklärt sich, gestützt auf eine überraschend genaue Zusammenstimmung zwischen dem Resultat dieser Rechnung und der Beobachtung dahin: „dafs die Höfe, welche sich oftmals um Sonne und Mond zeigen, wenn diese Gestirne durch Wolken strahlen, allerdings und unzweifelhaft aus einer doppelten Reflexion in Wasserkügelchen oder dergleichen Bläschen erklärt werden können, aus welchen jene Wolken zusammengesetzt sind“; womit denn also die Frage der Berliner Akademie in der Hauptsache beantwortet wäre.— Nächst dem aber beschließt der Vf. dieses Kapitel, das letzte des 3ten Abschn. 5ten Buchs mit einer Betrachtung, die uns, ihrer hypothetischen Natur ungeachtet, zu wichtig scheint, um sie nicht ganz beyzubringen. Er ist nämlich der Meinung, „dafs sich die ganze Theorie der Anwendungen leichtern Zurückgehens und Durchgehens unter einem einzigen Gesichtspunkte vereinigen lasse, wenn man nämlich den Elementen des Lichts zwey Pole, einen freundschaftlichen und einen feindschaftlichen beylegt, die sie den Oberflächen der Körper abwechselnd zukehren, indem sie sich mit gleichförmiger Bewegung um ihren Schwerpunkt drehen. Die Elemente des Lichts und die Oberflächen der Körper stellen sich, unter dieser Voraussetzung, wie zwey Magnete dar, die einander ihre freundschaftlichen oder feindschaftlichen Pole nähern. Kehrt das Licht-Element dem Körper, wenn es demselben bis auf eine gewisse Grenze nahe gekommen ist, den freundschaftlichen Pol zu, so wird die daraus entstehende Anziehung im Verdn mit des Lichts eigner Geschwindigkeit die Neigung zum Durchgange vermehren, ohne ihn gleichwohl unvermeidlich zu machen, weil die reflectirende Kraft der Oberfläche grofs genug seyn könnte, um dennoch die Oberhand zu behalten: wäre dagegen der der Oberfläche zugekehrte Pol des Licht-Elements der feindliche, so müste dadurch die Disposition zur Reflexion noch vergrößert

werden." Um diese Ansicht, von welcher sich indess auch bey *Newton* schon Spuren finden, auf die Färbung der Körper anzuwenden, müßte man den Lichttheilchen eine verschiedene GröÙe beylegen und die Verschiedenfarbigkeit dieser Theilchen von jener ihrer GröÙe abhängig machen, die Fähigkeit der Körper aber zur Aneignung oder Zurückführung der kleinern oder gröÙern Lichttheile in einem ihnen eigenthümlichen Vermögen suchen, die Bewegung derselben beym Eintritt in ihren Wirkungskreis dergestalt zu modificiren, daß für die einen nur freundschaftliche, für die andern aber nur feindschaftliche Pole zur Berührung kämen, wobey die specifische Reflexionskraft der Körper hernach eine Rolle mit spielen könnte, um dieser sinnreichen Hypothese Anwendung auf alle die unzählbaren Farbenerscheinungen zu verschaffen. — Wir beschränken uns auf eine Andeutung um so mehr, da wir uns in einer obigen Anmerkung entschieden für eine einfachere Ansicht erklärt haben. Indess wird die gleich folgende *Theorie der Polarisation des Lichts* Gelegenheit geben, nochmals auf diese *Biot'sche* Hypothese zurückzukommen.

Dieser Theorie ist das ganze *sechste* Buch von einem unverhältnißmäßig starken Umfange gewidmet; und wenn diese Ausführlichkeit im Plane des Ganzen nicht zu rechtfertigen seyn sollte: so verdanken wir ihr doch eine Darstellung dieser neuen physikalischen Disciplin, welcher, soviel uns bekannt ist, an erschöpfendem und gründlichem Vortrage nichts Andres zur Seite gestellt werden kann (vgl. unten), womit jedoch, welches Rec. wohl zu bemerken bittet, über den absoluten Werth der zu Grunde gelegten Theorie nichts entschieden seyn soll. „Geht ein Lichtstrahl“ — den wir uns hier als bestehend aus einer Reihe von Lichtkugeln oder vielmehr Polyedren denken müssen — durch Krystalle, welche das Vermögen der doppelten Strahlenbrechung besitzen: so erleiden jene Licht-Polyedren mehrere Bewegungen um ihren Schwerpunkt, deren Intensität von der Natur der Kräfte abhängt, welche die Krystall-Elemente auf sie ausüben. Zuweilen beschränkt sich die Wirkung dieser Kräfte darauf, den Licht-Polyedren sämmtlich eine solche Wendung zu geben, daß sie denselben Seiten des Raumes lauter homologe Kanten zukehren; und dies ist die Erscheinung, der obgedachter Akademiker *Malus*, der Urheber dieser Entdeckung, den Namen der *Polarisation* beygelegt hat, indem er dabey den magnetischen Einfluß vor Augen hatte, welcher einer ganzen Reihe von Magnetnadeln durchgängig gleiche Richtung anweisen würde“ (Einleitung). Man kann *Malus* Hauptentdeckung auf diesem Wege, die wir ausführlicher darstellen werden, ohne uns eine gleiche Ausführlichkeit in Bezug auf die folgenden Kapitel dieses Buchs erlauben zu dürfen, mit den allgemeinsten Ausdrücken so bezeichnen: Es ist bekannt, daß ein Lichtstrahl, der auf eine Glastafel fällt, eine Spaltung erleidet, indem ein Theil durch die Tafel gelassen, der Rest aber zurückgeworfen wird. Fängt man dergleichen *zurückgeworfenes* Licht hiernächst mit einer zweyten Glastafel auf, so verhält sich dieselbe dagegen nicht allgemein wie gegen Licht, welches unmittelbar vom

leuchtenden Körper herkommt, und welches sie angegebnermaßen spalten würde; sondern es sind vielmehr zwey entgegengesetzte Lagen möglich, in welchen sie jenes von der ersten Glastafel auf sie fallende Licht *sämmtlich* zurückwirft, und zwey andre ebenfalls entgegengesetzte und von den erstern um 90° verschiedene, in welchen sie dasselbe *sämmtlich* durchläßt. — In diesem Falle *verharren* die Licht-Elemente in der oben angeführten homologen Lage, und man legt dieser Art von *Polarisation* daher den Namen der *festen* bey: mit der *Anweisung zu ihrer bequemen Beobachtung* beschäftigt sich das *erste* Kap. des vorliegenden *sechsten* Buchs. Wir wollen uns indess bey einer Beschreibung des von *Biot* dazu angegebenen Apparats nicht aufhalten, da *Schweigger* bekanntlich durch seine Lichtpolarisationsmaschinen indess etwas viel Vollständigeres geleistet hat. Die Ursache davon aber, daß bey gewissen Lagen der Tafeln die beschriebnen Erfolge eintreten, sucht der Vf. mit *Malus* wieder darin, daß die erstere Tafel bey dem gehörigen Auffallswinkel die reflectirten Licht-Polyedra der zweyten in einer solchen beständigen Richtung zuweise, in welcher nur bestimmte, besonders paßliche Flächen auf sie stoßen. Uebrigens ist diese Eigenthümlichkeit nicht auf das Glas eingeschränkt; vielmehr gilt das Nämliche von allen reflectirenden Oberflächen, mit der Einschränkung, daß der Auffallswinkel für sie ein anderer sey; und endlich gewähren alle, der doppelten Strahlenbrechung fähige Körper gewisse analoge Erscheinungen, die man ebenfalls durch diese *feste Polarisation* erklärt. Wird z. B. ein Kalkspathrhomboëder über ein mit einem schwarzen Punkt bezeichnetes Papier gelegt, so erblickt man diesen Punkt, den Gesetzen der doppelten Strahlenbrechung gemäß, bekanntlich doppelt; wird aber hiernächst auf dieses erste Rhomboëder ein zweytes gelegt, so giebt es wiederum zwey, gegenseitige Lagen der Hauptaxen, in denen nur jene ursprünglichen zwey Bilder zum Vorschein kommen, und zwey andre Lagen, in welchen man vier Bilder erblickt. „Bey diesen und ähnlichen Erscheinungen der doppelten Refraction finden sich die beiden Lichtstrahlen, der auf gewöhnliche und der auf ungewöhnliche Art gebrochene, immer in zwey rechtwinkligen Richtungen polarisirt, welche uns *Malus* bestimmen gelehrt hat. Das sind auch in der That die letzten Anordnungen, welche die Lichtkörperchen im Innern der Krystalle erhalten, und die nachher beym tiefern Eindringen keine weitere Abänderung erleiden; allein ich (*Biot*) habe beobachtet, daß die Licht-Elemente sich nicht gleich zu dieser fixen Ordnung bequemen, sondern vor deren Annahme einer Art von Oscillationen unterworfen sind, welchem Zustande ich, im Gegensatz des obigen unveränderlichen, den Namen der *beweglichen Polarisation* beygelegt habe“; und die *Betrachtung der Zeiträume* nun, *innen welcher die Polarisation in den mit dem Vermögen der doppelten Brechung begabten Körpern, nach jener doppelten Maassnahme, nur eintritt oder aber schon einen stabilen Charakter annimmt, macht den Gegenstand des zweyten Kapitels* aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1827.

PHYSIK.

PARIS, b. Deterville: *Traité de Physique expérimentale et mathématique*, par J. B. Biot etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es ist weiter oben der Biot'schen Hypothese Erwähnung gethan, welche die Farben-Erscheinungen durch die Annahme erklärt, daß die letzten Theilchen des Lichtes gleichmäßig um ihren Schwerpunkt rotiren, so daß der eine Pol dieser Rotationsachse sich anziehend, der andere aber abstoßend gegen die Oberflächen und Einzel-Lagen der Körper verhalte, woraus dann folgt, daß die Hauptachsen der Krystalle ebenfalls anziehend und abstoßend gegen die Achsen der angenommenen Lichtkugeln und deren Pole wirken. Diese Theorie begegnet uns nun hier wieder, um den Gegensatz zwischen fixer und beweglicher Polarisation aufzuklären. Bis zu einer gewissen Tiefe in die durchsichtige Substanz eingedrungen, wird nämlich die Lage der Lichtkugeln gegen die Krystallachse fixirt, und erzeugt so die Möglichkeit der festen Polarisation; während in dünnen Blättchen die oscillatorische Bewegung jener Lichtkugeln nur mit Modificationen fort-dauert, welche dasjenige constituiren, was der Vf. mit seinem eben gebrauchten Ausdrucke der beweglichen Polarisation bezeichnet. Wir haben den Gegenstand solcher Gestalt gleich unter einen bestimmten theoretischen Gesichtspunkt zu bringen gesucht, wie es uns, bey der Jugend und verworrenen Vielseitigkeit dieser neuen physikalischen Disciplin nothwendig geschienen hat. Diesem vorausgesetzten modificirenden Einflusse schrieb Biot die von Arago gemachte Beobachtung zu, daß ein, durch dünne Blätter krySTALLINISCHER Körper gegangener polarisirter Strahl seine Polarisation (das heißt hier doch wohl die fixe?) verloren hat; und, wenn er demnächst durch einen Doppelpath fällt, in zwey Strahlen von verschiedener Farbe zerlegt wird, welche einander zu Weislicht ergänzen. (Ergänzungs-, complementäre, oder supplementäre, Farben); indem die Licht-Elemente (im mechanischen Sinne) dann um ihren Schwerpunkt, gleich der Unruhe einer Uhr, und also mit einer Modification der vorausgesetzten ursprünglichen rotatorischen Bewegung und nachher erhaltenen Fixität, schwingen, und zugleich an den Schwingungsgrenzen verschiedene Farben zeigen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

sollen, woher jene Doppelartigkeit der Lichtbündel entstehe. „Ich messe“ fügt Biot schon an einem andern Orte (Gilbert's Annalen XLVI. S. 16 fqq.) ü diesen Gegenstand hinzu, „die Ausdehnung die Schwingungen, ihre Dauer und Geschwindigkeit und bestimme das Gesetz der Kraft durch die hervorgebracht werden; ich kann sie durch eine schickliche Einrichtung der Blättchen erweitern oder verengen, beschleunigen oder verlangsamten, ja ganz aufheben oder sie auch im entgegengesetzten Sinne vor sich gehen machen, und doch wird jede solche Schwingung in der Zeit vollendet, in welcher ein Lichttheilchen die Dicke von ungefähr $\frac{1}{1000}$ Linie durchläuft: welches nicht wenig überraschen muß, wenn man bedenkt, wie äußerst klein das Zeittheilchen ist, in welchem das Licht, welches in 1 Secunde 4000 geographische Meilen durchläuft, nur einen Raum von $\frac{1}{1000}$ Linie zurücklegt, nämlich nur den 14billionsten Theil einer Secunde.“ Rec. muß seine Lesern überlassen, in wie weit sie diesen Aeußerungen eines wissenschaftlichen Enthusiasmus, gemäß durch die Erfolge des Calculs, dessen Anwendung solcher Ueberreichlichkeit als in dem gegenwärtigen Abschnitte, fast analytischer Luxus genannt werden mag, auf den Grund eigener Verfolgung des neuen Weges beypflichten mögen; ihm will's scheinen als wenn der größte Theil dieser Erscheinungen noch der genauesten Erforschung bedürfte, und wenn selbst das überraschende Glück der Rechnung seinen Grund mehr in einer *petitio principii*, als in einem erschöpfenden analytischen Ausdruck aller Vollkommenheiten habe. Seebeck, der sich bekanntlich um diesen Gegenstand große, namentlich experimentale Verdienste erworben hat, ist ebenfalls der Meinung, daß er noch tiefer Untersuchung bedürftig und wohl einfachere Erklärungen zulassen möchte. „Und doch beziehen sich die, im vorliegenden zweiten Kapitel, entwickelten und rechnend festgestellten Gesetze nur auf den wenigst-verwickelten Fall, den nämlich, daß die Lichtstrahlen das KrySTALLBLÄTTCHEN perpendicular treffen; ist der Einfallswinkel dagegen ein schiefer (drittes Kapitel), so wird das Verhältniß weit verwickelter, und die Veränderungen erscheinen dann, auf den ersten Blick, ganz gesetzlos. Nachdem man das Blättchen auf die eine oder andere Art wendet, die Lage seiner Achse mindestens verändert u. s. w., treten die auffallendsten Modificationen in den Farben-Erscheinungen und der Intensität der Strahlenbündel ein; alle diese

zarrerieen aber sind nur scheinbar, und nehmen durchgängig den Charakter der vollkommensten Regelmäßigkeit an, wenn man sie aus dem Gesichtspunkte unserer Theorie betrachtet;" in Bezug auf welche Zusicherung wir uns begnügen, an das oben Gesagte zu erinnern. — Den letzten Grund dieser Erscheinungen sucht Biot, angeführtermassen, in einer *Schwingungsbewegung der Polarisationsaxe*, welche Annahme er, im *vierten Kapitel*, einer genaueren Prüfung unterwirft, die wir, mit Beschränkung auf das schon oben daraus beygebrachte, den Lesern, aus den angegebenen Gründen, eben sowohl selbst anheim geben müssen, als die im *fünften Kapitel* enthaltene *Untersuchung über die Modificationen, welche die Licht-Elemente erleiden, wenn sie allmählig durch mehrere, die bewegliche Polarisation erzeugende Blättchen gehen*. „Bestimmt man aber, auf diesem experimentalen Wege, die Gesetze der beweglichen und allmählichen Polarisation, welche die Licht-Elemente (Polyedra) bey einem solchen Durchgange durch gewisse Krystallblättchen, namentlich den blättrigen Gyps erfahren; so zeigt sich (vgl. oben), daß dieselben, wenn sie nachher durch einen Doppelpath fallen, so refractirt werden, als wenn sie sich bey dem Ausgange aus dem letzten Blättchen, genau an der Grenze einer ihrer Schwingungen befunden hätten; woraus man zu schliessen berechtigt ist, daß die bloße Schwingungsrichtung des Lichtkügels im Ausgangsmomente schon hinreicht, ein Verharren in diesem Bewegungscharakter zu veranlassen, der das Kügelchen also in den Raum und nachher in den Doppelpath mit hinüberbringt. Dieses Einprägen einer bestimmten, unveränderlichen Richtung hat eine auffallende Aehnlichkeit mit der Magnetisirung der Stahlnadeln," und die nähere Betrachtung der physischen Eigenschaften, welche die Lichtpolyedra hiernach, in den Krystallen annehmen, giebt den Gegenstand des *sechsten Kapitels* ab, dessen wichtigstes Resultat in jener Exposition enthalten ist. — Dagegen unterwirft das *siebente Kapitel* die experimentale Ausbeute des dritten, die *Erscheinungen nämlich, welche von einem schiefen Einfallswinkel abhängig sind, einer theoretischen Untersuchung*; und das *achte Kapitel* handelt mit einer sehr großen, in einem Lehrbuche vielleicht kaum zu entschuldigenden Ausführlichkeit, die mit Blättern von Bergkrystall angestellten Untersuchungen über die Polarisation ab, — so wie das *neunte Kapitel* sich auf gleiche Weise mit dem Glimmer beschäftigt. Aus dem *zehnten: Betrachtung der Polarisations-Erscheinungen unvollkommen krystallisirter Körper* führen wir, mit Benutzung von Schweigger's Journal VII u. XII (vgl. Kasner's Emendationen der neuesten Ausgabe von Green's Naturlehre S. 464), folgenden ergetzlichen, wenn auch durch Biot's Ansicht theoretisch vielleicht lange noch nicht gehörig aufgeklärten Versuch an. Man neige zwey unbedeckte Spiegelgläser unter einem Winkel von etwa 110° gegen einander, und stelle einen Würfel, Cylinder oder ähnlichen Körper, am besten aus schnell abge-

kühltem, sehr sprödem Glase zwischen beide, so daß dessen brechende, parallele Flächen gleiche Neigung gegen jedes der spiegelnden Gläser haben, und lasse nun freyes Tageslicht auf letztere beiden fallen; so sieht man in jedem derselben ein schwarzes, in der Mitte helles Kreuz, und in jeder Ecke desselben concentrische farbige Kreise. Ist nun der erste Spiegel vom Tageslichte erleuchtet, und schneiden sich die Flächen der Spiegelgläser unter einem rechten Winkel, so sieht man im zweyten derselben ein ganz schwarzes Kreuz; hält man aber das direct einfallende Licht vom zweyten Glase, mittelst eines Schirmes, ab, so sieht man im ersten Glase gar keine Figur. — Seebeck, der Entdecker dieser merkwürdigen Bilder, nennt sie *katoptrische Figuren*, und betrachtet als erste Bedingung ihrer Bildung, im Sinne der Göthe'schen Farbenlehre, die *Trübung eines lebhaften Lichtes*; ein Gedanke, den wir herausheben, um zu einer Zusammenstellung mit Biot's Ansichten die Veranlassung zu geben. — Uebrigens verdient der französische Physiker so wenig die Verdienste Seebeck's, als Brewster's, der sich ebenfalls viel mit diesem Gegenstande beschäftigt hat, und thut derselben, namentlich in diesem Kapitel, die ehrenvollste Erwähnung. — Das *Schlusskapitel* endlich, das *neunte* dieses sechsten Buches, welches von der *Lichtpolarisation metallischer Oberflächen* handelt, deutet gleich Eingangs wiederholt einen Gesichtspunkt an, auf welchen wir uns, schon weiter oben, bey Betrachtung der Newton'schen Farbenlehre, zurückzukommen vorgenommen hatten. „Im Allgemeinen," heisst es hier, „geht an der Oberfläche der Körper eine doppelte Art von Zurückstrahlung vor sich; die erstere, welche nach ausserhalb der körperlichen Substanz einzutreten scheint, bezieht sich ohne Ausnahme auf alle Licht-Elemente (im chemischen Sinne), und bewirkt also, wenn das auffallende Licht weiß gewesen ist, auch einen weissen Strahl; die zweyte dagegen ereignet sich mehr im Innern des Körpers, und betrifft nur diejenigen Lichttheile, welche dessen Farbe selbst bedingen. Jene erste Reflexion polarisirt, unter einem bestimmten Auffallswinkel, immer einen großen Theil des Lichtes in der Zurückstrahlungsebene; wogegen die zweyte eine solche Wirkung gar nicht, oder doch nur in einem viel geringern Grade, hervorbringt. Hieraus folgt, daß wenn man ein Glas solchergestalt aufstellt, um das erstere Licht durchzulassen, das zweyte ganz zurückgeworfen werde (vgl. unsere Anzeige Eingangs dieses sechsten Buches), und man also die Farbe des Körpers, ohne Vermischung mit fremdartigem weissen Lichte, in ihrer ganzen Nacktheit darstellen könne (*la mettre à nu*).“ Rec. ist von diesem Gedanken sehr ergriffen worden; man findet, daß, wie vereinzelt eine neue Entdeckung anfänglich dazustehen scheint, ihre Beziehung zu andern Theilen der Wissenschaft bald offenbar wird: es ist ein *organisches Ganzes*. — Was den eigentlichen Gegenstand des Kapitels betrifft, so zeigt sich bey der Polarisation mittelst metallischer Oberflächen ein merk-

merkwürdiger Unterschied, nachdem sie ihren Glanz durch den Hammer oder durch das Poliren erhalten haben; im Ganzen genommen aber gewähren Metallspiegel die Phänomene der Polarisation in einem weit geringeren Grade, als Glasspiegel, vorausgesetzt, daß letztere nicht mit Folie belegt sind, in welchem Falle sie noch schlechter als jene wirken. Unebenheiten der Oberfläche geben undulirende Bilder, welche man also von gehämmertem Metalle besonders zu erwarten hat. — Besonders energische Wirkung aber gewährt, nach Kastner's Versicherungen, geglättetes schwarzes Papier, wenn es auf Holz geklebt und mit recht reinem Copalfirnis überzogen ist. — Rec. macht endlich noch auf einen merkwürdigen scheinenden Umstand aufmerksam. Bekanntlich wird nicht bloß das von einer Glastafel, unter dem Winkel von 35° , reflectirte Licht polarisirt, sondern auch das durchgehende; und wäre dessen Polarisation beym Durchgange durch eine erste Tafel noch nicht vollständig erfolgt, so wird sie es beym Durchgange durch eine zweyte, oder dritte u. s. w. Alsdann aber kann man die Zahl der Tafeln nun ferner auch vermehren, wie man will; das durchgehende Licht wird weiter nicht mehr merklich geschwächt, indem es nunmehr die Fähigkeit erlangt hat, ohne irgend noch Reflection zu erleiden, ganz hindurchzugehen. Der Versuch hat viel Auffallendes; auch werden wir seiner weiter unten nochmals in einem andern Bezüge erwähnen. — Schliesslich wollen wir für diejenigen Leser, die außer den Bearbeitungen dieses Gegenstandes in Gilbert's Annalen und dem Schweigger'schen Journale, (wohlverstanden daß beide Sammlungen gleichfalls eine Menge eigener Aufsätze, letzteres namentlich von Seebeck, enthalten) auch die Originalquellen und die allmähliche Ausbildung dieser neuen physikalischen Disciplin kennen lernen wollen, Folgendes bemerken. Malus erste Entdeckungen finden sich in seinem, 1810 bekannt gemachten, und den Memoiren des Französischen Instituts für 1811 einverleibten Werke über die doppelte Refraction; seine ferneren Arbeiten über diesen Gegenstand sind, theils wörtlich, theils Auszugsweise, in den Bülletins der philomatischen Gesellschaft abgedruckt. Die von Arago über die Ergänzungsfarben angestellten Untersuchungen haben ebenfalls einen Platz in dem Jahrgange 1811 der Memoiren des Französischen Instituts gefunden, doch ist bey weitem noch nicht alles von ihm gedruckt. Brewster hat einen Theil seiner Beobachtungen in dem *Treatise on new philosophical instruments* (Edinburg 1813), und einen andern Theil in den *Philosophical Transact.* und den Memoiren der Edinburger Gesellschaft erscheinen lassen; doch hat auch dieser Forscher noch nicht alles bekannt gemacht. Hiermit mag man Biot's besonderes Werk: *Recherches expérimentales et mathématiques sur le mouvement des molécules de la lumière autour de leur centre de gravité*, und Mayers *Commentarius de polaritate luminis*, in den Comm. Reg. Soc. Götting. vergleichen. — Wem aber, Einleitungsweise, zuerst

bloß an einer Uebersicht gelegen ist, dem empfehlen wir wiederholt Kastner, in der neuesten Ausgabe von Gren's Handb. der Naturlehre; — ferner gewährt auch Neumann's Physik II. 345 fqq. eine solche erste Uebersicht. — „Bis hierher haben wir im Lichte nur diejenigen Eigenschaften betrachtet, die sich uns durch den Sinn des Gesichts offenbaren; und schon diese Untersuchung hat uns eine Menge merkwürdiger Eigenschaften der Licht-Elemente kennen gelehrt. Jetzt nun wenden wir uns zur Untersuchung des dem Lichte gleichfalls beywohnenden Vermögens, die Körper zu erwärmen, besonders aber zur Entscheidung der Frage: ob dieser Umstand von der Identität des Licht- und Wärmestoffes, oder aber nur von der Coexistenz beider Stoffe im Lichtstrahle abhängig sey?“ — Die *Betrachtung des Wärmestoffes unter allen Formen*, ist der allgemeine Gegenstand des *siebenten Buches* überhaupt; jene zuletzt erwähnten Beziehungen desselben zum Lichte aber werden im *ersten Kapitel* dieses *siebenten Buches*, dem wir, als einem der wichtigsten in dem ganzen Gebiete der Physik, eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen haben, besonders untersucht. Der entscheidende Herschel'sche Versuch (in Bezug auf welchen jedoch nicht unerwähnt bleiben darf, daß der erste Gedanke daran vielmehr von Rochon herrührt, der sich in seinen, 1783 gedruckten Werken darüber äußert, wiewohl ihn die geringe Genauigkeit seiner Thermometer um einen vollständigen Erfolg brachte) ist bekannt; wegen der Verschiedenheit der Resultate aber, die andere Physiker erhalten hatten, „unternahmen Wollaston, Ritter und Beckmann eine besondere Untersuchung der entgegengesetzten Grenze des Farbenspectrums, nämlich des äußersten Violet; und entdeckten, daß dieselbe, bey kaum merklicher Erwärmungsfähigkeit, andere besondere Eigenschaften besitze, die man *chemische* nennen könnte, indem ihr Einfluß Verbindungen bewirkt, welche z. B. das rothe Licht hervorzubringen nicht im Stande ist. Und da ferner das Maximum *chemischer* Energie eben so noch etwas jenseits der Grenze des Violetten lag, als das Maximum der *Erwärmungsfähigkeit* jenseits des Rothens; so schlossen diese Physiker hieraus, daß das weiße Sonnenlicht aus drey verschiedenen Strahlenarten: „*colorifiques*, *calorifiques* und *chimiques*“ zusammengesetzt sey.“ — Leider stehen aber spätere und sehr genaue Versuche von Berard mit diesem Ergebnisse wiederum nicht in vollkommenem Einklange. „Berard bediente sich eines Helioslaten und eines Prisma, und erhielt so ein ganz unbewegliches und sehr auseinander gezogenes Farbenbild, in dessen sieben Abtheilungen er eben so viel höchst empfindliche Thermometer, und chemische Mischungen brachte; allein er fand das *Wärmemaximum* (von den *chemischen* Resultaten wird gleich die Rede seyn) noch *innerhalb* der rothen Strahlen: „eine Verschiedenheit, welche Rec. immer geneigt gewesen ist, denjenigen Modificationen zuzuschreiben, die von der Natur des brechenden Körpers herrühren.

Berard

Berard hat diese Versuche hernach in Bezug auf die doppelte Brechung und die Polarisation wiederholt und sich die Ueberzeugung verschafft, daß die Wärme zwischen dem doppelten, vom Isländischen Krystalle erzeugten Spectrum getheilt werde, und, die dunkeln Wärmestrahlen übrigens dem Gesetze der Polarisation ganz so unterworfen seyn, als die Lichtstrahlen. — Der Vf. geht hiernächst zu den Methoden über, welche die sichersten Erfolge bey Beobachtung des strahlenden Wärmestoffes gewähren, auf welche Veranlassung wir bemerken, daß wiederum lange vor Erfindung des Saussüre-Pictet'schen Reflexions-Apparates, Mariotte ähnliche Beobachtungen angestellt und auch bereits auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht hat, den dunkeln und leuchtenden Wärmestoff zu unterscheiden (*Traité des couleurs*. 1717. S. 288) *). Darauf aber folgt die Beschreibung der von Leslie und Rumford, zu genauere Ausführung jener Versuche, angegebenen beiden Instrumente: des Photometer's (Differentialthermometer's) und Thermoscops; und die Genauigkeit, welche sie gewähren, erlaubt, „die besondern Eigenschaften, die den verschiedenen Theilen des Spectrums beywohnen, einer noch schärferen Prüfung zu unterwerfen.“ Sie gab, Hinsichts der chemischen Wirkungen eine schöne Bestätigung des oben angeführten Wollaston-Ritterschen Resultates ab; „aber,“ fährt der Vf. fort, „werden wir nun darum die verschiedene färbende, wärmende und chemische Eigenschaft des Lichtes drey verschiedenen Strahlen-Arten bey messen, oder ist es nicht vielmehr einfacher und angemessener, anzunehmen, daß die verschiedenfarbigen Theile des Lichts, nach Maassgabe ihrer verschiedenen Brechbarkeit, „soient aussi inégalement altérables par les corps?“ Das ist wieder eins von den Worten, die Rec. mit Blitzen in dunkler Nacht vergleicht; in der That, was ist natürlicher, als in der verschiedenen Brechbarkeit des verschiedenfarbigen Lichtes, wodurch sich doch die Modification seines Verhaltens gegen die andern Körper bereits ausdrückt, nun auch den Grund seines übrigen verschiedenartigen Einflusses auf sie zu suchen? „Sollte das Sehen ferner nicht vielleicht auf gewisse Grade der Brechbarkeit eingeschränkt seyn, dergestalt, daß ein Mehr oder Weniger die Lichtstrahlen, wenigstens für das menschliche Auge, ungeschickt dazu machte, während sie für Organe von Thieren noch sichtbar blieben (wodurch auf einmal wieder eine Menge von Erscheinungen in der Natur aufgeklärt wären)? Sind alle die Strahlen, welche das Sehen, das Wärmen und

die chemischen Einflüsse hervorbringen, Licht und immer nur Licht, so werden sie sich natürlich bey der Reflexion, Polarisation u. s. w. sämmtlich auch nur als Licht verhalten können;“ und da sie sich dabey wirklich so verhalten, so scheint umgekehrt ziemlich wahrscheinlich, daß sie auch wirklich sämmtlich nichts als Licht sind. „Um indess“ — schließt der Vf., und wir ehren diese Resignation — „unsern Untersuchungen keine andere Grundlage als die Erfahrung zu geben, werden wir diese höchst wahrscheinliche Identität *) gleichwohl nicht als Dogma benutzen, sondern die dunkeln Wärme-Ausflüsse auf Entfernung, mit dem Namen des strahlenden Wärmestoffes belegen,“ — dessen nähere Betrachtung nun den Gegenstand des zweyten, von der Temperatur Erniedrigung und Erhöhung der Körper im unbegrenzten Mittel, überschriebenen Kapitels dieses siebenten Buchs ausmacht. „Fast alle Kenntnisse, welche man über das Strahlen des Wärmestoffes sammeln kann, werden durch Beobachtung der allmählichen Temperatur-Erhöhung oder Erniedrigung der Körper in Mitteln von eigener gleichmäßiger Temperatur erlangt.“ Unter den Physikern, die sich am meisten und aufmerksamsten mit diesen Beobachtungen beschäftigt haben, nimmt Rumford bekanntlich eine der ersten Stellen ein; und unser Vf. bringt sogleich das Ergebniss eines von ihm angestellten dilsfalligen Versuchs bey, wo zwey Cylinder von Messingblech, der eine bloß, der andere mit einem leinenen Ueberzuge versehen, benutzt wurden. Auf die, von letzterm Umstände abhängige, große Verschiedenheit werden wir weiter unten zurückkommen; die Art, auf welche die Temperatur-Erniedrigung selbst erfolgt, wird hier durch eine analytische Formel ausgedrückt, deren Genauigkeit sich bey späteren eignen Experimentiren bewährt hat. Aber auch ohne deren Zuhülfenahme, sieht man mit bloßem Nachdenken ein, daß jene Erniedrigung Anfangs, wo der Temperatur-Unterschied zwischen dem Apparate und der umgebenden Luft sehr merklich war, auch viel schneller erfolgen; hernach aber, bey eingetretener beynahe völliger Gleichheit, sich immer mehr verlangsamten mußte, „so jedoch, daß eine vollkommene Uebereinstimmung nur erst nach unendlich langer Zeit würde haben erwartet werden dürfen.“

(Der Beschlufs folgt.)

*) Auch du Fay hat, wenige Jahre später, ähnliche Versuche angestellt. Vgl. die Abhandlung: *Sur quelques expériences de Catoptrique*, in *Mémoires de l'Académie des Sciences* 1726. d. R.

*) Biot stellt die Frage, wie wir uns an einem andern Orte gelesen zu haben erinnern, so: ob man das Licht nicht für Wärme nehmen könne, welche einer hinreichend heißen Quelle entströme, um von unserm Gesichtsinne empfunden zu werden? Das heisst sehr treffend fragen, vorausgesetzt, daß man die Sonne, mit ihnen als ein großes Gluthenmeer betrachtet. Und doch giebt es anderseits wieder so viel Einwendungen. d. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1827.

● PHYSIK.

PARIS, b. Deterville: *Traité de Physique expérimentale et mathématique*, par J. B. Biot etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Newton hatte angenommen, daß sich zwey einander berührende Körper in unendlich kleinen Zeiträumen gegenseitig Wärmestoffmengen mittheilen, welche ihrem eignen Temperatur - Verhältniß proportional seyen; der Vf. zeigt aber, nach sorgfältigen Versuchen von de Laroche, daß diese Proportionalität nur für den Fall sehr geringer Temperaturverschiedenheiten Statt habe, und bringt auf diese Veranlassung das ganze Detail jener Versuche bey, von deren Resultaten wir nur noch ausheben, „daß Wärmestrahlen, welche perpendicular eine erste Glasplatte durchdrungen haben, dadurch weit geschickter geworden sind, eine zweyte u. s. w. zu durchdringen, indem ihre Temperatur - Einbuße verhältnißmäßig immer geringer wird.“ Unfre Leser werden sich, auf diese Veranlassung, an den merkwürdigen Umstand erinnern, dessen wir, zum Schluss des Abschnitts von der Polarisation, gedacht haben: daß nämlich Licht, welches bey dem Durchgange durch eine oder einige Glasplatten polarisirt worden, von spärlichen Platten nunmehr ganz durchgelassen werde: hier zeigt sich also neuerdings eine auffallende Analogie zwischen Wärme und Licht; und wir heben dieselbe um so mehr heraus, als sie von unserm Vf. nicht bemerkt worden zu seyn scheint. — „Bey dem oben angeführten Versuche hatte sich gezeigt, daß zwey metallische, übrigens ganz gleiche und nur darin verschiedne Gefäße, daß das eine bloß, das andre aber mit einer Leinwandhülle überzogen gewesen war, ihren Wärmestoff auf eine sehr ungleiche Art verloren hatten: die letztere nämlich viel schneller.“ Ueber den Grund dieser auffallenden Erscheinung verbreiten die Untersuchungen von Leslie und Rumford ein helles Licht, und das zweyte Kapitel handelt seinen Gegenstand: *Vom Einfluß des Zustandes und der Natur der Oberflächen auf das Strahlen des Wärmestoffs und die Theorie seines Gleichgewichts durch Austausch*, in einer systematischen Zusammenstellung jener Untersuchungen ab. Wir wollen sie hier, mit Benutzung der Originalquellen, die Rec. in Auszügen vor sich hat, aus dem Gesichtspunkt des Vortheils betrachten, den sie im

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

bürgerlichen Leben gewähren; auf diesem Wege hat die Physik jederzeit gewisse Erfolge zu gewärtigen, wogegen theoretische Speculationen die Wissbegierde mehr erregen als befriedigen. —

Um den Einfluß, welchen die Natur der Oberflächen auf das Ausströmen des strahlenden Wärmestoffs hervorbringt, genau zu messen, beschränkt Leslie die eine Seite eines kleinen hohlen zinnernen und mit heißem Wasser angefüllten Würfels mit Lampenschwarz, bedeckte die zweyte mit Schreibpapier, die dritte mit Glas, und ließ der vierten ihren metallischen Glanz. In diesem Zustande wurden die vier Seiten folgeweise (und unter Erhaltung der nämlichen Temperatur des Würfels) dem Differentialthermometer zugekehrt: die schwarze brachte in der nämlichen Zeit ein Steigen von 100, das Papier von 98, das Glas von 90 und das Metall dagegen nur von 12 Graden der Scale desselben hervor. Man sieht hieraus, daß Metall, namentlich glänzendes, das Vermögen Wärme auszustrahlen in einem viel niedern Grade als andre Körper besitzt; vernichtet man aber den Glanz z. B. nur durch Scheuern, so wird jenes Vermögen logleich vermehrt, besonders wenn die Schrammen sich recht durchkreuzen, weil nämlich in diesem Falle sehr viel Spitzen entstehen, die Spitzen aber den Wärmestoff viel leichter ausstrahlen, als glatte und runde Körper (ein guter Fingerzeig innerhalb der rechten Grenzen). — Eine andre Modification hängt von der Stellung des Würfels ab: die Hitze strahlt nämlich zwar in allen Richtungen, besonders energisch aber in der auf den Körper senkrechter aus; daher die Wirkung bey einer schiefen Stellung des Würfels gegen das Thermometer in einem der Schiefe proportionalen Verhältniß abnimmt. Gleichergestalt brachte die Dicke des Ueberzugs, mit dem man die Würfelseite versehen hatte, Veränderungen hervor: Leslie beschränkt dieselbe mit flüssiger Gallerte und beobachtete, daß eine dickere Lage das Ausstrahlen vermehre, jedoch nur bis zu einer gewissen Grenze, wonächst die Wirkung constant wurde (dies läßt sich durch ein weiteres Verfolgen des vorherigen Fingerzeigs auch wohl erklären). Sehr merkwürdig (obwohl auch bey nur geringem Nachdenken leicht erklärlich) ist ferner der Umstand: daß das Vermögen Wärme auszustrahlen und zurückzuwerfen im umgekehrten Verhältniß stehen; glänzende Metallflächen z. B., um dabey stehen zu bleiben, welche zum Ausstrahlen so ungegeschickt sind, eignen sich vortrefflich zum Zurückwer-

Y (6)

wer-

werfen. — Die Anwendungen dieser Theorie auf das bürgerliche Leben sind unzählbar; und zum Theil hat sie der praktische Instinct bereits gemacht, ohne sich der Gründe bewußt zu seyn. Um nur Einiges anzuführen, so müssen Gefäße, welche die Wärme lange zurückhalten sollen, von Metall und möglichst glänzend polirt seyn. Wärmeleitungsrohren müssen an den Stellen, wo sie bloß leiten, polirt, da, wo Mittheilung erfolgen soll, aber geschwärzt seyn. Auf eine ähnliche Art verhält es sich mit dem Küchenschirr u. s. w. Noch einen für Theetrinker interessanten Umstand wollen wir schließlich beybringen: In einer silbernen Theekanne wird der Thee beym ersten Aufgusse, in einer thönernen aber beym zweyten besser; weil nämlich in der erstern die besser zusammengehaltne Wärme sogleich den meissen Extractivstoff auflöst, in der andern aber noch ein grosser Theil für die Wiederholung übrig bleibt. —

Unser Vf. beschließt hiernächst dieses lehrreiche und interessante Kapitel mit der auf die nämlichen Grundätze gebauten Erklärung der merkwürdigen Erscheinungen, die der *Thau* darbietet, wobey *Dufay's* und *Weel's* Arbeiten über diesen Gegenstand genutzt werden, den wir ungern übergehen; und wendet sich alsdann im vierten Kapitel zu den *Gesetzen der Wärme-Fortpflanzung in festen Körpern*. Man denke sich mit ihm einen unbegrenzten Metall-Cylinder *AB*, der mit dem einen Ende *A* irgend einem Wärme-Einflusse ausgesetzt sey, während der Rest durch Schirme vor deren Einstrahlen geschützt werde, — so wird sich die Wärme von *A* nach *B* nur durch die Masse verbreiten; und wenn man in das Metall Löcher gebohrt und in dieselben Thermometer mit der Kugel gesenkt hat, so werden diese Thermometer gleich in dem Maasse höher oder niedriger stehen, als sie der Wärmequelle näher oder von ihr entfernter sind, allmählig aber, und wie sich die Wärme mehr und mehr durch den ganzen Cylinder verbreitet einen gleichern stationären Stand annehmen. Dafs derselbe indess nie ganz gleich werde, daran ist nicht nur das Wiederabtreten eines Theils der Wärme, die jedes Metall-Element rein vorausliegenden erhält, sondern auch das Ausstrahlen Schuld, welches dem Metall mehr Wärme raubt, als dasselbe in der nämlichen Zeit aus der Wärmequelle beziehen kann; und woraus denn nothwendig folgt, dafs die Thermometer nicht nur nie ganz den Temperaturgrad jener Quelle annehmen, sondern auch fortwährend in dem Maasse tiefer stehen, als sie weiter von derselben entfernt sind. „Der algebraische Ausdruck obiger Bedingungen liefert sogleich eine Differentialgleichung, deren Integral für eine beliebige Zeit den Stand jedes Thermometers in Function seiner Entfernung von der Wärmequelle und der Temperatur, der letztern darstellt.“ Der Vf. geht nun auf dieses analytische Detail ein, wobin wir ihm nicht folgen können. Dafür wollen wir lieber wiederum den technischen Gesichtspunkt hervorheben. „Die Erfahrung lehrt nämlich“ — und dies ist ein Umstand, der für's häusliche Leben wichtig

werden kann — „dafs die verschiednen Metalle den Wärmestoff nicht mit derselben Geschwindigkeit leiten. Nach *Ingenhous's* folgen sie sich, rückichtlich dieser Schnelligkeit, in der Ordnung: Silber, Gold, Kupfer, Zinn, Platina, Eisen, Stahl und Bley. — Glas, Porcellan, Töpferwaare leiten viel schlechter als Metall; Kohlen, Holz, im trocknen Zustande, noch schlechter. Aber, nach einer sehr nützlichen Entdeckung von *Rumford*, leitet nichts schlechter, als Substanzen von der Natur der Flockenwolle, der Daunen u. s. w., deren Einzeltheile sich nur in wenigen Punkten unmittelbar berühren, daher wiederholte Reflexionen zwischen denselben vorzugehen scheinen.“ —

Bey allen bis hierher vorgetragenen Erfahrungen über die Wärme, ihre Fortleitung und Mittheilung, ist indess nur von Erhöhung oder Erniedrigung der Temperatur die Rede gewesen; es kommt hiernächst auf Bestimmung der absoluten Wärmemengen an, welche die verschiednen Körper besitzen; und diese *Untersuchung über die specifische Wärme* giebt den Gegenstand des fünften Kapitels ab. Ungleichartige Körper enthalten bey gleicher Temperatur und gleichem Gewichte doch nur ungleiche Quantitäten freyer Wärmetheilchen, und dieses Verhältnifs nennt man die specifische oder comparative Wärme, auch die Capacität der Körper für Wärme: der Ausdruck *relative Wärme* wird dagegen von dem nämlichen Verhältnifs bey gleichem Volumen gebraucht; und es ist vielleicht unnöthig gewesen, die Wissenschaft noch um einen Ausdruck zu bereichern, den sie bey bloßer Rücksicht auf das specifische Gewicht immer entbehren kann. „Der geradeste Weg für den Experimentator, um zur Bestimmung jenes Verhältnisses zu gelangen, ist die Benutzung des *Lavoisier-Laplace'schen Celerimeters*“, welches wichtige, allgemein verbreitete Instrument der Vf. ausführlich beschreibt. Ohne der Grundidee des Eisapparats in ihrer theoretischen Nacktheit seinen Beyfall zu verweigern, darf Rec. doch nicht unbemerkt lassen, dafs die Anwendung, wegen der fast nicht zu berechnenden Menge solcher Modificationen, die von den scheinbar kleinften Nebenumständen abhängen, eine zu grofse Vorsicht erfordert, um nicht gegründete Besorgnisse wegen allgemeiner Zulässigkeit der Resultate zu erwecken. Der Vf. selbst betrachtet am Schlusse des Kapitels die Ergebnisse des Celerimeters, als zusammengesetzte, welche Zusammenfassung der Grund seyn möge, dafs zwischen ihnen und der chemischen Natur der Körper bisjetzt noch keine feste Beziehung habe aufgefunden werden können.“ Wer den Stoff zu Zweifeln noch vermehren will, der vergleiche etwa *Kastner's Einleitung in die neuere Chemie*.

Glücklicherweise versetzt uns gleich das folgende *sechste* Kapitel, welches zugleich das *siebente* Buch und, ein Supplement und einen Zusatz zur Optik nicht gerechnet, das ganze Werk beschließt, aus diesen metaphysischen Schwierigkeiten wieder auf den festen Boden der Erfahrung, indem es sich mit den

den *Dampfmaschinen* beschäftigt, „deren erprobte Nützlichkeit in den Künsten, verbunden mit dem Umstände, daß ihre Wirksamkeit auf der Anwendung der verfeinertsten Wärme-Theorie beruht, den Vf. veranlaßt hat, ihnen diesen besondern Abschnitt zu widmen.“ Wir werden uns, bey der allgemein verbreiteten Kenntniß des Gegenstandes, auf die Beschreibung nicht einzulassen haben, sondern uns auf einige technische Bedeutungen einschränken. Man pflegt gewöhnlich die Wirkungen einer Dampfmaschine auf die Leistung eines Arbeitspferdes zu beziehen, und in diesem Sinne zu sagen, sie wirke mit der Kraft von 30, 40, 50 u. s. w. Pferden. Es ist einleuchtend, daß dieser Ausdruck mehr für die angewandte als wissenschaftliche Mechanik taue; indess hat er, bey den Engländern, doch eine festere Bedeutung. *Watt* nimmt z. B. an, daß ein Pferd in 1 Stunde 265 cubische Metres Wasser auf eine Höhe von 1 Metre zu erheben im Stande sey; und was eine Dampfmaschine also in der nämlichen Zeit 2650 solcher Wassermetros auf die nämliche Höhe von 1 Metre, oder was offenbar dasselbe sagt, 265 Wassermetros 10 Metres hoch hebt u. s. w., so sagt man von dieser Dampfmaschine, sie habe die Kraft von 10 Pferden. — Was die Kosten betrifft, so haben wir die Berechnung einer Dampfmaschine zu Glasgow von 40 Pferden Kraft vor uns liegen. Dieselbe verbraucht in 24 Stunden 5 Karren Kohlen, die fast 11000 Pfund wiegen; und obgleich die Kohlen dort sehr wohlfeil sind, so würde doch die Unterhaltung von 120 Pferden (zum dreymaligen Wechsel, jedesmal 40) nur das Doppelte erfordern. Wenn also das Brennmaterial einigermaßen hoch zu stehen kommt, so ist die Anlage allemal bedenklich *). — Die größte, jetzt existirende Dampfmaschine befindet sich, nach unserm Vfs. in den Bergwerken von Cornwallis; sie hat eine Kraft von 1010 Pferden und dient zur Auspumpung einer Grube von 180 Metres Tiefe.

Auf dieses Schlusskapitel des letzten Buchs folgen nun angeführtermaßen noch zwey optische Anhänge, deren erster mit neuen Untersuchungen über die Beugung des Lichts von dem Vf. und Pouillet, beschäftigt ist. Man versteht unter der Beugung (*diffraction*) des Lichts bekanntlich diejenige Abweichung vom geradlinigen Wege, welche die Lichtstrahlen erleiden, wenn sie nahe am Rande eines Körpers vorbeigehen, und wobey sich, im Falle des Aufstehens z. B. durch ein weißes Papier im verfinsterten Zimmer, farbige Säume zeigen, die nächst *Grimaldi* zuerst *Newton* bemerkt und (*Optice*, am Ende) mit seinem gewöhnlichen Tiefinn näher, wenn auch nicht erschöpfend, betrachtet hat. „Durch diese Lücke in der Wissenschaft sind unsre Experimentatoren zu den vorliegenden Untersuchungen veranlaßt worden“: sie haben das Phänomen namentlich

in dem bestimmten Falle einer wiederholten Prüfung unterworfen, wenn der Lichtstrahl zwischen zwey einander sehr nahe gelieften scharfen Rändern fester Körper (*appareil à biseaux* *), wozu *Newton* Messerschneiden anwendete, hindurchgeht; und es scheint sich, als Resultat ihrer Bemühungen, zu ergeben: „daß die zwischen den Rändern oder an dem einen Rande befindliche Luft, vielleicht auch deren Stellvertreter, indem der Vorgang nicht minder in der *Guericke'schen* Leere Statt hat, die Erscheinung durch das Gezogenseyn vermittelt der Körper, durch Dichte und chemischen Werth bedingt.“ (*Kästner*, der in *Gren's* Naturlehre S. 454. das Resultat der weitläufigen Discussion in diese Worte zusammenfaßt); wogegen sich *Newton* l. c. geneigt zeigt, die Beugung als eine Wirkung der Anziehung der Körper gegen das Licht zu betrachten und die Farbenläume von einer schlangenförmigen Gestalt abzuleiten, die dasselbe dabey annimmt. —

Der zweyte und letzte Anhang endlich bestimmt die Lichtmengen, die von den Körpern bey verschiedenen Einfallswinkeln zurückgeworfen werden, über welchen Gegenstand der Vf. vergebens neue Aufklärungen erwartet hat, und sich daher begnügt, die Resultate der ältern diesfallsigen Beobachtungen von *Bouguen* beyzubringen, die wir als bekannt übergehen können. —

Somit wäre denn also der lange Weg vollendet, den wir an der Hand des Vfs. durch die weiten Gefilde der Naturlehre gemacht haben. Keine besonnene Prüfung kann in Abrede stellen, daß gegenwärtiges Lehrbuch der Physik zu den gelungensten Erzeugnissen in dieser Wissenschaft gehört; und wenn nach der Grundidee, die wir Eingangs ausführlich angedeutet haben, in diesem starken Umfange und aus den Händen dieses Schriftstellers allerdings sehr viel zu erwarten stand: so ist doch selbst eine so gespannte Erwartung oftmals noch übertroffen worden. — Wirft man hingegen einen Blick auf die unermesslichen Bereicherungen, welche die Naturwissenschaft in den sieben, seit Erscheinung dieses Lehrbuchs verflossenen Jahren erfahren hat; fragt man sich, wieviel dadurch antiquirt, wie wenig uneingeschränkt beschäftigt, wieviel in einen ganz neuen Gesichtspunkt gerückt worden, und für wie wenig derselbe sonach unveränderlich erscheine; und fragt man sich dieses Alles endlich mit dem subjectiven Ernste, der aus dem redlichen Vorsatze entspringt, mit der Wissenschaft in ihrem Riesengange bey so viel halber oder falscher Bewegung Schritt zu halten: so wird das Gefühl jenes Dankes unwillkürlich vermindert, ohne daß man doch dem Vf. vernünftigerweise eine Unvollkommenheit Schuld geben könnte, die zu vermeiden ganz über seine Kräfte ging. Freylich,

*) Auf dem Salzwerke Dürrenberg, unweit Merseburg, wird eine Dampfmaschine mit Braunkohle, die in dortiger Gegend bricht, versorgt, welches eine bedeutende Ersparniß bewirkt. d. R.

*) Es muß bemerkt werden, daß dieser Apparat, eine Erfindung von *J. Gravefande*, voraussetzt, daß eine von den Schärpen eine feste Stellung habe, in welcher ihr die zweyte durch eine Schraube beliebig genähert werden kann. d. R.

lich, als uns *Newton* einmal mit seinen *Principiis* beschenkt hatte, so stellten sich fast alle spätern Entdeckungen auf dem von diesem großen Manne betretenen Felde nur wie *Corollaria*, der von ihm aufgestellten Grundsätze dar; das aufgeführte bewundernswürdige Gebäude ist weiter ausgebaut, selbst erhöht worden, ohne je Beforgnisse wegen der Festigkeit seiner unwandelbaren Grundlage zu erregen, die jeder Masse-Vermehrung trotzt. Aus dem einzigen einfachen Gesetz der Centrakraft, als einem letzten Grunde, über welchen ihr Entdecker nie hinausging, über welchen aber die Speculation hinauszugehen auch gar keinen Beruf hat, fliessen die verwickeltesten Erscheinungen in der Bewegung des Weltsystems mit einer immer gleich überraschenden Leichtigkeit und Klarheit ab, und es ist bis jetzt nicht nur Nichts aufgefunden, welches daraus nicht vollkommen befriedigend hätte erklärt werden können, sondern der Verstand übersteht von diesem Standpunkt auch, daß jener Fall nicht eintreten könne. — Ganz anders verhält es sich dagegen mit dem *physischen* Theil der Naturlehre, wir machen allaugenblicklich neue Erfahrungen, die sich, nach den Gesetzen der Causalität, nicht nur an die frühern schlechterdings nicht anschließen wollen, sondern mit denselben sogar im Widerspruche zu stehen scheinen, so daß wir der Zeit die Aufklärung über den Zusammenhang überlassen, d. h. mit andern Worten, entweder eine Erweiterung des Fundaments der Wissenschaft, oder aber eine ganz neue Grundlegung erwarten müssen. Nun wird es aber als ein unabweisbares Bedürfnis des menschlichen Geistes gefühlt, das Mannichfaltige zur Einheit zu verbinden; und dies Bedürfnis meldet sich noch dringender, wenn die Masse isolirter Thatfachen mit jedem Tage sich häuft und in ihrer verwirrenden Einzelung den Verstand zu erdrücken droht. Man wird demnach aus den Thatfachen durch Induction und Analogie eine theoretische Grundansicht abzuleiten suchen, in der Erwartung, sie auf diejenigen Erweiterungen anwendbar zu finden, welche die Wissenschaft nachher weiter erhalten dürfte; und dasist offenbar die Methode, die unser Vf. vor Augen gehabt, und durch das gewählte Motto aus der Vorrede zu *Newton's Principien*: „*Omnis enim Philosophiae difficultas in eo versari videtur, ut, a phaenomenis, investigemus vires naturae, deinde, ab his viribus, demonstremus phaenomena reliqua*“ — bezeichnet hat. Auf den Gedanken einer solchen Vereinigung von Empirismus und Dogmatismus hat zuerst der unsterbliche *Bacon von Verulam* geleitet („*Qui tractaverunt scientias, aut empirici aut dogmatici fuerunt. Empirici, formicae more, congerunt tantum et utuntur: rationales, araneorum more, telas ex se conficiunt. Apis vero ratio media est, quae*

materiam ex floribus horti et agri elicit, sed tamen eam propria facultate, vertit ac digerit.“ *Nov. Org.* l. 64.); und es ist nicht abzuleugnen, daß durch Befolgung dieser fruchtbaren Idee sehr viel für die Wissenschaft gewonnen worden. Unser Vf. wird diesen Gesichtspunkt bey einer zu erwartenden neuen Auflage seines Werks unzweifelhaft festzuhalten haben; aber es wird, um etwas Mehreres zu leisten, als hier geschehen ist, absolut nothwendig werden, die ganze Naturlehre mit Bezug auf die Erweiterungen, die sie bis zum heutigen Tage erhalten hat, einer neuen Revision in jedem ihrer einzelnen Theile zu unterwerfen, um zuerst für jede besondere Disciplin die Lehre von der Wärme z. B. vom Lichte u. s. w., eine solche Grundansicht auszumitteln, aus welcher, wie in unserm oben gewählten Beyspiele, aus dem Gesetz der Centrakraft die Bewegungen der Weltkörper, sämmtliche bezüglichen, bis jetzt beobachteten Erscheinungen, als aus einem möglichst hinreichenden Erklärungsgrund, abgeleitet werden können. Und um diese Grundansicht indem obigen *Newton-Bacon'schen* Sinne zu gewinnen, um sich so nahe als möglich an die Erfahrung, und so weit als möglich von Hypothesenschwindel zu halten, wird man sie also aus mehrern der folgenreichsten Erfahrungen abzuleiten, und ihr dann umgekehrt die prüfende Anwendung auf alle übrigen Phänomene aufzuerlegen haben. Besteht sie, so ist nun für die Wissenschaft geschehen, was nach menschlichen Kräften für dieselbe irgend hat geschehen können; und wir verlassen den Vf. mit dem innigen Wunsche, daß ihm die Ermittlung solcher Grundlagen für jede physikalische Disciplin in ihrer ganzen heutigen Ausdehnung vollkommen gelingen möge.

(Die Anzeige des Auszugs und der Uebersetzungen desselben folgt nächstens.)

Dr. Nürnberger.

JUGENDSCHRIFTEN.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Gedichte für Kinder zur Uebung im Sprechen und Lesen*. Herausgegeben von G. W. Wolff, Lehrer an der Seminar-schule zu Halberstadt. 1826. XV u. 56 S. 8. (10 gGr.)

Eine recht zweckmäßige Sammlung, nach verschiedenen Rubriken wohl geordnet. Die Auswahl ist verständig. Lied, Fabel, Erzählung, Beschreibung wechseln mit einander ab; bey wenigen Stücken nur haben wir zu bemerken, daß sie zu hoch für das Kindesalter sind.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1827.

ASTRONOMIE.

DRASEN u. LEIPZIG, in der Arnold. Buchh.:
W. Herschel's sämtliche Schriften. Erster
Band: *über den Bau des Himmels.* (Aus dem
Englischen übersetzt und herausgegeben von
J. W. Pfaff, Prof. in Erlangen). 1826. 502 S. 8.
Mit 10 Kpft. (4½ Rthlr.)

Auch unter dem Titel:

Ueber den Bau des Himmels, von W. Herschel
u. f. w.

Die Schriften eines *Herschel*, dessen Name unter allen Nationen der civilisirten Welt gefeyert wird, und der durch sein Geburtsland den Deutschen angehört, verdienten es wohl, in deutscher Sprache gesammelt, und allgemeiner verbreitet zu werden, obgleich einzelne Abhandlungen des berühmten Vfs. schon vor längerer Zeit theils besonders gedruckt, theils Auszugsweise in Deutschland erschienen. Alle diese Abhandlungen vollständig zu besitzen, muß um so erwünschter seyn, da *H.* nicht nur beynahe ein halbes Jahrhundert seines Lebens der eifrigsten und beharrlichsten Beobachtung des Himmels geweiht, sondern auch, wie von einem solchen Forscher zu erwarten war, das Beobachtete geordnet, und Folgerungen von hoher Wichtigkeit, und zu den erhabensten Ideen leitend, daraus gezogen hat. Ueber das mehr oder weniger Wahrscheinliche vieler solcher Schlüsse, die ihrem Wesen nach nie mathematische Evidenz haben können, läßt sich aber um so richtiger urtheilen, je vollständiger man die Vorderätze zu denselben, oder den Umfang und das Detail der Beobachtungen selbst kennt. Dazu kommt noch, daß *H.*, dem der Ruhm, etwas wahres oder wahrscheinlicheres mehr, als der, etwas neues zu sagen, galt, in der Verfeinerung der Instrumente und in der Beobachtungskunst stufenweise Fortschritte im Verlauf der Zeit selbst gemacht, und manche seiner in früheren Abhandlungen ausgesprochenen Ansichten und Meinungen späterhin etwas modificirt oder zurückgenommen hat. Der denkende Uebersetzer und Herausg., der sich unter der Vorrede nennt, hat mit der von ihm veranstalteten Sammlung der Schriften, deren *erster* Band jetzt erschienen ist, seinen und *Herschel's* Landsleuten ein dankenswerthes Geschenk gemacht, und der ganzen Sammlung nicht nur eine

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

ausführliche Einleitung vorangeschickt, sondern auch jede einzelne Abhandlung mit einem Vorwort, und mit zahlreichen, den Text erläuternden Anmerkungen begleitet, in denen übrigens auch manche vom Text etwas abweichende Ansichten niedergelegt sind.

Die *Einleitung* zu den *Herschel'schen* Schriften (S. 1 — 69) eröffnet der Herausg. zweckmäßig mit Nachrichten von *Herschel's* Leben, und mit der Aufzählung und Würdigung seiner vornehmsten Entdeckungen. — Die *biographischen Nachrichten*, aus verschiedenen älteren und neueren Quellen abgeleitet, sind hier zusammengestellt, und auch das wird mitgetheilt, was *Herschel* selbst über seine Lebensumstände an *Lichtenberg* sandte, und dieser im Göttingischen Magazin 1788 abdrucken ließ. Aus diesen hier gesammelten Nachrichten, die man, obgleich zum Theil schon längere Zeit bekannt, nicht ohne Interesse lesen wird, heben wir hier nur folgendes aus. *William* (vollständiger: Friedrich Wilhelm) *Herschel*, geboren am 15. Nov. 1738 in Hannover (das Astron. Jahrbuch für 1827 S. 149 sagt: zu Born bey Hannover), starb am 25. Aug. 1822, beynahe 84 Jahre alt. Sein Vater, *Musicus* in Hannover, widmete seine vier Söhne, unter diesen auch den zweyten, *Wilhelm*, derselben Kunst; dieser nahm im 15. Jahr, Kriegsdienste, und ließ sich der Regimentsmusik der Hannöverschen Fußgarde einreihen. Schon in seinem 19ten Jahre ging er nach England, um dort sein Glück zu versuchen; es ward sein zweytes Vaterland. Von seinem Vater erbte er geschriebene Notenbücher, und ein musikalisches Instrument, aber auch den Segen einer sorgfältigeren Erziehung, die dieser, des Sohnes schlummernde Anlagen ahnend, auf ihn verwandt hatte. Auch als Tonkünstler entwickelte *William* nicht gemeine Talente; um sich ein Geld zur Rückreise nach England zu verschaffen, und durch Neuheit die Zuhörer zu locken, führte er in Genua allein ein Quartett aus, mittelst einer Harfe und zweyer ihm um die Schultern gehängter Hörner. In England, wo ihm sein musikalischer Ruf die Organistenstelle in Halifax, und bald darauf in Bath erwarb, leitete er Theater, Concerte und Oratorien. In der Logik, Moral, Metaphysik hatte er schon auf der Schule zu Hannover Unterricht erhalten; zu seiner eigenen Fortbildung studirte er in England alte und neue Sprachen, und ganz vorzüglich, seit seiner Anstellung in Halifax, die mathematischen Wissenschaften.

Z (5)

schaften, Algebra, Kegelschnitte, Analysis des Unendlichen. Wie er selbst bezeugt, so war es zuerst die Musik, welche ihn zu diesen Studien hinzog; er lernte Mathematik, um es in der Theorie und Ausübung der Tonkunst zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen. Und so wie die Musik ihn zur Mathematik führte, so die Mathematik zur Astronomie, die Astronomie, weil er nichts auf Treue und Glauben annehmen, sondern alles schon Entdeckte mit eigenen Augen sehen wollte, zur Verfertigung neuer vortrefflicher optischer Werkzeuge, und die geschickte Anwendung der letzteren zu den außerordentlichsten Entdeckungen am Sternenhimmel. Der Organist in Bath, für das Vergnügen der reichen und vornehmen Badewelt sorgend, entdeckte nebenbey einen neuen Planeten, noch einmal so weit als Saturn entfernt, machte den glücklichen Anfang mit seiner grossen Himmelsmusterung, und verfertigte in seinen Erholungsstunden nicht weniger als 200 siebenfüßige, 150 zehnfüßige und 30 zwanzigfüßige Spiegel zu Teleskopen. Als Astronom eben so wie als Musicus berühmt, wurde er nun von dem Könige Georg III. der Tonkunst entführt, und mit einem anständigen Jahrgehalt in die Nähe von London berufen; hier lebte er noch 40 Jahre lang dem Himmel, in dessen Tiefen er ohne Vergleichung weiter, als alle seine Vorgänger, eindrang. Hier in Slough des Königs Nachbar, unternahm er auch den Bau seines 40füßigen Teleskops. Der König selbst munterte ihn dazu auf (und besirrt die Kosten von etwa drittehalb Tausend Pf. Sterl.). Durch eigene Anstrengung auf eine hohe Stufe von Auszeichnung erhoben, bewahrte er doch die natürliche Einfalt seines Geistes, und einen lebenswürdigen Charakter. Er schied von der Welt, satt an Jahren und Ruhm. — In der gedrängten Uebersicht der grossen Entdeckungen, die Herschel's Namen unsterblich machen, und mit denen der Hexausg. zur Vorbereitung auf die nachfolgenden Abhandlungen seine Leser vorläufig bekannt macht, werden als die vornehmsten aufgezählt: 1) Die Entdeckung des Planeten Uranus, welcher die alten Grenzen unserer Planeten- und Kometenwelt auf einmal bis auf das Doppelte ausdehnte, und anregend zum Nachforschen nach anderen noch unbekannten Planeten mitwirkte, nicht ohne glücklichen Erfolg, da späterhin noch vier neue Planeten von *suchenden* Astronomen gefunden wurden, und, was eben so wichtig ist, zum Behuf der Berechnung ihres Laufs die Theorie der Bewegung himmlischer Körper durch *Gauß* einen neuen, überraschend glücklichen Schwung erhielt; wohl war es möglich, das ohne die gleichzeitige Erscheinung eines *Gauß* der eine oder der andere der neuen Planeten wieder verloren gegangen wäre. 2) Entwicklung der Milchstrasse. Dafs unsere Milchstrasse nichts als der vereinigte Glanz zahlloser Sterne sey, hatte man schon im Alterthum gemuthmaßt: erwiesen hat es erst Herschel mittelst seiner Teleskope, und zwar auf eine solche Art, das er zugleich mit

der Entdeckung eines noch nie geahnten unerforschlichen Reichthums von Bildungen in den weiten Sterngehirten sich als den Schöpfer einer neuen Wissenschaft, der allgemeinen Physik des Himmels, ankündigte. Bey seinen früheren Untersuchungen glaubte *H.* mit seinen Sternaichungen (Visirungen, oder Abzählung der Sterne im Gesichtsfelde) bis an die Grenzen der Milchstrasse vorgedrungen zu seyn: nachher aber kam er von dieser Meinung zurück, und glaubte, in einen ganz endlosen Abgrund von Sternen hinabzuschauen. (S. unten 9te Abhandl.) Bekanntlich fand *H.* noch eine grosse Menge anderer grossen Sternlager am Himmel, ähnlich unserer Milchstrasse, oder der isolirten Sterninsel, auf der wir, auch ein Pünktchen einnehmend, und in Gesellschaft von Myriaden Sternen, uns herumtreiben. 3) Der freye Lichtnebel, eine in der Ansicht des Himmels Epoche machende Entdeckung, die sich Herschel'n erst später, und nach einer sorgfältigeren Combination seiner Beobachtungen darbot. (Vgl. unten, 4te Abhandl.) 4) Ansichten der Sternnatur. Dafs nicht alle Sterne gleichartig sind, das es verschiedene Gattungen von Sternen in Rücksicht auf ihre innere Beschaffenheit und ihre Verbindung nach Systemen giebt, konnte Herschel's Wahrnehmung nicht entgehen. Zu den merkwürdigeren Arten gehören z. B. die Doppelsterne und die planetarischen Nebel. 5) Bau des Himmels. Diesen zu erforschen, war der würdige Zweck von Herschel's vieljährigen angestrengtesten Bemühungen. Die einzelnen Theile, woraus dieser Bau zusammengesetzt ist, sind freye Lichtnebel, Sterne mit Lichtnebel, Sternhaufen, in zahlloser Menge, und von sehr verschiedener Grösse, Glanz und Gestalt am Himmel, besonders in der Milchstrasse, ausgebreuet, glänzende, lichtschwache, sehr lichtschwache Nebelflecken (von der ersten Art werden 283, von der zweyten 907, von der dritten 973 aufgezählt), sternige Nebel, u. s. f. Was die Verbindung der verschiedenen Glieder unter einander und zum grossen Ganzen betrifft, so zweifelt *H.* nicht an der Einwirkung von Centralkräften; andere mitwirkende kennen wir nicht; auch repulsive Kräfte scheinen zuweilen mit im Spiele zu seyn. Eine Andeutung von gravitirenden Kräften liegt auch darin, das sphärische, elliptische, irregulärrunde Gestaltungen am häufigsten sind, und das alles in einer fortchreitenden mehr oder weniger vollendeten Ausbildung begriffen ist. In dieser Beziehung spricht *H.* auch von einer Haufenbildenden Kraft, und unterscheidet Jugend, Wachsthum und reiferes Alter einer Sternsammlung. 6) Natur der Sonne. Auch bis zu unserer Sonnenwelt stieg *H.* aus entfernteren Zonen herab, untersuchte die Beschaffenheit der Oberfläche der Sonne, und faßte früh den Gedanken an eigene Bewegung derselben auf; nicht allgemeinen Beyfall fand seine Vermuthung eines näheren Zusammenhangs der Sonnenflecken mit der Witterung auf unserem Erdboden. 7) Physik des Planeten- und Ko-

metensystemis. *H.* machte die äußerst schwierige Entdeckung von Uranusmonden, die von ihrem Hauptplaneten 8000 Mal weiter, als der Mond von der Erde entfernt sind. Er erspähte noch zwey neue Saturnsmonde, sah den Saturnring getheilt, beobachtete die Rotation dieses Rings, so wie die Rotation des Saturns und des Mars, den veränderlichen Glanz der Jupitersmonde, und die Naturerscheinungen mehrerer Kometen.

Der *Abhandlungen* selbst, die auf die Einleitung folgen und dessen *ersten* Band füllen, sind neun; sie wurden von *H.* zuerst in der Londner Societät der Wissenschaften, deren Mitglied er war, vorgelesen, und nachher in den *Philosophical Transactions* abgedruckt. Dafs einige von *H.*s. *Abhandlungen* zum Theil schon früher in Deutschland bekannt worden sind, ist schon oben bemerkt. Was insbesondere die neun hier vollständig übersetzten, die sich alle auf den Bau des Himmels beziehen, betrifft, so erschien von den drey ersten eine eigene Ausgabe 1791 zu Königsberg unter dem Titel: *William Herschel, über den Bau des Himmels*, drey *Abhandlungen*, aus dem Englischen übersetzt (von *Sommer*), nebst einem authentischen (von *Kant* selbst gebilligten) Auszug aus *Kant's* allgemeiner Naturgeschichte und Theorie des Himmels (von *Gomfichen*). Das Wesentliche dieser drey *Abhandlungen* findet sich auch in *Bode's* *Astronomischen Jahrbüchern* für 1788 und 1794, die vierte *Abhandlung* im *Astr. Jahrb.* 1801, die fünfte *A. Jahrb.* 1807, die sechste *A. Jahrb.* 1818, von der achten ein kleines Bruchstück in *A. Jahrb.* 1821; von der sechsten und neunten *Abhandl.* hat das *Astr. Jahrbuch* nichts aufgenommen. Einiges, was sonst noch mit dem Bau des Himmels in allgemeiner Verbindung steht, z. B. die *Abhandlung* über die raumdurchdringende Kraft der Teleskope, mit vergleichenden Bestimmungen der Ausdehnung dieser Kraft für das natürliche Sehen, die vergleichenden Tafeln für das Licht der Fixsterne u. s. w. wird der Herausg. wahrscheinlich in den folgenden Bänden nachholen. — I. *Abhandlung* (von 1784). Nachricht von einigen Beobachtungen, deren Zweck es ist, den Bau des Himmels zu erforschen. II. *Abh.* (1785). Ueber den Bau des Himmels. III. *Abh.* (1789). Verzeichniß eines zweyten Tausend neuer Nebel und Sternhaufen, mit einigen einleitenden Bemerkungen über den Bau des Himmels. Diese drey Aufsätze sind verwandten Inhalts und ergänzen einander. *H.* giebt darin Rechenschaft von dem stufenweisen Erfolge seiner ersten Musterungen des Himmels, die er schon seit mehreren Jahren begonnen hatte, und noch viele Jahre lang fortsetzte. Schon vor 1784 vermochte er, mit einem 20füßigen Teleskop den weißlichen Schimmer der Milchstraße in der Gegend des Orions in Sterne aufzulösen; schon damals beobachtete er einen Streif von 15 Graden Länge und 2 Min. Breite, der in einer Stunde durch das Gesichtsfeld ging, und, nach der Abzählung der Sterne in einzelnen Theilen des Fel-

des, bey 50000 Sterne, alle noch deutlich zu sehen, enthalten mochte. Eine Reihe von 100 Nebelflecken und Sternhaufen, die von *Messier* und *Méchain* in der *Connoissance des tems* 1783 und 1784 beschrieben sind, zerlegte er ohne Mühe in Sterne; ein entscheidender Beweis des Vorzugs der von ihm selbst geschaffenen optischen Instrumente; leicht wurde es ihm auch, das französische Verzeichniß bald mit 466 neuen Gegenständen ähnlicher Art zu vermehren. Die Nebelflecken und Sternhaufen fand er Schichtenweise gelagert, und auf große Strecken fortlaufend; äußerst mannigfaltig an Lage, Gestalt und Beschaffenheit. Im Jahr 1785 war bereits die Milchstraße beynahe nach allen Richtungen durchmustert; sie zeigte Stellen, wo in einer Viertellunde 116000 Sterne durch das Gesichtsfeld gegangen seyn mußten; sternreiche Gegenden wechselten mit sternleeren; auch förmliche Oeffnungen, große Zwischenräume wurden in derselben beobachtet. Mit rastloser Thätigkeit unterzog sich *H.* dem mühevollen Geschäft, den Himmel stückenweise abzuzeichnen, oder durch Abzählen die Anzahl Sterne zu bestimmen, die zu gleicher Zeit im Gesichtsfelde erschienen; diese an verschiedenen Orten sehr verschiedene Anzahl geht von 1 bis auf 400 Sterne; je größer die Anzahl war, desto tiefer mußten die Sterne hintereinander liegen. Die Aichungstafel gab Visionsradien von 27 bis 3000 Siriusweiten für die Gegend der abgezählten Sterne; spätere Untersuchungen gaben noch größere Entfernung. Auch den Ort unserer Sonne mit ihren Planeten und Kometen in der Milchstraße bestimmte *H.* mit Hülfe der Sternaichungen; den Standpunkt weist er ihr an nicht weit von dem Orte, wo diese große Sternschicht in einen Nebenzweig ausläuft. *H.* theilt eine Section dieser Sternschicht mit, bey der seine Aichungen zum Grunde liegen. Mit Recht wünscht der Herausg., dafs wir eine nach den Graden der Lichtmenge, wie sie durch die Anzahl Sterne jeder Aichung sich ausdrückt, illuminierte Himmels-Charte besitzen möchten, um so das Ganze dieser Sternaemessungen mit einem Blicke zu übersehen. *H.* hat in dieser Art, den Himmel zu visiren, noch keinen Nachfolger gefunden; einige wenige Felder hat auch *Schröter* mit einem 28füßigen Teleskop nach *Astron. Jahrb.* 1797 überzählt. Die dritte *Abhandlung* beschäftigt sich hauptsächlich mit den Sternhaufen, der scheinbar gleichen Gröfse der in ihnen enthaltenen Sterne (von der sich jedoch in einer so großen Entfernung nicht sicher genug urtheilen läßt), ihrer gleichförmigen Zersireuung, ihrer regelmässigen Zusammendrängung gegen den Mittelpunkt, ihrer muthmaßlichen Jugend- oder Altersstufe. — IV. *Abhandlung*: über die eigentlich sogenannten Nebelsterne (1791). Mit dieser *Abhandlung* ändern sich einige frühere Ansichten *H.*s. über den Bau des Himmels; ihr Inhalt ist daher um so merkwürdiger. Vorher hatte *H.* nicht nur offenbare Sternhaufen mit noch unterscheidbaren Sternen, sondern überhaupt alle *nebeligen Stellen* am Himmel für weit entlegene Sternsysteme,

systeme, oder telekopische Milchstraßen gehalten. Nun nimmt er einen Theil dieser Ansicht zurück, und unterscheidet zwischen Nebeln (Nebelflecken), die sich wirklich noch in Sterne auflösen lassen, oder von denen wegen ihres Aussehens wenigstens zu vermuthen ist, daß sie durch ein stärkeres Fernrohr auflöslich wären, und also nur ungemessen weit entfernte Milchstraßen seyn könnten, und zwischen eigentlichen, ausschließlich so zu nennenden Nebelsternen, oder den lichten Nebeln, die einen Stern meist in ihrer Mitte haben, welcher mit dem Nebel in genauer Verbindung zu stehen scheint. Manches beruht hier freylich auf Autopsie, und auf dem ungemein geübten, durch lange Erfahrung geschärften Blicke des unübertrefflichen Beobachters. Indes glaubt sich H. durch zahlreiche, von ihm namentlich aufgeführte Beobachtungen überzeugt, daß es Lichtnebel am Himmel giebt, die keine Sterne sind. Damit eröffnet sich eine ganz neue Aussicht in das Weltgebäude. Es giebt, nach Herschel's Wahrnehmungen, ein glänzendes Fluidum, für uns noch in der Region der Sterne der 8ten bis 12ten Gröfse erkennbar, oft von 3 bis 6 Minuten im Durchmesser, ein Stoff, der durch seine Verdichtung mit der Zeit sternbildend werden kann; die mit solchem Lichtstoff verbundenen Sterne sind vielleicht noch unausgebildete Weltkörper. So erklärt sich der durch mehr als 60 Quadratgrade im Sternbilde des Orions angehäuften große Lichtnebel, so auch erklären sich die planetarischen Nebel (über diese wird jedoch in der 9ten Abhandlung anders geurtheilt) auf eine viel ungezwungenere Art, als wenn man in ihnen Milchstraßen von unermesslicher Entfernung zu sehen glaubt. Einwürfe dagegen, die jedoch nicht ganz haltbar scheinen, macht *Fritsch* im *Astron. Jahrbuch* 1803. Herschel's mit Beyfall von den meisten Astronomen aufgenommene Meinung von einer großen Anzahl frey im Weltraum zerstreuter Lichtstoffe bekämpft sich auch durch analoge Erscheinungen der neblichten Umgebung mehrerer Kometen. Vielleicht, sagt H., trägt das aus Myriaden Sonnen unaufhörlich ausströmende Licht zur Anhäufung eines solchen Lichtstoffes bey, zumal, wenn man sich den Flug des Lichts durch verschiedene Ursachen gehemmt, von der geraden Linie abgelenkt, und da und dort zu neblichten Massen vereinigt denkt. In einer verwandten Idee begegnen sich hier *Herschel* und *Olbers*, wenn schon beide die Sache aus verschiedenem Gesichtspunkte betrachtet haben; auch *Olbers* in seiner trefflichen Abhandlung über Durchsichtigkeit des Weltraums (*Astron. Jahrbuch* 1826) läßt das Licht im Raume einigen Widerstand finden, so daß nicht alle Strahlen desselben vollständig und ungeschwächt zur Erde gelangen; *Herschel* deutet auf ähnlichen Widerstand, und läßt einen Theil des aufgehaltene sich unterwegs zu einzelnen Massen concentriren. Mag man indes die

neuen Vorstellungen *Herschel's* von Lichtmaterie und Nebelsternen für sehr wahrscheinlich halten, so dürfte es doch zu gewagt seyn, Hypothesen an dieselben anzuknüpfen; die am wenigsten im Geist und Sinne *Herschel's*, dieses eben so glücklichen und gewandten als in seinen Behauptungen musterhaft vorfichtigen und bescheidenen Beobachters, erfunden sind. „Der gemüthvollste unter den Philosophen“ (wie er S. 46 genannt wird), der Verfasser der Schriften: die Natur von der Nachtseite; Urwelt und Fixsterne, und Kosmologie, Hr. Professor *Schubert* in Erlangen, stellt den Gedanken *Herschel's* über Lichtnebel an die Spitze, und entwickelt daraus eine ganz neue Ansicht des Universums; ihm sind die Sternhaufen bloß frey sich abscheidende Lichttropfen, Gröfse, Helligkeit und Distanz der Sterne ein freyes Naturspiel, kurz, die Sterne überhaupt nichts anderes, als leichte, flüssige, aus Licht zusammengegeronnene, kern- und gehaltlose Wesen. Das Weltall selbst ist nur eine einzige Sonne, deren Mittelpunkt unsere Sonne ist. Nur in unserer Sonnenwelt ist das grobmaterielle herrschend; näher an uns mag es noch einige Sonnen geben, die aber an Kernhaftigkeit und Leiblichkeit schon zarter sind als die unsrige; weiter hinaus wird immer feiner der Lichtstoff. Jene Tausende durch *Herschel* entdeckter Sternhaufen sind keine Lichttröpfchen, die ungeheuer scheinenden Nebelsterne nichts als Weltmeteore, aus Lichtduft gewebt; auch die Milchstraße mit allen ihren Schichten ist aus eben demselben ursprünglichen Lichtmeer entstanden. So verschwindet die Monotonie der gewöhnlichen Ansicht, die überall nichts als Sonnen und Sonnensysteme erblickt, und so verschwindet auch der schreckenerregende Gedanke, daß eine starre Körpermasse dem Gesetze der Anziehung unterworfen, ins Unendliche sich ausdehnt; so wird die sichtbare Welt von dem unendlichen Materialismus befreit, und die Furcht vor der räumlichen Unendlichkeit gemildert (S. 46 und 64). Rec. gesteht, daß er nichts so schreckhaftes in dem Gedanken an einen durch den ganzen Weltraum sich fortziehenden Materialismus finden kann, und zweifelt, ob viele Leser jene Scheu vor aller Solidität und Kernhaftigkeit in der Natur mit Hn. *Schubert* theilen werden. Wir sinnlich-geistige Wesen, bey denen die Materie vom Geist, oder der Geist von der Materie durchdrungen ist, wie können wir, in einem so engen Kreise befangen, wenn wir je einmal muthmaßen wollen, auch in den entferntesten Lichtregionen etwas anders vermuthen, als eben das, was wir auch bey und um uns wahrnehmen, Materie, Bewegung, Leben und Denkkräfte? Wohl sind auch dies nur analogische Schlüsse; aber keine andern sind uns vergönnt.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1827.

ASTRONOMIE.

DRESDEN u. LEIPZIG, in d. Arnold. Buchh.: *W. Herschel's sämtliche Schriften. Erster Band: Ueber den Bau des Himmels* — herausg. von J. W. Pfaff u. f. w.

Auch unter dem Titel:

Ueber den Bau des Himmels, von W. Herschel, u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Unser Sehorgan ist materiell, und materiell muß auch jeder Gegenstand, den es noch erreichen kann, seyn: wozu also überhaupt eine solche unnatürliche Zurückweisung des sogenannten Princips der Materialität! Am Ende kommt es doch nur auf das Mehr oder Weniger des Materiellen an; daß aber an Kernhaftigkeit ebensowohl, als an Helligkeit, Größe, Gestalt und innerer Bauart eine unendliche Mannichfaltigkeit bey Sternen und Sternvereinen Statt finden werde, läßt sich auf der einen Seite eben so wenig bezweifeln, als es auf der andern Seite kaum glaublich ist, daß es, jenem Naturgesetz der Mannichfaltigkeit gerade entgegen, jenseits unsrer Sonne keine himmlischen Körper mehr, sondern nur *Lichtwasser* und *Lichttropfen* geben soll. Auch der Herausg. spricht in der Einleitung und in den Anmerkungen mit entschiedenem Beyfall von *Schubert's* Hypothese; nur weicht er darin von *Schubert* ab, daß dieser die Sphäre, innerhalb welcher die zarten Lichtgestalten ihr freyes Spiel treiben, in enge bestimmte Grenzen einschließt, zurückschauend vor einem unendlichen Raum. Das Licht, so behauptet dagegen der Herausg., erkennt keine Schranken; frey durchdringt es die Unermesslichkeit des Raums, um so erfreulicher für uns, wenn wir diesen Raum von der Leiblichkeit befreyt wissen. Mit dem erweiterten Raum muß aber auch der Kern der Welt, die Leiblichkeit, sich erweitern. Nicht unsre Sonne ist der einzige Kern des Weltalls, sondern ein uns noch unbekanntes System ähnlicher Sonnen ist der Weltleib; erst in weiter hinaus liegenden Regionen weben und schweben jene *goldenen Vögel*, die Lichtwolken, frey von den Fesseln der Anziehung. Jetzt erst sind wir mit der Weltunendlichkeit ausgeföhnt, und der Gedanke ist wohlthuend, daß uns Niemand widerlegen kann, der nicht in jenen Licht-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

regionen selbst verkehrt hat (ein Trost, der zum Glück auch den Anhängern des alten materiellen Princips zu Statten kommt, die noch an weit sich ausbreitende Fesseln der Anziehung glauben, und zu denen (nach S. 236 und S. 245) auch *Herschel* selbst gehört). *Vte Abhandlung*: Bemerkungen über den Bau des Himmels, einem Catalog von 500 neuen Nebelflecken, Nebellernen und Sternhaufen als Einleitung vorangeschickt (1802). Nach zwanzigjährigen Musserungen glaubte H. so vielen Stoff zu einer Naturgeschichte des Himmels herbeygeschafft zu haben, daß er den Anfang machen konnte, ihn wissenschaftlich zu ordnen. Bevor er das innere Wesen der verschiedenen von ihm entdeckten Gegenstände näher untersuchen kann, giebt er vorerst eine genauere *Aufzählung der Arten (Species)*, vom einfachern zum zusammengesetzten aufsteigend, und macht unter diesen namhaft: 1) *Die einzelnen (isolirten) Sterne*. Isolirt nennt der Vf. solche Sterne, wie z. B. unsre Sonne, Arctur, Sirius, Wega und wahrscheinlich unzählige andere, insofern sie, zwar nicht ohne Verbindung mit andern Sternsystemen, doch ausser dem Bereich einer sehr starken Anziehung durch benachbarte Sterne, und also von diesen sich weit genug entfernt befinden. So ist unsre Sonne von ihrem hellsten Nachbar eine Siriusweite entfernt, würde aber, bey gleichen Massen beider Sterne, erst nach 33 Millionen Jahren mit Sirius zusammenfallen. Daß die isolirten Sterne ein Gefolge von Planeten, Trabanten und Kometen mit sich führen, ist nach der Analogie unsrer Sonne sehr wahrscheinlich; aber weniger Wahrscheinlichkeit hat es, daß derselbe Fall bey ganzen zusammengesetzten Sternsystemen, oder überhaupt bey jedem Stern am Himmel Statt findet. 2) *Doppelterne*, oder Systeme von zweyfachen Sternen - Weiten. Die meisten Doppelterne müssen, nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit, nicht nur scheinbar für uns, sondern in der That einander nahe stehen. Daß sie wirklich genauer unter sich verbunden sind, wechselseitig gegeneinander gravitiren, und der eine um den andern oft in sehr langen Perioden umläuft, folgt unlegbar aus einer Verrückung der gegenseitigen Stellung und Distanz, die man schon bey mehrern derselben beobachtet hat. Aehnlicher Art sind 3) *Systeme von drey-, vier-, fünf- und vielfachen Sternen*. Auch diese erklären sich dadurch, daß nach der Theorie mehrere Sterne ohne Centralkörper, doch in beständigem Verbande bleiben, und um einen leeren Mittelpunkt

A (6)

punkt

punkt, ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt, sich bewegen können. 4) *Milchstrasse*. Dieser große Sternverein (das System aller Systeme, wie es der Herausg. nennt) hat nicht überall ein gleichförmiges Aussehen; er besteht aus ungeheuren Sammlungen kleiner, verschwendend über ihn ausgestreuter Sterne, und zeigt ein deutliches Bestreben von Zusammenhäufung der Sterne nach einzelnen abgesonderten Theilen. So findet sich im Schwan ein Raum in der Breite von fünf Graden, der mehr als 331,000 Sterne umfaßt, welche sich nach zwey verschiedenen Richtungen sondern, so daß auf jeden Haufen über 165,000 Sterne kommen. (Weiteres über die Milchstrasse enthält die 8te und 9te Abhandl.) 5) *Sterngruppen*. Sammlungen von enge, fast gleichförmig zusammengedrängten Sternen, unter den verschiedensten Formen und Umrissen, ohne besondere Verdichtung oder Spur einer Centralkraft in der Mitte, doch hinreichend isolirt, um ein eigenes System zu bilden. Nach H. ist die Erklärung dieser Gruppen eine der schwierigsten Aufgaben. 6) *Sternhaufen oder Sternschwärme (Clusters of Stars)*. Prachtvolle Gegenstände, die in sehr großer Anzahl der Himmel darbietet; durch ihre schöne künstliche Anordnung von den bloßen Sterngruppen unterschieden, sind sie meistens rund und gegen die Mitte so zusammengedrängt, daß sie das Ansehn eines Kerns geben; das Ganze deutet augenscheinlich auf einen Centralkörper oder leeren Mittelpunkt. (Eigenthümliche, mit der oben erwähnten Hypothese zusammenhängende Ansichten über die Natur der Sternhaufen äußert der Herausg.; er unterscheidet nach der Folge der Zeitordnung die drey Sternbildungsstufen: Lichtnebel, Sternhaufen und Stern. Nach der Anmerkung S. 329 könnten solche Sternhaufen aus Millionen in unendlicher Kleinheit auseinander gelösten Sternen bestehen, die selbst millionenmal kleiner sind, als unsre Sonne. Wären auch die einzelnen Sterne eines Sternhaufens näher beysammen, als die isolirten Sonnen zunächst um uns her, so ist dieser Umstand für eine so neue Erklärungsart noch nicht entscheidend.) 7) *Nebel oder Nebelflecke* (unterschieden von Nebelsternen Nr. 10.). Die Nebelflecke hält H. immer noch für äußerst weit entfernte Sternvereine. Auch Sternhaufen, sich zu Haufen neigende Sterne, Sterngruppen können in großer Ferne uns als Nebel erscheinen. Nur die stärksten Teleskope zeigen solche Nebel; schlägt man die Anzahl Sterne eines solchen Nebels, der nur eben noch dämmernd im Fernrohr hervortritt, nur auf 50,000 an, so dringt das 40füßige Teleskop auf einen Raum von mehr als 300,000 Siriusweiten vor. (Hier hat H. die Kraft des bloßen Auges noch auf 7 Siriusweiten beschränkt; er erweitert sie bis auf 12 in der achten Abhandlung, und hiernach würde die Kraft des 40füßigen Teleskops so gesteigert, daß es bis auf 500,000 Siriusweiten vordringt.) Auch in die Vergangenheit der Zeit dringen so lichtstarke Instrumente: denn wenn das Licht des Sirius erst nach 6 Jahren $\frac{1}{2}$ Monaten zu uns gelangt, so müßte

es aus 300,000 Siriusweiten, wenn wir in dieser Ferne noch einen Nebel sehen, schon vor 2 Millionen Jahren (oder aus 500,000 Siriusweiten schon vor mehr als 3 Millionen Jahren) ausgegangen seyn; so lange Zeit müßte also in der vergangenen Zeit der Nebel, den wir eben jetzt sehen, schon existirt haben. 8) *Sterne mit Knäueln*, oder von klettenartigem Ansehn, und *Sternichte Nebel* sind vielleicht Sternhaufen, deren Lichtmasse in einem einigen Punkte concentrirt ist, und die in größerer Nähe regelmäßigere Formen zeigen würden. 9) *Milchichte Nebel* (mit milchweisem Lichte). Diese können von zweyerley Art seyn: entweder engverbundene Sternanhäufungen in großer Ferne, wie unsre Milchstrasse, oder reelle Nebel, die von uns nicht gar zu weit entfernt sind, wie der Orionsnebel; die letztere Art ist verwandt mit der folgenden Species. 10) *Eigentliche Nebelsterne* (wovon oben bey der 4ten Abhandlung). H. sagt ausdrücklich: es mögen Menschenalter erforderlich seyn, um über die Beschaffenheit dieser sonderbaren Nebelgestalten (der mit Nebel verbundenen Sterne) richtig zu urtheilen; so wenig schien H. geneigt, übereilte Hypothesen und Systeme aufzustellen. 11) *Planetarische Nebel*, oder Nebel mit einem gleichförmigen lebhaften Lichte, scharf abgeschnittenem Durchmesser und planetenartiger Scheibe. Sie scheinen zur Classe der eigentlichen Nebelsterne zu gehören (mehrere auch nach einer spätern Meinung *Herschels* zur Classe sehr entfernter Sternsysteme). 12) *Planetarische Nebel mit glänzendem Mittelpunkt*. H. fand nur wenige dieser Art; es sind vielleicht Nebelsterne in einem schon weit vorgerückten Zustande der Verdichtung; vorausgesetzt, daß eine solche stufenweise Verdichtung Sternbildend seyn kann. — *Vfte Abhandlung*: Astronomische Beobachtungen über den Bau des Himmels, geordnet zum Behuf einer kritischen Untersuchung des Himmels, um auf die Organisation der himmlischen Körper ein neues Licht zu werfen (1811). *Vfte Abhandlung*: Astronomische Beobachtungen über den sternichten Theil des Himmels und dessen Zusammenhang mit dem nebelichten, zum Behuf einer kritischen Untersuchung geordnet (1814). Diese zwey Abhandlungen bilden eine Art *Astrogonie*. H. sucht nun die in der fünften Abhandlung einregistrirten Gegenstände ihrem Wesen und ihrer Organisation nach näher zu erforschen. Die Reihe kommt zuerst an die so merkwürdigen *Lichtnebel*. H. giebt nicht nur ein ausführliches Verzeichniß solcher häufig ausgestreuten Nebel, sondern ordnet sie auch nach Classen, und zwar so, daß jede neue Classe die Nebelmaterie in einer etwas veränderten, der Ausbildung sich mehr und mehr annähernden Gestalt darstellt. So beschreibt er zuerst ausgedehnte weit verbreitete Nebel mit der äußersten vorherrschenden Zartheit, demnach in einem noch chaotischen, am wenigsten ausgebildeten Zustande. Er fand, so weit seine Beobachtungen reichten, 152 Quadratgrade des Himmels mit dieser Gattung von Nebelmaterie bedeckt, und vermuthet überhaupt über den Himmel eine

eine solche Menge nebelichten Stoffs verbreitet, die alle menschlichen Begriffe übersteigt. Dann folgen bey *H.* nahe mit einander verbundene Nebel, getrennte, milchichte, mit und ohne merkliche Verdichtung, Doppelnebel, nur bis 2 Minuten, andre weiter von einander abliegend, drey-, vier- und sechsfache, irregulär geformte, unregelmässige runde und runde, im Grade der Helligkeit verschiedene, kometische, andre mit einem Kern oder mit Kern und Mähne; runde, fast schon gleichförmig leuchtende, planetarische, sternige und sternähnliche Nebel. So führt uns der Vf. durch eine Menge Zwischenstufen von dem einen Extrem zum andern, von dem äusserst zarten chaotischen Nebelstoff durch allmähliche Grade der Verdichtung bis zu den planetarischen und sternähnlichen, und zuletzt bis zu solchen Nebeln, deren Aussehen es zweifelhaft läßt, ob sie Stern oder Nebel sind; oder, was im Grunde einerley ist, bis zu den durch Nebelverdichtung ausgebildeten Sternen. Bey diesem Prozesse der Sternbildung nimmt übrigens *H.* ohne, wie er selbst sagt, eine systematische Meinung begründen zu wollen, eine allgemeine Gravitation der Materie an, als Ursache der fortschreitenden Verdichtung und Anhäufung des Lichtstoffs; die Sterne sind ihm *feste Körper*, und die Hervorbringung des Lichts, das uns zugefandt wird, setzt gewisse *materielle Substanzen*, die an sich dunkel seyn mögen, voraus. Ein merkwürdiger Gedanke *H.'s* ist, daß vielleicht die Gährungen und Niederschläge innerhalb des nebelichten, in seiner Ausbildung begriffenen Stoffs den ersten Impuls zur *rotirenden Bewegung* der Sterne geben könnten. Aehnlichkeit der kometischen Nebel mit teleskopischen Kometen giebt ihm Anlaß, auch diese zum Theil für verdichtete Nebel zu halten. Im Orionsnebel hat *H.* innerhalb 87 Jahren merkliche Veränderungen gefunden; eben dieser Nebel (s. davon unten im Anhang zur 9ten Abhandlung) ist es auch, der das hellste und schwächste Licht in sich vereinigt, wahrscheinlich uns der nächste, ist er vielleicht nicht viel mehr als die Sterne zweyter und dritter GröÙe von uns entfernt. Da es Sterne giebt mit nebelichten Aesten, andere, zwischen denen ein Nebel sich ausdehnt, oder mit denen er sonst genau verbunden ist, so wird aus diesen, so wie aus den oben angeführten Nebelgestaltungen wahrscheinlich, daß an manchen Sternen sich noch immer mehr Nebellichtes ansetzt, und daß die Sterne selbst in einer Art *Wachsthum* begriffen sind. Besondere Aufmerksamkeit widmete *H.* immer den Sternhaufen; an einigen Orten gewahrte er deutliche Spuren einer Kraft, die solche Haufen zu bilden strebt, in sehr sternreichen Gegenden, zumal in der Milchstraße, vorzüglich sichtbar ist, und den Sternhaufen mehr oder weniger vollkommne Gestalt giebt. Dieselbe zusammendrängende Gewalt, die bey Verdichtung des Nebelstoffs zum einzelnen Sterne wirkt, scheint auch mehrere Sterne nach und nach zusammenzutreiben, und muß eine allmähliche Concentrirung und Isolirung der Sternhaufen zur Folge haben. Auch in

unserer Milchstraße preßt sich allmählich Alles näher zusammen; sie muß und wird sich endlich zertrennen, und so zertheilt aufhören, ein eignes Lager zerstreuter Sterne zu seyn; nach Maafsgabe dieser Trennung bietet sie einen Chronometer ihres Daseyns in der Vergangenheit und in der Zukunft dar, und den Beweis, daß sie einmal anfang und einmal aufhören wird, Milchstraße zu seyn. — *VIIIte Abhandlung:* Astronomische Beobachtungen und Versuche zur Erforschung der Anordnung der Himmelskörper im Raum und zur Bestimmung der Ausdehnung und Beschaffenheit der Milchstraße (1817). *IXte Abhandlung:* Astronomische Beobachtungen und Versuche, ausgewählt, um die relativen Entfernungen der Sternhaufen zu bestimmen, und um zu untersuchen, wie weit angenommen werden könne, daß unsre Teleskope, nach zweifelhaften Gegenständen gerichtet, noch in den Raum dringen (1818). Diese beiden Abhandlungen, die dem Inhalte nach zusammengehören, sind die letzten von *H.* öffentlich bekanntgemachten, und verdienen um so grössere Aufmerksamkeit. Gewöhnlich bestimmte man sonst die beyläufige Entfernung der Sterne nach ihrer Scheingröße, und setzte die Sterne zweyter GröÙe zweymal, die der dritten dreymal so weit von uns entfernt, als die Sterne erster GröÙe, eine Methode der Distanzenbestimmung, die schon wegen unsicherer Schätzung der GröÙe kleinerer Sterne viel Willkürliches hat. Die *Menge der Sterne* im Raum läßt *H.* nach dem Cubus ihrer Entfernungen zunehmen (früher hatte er noch das weniger sichere Princip eines gleichen Abstands der Sterne von einander angenommen, um das Gesetz ihrer Austheilung im Raum zu bestimmen). Um die *Entfernung der Sterne* von uns mit etwas mehr Zuverlässigkeit, als durch die oft schwer anzugebende scheinbare GröÙe zu finden, schlägt *H.* eine neue Methode vor, Distanzordnungen der Sterne durch ihre Lichtgleichstellung zu bestimmen. Bey der *Lichtgleichstellung* wählt er zwey in ihrer Wirkung ganz gleiche Teleskope aus, betrachtet durch das eine, indem er die Oeffnung mehr oder weniger verdeckt oder beschränkt, einen gewissen Stern, und dann sogleich durch ein zweytes Teleskop mit völliger unbeschränkter Oeffnung einen andern aus mehreren ausgesuchten Stern, der mit dem ersten (dessen Licht künstlich geschwächt ward) in vollkommen gleicher Lichtstärke erscheint. Wäre nun das Licht des ersten an sich hellern Sterns durch die Beschränkung der Oeffnung nur auf den vierten Theil seiner natürlichen Stärke herabgebracht worden, so würde man den zweyten Stern nur halb so weit von uns entfernt, als den ersten annehmen müssen, weil bekanntlich die Stärke des Lichts sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhält, und demnach Sterne, die $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ mal weniger helle sind, als ein anderer, 2, 3, 4 mal weiter von uns, als dieser andere, entfernt seyn müssen. Nach dieser Methode bestimmte *H.* sowohl den Umfang des natürlichen Sehens, als den Bereich des künstlichen. Arctur's Licht z. B. durch die beschränkte Oeffnung auf

wurde oben bey der 5ten Abhandlung Nr. 7. erwähnt. — Auch gegen die Herschel'sche Methode, die Entfernung der Sterne zu bestimmen, läßt sich einwenden, theils, daß dabey vorausgesetzt wird, die leichtschwächsten Sterne seyen auch die entferntesten, was zwar im Durchschnitt, aber doch nicht ganz allgemein wahr seyn mag; theils, daß das Licht der Sterne nicht so ganz unveränderlich ist. Die Vergleichung neuerer Beobachtungen mit ältern lehrt, daß in der That einige Sterne ihr Licht verändert haben, einige heller, andre dunkler geworden sind; da jedoch diese Aenderung Perioden von Jahrhunderten und Jahrtausenden durchlaufen mag, bis sie sehr merklich wird; so dürfte sie auf die berechnete bloß relative Entfernung der Sterne keinen so großen Einfluss haben. Uebrigens ist es sehr begreiflich, daß Berechnungen der Sterndistanzen nur für ungefähre Bestimmungen gelten können, da sie, ihrer Natur nach, zwar nicht auf leeren Ideen und willkürlichen Muthmaßungen, aber doch bloß auf einer durch wirkliche Beobachtungen mehr oder weniger hinreichend unterstützten Schätzung beruhen. *In magnis voluisse, sat est. H.* hat bey kräftigem Willen auch wirklich geleistet, was er konnte. Und möchte Er überhaupt nicht lange mehr der einzige Referent über einen so bedeutungsvollen Theil der physikalischen Himmelskunde bleiben! Möchten doch eifrige Liebhaber der Sternwissenschaft, denen Frauenhofer'sche, bereits zu so großer Vollkommenheit gebrachte Instrumente zu Gebote stehen, sich zu wiederholten und neuen Durchmusterungen des Fixsternhimmels vereinigen, die sich gewiß nicht nur durch Bestätigung und Berichtigung des schon Entdeckten, sondern auch durch manche fruchtbare Nachlese belohnen würden! Von großer Wichtigkeit müßte es seyn, auch nur die seit *Herschel's* Zeiten am Himmel vorgefallenen Veränderungen wahrzunehmen. An die Abhandlungen *H's.* schließt sich ein Anhang verwandten Inhalts vom Herausg. an: *über den Nebel im Orion*, dies in seiner Art einzige Phänomen im Bau des Himmels, das der ihm hier gewidmeten Monographie wohl werth war. Das Sternbild des Orion gewinnt an Bedeutsamkeit schon dadurch, daß *H.* dasselbe wegen der Mischung der Sterne aller Größen und der sehr vielen hellen Sterne, die es, auch durch Telekope betrachtet, enthält, für eine der Regionen des Himmels erklärt, die uns *am nächsten* sind (8te Abh. S. 334). Die merkwürdigste Stelle im Orion aber ist ohne Zweifel der durch eine sehr beträchtliche Strecke des Sternbildes sich fortziehende große Nebel, besonders im Schwerte des Orion. Nicht weniger auffallend, wie das sonderbare Licht, ist auch die damit contrastirende Finsterniß; die Dunkelheit ist größer, als in andern sternleeren Gegenden des Himmels; eine schwarze verdunkelnde Wolke scheint sich auf einem Theile dieses Flecks, auf welchem überhaupt hellerer Nebel mit mattr glänzendem wechselt, gelagert zu haben. Besondere Aufmerksamkeit verdienen auch die Veränderungen, welche der Ne-

bel seit *Huyghens* Zeiten, der ihn 1656 zuerst beobachtete, nach *Le Gentil*, *Messier*, *Herschel*, *Schröter* und andern Astronomen theils in Ansehung seines Lichts, theils an Form und Gestalt erlitten hat. Eine besondere Steindrucktafel liefert die verschiednen Zeichnungen, welche verschiedne Beobachter seit *Huyghens* (und mit vorzüglicher Sorgfalt *Messier*) von dieser räthselhaften Stelle des Himmels entworfen haben. — Am Ende dieses *ersten* Bandes folgen noch drey zu den Abhandlungen *Herschel's* gehörige *Beylagen*. Die erste derselben enthält, als Zugabe zur zweyten Abhandlung, die vollständige Reihe der von *H.* unternommenen Sternaichungen; die Anzahl dieser frühern Sternabzählungen an ungefähr 700 einzelnen Stellen des Himmels hat *H.* nachher noch mit 400 neuen vermehrt, die aber noch nicht öffentlich bekannt gemacht sind. In der zweyten *Beylage* sind die drey von *H.* 1786, 1789 und 1802 der Königlichen Societät der Wissenschaften in London vorgelegten Verzeichnisse der von ihm entdeckten Nebel und Sternhaufen zusammengefaßt. Der Herausg. sagt S. 409: er habe, ohne die Oerter der Nebel und Sternhaufen selbst zu bestimmen, absichtlich die Zeichensprache des Englischen Originals (das bloß die Stellungen gegen einen benachbarten Stern in gerader Aufsteigung und Abweichung angiebt) beibehalten, aber, zur Erleichterung einer Reduction, am Ende die *Oerter der verglichenen Sterne* beygefügt. Diese versprochenen Sternpositionen sind aber nirgends zu finden; vielleicht folgen sie im *zweyten* Bande nach. Allerdings wäre es noch besser gewesen, wenn der Herausg. die schon reducirten Oerter jener merkwürdigen Punkte des Himmels selbst hätte geben wollen, was wenig Mühe erfordert haben würde, da *Bode* bereits in den Astronomischen Jahrbüchern 1791, 1794 und 1807 die drey Verzeichnisse, nach gerader Aufsteigung und Abweichung reducirt, vollständig geliefert hat. Die *Bode'schen* Reductionen dürften daher nur auf einen gemeinschaftlichen Zeitpunkt, etwa auf die Epoche 1800 zurückgeführt und zur Bequemlichkeit des Auffuchens, wie in gewöhnlichen Sternatalogen, nach der Folge der geraden Aufsteigungen geordnet werden. Auch in seinen großen Himmelsatlas und Sternverzeichniß hat *Bode* einen großen Theil der merkwürdigsten Nebel und Sternhaufen aufgenommen, was einen lehrreichen Ueberblick gewährt; noch belehrender müßten eigene für diesen Zweck (ebenso wie für die Sternaichungen) bestimmte Himmelskarten seyn, die alles bisher Entdeckte vollständig enthielten. In der dritten *Beylage* ist aus der *Connoissance des tems* für 1784 das Verzeichniß der von französischen Astronomen beobachteten Sternhaufen und Nebelflecke abgedruckt, auf das sich *H.* häufig in seinen Abhandlungen bezieht. Noch theilt der Herausg. zum Schlusse *H's.* Grabchrift, von seinem würdigen, auch schon als Mathematiker und Astronom rühmlich bekannten Sohne in Römischer Sprache abgefaßt, nebst einer deutschen Uebersetzung mit. Die Grabchrift findet sich auf einem in der Kirche zu Upton (nahe bey Slough

und Windfor) für *William Herschel* errichteten Denkmal," „Das Denkmal, das *Herschel* sich in seinen Schriften gesetzt hat, sey in Ehren, wie sein Name!" Eine eigne Erwähnung verdienen die 10 zu den Abhandlungen gehörigen Kupfertafeln; es sind eigentlich lithographirte schöne Zeichnungen, genau nach dem englischen Original copirt, und mit einem dem Inhalt jeder Tafel erläuternden Text begleitet, meist Nachbildungen der äußerst mannichfaltigen, von *Herschel* beobachteten Sterngehaltungen, und ein höchst anziehender Anblick selbst für ein Auge, das nie hoffen darf, zur Selbstanschauung solcher überirdischen Seltenheiten mit einem Frauenhofer'schen Refractor oder *Herschel'schen* Reflector sich waffnen zu können.

TECHNOLOGIE.

AUGSBURG u. LEIPZIG, in d. von Jenisch u. Stäge. Buchh.: *Die Landbaukunst in allen ihren Haupttheilen, oder Unterricht in der Materialienkunde und Anleitung zur Entwerfung der Pläne vorzüglicher öffentlicher und Privat-Gebäude, dann zur Construction der Bauwerke*, von dem königl. Kreis-Bauinspector *Voit* in Augsburg. Zweyter Theil, in besonderer Rücksicht auf Gebäude zur höhern Bildung der Jugend, und für gelehrte Anstalten und Kunst. Mit 10 Kupfertafeln. XVI u. 464 S. gr. 8. (2 Rthlr. 18 gGr.)

Sein Urtheil über den ersten Theil dieses Buchs hat Rec. bereits in Nr. 162. der A. L. Z. von diesem Jahre ausgesprochen, und wird daher, in Bezug auf den ihm jetzt vorliegenden zweyten Theil, nur fortfahren, einige der ihm darin als vorzugsweise tadelhaft aufgefallenen Stellen anzuführen und hier und da mit einigen Bemerkungen zu begleiten. — S. 8. „Das Eisen wird gebraucht — a) als Anker, als Trageisen, als Reif u. s. w.; b) als Stütze, horizontal gestellt; c) als Träger in horizontaler Lage; d) als Krummzapfen, als Schraubengewinde oder Schraubenmutter u. s. w. Bey b mag wohl bloß ein Druckfehler Statt finden! S. 24. 25. Der Taglohn der Arbeitsleute, der Maurer, Zimmerleute, Tagelöhner u. s. w. muß höhern Orts bestimmt und festgesetzt werden. Hierin finden sich noch hier und dort Unordnungen, und dadurch wird die Verfassung der Kostenanschläge erschwert." Das ist freylich fürchterlich für den Baubeamten, und darum sollte schon die obere Polizeybehörde ein Eingehen haben! S. 76. 77. — „Denn bey dem Hochbau hat der Architekt oft eben so schwierige Grundbauten zu behandeln, wie der Hydrotekt, und diese muß dann der Architekt ohne Beyhülfe des Letztern ausführen." Rec. möchte wohl den Vf. fragen, was er unter einem Architekten verstehe? S. 86. „Doppelte Schaufelwerke unterscheiden sich von den einfachen darin, daß die erstern breite Schaufeln haben und von doppelten abgegliederten eisernen Stäben zusammengehalten werden." Das scheint neu zu seyn. S. 189.

Im Durchgangs zwischen c. und f (Taf. I. A) fehlt es an Licht. S. 191. Der Vorplatz u vor dem Abtritte (Taf. I. A) ist finster, und der Gang aa (Taf. I. A) fast ohne Licht. S. 193. Der Gang mit Treppe aus gg (Taf. I. A) ist fast ganz finster. S. 194. Der Vorplatz an beiden Enden des Corridors ii und die Küche ll (Taf. I. A) sind fast ganz ohne Licht. S. 195. Der Abtritt zwischen ll und mm ist nur durch eine dünne Wand von der Stube ll getrennt, und der Zugang zu dem erstern fast ganz finster. So geht es in den obern Etagen fort; und man möchte am Ende auf die Vermuthung geführt werden, daß der Vf. die Beleuchtung seiner Pläne (wie er immer schreibt) für ziemlich überflüssig halte. Hätte er darin Recht, so wäre es weit leichter, gute Entwürfe zu Gebäuden und gute Bücher über Baukunst zu liefern, als es wirklich ist.

Die zu S. 204. gehörigen, auf Taf. III. befindlichen Zeichnungen von Fenstern kann Rec. nicht für geschmackvoll erklären. S. 214—216. Wenn Rec. ein Reithaus anlegen wollte, so würde er des Vfs. Entwurf nicht anwenden. S. 247. Schon wieder ein fast ganz dunkler Corridor! Dieser liegt jedoch nur im Souterrain. S. 250. Die Treppenträume gg, hh (Taf. V. B) möchten wohl auch ziemlich dunkel seyn. S. 278. „Die Façade dieses Bauwerks ist von edler Einfachheit und ohne Pracht; derselbe Charakter wurde auch im Innern zu erreichen gesucht." Ist das Eigenlob, oder nicht? Und doch kommen noch mehrere ähnliche Stellen vor! S. 316. Von der Dicke oder Stärke der Bögen." (Erdbogen.) „Es wurde bereits erinnert, daß die Dicke der Bogen bey Backsteingemäuer am Schlussstein einen Fuß, bey Brocken-gemäuer aber 1½ Fuß betragen soll. Dieß gilt von Bogen mit einer Weite von 12—14 Fuß. Muß aber einem Bogen 18—20 Fuß Weite gegeben werden, und ist er dabey verdrückt, — so soll die Dicke desselben im Schlussstein 1½ Stein, und bey Brocken-gemäuer 26—28 Zoll betragen." — Auf die Höhe des auf den Erdbogen zu setzenden Mauerwerks scheint es dem Vf. nicht anzukommen. S. 321. „Ein Pfahlrost wird dann angebracht, wenn der Boden, worauf gegründet werden soll, durchaus keiner Compression fähig ist und bloß aus Schlamm und Wasser auf einer bedeutenden Tiefe besteht." Was der Vf. hat sagen wollen, läßt sich zwar leicht errathen, aber als ein Beyspiel von Klarheit im Ausdruck dürfte die angeführte Stelle schwerlich zu wählen seyn. S. 325. nennt der Vf. Mittelmauer das, was andre Schriftsteller Quermauer nennen. S. 326. „Es ist nicht immer nützlich, alle Pfähle gleich tief in den Boden zu treiben, vorzüglich bey einem so feinhaltigen Grunde." — Anstatt „nützlich" hat der Vf. wohl schreiben wollen: möglich. S. 332. „Nachdem das Mauerwerk mit der Höhe des Schlusssteins (eines Erdbogens) ausgeglichen war, legte ich einen zweyten Bogen von der nämlichen Höhe und Dicke an, und somit erhielt das Ganze Festigkeit." Gehehen denn noch Zeichen und Wunder? Die S. 333. angegebenen Arten Pfähle zu pflöpfen sind über

über alle Maafsen schlecht. S. 365—376. Den möchte Rec. wohl kennen lernen, der hieraus lernte, wie schiefe Brücken gewölbt werden können. S. 423, „Im Innern vertreibt man die Sohornsteine mit Kalkmörtel und putzt solche glatt ab, damit sich nicht so viel Rufs anhängen kann.“ Rec. hat bisher immer, mit vielen Andern übereinstimmend, geglaubt, dafs von der Anwendung des Kalkmörtels auf eine solche Weise nie die Rede seyn dürfe. S. 438. 440. 445. 447. 448. 463 u. f. w. Der Vf. schreibt immer der „Bodeum“, der Gallerie. — Die Hängewerke, welche der Vf. Taf. II. B. und Taf. IV. D. angegeben hat, werden Jedem, der das Parallelogramm der Kräfte kennt, einen kleinen Schreck verursachen.

Wer Wiederholungen und Declamationen liebt, findet übrigens keine Rechnung in diesem Werke.

MATHEMATIK.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Leitfaden für einen heuristischen Schulunterricht über die allgemeine Gröfsenlehre und die gemeine Algebra, die Elementargeometrie, ebene Trigonometrie und die Apollonischen Kegelschnitte*, von Joh. Andr. Matthias, Confistorial- und Schul-Rath, Rect. des Domgymn. zu Magdeburg. *Vierte*, neu bearbeitete und vermehrte Ausgabe. Mit 7 lithogr. Tafeln. 1827. 298 S. gr. 8.

Die erste Ausgabe dieses trefflichen Leitfadens, über dessen Werth wir uns in dieser A. L. Z. mehrmals ausgesprochen haben (A. L. Z. 1816. Nr. 94. 1821. Erg. Bl. Nr. 43.), erschien im J. 1813; die zweite hatte bereits verschiedene Verbesserungen und Zusätze erhalten, dagegen ward die dritte ganz wie die zweite abgedruckt; diese vierte aber ist ungemein verändert und erweitert, und konnte daher von dem Vf. mit Recht eine neu bearbeitete genannt werden. Vergleicht man sie auch nur der Seitenzahl nach mit jener ersten Ausgabe, welche sie um 138 S. übertrifft, so überzeugt man sich schon im Allgemeinen von der bedeutenden Vermehrung dieser neuen Ausgabe. Blickt man aber in den Inhalt des Buchs selbst, so findet man nicht nur überall zweckmäßige Abänderungen, deutlichere und umständlichere Bestimmungen und mehrere neue Zusätze, sondern man trifft auch in mehrern Abschnitten auf eine ganz neue Anordnung der Materien, und bey den Apollonischen Kegelschnitten auf die doppelte Darstellung derselben, sowohl nach synthetischer, als auch nach analytischer Methode. Dadurch hat der Vf. theils die Zusammenstellung und Vollendung alles desjenigen bewirkt, was zu einem Gegenstande im Ganzen gehört, und was nach dem frühern Plane der vor-

hergehenden Ausgaben von einander getrennt war theils auch sowohl Lehrern, welche nach diese Leitfaden unterrichten, als auch Jünglingen, die schon die nöthige Vorbildung haben, die Mathematik zur Sache eines wahren Selbststudiums gemacht. Dazu kommt, dafs auch die zur Erläuterung des Textes beygefügt Figuren um mehr als um das Doppelte vermehrt sind: denn die erste Ausgabe hatte nur auf 2 Tafeln 44 Figuren, die gegenwärtige hat 7 Tafeln voll Figuren. Schon die erste Abtheilung von den Elementen der allgemeinen Gröfsenlehre hat im Ganzen die Veränderung erhalten, dafs der frühere 4te Abschnitt getheilt, und das darin über die arithmetische und geometrische Reihe Gegebene jedoch fast gänzlich umgearbeitet, in einem eignen sechsten Abschnitte §. 245—278 vereinigt, und in einem siebenten Abschn. die allgemeine Algebra, welche früher eine eigne Abtheilung bildete, sogleich hier mit zweckmäfsig abgehandelt worden ist. — Eben so hat die 2te Abtheilung noch zwey besondere Abschnitte erhalten: nämlich den 7ten, von der Berechnung ebener Figuren, und den 8ten, von der Anwendung der Algebra auf geometrische Gegenstände. Jener 7te Abschnitt war in der ältern Ausgabe der erste Abschnitt des 3ten Theils der Geometrie, so wie der 8te den 6ten Abschnitt der gem. Algebra machte. Angemessener ist nun Beides der Planimetrie beygegeben. — Eben so ist aus dem erwähnten 3ten Theil der Geometrie der 2te Abschnitt, von der Berechnung der Körper und ihrer Oberfläche, hier der 4te Abschnitt der Stereometrie geworden. — Weniger verändert ist der Anordnung nach in der 3ten Abtheilung von der ebenen Trigonometrie, dello mehr Verbesserungen und Erweiterungen aber hat die Abhandlung dieses Gegenstandes selbst erhalten, so dafs dieselbe gegen die frühere Ausgabe einen fast noch einmal so grofsen Umfang hat. — Hierdurch aber und durch die grofse Klarheit in der ganzen Darstellung hat der Vf. studirenden Jünglingen, die schon gehörig für diese Wissenschaft vorgebildet sind, auch selbst in diesem Leitfaden, der eigentlich für Lehrer, um darnach zu unterrichten, bestimmt ist, einen Führer in die Hände gegeben, dessen sie sich bey dem Privatstudium der Mathematik mit grossem Nutzen bedienen können, und dessen Gebrauch sie vor dem blofs mechanischen Studium der Mathematik unfehlbar bewahren wird, wobey dieselbe fast mehr zu einer Sache des Gedächtnisses und allenfalls der Einbildungskraft, als des Verstandes gemacht wird. Dafür können ihm diese Jünglinge, die diese Wissenschaft recht gründlich studiren und ganz in sich aufnehmen wollen, so wie die Lehrer, denen es um ein gründliches, den Geist weckendes und belebendes Unterrichten in derselben zu thun ist, nicht genug danken.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

October 1827.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

BRAUNSCHWEIG, b. Lucius: *Untersuchungen aus dem Gebiete der lateinischen Sprachlehre*, von G. T. A. Krüger, Conrector an der Herzogl. grossen Schule zu Wolfenbüttel. Erstes Heft. 1820. 82 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Ueber den Accusativus cum Infinitivo nach Fragewörtern, dem Pronomen relativum, so wie nach Conjunctionen in der oratio obliqua und den Unterschied dieser Construction vom Conjunctiv.

Zweytes Heft. 1821. XXVI u. 588 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Von der Folge der Zeiten in der oratio obliqua; nebst Bemerkungen über denselben Gegenstand in der oratio recta; und über den Gebrauch der Praeterita des Indicativs anstatt der conditionalen Zeitformen. (Beide Hefte 1 Rthlr. 21 gr.)

Der Inhalt dieser beiden sehr verdienstlichen Schriften ist kurz dieser: im ersten Hefte wird, nachdem der Gegenstand der Untersuchung (S. 7—10) also festgestellt ist: „die Frage, auf deren Beantwortung es hier ankommt, ist also die: Wie, ungeachtet der gedachten Wörter [der Fragewörter, des pron. relat. und verschiedener Conjunctionen] — die durch dieselben eingeführten Sätze dennoch in so fern unabhängig für sich bestehen können: — oder: wie die mit Fragewörtern anfangenden zu dem die ganze orat. obl. regierenden Hauptverbo, die mit dem pron. relat. und mit Conjunctionen anfangenden zu andern Sätzen der or. obl. selbst in einem solchen Verhältnisse stehen können, das in denselben nicht ein tempus finitum (Conjunctivi) nothwendig wird, sondern der Acc. c. Infinitivo — zulässig bleibt.“ — Nachdem also auf die Art der Gegenstand der Untersuchung festgestellt ist, wird (S. 10—37) von dem Acc. c. Inf. nach Fragepartikeln und dem pronom. interrogat. gehandelt; S. 38—70 von derselben Construction nach dem pron. relat. und nach Conjunctionen; S. 70—77 von dem Acc. c. Inf. nach nisi forte; S. 77—80 von der Construction nach ut (sicut) — ita, (sic); S. 80 bis zu Ende wird das Ergebnis der Untersuchung kurz wiederholt. Durchaus wird auf

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

den Unterschied des Acc. c. Inf. vom Conjunct. Rücksicht genommen.

Das zweyte Heft zerfällt in zwey Abhandlungen; in der ersten geht der Vf. von der Beobachtung aus, das nicht, wie man glauben sollte, für die consecutio temporum in der or. obl. dieselben Regeln gelten, als in der or. rect.; um aber die Abweichungen desto genauer bestimmen zu können, giebt er eine Theorie der lateinischen temporum überhaupt, und nun er giebt sich, das in der or. obl. 1) die tempora rei praesentis für die tempora rei praeteritae gesetzt werden, und zwar so, das a) die tempora der durch die Vertauschung eintretenden Zeitsphäre pünktlich denjenigen temporibus entsprechen, welche in der andern stehen würden, also namentlich, das gesagt wird:

Temp. praes.

agat
egerit
acturus sit

anstatt

der Temp. praet.

ageret
egisset
acturus esset

b) Das das tempus in der durch Vertauschung eintretenden Zeitsphäre nicht dem entspricht, welches in der andern stehen würde, der Gestalt, das man für ageret, egerit sagt. 2) Das innerhalb einer und derselben Zeitsphäre ein tempus derselben an die Stelle des andern tritt, dergestalt, das man für egisset, ageret sagt. (S. 3—49.) Darauf nun wird besonders (S. 49—152) von der ersten Vertauschung gehandelt; (S. 152—212) von der zweyten, (S. 212—295) von der dritten; in allen drey Abschnitten wird gebührende Rücksicht auf die or. rect. genommen. (S. 295 bis 305) folgen Zusätze zu der gegebenen Theorie der temporum und ein Anhang, worin die von Wagner in seiner Commentatio de temp. verbi imprimis Latini. Marb. 1816. aufgestellte Theorie der temporum beurtheilt wird, S. 306—330, beschliesst die erste Abhandlung. Die zweyte zerfällt nach einer kurzen Einleitung (S. 333—335) in drey Abschnitte: in dem ersten (S. 335—352) ist die Rede von dem Gebrauch der Praeterita des Indicativs anstatt der conditionalen Zeitformen ohne Verbindung mit einem Bindungsvordersatze; im zweyten (S. 352—388) von dielen Indicativen in Verbindung mit einem Bedingungs-vordersatze; in dem dritten (S. 388—388) wird der Gebrauch eines nicht-conditionalen Infin. Praet. anstatt des conditionalen in der or. obl., so wie der Gebrauch des blossen Partisip. Fut. Act. in der Bedeutung eines Praeterit. condition. erörtert.

C (6)

Man

Man sieht nun wohl, was freylich auch die Titel schon lehren, daß sich bey weitem der grössere Theil dieser Schriften, durch welche die Wissenschaft nicht wenig gewonnen hat, auf die sogenannte *oratio obliqua* bezieht. Demnach wäre freylich zu erwarten gewesen, daß eine strenge Entwicklung dieser Art der Rede dem Ganzen voranginge. Diefes ist aber nicht geschehen; vielmehr scheint der Vf. erst bey oder nach der Ausarbeitung des zweyten Hefts darüber zu mehr klaren Ansichten gekommen zu seyn, und diese legt er in der Vorrede zum zweyten Hefte (S. VIII — XIV) also dar: „So wie — die Sätze einer jeden Rede sich unterscheiden in unabhängige und abhängige, so ist die Rede überhaupt, wenn wir auf die Art sehen, wie sie ausgesprochen erscheint, von-zweifacher Art, oder es giebt eine *doppelte Redeweise*, (*modi eloquendi*); dasjenige, was gesprochen wird, wird entweder ausgesprochen als geradezu aus der Seele und dem Munde des Redenden kommend, oder nicht geradezu, sondern erst in Beziehung auf Jemandes Denken, (entweder des Redenden selbst, oder eines Andern,)“ [die Interpunction möchte sich hier wie vorher schwerlich rechtfertigen lassen; übrigens wird durch diese Bemerkung der freylich auch unrichtigen Ansicht, als ob in der *oratio obl.* immer nur eines Andern als des Redenden Gedanken oder Empfindungen ausgesprochen würden, welcher der Vf. besonders im ersten Hefte, z. B. S. 23. 64. 65 folgt, widersprochen.] „und daher abhängig von irgend einem vorausgeschickten Satze, welcher indessen auch weggelassen und ergänzt werden kann. Jenes ist die *unbezügliche*, dieses die *bezügliche Redeweise* (*oratio recta* oder *directa*, und *oratio indirecta* oder *obliqua*). In letzterer erscheinen daher auch diejenigen Sätze, welche in der unabhängigen Rede unbezüglich dargestellt seyn würden und welche die Hauptsätze bilden, von denen wieder andre abhängen oder regiert werden, alle als bezüglich ausgedrückt. Allein wenn gleich jene Hauptsätze der *oratio obl.* in gewisser Hinsicht selbst als regiert und abhängig erscheinen, so lassen sich doch in der bezüglichen sowohl, als unbezüglichen Rede die einzelnen Sätze, aus denen sie besteht, wieder in regierte und in regierende theilen.“

„Da demnach die abhängige Rede im Ganzen nur aus lauter einzelnen abhängigen Sätzen besteht, so läßt sich im Voraus erwarten, daß die Regeln, welche für die Abhängigkeit der Sätze in *oratio recta* gelten, auch auf jene anwendbar seyn müssen; und es wird daher in vielen Fällen keiner besondern Regeln für den Ausdruck der *oratio obliqua* bedürfen, sobald man nur die Ausdrucksformen, welche jede von beiden für die verschiednen in derselben möglichen Arten von Sätzen sich aneignet, zu unterscheiden weifs.“

In einer Sprache aber, welche von der *orat. rect.* die *obl.* genauer scheide, verdiene die letztere um so mehr einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden, „weil der Natur der Sache nach die Unterscheidung der genannten beiden Redeweisen über-

haupt der Unterscheidung zwischen den einzelnen Sätzen, als unabhängigen und abhängigen, noch vorhergehen muß.“ [Das möchte sich schwer beweisen lassen.]

Worauf man nun bey einer systematischen Behandlung der *oratio obl.* besonders das Augenmerk zu richten habe, das glaubt der Vf. mit Rücksicht auf die lateinische Sprache auf folgende Weise am besten andeuten zu können: Für die drey in beiden Redeweisen vorkommenden Sätze, *fragende*, *aus-sagende* und *heischende*, habe die unbezügliche Redeweise den *Indicativ* und *Imperativ*; die bezügliche Redeweise aber eigne sich für alle drey Arten von Sätzen zunächst den *Conjunctiv* zu, „welcher nicht bloß in Frage- und Heischesätzen, sondern auch in Ausagesätzen gebraucht wird; für letztere aber nur erst in abhängigen oder untergeordneten Nebensätzen der bezüglichen Redeweise. Dahingegen nimmt sie für die Hauptsätze, welche eine bloße Aussage enthalten, noch die ganzen Sätzen die Form eines einzelnen Substantivbegriffs verleihende Wortfügung des *Accus. c. Inf.* hinzu.“ Demnach ergeben sich für die Untersuchung über die *orat. obl.* zwey Hauptpunkte: 1) es ist zu zeigen, in welchen Fällen der *Accus. c. Inf.*, in welchen das *Tempus finit. (Conj.)* zu gebrauchen sey. „Auch wird nachzuweisen seyn, in wiefern auch der *Indicativ* in Sätzen der *orat. obl.* Platz finden könne.“ 2) Bleibt zu erörtern übrig, „in was für einem *Tempus* das *Tempus finitum* zu setzen sey.“

So ist zugleich der Plan des ganzen Werks angegeben, in so weit wenigstens, als sich diefs auf die *or. obl.* bezieht. Mit den Ansichten aber über diese Redeweise ist noch zusammenzufüllen Heft 2. S. 131 Not. „Die Sprache drückt das wirklich Existirende (die Erscheinung) durch dieselbe Form aus, wie das, was wir als wirklich (als Erscheinung) uns bloß vorstellen; so wie sie umgekehrt die Erscheinung als bloße Vorstellung ausdrücken kann, worauf sich der Unterschied der beiden Redeweisen, der directen und indirecten, gründet.“ Ueber diesen Grund der beiden Redeweisen möchte sich noch bedeutend streiten lassen. — Ferner S. 241 Not.: „Es muß unterschieden werden zwischen *abhängigen Sätzen* einer unabhängigen Rede und zwischen der *abhängigen Rede (oratio obliqua)* überhaupt.“

Indessen gerade das gegenseitige Verhältniß der abhängigen Sätze unbezüglicher Rede und der bezüglichen Rede überhaupt zu einander hat Kr. offenbar nicht scharf genug aufgefaßt, sonst hätte er finden müssen, daß, während die gesammte *orat. obl.* von den abhängigen Sätzen der *or. rect.* wesentlich gar nicht verschieden ist (in mehrern aus der Vorr. angezogenen Stellen, so wie Heft 1. S. 67 Not, ist er auch nahe genug daran, diefs vollständig einzuräumen), sich nur noch in sofern ein Unterschied darbietet, als viele Sätze der *or. obl.* (und diese konnten genau bestimmt werden) *doppelt abhängig* sind. Eine genaue Untersuchung über die Natur des Infinitivs und der Moden, die überhaupt recht an der Stelle

gewesen seyn möchte, würde leicht eben dahin geführt haben. Zur weitem Erörterung dessen, was hier nur angedeutet ist, würde eine grössere Ausführlichkeit erfordert werden, als hier angebracht seyn möchte; darum wendet sich Rec. nun insbesondre zum Inhalt des ersten Hefts.

Zunächst untersucht Hr. Kr. die Construction der mit Fragewörtern beginnenden Sätze und stellt als Regel auf, daß der *Accus. c. Inf.* siehe, wo in der Form der Frage die Verwunderung ausgedrückt sey; der *Conjunctiv* aber, wo man wirklich frage und eine Antwort erwarte. Jener *Acc. c. Inf.* sey ganz dem Grundbegriffe dieser Construction angemessen. Der affectvoll Redende drücke, was ihm schon gewis sey, fragend aus. Da aber Sätze, die von Jemandes Denken abhängig als bloße Aussage ausgedrückt werden sollen, in den *Acc. c. Inf.* gesetzt würden, und in der That jede verwundernde Frage des im Affect Redenden in der *orat. obl.* auf solche Aussage hinauslaufe: so siehe mit Recht der *Acc. c. Inf.* und das Fragewort werde zugefügt, entweder um den Affect zu heben, oder anstatt einer Verneinung; so könne z. B. *quomodo* = seyn *nullo modo*, *quando* = *nunquam*. Wo aber eine wirkliche Frage vorkomme, müsse in der *or. obl.* das Fragewort mit dem *Conjunctiv* stehen, nicht bloß damit etwas als gedacht, sondern auch damit das Gedachte als ungewis dargestellt werde, [Hiergegen möchte sich Bedeutendes einwenden lassen.] In der *or. recta* finde zwischen der wirklichen Frage und zwischen dem fragenden Ausrufe kein Unterschied in Ansehung der Form des Ausdrucks Statt, so wenig im Lateinischen als im Deutschen. [Im Deutschen findet solcher Unterschied allerdings Statt, nämlich durch die Art der Betonung; auf eben solche Unterscheidung hält Rec. bey seinen Schülern auch im Lateinischen und Griechischen, und das möchte schwerlich unrichtig seyn.]

Rec. sieht den sogenannten *Acc. c. Inf.* in den in Rede stehenden Fällen ebenso an, würde aber dessen Gebrauch folgendergestalt erklären: Die hergehörigen Sätze bieten eine doppelte Ansicht dar, *da sie in dem Gewande der Frage wirkliche Behauptungen enthalten*; und so kam man dazu, die Form der Frage mit der Form der Behauptung zu verschmelzen, welche in *orat. recta* ganz unabhängig, in der vom Vf. behandelten *or. obl.* unmittelbar nur von dem diese Redeweise im Ganzen bedingenden Zeitworte oder Satze abhängig ist; von andern Behauptungen, oder, wenn man lieber will, Aussagen ist hier natürlich keine Rede. Die Annahme, daß „sobald nur *fragend eine Verwunderung* ausgedrückt werden soll“ (das Wort *nur* ist hier zweydeutig), jener *Acc. c. Inf.* siehe, hält Rec. durchaus für zu eng; eben so wenig genügt es, wenn solche Frage (S. 17) in der Note ein *fragender Ausruf* genannt wird; die Regel mußte vielmehr also heißen: jede Frage kann, sofern dadurch geradehin behauptet werden soll und die Form der Frage nur ein äußerliches Gewand ist, in den *Acc. c. Inf.* gesetzt werden. Man

sieht nicht, welchen Einfluß die Verwunderung oder ein ähnlicher Affect gerade auf den *Acc. c. Inf.* haben solle, und es fehlt nicht an Beyspielen, welche die gegebne Ausdehnung der Regel sehr zu erfordern scheinen, wie die vom Vf. selbst S. 16 angeführten. Sueton. Calig. 34. *Cur enim sibi non licere, dicens; quod Platonem licuisset, qui eum e civitate quam constituebat eiecisset?* Tacit. Ann. 13, 43. *Cur enim neminem alium delectum qui saevienti impudicae vocem praeberet?* ibid. 14, 1. *Cur enim differri nuptias suas? formam scilicet displicere et triumphales avos? An fecunditatem et verum animum?*

Was sich aber schon im Voraus denken läßt, daß es vom Belieben des Schriftstellers abhänge, ob er das von Jemand Gefagte hauptsächlich von der Seite auffassen will, daß dadurch behauptet werde, da er dann den *Acc. c. Inf.* setzt; oder von der Seite, daß gefragt werde, da er dann im *verbo finito* spricht; das ergibt auch die Vergleichung der Stellen. So ist mit den zuletzt aus Tacitus angezogenen Worten zusammenzufstellen: Liv. 6, 36, 11. *Auderentne postulare, ut, quum bina jugera agri plebi dividerentur, ipsis plus quinquaginta jugera habere liceret?* — *An placeret, foenore circumventam plebem potius, quam sorte creditum solvat, corpus in nervum ac supplicia dare?* mit Liv. 27, 34 ext. *Si bonum virum ducerent, quid ita pro malo ac noxio damnassent? si noxium comperissent, quid ita, male credito priore consulari, alterum crederent?* ist zu vergleichen Liv. 28, 24. *Si bellum in provincia esset, quid sese inter pacatos facere? si debellatum jam et confecta provincia esset, cur in Italiam non revelli?* und mit Liv. 4, 42, 5. *Ubi illi patricii spiritus, ubi submissus et fidens innocentiae animus esset?* vergleiche man Tacit. Ann. 2, 2. *Ubi illam gloriam trucidantium Crassum, exturban- tium Antonium, si mancipium Caesaris — Parthis imperitet?* Einem Manne wie der Vf. ist das natürlich nicht entgangen, nur scheint er es S. 19 fg. nicht hinlänglich hervorgehoben zu haben. Bey dieser Gelegenheit kann aber Rec. nicht umhin, eine Bemerkung des Hn. Kr. auszuzeichnen, der er selbst recht ernstlich folgt, die aber für alle grammatische Studien gar nicht genug eingeschränkt werden kann; S. 21 sagt er: „Als gleichbedeutend dürfen wir um jener wenigen Fälle willen beide Constructionen nicht ansehen, sondern es ist die Pflicht des grammatischen Erklärers, nachzuweisen, welche Vorfel- lingsart der einen wie der andern zum Grunde lag.“

S. 17, von wo bis S. 37 einzelne Stellen, geordnet nach den verschiednen darin vorkommenden Frage- wörtern, geprüft werden, ist Liv. 6, 37. *An jam memoria exisse cet.* unrichtig verstanden: denn der Vf. meint, der Redner setze voraus, man habe vergessen; er setzt aber vielmehr voraus, daß man wohl wisse. — S. 23 wird bemerkt, daß von einem nach vorbestimm- ter Art gebrauchten *Acc. c. Inf.* mit dem Fragewort *ne*, wie Liv. 6, 17. *Hocine patiendum fuisse*, wohl zu unterscheiden sey die ähnliche Construction, welche sich öfter in die *or. recta* einmische, wie Ter. Andr. 1, 5, 10. *Adeone hominem infelicem esse quemquam* ut

ut ego sum. Diese Construction wird nach dem Vorgehen Anderer durch Auslassung von etwa *nonne indignum, mirum est?* erklärt und darauf S. 24 u. 26 Folgendes bemerkt: „Das Fragewörtchen *ne* gehört also eigentlich zu einem zu supplirenden Satze mit dem *tempus finitum*, wozu der *Acc. c. Inf. Subjects-* oder *Objects-* Begriff seyn würde. Ganz verschieden aber ist diese Construction von dem — *ne* mit dem *Acc. c. Inf. in orat. obl.* Denn in diesem Falle kann nie eine Doppelfrage mit *an* im zweyten Gliede Statt finden, was im andern Falle (in der *or. obl.*) recht wohl denkbar ist; z. B. in der angeführten Stelle Liv. 6, 17. könnte der Redende fortfahren mit einem *an potius*. In der *orat. recta* sind es auch immer des Redenden eigne Gedanken, welche er selbst, nur unvollständig ausgedrückt, und in einer Form, die von etwas Ausgelassenem abhängig ist, ausspricht. Das Fragewörtchen *ne* hebt den Affect, und da es eigentlich zu dem zu supplirenden Satze gehört, so könnte es eben so gut fehlen, ohne daß der Sinn litte. Cicero (*ad Att.* 5, 11.) konnte auch schreiben: *hui! toties me dedisse! sqq.* („dafs ich schreiben mußte, oder geschrieben habe!“) so wie Epp. *ad Div.* 8, 17. *Ergo me potius in Hispania fuisse tum, quam Formis!* („dafs ich doch damals in Spanien seyn mußte!“) *sc.* wie unangenehm ist es mir.“) Wäre die Ansicht richtig, daß solche Constructionen von einem ausgelassenen Satze wie: *nonne indignum est* abhängig seyen, so würden sie ohne Zweifel der *oratio obl.* angehören, von welcher der Vf. spricht: allein sie ist auch ganz gewiß unrichtig, und wenn es dafür keinen andern Beweis gäbe, so würde der Umstand zur Widerlegung hinreichen, daß nur das Fragewörtchen *ne* zu dem zu ergänzenden Satze gehörte, und es wäre nicht sowohl zu bemerken gewesen, daß dasselbe auch fehlen könne, als vielmehr hätte nachgewiesen werden müssen, wie es zugesetzt werden konnte. Wenn einer Frage kein zweytes Glied mit *an* angegeschlossen werden kann, so hat das seinen Grund in dem Inhalte derselben, der übrigens für diese Untersuchung sehr gleichgültig ist. Warum aber sollte Virgil, wenn er vollständig zu sagen hatte: *Esne credibile me incepto desistere victam*, nicht haben fortfahren können: *an potius* entweder *Italia Teucrorum regem avertam*, oder *Teucrorum Italia me aversuram esse regem*? Ob aber die eignen, oder die Gedanken eines Andern Gegenstand der Rede des Sprechenden sind, das kann in der Sache gar nichts ändern. Aus der Natur des Accusativs und des Infinitivs hätte diese Constructionsart richtiger erläutert werden können. Uebrigens kann Rec. hier die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man dem fragenden *ne* wahrlich eine viel zu große Ehre erweist, wenn man es für ein Wort hält. Rec. sieht es vielmehr als eine Sylbe an, die, ähnlich als *ce* an den Demonstrati-

ven, nur die Kraft haben sollte, dem Worte, welchem es angehängt wurde, indem es dasselbe ganz äußerlich gefaßt wichtiger machte, einen größern Nachdruck und so der ganzen Rede, der dies *ne* verlängerte Wort angehörte, einen bestimmten Charakter zu geben, namentlich den Charakter der Frage. Auf diese Weise werden gewiß noch viele Wörter oder Sylben mehrerer Sprachen zu erklären seyn. Bey einer andern Gelegenheit gedenkt Rec. dies weiter auszuführen.

S. 20 u. 27 wird in der Note bemerkt, daß der Coniunctiv Imperf. (oder *praes. in praeterito*) statt eines *fut. in praeterito* stehe, wie Liv. 35, 28 *quanto ea (impedimenta) aut quali praefidio custodiret*, während kurz vorhergehe *quid capiendum consilii foret? quem locum ipse capturus esset?* Bey genauer Untersuchung der Sache ergibt sich dies: Der gesammte Schauplatz oder das Feld, auf dem sich die Erzählung vom *Philopoemen* dreht, ist die Vergangenheit und in dieser ist Gegenwart, daß *Philopoemen* Andre fragt und bey sich überlegt (*quaerebat und cogitando aut quaerendo exequabatur*), was zu thun sey. Dem nun, was wirklich zu thun ist, kommen besonders noch zwey Eigenschaften zu: zunächst, daß es erst abhängig ist von der Entscheidung des Gefragten oder des Ueberlegenden; dann, daß es zukünftig ist; dies aber ist an sich klar, wenn nur das Erste gesagt ist. Schon die Entscheidung selbst ist für die Frage zukünftig, noch vielmehr also das von der Entscheidung Abhängige. Demnach kann es nicht auffallen, wenn sich der Schriftsteller begnügt, jene auf dem Felde der Vergangenheit gegenwärtige Abhängigkeit auszudrücken, das aber, daß die Sache zukünftig ist, dem Leser zu schließen überläßt, und so geschieht es durch *custodiret*; durch *capturus esset und capiendum foret* ist er aber vollständiger, weil er überdies noch die Zukunft der Sache angiebt. Ebenfalls auf der 27ten Seite meint der Vf. bey Liv. 8, 33, 13 sey, wenigstens nach dem constanten Sprachgebrauche des Livius, zu lesen: *quantum interesse*. Solche Schlüsse enthalten genommen immer eine *petitio principii*.

(Der Beschluss folgt.)

NEUE AUFLAGE.

MAGDEBURG, b. Heinrichshofen: *Der Schäfer auf dem Lande*. Ein Buch für Schafhirten und Landleute, die Schafe halten; oder Anweisung, welche Kenntnisse für Schäfer in gegenwärtigen Zeiten erforderlich sind u. s. w. Mit Hülfe einiger Freunde und des Schafmeisters *Gabriel Hermann* herausgegeben von *Friedr. Römer*, Prediger zu Calvörde. Zweyte, vermehrte u. verbesserte Auflage. 1826. XIV u. 214 S. kl. 8. (16 gGr.) (Siehe d. Recens. A. L. Z. 1826. Nr. 163.)

October 1827.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

BRAUNSCHWEIG, b. Lucius: *Untersuchungen aus dem Gebiete der lateinischen Sprachlehre*; von G. T. A. Krüger — — Erstes Heft.

Auch unter dem Titel:

Ueber den Accusativus cum Infinitivo nach Fragewörtern, dem Pronomen relativum u. s. w.

Zweytes Heft.

Auch unter dem Titel:

Von der Folge der Zeiten in der oratio obliqua; nebst Bemerkungen über denselben Gegenstand in der oratio recta u. s. w.

(Beschluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von S. 38—70 wird von der Construction der mit dem relativen Pronomen oder mit relativen Conjunctionen beginnenden Sätze gehandelt und gelehrt: 1) daß alle bloßen Anhängesätze, d. h. solche, welche, wenn sie zwar auch mit einem relativen Worte anfangen, doch durch dasselbe nur äußerlich an einen andern Satz angeschlossen werden (aus welchem Grunde auch ohne Veränderung des Sinnes statt des relativen Wortes das demonstrative stehen könnte), so fern sie eine bloße Aussage enthalten, nicht anders als im *Acc. c. Inf.* ausgedrückt werden. 2) Daß alle wirklichen Neben- und Zwischensätze, so fern sie auch als *gedacht* ausgesprochen werden sollen, in einem *tempus finitum* des Coniunctivs stehen. Darauf werden für beide Fälle Beyspiele gegeben. Bey dieser Gelegenheit ist der Vf. mit der Behauptung, daß in den S. 43 angeführten Stellen der *Acc. c. Inf.* nicht denkbar sey, nach des Rec. Urtheile zu voreilig gewesen. Warum sollte nicht statt dessen, was Liv. 4, 15 sagt: *Maclium jure caesum, etiamsi regni crimine infons fuerit, qui vocatus a magistro equitum ad dictatorem non venisset*, auch denkbar seyn: *Maclium — — fuerit, quem — non venisse?* Die aus *Nepos Them.* 7, 5 auf der vorhergehenden Seite angeführte Stelle *Nam illorum urbem ut propugnaculum oppositum esse barbaris, apud quam jam bis classes regius naufragium fecisse* spricht sehr dafür. Aehnliches möchte sich von mehreren jener Beyspiele

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

fagen lassen, und Rec. erinnert deshalb Hn. Kr. an seine eignen Worte S. 41: „dabey bleibt jedoch die Möglichkeit übrig, daß in gewissen Fällen ein Satz sich eben sowohl als Haupt- wie als Nebensatz darstellen lasse, unbeschadet des ganzen Zusammenhanges, oder daß ein Satz, der seiner Natur nach sich mehr zum Nebensatze im Coniunctiv eignete, gleichsam *graecisirend* doch als ein Anhängesatz im *Acc. c. Inf.* ausgedrückt werde, wovon sich aus *Tacitus* und andern einige Beyspiele geben lassen.“ Diese Ansicht wird S. 45—48 weiter ausgeführt, wo man auch erfährt, daß Hr. Kr. diesen Gebrauch des *Infinitivus* darum „gewissermaßen *gräcisirend*“ nennt, weil der Gebrauch des *Acc. c. Inf.* im Griechischen weit freyer ist, so daß derselbe auch in wirklichen Zwischen- oder Nebensätzen vorkommt. Es ist hier nicht der Ort, über den griechischen Sprachgebrauch eine Untersuchung anzustellen, allein Rec. kann nicht umhin, die sehr verbreitete Sitte zu tadeln, solche und ähnliche Constructionen (so sagt Hr. Kr. Heft 2. S. 349 in der Note, daß bey *Horaz Serm.* 2, 1, 7 *optimum erat* nach einem Gracismus für *optimum est* siehe,“ s. *Heindorf* zu dieser Stelle. Griechisch *εἰ μὴ τοῦτ' ἂν ἦν χράτιστον*). Er verweist auf seine Note zu *Plat. Phaedon* §. 35. Niemand wird den Rec. überzeugen, daß *est* und *erat* in diesem Falle gleichbedeutend seyen und *Heindorfs* Note zu *Plat. Phaed.* entwickelt die Sache auch nicht hinlänglich), ohne daß dadurch etwas gewonnen wird, Nachahmungen des Griechischen oder Gracismen zu nennen. Eher kann diess nicht geschehen, als bis erwiesen ist, daß die Lateiner solche Constructionen von den Griechen *besonders* entlehnt haben; allein das würde selbst dann noch nicht einmal folgen, wenn dargethan wäre, daß diese vor der erweislichen näheren Berührung der Griechen und Lateiner nicht üblich gewesen seyen. Darauf wird sich ja doch wohl Niemand berufen wollen, daß die lateinische Sprache überhaupt aus der griechischen hervorgegangen ist.

S. 49 fg. ist von den Sätzen die Rede, welche mit relativen Conjunctionen anfangen, von diesen, sagt der Vf., gilt dasselbe als von den Sätzen, welche mit dem relativen Pronomen anfangen, namentlich findet sich der *Acc. c. Inf.* „in wirklichen Hauptsätzen, wo die relative Conjunction bloß auf dem Sprachgebrauche beruhet, welcher die engere Verknüpfung der Sätze durch die im Relativ enthaltene Beziehung auf einander, der Verbindung durch andere

D (3)

dere Conjunctionen aus periodologischen Gründen vorzieht." Etwa dasselbe kommt S. 81 vor, und ausserdem ist hiermit zusammen zu stellen Heft 2. S. 181 wo gelehrt wird, dass aus „stylistischen Rücksichten“ in Folgerungssätzen der Coniunctiv des Imperfects stehen könne, wo sonst wohl der Coniunctiv des Perfects stände, und S. 182 heisst es von denselben Rücksichten, sie seyen „nicht grammatische sondern periodologische.“ Rec., der sich bey aller Anstrengung unter Stilistik nichts, als eine auf irgend gewisse Arten der Darstellung (ob diese durch eine Person oder ob sie durch die Sache bedingt sind, ist dabey gleichgültig) angewandte Syntax, und unter Periodologie, nur einen besondern Abschnitt der Syntax, d. h. der Lehre von der Zusammenstellung der Worte zum Behufe der Ausdrückung der Gedanken denken kann, hält solche Unterscheidungen für sehr verfehlt und nachtheilig.

In der S. 40 aufgestellten Regel über die Neben- und Zwischenätze in der *or. obl.*, welche nicht im *Acc. c. Inf.* stehen können, sagte der Vf., wie auch angegeben ist, sie stehen in einem *tempus finitum* des Coniunctivi, sofern sie auch als *gedacht* ausgesprochen werden sollten. So drückte er sich aus, weil er in der *or. obl.* auch indicativisch ausgesprochene Sätze fand, über die er sich S. 63 flg. also erklärt: jene Regel finde keine Anwendung, sobald der Schriftsteller, als Referent der Worte oder Gedanken eines andern, in diese Worte oder Gedanken Bemerkungen in *seiner eigenen Person* einmische, diese müßten indicativisch ausgedrückt werden, wie bey *Vellej. 2, 65, 1: Cum Antonius — — denunciarat: se cum Bruto Cassioque, qui jam decem et septem legionum potentes erant, juncturum vires suas.* Nur scheine es der Natur der Sache angemessen, dass solche Sätze „so beschaffen seyn müssen: *dass sie nicht selbst integrirende Theile der Rede oder Gedanken des andern ausmachen*, sondern vielmehr sogar aus der *oratio obliqua* weggenommen werden könnten, ohne dass der Zusammenhang darunter litte.“ Es kämen aber auch Stellen vor, in denen die im Indicativ, also in *or. directa*, eingeschalteten Sätze „nothwendig zu den Gedanken oder der Rede des Andern [vielmehr, zu der referirten Rede] mit gehören;“ von diesen sagt Hr. Kr. S. 67: „diese im Indicativ ausgedrückten Zwischenätze bilden gleichsam einen *für sich bestehenden*, von der Form der Rede, der sie eingeschaltet werden, unabhängigen Begriff; so dass die *oratio obliqua* in den übrigen Sätzen auf die Form, in welcher sie erscheinen, keinen Einfluss hat.“ So sieht also der Vf. die in Rede stehenden Sätze als zwar zur referirten Rede gehörig, aber nicht in der Form der *or. obl.*, sondern der *or. recta* ausgesprochen an. Nun ist zwar Rec. gar nicht der Meinung, dass ein römischer Schriftsteller solche Vermischung überhaupt nicht habe vornehmen dürfen, wie sie denn auch wirklich von *Livius 21, 10* vorgenommen ist; allein er hält dafür erüthelt, dass die Römer in ihrer Sprache nicht

genug Beweglichkeit hatten oder haben wollten, um innerhalb einer und derselben Periode einer referirten Rede einen Satz in der *or. recta* und den oder die andern in der *or. obl.* auszudrücken, von einer Ausnahme wird nachher die Rede seyn, und dass eben daher die Vergleichung der griechischen Sprache fruchtlos ist; zweytens, dass die vom Vf. angeführten Stellen anders als er will, zu verstehen sind, und eben daher für dessen Ansicht keine Belege enthalten. In jeder Rede nämlich, die sich auf einen unmittelbar vorliegenden, dem Zuhörer genau bekannten Fall bezieht, kommen eine Menge von Bedeutungen und Auslassungen vor, deren Ergänzungen oder Erklärungen sich eben da leicht von selbst verstehen, die aber Jedem nicht so eingeweihten unverständlich sind, oder doch seyn können. Wenn nun solche Ergänzungen oder Erklärungen von Jemandem, der die Rede (ob sie echt, oder ob sie erdichtet ist, kommt dabey ganz auf Eins heraus; die beste Erdichtung ist doch immer die, welche mit der Wirklichkeit am genauesten übereinstimmt,) unter ganz veränderten Umständen erzählt, zugefetzt werden, so ist's ganz in der Ordnung, dass er sie im Indicativ ausdrückt, und eine Prüfung der einzelnen Beyspiele wird zeigen, dass alle die indicativischen Sätze in dieser Art angesehen werden können; hier mag es genügen, wenn einige, und zwar diejenigen Beyspiele durchgenommen werden, welche die mehreste Schwierigkeit haben. *Sueton. Caes. 9. De hac (conjuratore) significare videtur et Cicero in quadam ad Axiium epistola, referens Caesarem in consulatu confirmasse regnum de quo Aedilis cogitavit.* Offenbar muß sich Cicero in seinem Briefe nicht eben deutlich ausgedrückt haben, sonst hätte Sueton nicht sagen können *significare videtur*; hätte jener aber den Zusatz gemacht *de quo Aedilis cogitavit*, so konnte kaum mehr ein Zweifel übrig bleiben, daher scheint es dem Rec. ganz klar, dass dieser Zusatz von Sueton herrührt, der übrigens seine ganze Vermuthung auf den Ausdruck *confirmare* scheint gegründet zu haben. *Sallust. Catil. 27 (Catilina) docet se Manlium praemisse ad eam multitudinem quam ad capiunda arma paraverat; item alios in alia loca opportuna qui initium belli facerent.* In der Note, wo Hr. Kr. *Rosenheyn's* Ansicht über solche Stellen (in der Beilage I. zu seinem doppelten Cursus grammatischer Uebungen zum Uebersetzen ins Lateinische, Königsberg 1808. S. 199) prüft, welche trotz der falschen Erklärung des Sallust, doch im Ganzen die richtige ist, legt er gerade auf diese Stelle ein besonderes Gewicht, indem sich *quam* nothwendig auf *eam* beziehen müsse; dem ist nun zwar ohne Bedenken also, indessen *Catilina* war seinen Zuhörern gewiss verständlich genug, wenn er nur sagte *Manlium praemisi, item alios in alia loca etc.*, man könnte daher die Worte *ad eam — paraverat* bequern in Kommata oder als eine Parenthese einschliessen. Allein *Catilina* konnte auch sagen: *Manlium praemisi ad multitudinem, item alios etc.*, welche *multitudo* (der er den Artikel beygegeben hätte, wenn

wenn das möglich gewesen wäre, dessen Stelle aber vielleicht *eam* vertritt) gemeint war, verstanden die Zuhörer leicht, nicht so die Leser, für diese also war der Zusatz *quam — paraverat*, und um dessen willen war vorher schon *eam* nöthig, anders als auf solche Weise möchte sich auch schwerlich das Plusquamperfectum rechtfertigen lassen. Ganz dieser letzten Erklärung angemessen ist auch, aufser andern vom Vf. angeführten Stellen, *Liv. 3, 71* zu verstehen, die Worte sind: *se — in eo agro, de quo agitur, militasse*. So sieht auch *Rec.* gar keinen Grund, warum man bey *Sall. Jug. 38*: *Dein Jugurtha postero die cum Aulo in colloquio verba facit: tametsi ipsum cum exercitu fame, ferro clausum tenet: tamen se humanarum rerum memorem — incolumis omnis sub jugum missurum*; so die *Vulgata*; nicht lesen soll: *Dein — facit, tametsi ipsum cum exercitu fame, ferro clausum tenet: tamen se humanarum rerum memorem — incolumis omnis etc.* so das gedacht wird, *Jugurtha* fange seine Rede mit *tamen* an, indem das, was übrigens wider sein Anerbieten war, dem *Aulus* von selbst einleuchten mußte, was aber *Sallust* für seine Leser zusetzt. Dem angemessen ist auch zu verstehen *Sallust. Jug. 35. Bonulcari — imperat: pretio, sicuti multa confecerat, insidiatores Masinissae paret. Tacit. Ann. 6, 29. Illum, quia male administratae provinciae aliarumque criminum urgebatur, culpam invidia velavisse*. Dagegen aber gehören die mit *dum* anfangenden Sätze in folgenden Beyspielen mit zu der referirten Rede *Tacit. Hist. 3, 38. Versus illuc omnium mentes, dum Vitellius — fovet aemulum. ibid. c. 70: Togatum nempe se et unum e Senatoribus, dum inter Vespasianum ac Vitellium — judicatur — mansisse in fide*, und um dieser willen hat auch der Vf. *Tacit. hist. 1, 33: Non expectandum, ut — capitolium adeat: dum egregius imperator, cum fortibus amicis, janua ac limine tenus domum cludit* vielleicht mit Recht hierher gezogen. Doch ist *Rec.* der Meinung, das diese Constructionen nicht, wie es im Griechischen so häufig vorkommt, in einer gewissen Lebhaftigkeit der Erzählung, sondern in der verführerischen Gewohnheit ihren Grund haben, *dum* in solcher Bedeutung mit dem Indicativ zu verbinden; so scheint auch *Heindorf* zu *Hor. Serm. 1, 6, 72* die Sache angesehen zu haben; übrigens vergleiche man noch *Oudendorp. ad Hist. de bell. Afr. 61, 2, 88, 4. ad auct. bell. Hisp. 13, 4*. Mit Unrecht aber stellt der Vf. *Caes. de bell. Gall. 1, 40 Factum ejus hostis periculum patrum nostrorum memoria, quum Cimbris et Teutonis a C. Mario pulsus, non minorem laudem exercitus quam ipse imperator meritus videbatur*. Der mit *cum* eingeführte Satz enthält aufser der *oratio obliqua* den Grund, warum *Caesar* sagte *factum — memoria*, und zu gleicher Zeit eine Erklärung dieser Worte. In der vorher erwähnten Note beruft sich *Hr. Kr.* auf *Bremi ad Nep. Milt. 1, 3*, das ist aber wohl gedruckt und soll heißen 3, 4; allein gewiss mußte damit desselben Bemerkung zu *Paus. 2, 6*

zu dem Worte *pollicetur* verglichen werden; *Bremi* sagt an dieser Stelle: „Verschieden ist derjenige Indicativ in der *oratio obliqua*, von dem ich *Milt. 3, 4* geredet habe. Denn dieser war gewissermaßen als eine eingeschobene Bemerkung des Schriftstellers zu betrachten. *Ea quas pollicetur* ist Umschreibung des Substantivs.“ Dieser Zusatz erklärt die Art der Rede eben so wenig, als wenn *Hr. Kr.* sagt bey *Nep. Them. 6* *sey pons quem ille in Hellefponto fecerat gleich pons ab illo factus*.

S. 70 flg. ist von dem *Acc. c. Inf.* nach *nisi forte* bey *Tacit. Ann. 2, 33* die Rede, und dieser wird *S. 74* also erklärt: „Weil — — die *oratio recta* dieses *nisi forte* beständig so gebraucht, das es nicht einen, mit einem andern ausgedrückten Nachsatze zusammenhängenden, Vordersatz bildet, sondern so, das der mit *nisi forte* beginnende Satz für sich besteht, indem er den Worten, welche den zu ergänzenden Nachsatz *implicite* enthalten, ironisch angehängt wird, (nicht anders, als finge er mit einem: doch vielleicht, *sed fortasse*, an, wobey die Nothwendigkeit eines Nachsatzes gänzlich weghele:“) [die Interpunktion ist hier wieder nicht zu billigen] „so ist begreiflich, wie auch in *orat. obliqua* ein solcher Satz so ausgedrückt werden kann, das er, unabhängig von andern Sätzen der *oratio obliqua*, für sich besteht, bloß abhängig von dem die *oratio obliqua* überhaupt regierenden Satze, und zwar im *Acc. c. Inf.*, so fern er eine bloße Aussage enthält.“ Bequemer und dem vorigen mehr angemessen hätte der Vf. nach des *Rec.* Ansicht so sagen sollen: Aehnlich als die zuvor behandelten Fragen läßt sich dieser Satz zweifach ansehen, 1) als schlichte Behauptung, 2) als Bedingungssatz; beide Formen nun, in denen der Satz gedacht werden konnte, sind mit einander verschmolzen.

Dann ist von dem freyeren Gebrauche des Infinitivs in Bedingungssätzen bey den Griechen die Rede; dieser könne lateinisch nicht vorkommen: „denn wenn *Liv. 4, 3* steht: *Quibus quid aliud quam admonemus, cives nos eorum esse, et, si non eandem opes habere, eandem tamen patriam incolere*: so wird eben durch die Construction beider Sätze, *si non — habere* und *— incolere*, im Infinitiv die Beziehung beider aufeinander als Vordersatz und Nachsatz aufgehoben, in welchen sie stehen würden, wenn es hiesse: *nos si non (etiamsi non) habemus oder habeamus, eandem tamen patriam incolere*. Etwas diesem ganz ähnliches wird noch in dem folgenden vorkommen. So wie es hier steht, ist: *si non — habere = non eandem quidem opes habere, eandem tamen p. i.*“ Das ist nicht klar genug, würde es aber leicht geworden seyn, wenn *Hr. Kr.* gesagt hätte: zu dem *si non* gehört aus dem Vorigen entweder *admonemus*, oder man hat ein ähnliches Verbum zu suppliren, etwa *indicamus*, und will man die Sätze ganz vollständig machen, so denke man sich solches Verbum auch bey *tamen*.

S. 77 flg. ist von der Construction der mit *ut* (*sicut*) — *ita* (*sic*) eingeführten Sätze die Rede und der

der Vf. sagt darüber Folgendes: „Der doppelte *Acc. c. Inf.*, nach *ut* wie nach *ita*, steht: wenn beide Conjunctionen nur eine bloße *Disjunction* bilden, wo jedes *membrum disjunctionis* für sich genommen im *Acc. c. Inf.* stehen müßte, beides [jedes] also auf gleiche Weise von dem die *orat. obl.* überhaupt regierenden Hauptsatze abhängt. *Ut — ita* ist in diesem Falle nichts weiter als: *eben so wohl — als auch*, oder: *zwar — indessen*,” und S. 78: „Das *Tempus finitum des Coniunctivi* steht dagegen im *orat. obl.* nach *sicut* oder *ut*, wenn nicht eine bloße *Disjunction* gemacht werden, sondern wenn hervorgehoben werden soll: „„Eben so, auf eben die Weise, wie etwas anderes, geschehe auch dies oder jenes.““ Dann erscheint der Satz mit *ita* als *Hauptsatz*, der Satz mit *ut* oder *sicut* aber nur als ein zu diesem gehöriger *Nebensatz*, — der, wenn der Hauptsatz im *Acc. c. Inf.* steht, nicht gleiche Construction mit diesem annimmt, sondern im *tempus finitum* des *Coniunctivi* sich an denselben anschließt.“ Warum sagte der Vf. nicht ganz kurz und gewiß hinlänglich treffend, also: Ein mit diesen Conjunctionen beginnender Satz steht im *Acc. c. Inf.*, so fern dessen Aussage nur von dem die ganze *orat. obl.* regierenden Gedanken abhängig vorgestellt wird, sonst steht er im *Coniunctiv*; und umgekehrt: so fern ein mit diesen Conjunctionen beginnender Satz im *Acc. c. Inf.* steht, wird er nur von dem die ganze *orat. obl.* regierenden Gedanken abhängig vorgestellt, steht er im *Coniunctiv*, so wird er von etwas Anderem abhängig gedacht.

Gern würde nun Rec. auch das zweyte, viel reichhaltigere, Heft einer nähern Prüfung unterwerfen, theils aber glaubt er das ganze Werk hinlänglich charakterisirt zu haben, theils besorgt er, ausführlicher zu werden, als es die Grenzen dieser Blätter verstatten. Nicht aber mag der Vf. glauben, daß Rec. durch Darlegung seiner verschiedentlich abweichenden Ansichten das sehr Verdienstliche dieser Schriften irgend habe herabsetzen wollen; vielmehr ist er der Meinung, daß die lateinische Grammatik, nur wenn sie so behandelt wird, als es von Hn. Krüger geschehen ist, zu derjenigen Wissenschaftlichkeit kommen kann, deren sie eben so fähig als bedürftig ist; darum fordert er denselben auch zu weiterer Bekanntmachung seiner Untersuchungen über die lateinische Grammatik dringend auf.

Dr. Schmidt zu Prenzlau.

MATHEMATIK.

MAINZ, b. Kupferberg: *Der mathematische Jugendfreund*, oder populäre Darstellung der Grundlehren der reinen und angewandten Mathematik für Anfänger, von Joh. Jos. Ign. Hofmann, Kgl. Baierischem Hofrath, Direct. d. Kgl. Lyceums zu Aschaffenburg u. f. w. Der geometr. Abtheilung erster Band: die Elemente der Geometrie und Trigonometrie. Mit 11 Stein(druck)tafeln. 1827. 363 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Auch unter dem Titel:

Der geometrische Jugendfreund u. f. w. — ferner:

Der mathem. Jugendfreund, oder u. f. w. — der geom. Abtheilung zweyter Band: die Elem. der Stereometrie, nebst Anwendung der Algebra auf die Raumlehre. Mit 7 Stein(druck)tafeln. 1827. 318 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

Auch unter dem Titel:

Der stereometrische Jugendfreund u. f. w.

Wir können diese Fortsetzungen des mathem. Jugendfreundes eben so sehr empfehlen als die zwey früheren Bändchen (s. 1827 Erg. Bl. Nr. 81), welche die Arithmetik begreifen. Der Vf. verbindet im Vortrage die nöthige Deutlichkeit mit eben so zweckmäßiger Kürze, und scheint nur hie und da etwas weiterschweifiger, als es zur Deutlichkeit nöthig ist, bisweilen aber auch noch etwas dunkel. Eben so hätten wir dem Büchlein eine andere, die einzelnen Gegenstände mehr im Zusammenhange haltende und vollendende Ordnung gewünscht. Denn nachdem im ersten Lehrgange oder Abschn. die Grundlehren von den Linien und Winkeln, und im zweyten die Grundlehren von den Dreyecken, Vierecken und Vielecken, auch noch einige allgemeine Hilfslehren vorgetragen sind, folgen im 3ten die Lehrsätze von der Congruenz der Dreyecke, wo nun zuerst Vorderätze vom Kreise vorkommen, die doch hierher wohl nicht gehören; auch die Construction der Dreyecke erwartet man hier nicht abgehandelt. Der 4te Lehrg. handelt von den Parallellinien; im 5ten werden folgende Rubriken: Gleichheit der Parallelogramme; Sehnen, Tangenten und Winkel des (?) Kreises; regelmäßige Vierecke — zusammengeworfen; richtiger mußte es heißen: *im u. am Kreise*; im 6ten kommt die Lehre von der Aehnlichkeit der Figuren, u. im 7ten die geometrische Flächenberechnung vor. Uns scheint es aber angemessener, zuvor ganz der einfachen Ordnung nach, nach den allgemeinen Vorbegriffen, die Linien, Winkel, Dreyecke, Vierecke und Vielecke, dann den Kreis zu behandeln, und hierauf die geom. Flächenberechnung folgen zu lassen, wodurch das Einzelne nicht zerstückelt worden wäre, und von dem Schüler leichter übersehen werden konnte. — Im 8. Abschn., von einigen praktischen Anwendungen der Geometrie, ist der Vf. theils zu weitläufig, wie in der Beschreibung der einfachen Geräthschaften S. 221 u. f., theils zu dunkel und unbestimmt, wie z. B. S. 241 bey Beschreibung des Astrolabs, denn dies ist nicht mit einem Kreise versehen, sondern dieser in Grade u. f. w. getheilte Kreis ist sein *Hauptbestandtheil*, u. das 8füßige Geßell Nebensache; überhaupt ist dieser ganze Abschnitt etwas verworren, und man darf es mit ihm keinesweges genau nehmen. — Der 9. Lehrg. enthält die Elemente der ebenen Trigonometrie, und ist wohl etwas zu umständlich gerathen.

In Absicht des *stereometrischen* Jugendfreundes ist im Ganzen dasselbe, nämlich was die Anordnung der Materien betrifft, zu erinnern. Am wenigsten hat uns das, was über die Zeichnung der Netze gelagt ist, genügt. Größtentheils aber ist das Nöthige beygebracht, und das Gegebene gut, und so in diesem Werke der studierenden Jugend ein recht zweckmäßiges und nützliches Ganzes geliefert.

E R G Ä N Z U N G S B L Ä T T E R
Z U R
A L L G E M E I N E N L I T E R A T U R - Z E I T U N G

October 1827.

NATURGESCHICHTE.

PARIS, -b. Crevot: *Histoire naturelle et Iconographie des Insectes coléoptères d'Europe*. Par M. Latreille, membre de l'Institut etc. et M. le baron Dejean, lieutenant général etc. Livraison I—III. 1822—1824. 198 S. 15 farbig gedruckte und illuminierte Kupft. in farbigem Umschlag. gr. 8.

Von dem ersten der lebenden Entomologen geleitet, würde dieses Werk wichtig für die Wissenschaft geworden seyn, wäre es nicht in Stocken gerathen. Latreille hat dasselbe ganz aufgegeben, wie Rec. aus einer sichern Quelle erfuhr. Dejean hat zwar L's. Sammlungen und Bibliothek käuflich an sich gebracht, wird aber durch Ausarbeitung der Beschreibung seiner eignen Sammlung von der Fortsetzung dieser Fauna abgehalten.

Nach dem frühern Plane sollten in diesem Werke alle Europäische Käfer, beschrieben werden, von den bekannten, schon oft abgebildeten, meist nur einzelne Theile, dagegen neu entdeckte Arten hier zum ersten Male abgebildet erscheinen. Dieser Plan ist, wie die vorliegenden Hefte ergeben, abgeändert worden. Es sind in denselben alle europäischen Arten beschrieben und abgebildet, von den Gattungen aber auch die ausländischen, zur Erläuterung des Systems, charakterisirt und eine oder ein Paar Arten aus jeder abgebildet.

Dem systematischen Theile dieser Fauna geht eine Einleitung in die Naturgeschichte der Coleopteren voraus, aus welcher wir Einiges ausheben wollen. — Die Coleopteren nehmen unter den Insecten den ersten Platz ein, obgleich M. de Serres die Orthopteren, besonders wegen der vollständign Entwicklung der Fortbewegungsorgane (*organes locomoteurs*) über jene stellen will. Die meisten langschwänzigen Krefe haben auch eine leichtere Fortbewegung, als die Kurzschwänze, dennoch muß den letztern der erste Platz eingeräumt werden. Die Coleopteren verhalten sich zu den andern Insecten, wie sich die zehnfüßigen langschwänzigen Crustaceen zu den übrigen Thieren derselben Classe und zu den Arachniden verhalten. Kurz, wenn man alle Verhältnisse erwägt, sind die einen wie die andern am vollkommensten organisiert. Das Vorhandenseyn von Nebenaugen ist ein Beweis einer schwächern Organisation der Schwärzzeuge und daher die Stelle der Käfer noch mehr bestätigt, da ihnen die Nebenaugen

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

fehlen. (Hier schließt L. falsch, denn sie sind neuerer Zeit an mehreren Arten entdeckt worden. Cf. *Germars Magazin* und *Dallmann Analecta*. — Bey Erwähnung der Fresswerkzeuge gedenkt Latr. nächst der Lefze auch der Unterlefe (*souslabre*) oder des *epipharynx*, welche immer verdeckt ist und die Gaumen der Mundhöhle bildet. Die Lippe (*labium*) theilt sich in das Kinn und die Zunge. Die Palpen derselben, so wie die der Kinnladen, die innere ausgenommen, bestehen aus vier Gliedern. Das erste oder Wurzelglied der Labialpalpen, häufig mit der Zunge vereinigt oder verschmolzen und als Höckerchen oder schwache Vorrangung sich zeigend, dient dem folgenden zur Basis und pflegt nicht berücksichtigt zu werden. Der obere Theil der Kinnladen ist fast immer gespalten oder in zwey Lappen getheilt, von welchen der äußere grössere Endlappen mit dem Stamme der Kinnladen, nahe an der Wurzel der Palpen durch eine kleine Articulation zusammenhängt. Bey den vom Raube, lebenden Käfern (*car-nassiers*) und den Orthopteren ist der innere Lappen durch seine feste Masse, Form und Bewaffnung eine Art Kinnbacke (*mandibule*), ein zum Zerreißen taugliches Werkzeug geworden. Der äußere Lappen unterliegt nicht weniger vielen Modificationen, wie man z. B. bey den Blätterhörnern (*coléopt. lamellicornes*) bey den Raubkäfern sieht, wo er in eine zweygliedrige Fressspitze verwandelt ist — und bey den Orthopteren, bey welchen er die *Galea* bildet, die den obern Theil des innern Lappens bedeckt. — Der Pharynx liegt an der vordern Wurzel der Lippe. Dieser Theil entspricht dem zweyten Paar der Kinnladenfüße (*pieds machoires*) der Crustaceen, verbunden mit den Theilen, welche Savigny bey diesen die zweyten Kinnladen (das zweyte Paar) nennt. Die ersten Kinnladen der nämlichen Thiere, verbunden mit den beiden obern Kinnladenfüßen, entsprechen den Kinnladen der Insecten und deren Tastern; die zwey untern Glieder der zweyten Kinnladenfüße, durch ihre innere Seite verbunden, bilden das Kinn, und endlich ist dessen Basis dasjenige Stück, welches die eben gedachten Kinnladenfüße trägt, oder die Lippe der Insecten, hier nur in kleinem Maaßstabe oder rudimentarisch vorhanden und mit dem Kopfe verwachsen. In weiterm Verfolg der bisher entwickelten Analogieen entsprechen die beiden vordern Füße (*propodes*) der Insecten den dritten Kinnladenfüßen der Crustaceen, so daß derjenige Abschnitt des Körpers, dem sie eingefügt sind und welcher von

den Naturforschern meist *thorax*, von einigen *prothorax* oder *collare* genannt wird, im Vergleich mit den Crustaceen, besonders mit denjenigen, deren Rumpf ganz gegliedert ist, — das erste Körpersegment nach dem Kopfe — oder das zweyte bildet. Man kann es in Bezug auf das erste als einen Hals bildend ansehen, der eigentliche Rumpf oder der *thorax* würde dann mit dem Segment anfangen, welches man bey den Insecten *mesothorax* nennt, und welches die Flügeldecken oder das erste Flügelpaar trägt. (Wegen umständlicherer Entwicklung dieser Ansichten verweist L. auf die *Mémoires du Muséum d'histoire naturelle*, tom. VIII. p. 169.) Der *prothorax* empfängt, wenn er bedeutend grösser ist, als die folgenden Körpersegmente, wie bey den Coleopteren, Orthopteren und den meisten Hemipteren, den Namen *corselet* (*hemithorax*), oder wenn er kürzer oder nur eben so groß ist, wird er *collier* (*collare*) genannt. (Diese angebliche Verbesserung oder Ergänzung der Terminologie halten wir eher für nachtheilig, indem sie nur Verwirrung verursacht. Warum nicht lieber die Grösse durch Adjectiven bezeichnen?) Die Flügeldecken scheinen nur dadurch von den eigentlichen abzuweichen, dass zwischen ihre beiden Membranen eine mucöse Masse (*tissu muqueux*) eingetreten ist, welche, erhärtet, den Flügeldecken ihre Steifigkeit gegeben hat. Diese Masse bildet horizontale Lagen, bey einigen Arten vier bis fünf. — Ein kleiner, häutiger, platter, zugerundeter Anhang, dem Kolbenschüppchen der Zweyflügler zu vergleichen, findet sich am untern Ursprung der Flügeldecken mancher Arten *Dytiscus* und *Hydrophilus*, doch vermag L. nicht anzugeben, wozu derselbe dem Insect dienen mag. — Auf der untern Seite des Hinterleibes zählt man 6 Leibesringe, auf der obern oder Rückenseite 7 — 8, denn der 9te und 10te Ring sind im Innern des Leibes verborgen und bilden das Geschlechtsorgan. Dieser Unterschied in der Zahl der Leibesringe rührt davon her, dass die beiden ersten Ringe des Rückens mehr entwickelt sind, die denselben entsprechenden an der Bauchseite mangeln, oder vielleicht mit dem dritten verwachsen sind, wodurch dieser zum ersten wird. Die drey ersten Hinterleibsringe der Insecten entsprechen dem Thorax der Crustaceen und bilden den von L. *proabdomen* (?) genannten Theil.

Die europäischen Käfer haben eine große Verwandtschaft mit denen des westlichen Asiens und des nördlichen Afrika's. Diese Verwandtschaften treten um so stärker hervor, je mehr man sich, bey gleicher Aehnlichkeit des Bodens, der Lage und der Temperatur, dem nördlichen Wendekreise nähert. Daher findet man schon unter dem 44ten Grad der Breite aus einigen Gattungen der Familien der Raubkäfer und der Blätterhörner, aus der Abtheilung der Heteromeren und aus der Tribus der Rüsselkäfer, Arten, welche in heissen Ländern einheimisch sind. Einige Arten erscheinen da auch bedeutend grösser, als ihre Gattungsverwandten aus dem Norden. Manche Gattungen fehlen und andre

ersetzen die Lücken, die dadurch in den Familien entstehen. Die Arten der Carabiden, welche in den nördlichen und gemäßigten Gegenden Europa's und im östlichsten Asien vorherrschend sind, verschwinden unterm 35ten Grad nördlicher Breite, und Anthrenen und Graphipteren treten an ihre Stelle. In entomologischer Hinsicht erstreckt sich Europa viel weiter östlich, als nach der geographischen Eintheilung, weil die Insecten der Levante und selbst die perischen das Ansehn der europäischen haben. Auch scheinen Oesterreich und Ungern, wegen ihrer dem Mittelpunkte mehr genäherten Lage und aus andern Localursachen, an Insectenarten, was die Anzahl betrifft, reicher, als andre westlichere Länder Europa's. Diese besitzen nichts desto weniger wieder andre, ihnen eigenthümliche Arten, deren Verwandte, vielleicht wegen des nahen Oceans und seines Einflusses, sich ziemlich weit vom Norden nach dem Süden hin verbreiten. Europa scheint eine zahlreiche und bunte Mischung von Raubkäfern und solchen zu enthalten, welche von vegetabilischer Nahrung leben. Die Arten aus der Familie der Raubkäfer, der Kurzflügler, der Keulhörner, so wie aus den Gattungen *Aphodius*, *Callidium*, *Leptura*, *Chrysomela*, *Lixus* u. s. w. sind in diesem Erdtheile zahlreicher, als in den übrigen. Dagegen herrschen die von vegetabilischer Nahrung lebenden Käfer im südlichen Amerika vor, wo das Gleichgewicht durch Vögel, Reptilien und Säugethiere, welche von Insecten leben und in großer Anzahl vorhanden sind, wiederhergestellt wird. Mehrere Arten der nördlichen Gegenden dieses Erdtheils nähern sich den unfriegen sehr, manche sind beiden Erdtheilen eigen. Unter den letztern konnten diejenigen, welche in den nördlichsten Himmelsstrichen von Schweden, Grönland und den anliegenden Inseln leben, diesen Theil Amerika's erreichen. Andere, fast bloß Xylophagen, kamen wahrscheinlich mit dem Schiffsbauholz herüber. Abgesehen von diesen Beziehungen haben die Coleopteren des neuen Continents mehr Verwandtschaft mit denjenigen der südlichen Gegenden, als mit den unfriegen. Wir haben z. B. nicht eine einzige Art *Cetonia* mit hinterwärts gelapptem Brustschild, nicht eine *Galerita*, *Tetragonix*, *Parandra* u. s. w., lauter Insecten, welche in ganz Amerika verbreitet sind; aber es fehlen dort auch wieder Arten aus manchen Gattungen, welche wir besitzen. Man bemerkt durchaus zwischen Nordamerika und Europa die Gleichförmigkeit, dass man dort mehrere Coleopteren aus der Familie der Raubkäfer findet, welche in den Aequatorialgegenden unbekannt sind, und dass die Grössenverhältnisse der analogen Arten beiderseitig in gleichen Grenzen bleiben.

So viel des Interessanten aus der Einleitung dieses Werks. Die Anordnung in demselben ist die nämliche, welche L. in *Cuvier's* Thierreich aufgestellt hat: doch fällt hier die Ordnung *Dimera* zum ersten Mal weg, indem sich L. nun auch überzeugt hat, dass die dahin gestellten Käfer drey Tausen-

fenglieder haben. — Ob die Folgereihe der Ordnungen auch die natürlichste ist, wagt L. nicht zu behaupten. Die verschiedenen Zusammenstellungen, welche er versucht hat, um diesem Zwecke möglichst nahe zu kommen, bestimmen ihn vielmehr zu der Meinung, daß die Wasserkäfer auf der einen Seite zu den Blätterhörnern, auf der andern zu den Raubkäfern, Sägehörnern, Keulenhörnern und endlich zu den Kurzdeckflüglern führend, an die Spitze gestellt werden müßten. Von diesem Punkte gehen dann mehrere Linien aus, welche auf Insecten, die den Orthopteren oder Hemipteren verwandt, oder auf solche zeigen, welche, sey es wegen ihrer Organisation, oder wegen ihrer Formen im Lärvenstande, als die unvollkommensten zu betrachten sind.

Was endlich die in dieser Fauna aufgeführten Gattungen und Arten anlangt, so müssen wir uns darauf beschränken, von jenen die neuen anzuführen, und von den letztern einzelne, welche der Gattung als Typus dienen, anzugeben.

Die vorliegenden drey Hefte enthalten die Tribus *Cicindèles* und *Carabiques*, von welchen die letzte unbeendet ist. Jeder Tribus geht eine allgemeine Schilderung der Lebens- und Verwandungsweise der dahin gehörigen Insecten voraus, so wie eine kurze Uebersicht der Kennzeichen der einzelnen Gattungen. — Aus der Gattung *Cicindela* sind folgende neue europäische Arten aufgeführt: Nr. 2. *C. Concolore* (*concolor* — die Adjectiven sind aber alle mit Initialen! geschrieben.) pl. III. f. 3. — Nr. 14. *C. Tibialis*, pl. IV. f. 8. — Nr. 16. *C. Circumdata*, pl. V. f. 2. Dann sind noch abgebildet: pl. I. 5. *C. Coarctata*, aus Afrika, und f. 6. *quadrinotata*, aus Brasilien. Die Gattung *Therates* enthält zwey neue, in Java entdeckte Arten: *Coerulea*, pl. I. f. 2. und *Spinipennis*, pl. I. f. 3. Nach *Therates* folgt die neue Gattung *Tricondyla* aus *Cicindela aptera*, Oliv. gebildet. *Collyris Diardi*, neu aus Java, ist S. 67. beschrieben.

Von *Graphipterus* ist neu *Minutus*, pl. VI. f. 4. — *Aptinus Pyrenaicus*, pl. VIII. f. 3., auf den Pyrenäen entdeckt. *Brachinus Hispanicus*, ebenfalls neu, ist pl. VIII. f. 5. abgebildet. *Culophaena*, Klug, ist mit Unrecht in *Cordis* umgetauft, welcher Name sich doch nur in *Latr. Manuscript* findet! Davon abgebildet, neu: *maculatus* pl. VII. f. 5. Eben so unrechtmäßig ist *Ophionea*, Klug, in *Casnonia* (welche Gattung L. überdiels im *Atlas d'hist. natur. de l'Encyclop. méthodique* pl. 356. f. 3. *Macrotrachelus* nannte) umgeändert. — Aus der Gattung *Agra* sind *Brentoides* pl. VII. f. 2. und *Parvula*, ib. f. 3., beide aus Brasilien, neu. *Carabus decorus*, Fabr. pl. VII. f. 7. bildet die neue Gattung *Calleida*, Dejean. Eine neue Art *Gymnidis*. *C. Discoidea* pl. X. f. 8. ward in Catalonien entdeckt. So weit die beiden ersten Lieferungen.

In der dritten sind keine Arten enthalten, die nicht schon in *Dejean's Species des Coléoptères* aufgeführt wären, weshalb wir sie hier, als schon bekannt, übergehen. Das Heft schließt mit dem An-

fange der Charakteristik der Sect. II. der *Carabiques Bipartiti*.

Das Aeußere des Werks ist in jeder Hinsicht zu loben: Papier und Druck sind schön, auch die Kupfer, welche genau, farbig gedruckt und gut illuminirt sind. Nur die Tafeln der Cicindelen so wie der Brachinen trifft einiger Tadel. Jene sind zu plump gezeichnet und unnatürlich illuminirt, diese in den Umrissen der Flügeldecken fehlerhaft.

VERMISCHTE SCHRIFTEN:

LEHNAU, b. Voigt: *Jahrbuch der neuesten und wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen sowohl in den Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken, als in der Land- und Hauswirthschaft*. Mit Berücksichtigung der neuesten deutschen und ausländischen Literatur. Herausgegeben von Heinrich Leng, Zweyter Jahrgang. Erfindungen vom Jahre 1823. 1825. VI u. 665 S. gr. 12. mit doppeltem Namen- und Sachregister. (1 Rthlr. 16 gr.)

Reichlicher und interessanter noch ist dieser zweyte Jahrgang mit Erfindungen und Entdeckungen in den mehreren Zweigen der Wissenschaften und Künste ausgestattet, als der erste (f. A. L. Z. 1825. Nr. 207.); das kühnste unsers Jahrhunderts, auch in diesem Gebiet, giebt dem fleissigen Sammler hinreichend Stoff zu lesens- und beachtenswerthen Mittheilungen, und die findet man hier. Mehr Erweiterung würde manche noch anziehender machen; doch könnte es dann freylich nicht bey einem Bande bleiben; auch sollen hier ja größtentheils nur Hinweisungen auf das Geschehene gesucht werden, über das Ausführliche kann sich Jeder in den überall dabey angezogenen Schriften belehren.

Geographie und Geognosie ist sehr erweitert worden; die Beschaffenheit vieler Gegenden und einzelner Punkte der Erde ist mehr erforscht, ihr Inhalt zu Tage gefördert. Auch die Mineralogie hat aus Nah und Fern neuen Zuwachs und neue Aufklärung über das schon Gekannte erhalten. Schouw's Pflanzengeographie läßt den Botaniker die Standortsverhältnisse der Pflanzen und ihrer Formen zum Standort übersehen. Hier erblickt man auf Karten die Provinzen charakteristischer Pflanzenformen nach Jussieu's System. Auch einzelne Theile der Pflanzen und ihre Verrichtungen, so wie ihr Gehalt ist untersucht; auf die Menge neu entdeckter wird verwiesen. — Neu entdeckte Land- und Wasserthiere haben die Zoologie mit Sonderbarkeiten bereichert, über schon bekannte sind neue Ansichten und Erfahrungen vorhanden. — Die Physik und mehrere ihrer Zweige sind bestimmter und lichtvoller durch mannichfaltige Versuche und Beobachtungen geworden. Eine bedeutende Menge sehr interessanter Entdeckungen wurde in der Chemie gemacht (S. 229 bis 281), bis in die Atomen der Farbestoffen von Tau-

Tauben- u. f. w. Füssen. Die *Medicin* ist in vielen Rubriken mit anziehenden Entdeckungen bereichert (S. 282—318), unter andern auch durch den Gebrauch des Opiums gegen unzeitige Geburten; — den Muskel, der den Zuzfluß des Augenliedes bewirkt und die Thränenpunkte nach der Nase beugt; — schnelle und sichere Heilung der Krätze; — Hebung der Vergiftung durch Aderlaß; verwegene ärztliche Proben mit dem gelben Fieber, den Grund seiner Ansteckung zu erforschen; — Heilkraft der Blausäure im Asthma u. f. f. Unter der Rubrik *Mathematik* findet man besonders (S. 334—366) viel neu erfundene Dampf- und Wasser-Maschinen, Verbesserungen der bisher bekannten neuen Winkelmesser u. f. w. In der *Astronomie* hat v. *Lindenau* glaublich gemacht, daß der Sonnenkörper abnehme; die Meinung über die Sonnenflecken ist noch getheilt. — Die neue Erfindung einer Maschine vom Hn. Inspector *Blochmann* in Dresden, Bleykugeln für kleine Gewehre zu pressen, mit einem Apparat zum Justiren und Kalibrieren, so daß zwey Arbeiter in der Stunde 1000 Stück völlig runde Kugeln, ohne daß eine mißlungene darunter wäre, fertigen können, ist für die *Kriegskunst* wohl nicht unwichtig. Zudem zählen sich auch die Kugeln von selbst und die Summe wird auf einem Zifferblatte der Maschine, die nur einige Quadratfuß Raum einnimmt, angezeigt. Nicht minder wichtig ist die Rakete mit dem Fallschirm, welche eine große Leuchtkugel trägt, wodurch die Umgegend erhellet wird, daß man die Operation des Feindes bemerken kann. — Auch *Davy's* Sicherheitslampe ist noch verbessert; — bey matten Grubenwettern das Bergöl zur Erleuchtung als vorzüglich gefunden — und gefahrlosere Schmelzöfen bekannt gemacht.

In der *Landwirthschaft* ist vom Hn. Pfarrer *Freyer* die Einbeizungsmethode des Saamens gegen Brand im Weizen aus 18jähriger Erfahrung noch mehr berichtet und als untrüglich aufgestellt. — Knochen-, Gyps- und selbst Thondünger haben mancherley Erfahrungen durchgegangen. — Auch 3 neue Weizenarten sind aus China nach Europa gewandert, die sich durch außerordentlichen Ertrag und Güte auszeichnen. Ausländische Pflanzen sind acclimatirt — zur Vertilgung schädlicher Thiere neue Mittel, so wie besonders zur Verbesserung umgeschlagenen Weins aufgestellt. — Durch stark riechende Substanzen wird der Schimmel abgehalten, welches in vielen Beziehungen — so wie das Wasserdichtmachen von Leinen-, Wollen- und Seidenzeugen dargestellt ist. — Für den *Gartenbau* ist Vieles geschehen in Behandlung, Zeitigung und Veredlung mehrerer Gewächse. — *Conté's* Gravirmaschine ist eine äußerst sinnreiche Erfindung, so wie

die Sammetmalerey und *Soehnée's* Gemälde auf Kupfer in transparenten pyrotechnischen Farben, wodurch die Gemälde das Ansehn eingelegter Arbeit bekommen. — In der Baukunst sind mehrere Mörtelarten mitgetheilt. — Die Transportirung eines 3 Stock hohen, aus Backsteinen erbauten und mit Schiefer gedeckten, 7000 Centner wiegenden Hauses 21½ Fuß zurück, ganz unbeschädigt mit Allem, was es enthielt, selbst mit dem Hauswirth, zeugt von bewundernswerther Geschicklichkeit; mehrere Erfindungen und Verbesserungen trifft man in dieser Rubrik. — Die *mechanischen Künste*, welche Stoffe aus dem Mineralreich verarbeiten, sind durch Erfindungen sehr bereichert. Unter die mancherley Seltsamkeiten gehört das jetzt so beliebte bunte Papier mit Baumzeichnungen auf eine ähnliche Art — wie die baumartigen Zeichnungen auf Thongeschirr, wovon das Verfahren ganz genau beschrieben ist — Stereotypenplatten werden auf die vorgeschlagene Art vortrefflich gelingen. — Gläserne Flaschen in Form und Gehalt genau gleich zu machen, ist — so wie die bis zum Aeußersten erhöhte Kunst Glas zu spinnen, wo man aus vielgestalteten Fäden Leibgürtel, Mützen u. dgl. verfertigt — ein reiches Fortschreiten. — Die Bereitung des Schweinfurter Grün ist genau beschrieben. — Auch Steinkohlentheer giebt ein wohlfeiles Gas zur Erleuchtung. — So sind auch mit Stoffen aus dem *Pflanzenreich* für die mechanische Kunst bedeutende Erfindungen gemacht: z. B. das starke Papier zu Kreidezeichnungen und Miniaturgemälden; — die Maschine zum Bedrucken der Papiertapeten; — Verbesserungen der Apparate in Farbefabriken durch *Field*; — Wirkmaschine zu gleichen Zeichen auf beiden Seiten; Wasserdichte Leinwand und Stricke; *Perrier's* Verbesserungen an Desüllir-, Siede- und Abdampfungsapparaten; — *Smith's* Verbesserungen in der Appretur der Seiden-, Garn- und Halbseidenwaren; *Mains* verbesserte Methode, Wolle, Baumwolle, Flachs und andre faserige Substanzen zu spinnen; *Daniell's* Zurichten der Wollentücher; — *Poupart's* Tuchscheermaschine; — Auch die Regenschirme haben sich anders formen lassen; — Verbesserungen hat die Buchdruckerey in Lettern, Pressen und Schwärze erhalten.

Ein Buch, wo Jedem die in seinem Fache geschehenen Erfindungen nicht nur nachgewiesen, sondern häufig ausführlich beschrieben werden, muß willkommen seyn — und das ist der Zweck dieses Jahrbuchs und seines Vorgängers. Hr. *Leng* hat sich in der anschaulichen Darstellung viel vervollkommenet, und auch mit aus diesem Grunde muß eine Fortsetzung dieser Sammlung wünschenswerth seyn.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November. 1827.

ALTERTHUMSKUNDE.

- 1) **BRESLAU**, b. Max. u. Comp.: *Geschichten Hellenischer Stämme und Städte*, von Dr. Karl Otfried Müller u. L. w.

Auch unter dem Titel:

Die Dorier. Vier Bücher von Karl Otfried Müller u. L. w.

- 2) **GÖTTINGEN**, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie* von Dr. Karl Otfried Müller u. L. w.

(Fortsetzung der in Nr. 108. abgebrochenen Recension.)

Nr. 2. Indem sich Rec. zu diesem Buche wendet, glaubt er bey der Anzeige desselben, abweichend von seinem bisherigen Verfahren, dessen Gang und Inhalt treuer folgen zu müssen, wie es die Natur des Gegenstandes schon erfordert, ohne darum aber sich so zu beschränken, daß er streitige Punkte nicht genauer erörterte. Zugleich ist die Würdigung dieser Bogen gleichsam von einer Seite die Reception der bereits von uns beurtheilten Dorier, indem hier die Grundsätze zur Sprache gebracht werden, nach denen dort gearbeitet wurde. Liesen wir dort die Resultate des Ganzen unser Augenmerk seyn, so müssen es hier die Principien werden. So konnte Rec. verfahren, weil er mit den Grundansichten des Vfs. vollkommen einverstanden ist. Nicht so Hr. Lange. Er setzte seine Meinungen, und gerade die entgegengesetzten, als die richtigen voraus, und so, vom ersten Beginn an unwahr, schritt er zur Beurtheilung. „Die Untersuchungen des Verfassers (schreibt Hr. M. von sich in der Vorrede S. VI.) sind von ganz entgegengesetzten und auf jeden Fall sehr problematischen Grundsätzen aus so beurtheilt worden, als wenn diese völlig sicher ständen; in welchem Falle der Verfasser selbst augenblicklich die Falschheit vieler Sätze seines Buchs zugeben würde.“ Und sehr wahr bemerkt er gegen Hn. Lange S. 2: „So findet wirklich die eine wie die andre Deutung bey der *großen Unwahrheit* Statt, welche die Recension zum größten Theile ausfüllt, und die darin besteht: daß meine mythologischen Untersuchungen in sehr vielen einzelnen Punkten angegriffen werden, und doch nie bemerkbar gemacht wird, daß fast alle diese Angriffe bloß der *Grundansicht* und der *gesamten Method* gelten. Hätte Hr. Dr. Lange darauf merken und Andere darauf hinweisen wollen: er hätte dann gewiss seine Feder sehr schonen können, aber sich freylich die Aufgabe gestellt, *meine* Behandlungsweise anzugeben und die *seine* als die richtigere gegenüberzustellen. Davon keine Spur in seiner Arbeit: er fand es bey weitem bequemer, auf eine Menge einzelner Stellen zu schmähen.“ Und doch schreibt derselbe Hr. Lange, *Jen. L. Z.* 1825. Nr. 163. C. 843, weil Hr. Müller, von entgegengesetzten Principien ausgehend (mit dem Unterschied, daß er sie vorlegt!), sich an seinen Aufsatz über Apollon gewagt: „Hieraus (weil er andre Ansichten habe, die zwar moderne Myfik genannt werden, es aber darum doch nicht sind,) konnte Hr. M. schon abnehmen, daß ihm die Beurtheilung nicht zukam.“ Und nochmals wiederholt er das Bemerkte C. 347. „Es ist bereits oben gesagt worden, warum Hr. M. über diesen Aufsatz nicht mitzureden hat.“ Aber Hr. L. hatte mitzureden über Hn. M.!

Dergleichen Inconvenienzen mag nun Hr. L. selbst gefühlt haben, und so verdanken wir diesem Umstand eine Einleitung in das Studium der griechischen Mythologie von demselben. Dadurch werden zwar die bemerkten Uebelsände nicht gut gemacht, indem nun einmal jene Recension bey ihren Angriffen von verschiedenen Grundansichten nichts weiß; allein dankenswerth nannte Rec. dennoch die Erscheinung jenes Büchelchens, nicht in Bezug auf seinen Werth, dessen Würdigung (soweit sie nicht durch die Anzeige der Müller'schen Prolegomena nothwendig wird) hier süglich unterbleibt; sondern dankenswerth, weil gleichzeitig hier mit diesen Prolegomenen die gegenüberstehende Partey endlich einmal die Grundsätze im Zusammenhange zur Sprache bringt, mit denen sie bisher jeden anders Denkenden niederwerfen und die Wissenschaft beherrschen wollte. Das Publicum wird jetzt in den Stand gesetzt zu entscheiden, ob der Lärm und die Anfälle derselben, denen es so lange geduldig zugehört, zu billigen oder verwerflich waren, und ob in Zukunft Männer, wie Hr. Lange oder Hr. Müller, über Mythologie reden sollen. Rec. hat bey allem zeitherigen Streiten immer gewünscht, es möchten nur erst einmal die Principien zum Gegenstande des Kampfes erhoben, und über sie ein Resultat gewonnen werden, während jeder Theil stillschweigend hartnäckig von seinem Standpunkte ausging und nur einzelne Sätze und Ergebnisse anfeindete. Der erste Schritt ist gethan dazu durch die Erscheinung der beiden Schriften. Möge jetzt Jeder, der hier reden sollte, nicht

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

F (6)

schen

scheu zurücktreten, und nicht einen Kampf fürchten, den er nach seiner Ueberzeugung und Wissenschaft zu übernehmen schuldig ist. Durch den Kampf der Meinungen wird die Wahrheit errungen.

Ueber sein Buch erklärt sich Hr. M. dahin, er habe seit geraumer Zeit mythologische Untersuchungen getrieben, aber wie es in dergleichen Fällen gehe, die wissenschaftliche Thätigkeit sey dawegewesen, ehe man sich die Grundsätze derselben zum Bewußtseyn gebracht habe; erst wenn man sein Verfahren durch die Probe befriedigend finde, entwickle man sich selbst daran die Regeln, nach denen man schon vorher verfahren sey. Des Vfs. Absicht ist, wenn er jetzt mit einer Methodik des mythologischen Studiums auftritt, die Begriffe vom Wesen und der Entstehung der Griechischen Mythen, die er für die wahren und richtigen hält, auch denen verständlich darzulegen, welche von dem Fache nur eine geringe Kenntniß haben, und darauf die Grundsätze einer methodischen und kritischen Behandlung des Mythos zu bauen. Er äußert sich aber zu bescheiden. Nicht allein, daß hier zum erstenmal systematisch und vollständig die Grundsätze einer Wissenschaft vorgelegt werden, die in unsern Tagen ein so allgemeines und lebhaftes Interesse gefunden hat; so ist hier nicht nur für den geforgt, der geringere Kenntniß vom Fache hat, sondern vielmehr auch der Eingeweihteste wird das Werk dankbar aus der Hand legen. Worüber er sich bereits mit sich selbst verständigt hatte, das freut er sich von einem so ausgezeichneten Forscher anerkannt und öffentlich ausgesprochen zu sehen; Anderes, was er sich noch nicht klar gemacht hatte, sieht er hier auf einmal bey sich zum überzeugenden Bewußtseyn gebracht; auf Vieles wird er aufmerksam, auf Vieles sein Nachdenken geleitet, mancher Fehler ihm bemerklich, er in Zweifeln beruhigt; wo er nicht bestimmt, das fühlt er sich aufgefordert nochmals zu prüfen, in Vielem weiter zu gehen und bey sich selbst seine Grundsätze abzuschließen. Derjenige Theil des Publicums aber, der weniger in diese Wissenschaft eingedrungen ist, muß sich dem Vf. noch mehr verpflichtet fühlen, weil ihm durch dieses Werk ein leichter Weg geboten wird, sich mit mythologischen Studien vertraut zu machen und sich ein Urtheil in der Sache zu begründen, oder sein bisheriges zu berichtigen. Denn es ist nicht zu leugnen, daß bey dem bisherigen Stand der Dinge es schwierig war, in diese Studien einzudringen, insbesondere bey den widersprechendsten Ansichten und sich immer durchkreuzenden Benachrichtigungen eine Uebersicht, Ansicht, ein Urtheil zu gewinnen. Insbesondere giebt es ein Publicum, das die Wissenschaft nicht weiter als aus Tageblättern kennt, die zum Theil von einer einseitigen Partey ausgehend, fest an einer alten starren Form hangend, die neuern Bestrebungen und Fortschritte oft als Mysticismus, Unkritik, verwirrendes Gaukelspiel, kurz als wahren Unsinn und vollkommene Unvernunft darstellten. Diese Partey gab sich die Miene der Liberalen, der Aufgeklärten, der echt Vernünftigen

und Menschlichen; sie rühmte sich als Vorkämpfer gegen Nacht und Verfinstern, Pfaffenthum und Despotismus. Die größte Wirkung that, daß sie das meiste Geschrey machte, und so konnte es nicht fehlen, daß sie den größten Theil der öffentlichen Stimmen für sich hatte. Bey diesem Publicum waren denn die neuern Mythologen unter allen Credit gesunken, und anstatt sich erst auf der andern Seite zu unterrichten, war sein Urtheil das abschprechende. Dabey vermischte es fast immer ohne Ausnahme, was nur neuere Mythologie hieß, und mythisch, unkritisch, widersinnig war ihm Eins wie das Andere. Dieses Publicum, das zwar literarische, aber nicht gelehrte, wünscht Rec. vor Allem, möge des Vfs. Buch lesen, um sich die Augen über die wahren Verhältnisse öffnen zu lassen. Der Vf. selbst endlich wird bey fast Allen ohne Unterschied durch dasselbe speciell seine Arbeiten, die so sehr verunglimpft waren, zu Ehren bringen. Glänzender, glaubt wirklich Rec., hätte er sich nicht rechtfertigen können. Lese nur jeder Unbefangene! und dann urtheile er selbst über die Anklagen und vorgebrachten Ueberweisungen „der absichtlichen Verdrehungsfucht, der Phantasie, der literarischen Trugs, der Unkenntniß griechischer Mythologie und Geschichte“, des Mysticismus u. s. w. Von allem dem wird der Leser keine Spur finden, vielmehr nur das Gegentheil. Zwar ist Hr. Dr. Lange (Jen. L. Z. 1825. Nr. 161 ff.) bereits so geschäftig gewesen, auch dieses Buch ins Gemeine zu ziehen und seinen ehrenwerthen Hn. Verfasser zu verunehren. Aber er ist gerichtet durch das, was Hr. M. voraussetzend (X.) schreibt: „Es werden wohl noch Manche in ähnlichem Geiste kommen, und weil sie selbst nichtsersprießliches zu schaffen wissen, ihren Verdruß an dem Verfasser auslassen. Hängt sich doch an jedes nicht ganz gewöhnliche Bestreben, besonders in diesen Tagen, Neid und Verkleinerungsfucht. Mögen sie ihre Zeit lieber anwenden, um die Preise zu ringen, die für Jeden ausgelegt sind, z. B. um den, um in der Mythologie nicht bloß, ob eine Erzählung bey Homer vorkommt, nachzuweisen, was ein Homerischer Argus thut, sondern die innere Bildung und Geschichte des Mythos zu entziffern, was noch Wenige gethan haben.“ Was die Recension über die vorliegenden *Prolegomena* in der Jen. L. Z. betrifft, die hier angedeutet ist, so meint Rec., es sey wirklich Mißbrauch mit der Geduld seiner Leser getrieben, wenn er dieselbe auch nur zum Theil so beleuchten wollte, wie oben mit der über die Dörrier geschehen. Damit ihm aber doch nicht die Leser aufs bloße Wort glauben sollen, sie sey in demselben Geiste der Feindschaft, Unwissenheit, Verdrehungsfucht und Verleumdung abgefäht, wie die erwähnte und bereits durch Beweise charakterisirte, so wird er gelegentlich und am gehörigen Orte dann und wann auch hiervon die Beweise beybringen.

Die *Prolegomena* beginnen mit einer „Charakteristik des Hn. Dr. Lange als Recensenten der „Dörrier“ in der Jen. A. L. Z., worin „der vollständige Erweis der

der völligen Unfähigkeit des Hn. L. als Recensenten" geführt wird. Wie natürlich, so hat dieser sehr eifrig gegen ein solches Ansehen (*Jen. L. Z. 1825. C. 821 bis 850*) protestirt, und durch Verdrehungen und Entstellungen aller Art der Sache ein leidliches Ansehen zu geben gewußt. Wer aber nur einigermaßen zu vergleichen und nachzuschlagen sich die Mühe giebt, dem leuchtet die gar zu große Mattigkeit und Unredlichkeit zu leicht ein, als daß es hier einer Auseinandersetzung derselben bedürfte. Zum Ueberflus vergleiche man z. B. Hn. *Lange's* Beweisart (*C. 826*), daß die Macedonier Griechen seyen, mit dem, was wir oben hierüber bemerkten, und der uns eben zugekommenen kleinen Schrift Hn. *Müller's* (wovon unten) über diesen Gegenstand; so wie was C. 334 gesagt ist. Weil nämlich Hr. L. nicht begreifen konnte, wie Hr. M. einmal Pelasger und dann wieder Hellenen nach Dodona setzen konnte, hatte er diesen Widerspruch für ihn gerügt. M. hatte darauf *Prolegg. S. 18* bemerkt, „daß das Völkchen, das vor allen zuerst *Ἰλλυρες* hieß, in einer nahen Verbindung gestanden haben könnte mit den Pelasgischen Umwohnern Dodona's." Jetzt entgegnet Hr. L. (*l. l.*) mit aller Zuversicht: „Aber daß dies der Vf. hätte sagen wollen, davon findet sich in den Doriern keine Spur, und die Erläuterung, die er hier giebt, ist dem Sinn der Stellen gerade entgegengesetzt." Was? Lese er doch zuerst *Dorier I. S. 6*, wo er die Behauptung finden wird, daß die Pelasger Griechen waren und *Griechisch* redeten (vgl. *S. 8*); daß die nachwandernden Stämme, Achäer, Ionier, Dorier, nicht stark und zahlreich genug gewesen, um eine barbarische Bevölkerung zu hellenisiren u. s. w. *S. 10* wird bemerkt, die Völkersämme der heroischen Mythologie seyen nichts als nördliche Zweige der Griechischen Nation, welche sich über die südlichen geworfen und sie unterjocht hätten. „Das älteste Vaterland der eigentlichen Hellenen (heißt es weiter), die in der Mythologie nur einen kleinen Stamm in Phthia bezeichnen, (wozu die Note 2, wo nähere Bestimmungen angegeben werden) lag nach Aristoteles in Epeiros um Dodona, dessen Gott Achilleus als den urväterlichen Schirmer seiner Familie anseht." Wahrscheinlich seyen die Achäer gleichen Stamms und Ursprungs. Dann wieder wird *S. 13* Zeus von Dodona Pelasgischer Gott genannt; und *S. 14* wird behauptet, daß es eine Zeit in Griechenland gegeben habe, in welcher die Richtungen der Heroischen (Hellenischen) und Pelasgischen Stämme noch ungetrennt gewesen! Sind das nun keine Spuren, und ist die gegebene Erläuterung dem Sinn der Stellen entgegen? Aber so kannte Hr. L. das Buch, das er so gänzlich wegwarf, und so ist die Art, wie er sich aus den gegen ihn gerichteten Anklagen herausziehen möchte! Auf beide bemerkte Blößen hatte Rec. schon oben in der Anzeige der Dorier aufmerksam gemacht, des Komischen wegen will er aber noch einen neuen Fehlschluß Hn. *Lange's* anzeigen. Er hatte (*Jen. L. Z. 1824. C. 290* von Hellespontischen Doriern (in Asien) gesprochen. Darauf

mußte er *Prolegg. S. 30* hören, solche Dorier seyen nur ein Geschöpf seiner Einbildung, mit der Nachbemerkung *S. 434*, Hr. M. spreche hier von den Doriern im Sinne des Hn. L. und nicht eines Herodot und Thucydides. Wenn nun aber *Herodot VII, 95* von Hellespontischen Doriern spricht, so sind diese nicht in Asien, sondern in Europa. Denn der Hellespont ist ihm eine ziemlich große Provinz Kleinasien, wozu auch die jenseitige Küste Europa's gehört. Dorier aber an der Seite Asiens sind ein Unding. Nun schaue man nur die possierlichen Sprünge in der *Jen. L. Z. C. 345*, die das hohe Pferd macht, auf das sich Hr. L. gesetzt, wie er irr geleitet durch *Hier. VII, 95* durchaus nicht begreifen kann, daß seine Dorier verschieden seyn sollen von denen des Herodot und Thucydides! Zwar wird er dreist genug seyn, zu behaupten, er habe recht gut an die Dorier in Europa gedacht! Aber wer nur die Stelle der *Jen. L. Z.* lesen will, wird es ihm nicht glauben, zumal nach der Aeußerung *C. 346*: Hr. M. habe erst nachher durch einen warnenden Freund von den Hellespontischen Doriern (in Asien am Hellespont nach Herodot a. a. O.) Benachrichtigung erhalten, was zu der Nachbemerkung *Prolegg. 434* die Veranlassung geworden. So konnte aber L. nur schreiben bey dem Gedanken an asiatische Dorier, da ja in *M's* Schriften die Hellespontischen Dorier in Europa häufig nachgewiesen werden.

Geselle sich L. einstweilen zu diesen seinen Doriern; wir begleiten den Vf. weiter. *S. 37–56* folgt eine „Antwort auf die Recension des Hn. Geh. Hoff. *Schlosser*." M. schreibt hierüber in dem Vorwort *S. VIII*: „es hat dem Verfasser leid gethan, mit diesem Recensenten (Hn. L.) einen andern zusammen nehmen zu müssen, der ohne Zweifel redlicher und in der Wissenschaft ein ganz andrer Mann ist! Der Vf. hofft, daß von nun an die Wege der beiden auseinander gehen werden. Der Letztere wird einsehen, wie weit er die Grenze seines wissenschaftlichen Berufs überschritten hat, und wie hier Aufgaben zur Sprache kommen, deren Lösung nicht seine Sache ist."

S. 59. §. 1. Der äußere Begriff des Mythos. Die Mythen bestehen in einer Masse Erzählungen von Handlungen und Schicksalen persönlicher Einzelwesen, welche nach ihrem Zusammenhange und ihrer Verflechtung insgesamt eine frühere, von der eigentlichen Geschichte Griechenlands ziemlich genau getrennte Zeit betreffen. *S. 66. §. 2. Schritte zum innern Begriffe des Mythos.* Sein Inhalt ist entweder Geschehenes oder Gedachtes, Reelles oder Ideelles, Beides aber meistens verknüpft. Das Ideelle ist zum Theil theogonischen Inhalts, und das Meiste, was in der heroischen Mythologie Gedachtes ist, betrifft die Verehrung der Götter, wiewohl auch keine Classe von Ideen auszuschließen ist, in sofern sie in dem Kreise des Denkens jener frühern Menschen gelegen haben können. *S. 81. §. 3. Von den Quellen der Mythen oder vielmehr unsrer Kenntniß von denselben;* wovon die Frage, woher sie stammen, wohl zu

zu unterscheiden ist. Der Vf. giebt eine Charakteristik der verschiedenen Classen der Schriftsteller, in Bezug darauf, wie sie als Quellen der Mythen zu branden sind. S. 102. §. 4. *Von den Quellen der Mythen selbst oder von der Entstehung derselben.* Das sehr einleuchtende Resultat des vorhergehenden §. war, daß jene sämtlichen Schriftsteller von Homerus an die Mythen nicht als etwas Selbsterfundenes geben, sondern daß sie dieselben als etwas früher Vorhandenes empfangen haben, wenn sie sich auch einzelne Modificationen erlauben. Namentlich den alten Epikern und Logographen sind sie wirklich wahre Ueberlieferungen aus alter Zeit. Vielmehr in der Volkslage, in der mündlichen Ueberlieferung liegt grösstentheils die Quelle der Fabeln. Hinsichtlich der Entstehung des Mythos ist der Begriff einer Erfindung (durch Schlaupöbde, Priester oder dergleichen) gänzlich davon zu entfernen, sondern es ist der Begriff einer gewissen Nothwendigkeit und Unbewusstheit im Bilden des Mythos zu statuiren. Auch ist dieser noch anzulegen an die der Allegorie näher verwandten Mythen, wie z. B. die Erzählung von Prometheus ist. Uebrigens ist dieser §. einer der wichtigsten und gelungensten des Buchs, und in ihm liegt der Schlüssel zu der einzig richtigen Ansicht von der Mythologie. S. 124. §. 5. *Ueber die Bestimmung des Alters eines Mythos nach der Erwähnung desselben in Schriftstellern.* Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß die Frage nach den schriftstellerischen Hülfsmitteln zur Kenntniß des Mythos durchaus zu trennen ist von der andern Frage nach der eigentlichen Quelle und dem Ursprung desselben. Und doch ist eine solche Verwechselung sehr häufig, indem die Zeit eines Mythos nach seinem Vorkommen bey irgend einem Schriftsteller bestimmt wird. Eine solche Methode hat aber Alles gegen sich. Denn viele Schriftquellen des Mythos sind verloren gegangen, und von vielen Mythen geben die Sammler nicht an, aus welchem Autor sie dieselben entlehnt haben. Ferner können wir nicht bestimmen, wieviel ein jeder Schriftsteller von Mythen gewußt habe, was namentlich gegen die Annahme einzuwenden ist, Homer enthalte eine vollständige Mythologie. Wo ist das Kriterium dessen, was er nicht wußte? Drittens beweist selbst das Nichtwissen eines Dichters gar nicht das Nichtdaßeyn eines Mythos; indem in andern Landschaften, als denen, wo er lebte, sehr viele örtliche Sagen im Munde des Volks seyn konnten. Sehr wahrscheinlich aber auch, daß Homer Manches bey Seite gelassen hat, was er recht genau kannte. Daraus wird der Schluß gezogen: daß ein wahrhaft kritischer Forscher sich durch Homer's oder anderer älterer Dichter Nichterwähnung eines Mythos höchstens zu dem Urtheile berechtigt achten wird, derselbe sey in der Gegend, wo der Dichter lebte und sang, zur Zeit nicht bekannt gewesen — und doch auch zu diesem nur dann, wenn die Erwähnung sonst

sehr nahe lag und dem Plane des Gedichts und Haltung des Ganzen gemäß und passend war — ; Nichtvorhandenseyn des Mythos aber zu beweisen stärkere und tiefer geschöpfte Gründe nöthig sind, indem die Entstehung der Mythen weit über Homer hinaus liegt, kann es für das Alter eines solchen künftiges authentisches Zeugniß geben; womit jeder Nutzen einer chronologischen Anordnung Zeugnisse nicht gezeugnet wird.

Die Annahme, das Alter eines Mythos werde bestimmt durch die Erwähnung desselben bey ein Autor, kann nicht genug besprochen werden, und damit jede mythologische Forschung aufgehoben wird. Aber doch ist dieser Grundsatz von Seiten der A. symboliker bey Bekämpfung ihrer Gegner streng angewendet worden. Rec. glaubt daher, sich hier wäufiger in die Erörterung desselben einlassen zu müssen. Zunächst berücksichtigt er, was Hr. L. (Jen. Z. C. 354.) dagegen vorgebracht hat, nämlich Einstellungen und Verstellungen der Sätze des V. Hier wäre es für ihn an seinem Ort gewesen, darüber zu rechtfertigen, daß er in Beurtheilung des Abschnitts der Dörfer über die Hyperboreer u. sonst durch das ganze Buch hin so häufig seine vnehm absprechenden Entscheidungen auf eine chronologische Berücksichtigung des Alters der Quellen gründet! Aber ohne eine solche Rechtfertigung m ihn doch der Vorwurf der Unkritik und Willkürlichkeit treffen! Jetzt wendet er, was er gegen M's. Argumentation in den Prolegomenen vorbringt einzig dahin, dessen Hauptatz sey: *Mythicismus u. Symbolik* werde bereits in der ältesten Mythologie angetroffen, und zunächst zum Erweis des Mythicismus greift er auf, was M. nur beyläufig, auf nicht ganz einer Seite (127), bemerkt hat, und zu nur als *wahrscheinlich*, daß Homer leicht noch mythische Fabeln gekannt habe, als er erwähnt. U auch was gegen dieses Wenige gerichtet ist, beruht auf gänzlicher Entstellung des Zusammenhangs Müller'schen Textes, so wie es entweder von weisem Umsicht, oder großer Einbildung zeigt, zu behaupten, bey Homer fänden sich keine mythischen Mythen ohne das Kriterium dessen, was mythisch sey, zu bestimmen, während M. und Andere dergleichen bey Homer anerkennen. Aber all das entstellende Räkement L's., daß Homer keine mythischen Fabeln gekannt habe, wie trifft es durchaus nicht sämtliche Forschungen M's., und wie wenig oder nicht rechtfertigt L. damit seine Mißbilligung der Müller'schen Werke! Hat denn M. die Behandlung mythischer Fabeln, nach dem Begriff, welchen L. da haben muß, zu seinem Gegenstande gemacht? O ist vielleicht der Mythos von den Hyperboreern, der Samier Kolaios gebracht haben soll, ein mythischer? und doch hatte L. hier einzig nach dem wichtigsten chronologischen Zeugnisse gegen M. gekämpft.

(Die Fortsetzung folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1827.

ALTERTHUMSKUNDE.

- 1) **BRESLAU**, b. **MAX** u. **Comp.**: *Geschichten Hellenischer Stämme und Städte*, von **Dr. Karl Otfried Müller** u. f. w.

Auch unter dem Titel:

Die Dorier. Vier Bücher, von **Dr. Karl Otfried Müller** u. f. w.

- 2) **GÜTTINGEN**, b. **VANDENHOECK** u. **RUPRECHT**: *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie*, von **Dr. Karl Otfried Müller** u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ist demnach gegen den Grundsatz, daß die chronologische Berücksichtigung der Zeugnisse an sich für oder gegen das Alter eines Mythos, oder dessen richtiger Ueberlieferung, nichts entscheiden könne, in der Recension der *Prolegomena* durchaus nichts Entkräftendes gesagt, so wollen wir um so mehr die Rechtfertigung des Festhaltens an die Chronologie der Zeugnisse, welche **Hr. L.** anderwärts (Einleitung in das Studium der Gr. Myth.) giebt, beachten und prüfen. Eine Parthey, welche die Handhabung der strengsten Kritik den Worten nach zu ihrem Panier machte, verfuhr dessen ungeachtet bisher so willkürlich und unkritisch, daß sie alle späteren *historischen* Zeugnisse, so bald sie ihr nicht paßten, schlechthin verwarf, ohne einen andern Grund, als weil der älteste *Dichter* nicht dieselben Umstände überliefere! **Hr. L.** giebt, so viel **Rec.** weiß, zum erstenmal im Zusammenhange, eine Rechtfertigung solchen Verfahrens. Hören und prüfen wir. A. a. O. beginnt sogleich das erste Kapitel mit der Ueberschrift: Quellenkritik. „Es ist nichts,“ heist es S. 11, „verderblicher für die mythologische Wissenschaft, als allen Quellen der Mythologie eine gleiche Autorität für jedes Zeitalter des religiösen Glaubens und namentlich für das älteste beizulegen; es ist nichts irriger, als die Ueberlieferungen der späteren Schriftsteller für alte Tradition anzusehen.“ „Die Mythologie (S. 12) zerfällt in mehrere Epochen, und jeder Schriftsteller ist nur für die Epoche gültige Quelle, der er selbst angehört.“ Den Beweis hierfür führt **Hr. L.** aus der Natur der Religion, in der Substantielles, d. h. der Glaube an das Göttliche, und Accidentelles, d. h. die Einkleidung des Göttlichen in irgend eine beliebige Form, zu unterscheiden seyn. *Jenes*

sey ein Stetiges, dieses ein Wandelbares, S. 5. Der Gegenstand der Mythologie ist das Accidentelle (S. 7), und also war auch die Griechische Religion in den verschiedenen Epochen eine verschiedene, so daß jeder Schriftsteller nur gültiger Zeuge für seine Zeit ist, wenn er auch das, was er vorbringt, als alt und ursprünglich ausgiebt, S. 9. Aus dieser Vorstellung heben sich allein **Hn. L.** die sonst unerklärbaren Widersprüche in den Quellen (S. 8), und in einer solchen Behandlung derselben findet er das Heil der mythologischen Wissenschaft, S. 3, — **Rec.** aber vielmehr das Unheil, und es giebt nach ihm nichts Verderblicheres für dieselbe. Denn jene Sätze fagen mit andern Worten nichts weiter, als was die Antisymboliker durch ihr Thun bekannt haben: „wir lassen nichts in der Mythologie gelten, was nicht mit ausdrücklichen Worten in unserm Homer steht. Jeden andern Beweis verwerfen wir vornweg, und heben jede weitere Forschung auf. Und wer nicht in dieser Einsichtigkeit streng beharrt, der ist ein Verfälscher der Quellen, ein Mytiker, ein heimlicher Papist u. f. w.“

Daß nun die griechische Religion in ihren verschiedenen Epochen eine verschiedene war, wird keinem Vernünftigen einfallen zu leugnen. Aber das trifft die Sache nicht. Denn nun fragen wir genauer: in wie fern hat das Einfluß auf die Quellen? Hier zeigt sich, daß wir unterscheiden müssen. *Entweder* werden uns Meinungen und Vorstellungen von den Göttern und Göttlichem gegeben, und diese finden wir zu den verschiedenen Zeiten verschieden. Der Zeus des Homer, des Aeschylus und der Neuplatoniker ist immer ein anderer. Hierauf ist **Hn. L.**'s Kritik anzuwenden, und keineswegs können solche subjective Ansichten von Individuen oder ganzen Zeitaltern, ihre *Erklärungen* von Mythen und dergleichen zu Beweisen für das Wesen der früheren Perioden der griechischen Mythologie erhoben werden. *Oder* die Quellen geben uns Ueberlieferungen, die den äußeren Charakter historischer Nachrichten an sich tragen, d. h. Mythen. Nun wird aber keine Kritik behaupten wollen, daß nicht spätere Schriftsteller richtige historische Facta einer früheren Zeit erzählen können, denn sonst könnten ja alle Historiker nur von *ihrer* Zeit etwas ausagen. Also werden auch jene *historischen* Sagen der Mythologie — gerade die wichtigsten und reichhaltigsten Quellen — gegen **Hn. L.**'s Raisonnement nicht zu verwerfen seyn, indem das Accidentelle in der Religion

der folgenden Perioden nicht berühren kann, was Ueberlieferung aus der ältesten Zeit ist. Der historische Kritiker kann zwar einzelne Angaben der Quellen verwerfen, aber nicht aus dem Grunde, daß in der Geschichte Accidentelles und Wandelbares sey, vielmehr muß er ganz andere Argumentationen führen. Das werden auch jene Mythologen thun müssen, welche die Angaben späterer Autoren nicht anerkennen wollen. Hr. L's. Angriff aber trifft letztere nicht weiter, und er wird in Zukunft besser thun zu schweigen, als den edlen Weisen Griechenlands nicht nur die Glaubwürdigkeit abzuprechen, sondern sie auch in dieser Hinsicht in dieselbe Reihe und Ordnung zu stellen mit einem Gregor VII., den „Wiedertäufern“, und „den religiösen Schwärmern alter, neuer und neuester Zeit“ (S. 9. 10).

Die Sache werde daher umgekehrt, und anstatt daß die Antisymboliker von ihren Gegnern bisher immer sehr laut den Beweis forderten, die von denselben benutzten Ueberlieferungen stammten aus Homerischer und Vorhomerischer Zeit, mögen doch jene einstimmig und vor Allem erst von den Antisymbolikern den Beweis verlangen, jene Ueberlieferungen stammten nicht aus so alter Zeit, und alle ihre Machtsprüche, ohne solche Beweise gegeben, als nicht vorhanden ansehen! Aber, hören wir manchen Antisymboliker uns entgegen, wir verwerfen die Zeugnisse nachhomerischer Schriftsteller, anbelangend vorhomerische Zustände, weil deren Aussagen nicht mit dem Geiste homerischer Religion übereinstimmen. Allein sie schlagen sich da mit ihren eigenen Worten. Denn sie behaupten das *Wandelbare* in der Religion, und wollen doch die *Periode Homers zur richtenden Norm für frühere Zeiten vor Homer machen!* „Die Berücksichtigung der Gesetze menschlicher Natur dient zur Aufhellung der schwierigsten Probleme in der Geschichte,“ schreibt Hr. L. S. 4. Allein warum vergißt er dieses Grundsatzes, wenn es sich von vorhomerischen Glauben fragt? Warum zeigt er namentlich nicht, daß nach den Gesetzen menschlicher Natur das Symbolische nicht ein Element frühesten Glaubens sey? Vielmehr die Beachtung jenes Gesetzes und die Analogie von anderen alten und neuen Völkern lehren ausdrücklich das Gegentheil!

Aber es findet sich doch, wird Hr. L. weiter einwenden, daß die Nachrichten späterer directen Angaben Homers entgegen lauten! Hier steht er freylich am Gordischen Knoten, aber er haut ihn durch, indem ihm immer nur das ältere Zeugniß gilt. In dem Widerspruch der Zeugen findet er noch gar die Rechtfertigung seines Verfahrens, S. 8. Allein das sind doch keine Widersprüche, — höchstens spätere Zusätze, — wenn mehrere Angaben neben einander laufen, die oft nur die Auffassung desselben Mythos von verschiedenen Seiten sind. Sind denn nicht Autoren aus demselben Zeitraum sogar häufig mit einander in Widerspruch! Wo bleibt denn hier das Entscheidende Kriterium für das Wahre? Die rechte Kritik aber wagt nicht nach einer bloß *äuße-*

ren Zeitordnung der Zeugen, vielmehr entscheidet sie nach dem inneren Werthe, und untersucht, ob sich die verschiedenen Angaben innerlich nicht aufheben, sondern sich wohl gar bestätigen, und wo sie nicht vereinigen kann, schonen sie lieber und bekennt den Mangel an Einsicht, als daß sie barbarisch vernichtet. Und ist es denn Grundfatz der historischen Kritik, nur die gleichzeitigen Zeugen zu hören? als ob solche nicht oft unzuverlässiger wären, denn spätere!

Vielmehr in den Mythen selbst liegt eine innere Nothigung, sie größten Theils als alt und vorhomerisch anzuerkennen. Hr. L. giebt zu, S. 15, die Fabeln seyen keineswegs das Product müßiger Köpfe. Sie müssen also entstanden seyn in einer Zeit, in der man ihren Sinn verstand. Homer versteht ihn nicht, Hesiod nicht, und im Allgemeinen alle Folgenden nicht, am wenigsten die Scholiasten, die späteren Allegoriker und Mythologen, in denen sich viele der wichtigsten Angaben gerettet haben. Was folgt daraus? daß sie aus jenen ältesten Perioden abstammen müssen, in denen ihr Sinn noch erkannt wurde. Unwahrscheinlich wird die Erfindung so vieler Notizen auch dadurch, daß die Späteren sich hinsichtlich derselben mit Früheren, den gewichtvollsten, Autoritäten, selbst einem Homer, in Widerspruch setzen. Zu ihrer Rechtfertigung bey ihren Zeitgenossen hatten sie also wohl andere eben so alte Autoritäten für sich. Noch häufiger läßt sich gar nicht denken, daß irgend eine Periode nach Homer ein Interesse gehabt haben könnte, dergleichen zu erfinden, wie wir von den ältesten Zuständen hören, z. B. anbelangend schon zu Homers Zeiten längst aus der griechischen Geschichte verschwundene einzelne Volksstämme und Geschlechter.

Rec. ist aber hierbey eben so weit als Hr. M. davon entfernt, zu leugnen, daß die Fabeln in dem Fortgang der Zeit mancherley Zusätze und Entstellungen erfahren konnten, und daß eine chronologische Würdigung der Zeugen auch ihr Gutes habe, vgl. *Prolegg.* S. 129. Allein der Kern der Sage bleibt uns bey diesen Zusätzen und Entstellungen doch wohl immer bey der Reichhaltigkeit der Quellen in irgend einem Autor erhalten, oder vielmehr die Mehrzahl wird das Echte überliefern. Jene Zusätze sind nun entweder der Art, daß sie sich leicht erkennen lassen, wie man z. B. ohne viele Mühe zeigen kann, daß was von einem vorhomerischen Zusammenhange Griechischer und Aegyptischer Religion erzählt wird, aus der Periode nach Psammetich herstammt. Oder so lange man ihre spätere Entstehung nicht nachweisen kann, ist es allemal vortheilhafter und kritischer, sie unberührt stehen zu lassen, als sie vornweg zu verwerfen.

§. 6. S. 132. *Bestimmung des Alters von Mythen nach historischen Ereignissen.* Da die bloße Frage nach dem Alter der Zeugnisse nicht zu dem Ziele führt, das Alter eines Mythos bestimmen zu können, so versucht der Vf. andere Mittel dazu, und giebt nur *vorläufige* Data, weil die Hauptfache immer

immer bleibt, den Mythos in seiner Entstehung zu begreifen, wozu aber die eigentliche Erklärung desselben erforderlich ist, auf welche sich der Vf. hier nicht einläßt. Solche vorläufige Data ergeben sich nun, wenn es gelingt, einen Zusammenhang von Mythen mit sichern historischen Facten auszumitteln. Solche historische Ereignisse sind besonders Gründungen von Kolonien, und Hr. M. zeigt nun an einer Anzahl von Beyspielen die Wichtigkeit dieser Art Forschung. Leider verbietet der Raum, diese Beyspiele hier nach dem Vf. zu entwickeln. §. 7. S. 145. *Ausdehnung dieses Verfahrens bis in die mythische Zeit.* Besonders belehrend sind behandelt die Beyspiele von der Verbreitung der Mythen des Kadmos durch die Tyrrenischen Pelasger, und von der Verpflanzung der Sagen von der Sühnung des Apollon. §. 8. S. 164. *Ueber das Alter der Hauptmasse der Mythen.* Nachdem Hr. M. im Vorhergehenden an einer hinlänglichen Anzahl von Mythen deren Daseyn vor dem Zeitalter künstlich ausgebildeter Poesie dargethan hat, giebt er in diesem §. den Beweis, daß die größere Masse der Mythen ihre Wurzel in der mythischen Zeit selbst gehabt haben müsse. Namentlich zeigt der Vf. den bestimmten Unterschied, den die Griechen zwischen dem eigentlich mythischen Zeitalter und dem historischen machten, und daß die Mythenschöpfung hauptsächlich nur in den Zeiten vor der Heraclidenwanderung thätig war. §. 9. S. 169. *Ungefähre Bestimmung der Zeit, in welcher die Mythenbildung thätig zu seyn aufhörte.* Nach der Heraclidenwanderung erzeugen sich zwar noch Mythen, aber doch viel seltener. Die Ursachen davon werden entwickelt. Durch Kolonialverhältnisse entstehen noch die meisten; die jüngsten sind die durch die Gründung von Heracleia am Pontus entstandenen. Andere Mythen aus dieser Zeit entstehen durch die Bekanntschaft der Griechen mit fremden Völkern. Auch viele Genealogien kommen jetzt erst in Aufnahme. Als äußerste Grenze des Mythenschaffens wird Olympias 50 bestimmt, nämlich der Mythen in dem oben gegebenen Begriff. Durch das Vorhergehende wurde der Vf. veranlaßt zu einem sehr dankenswerthen Anhang zu Kap. 9: *über die astronomischen Mythen*, S. 191. Die sehr einleuchtenden Resultate des Vfs. sind, daß die Zeiten bis zu Hesiod als eigentliche astronomische Mythen nur die Sagen von den Plejaden und Orion kannten, und daß von Hesiod bis zu den Alexandrinern die mythische Dichtung und die Zeichnung von Sternbildern gänzlich getrennte Thätigkeiten gewesen. Erst von der Zeit der Alexandrinischen Grammatiker an gingen Mythologie und Astronomie Hand in Hand, und es entstanden die eigentlichen astronomischen Mythen, doch nicht so, daß man neue Mythen machte, sondern daß man für die vorhandene Gestalt der Sternbilder irgend ein Thier oder Wesen bey den älteren Dichtern und Mythographen aufsuchte. §. 10. S. 205. *Wie der Mythos von dessen Bearbeitung durch Dichter und Schriftsteller zu scheiden sey.* Es ist näm-

lich abzulösen, was deren Zuthat ist, wohin gehört das psychologische Motiviren, eine durch die Dichter bewirkte Gleichmässigkeit und innere Uebereinstimmung in dem Charakter der Mythen und Götter, und die Notizen über mythische Zeiten, z. B. bey Herodot oder Thucydides, die oft solcher Schriftsteller Zuthat oder das Resultat ihrer Schlüsse sind, während viel dunklere Autoren die eigentliche Quelle dazu in mythischem Gewande überliefern. §. 11. S. 218. *Wie der mythische Stoff in seine ursprünglichen Bestandtheile aufzulösen sey.* Da im Alterthum das Bestreben herrschte, die Sagen zu verbinden, und zusammenhängende Ganze daraus zu bilden, so haben wir vor andern Dingen den Zusammenhang zu vernichten und aufzulösen, wobey aber hauptsächlich die drey Punkte beachtet werden müssen: wo ist diese und jene mythische Erzählung entstanden, durch welche Personen und woran hat sie sich gebildet; für welchen letztern Punkt die Geschichte der griechischen Götterdienste als die bedeutendste Hülfswissenschaft gelten muß. Daher folgen im §. 12. S. 236 *Hülfs- und Lehrsätze über den Gottesdienst und die Symbolik der Griechen.* Die vielen und tiefen Gedanken, die der Vf. hier vorträgt, gestatten uns keinen Auszug, und wir halten uns an Einzelnes. Mit dem vollkommensten Recht spricht Hr. M. dem Homer und der Vorhomerischen Periode das Symbol zu, S. 256. Symbol ist ihm ein äußerliches sichtbares Zeichen, an welches sich eine geistige Regung, Gefühl oder Gedanke knüpft. Rec. begreift aber nicht, wie Hr. Lange (*Jen. L. J. C. 354—357*) diesem Satz widersprechen kann. Denn überall begegnet uns bey Homer Symbolik. Oder ist das nicht symbolisch, wenn die Betenden Blick und Hände gegen den Himmel richten? Ferner nicht die Gebräuche bey den Opfern, Libationen, Reinigungen, Waschungen, Sühnungen, Schwüren? Oder wäre es nöthig, dieses noch Hn. L. auseinander zu setzen? Dagegen die Idee des Opfers, leugnet Hr. L. standhaft, sey symbolisch, indem Hr. M. gelehrt hat, es gebe sich darin das anerkennende Gefühl kund, daß es der Gott ist, der uns speist und trinkt, indem ihm ein Ehrenantheil von der Nahrung gegeben, und dem menschlichen Gebrauche entzogen wurde, woraus sich der Aberglaube entwickelt habe, den Göttern werde damit wirklich etwas Angenehmes erzeugt, oder die Opfer hätten die Absicht, einen Fettdunst zu erregen. Sehr keck erwiedert Hr. L., nirgends finde sich ein Opfer als Symbol, als bloßes Schauergewicht, zu dem die Götter geladen worden wären, um mit trockenem Munde wieder abzu ziehen. Hr. L. hätte schon vorsichtig werden sollen, durch die Bemerkung in den Prolegomenen, daß man bey einer solchen Ansicht vom Opfer auch meinen müsse, bey der Libation werde der Wein deswegen auf die Erde gegossen, damit ihn die Götter aufleckten. Denn hier scheint kein anderer Ausweg zu seyn, wenn sie anders nicht mit trockenem Munde wieder abziehen wollten! Wie? also aßen die Götter nach Hn.

Hn. L. nicht allein von dem Stirnhaar der Opferthiere, das in die Flamme geworfen wurde, Apollon und die Flußgötter müssen auch einen besondern Appetit an den Haaren der Menschen gehabt haben, die man ihnen opferte, *Il.* 23, 146. *Hes. Th.* 346, ja der troische Scamandrus muß demnach ganze lebendige Pferde verschluckt haben, *Il.* 21, 132. Nein, vielmehr dergleichen Opfer beurkunden zur Genüge, in welchem Sinn die Idee des Opfers zu fassen sey. Eben so die Weihgeschenke, welche den Göttern gebracht werden. So verspricht Hector (*Il.* 7, 83) die Siegesbeute im Tempel des Apollon aufzuhängen; so legt Theano das köstlichste Gewand der Hecabe auf die Knieen der Athene (*Il.* 6, 302), so weiht Aegisthus viel des Schmucks, der Stiergewande und des Goldes (*Od.* 3, 274), u. f. w.; vgl. *Od.* 12, 347. 13, 356. 16, 185. *Il.* 10, 460. 571. Dergleichen Geschenke aber eignen sich die Götter nicht leiblich an, wie sie nach Hn. L. die Opfer wahrhaft essen, — denn Apoll benutzt die Beute des erschlagenen Feindes nicht, Athene bekleidet sich nicht mit dem Gewande, und die Götter brauchen des Aegisthus Gold nicht, — sondern sie sind offenbar Symbole der Huldigung und Dankbarkeit, — obgleich Hr. L. versichert, dergleichen fröliche, sinnbildliche Gaukeley sey dem verständigen Sinn der Griechen ganz fremd gewesen! Und ehe Hr. L. die Idee der Sühnung in dem Opfer, durch bloßen Machtpruch, abwehrt, wolle er erst den Gegenbeweis davon liefern, daß Hr. M. sagt, dieser Gedanke sey in unzähligen Gebräuchen und Sagen ausgesprochen, wie er ihn namentlich in dem Mythos von dem Widder des Phrixus ausgeführt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) CÖSLIV, in Comm. b. Hendefs: *Muscheln, gesammelt am Strande der Ostsee*, von G. Werner. 1827. 183 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)
- 2) *Ebendaf.*, b. Ebend.: *Erzählungen, Balladen und Lieder*, von J. G. Benno. Zweytes Bändchen. 304 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)
- 3) MAGDEBURG, b. Hinrichshofen: *Der Student von Leiden*, ein historisch-romantisches Gemälde aus dem dreißigjährigen Kriege, von Robert Walthers. 1827. 354 S. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.)

4) HILDBURGHAUSEN, b. Kesselring: *Erzählungen, von Heron Galt*. (Dem Verf. der Erben, des Gewissens, Rothelans u. f. w.) Aus dem Englischen übertragen von C. v. S. 1827. VI u. 801 S. 8.

Wir fassen diese Produkte der erzählenden Muse hier kurz zusammen, da der übergroße Reichthum an Erscheinungen dieser Art ausführliche Beurtheilungen nicht gestattet.

Nr. 1 enthält 4 Erzählungen eines wahrscheinlich noch angehenden Schriftstellers, dem es an Belesenheit und dadurch erlangter Gewandtheit in der Darstellung nicht fehlt, weshalb die Früchte seiner Einbildungskraft wohl dazu dienen können, müßige Stunden auszufüllen. Mit den erwähnten Eigenschaften verbindet er reinen Sinn und edle Grundsätze. Das alles aber ist nicht hinreichend, wenn die Schöpfungen den Reiz zu verleihen, den nur wahre Genialität zu geben vermag. Die Neuheit der Erfindung gehört doch nur dazu, um das ästhetische Interesse rege zu machen und lebendig zu erhalten.

Nr. 2 ist die Fortsetzung einer frühern von uns (1826. Nr. 253) angezeigten Sammlung von Novellen und poetischen Versuchen. Wir beziehen uns auf jene Anzeige. Auch hier haben uns die Balladen am besten gefallen, weniger die übrigen lyrischen Produkte, und von den Erzählungen nur die *Maternusfehde* und das *Bild*, weil diese sich in ihrer Einfachheit und Wahrheit an die Zeit anschließen, aus der sie genommen sind. „Kunibert“ ist ein verunglücktes Kitterstück, das trotz seines Chronikensüls doch nichts alterthümliches hat.

Nr. 3 hat dieselben Schwächen als Nr. 1. Der historische Grund hätte Gelegenheit zu einer viel kräftigern Darstellung gegeben. Der Anfang läßt dieß auch erwarten, und erinnert wirklich an *van der Velde* oder *Zschokke*, eben so einige andere Scenen; aber dem Ganzen fehlt es an Haltung, den Charakteren an Bestimmtheit, den Schilderungen an epischer Ausführlichkeit.

Nr. 4. Wenn man das erste Stück dieser Sammlung abrechnet, welches wirklich der Uebersetzung nicht werth war, so wird das Uebrige meistens durch Wahrheit und Originalität anpreisen. Die Schilderungen der Natur und der Seelenstimmung sind oft sehr anziehend, vieles belehrend und bildend.

B e r i c h t i g u n g e n :

In der Recens. von *Schaffer's Lehrbegriff* etc. finden sich einige Unrichtigkeiten:

Erg. Bl. Nr. 102 S. 812 Zeile 30 und 31 Reht:

.... Sinus und rechten Winkel ... Ratt: Sinus des rechten Winkels

Erg. Bl. Nr. 101. S. 827 Zeile 19 Reht:

.... die umgekehrte Methode, der.... Ratt: die umgekehrte Methode der Tangenten, der....

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1827.

ALTERTHUMSKUNDE

- 1) **BRESLAU**, b. Max u. Comp.: *Geschichten Hellenischer Stämme und Städte*, von Dr. Karl Otfried Müller u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Die Dorier. Vier Bücher, von Dr. Karl Otfried Müller u. s. w.

- 2) **GÖTTINGEN**, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologia* von Dr. Karl Otfried Müller u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mit Recht erklärt Hr. M. weiter S. 260 die Festhandlungen für symbolisch. Wir erinnern dabey an ein Beyspiel aus Homer. Das Neumondfest wird in der Odyssee dem Apollon begangen, *Od.* 20, 156. 276 ff. 21, 257. Apoll ist aber Gott der Bogenkunst, und so darf es nicht willkürlich erscheinen, daß gerade an diesem Tage der Bogenkampf von Penelopeia angeordnet wird. Aber es zeigt sich auch an diesem Beyspiel, wie in den Gegenden und Zeiten, wo Homer lebte, das religiöse Leben einer frühern Periode einem leichten religiösen Sinn, entstanden in den asiatischen Kolonien, gewichen ist, welcher, wie Fr. v. Schlegel (*Jämmtliche Werke*, 3, 27) bemerkt, sich nirgends zum Begriff oder zum Gefühl des Unendlichen erhebt. Die Bedeutung der Götter, ihrer Namen und Mythen ist in dieser Zeit untergegangen, und nicht minder die alter Festhandlungen. Darum ermahnt Antinous (*Od.* 21, 259), heute nicht den Bogen zu spannen, als für den Festtag ungehörig. Und dennoch lehrt Alles, daß der Dichter hier alten Gebrauch und alte Sage erzählt. Denn Penelope, wie schon oben angedeutet worden, stammt aus dem Apollinischen Geschlecht von Sparta, und wohnt auch später wieder daselbst, ja ihr Grab steht in Arcadien in Verbindung mit einem Tempel der Artemis, *Pauf.* 8, 12. Sie ist Tochter des Icarus, Schwester des Leucadius, von dem Leucadien den Namen hat, wornach auch Apoll der Leucadische heist, und wo die Geschichte des Cephalus spielt. Das Geschlecht der Cephaliden hatte aber erbliche Gentiliacra des Apollon; *Dor.* I, 231. Von diesem Cephalus soll das Leucadische Heiligthum gegründet seyn (*Dor.* I, 231), soll das Cephallenische Reich des Odysseus seinen Namen haben, und Odysseus selbst

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

stammte von ihm ab, *Beck, Allg. Gesch.* I, 1, 820, und zwar von ihm und einer Bärin, dem Symbol der Artemis, nach Aristoteles im *Etym. v. Ἀρτεμιός*; vgl. *Dor.* I, 230—2. Nach Pherecydes (*Sturz* 207) hatte Icarus die Penelope mit einer Aferodia gesaugt: Sie ist die Weberin, wie Artemis, welche die goldne Spindel hat und auch Weberin ist, und der Penelope Name sollte nach den Alten schon dieses Geschäft bezeichnen, *Creuz. Symb.* II, 118. Bedeutsam scheint das Werben der vielen Freyer um sie, und ihre Züchtigkeit giebt ihr wieder den Charakter der Artemis. Auch die Zahl der zwölf Aexte bey jenem Bogenschieszen möchte nicht willkürlich gewählt seyn. Besonders beachtenswerth ist, daß der Bogen, den die Freyer spannen wollen, von dem Lapithischen Eurytus abstammt, *Od.* 21, 32. Die Lapithen und Eurytus sind aber nach des Rec. Meinung, die er freylich hier weiter nicht begründen kann, Vordorische Träger des Apolloncultus. — Aus diesen Bemerkungen nun soll weiter kein Schluß geleitet werden, als daß in die Geschichte des Odysseus und insbesondre der Penelope (ohne deren Persönlichkeit zu leugnen) Apollinische Sagen hineinspielen, und daß das Bogenschieszen am Apollonsfeste nicht willkürliche Fiction des Dichters ist, vielmehr alte Tradition, womit wir zu dem obigen Satz zurückkommen, es sey dasselbe eine symbolische Festhandlung, vgl. *Prolegg.* 361.

Auch darin stimmt Rec. Hn. M. vollkommen bey, daß, wenn auch bey Homer nur weniger Feste gedacht wird, dennoch die meisten spätern Feste der Griechen aus Vorhomerischer Zeit herrühren. Sehr richtig bemerkt er weiter S. 261, daß selbst die Menschengestalt der Götter symbolisch ist, und fragt daher: Was mag wohl das Frühere seyn, der dunkle Begriff der Macht und Kraft der Hera, oder ihre von Homer gerühmten starken Oberarme; die Idee der Väterlichkeit und Gottherlichkeit des Zeus, oder die milden und erhabnen Züge des Antlitzes, die Pheidias darstellte? u. s. w. Auch daß die Attribute der Götter ursprünglich Symbole seyen, wird bemerkt S. 262, und darauf einige sehr einleuchtende Beyspiele dafür gegeben, daß auch die Thierfymbolik der Götter bis in die Vorhomerischen Zeiten hinaufgeht. Rec. sieht sich dadurch veranlaßt, einige Gedanken über diesen Gegenstand weiter auszuführen, besonders in Bezug gegen die mythologischen Briefe.

Wir meinen, Hr. Voss hätte sich einen großen Aufwand von Zeit und Gelehrsamkeit ersparen können, wenn er die Sache schärfer ins Auge gefaßt hätte. Soll behauptet werden, die Homerischen Menschen hätten die Götter und göttlichen Wesen nicht mit Flügeln, Thierleibern und sonstigen dergleichen symbolischen Abzeichen gebildet, so können wir das zugeben, aus dem Grunde, weil sie überhaupt wenige oder keine Götterbilder verfertigten: II. VI, 92. 273. 303 ist die einzige Stelle, so viel Rec. weiß, bey Homer und Hesiod, in welcher das Vorhandenseyn einer Götterstatue (der Athene auf der Burg von Troja) scheint angedeutet zu werden, und die einzige Stelle, in welcher überhaupt auf das Daseyn irgend menschlicher Statuen oder Gebilde der Art durch Menschenhand in Thon, Holz oder Stein Bezug genommen wird. Ja die Ausdrücke, welche in späterer Zeit dergleichen eigenthümlich bezeichnen, sind entweder noch nicht vorhanden, oder führen eine andre Bedeutung, so wie überhaupt der Plastik und Holzschnitzerey, oder der dahin einschlagenden besondern technischen Ausdrücke keine Erwähnung geschieht; vgl. *Amalthea* II, 59 ff. Daher selbst in der Stelle II. a. a. O. eine andre Auslegung der Worte: *ἴσταν ἐν πόρτασιν* (aus denen man auf eine wirkliche Statue schließt) nicht unwahrscheinlich ist, nämlich in dem Sinn: vor oder zu den Füßen legen, statt weihen, wie auch die Alten ähnlich erklärten, *Eust.* 627, 8. *Strab.* 601. — Soll dagegen behauptet werden, wenn jenes Zeitalter Götter gebildet hätte, so würde es ihnen nicht jene symbolischen Abzeichen gegeben haben, als unverträglich mit der Begriffswelt und dem Geiste jener Menschenperiode, so müssen wir widersprechen. Denn der *Beflügelung*, um zunächst hiervon zu reden, wird ja in den Worten Homer's und Hesiod's erwähnt, sie ist also dem Geist dieser Zeiten nicht entgegen, und braucht sie die Dichtersprache, so würde sie gewiß noch eher die Kunst gebraucht haben, die dergleichen sinnlicher Bezeichnungen bedarf! Wenn daher Perseus (*Hes. Sc.* 220) gebildet war mit geflügelten Sohlen, so hindert durchaus nichts, hier wirkliche Beflügelung anzuerkennen. (*Myth. Bf.* I, 86.) Wenn Iris vorzugsweise die *Schnelle* bey Homer ist, fußschnell, windfüßig, sturmfüßig, und wenn sie auch dann *goldgeflügelt* heist (*Myth. Bf.* I, 148), würde ihr wohl die Kunst, wenn sie wäre gebildet worden, diesen ihren Charakter auszudrücken, nicht noch vielmehr Flügel, wirkliche, für das Auge sichtbare, gegeben haben? Von des Aeneas Rossen (II. 16, 149) ist gesagt: *τὰ ὑμῶν ποσσὶν πετόσθην*. Dafs keine wahre Beflügelung angedeutet ist, wird zugestanden (*Myth. Bf.* I, 122. 198), allein geschlossen, dafs wenn ein Künstler der damaligen Zeit diesen Zug hätte bilden wollen, er ihnen eben so gewifs wahre Flügel gegeben hätte, als ihnen der Dichter hier bildliche giebt, wie die Geschichte lehrt, dafs es in den Zeiten der Kunst wirklich mit dergleichen Rossen geschah. Schon vom Pegasus sagt Hesiod (*Th.* 284), dafs er zum Himmel aufsteigt, und wenn

ihm die Kunst so gewöhnlich Flügel giebt; warum nicht auch zu Hesiod's Zeitalter, wenn er gebildet worden wäre? (*Myth. Bf.* 245. vgl. *Völcker, die Myth. des Japet. Geschl.* 187.) Und *Theog.* 269 heist es von den Harpyen: *ἐνορταὶ ἀνέτης πτερόενται*, und gewifs auch bey dem Bildner, der sie würde dargestellt haben! — Sobald daher die Kunst in Griechenland in Aufnahme kam, sehen wir geschichtlich den angedeuteten Gang bestätigt. Denn auf dem Kasten des Kypselos sind schon besüßelt die Gorgonen, die rasche Jagdgöttin Artemis, die Rösse der Thetis und der Nereiden, und des Pelops! — Auch dringt er ja überall selbst auf das Resultat, dafs die Dichter erst von den Bildnern die Beflügelung entlehnten. Denn der Kunst sind die Flügel Bedürfnis zum Ausdruck schwebender Gewandtheit, oder sittlicher Flüchtigkeit, oder der Geisteserhebung, während die Rede und der Gesang sie eher vermissen können. Daher man sich nicht verwundern darf, wenn in den Epochen der Kunst auch in der Dichtkunst, indem ja beide Hand in Hand gehen, der Beflügelungen mehrere werden und sie bestimmter hervortreten. Aus Allem ist wohl das Resultat einleuchtend, dafs das Symbol der Beflügelung überhaupt dem Homerischen Zeitalter nicht abzusprechen ist, und als phonetisches Symbol bestimmt darin vorkommt.

Aber auch gegen sonstige allegorische oder symbolische Verunstaltungen der Menschengestalt in der Homerischen Periode wird gekämpft! So leugnet Hr. Voss in dem Safranmantel und den Rosenfingern der Eos bey Homer eine Anspielung auf die Feuerröthe des Morgens (*Myth. Bf.* II, 80), weil bey Hesiod, Sappho und Anacreon in einem Paar Stellen auch andre Göttinnen so beschrieben werden. Doch sind jene Ausdrücke so ausschließend und wiederkehrend bey Homer von der Eos gebraucht, dafs Rec. keinen Augenblick, darin symbolische Anspielung wahrzunehmen, Anstand nimmt. Mit der *σοῶντις* *Ἥρα* hat es ähnliche Bewandniß. (*Prolegg.* 262), und Thetis, wie Rec. glaubt, ist *ἀπυρόμενα*, ebenfalls durch Symbolik. Unbezweifelte Verunstaltungen sind die Centimanen, um der Cyklopen nicht zu gedenken, deren hundert Arme ursprünglich wohl nur Bezeichnung ihrer Kraft sind; ferner Geryon mit drey Köpfen, Echidna halb Jungfrau, halb Schlange u. dgl. Eben so wenig ist dem Homer der Gebrauch der Thiersymbolik abzusprechen, wobey wir aber wieder zum Voraus einräumen, dafs die Götter nicht in thierischer Gestalt gebildet wurden, eben weil man sie wenig oder gar nicht bildete. Wozu man noch wohl bemerken muß, dafs die Verbindung der Götter mit Thieren immer nur eine einzelne Seite von deren Wesen auffaßt, und die Menschengestalt das Gewöhnliche und hauptsächlichste bleibt. Daher der allgemeine Glaube sie bey Homer in menschlicher Bildung kennt, und auch die Kunst würde sie, wenn sie geübt worden wäre, so dargestellt haben. Aber wenn sie besondre einzelne Seiten eines göttlichen Wesens hätte zeichnen wollen, so würde sie so gewifs die Beziehung auf Thiere gewählt ha-

haben, wie die Dichtkunst und der Mythos bey Homer es thun, und noch viel mehr, weil sie mehr der sinnlichen Bezeichnungen bedarf. Thier-Symbolik ist es aber schon, wenn der Sonne *weiße* und der Erde und den unterirdischen Göttern *schwarze* Opfer gebracht werden. Die Verkörperung des Begriffs des Lichts in der Hundsgestalt des Orthrus und Cerberus haben wir oben bemerkt. Bekannt ist die Bildung des Okeanus und der Flusgötter in dem Mythos (z. B. des Achelous) und der Kunst mit Beziehung auf die Stiergestalt. *Il.* 21, 237 brüllt Scamandrus wie ein Stier, *Taupeos* heist Poseidon *Scut. Herc.* 104 (*Myth. Bf.* II, 276. vgl. *Creuz. Symb.* 594); die gewöhnlichen Opfer, die ihm bey Homer fallen, sind Stiere, und sonst kennen ihn die Mythen häufig als Stier, — warum sollte nun die Kunst, wenn sie diese Seiten hätte auffassen wollen, solche Beziehungen für ihren Zweck vermähnt haben, wenn sie anders nicht lieber das Bedeutame dem Schönen aufopfert? Die Winde haben bey Homer als Götter menschliche Bildung *Il.* 23, 192 ff. Aber aus einem alten Volksliede, wie Hr. Voss bemerkt (*M. B.* I, 199), erzählt Homer, daß sich Zephyrus in ein Ross verwandelt und mit der Harpye Pedarge das unsterbliche Gefpann des Achilleus erzeugt, *Il.* 16, 149, — womit die übernatürliche Behendigkeit gemeint ist. So verwandelt sich auch Boreas in ein Pferd, um die Stuten des Erichthonius zu beschlafen *Il.* 20, 223. Keineswegs wollen wir darum den Winden eigentliche Pferdenatur zumuthen, vielmehr ist jene Verwandlung symbolisch, und hätte nun die Kunst zu Homers Zeiten diese symbolische Seite ausdrücken wollen, so würde sie sich gewiss die Anspielung auf diesen Mythos und dessen Thier erlaubt haben. Denn daß die thierische Gestalt der Götter nur in der Symbolik ihren Grund habe und nicht eigentlich zu nehmen ist, darf wohl als zugestanden vorausgesetzt werden. — Eben so überlieferte dem Homer ein älterer Mythos die Verwandlung der Harpyen in Pferde, *Il.* 16, 149. 19, 400., und auch sie hätten aus diesem besondern Gesichtspunkte die Künstler mit Pferdeattributionen in Homerischer Zeit gebildet. — Poseidon *hippius* in Mythen und der Kunst ist allgemein bekannt und verbreitet. Hr. M. (*Prolegg.* 264) machte darauf aufmerksam, und findet die Symbolik des Pferdes in dieser Beziehung schon bey Homer. Dem aber widerspricht der große Kritiker, Hr. Lange! Wir wollen sehen, wie es um seine gerühmte Kenntniß Homers steht. *Il.* 23, 581 — 584 heist Menelaus den Antilochus, „wie es Gebrauch ist“, bey dem Poseidon schwören, daß er ihn nicht vorsätzlich im *Wagenfahren* gehindert, und nach V. 307 haben Zeus und Poseidon den Antilochus die Kunde des Wagens aller Art gelehrt, daher der Homerische Hymnus, den Poseidon (v. 6.) *Ἰνναρ δυνήσῃα* nennt. Er hatte dem Peleus die Rosse des Achilles geschenkt *Il.* 23, 277., und er, der Bruder des Zeus, der sich gleicher Würde mit diesem rühmt (*Il.* 15, 186), löst ihm das Gefpann *Il.* 8, 440, womit keineswegs die Beyspiele zu vergleichen sind, wenn ein Gott sich selbst die Pferde ab- oder anschlirrt, oder eine niedere

Gottheit einer höhern, mächtigeren. Ferner kennt Homer den Gaul Arion, *Ἀριονα δῖον Il.* 23, 346. vgl. *Scut. Herc.* 120, der nach sehr alter Fabel, die als solche auch Hr. Voss anerkennt *Myth. B.* I, 200, von Poseidon mit Demetere erzeugt worden war. Auch daß Poseidon in Rossgestalt die Gorgo Medusa schwängert (*Aes. Th.* 278 ff.), nimmt Hr. V. an (*M. Bf.* I, 246), was ebenfalls sehr alte Fabel seyn muß, da sie von Hesiod nur im Vorbeygehen angeführt wird. Endlich ist bekannt, daß in außerordentlich vielen Mythen und Kunstwerken Poseidon Hippius und Athene zusammengestellt werden, und eben so, daß ein Kampf zwischen Poseidon Hippius und Athene sich in vielen Landesagen wiederholt (vgl. *Völcker, d. Myth. d. Jap. Geschl.* §. 5.). In Troja stand, weiß Homer *Il.* VI, der Tempel der Athene auf der Burg, auch weiß er die Geschichte von dem *hölzernen Rosse*, das die Griechen gebauet, und daß es die Trojaner auf die obere Burg gezogen, *Il.* 8, 504. vgl. *IV.* 271 ff. Nicht allein hierdurch, sondern auch darin sieht es in Verbindung mit Athene, daß es zum Ersatz des Palladiums gebaut seyn sollte, wie auf der andern Seite die Beziehung desselben auf Neptun viele andre Mythen verrathen, die doch wahrlich nicht erfunden seyn werden, da nirgends im Alterthum Jemand eine solche Grundlage der Mythen vom Trojanischen Kriege, wie wir sie eben andeuten wollen, vermuthet hat. Wie in den übrigen Locallagen Athene von Poseidon in Rossgestalt bewältigt wird, so fällt Troja, nachdem das Poseidonische Thier die Burg der Athene bestiegen hat. Hiernach, meinen wir, könne vernünftiger Weise nicht bezweifelt werden, daß die Geschichte des Trojanischen Kriegs zum Theil ihren Grund in dem, wie hieraus einleuchtet, sehr alten vorhomerischen Mythos von dem Kampfe der Athene und des Poseidon Hippius hat, wobey aber keineswegs Rec. die Einwirkung wirklicher historischer Begebenheiten andern Theils ausschließt, vielmehr dieselben bey der Verfolgung der Apollinischen Religionen in den Kreis seiner Untersuchungen hat ziehen müssen, und seine Resultate bald ausführlich vorlegen zu können hofft. — Auch hat Hr. M. noch angeführt zum Erweis, daß das Pferd Poseidonisches Thier sey, daß bey Homer dem Scamandrus (*Il.* 21, 132) Pferde in die Strömung gestürzt werden. Daß Hr. L., wie er versichert (*C.* 362.), vergebens nachgekommen hat, was der Troische Scamandros hier solle, wollen wir ihm gerne glauben. Andre Männer werden leicht begreifen, daß Hr. M. dadurch hinweisen wollte auf die Beziehungen, welche die Anschauungsweise der alten Welt zwischen jenem Thier und dem Wasser überhaupt fand. Das Resultat, das wir gewinnen, ist also wieder: daß die vorhomerischen Sagen einen Poseidon als Ross kennen, und wenn die Kunst so geübt worden wäre, als sie es in den folgenden Zeiten ward, er eben so gut schon damals als Hippius würde dargestellt worden seyn, wie es in den Zeiten der Kunst geschah. Wäre aber Thier-Symbolik auch nur an einem einzigen Beyspiele bey Homer erweislich, so folgt, daß aus dem Grunde, weil er dessen nicht gedenkt, kein einzi-

ges anderes Thiersymbol aus dem Kreise der vorhomerischen Götterwelt ausgeschlossen werden darf, indem alsdann kein Beweis da ist, dasein solches mit dem Geiste jener Mythen und Zeiten unverträglich sey.

(Der Beschluss folgt.)

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Lehrbuch des Königlich Sächsischen Staatsrechts*, von Dr. Christian Ernst Weiße, Oberhofgerichtsrath u. ordentl. Prof. d. Rechte auf d. Univ. Leipzig, Domherrn zu Merseburg. Zweyter Band. 1827. XXIV u. 600 S. 8 (3 Rthlr. 8 gGr.)

Den ersten Band dieses Werks kennen unsere Leser aus dessen Anzeige in Nr. 107. 1824 dieser Blätter. Die Erscheinung dieses zweyten Bandes hat sich etwas länger verzögert, als der Vf. früher vermuthen konnte, weil während der Bearbeitung desselben eine Menge neuere Quellen für den behandelten Gegenstand nicht nur durch die seit dem J. 1818 begonnene und ununterbrochen fortgehende officiële Gesetzsammlung und die erst im J. 1824 erschienene dritte Fortsetzung des *Codex Augustinus*, sondern auch durch die Verhandlungen der letzten Landesversammlung v. 1823—1824 eröffnet wurden, deren Eröffnung den Vf. nicht selten nöthigte, manche bereits ganz ausgearbeitete Abschnitte einer neuen Bearbeitung zu unterwerfen; wie denn selbst nach der Beendigung des Drucks noch einzelne Stellen in den Zusätzen (S. 543—600) bedeutende Veränderungen erlitten haben.

Dieser zweyte Band ist auf dieselbe Weise und mit demselben Fleiße und Gründlichkeit bearbeitet, wie der erste, und die Schwierigkeit und Mühsamkeit der Arbeit drängt sich jedem aufmerksamen Leser von selbst auf; weshalb aber auch dem Vf. dafür ein um so lebendigerer Dank gebührt. — Nach dem vom Vf. für die Bearbeitung des Ganzen festgestellten Plane giebt er in diesem zweyten Bande zuerst (S. 1 bis 457) das *Regierungsrecht* in seinem zweyten Abschnitt, oder in Beziehung auf die *einzelnen Hoheitsrechte*, und zwar 1) hinsichtlich der *unmittelbaren Bestandtheile des Kriegsrechts* (S. 3—439), und 2) hinsichtlich der *mittelbaren, der Schönburgischen Recesherrschaften* (S. 440—457), und dann den *dritten Theil* des ganzen Werks das *Völkerrecht* (S. 458—526). Die *Hoheitsrechte* in den unmittelbaren Bestandtheilen des Königreichs selbst werden in einzelnen Capiteln in folgender Ordnung aufgeführt: 1) Die *gesetzgebende Gewalt* in ihrem weitesten Umfange mit Inbegriff des Privilegien-, Dispensations- und Begnadigungsrechts (S. 1—14); 2) die *Ämter- und Würdenhoheit* (S. 15—28); 3) die *Justizhoheit* (S. 29—93), und zwar hinsichtlich a) der *ordentlichen bürgerlichen Gerichtsbarkeit* (S. 31 bis 46), b) der *außerordentlichen Gerichtsbarkeit* (S. 46—82), c) der noch bestehenden und früherhin vorhandenen *Spruchcollegien* (S. 82—90), d) der

Oberaufsicht über das Justizwesen (S. 90—95); 4) die *Polizeyhoheit* (S. 93—184), und zwar rückfichtlich a) der *allgemeinen Polizeyhoheit im objectiven Sinne des Worts* (S. 95—108), und b) in *Beziehung auf einzelne Gegenstände* (S. 108—134), namentlich a) *Gesundheitspolizey* (S. 108—111), b) *Sicherheits- und Armenpolizey* (S. 112—124), c) *Nahrungs- und Gewerbspolizey* (S. 125—131), d) *Polizey in Kämmer- und Communsachen* (S. 131—134); 5) die *Kameral- und Finanzhoheit* (S. 134—353), und zwar a) in *Beziehung auf die einzelnen Mittel der Staatsbedürfnisse zu befriedigen* (S. 136—325), namentlich a) *Staatseigenthum im engeren Sinne des Worts*, Flüsse und Landstraßen (S. 136—149), b) *Amts- oder Kammergüter, ingleichen Schatullgüter* (S. 149 bis 155), c) *Regalien*, das Berg-, Salz-, Münz-, Post-, Jagdregal (S. 155—202), d) *Einkünfte, welche aus andern Regierungsrechten und insbesondere aus der Fiscalgewalt des Regenten entspringen* (S. 202—205), e) *Steuern und Abgaben* (S. 205—328); b) hinsichtlich der *Behörden, welche die Rechte der Kameralhoheit üben* (S. 325—353), nämlich a) des *geheimen Finanzcollegiums* (S. 325—337), b) der *Kammer Creditkassen-Commission* (S. 337—339), c) des *Ober-Steuercollegiums* (S. 339—347), d) der *Steuercreditasse* (S. 348 bis 350), und e) der *Geschäfte der Kreis- und Amtshauptleute in Finanz- und Steuerfachen* (S. 350—353); 6) die *Militärhoheit* (S. 353—408), und zwar a) *Rechte der Militärhoheit* (S. 353—387), b) *Militärbehörden* (S. 388—408), a) *geheime Kriegs-Kanzley* (S. 388), b) *Kriegsverwaltungskammer* (S. 388—398), c) *Kreis- und Amtshauptleute* (S. 398—408); 7) die *Kirchenhoheit*, und zwar in Bezug auf a) die *kirchlichen Behörden für die evangelische Kirche* (S. 411—432), b) die *zu der evangelischen Kirche nicht gehörigen Religionsverwandten* (S. 431—439), namentlich a) *Reformirte* (S. 431—434), b) *Katholiken* (S. 435 bis 436); c) das *Kirchenregiment in der Oberlausitz* (S. 437—439). — In derselben Ordnung werden auch die *Hoheitsrechte in den mittelbaren, Schönburgischen Landen*, in Beziehung auf die desfalls bestehenden Verträge, besonders dem Haupt- und Nebenrecess vom 4ten May 1740 dargestellt und entwickelt. — Das *Völkerrecht* aber enthält, außer der Darstellung der dem Königreiche Sachsen als deutschem Bundesstaate zukommenden Rechte und Pflichten, vorzüglich eine Darstellung der Verhältnisse, welche die Conventionen zwischen Preußen und Sachsen vom 20. Febr. 1816 und 18. Aug. 1819 für Letzteres herbeigeführt haben (S. 461 bis 494); dann die Ergebnisse der Elbschiffahrtsacte vom 27. Jun. 1821 (S. 495—506), so wie eine kurze Andeutung der Sächsl. Staatsrechtsdienlichkeiten, besonders hinsichtlich der Preuss. Salzbefreyungen (S. 507 bis 508) und der Erbanprüche und Lehnverhältnisse des Königl. Sächsl. Hauses, wegen der böhmischen Hauptlehen, desgleichen am Schlusse noch etwas über die *vertragsmäßige Auftragsfinanz der beiden Hauptlinien des sächsischen Hauses* (S. 521—526).

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1827.

ALTERTHUMSKUNDE.

- 1) **BRESLAU**, b. Max. u. Comp.: *Geschichten Hellenischer Stämme und Städte*, von Dr. Karl Otfried Müller u. f. w.

Auch unter dem Titel:

Die Dorier. Vier Bücher von Karl Otfried Müller u. f. w.

- 2) **GÖTTINGEN**, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie* von Dr. Karl Otfried Müller u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es ließen sich noch mancherley Spuren der Thier-symbolik bey Homer aufzeigen, welche aber, weil sie Manchem weniger einleuchtend seyn könnten, Rec. hier nicht aufführen will. Dagegen macht er noch aufmerksam auf die überzeugende Deduction des Vfs. S. 262, daß Hera als Kuh vorhomerisch sey, (wozu wohl noch anzuführen ist, daß Homer die Fabel vom Argus kennt) wie er S. 133 und 183 bewiesen hatte, daß sie als solche gedacht wurde schon lange vor der genauern Bekanntschaft der Griechen mit Aegypten. Denn Ol. 30. wurde der Cultus der Hera und Io durch Argiver nach Byzanz gebracht, und dort hatten die Göttinnen die Kuh zum Symbol, später aber standen Argos und Byzanz in keiner so nahen Verbindung, daß erst hierdurch das Symbol der Kuh hätte nach letzterer Stadt kommen können. Dagegen weist nun Hr. Lange (C. 359) sehr genau und sicher, daß Ioner um Ol. 30 die Io mit der Aegyptischen Isis identificirten, daß diese nach Byzanz kamen und auch dort die Io zur Isis umschufen, und was er im Hinterhalt behielt, daß sie es also auch so in Argos machten. Aber der Beweis für alle diese Machtsprüche? Bey welchem Alten las er das? So lange er so aus eigener Autorität spricht, möchte noch Zweifel erlaubt seyn! — Oester als Homer's Erwähnungen schreibt der Vf. S. 264, führen mythische Erzählungen, alte Localsagen auf die frühe Ausbildung der Thiersymbolik zurück. Als Beyspiel spricht er von dem Schwane Apollon's. Rec. hat oben Gelegenheit gehabt, aufmerksam zu machen, wie in die Geschichte der Leda das Symbol des Schwans verflochten ist, und wie Leda selbst ganz in einem Kreise Apollinischer Wesen steht. Diesen Zusammenhang hat aber nie

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

einer der Alten in der Art geahnet, daß er jenen Mythos hätte erfinden können, und so lange nicht die spätere Erfindung aller jener Sagen von dem Hause des Tyndareus und dem Schwane der Leda aus den Alten, nur nicht durch Machtspruch, erwiesen wird, so lange werden wir seinen Vogel schon als vorhomerisches Symbol dem Gott zueignen müssen. Hr. M. hat für seine Behauptung eine andre Localsage zum Beweis gewählt, nämlich vom Kyknus auf der Apollinischen Insel Tenedos. Nichts gilt dagegen M's. Deduction bey L. (C. 362), weil er aus den spätern und spätesten Schriftstellern beweise. L. rechnet also auch den *Hellanicus*, der doch unter den Zeugen ist, zu den Spätern und Spätesten! Allein auch abgesehen davon, so fordern wir vor Allem von Hn. L., ehe er eine ganze Reihe übereinstimmender Zeugnisse verwirft, über Angaben, deren Erfindung in späterer Zeit an sich schon fast unmöglich scheint, er möge etwas kritischer zu Werke gehen, und vorerst die Unechtheit der Tradition erweisen, nicht aber aus dem Umstande, daß sie von nachhomerischen Autoren erhalten ist. Denn daß Homer von den Schwänen des Apollon schweigt, wird Hr. L. nicht als Grund angeben können, wenn er anders nicht der Meinung ist, die Homerischen Gedichte seyen eine Universalencyclopädie für die damaligen Zeiten. Daß aber der Schwan als Thiersymbol dem Geiste derselben nicht entgegen ist, ist durch Obiges hinlänglich erwiesen. Dagegen Hesiod kennt den Vogel in Verbindung mit dem Gott, Kyknus in in dem Heiligthum des Pagasäischen Apollon (*Scut. Herc.*), und erzählt von ihm einen sicherlich sehr alten Mythos, der, mag er auch noch so entfielt seyn, den Kyknus an Apollon und das Apollinische Heiligthum anknüpft. Auch der Homeride in dem Hymnus an Apollon (C. 20) den Peneischen Schwan dem Apollon singen. Alle Deductionen der Gegner können dagegen nichts weiter ausmachen, als daß man von *jugenden Schwanen* erst nach Homer fabelte, während sie ihres *weisen* Gefieders wegen dem Gott des Lichts schon längst geheiligt waren. Aber wir stellen die Sache anders, und fragen, wie kamen denn die Schwäne zu der Ehre, Gelangvögel zu seyn? Wer der Alten hatte sie wohl singen gehört? Erst werden sie unnatürlicher Weise nach Hn. Voss zu Sängern, und dann dem Apollon geheiligt, während wir meinen, folgender Hergang sey sehr natürlich: nachdem sie ihres *weisen* Gefieders wegen ihm verbunden waren, wurden sie, weil

man den Grund dieser Heiligung nicht beachtete, durch ihn allmählig auch lösend!

§. 13. S. 267. *Ueber die Mythendeutung selbst.* In Bezug auf die frühern §§. bemerkt der Vf., daß es als einen Hauptatz seines Buchs aufzustellen wage, daß bey der Mythenbehandlung die eigentliche Deutung nichts weniger als das erste, vielmehr als das letzte Geschäft angesehen werden müsse. Doch sey die Hauptfrage noch übrig, wie zu einem einigermaßen sichern Verständniß der mythischen Redeweise zu gelangen sey. Als Punkte, von denen als ausgemacht auszugehen ist, nennt der Vf. die dämonische Betrachtungsweise der Natur und des ganzen Lebens in jenen Zeiten, die Ausdrücke der Geschlechtsverwandtschaften in der Mythologie für vielerley Beziehungen, den Ausdruck des Kampfes, Bindens, Verschlingens u. s. w. Dann werden S. 278 einige Warnungen beygefügt, S. 281 von dem Verhältniß und der Verbindung der Griechischen Mythologie mit der andrer Völker gesprochen, S. 285 über Etymologien, S. 292 über die verschiednen Geistesthätigkeiten, wodurch bey der Entzifferung des Mythos die beiden Elemente desselben, das Factum und das Gedachte, das Reelle und das Ideelle, erkannt werden. — §. 14. S. 299. *Beispiele des angegebenen Verfahrens.* §. 15. S. 316. *Vergleichung andrer Ansichten mit der dargelegten.* Beide §§. gestatten keinen Auszug. S. 347. *Anhang zu den Prolegomenen.* Ueber Homer's, Hesiod's und der Orphiker Verhältniß zu älterer Ueberlieferung. Wir enthalten uns eines Auszugs, theils weil wir oben, theils anderwärts schon über diese Punkte gesprochen haben, und weil wir der Ausdehnung unserer Recens. wegen zu Ende eilen müssen. Endlich S. 397 giebt Hr. M. *Zusätze, Erklärungen und Verbesserungen zu den Geschichten Hellenischer Stämme*, Bd. 2. 3.

Während der Arbeit an voranstehender Recension ist uns folgende kleine Schrift des Vfs. zugekommen:

BERLIN, b. Mylius: *Ueber die Wohnsitze, die Abstammung und die ältere Geschichte des Makedonischen Volks.* Eine ethnographische Untersuchung von K. O. Müller. 1825. 62 S. 8. Mit einer Karte von Macedonien.

welche wir, da sie ganz hierher gehört, noch kurz anzeigen. Ueber die Veranlassung dazu erklärt sich der Vf. in einer Schlussbemerkung S. 62 folgendermaßen: „Man vergleiche mit diesen Bogen mein Buch über die Dorier, B. I. S. 3. 4., und wird dann leicht urtheilen können, wo mit mehr Ueberlegung und Kenntniß von der Sache gesprochen worden sey, ob dort, oder in der Jenaer L. Z. Aber das Publicum wird nicht wünschen und kann mir nicht zumuthen, daß ich mich um einiger Verdrehenden willen ferner so commentire.“ Wie nichts so schlimm ist, das nicht für etwas gut sey, so haben auch die lange schon Recensenten das Gute gehabt, daß sie,

eine so gediegene Schrift, wie die voranstehende, veranlaßt haben. Nicht allein, daß sie alle die rühmlichen Eigenschaften ohne Ausnahme an sich trägt, die man überhaupt an den Möller'schen Arbeiten kennt, so hat auch der Vf. sich die Eigenschaften jetzt in hohem Grade zu eigen gemacht, die noch Manche vermisten: Klarheit der Gedanken und der Schreibart, Gleichmäßigkeit in der Behandlung, strenge Ordnung und Folge, u. dgl. Das erste Kapitel giebt die *allgemeinen Umrisse der Gegend*, das zweyte behandelt die *alten Namen der einzelnen Landschaften*. Bey Gelegenheit von Almopia S. 15 führt der Vf. die bestimmtesten Stellen auf für die ursprünglichen Sitze der Myner in den Gegenden oberhalb Pierien, wie es scheint gegen Hn. L. (Jen. L. Z. 1824, 247), woran sich dieser erbauen mag. Das dritte Kap. hat zum Gegenstand die *ältere Geschichte des Makedonischen Reichs*. Hr. L. kann gelegentlich daraus lernen, daß, wenn er auch darauf bestehen wollte, Hr. M. habe Dor. I, 2. unter Makedoniern die alten Makedonier verstanden, seine Sachen um nichts besser stehen. Denn es wird gezeigt, „daß der Name Makedoniens keineswegs, wie Einige geglaubt haben, an die Hellenische Königsdynastie von Edeffa gebunden, sondern ein wirklicher Volksname war.“ S. 23. und „daß Makedonien der Landesname vor allen Eroberungen der Temeniden ist.“ S. 29. Kap. 4. *Ueber die nationale Verwandtschaft der eigentlichen Makedonier*. In diesem Kap. wird der Beweis geführt, daß die Makedonier zur illyrischen Nation gehörten, auf eine Art, die jeden Unbefangenen überzeugen muß. Kap. 5. *Ueber die Vermischung der Makedonier mit andern, besonders griechischen Stämmen.* Kap. 6. *Von den Sitten und der Sprache der Makedonier.* — Angehängt ist eine vortreffliche Karte Makedoniens.

Indem Rec. hier abbricht, glaubt er seine Leser in den Stand gesetzt zu haben, sich ein begründetes Urtheil über Hn. M's. Arbeiten bilden zu können. Er hat ihnen das Lob gegeben, was sie nach seiner vollkommensten Ueberzeugung anzusprechen haben, ohne zu verschweigen, worin er andrer Meinung seyn mußte, und auf der andern Seite meint er die Verunglimpfungen, die ihnen durch Hn. Lange geworden, in das rechte Licht gestellt zu haben. Letzterer wird nicht unterlassen, mit denselben Mitteln, deren zu bedienen er sich gewöhnt hat, auch diese unsre Recension zu verunstalten und die gegen ihn erhobnen Anklagen zurückzugeben. Oder er wird gar noch weiter gehen, und vielleicht gelingt es ihm, in einem gewissen Blatte des Rec. sonstige Arbeiten auf ungerechte Weise herunterzusetzen. Daß er sich mancher Uebereilungen bewußt ist, schämt sich nicht Rec. zu gelassen, und daß ihn Tadel treffen könne, weiß er. Nur sey der Tadel nicht ungerecht und die Begründung desselben redlich. Damit aber das Publicum im Voraus urtheilen könne, wenn Rec. im entgegengesetzten Geiste behandelt werden sollte, über Triebfedern und Zusammenhang, so glaubt er theils deswegen seinen Namen nicht ver-

schwei-

Schweigen zu müssen, theils weil die besprochenen Sachen bisher öffentlich geführt wurden und Rec. das Bewußtseyn hat, nirgends unredlich oder gegen Ueberzeugung verfahren zu seyn.

Schließlich ist zu bemerken, daß Rec. die Recension über Hn. Vos's Schriften vollendet hatte, noch eher als J. H. Vos gestorben war. Dieses wird ihm die Redaction dieser Blätter bezeugen können nach einem Briefe vom Anfang des März 1826, worin er ihr die Vollendung seiner Arbeit anzeigte. Noch ehe er aber diese Bogen abgeschickt hatte, wurde der Tod jenes Gelehrten bekannt. Er hat sich dadurch bewegen lassen, seinen Aufsatz zum großen Theil umzuschreiben und ganze Partien desselben wegzulassen. Denn die durchgängige Tendenz desselben war gewesen, den Volkslichen Meinungen zu opponiren. Aber nach Hn. Vos's Tode schien es ihm unräthlich, einen so hochverdienten Mann anfechten zu wollen. Wo aber dennoch Einiges gegen ihn ist stehen geblieben, machte die Beybehaltung desselben die Rücksicht auf Hn. Lange nöthig, und Rec. glaubt seine Ausdrücke so gestellt zu haben, daß dadurch die Achtung nicht verletzt worden, die er für den Verstorbenen hat.

K. H. W. Volcker.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GRÖNINGEN, b. Oomkens: Dissertatio — inaug. de *judiciis Drenthinorum antiquis*, quam — pro gradu doctoratus — publ. fac. examini submittit *Henricus Vos*, Assena-Drenthinus. 1825. VIII u. 120 S. 8.

Diese überaus fleißig ausgearbeitete Probeschrift, eine historische Darstellung der ältern Gerichtsverfassung der Landschaft *Drenthe*, liefert an sich und dadurch, daß sie auf ungedruckte Rechtsbücher, das Landrecht von Drenthe vom J. 1412 und ein späteres von 1614 gebauet ist, einen sehr willkommenen Beytrag zur Kunde des germanischen Rechts. Eine historische Einleitung zeigt, daß die Landschaft Drenthe, nach Erlöschung der Fränkischen Verfassung, als Lehn unter die Oberherrschaft des Bischofs zu Utrecht, der zugleich das Amt eines *Comes* in derselben hatte, und 1522 unter die des Herzogs von Geldern, Karl Egmont, dann aber 1536 unter die des Erzherzogs Karl von Oesterreich kam, bis sie sich 1580 dem Utrechtschen Bunde anschloß, sodann sich die Grafen von Nassau als erbliche Statthalter erwählte, und 1795 mit der Batavischen Republik vereinigt wurde. Die Abhandlung selbst zerfällt in folgende vier Kapitel: I. *De judiciis Drenthinorum antiquissimis*, unter den Römern und Carolingern. II. *De judiciis Drenthinis sub ecclesia et episcopis Trajectinis*. III. *De judiciis Drenthinis sub Carolo Egmondano et principibus domus Burgundicae sive Austriacae*. IV. *De judiciis Drenthinis florente republica foederati Belgii*. Da die erste Epoche nur allgemeine Notizen, die dritte und vierte aber nur die Modificationen, welche die ältere Gerichts-

verfassung erlitt, darbietet, so erlaubt sich Rec. bloß dasjenige auszuheben, was über die zweyte bemerkt ist, und was als wahrer Gewinn für die Kunde der germanischen Rechtsverfassung der damaligen Zeit (bis 1522) erscheint. Die Bischöfe von Utrecht, welche zugleich *Comites* waren, übten bis 1143 die weltliche Gerichtsbarkeit über Drenthe, anfangs selbst, dann entweder selbst, oder durch ihren Amtmann (Castellan, Oberschulz, Burggraf, Marschalk) zu Coeverden, eine Stelle, die zu Lehen gegeben wurde. Außer diesem Amtmann existirten Schulzen (*Onderfchulten*, *Schulten*), wahrscheinlich für jedes Dorf. Dann aber war die Landschaft in sechs Districte (*ding-spillen*) eingetheilt, deren jedem ein *Bannerschulte* (von *Banner*, Fahne, genannt) vorgefetzt war. Das oberste Gericht bestand aus dem Amtmann und 24 Beyßizern (*Eiten*, Geschworne), welche von dem Bischofe und der Gemeinde jährlich am Montage nach Osiern erwählt wurden, und die man mit dem Collectivnamen der *Wijshet van den lande* bezeichnete. Eigene Gerichte hatten daneben Coeverden und die Herrschaft Runen. In Coeverden richtete der Amtmann, unter Beyordnung von Schöffen, in Runen der Dynast oder dessen Schulze, nebst 12 Eiten, die lediglich von den Gemeinemitgliedern erwählt waren. Dieses waren die Magistrats, denen die Rechtspflege damals oblag. Die Gerichte selbst waren dreyfacher Art: *Lotting*, *Gorspraken* und *Rochten*. Das *Lotting* (aus dem Friesischen *liodatingh*) war das allgemeine Volksgericht, zu welchem alle Freyen des Gau's berufen waren. Es wurde dreymal im Jahre, nämlich am Montage nach Osiern, am Dienstage nach Pfingsten und am Tage nach St. Magnus (19. August) in Haynen und Wäldern, an verschiednen Orten, zu Banlo, Rolde und Anlo gehalten; noch jetzt sind zu Banlo die aus Rasen gebildeten Sitze der Richter zu finden. Zu dessen Competenz gehörten die wichtigern Sachen, die sonst in den Volksversammlungen unter dem Vorsitz des *Comes* oder *Missus regius* entschieden werden mußten, namentlich die Bekenntnisse über Leben und Tod. — Für jedes Dingspiel bestand die *Gorsprake* (*Gowsprake*, das Gaugericht, *Goding*). Es wurde von dem Amtmann mit den Schulzen gehalten, und zwar dreymal im Jahre, nämlich 14 Nächte nach Osiern, am Montage nach dem Feste *Sant-gange*, und am Montage nach S. Pontianus (19. Nov.). Anfangs mußten in demselben alle Freye des Districts, nachmals Abgeordnete der einzelnen Bauerschaften erscheinen, welche alle in ihrem Orte vorgefallenen Vergehen zur Anzeige bringen mußten. Von denselben erhielt der Bischof $\frac{1}{3}$, der Ankläger $\frac{1}{3}$ und die Gemeinde $\frac{1}{3}$. Ferner gehörten alle Civilklagen vor denselben, welche die Schulzen annehmen mußten. *Rochte* (Gericht) war ein Gericht, welches der Schulze mit zwey aus den Grundeigenthümern erwählten Beyßizern, die *Keurnoten* (*Choremanni*) hießen, halten mußte. Vor diesem Gerichte wurden vorzugsweise Zeugen in Civilsachen abgehört, und auch dasjenige belangt, was man jetzt zur freywilligen Gerichts-

richtsbarkeit, vorzüglich die Traditionen von Grundstücken. Außerdem erkannte das Gericht in geringfügigen Sachen.

Die geistliche Gerichtsbarkeit (*Send geregt*) wurde entweder von dem Bischof selbst, oder von dem Präpositus St. Mariae zu Utrecht, oder von Decanen, grösstentheils zwey an der Zahl, verwaltet. Beysitzer der Sendgerichte waren Geschworne (*Eedmeesters*), welche zugleich das Amt eines Anklägers und eines Richters hatten. Ob auch die Pfarrherrn in dem Sendgerichte sassen, lässt sich nicht bestimmen. Das Sendgericht verammelte sich zweymal im Jahre: das eine Mal *post natiuitatem gloriosae virginis Mariae*, und das zweyte Mal auf willkürliche Anfrage des Decans. Zum ersten Send mussten alle *Treugati* bey Strafe der Excommunication erscheinen; zum letztern nur die ausdrücklich Verabladeten. Competenzgegenstände des Sendgerichts waren Fälle *de usura, de mortuorum spoliations, de stallis ecclesiarum, de violentiis in ecclesiis et coenatoriis perpetratis, de pueris illegitimis alendis, causae clericorum, tam sacerdotum quam monachorum et religiosorum, viduarum, quae sine filiis et tutore erant, orphanorum et decimatorum pro suis debitis*, endlich alle Ehesachen und der Ehebruch. — Dabey hatten sich aber die Drenther mehrere Freyheiten ausbedungen. Keine vor den weltlichen Gerichten bereits entschiedne Sache durfte vor das Sendgericht gebracht werden, kein Laye durfte in einer vor das weltliche Gericht gehörenden Rechtsache gegen einen Layen bey dem Sendgerichte klagbar auftreten; eine Evocation eines Drenther ausserhalb Drenthe war unzulässig; von den Ausprüchen des Sendgerichts konnte an den bischöflichen Official zu Utrecht, an den Erzbischof zu Cölln, oder an den Paps zu Rom appellirt werden. Endlich konnte keine Citation, Interdict oder Excommunication des Sendgerichts in Vollziehung gesetzt werden, als mit Genehmigung des Amtmanns zu Coeverden und der vier und zwanzig Etten.

STATISTIK.

SCHAFFHAUSEN, in d. Buchdr. zum Kessel: *Regimentsbuch der XXII Kantone schweizerischer Eidgenossenschaft*. Auf das Jahr 1827. IV und 168 S. gr. 8.

Bis zur Revolution pflegte den in Zürich erscheinenden helvetischen Kalendern eine Ueberlicht der vornehmsten schweizer Behörden beygegeben zu werden. Einen ähnlichen Zweck hat das vorliegende Regimentsbuch, was um so dankenswerther erscheint, als selbst in der Schweiz es nicht ohne Schwierigkeiten möglich ist, sich die Staatskalender der

einzelnen Stände zu verschaffen. Begreiflicher Weise können Zusammenstellungen dieser Art keinen eigentlichen literarischen Werth besitzen, desto wichtiger erscheinen sie aber in statistischer Beziehung: denn erst aus ihnen gewinnt man eine klare Ansicht des oft nicht ganz einfachen Verwaltungsmechanismus. Sie nennen, was eben so wichtig ist, die Namen der Männer, deren Händen ihre Mitbürger die allgemeine Wohlfahrt anvertrauten; endlich lernt der Geschäftsmann und Jeder, der mit Behörden in irgend eine Berührung kommt, diejenigen Stellen und Personen kennen, an die er sich vorkommenden Falls zu wenden hat. Da ein bloßer Abdruck der Staatskalender der einzelnen Kantone offenbar zu weit geführt haben würde, so hat der ungenannte Herausg. eine Auswahl getroffen, die im Ganzen zweckmässig genannt werden kann. Auf die Liste der Bundesbehörden, der diplomatischen Personen und des eidgenössischen Staabes folgt ein möglichst genaues Verzeichniss der verwaltenden Regierungsbehörden, des Justizpersonals, so wie der Präsidenten und Schreiber der wesentlichsten Dikasterien, dann der vornehmsten Glieder der Geistlichkeit der einzelnen Kantone, endlich des Militärstaabes. Es liegt in der Natur der Sache, dass dieser erste Versuch nicht ganz die Vollständigkeit erreichen konnte, deren er empfänglich ist. Dazu kann ohnehin nur die genaueste Berücksichtigung der bekanntlich in einem jeden einzelnen Kanton abweichenden Verfassung führen. Wir rechnen nicht zu den fühlbaren Mängeln die in den folgenden Jahrgängen zu ergänzenden Lücken bey den Militär-Etats der Kantone Schwyz, Unterwalden, Glarus, Appenzell, dem Domkapitel zu St. Gallen u. dgl. m., wohl aber das Auslassen der Universität bey Basel, da es doch wahrlich eben so interessant wäre, die Namen der an dieser in neuern Zeiten wieder aufblühenden Hochschule angestellten Lehrer kennen zu lernen, als die genannten Vorsteher und Vorsteherinnen der zahlreichen Klöster. Bey Neuchâtel durften die Vorstände der vier Staatskörper, nämlich die *Quatre-Ministres* der Stadt Neuenburg, die Bürgermeister der *Bourgeoisies* von Vallendis, Boudry und Landeron nicht fehlen, wogegen bey dem S. 153 stehenden *Etat militaire* genannten Officiere *hors d'activité ou en retraite* wegbleiben konnten. Warum nicht auch hier bey der Geistlichkeit, wie dies bey andern Kantonen geschah, entweder die Hauptbeamten der *Vénérable Classe*, die auch einen Staatskörper bildet, die Colloquien oder wenigstens die Pfarrer der Hauptstadt nennen? Ueberhaupt geben wir dem Herausg. zu erwägen: ob es nicht besser wäre, auch die sogenannten Grofsräthe aufzuführen, obgleich sie freylich mit der eigentlichen täglichen Verwaltung nichts zu thun haben.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1827.

GESCHICHTE.

LEIPZIG U. DARMSTADT, b. Leske: *Aufklärungen über Begebenheiten der neuern Zeit*. Uebersetzungen und Auszüge aus den interessantesten Werken des Auslandes. Zucyter. Theil. 1826. 356 S. Dritter Theil. 1826. 347 S. 8. (2 Rthlr. 16 gGr.)

Der erste Theil dieser Sammlung ist in der A. L. Z. 1826. Nr. 137. angezeigt. Der zucyte enthält zuerst die „Geschichte der Neapolitanischen Revolution im Juli 1820, von Biago Gamboa, Oberstlieutenant in der Artillerie.“ Nach derselben hätte der General Carrafcosa den Aufstand leicht unterdrücken können, wenn er nicht selbst auf dessen Erfolg gehofft hätte. Die Vorbereitungen des Aufstandes scheinen richtig erzählt zu seyn: die Thätigkeit der Carbonari, um die neu errichtete Miliz für sich zu gewinnen, und zugleich ihre Eitelkeit, sich bey den Frauen geltend zu machen, denen sie Wort und Zeichen verrathen; so wie das Fuchsspiel vornehmer Herren, um die Carbonari wie Affen zum Katanienholen zu gebrauchen, und das Benehmen der Minister, welche dem Könige nicht mit Unrecht sagen, daß mit fünfzig Gensd'armen die Meuterey sich schnell niederschlagen lasse, und die ihre Leute nicht unglücklicher wählen können. Uebertrieben ist dagegen offenbar die Schilderung von dem Steuerdrucke, von der Verarmung des Landes und von der herrschenden Sehnsucht nach freyer Verfassung. Als endlich von Constitution öffentlich die Rede ist, geschieht ja der Vf. selbst zu, daß man in der Hauptstadt sogar davon meißt keinen Begriff gehabt habe. Von dem österreichischen General Nugent, dem Befehlshaber der neapolitanischen Truppen, ist allerdings auch die Rede; aber nichts weniger als befriedigend. Er berief, heißt es, die Generale zusammen, um sich über die Vertilgung der Rebellen zu berathen. Aber man erfährt nicht, was er rieth und was beschlossen wurde; ob und wie seine Einwirkung behindert wurde; ob und wie er mit dem Könige sprach. Den König soll zur Annahme der Constitution Danezo, ein hundertjähriger Greis, in einem außerordentlichen Staatsrathe unter Thränen mit folgenden Worten bewogen haben: Mein Sohn, mein angebeteter König, wenn dich die mit Wohlthaten überhäuften Minister und der Oberbefehlshaber der Armee täuschen, so höre einen Greis, der am Rande des Grabes dich nicht

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

täuschen kann. Alle deine Unterthanen lieben dich als ihren Vater, aber die constitutionelle Regierung ist die einzige, welche ihnen jetzt angemessen ist, und du wirst sie ihnen daher auch nicht verweigern. Mit diesen Worten vereinigte der Herzog von Kalabrien seine Bitten und seine Gründe. Der General Filangieri hatte zuvor schon den Oberstallmeister Ofscoli bewogen, dem König vorzutragen, daß die Revolution nur die Wirkung des Mißvergnügens über die Minister sey; daß bey allem Ungelümm des Volks die Liebe zu dem Monarchen unverletzt geblieben wäre; daß jetzt nicht die Rede von Secten oder Parteyen sey, sondern daß die ganze Nation um ihre Rechte bäte, daß sie das edelste und erhabenste Band mit ihrem Monarchen knüpfen wollte; daß aber auch keine Zeit zu verlieren sey, denn der folgende Tag, 6te Jul., könne nicht ohne einen allgemeinen Aufruhr vorübergehen, dessen Folgen nicht zu berechnen wären. Wir wissen, daß es in Neapel wieder so wie allezeit früher ging, daß die Grundsätze der Freyheit dort eben so wenig Wurzel fassen, wie die Eichbäume in Blumentöpfen, und daß der Carbonaro-Eid, zu sterben oder das eiserne Joch abzuschütteln, in dem ersten öfreichlichen Kanonenschuß verhallte. Aber die Rückwirkung der Meuterey von Neapel auf Sicilien war gräßlich, und davon sind die Berichte von zwey Augenzeugen dem Obigen angeschlossen: „Erzählung der vorzüglichsten Begebenheiten bey der Revolution zu Palermo, von Lelio de Paula, und der Militärexpedition nach Sicilien im Jahr 1820, von G. M. Olivier Poli.“ Das dort errichtete Parlament hatte sich 1812 ganz anders geartet, als die dazu rathenden Engländer mochten erwartet haben. Eine Constitution war dort, wie der Vf. sagt, hingeschleudert, statt die Mittel zu deren Empfange vorzubereiten. Das Feudalwesen wurde vernichtet, aber die Barone fuhren fort, eine bewaffnete Macht zu haben, welche aus Verwiesenen bestand, den sogenannten Campieri; sie übten die Gerichtsbarkeit aus, hielten gefangen, gaben Vorzüge und Freyheiten auf ihren Gütern und setzten ihre Bedrückungen fort. Nach der Beendigung des Kriegs ward die Constitution ausgesetzt, das Land in sieben Verwaltungskreise getheilt, der wechselseitige Unterricht eingeführt, eine allgemeine Gerichtsordnung gegeben und das Lehnrecht wirklich aufgehoben. Diese Veränderungen mißfielen der Stadt Palermo und beunruhigten die Adligen und einige ehemalige Magistratspersonen. Als die

K (6) Nach-

Nachricht von der Einführung der spanischen Constitution in Neapel zu Palermo ankam, beschäftigte sich das Volk mit dem Feste, die andern Classen geriechten in Gährung, und die Regierung traf keine Vorbereitung zur Erhaltung der Ruhe. Die mißvergnügten Adligen suchten die Idee der Unabhängigkeit Siciliens zu erwecken, schmückten sich mit einem gelben Bande (der Landesfarbe) und erkaufte Einige vom Pöbel, welche Abends 15. Jul. 1820 riefen: es lebe die Constitution, es lebe die Unabhängigkeit! Ein neapolitanischer Abbé (warum wird er nicht genannt?) reizte die Rotte zum Mord auf. Die Besatzung rührte sich nicht, und am folgenden Tage gab der General Nafelli die Gewehre und Kanonen aus dem Fort Castelmare dem Pöbel Preis. Damit war, wie gewöhnlich, der Anfang einer Schreckenszeit gemacht. Die Uebrigen, welche dazu wirkten, werden nicht genannt. Es bleibt also das Ereigniß in Betreff seiner Einleitung dunkel, und der Vf. hätte sie nicht dem Adel zuschreiben dürfen, ohne Beweise bezubringen, so gewiß auch der dortige Adel abgeneigt gewesen ist, sich in die Knechtschaft der Revolutionsmänner von Palermo bringen zu lassen. Es folgt die „Denkschrift des Herzogs von Rovigo über den Tod des Generals Pichegru, des Capitäns Wright und des Herrn Bathurst“; und „Pichegru, sein Proceß und sein Selbstmord, von C. M. Pierret“; Beides kann hier als bekannt übergangen werden. Den Beschluß machen Erläuterungen des Generalleutenants Grafen von Partonneaux über das siebente Kapitel des elften Buchs der Geschichte Napoleons und der großen Armee vom General Grafen Segur, und über die Widerlegung des Generals Gourgaud. Es kommt eigentlich darauf an, ob Partonneaux den Befehl erhielt, die Stellung zu Borisow zu behaupten, während das Heer über die Berezina ging, und ob also seine Division zur Rettung des Heers aufgeopfert worden, oder nicht. Partonneaux beweist durch das Zeugniß des Generals Ambrugnac, daß er einen solchen Befehl wirklich bekommen habe, und er beweist durch beglaubigte Schilderung seiner Lage zu Borisow und die russischen Berichte von seiner Gefangennahme, daß er mit Unrecht in dem 29. Bulletin geschmähet sey. Das ist für seine Ehre hochwichtig, aber für die Geschichte jenes Feldzugs von keiner Bedeutung. Wenn übrigens Segur in diesem und andern Fällen kleine Verzeichnungen begangen hat, so ist doch im Ganzen sein Gemälde von dem französischen Kriegsglück treu und wahr.

Den dritten Band eröffnet die „Denkschrift über die Ereignisse, welche dem Tode Joachim I. Königs beider Sicilien vorangegangen sind, von Franceschetti, Exgeneral, indem er die Neapolitanischen Dienste verlassen, nebst beygefügter Privatcorrespondenz dieses Generals mit der Königin, Gräfin von Lipano.“ Murat lebte, nach seinem verunglückten Zuge wider Oestreich, zu Toulon, ward aber nach der Schlacht von Waterloo verfolgt, obgleich die franzöf. Regierung keine Befehle über ihn erlassen hatte. Er mi-

thete ein Handelsschiff nach Korsika, seine Adjutanten besaßen es mit seinen Sachen und 200,000 Franken, und er selbst steuerte eben auf einem Boote nach dem Schiffe, als es davon segelte. Die Adjutanten haben sich über dieses Fortsegeln nicht erklärt; aber unter dem Namen eines erdichteten Sergenten sind erdichtete Nachrichten darüber verbreitet. Murat begab sich zu dem Bauer zurück, der ihn bisher bald in einer Erdhöhle, bald hinter einem Hühnerkasten verborgen hatte; stach dann mit drey Officieren auf einer kleinen Barke in See, und ward von dem Postschiff aufgenommen, welches von Toulon nach Bastia fuhr, von wo er nach Vescorato zu dem Vf., einem franz. Obersten eilte. Dieser ließ dem Commandanten von Korsika die Ankunft des Königs melden, und erhielt keine Antwort, aber Nachricht, daß der König am folgenden Tage von Gensd'armen werde verhaftet werden. Sie kamen in der That, wurden jedoch bedeutet, daß die Verhaftung ohne großes Unglück nicht geschehen könne. Die korsischen Officiere und Soldaten, welche wie der Vf. unter Murat gedient hatten, vereinigten sich um ihn. Die Gensd'armen wurden zurückgerufen, und der Ortsmaire sollte Murat zur schleunigen Einschiffung bewegen, wozu man auch die Vorbereitungen traf. Die sogenannte royalistische Parthey, welche den 11ten April 1814 sich gegen Frankreich empört und die Engländer nach Korsika geführt hatte, soll das Gerücht verbreitet haben, Murat wolle sich der Insel bemächtigen. Sie verlangte von dem englischen Befehlshaber zu Genua, daß er Truppen senden möchte; das ward abgelehnt, aber ein Officier abgeschickt. Murat sagte ihm: daß er in Korsika als Privatmann lebe und nicht dulden werde, daß sein Name zur Störung der Ruhe gemißbraucht werde; daß er nur Pässe von den verbündeten Mächten erwarte, und wenn er sie von dem Officier empfangen könne, sich auf seiner Brigg einschiffen wolle. Der Officier antwortete: daß er zwar keine Pässe mitgebracht habe, aber die Brigg zu seiner Verfügung stelle. Murat lehnte dieses Anerbieten ab; und wie es scheint, war die Folge davon, daß eine englische Fregatte mit zwey neapolitanischen Kanonierchaluppen zu Bastia vor Anker gingen, Embargo auf seine gemieteten Schiffe in dem dortigen Hafen gelegt wurde, und ein Aufruf an die dortigen Einwohner gegen das Versammeln zu Vescorato erging. Murat brach von dort nach Ajaccio auf, wo der Herzog von Padua, Arrighi, den Vf. rufen ließ, und im Beyseyn mehrerer Mitglieder von der Familie Bonaparte ihn ermahnte, Murat zu bewegen, sich nicht in der Stadt zu zeigen. Der Vf. versprach es, wenn man 30,000 Fr. und ein Schiff geben wolle, welches man unter Vorwürfen abschlug. Murat kam den 23. Sept. 1815 zu Ajaccio an, und sagte Abends: Wie rührt mich die Aufnahme, die ich hier gefunden. — So wurde ich jedesmal in meiner Hauptstadt empfangen, wenn ich von der großen Armee zurückkehrte. — Ich will nirgends mehr leben oder sterben, als unter meinem Volke. Wir werden Neapel wieder sehen, und

und wollen unsre Abreise beschleunigen. Der Vf. will Alles aufgebieten haben, um ihn von diesem Gedanken abzubringen. Wenigstens möge die Rückkehr von L. abgewartet werden, welcher von Bastia d. 29. Aug. an den General *** nach Neapel gesandt war. Murat hatte nur einige Tausend Franken baar, Diamanten von 150,000 Fr., und stellte über 200,000 Fr. Wechsel aus. Er wartete die Nachrichten aus Neapel nicht ab, welche sein Unternehmen als völlig unausführbar bewiesen; er wußte, daß die dortige Regierung es schon ahndete, und sprach selbst mit Ignaz Carabelli, den die dortige Polizey an ihn sandte, und der ihm doppelsinnig theils Hoffnung, theils Warnung gab; er nahm von den Engländern die Pässe, aber nicht die angebotene Fregatte zur Fahrt nach Triest an, und segelte am 28. Sept. mit sechs Barken ab. Man gelangte am 6ten Oct. Abends an die Küste von Kalabrien, ein Windstoss zerstörte die Fahrzeuge, nur zwey fanden sich in der Rhede St. Lucido ein, und ein drittes ward zwar wieder herbeygerufen, machte sich aber heimlich fort. Nun wollte Murat nach Triest gehen, aber der Schiffscapitän Barbara erklärte, daß er zuvor Lebensmittel und Wasser einnehmen müsse, und forderte Murat's Pässe, um ans Land zu gehen. Dieser verweigerte sie, und jener bestand darauf. Murat warf einen verdächtigen Blick auf ihn und schrie dann mit lauter Stimme: „Man verweigert mir den Gehorsam ans Land zu gehen; ich will daher selbst landen. Sie, Franceschetti, werden mir zur Seite stehen, mein Andenken kann noch nicht im Königreiche Neapel erloschen seyn; ich habe seinen Bewohnern Gutes gethan, (davon hatte man ihm, wie es Königen geht, zu viel; von den Hinrichtungen, namentlich in Kalabrien, aber wenig oder nichts gesagt), sie werden mir ihren Beystand nicht versagen.“ Diese Worte wurden mit einem Tone gesprochen, der mir jede Einrede unterlagte (in dem ersten Augenblick allerdings, aber nicht nachher); ich fühlte überdies, daß sie nur die Soldaten und die Equipage aufregen würde, daher nahm ich eine ganz ruhige Stimme an; die Beforgnisse, von welchen ich genagt ward, zeigten sich nicht auf meinem Gesichte; hier mußte gehorcht und bey der Gefahr den Soldaten Muth eingesprochen werden. (Hier mußte vielmehr gesagt werden, daß mit 26 Mann eine feindliche Landung unmöglich sey, und daß zur Vermeidung des größten Unglücks nicht gehorcht werden dürfe.) Murat befahl allen Officieren, ihre Staatsuniform anzulegen. Der Wind trieb das Fahrzeug nach Pizzo; sobald es am Lande war, machten die Officiere eine Bewegung, sich an das Ufer zu begeben; Murat hielt sie zurück und sagte; an mir ist es, zuerst auszusteigen, und so sprang er am 8ten Oct. gegen Mittag ans Land. — Die übrige Erzählung stimmt mit den Zeitungsnachrichten überein, ausser daß der Vf. weitläufig nachweist, wie er sein Vermögen für Murat aufgeopfert und von dessen Gemahlin vergeblich Entschädigung gefordert habe.

Ueber die „*Auszüge aus Lauvergne's Erinnerungen aus Griechenland während des Feldzugs von 1825*“ müssen wir unsre Leser auf die Anzeigen von dieser Schrift selbst verweisen.

PARIS, b. Girard: *Mémoires sur l'ancienne chevalerie*, par La Curne de Sainte-Pulaye, avec une introduction et des notes historiques, par M. Ch. Nodier. Neue Ausgabe. 1826. 2 Bde. zu 854 S. 8. (15 Fr.)

Diese Memoiren sind kein Product der neuesten französischen Literatur (das Werk erschien zuerst 1753 und wurde nach einer neuern Ausgabe von Klüber 1786 — 91 in 3 B. übersetzt und mit Anmerk. bereichert); allein die Einleitung und die gelehrten Anmerkungen, womit sie ihr gegenwärtiger Herausgeber ausstattete, machen das Werk um so mehr der Erwähnung würdig, da solches dadurch zu einer sehr wichtigen Hülfquelle für diejenigen erhoben wird, die sich mit dem Studium der Geschichte jener Jahrhunderte beschäftigen, worin das Ritterwesen eine so große Rolle spielte. Eine kurze Anzeige dieser neuen Ausgabe dürfte demnach auch in diesen Blättern nicht wohl zu vermissen seyn. Wir beginnen mit der Einleitung. Nachdem Hr. N. die verchiednen Meinungen andrer Geschichtsforscher über den Ursprung des Ritterwesens geprüft und vornehmlich die Ungereimtheit derjenigen, die denselben aus den frühelien Zeiten der Geschichte herleiten wollen, dargethan, gelangt er zu dem Resultate, daß sich die ersten Spuren dieser Institution, so wie solche mehrere Jahrhunderte hindurch bestand, erst gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts entdecken lassen. Er hält es für sehr zweifelhaft, daß die Wappen lange vor den Kreuzzügen erfunden seyn. Ihre Metalle und Farben, so wie ihre Sinnbilder waren Anfangs den Rittersn persönlich, bevor sie ein Erbtheil der Familien wurden. Aus denselben Ursachen begreift man, wie die geheimnißvollen Unterscheidungen der Wappenkunst nothwendig werden mußten, sobald das Ritterthum eine gewisse Anzahl Verbrüderter zählte. Höher hinauf zu gehen hält Hr. N. für unmöglich, will man nicht anders aus dem Gebiete aller Vernunft und aller historischen Wahrscheinlichkeiten hinaustreten. Das Ritterthum, sagt er ferner, blieb stationär während einer gewissen Anzahl von Jahren, die sich jedoch nicht so leicht bestimmen läßt. Endlich schuf es sich gleich dem Lehnwesen, dessen Schwingungen und widerrechtlichen Anmaßungen es behülflich gewesen zu seyn scheint, feste Gebräuche und ein Herkommen. Das Ritterthum ward ein Theil des öffentlichen Rechts und blieb gleich einem Privilegium in den Händen des Adels. Je weiter es sich jedoch von seiner Wiege entfernte und Rang und Glanz in der Gesellschaft erhielt, desto mehr verlor es von dem Geiste, der es bey seinem Ursprunge auszeichnete; und war anfangs seine Bestimmung, dem Schwachen gegen den Unterdrücker beyzusehen,

sehen, so ward es gewissermaßen selbst unterdrückend, wie es zu Macht gelangte. Mitten in den Zerwürfniſſen, woraus die Lehnsherrſchaft hervorging, ging das Ritterthum mit derſelben zu Grunde. „Es übertrug daſſelbe, ſagt Hr. N. mit rationaler Selbſtgefälligkeit, der königlichen Gewalt und den Geſetzen ſein hohes Richteramt, allein gleich jenen heiligen Trümmern, welche Zeit und Eroberungen in dem zerriffenen Schooſe des antiken Aegyptens achteten, ward der Geiſt ſeiner Inſtitution und ſeiner Gebote das Erbtheil der franzöſiſchen Nation, die noch jetzt in ihren Sitten den größten Theil davon bewahrt.“ Dieſen Bemerkungen N's mögen noch einige Erinnerungen aus *Sainte-Palaye's* Memoiren folgen. — Mit dem Austritte aus der Kindheit traten die jungen Leute in den Dienſt einer edlen Familie als Edelknechte (*varlets, damoiseaux*), und hier empfangen ſie ihren erſten Unterricht in der *Liebe Gottes* und der *Damen*. Sie erlernten den Gebrauch der Waffen, beſchäftigten ſich mit der Jagd und andern Leibesübungen, welche die neuere Zeit zum Theil andern Ständen überläßt. Der Grad eines Schildknapen (*écuyer*) beehrte den jungen Menſchen zu einer gewiſſen Epoche, und dieſe Beförderung ward von religiöſen Feyerlichkeiten begleitet. Von nun an ſtand die Laufbahn der Gefahren ſeiner ehrgeizigen Ungeduld offen. Den Ruhm des Ritters, deſſen Dienſt er ſich gewidmet, theilend, verließ der Schildknappe ihn weder bey Tage, noch bey Nacht; oft war er höhern Ranges, als dieſer; jedoch ſeinen Befehlen untergeben, durfte er weder reden noch handeln, als nach dem Willen ſeines Meiſters in Heldenthaten. Nach einem langen und beſchwerlichen Noviciat und gemeinhin nach zurückgelegtem 21ſten Jahre nahm das Ritterthum den Schildknapen in ſeinem Schooſe auf. Dieſs war eine der erhabenſten Ceremonien des Cultus und eine der wichtigſten der öffentlichen Ordnung. Gleich den Neophiten der erſten Kirche, weiſs gekleidet, brachte der neue Ritter, ſtrengen Faſten unterworfen, mehrere Tage in Gebet und Beſchauung zu, bis zu dem Augenblick, wo er, nebst einem Prieſter und Zeugen (*parrains*) ſeine *Waffennacht* (*veillée des armes*) begann: denn ſo nannte man die Nacht, welche der feyerlichen Aufnahme vorausging. Ein unermesslicher Zuſtand von Volk füllte die Zugänge und Thüren der Kirche. Hatte der dazu beauftragte Ritter dem jungen Novizen, um ihm die Ritterwürde zu ertheilen, den Ritterſchlag mit den Worten gegeben: *Im Namen Gottes, des heiligen Michaels und des heiligen Georgs, ſey tapfer, kühn und redlich*; — ſo ſchwang er ſich, wie *Sainte-Palaye* nach der Sprache jener Zeiten ſich ausdrückt, auf ſeinen Renner, ſchwenkte ſeine Lanze und ließ ſein Schwert blinken. Es ziemte ſich, fügt er hinzu, daß das Volk bald denjenigen kennen lernte, der, durch dieſen neuen Stand, ſein

Vertheidiger ward. — Wir übergehen füglich die Beſchreibung der Turniere und anderer militäriſcher Uebungen des Ritterthums, um nur noch einige Worte über den moralischen Theil deſſelben zu ſagen. Der Ritter verſprach den katholiſchen Glauben aufrecht zu erhalten, Frauen, Wittwen und Waifen zu vertheidigen und Nothleidende und Wehrloſe zu beſchützen. Vornehmlich mußte er, bey Gefahr ſeines Lebens, ſein Wort halten: denn das Verſprechen der Ritter galt für ſie dem heiligſten Eidſchwur gleich, und ſie hielten es mit der unverbrüchlichen Treue. Man ſah ſie oft *Regulus* Beſpiel nachahmen und in den Kerker wieder zurückkehren, den ſie nur unter dieſer Bedingung verlaſſen hatten. Inzwiſchen erfuhr auch das Ritterthum das Schickſal aller menſchlichen Einrichtungen, womit entweder Mißbräuche getrieben werden, oder die, zur Abhülfe augenblicklicher menſchlicher Bedürfniſſe geſchaffen, mit den Umſtänden, denen ſie ihr Entſtehen verdankten, zu Grunde gehen. Vor ſeinem Verfall noch geräth es in Erſchlafung. Man erſieht aus dem letzten Theile der Mem., wie empörende Ausſchweifungen und Laſter aller Art das Leben der Ritter befleckten. — Verſchiedene merkwürdige Fragmente, als: *Die Ehren des Hofes von Burgund, Mauny's Leben, Jagd-Memoiren* u. ſ. w., ſind dieſer neuen Ausgabe des Werks beygefügt, das mit eben ſo viel Einfachheit hinſichts des Vortrags, wie mit gründlicher Kenntniß des darin behandelten Gegenſtandes geſchrieben iſt.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) LEIPZIG, in d. Weygand. Buchh.: *Launen meiner Muſe*, in ernſten und heitern Aufſätzen von Panſe. *Zweytes* Bändchen. 1827. 327 S. 8. (1 Rthl. 18 gGr.)
- 2) *Ebendaſ.*, in d. Dyk. Buchh.: *Erzählungen* von Friedrich Jacobs. *Fünftes* Bändchen. 1827. 426 S. 8. (2 Rthlr.)

Nr. 1. Auch auf dieſen zweyten Theil müſſen wir daſſelbe Lob und denſelben Tadel ausdehnen, welchen wir in den Erg. Bl. Nr. 29. vom J. 1826 über den erſten Theil ausgeſprochen haben. Die Erzählungen befriedigen in ihrem tragischen Ausgange wenig. Unter den Kleinigkeiten findet ſich viel Spreu, und eine Beſchreibung von Stockholm, ohne daß der Vf. derſelben dagewesen iſt, hat wenigſtens ſehr viel Verdächtiges, wenn man ſie auch mit Vergnügen lieſt.

Nr. 2. enthält 2 Erzählungen eines oft gelobten Schriftſtellers, der des neuen Preiſes nicht bedarf. Die erſte ſchon bekannte ſowohl, als die zweyte noch ungedruckte haben beide einen Lieblingsgegenſtand des Vfs., die Machinationen der römlichen Kirche, zum Stoff.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1827.

SCHÖNE KÜNSTE.

STRALSUND, im Selbstverlage des Vfs.: *Blätter von Karl Lappe. Erstes Heft. Lied und Leben. 1824. 256 S. 8. (1 Thlr.)*

Nie vielleicht mag es schwerer gehalten haben, sich auf der großen und überfüllten Heerstraße der Poesie bemerkbar zu machen, als gerade in unsern Tagen und unter uns Deutschen, wo Dichter und Dichtertlinge, jede Form abnutzend und in eigenen Sammlungen, wie auf dem Markte der Zeitschriften und Taschenbücher, einander mit ihrer Fabrikwaare überbietend, am Wege auftauchen; so daß wir allmählig unsern südlichen Nachbarn jenseits der Alpen zu ähnlichen anfangen, deren kaum Einer zu finden ist, der, falls er nicht als *uomo bruto* erscheinen will, nicht auf jeden täglichen Anlaß wenigstens zu einem Sonett begeistert würde. Möchte nur dieser sumrende und singende Mückenschwarm, der mit seiner Dudeley unsre Ohren so oft und zur Ungebühr belästigt, uns nicht die Aufmerksamkeit auf die Aeolsharfontöne der alten kundigen Meister des Gefanges rauben, die dazwischen von Zeit zu Zeit zu uns herüberschallen, aber in dem dissonirenden Tumulte nur zu leicht ungehört verklingen! Wer jedoch dem Sänger der vorliegenden Lieder je in früherer Zeit horchte und den reinen Strom des Gefühltesten, was eine Menschenbrust bewegt, in sich zog: der erkennt und begrüßt den wohlbekannten Freund überall und in jedem Gewande, wo und wie er erscheint, mit beyfälligem Zuruf, und erquickt sich aufs neue an den reichen Gaben; die er, auf Flügeln des Wohllauts getragen, um sich her spendet. Hr. L., dessen Bescheidenheit sich mit Unrecht (S. 12) als den „Halbverschollenen“ bezeichnet, hat sich längst seine ausgezeichnete Stelle unter den edlen Sängern deutscher Zunge errungen; zählt in allen Gauen der Nation eine erfreute Menge, die seiner Muse horcht, und darf eben darum auch, trotz seiner Abgeschiedenheit am äußersten Saume des deutschen Ostseestrandes, bey seinem diesmaligen neuen Hervortreten, eben so gewiß auf den biedern Händedruck seiner alten, als auf den Gewinn neuer dankbarer Freunde rechnen. Nur Wenige mögen in der Kunst, das Herz mit den einfachsten Lauten so sicher und voll zu treffen, verglichen werden; und unter den jetzt lebenden deutschen Volksängern darf sich, nach Rec. Gefühl, an eigenthümlicher Kraft, an Innigkeit

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827,

und poetischer Fülle und im Zauber des Sprachwohllauts, nur *Schmidt von Lübeck* und *Wilh. Müller*, der Griechenfänger, an seine Seite stellen. Es ist also auch kein leeres Wort, was er dieser Sammlung seiner älteren und neueren lyrischen Dichtungen, als Wanderpafs, mit auf den Weg giebt (S. 3):

„Zieht aus, geliebte Lieder,
Die Welt ist groß und weit,
Durchmeist sie auf und nieder,
Grüßt alte Freunde wieder
Aus unsrer Jugendzeit.

Mit nichten seydt beklommen,
Ihr dürft schon Rede stehn
Bey Guten und bey Frommen,
Von Herzen seydt ihr kommen
Und sollt zu Herzen gehn.

Nicht hoch seydt ihr geschrieben:
Doch tief seydt ihr gelebt;
Und seydt ihr wahr geblieben,
So muß euch Mancher lieben,
Der ähnlich kämpft und strebt.

Ioh hab' an euch gewendet
So viel ich hab' und kann,
Nicht große Kunst verschwendet,
Doch Lieb' und Lust gesendet.
Das Alter schleicht heran.

Sind Kindlein groß gezogen,
Läßt sie der Vater aus.
Der Himmel scheint gewogen.
Das Nest ist ausgeflogen,
Gefegne Gott das Haus!“

„Lied und Leben“ nennt Hr. L. das vorliegende Heft seiner Blätter; und nicht mit Unrecht: denn sein Leben besteht so recht eigentlich in den Tönen, die sich, zum Liede gestaltet, aus seiner Brust hervorwinden. Die Geschichte ihrer Empfängnis ist zugleich die Geschichte seines stillen, in sich selbst hinein gerichteten Daseyns; und die lieblichste Spur, welche er von demselben hinter sich lassen kann, sind sie. „Lied und Leben“ aber nennt er diese Gabe auch noch in einer andern Beziehung, indem er die, seinen Liedern eingesireueten kleinen, zum Theil trefflichen, prosaischen Aufsätze und Apologen mitunter dazu benutzt, uns einige, nicht uninteressante Blicke in den einfachen Gang seines Lebens zu eröffnen. Stellen wir diese zusammen: so ergiebt sich, daß *Karl Lappe*, der Sohn eines Landpredigers zu Wusterhausen bey Wolgast, im J. 1774 geboren, Kosegartsens Schüler und späterhin der Lehrer seiner Kin-

L (6)

Kinder war; dann seit 1801 als Lehrer am Gymnasium zu Stralfund stand und Schulmann aus Neigung blieb, ohne etwas Andres zu suchen. Nach 12 Jahren verfiel indess seine Gesundheit; Nervenschwäche, eine fieberhafte Brust bedrohten sein Leben; noch tiefer fühlte sein geistiger Muth sich gebeugt durch den Verlust geliebter Kinder, den wir dem Dichter in seiner Klage (S. 122) tief nachempfinden.

— Fünf Jahre des Aufrassens und Niederfinkens: dann rief der Arzt zu dem Entschlusse, aufs Land zu gehen; und so nahm er 1817 seine Dienstentlassung, wohnte eine Zeitlang in Steinhagen, oft bettlägrig, verstimmt über sein Schicksal, aber auch in dem Maasse genessend, daß er zu Pütte, unfern Stralfund, ein kleines ländliches Eigenthum erwerben konnte, und dem Betrieb desselben als Gärtner und Ackersmann obzuliegen, seine neun Kinder zu unterrichten und auch zu Zeiten die Feder in die Hand zu nehmen.

Sollen wir den Gesamt-Charakter von *Lappe's* Muse in wenige Grundstriche zusammenfassen, so erkennen wir in ihm eine freywillige, stillfreudige Beschränkung auf sich selbst und sein stilles Lebensloos, gepaart mit hohem und freudigem Lebensmuth und echtem Kindesinn; aufgeschlossene Empfänglichkeit und gemüthliches Anschmiegen an Natur und Häuslichkeit; einfache, tief geschöpfte Lebens-Philosophie; treffende Reflexion, eine höhere und würdige Ansicht von Leben, Welt und Staat, dem Treiben der Menschen in den verschiedensten Kreisen; mit ruhiger Betrachtung, oft mit feiner Ironie und prägnanter Bezeichnung; und selbst in das echt Komische streift er jezuweilen mit Glück hinüber. Lieblich spiegeln sich hie und da die Spielereyen des Gärtners, des Bienenvaters, des Schmetterlingsfämlers, des Schachspielers u. s. w. in gelegentlichen kürzeren oder ausgeführteren Hindeutungen ab: aber vor Allem ist es die entschiedene Lust und Behaglichkeit am ländlichen Leben, so wie Ueberdruß am engen städtischen Getreibe, was sich als Grundton des Gemüths hervordrängt.

Wenden wir uns zu dem Inhalt dieser, in sich so reichen Sammlung im Einzelnen, so wird uns das rein Menschliche und Wahre in dem „Gebet um längeres Leben“ (S. 32) und in dem „Gebet um Hülfe“ (S. 71) rühren. — Der „Grabgesang der Schwalbe“ (S. 39) läßt ein freudiges Weh im Herzen zurück. — „Wohlverwahrt“ (S. 27) erschien früher in den Pomm. Provinzial-Blättern, wie einige Andre, und hat hier vier neue, treffliche Strophen erhalten. — „Sonnenfeyer“ (S. 104) nimmt den höheren Flug der Ode und verliert nichts durch die Erinnerung an v. Thümmels Hymnus an die Sonne. Wir theilen hier ein paar Strophen mit:

„Der junge Mensch — im Schooß der Nacht geboren —
Wer ist mein Schöpfer? fragt er die Natur.
Umsonst! Denn in Erwartungen verloren,
Harret Alles stumm. Er findet keine Spur.

Jetzt aber steigt aus dem Rubin der Fluthen
Monarchisch, göttlich, hehre Sonne, du.
Du strömst sie hin, die zaubervollen Gluthen;
Anbetend schlägt dir jedes Auge zu.

Jetzt wallt der Chor lobwirbelnder Gefänge,
Da schwillt des Jünglings wonnetrunkenes Herz.
Du bist es! jauchzt er, mit der Wesen Menge,
Und feyernd staunt sein Auge sonnenwärts.
Von seines Gottes Flammen übergossen,
Steht er und glänzt, ein schöner Göttersohn.
Mit ihm vereint, in ihn zurückgefloßen,
Theilt er, noch irdisch, seines Vaters Thron.

Erhabner Wahn! Du sankst, o Kindesglaube:
Denn noch erhabner flog des Menschen Geist.
Doch was dich hob, wird keiner Zeit zum Raube;
Der Zauber bleibt, den Niemand von dir reißt.
So lang' ein Strahl, o Sonne, Sonne, Sonne!
Aus deinem überreichen Borne quillt,
Bleibst du der Born der Schönheit, Kraft und Wonne,
Der Gottheit irdisch höchstes Ebenbild.”

— „Das Töchterlein aus der Ferne“ (S. 131) haucht überfließendes Gefühl und Milde. — Lebendig und hoch geadelt durch Dichterweihe ist (S. 166) „Das Schiff“ vom Stapel laufend und in allen seinen malerischen Momenten aufgefaßt. Auch hier geben wir zur Probe eine Strophe:

„Geleitet von des Himmels Sternen,
Von hohen Göttern mild umschwebt,
Spielst du hinab die blauen Fernen,
Wie die geschäft'ge Nadel bebt.
Den Tanz des Kieles zu ermüden,
Ist selbst des Erdballs Ring zu klein.
Des Menschen Größe — sie ist dein;
Durch dich ward ihm die Welt beschieden.”

— Und den Schluss:

„Löst nun die Bande; laßt sie wallen!
Lang ist die Bahn und kurz die Zeit.
Laßt auch die letzte Fessel fallen.
Die Braut des Meeres ist geweiht,
Und leise bebt und schauernd gleitet,
Mit scheuem ungewissen Schwung,
Sie lauschend noch, und mißt den Sprung,
Wohin der glatte Abhang leitet.

Doch plötzlich, auf des Weges Mitte,
Erstarkt die Brust, erschwillt ihr Muth;
Und jach, mit Einem Riesenschritte,
Stürzt sie von oben in die Fluth.
Zu Staub zerplittert, dreh'n die Wogen
Weit zischend den empörten Lauf,
Und unermesslich schlägt hinauf
Der Jubel an des Himmels Bogen.”

Kennen wir aus Kosegartens riesigen Pöanen die, in ihrer Art so einzigen Natur-Scenen Rügens, um sie in seinem Geiste anzusehen: so erquickt uns hier der besonnenere Liederfang durch eine Reihe von Schilderungen, welche diese nämliche Natur in ihrer Pracht und Schöne würdig feyern; (S. 163) „Erinnerung an Rügen“; (S. 179) das herrliche Landschaftsgemälde „Wittow,” in eben so eigenthümlicher Auffassung, als dies sonderbare Inselland selbst; (S. 186) „Der Winterstrand,” ein nicht minder wahres und kräftiges Naturbild, wie (S. 190) „Die Liethen” mild und besänftigend ist.

„Die

„Die Jungfrau von Stubbenkammer“ (S. 196), hier profaisch einfach und mit anders gewandtem Schlusse vorgetragen, hat Wilibald Alexis (es fragt sich, ob nicht, bey seiner letzten Wanderung durch Rügen, aus unsers Vfs. Munde selbst?) zu einer anziehenden Ballade umgeschaffen und mit einer Sage von den überflutheten Trümmern Wineta's verbunden.

Noch Vieles, was diese paar hundert Seiten enthalten, würde zu einer beyfälligen Würdigung berechtigt; kaum irgend etwas seines Platzes unwerth seyn. Rec. begnügt sich indess hier nur auf Einiges hinzudeuten, was ihm als Gelungenes erschienen ist. „Das Lied von der Hütte“ (S. 7). — „So oder so“ (S. 14). — „Der blühende Baum“ (S. 20). — „An einen klagenden Freund“ (S. 25). — „Landlied“ (S. 34). — „Beschränkung“ (S. 46). — „Luftschlösser“ (S. 54). — „Der Platzregen“ (S. 56). — „Bienenwärmen“ (S. 59). — „Der ungelehrte Schüler“ (S. 62). — „Schmetterlingsball“ (S. 64). — „An meine Freunde in der Stadt“ (S. 74). — „Neues Jahr, neues Herz“ (S. 86). — „Hornesklänge“ (S. 90). — „Schlaflied“ (S. 101). — „Nachruf an Henning“ (S. 142). — „Reiseluft“ (S. 145). — „Abwehr“ (S. 157). — „Weichheit“ (S. 159). — „Erinnerung“ (S. 161). — „Nicht also“ (S. 165). — „Das Bad“ (S. 208). — Auch einige „Trinklieder“ hat der Dichter nicht verschmäht zu geben, obwohl diese Gattung seiner ernsten Natur weniger zuzusagen scheint, und wo (S. 222) der Grammatiker, der sonst nur überall vollkommene Sprachreinheit und Correctheit zu rühmen hat, vielleicht die Zeile:

„Schwüllt, Geister! quillt hervor!“

in „Schwellt“ und „quellt“ verändert sehen möchte.

Die Sammlung schließt (S. 240) mit einer kleinen Nachrede, aus Pütte am 7ten März 1824 datirt, welche im nächsten Heft die Romanzen, und was sonst in das Gebiet der Sagen und Kunden gehört, zu liefern verspricht. Das Inhalts-Verzeichniß folgt; mit hoher Befriedigung sieht man im Begriff, das Büchlein aus der Hand zu legen: da fällt unversehens der Blick auf das nächste Blatt (S. 243) und liest:

„— Und das Unglück schreitet schnell.“ —

— „Am 10ten März, Abends nach 8 Uhr, als ich mit meiner Familie am Nachteffen saß, scholl der gräßliche Feuerruf, der schon öfter unser Dorf durchgellt hatte, von neuem auf uns ein. Auch ich war zum Opfer ersehen; und die Brandstiftung, früherhin zwey Mal bey mir versucht, aber vereitelt, jetzt vollständig gelungen. Diejenige Hälfte meines Hauses, wo Scheune, Ställe und Futtervorräthe sich befanden, war bereits in der Gewalt des losgelassenen Elements; um die andere Hälfte galt es den Kampf. — Wir haben das Leben unsrer Kinder und den wichtigsten Theil unsrer Sachen gerettet; auch meine Bücher, so weit sie zu erreichen waren, sind

geborgen! Was freylich oben im Hause sich befand, unter andern die beträchtlichen rohen Vorräthe meiner im Selbstverlag erschienenen Schriften, mußte ein Raub der Flammen werden.“

Unter dem Geretteten war auch die Handschrift dieser Mühsange, welche der Dichter uns darbietet. Seine, auf die Herausgabe derselben sich beziehende Ankündigung scheint jedoch (wie die, verhältnißmäßig, geringe Zahl der Subscribenten beweist) nicht in einem so weitem Kreise kund geworden zu seyn, als der Werth des Dargebotenen und des Sängers herbes Schicksal es verdiente. Wohl ihm indess! Seinen freudigen Lebensmuth hat er aus der vernichtenden Flamme glücklich gerettet: denn schon in den nächsten Monden nachher stand die von ihm mit Eifer hergestellte „Hütte zu Pütte“ wieder festgegründet. Aber auch seine Lyra ging nicht in der Asche unter; und klagt er gleich: „daß er für den Augenblick durchaus verarmt sey an Poesie, und daß die Schwalbe, der man das Nest einließ, nicht wieder singe, bevor sie neu gemauert habe:“ so nimmt er doch hier Abschied von uns mit einem „Heimruf an meine Kinder, als das neue Haus fertig war, im Sept. 1824“ — so zart und gediegen, wie nur je ein Sang von seiner geweihten Lippe tönte; und es wäre Raub an dem erweckten Mitgefühl des Lesers, wenn ihm hier nicht wenigstens ein paar Strophen daraus gegeben würden:

„Kommt nun wieder, kommt zurück
Aus dem Leide der Zerstreuung!
Ganz zu Asche brennt kein Glück,
Aus Zerstörung blüht Erneuerung.
Unter Schutt und Trümmern lebt
Noch ein Keim, der aufwärts strebt. — —

Nimm dich auf, zerfuchte Schaar,
Die, wie Vöglein aus den Hecken,
Rechts und links verflattert war
Vor dem ungeheuren Schrecken.
Sehnfuchtsvoll und liebewarm
Breit' ich aus den Vaterarm. — — —

Schlaft mir sorglos sicher ein.
Lernt Vertrau'n auf Mauern kennen.
Alles fest, wie Stahl und Stein.
Nein, ihr sollt mir nicht verbrennen!
Und ein Gott der Liebe wacht
Ueber uns in finst'rer Nacht.“

PÄDAGOGIK.

LÜBECK, in Comm. b. Aschenfeld: *Ueber weibliche Bildung durch öffentliche Anstalten*, insonderheit durch die 1806 in Lübeck eröffnete Bildungsanstalt für Töchter. Von Joh. Heinr. Meier. 1826. 242 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. sieht seit zwanzig Jahren einer Privat-Töchterchule in Lübeck vor, deren innere Güte durch die noch fortdauernde Frequenz von 805 Schülerinnen beglaubigt wird. Die in diesem Zeitraume gesammelten Erfahrungen legt er hier dem grö-

größeren Publikum in Form eines Berichtes über den Fortgang seines Instituts vor. — Das von Anfang desselben vorgesteckte Ziel, echt religiöse Ausbildung des weiblichen Gemüths, suchte er eben sowohl durch Unterricht als durch Einwirken auf die Erziehung zu erreichen. Umständlich wird der Lehrplan des Instituts ausgeführt und dabey gezeigt, wie ein jeder Lehrzweig in die Bildung überhaupt eingreife. Am ausführlichsten ist der Religionsunterricht abgehandelt, den der Vf. mit Inbegriff des Confirmandenunterrichts in vier Lehrgänge sondert. Dann folgt die Abtheilung der Klassen mit Bezeichnung der Stufenfolge des Unterrichts in allen Lehrzweigen. Ferner handelt der Vf. von den Hilfsmitteln des Unterrichts, schildert die disciplinarische und ökonomische Verfassung, und richtet endlich Worte der Weihe an die im letzten Jahrzehend entlassenen Schülerinnen.

Wenn gleich von öffentlichen Töchter Schulen und deren Eigenthümlichkeit sonach nicht die Rede ist, wiewohl man das nach dem Haupttitel erwarten sollte, auch die lokalen Beziehungen für das große Publikum weniger Interesse haben; so erkennt man doch leicht den Mann, der in seinem Berufe lebt und webt, nimmt gern Antheil an den mit Wärme ausgeführten Schilderungen und freut sich mit dem Vf. seines glücklichen Erfolgs.

S.

JUGENDSCHRIFTEN.

- 1) HEIDELBERG, b. Engelmann: *Erste Nahrung für Geist und Herz*. Nach Maria Edgeworth von Amalia Schoppe, geb. Weise. Vier Bände. 1827. 264, 320, 288 und 270 S. 8. (5 Rthlr. 8 gGr.)
- 2) DRESDEN u. LEIPZIG, in d. Arnoldschen Buchh.: *Erzählungen aus dem Jugendleben*; nach Maria Edgeworth, übersetzt von Rudolf und Luise Engel u. herausgegeben von Ernst Hold. 1827. 219 S. 8. (1 Rthlr.)

Obwohl wir eigentlich keinen Mangel an dergleichen belehrenden Unterhaltungsschriften für die Jugend aller Alter haben, so wollen wir doch nicht gerade mit denjenigen rechten, welche die eben genannten Bücher auf den deutschen Boden verpflanzen. Wir finden dieselben recht zweckmässig eingerichtet und abgefaßt, und sowohl das erstere Werk, welches einem bestimmten Plane nach die ersten Kenntnisse mittheilt, den ersten jugendlichen Fehlern begegnet, als das letztere, moralische Erzählungen enthaltende, wird in dieser Hinsicht der Jugend mit Nutzen in die Hände gegeben werden können; nur darf man nicht glauben, als ob unsere deutsche pädagogische Literatur nicht Schriftsteller aufzuweisen

hätte, die sich mit der Brittin messen dürfen. Ja wir sind der Meinung, daß wir in dieser Hinsicht noch gründlichere und anziehendere Werke besitzen, und brauchen nur an die Namen *Weise, Löhr, Wilmssen* u. s. w. zu erinnern. Uebrigens ist auch der Preis für das erste Buch gewiß zu hoch.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

ZERBST, b. der Wittwe Kramer: *Das Abendmahl des Herrn*, ein Vereinigungsmahl der Herzen zur aufrichtigen Liebe. — Eine Predigt bey der ersten gemeinschaftlichen Abendmahlsfeyer am 16. May 1827 in der Herzogl. Schloß- und Stadtkirche zu Dessau, gehalten von J. E. Blühdorn, Consistorialrath, Superintendenten und Pastor an der Hof- und Stiftskirche zu St. Barthol. in Zerbst. 16 S. 8.

Das herrliche Werk der Vereinigung der bisher getrennt gewesenen Lutheraner und Reformirten ist nun auch in den Herzogl. Dessauischen Landen grossentheils zu Stande gebracht worden, wie es schon vor mehreren Jahren in dem Herzogl. Bernburgischen Theile von Anhalt geschehen war. Hier haben wir die Predigt vor uns, welche der CR. Blühdorn bey der ersten gemeinschaftlichen Abendmahlsfeyer beider Confessionen zu Dessau gehalten hat. Man kennt denselben aus seinen frühern Predigtammlungen über epistolische Texte bereits als einen vorzüglichen Prediger, der besonders Klarheit, Zweckmässigkeit, Würde und Herzlichkeit in seinen Vorträgen wohl zu vereinen weiß. Sie verdiente daher wohl das „*vielsüßige Verlangen*,“ das den Vf. sie drucken zu lassen bewog. Der Text Epheser 4, 15 scheint zwar so wenig, als das angegebene Thema sich auf *Abendmahlsfeyer* zu beziehen, aber dem ersten ist eine eben so treffende Wendung zum Thema gegeben, als dieses mit trefflicher Anwendung auf das heilige Werk, das gestiftet werden sollte, und zugleich in öfterer Beziehung auf den Text behandelt worden ist. Demnach wird gezeigt, daß uns schon die Liebe Gottes und Jesu ermuntere, das Abendmahl als ein Vereinigungsmahl der Herzen zur aufrichtigen Liebe zu feyern, daß uns dazu auch der Geist unsrer Religion selbst erwecke und daß uns eben dazu auch die Zeitumstände mahnen. Dieser letztere Theil ist voll Wärme und Kraft; das Ganze gedankenreich und in angemessenem, lebendigem Ausdrucke gegeben. Wir könnten mehrere schöne Stellen zum Belege ausheben, wenn dies nicht der Raum verbot. — Nur würden wir nicht sagen, wie S. 8: „daß *heißes, überwallendes* Wohlwollen Jesum bewogen habe, freywillig in den Tod zu gehn,“ da dies dem Tode Jesu einen Ansich des Schwärmerischen geben könnte, von welchem er doch durchaus frey war.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1827.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Thucydidis de Bello Peloponnesiacolibri octo*. Vol. II. Libri V—VIII. — illust. Franc. Goeller etc.

(Fortsetzung der in Nr. 245. d. A. L. Z. abgebrochenen Recension.)

So wie Rec. in der Anzeige des ersten Theils (Nr. 245. d. A. L. Z.) das 4te Buch genauer durchgegangen ist, so unterwirft er jetzt das 5te Buch einer nähern Prüfung.

Zuerst wird die Lesart, bey der Hr. Goeller sich besonders zu streng an Bekker angeschlossen hat, in mehreren Stellen noch der Berichtigung bedürfen, entweder aus innern Gründen, oder auch, um gehörig beglaubigt zu seyn. Kap. 2. lesen wir von Kleon: *Ναὺς δὲ περιέπλεψε δίκα τὸν λιμένα περιπλεῖν*. Dieses könnte nichts weiter heißen, als: *um den Hafen zu umschiffen*. Hier soll aber kein Hafen umschiffen, sondern in einen Hafen von Torone eingelaufen werden, weshalb es Kap. 3 heißt: *καὶ αἱ νῆες ἅμα περιέπλεον ἐς τὸν λιμένα περιπεμφθεῖσαι*. Hiernach ist also auch Kap. 2 ἐς einzufügen, wie Bekker in der kl. Ausg. (in Klammern) gethan hat. Kap. 3. möchte Rec. lieber mit Haacke aus dem *cod. Cam.* lesen αἱ ἐς, da in Bezug auf erstere Stelle nicht sowohl *nachdem sie herumgesandt waren*, sondern *die, welche herumgesandt waren*, zu sprechen ist. Hingegen ist der Artikel lörend Kap. 6, wo vorausgeht (*Φαλαξ*) *Λογίων ἐντυχῶναι τοῖς ἐκ Μεσσηνίας ἱπποῖς ἐκπεπαιωκόσιν*, und es dann heißt: *τούτους οὖν ὁ Φαλαξ ἐντυχὼν ταῖς κομιζομένοις*, während doch der Sinn ist: *als sie zurückführen, auf ihrer Fahrt*. Auch hat *cod. Aug.* den Artikel nicht, schreibt jedoch *προσκειψί*. Uebrigens ist auch das einfache *κομιζομένους* etwas anstößig, und eine Erwähnung verdiente unstreitig Bekker's Conjectur *ἀποκομιζομένους*. Kap. 18 steht *ἔλοι δὲ αἰδέ, Ἀργίλος, Στάχυρος* etc. Aber *αἰδέ* fehlt in 13 Handschr. (worunter *Cass. Aug. Cl. Pal. Vat. H.*) und den alten Ausgaben, und ist von Haacke weggelassen worden. Man begreift daher nicht, wie Bekker und G. es wiederherstellen konnten, obgleich ihnen nicht unbekannt seyn konnte, wie oft *τάδε* und *αἰδέ* bey Xenophon und ταῦτα und Aehnliches bey Thucyd. selbst (z. B. gleich Kap. 23) von den Auslegern eingeschoben worden sind. Gleichfalls Kap. 18 muß man mindestens zweifelhaft seyn, ob nicht statt *ἐν τῷ δημοσίῳ τῶν Ἀθηναίων* vielmehr *ἐν τῷ δημ. τῷ Ἀθην.*

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

zu lesen ist, da so *Cass. Aug. Pal. Reg. Vind.* haben. Diese sind *Wasse* in der *Vorr.*, Haacke und Schaefer in den *Mell. critt.* p. 8 gefolgt, und auch unser Herausg. mußte es wohl nach der Art thun, wie er sonst in dergleichen Stellen bey schwankender Lesart verfährt; wenigstens durfte er die Variante nicht unerwähnt lassen. Kap. 23 in den Worten: *ἐν τρεῖς ἐς τὴν εὐν Ἀθηναίων γῆν ἔσσι*, fehlt τῶν bloß in *Vat. F. C. D.*, und hätte daher höchstens eingeklammert, nicht mit Bekker weggelassen werden sollen. Kap. 19 und 24 hat der Herausg. *Ἀμύριλος* geschrieben, wenigstens consequenter als Bekker, der mit der Vulgate denselben Mann Kap. 19 *Ἀμύριλος* und Kap. 24 *Ἀμύριλος* nennt. Dafs aber *Ἀμύριλος* kein griechischer Name ist, wohl aber *Ἀμύριος*, Schriob, Herzlieb, hat schon Heilmann eingesehen. In einem andern Namen ist Hr. G. der Inconsequenz von Bekker treu geblieben, indem er Kap. 19 *Ἀλυνίδας*, Kap. 24 *Ἀλυνίδας* schreibt. Auch hier hat schon Haacke mit *Cam.* und *Vall.* die erste Form berichtigt. Kap. 36. lesen wir nach Bekker: *Τὸ μέντοι Πύλακτον ἰδόντο — ὄντος παραδῶσι*. *Παραδῶσι* aber haben bloß *It. Vat. H.*, die übrigen Handschriften größtentheils *παραδίσσουσι*, einige *παραδῶσσαι*. Das Futurum war also, da Hr. G. auch anderwärts jenen 3 Handschr. nicht unbedingt folgt, aus seinem Besitzthum nicht zu verdrängen; mindestens durfte es auch hier nicht stillschweigend geschehen, vielmehr bot sich eine gute Gelegenheit dar, Schüler auf die verschiedenen Confectionen der Partikel *ὄντος* aufmerksam zu machen. Kap. 39 steht: *Τῶν ἐγγυλίου σπευδόντων τὰς ποταμὸς προδυνουμένων τὰς ἐς Βοιωτοῦς*. Aber τὰς ἐς ist eine offenbare Interpolation der Grammatiker; denn τὰ ἐς haben *Cass., Aug., Cl. Pol. It., Vat. H. Reg.* während *Ar., Chr., Dan.* den Artikel auslassen. Stellen, wie *ὀνονδὰς ποιησάμενους τὰ περὶ Πύλον IV, 16, τὰ πρὸς ἡμᾶς ἐπάγειν αὐτοῖς III, 63* und andre mehr lehren, dafs τὰ ἐς die wahre Lesart ist. Kap. 48 ist bloß mit *It., Vat., H., Bekker* stillschweigend geschrieben: *ἡλικίᾳ μὲν ὧν ἐστὶ τότε νέος*; die andern Handschr. haben mit der Vulgate das ὧν erst nach νέος. Kap. 59 wäre mit 9 Handschr. (denn bey Bekker fehlen *H. D. J. E. K. M.*) richtiger *καθ' ὅπερ* δὲ gedruckt. S. Lobeck zu Phryn. S. 285, wenn diesem gleich Schaefer *Appar. ad Demosth.* II. S. 278. theilweise widerspricht. In den dorischen Verträgen Kap. 77 u. 79 hat uns der Herausg. mit derselben Inconsequenz, wie Bekker 2 Mal *Πελοννήσσου*, 2 Mal *Πελοννήσσω* gegeben, und dieses

M (6)

zwar

zwar 1 Mal bloß mit H. Dafs aber in einem Ver-
trage nicht in demselben Worte bald das Dörische ω ,
bald das gewöhnliche ov gebraucht werden konnte,
leuchtet von selbst ein. Nun sollte man zwar zunächst
vermuthen, es müsse überall ω geschrieben werden,
wie gewöhnlich Kap. 77 2 Mal *Ἐπιδάου* steht. Aber
da dort die Handschriften in grosser Anzahl *Ἐπιδάου*
darbieten; da ferner von den 4 Stellen, in wel-
chen der Peloponnes im Genitiv vorkommt, 2 *Πελο-
ποννήσου* ohne Variante, die 3te bloß mit Abweichung
von H., die 4te, wo gewöhnlich *Πελοποννήσω* steht,
nach vielen Handschriften haben; da *ἄλλον* Kap. 79
in allen geschriebenen und gedruckten Büchern ge-
lesen wird; endlich der Dorismus dieser Verträge auch
in andern Stücken (wie in *ἔρροι*, *δικάζεσθαι*, *ἐλθεῖν*,
ἀπιδάλλειν) mehr mit dem Pindarischen als dem Theoc-
ritischen übereinstimmt: so dürfte es doch wohl
rathsamer seyn, in allen genannten Stellen die Ge-
nitive auf ov , nicht ω ausgehen zu lassen; auf jeden
Fall aber war etwas über die Sache zu bemerken.
Ferner ist sowohl Kap. 77 als 79 mit den besten Hand-
schriften *ἔσονται* statt *ἔσονται* zu drucken; denn
jene Form steht nicht bloß bey Theokrit, sondern
auch bey Archimedes, kann also nicht für bloß dichterisch
gehalten werden. Ferner *αἱ τινὰ τοὶ Λακεδαι-
μόνιοι πύδα ἔχοντι* Kap. 77, war kein Grund, *ἔχοντι*
im Coniunctiv beizubehalten, während 14 Hand-
schriften, worunter Cass. Aug. Cl. It. Pal. *ἔχον* haben.
Dagegen ist Kap. 79 mit Unrecht nach Bek-
ker gegen alle Handschriften *τῶν σπονδῶν καὶ τὰς συμ-
μαχίας* statt *καὶ τὰν συμμαχίῶν* geschrieben. Dem Plural
schützt Kap. 27 zu Anf. und 48 zu Anf. Kap. 80 in
Οἱ δ' ὁρῶντες ὅλγοι πρὸς πλείους ὄντας τοὺς συμμάχους
ἐπεμψαν Δημοσθένην ist die Rede so hart und unnatürlich,
dafs Rec. unmöglich sich überzeugen kann,
Thucydides habe so sich ausgedrückt. Vielmehr ist
er, obgleich ihm nicht unbekannt ist, dafs nach den
verbis sentiendi zuweilen ein blosses Adjectiv mit Aus-
lassung von *ὢν* statt eines Particips vorkommt, der
festen Ueberzeugung, Haacke habe ganz richtig be-
merkt: „*Nemo graece dicere, opinor, potest: ὅλγοι*
ὅλγοι πρὸς πολλοὺς πρὸ ὀλγῶν ὄντες;“ wie denn Jedem,
der die Beispiele bey Matthiae §. 549. Anm. 3 prüft,
die Verschiedenheit derselben von dem unsrigen ein-
leuchten mufs. Schon Stephanus verfiel daher auf
ὄντες, verschmähte es aber aus dem nichtigen Grunde,
weil Thucydides „*καὶ νοσηρίας ubique affectator*“ sey.
Abresch und *Haacke* haben den Nominativ gebilligt,
der offenbar wegen seiner Stellung zwischen
Aculativen in diesen Casus übergegangen ist,
obgleich diese Stellung einen ganz guten Grund hatte.
Man sehe Buttm. Gramm. §. 138. III. 1. Unser Herausg.
aber schweigt auch hier gänzlich. Kap. 83 in
καὶ ὁ χειρὼν ἐτελεύτα οὕτω, καὶ πέμπτον καὶ δέκατον
ἔτος τῷ πολέμῳ ἐτελεύτα haben statt *οὕτω* Cass. Aug.
(Diese beiden jedoch nach einer Correction.) F. Reg.
(G.) Mosqu. Vall. *οὕτως*, Gr. Vind. *οὕτως*; und dafs
οὕτως die richtige Lesart ist, beweist die Vergleichung
von II, 103. III, 25. Kap. 84. statt *Λεοβίαν δὲ*
δουρῖν haben 12 Handschriften, worunter Cass. Aug.

Cl. Pal. It. Vat. H., *Λεοβίαν δὲ δουρῖν*, welches auch
gegen die Elmsley'schen Regeln, denen Buttmann
Ausf. Gramm. §. 70. S. 282 beypflichtet, aufzuneh-
men ist. S. Matth. §. 436. S. 815. Kap. 90 in *Ἀλλὰ*
τῷ αἰ ἐκ κινδύνῳ γιγνόμενῳ εἶναι τὰ εἰκότα καὶ δίκαια
wird die Erklärung des Herausg.: *aequa pro iustis*
esse, i. e. ius in aequitate poni, dadurch bestätigt,
dafs Cass. Aug. It. Vat. H. Reg. (G.) *καὶ* auslassen. Die-
ses dürfte also nicht unerwähnt bleiben, vielmehr ist
diesen Handschriften wahrscheinlich Folge zu leisten,
da nur so Zweydeutigkeit vermieden wird. Kap. 116.
*Τὸ δὲ χωρίον αὐτοὶ ὥκησαν, ἀποκόμους ὑστερον πεντακο-
σίους πέμψαντες*. Cl. Vat. Reg. m. Ar. Dan. lesen *ὥκι-
σαν* statt *ὥκησαν*, und dafs dieses *ὥκισαν* trotz Bauer's
Gegensatz von *Abresch* und *Haacke* mit Recht ge-
billigt ist, giebt sich aus II, 70. „*Υστερον ἐποίκους*
ἐμαυτῶν ἐπεμψαν ἐς τὴν Πρωτῆαιαν καὶ κατώκισαν.“ Man
siehe noch IV, 102. In diesen und ähnlichen Stellen
also war die Lesart unsers Erachtens ohne Beden-
ken zu ändern. In andern hat zwar der Herausg.
entweder mit Recht oder doch nicht gerade gegen
alle Wahrscheinlichkeit den Text andrer neuern Edi-
toren, namentlich den Bekker'schen, beybehalten,
aber es ist derselbe doch entweder aus äussern oder
aus innern Gründen so verdächtig, dafs die Varian-
ten nicht unerwähnt bleiben dürften. Dahin gehört
Kap. 4 *Θωακίς*, wie aus It. Vat. H. mit Bekker ge-
schrieben ist, während alle übrigen Handschriften
mit der Vulgate *Θωακίς* geben, und man den Ort
(τῆς πόλεως τε τῆς Λιοντίων χωρίον καλούμενον, über
welche Worte die Recension von Mannert's Grie-
chenland in der Jen. Lit. Zeit. verglichen werden
kann,) sonst gar nicht kennt. Ferner Kap. 6 *Γαλη-
λόν*, welches einige Handschriften statt *Γαλιλαίαν* ha-
ben, und Gatterer nach dem Unterschied, den er
zwischen diesen Städten festsetzen wollte, billigte.
Kap. 9 in *Τὴν δὲ ἐπιχειρήσιν ὃ τρόπον διανοῦμαι ποι-
εῖσθαι διδάξω, ἵνα μὴ τὸ τε κατ' ὀλίγον καὶ μὴ ἀπαντας*
κινδυνεύειν — *ἀτολίαν παράσχη* ist *τέ* mit Bekker einge-
klammert ohne Andeutung, wie weit die Hand-
schriften es verdächtig machen, nach denen jemand
auf *ἵνα μὴ τῷ κατ' ὀλ.* etc. verfallen könnte. Kap. 31,
wo statt *τάλαντον* einige Handschriften *τάλαντα* ha-
ben, und einige mit Vereinigung beider Lesarten
ἑλλαντα vorgeschlagen haben, wäre dieses gut mit
Paar Worten angedeutet worden. Kap. 38 in *Ἐν-
χον γὰρ Ἐφοροὶ ἕτεροι, καὶ οὐκ ἐφ' ὧν αἱ σπονδαὶ ἐγένον-
το, ἄρχοντες ἦδη, καὶ τινες αὐτῶν καὶ ἐναντίοι σπονδαῖς,*
erwartet man beym ersten Anblick *ἐναντίοι ταῖς σπον-
δαῖς*. So schreiben wirklich Cl. Ar. Chr. Dan., und
diese Lesart ist von Haacke aufgenommen worden.
Stimmte Hr. G. mit diesem nicht überein, was frey-
lich nicht nöthig war, so war er kurz zu widerlegen.
Man vergleiche Krüger zu Xenoph. Anab. II, 8, 7.,
der jedoch nicht §. 6. mit Schneider *αἱ* einfügen durfte.
(In demselben Kap. des Thuc. war ταῦτά τε γινώσκουσιν
in τὰντά τε γιν. zu verwandeln. Man siehe Heilm.,
Bred., Haacke.) Kap. 42 geben statt *ἔργον* Cass. Aug. Pal.
Vat. *ἤθρον*, das eine kurze Abweisung durch ein Ci-
tat. verdiente. Ka. 58 in *Παρυγγίλλας δὲ τοῖς Λακεδαι-
μό-*

μονίους καὶ Ἀρκάσι καὶ Ἐπιδανρίους ἄλλην ἐγώρησε χαλεπήν, καὶ κατέβη ἐς τὸ Ἀργεῖον πείδιον· καὶ Κορίνθιοι καὶ Πέλληνες καὶ Φλιάσιοι· ὁρῶν ἐτέραν ἐπορεύοντο hat ὁρθιον sehr dürftige handschriftliche Begründung. Nicht weniger als 15 Codices, worunter Cass. Aug. It. Vat. H., nebſt den Ausgaben vor Steph., haben ὁρθιον, 2 und Valla führen auf ὁρθιοι. Ὁρθιον ist von Benedict vertheidigt, von Haacke aufgenommen worden; es durfte also von dieser Lesart nicht geschwiegen werden. Kap. 59. Θράσυλλος — καὶ Ἀλκίφρων — ἥδη τῶν στρατοπέδων ὅσον οὐ ἐγγιόντων προσελθόντες ἄγχι διελεγέσθην. Hier geben 13 Handschriften, worunter Cass. Aug. Cl. It., προσελθόντες, 2 προσελθόντες; es war also zu untersuchen, ob diese Verbindung des Plurals mit dem Dual zulässig ist. Kap. 60 hat der Herausg. mit Haacke Ὀππερ τὰς ἀπὸ στρατείας δίκας κρίνουσι geschrieben, freylich besser als Bekker ἀπὸ στρατείας, der nachlässig genug ist, weder ἀπὸ στρατείας aus Ar. Chr., noch ἀποστρατείας aus Cass. Aug. zu erwähnen. Letzteres aber verschweigt auch unser Herausg., obgleich es Schneider im Lexikon gebilligt hat und es auch Anders gefallen möchte. Kap. 62 ist stillschweigend mit den meisten Handschriften und Bekker geschrieben: Δεξιὸν μὲν κέρας Μαντινῆς εἶχον ὅτι τῇ ἐκείνων τὸ ἔργον ἐγίνετο, παρὰ δ' αὐτοὺς οἱ ξυμμαχοὶ Ἀρκάδων ἦσαν. Gegen diese Lesart sind aber zu Gunsten des ehemaligen παρὰ δ' αὐτοῖς mehrere nicht unerhebliche Einwendungen gemacht worden, z. B. dafs das Duker'sche Beyſpiel, Λακεδαιμόνιοι αὐτοὶ ἐξῆς καθίστασαν τοὺς λόγους, καὶ παρ' αὐτοὺς Ἀρκάδων Ἡραιῆς, nichts beweise, dafs vielmehr Thucydides in der Bedeutung bey παρὰ bey einem Verbum der Ruhe immer mit dem Dativ verbinde, dem auch das Haacke'sche Beyſpiel aus VII, 39 zu Ende nicht widerspricht, da es dort längs heilst. Dieses alles erheischte eine kurze Erklärung. Kap. 70. Λακεδαιμόνιοι (χωροῦντες) βραδέως καὶ ὑπὸ αὐλητῶν πολλῶν νόμῳ ἐγκαθεστῶτων οὐ τοῦ θείου χάριν, ἀλλ' etc. Der Herausg. bemerkt, nachdem er über ὑπὸ auf Matthiae verwiesen hat, Folgendes: „*Illud νόμῳ autem male intelligunt qui pro nomo musico accipiunt, nam emendata interpunctione* (es steht gewöhnlich ein Comma entweder nach ἐγκαθεστ., oder nach νόμῳ) *jungendum νόμῳ ἐγκαθεστῶτων οὐ τοῦ θείου χάριν, i. e. qui lege constitutioni erant non rei divinae causa.*“ Warum aber die andre Erklärung von νόμος schlecht sey, wird nicht gesagt. Dafs ὑπὸ in dieser Bedeutung sowohl mit dem Dativ, als mit dem Genitiv verbunden wird, hat schon Duker erinnert, und Pausanias verstand unsere Stelle gewifs so, wenn er III, 17, 5. schreibt: Οἱ Λακεδαιμόνιοι τὰς ἐξόδους ἐπὶ τὰς μάχας οὐ μετὰ σαλπηγῶν ἐποιοῦντο, ἀλλὰ πρὸς τε αὐλῶν μέλη καὶ ὑπὸ λύρας καὶ κιθάρας κρούσασιν. Wollte also der Herausg. offen zu Werke gehen, so dürfte er nicht verschweigen, dafs in Cass. Aug. Cl. F. Pal. It. Vat. G. cod. Bas. G. cod. Bas. Gl. Vind. m. νόμον steht, welche von Haacke aufgenommene Lesart, wenn sie wahr seyn sollte, die Erklärung des Hn. G. ganz unmöglich machen würde. Kap. 71 heist es vom Agis:

Τῷς μὲν Σκιρταῖς καὶ Βρασιδεῖσις ἐσίμηνεν ἐπεξαγωγόντας ἀπὸ σφῶν ἐξιῶσαι τοῖς Μαντινεῦσιν. Dazu die Note: „*Ἐπεξάγειν est vocabulum militare, eine Flankenbewegung machen.* Haack.“ Aber Rec. wünschte, dafs es entweder dem ersten Urheber dieser Erklärung oder seinem Nachfolger beliebt hätte, dieselbe nicht blofs zu erfinden, sondern auch zu beweisen. Rec. kennt das Verbum in keiner andern Bedeutung, als gegen den Feind ausführen, oder mit verstandenem στρατόν dagegen ins Feld rücken. Da nun dieses hier nicht paßt, so war die Conjectur von Bauer ἐπεξαγωγόντας sehr beachtenswerth. Man vergleiche Xen. Cyr. III, 3, 60. und das latein. *subducere*. Kap. 75. Ἐνέβη — καὶ τοὺς Ἐπιδανρίους πανδήμει ἐσβαλεῖν ἐς τὴν Ἀργεῖαν (It. Vat. F. C. D. I. Mosqu. nicht schlechter Ἀργεῖαν), ὥς ἔφημον οὖσαν, καὶ τοὺς ὑπολοίπους φέλακας τῶν Ἀργείων ἐξελεῖν (Mosqu. ἐξελεῖν, eine nicht zu übersehende Lesart) διαφθεῖραι πολλούς. Hier fügen nicht weniger als 15 Handschriften, worunter Cass. Aug. Cl. Vat. H., vor διαφθεῖραι noch αὐτῶν ein, welches von Haacke aufgenommen worden ist, und wenn es auch, mag man es mit Haacke oder mit Benedict erklären, einigen Anstoß verursacht, doch nicht unbeachtet bleiben durfte. Kap. 90 zu Anf. ist mit Bekker statt ἡ μὲν δὴ νομιζομένη γε geschrieben ἡμεῖς δὴ νομιζ. γε. Diese Lesart hat aber so geringe Autorität (nicht, wie Bekker behauptet, den cod. G., sondern blofs den Rand von Cass.), dafs die Vulgate mit dem Grunde, warum sie verlassen worden, nothwendig zu erwähnen war. Kap. 94. Ὡς τε δὲ ἡσυχίαν ἄγοντας ἡμῶς φίλους μὲν εἶναι ἀντὶ πολεμίων, ξυμμάχους δὲ μηδετέρων, οὐκ ἂν δέξοισθε. Die Handschriften Cass. Aug. F. It. Vat. H. Reg. (G.) I. lassen δέ weg, und sollte die von Bekker stillschweigend durch ihre Wiederholung gebilligte Erklärung Duker's, wonach ὥς τε itaque und δέχεσθαι velle bedeuten soll, die wahre seyn, so müßte es offenbar getilgt werden. Δέξοισθε, wofür Bekker blofs aus Conjectur δέξωισθε geschrieben hatte, ist zwar nach dem Verlangen von Rec. hergestellt worden, ein kleiner Wink darüber dürfte jedoch an seiner Stelle seyn. Kap. 98 in ὥς περ ἡμεῖς τῶν δικαίων λόγων ἡμῶς ἐκβιβάζαντες τῷ ὑμετέρῳ ξυμφορῶν ὑπακούειν πείθετε haben wir einen so seltenen Gebrauch des ἐκβιβάζειν, dafs die Variante ἐκβιάσαντες, die in Cass. Aug. F. It. Vat. Reg. (G.) Mosqu. steht, um so weniger unerwähnt bleiben durfte, als Duker schreibt: „*Εκβιάσαντες non minus bene huic loco convenit quam vulgatum ἐκβιβάζαντες*“, dem jedoch Rec. wegen der activen Form keineswegs beypflichtet. Kap. 110 in Καὶ εἰ τοῦδε σφάλλοιντο, τράποιεν ἂν καὶ ἐς τὴν γῆν ὑμῶν καὶ ἐπὶ τοὺς λοιποὺς τῶν ξυμμάχων· καὶ οὐ περὶ τῆς μὴ προσήκοισης μᾶλλον ἢ τῆς οἰκιοτέρας ξυμμαχίδος τε καὶ γῆς ὁ πόνος ὑμῖν ἔσται hat Hr. G. καὶ γῆς mit Haacke in Haken eingeschlossen. Diese Worte können aber nicht füglich unecht seyn, weil nach Weglassung derselben οἰκιοτέρας von Attika verstanden werden müßte. Nun ist aber den Athenern οἰκιοτέρας als ἡ μὴ προσήκοισα auch das Land der Bundesgenossen; Attika selbst wäre οἰκία im Positiv zu nennen ge-

gewesen. Dieses steht auch der Vermuthung *Duker's*, wonach bloß *καὶ* gestrichen werden soll, entgegen. Diese Vermuthung mußte übrigens neben der *Haacke'schen* um so mehr angedeutet werden, als *καὶ* in Reg. (G.) erst nach *γῆς* sich findet. Daneben konnte auch noch *Kistemaker's* Vorschlag, *τὴ καὶ* nach *οἰκιστέρας* zu versetzen, berührt werden. *Valla* endlich übersetzt: „ut vobis res sit non magis de terra nihil ad vos pertinente quam de vestra ipsorum“, als hätte er *ἑμμαιχίδος τὴ καὶ* nicht gelesen.

Dieses möge über den kritischen Theil der Bearbeitung hinreichen, wenn wir zuvor noch zwey Conjecturen des Herausg. berührt haben werden. Davon ist die eine nicht nur unnütz, sondern ganz unrichtig. Nämlich Kap. 16 in *Τότε δὲ οἱ ἐν* (dieses Wörtchen ist mit F. Reg. Gr. u. *Haack.* richtig in den Text gesetzt worden) *ἐκότερα τῇ πόλει σπύδοντες τὰ μάλιστα τὴν ἡγεμονίαν, Πλειστονόαξ τε ὁ Πανσάνου βασιλεὺς Λακιδαιμονίων καὶ Νικίας ὁ Νικηράτου, πλείστα τῶν τότε ἐν φερόμενος ἐν στρατηγίαις* schlägt der Herausg. *φερόμενοι* vor. Aber wie wäre es möglich, neben *Nicias* den *Plistoanax* den glücklichsten Feldherrn der damaligen Zeit zu nennen, ihn, der einmal im J. 445 in Attika bis in die Thriasische Ebene vorgeückt, darauf aber, wahrscheinlich belochten, 'umgekehrt war, deshalb in das Exil hatte weichen müssen, und aus diesem noch nicht lange zurückgekehrt war! Kap. 20 in der schwierigen Stelle: *Σκοπεῖται δὲ τις κατὰ τοὺς χρόνους, καὶ μὴ [.] τῶν ἐκασταχοῦ ἢ ἀρχόντων ἢ ἀπὸ τιμῆς τινος τὴν ἀπαρίθμησην τῶν ὀνομάτων ἐς τὰ προγεννημένα σημεινόντων, πιστεύσας μάλλον*, hat den Herausg. seine sonstige Besonnenheit verlassen, indem er *σημεινόντων* gegen alle Handschriften nach *τινός* versetzt, obgleich Niemand begreift, wie es seinen Platz so hätte vertauschen können, und obgleich wir in den neueren Zeiten gegen so willkürliche Versetzung oft und laut genug gewarnt worden sind. Hätte Hr. G. wenigstens noch in der Note den Einfall vorgeschlagen, so liesse man ihn neben manchen andern passiren; aber den Text gleich zu ändern und alle Erklärungen von *Bauer*, *Bredow* und *Haacke* mit Stillschweigen zu übergehen, das heisst doch den Knoten gewaltsam zerhauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA: *Diff. inaug. physiol. anatomica de Musculis nervisque laryngeis*, quam — defendet *Frid. Guil. Theile*, Buttliadio-Vimariensis. 1825. 40 S. 4. m. 8 Kpft.

Nach einer kurzen Einleitung über Bewegung und Stimmbildung im Allgemeinen wendet sich der Vf. Cap. I. zur Betrachtung der Muskeln des Kehlkopfs. Nach kurzer Beschreibung der gemeinschaft-

lichen Muskeln des Kehlkopfs geht er über zur Betrachtung der eigenthümlichen Muskeln desselben. Diese beschreibt er nach eignen Forschungen mit vieler Genauigkeit und sucht ihre Wirkungsart nachzuweisen; in Beziehung auf den *Musculus cricothyreoideus* stimmt er *Mugendie's* Ansicht bey und unterstützt sie durch mehrere eigne Gründe. Bey der Vergleichung der Muskeln erkennt der Vf. in ihnen einen Gegensatz: Bey der Bildung der Stimme wirkt immer der *Musculus thyreoarytaenoides*; bey der Bildung tiefer Töne der *Cricoarytaenoides posticus* und *Cricoarytaenoides lateralis*; bey der Bildung hoher Töne der *Cricothyreoideus* und der *Arytaenoides*. Diesen Angaben widersprechen die neuern Untersuchungen *Savart's* so wenig, daß sie ihnen eher noch zur Stütze dienen. Cap. II. Von den Nerven des Kehlkopfs. Ebenfalls nach eignen Untersuchungen wird die Vertheilung des *nervus laryngeus superior* und *laryngeus inferior* an die verschiedenen eignen Muskeln des Kehlkopfs beschrieben. Es ergibt sich 1) daß der *laryngeus superior* und *inferior* durch einen starken Faden anastomosiren; 2) daß der gemeinschaftliche Stimm-Muskel (der *thyreo-arytaenoides*) von beiden Nerven Zweige erhält; 3) daß die bey der Bildung tiefer Töne thätigen Muskeln (*Crico-aryt. post.* und *lat.*) vom *laryngeus inferior* versorgt werden, die bey der Bildung hoher Töne thätigen (*Cricothyreoid.* und *Arytaenoid.*) vom *laryngeus superior* (Bestätigung seiner Ansicht kann der Vf. noch in krankhaften Erscheinungen finden. S. *Dupuy* im *Recueil de Medecine veterinaire*. 1825. Septembr. S. 388.) Cap. III. Enthält einige Bemerkungen über den etwas abweichenden Verlauf dieser Nerven in einigen Säugethieren, namentlich im Fuchs, Hund, Kaninchen, Pferd. Als vorzüglich bemerkenswerth verdient des Vfs. Beschreibung des Verlaufs des *nervus vagus* und *sympathicus* im Fuchs ausgezeichnet zu werden. Da der Vf. die von ihm gefertigten Präparate der hiesigen (Würzburger) zootomischen Sammlung überlassen hat, so kann ich die Treue der Beschreibung bezeugen.

Die vom Vf. selbst gezeichneten, vom Dr. *Thon* gestochenen Tafeln stellen das Beschriebene vollkommen deutlich und gut dar.

Heusinger.

NEUE AUFLAGE.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Wilhelm Traugott Krug's*, Prof. d. Philosophie auf der Universität zu Leipzig, *Geschichte der Philosophie alter Zeit, vornnehmlich unter Griechen u. Römern*. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. 1827. XV u. 487 S. gr. 8. nebst 3 Zeittafeln. (2 Rthlr.) (S. die Recension A. L. Z. 1815. Nr. 210.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1827.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Thucydidis de Bello Peloponnesiaco libri octo* — — illustr. Franc. Goeller etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir wenden uns nun zu den erklärenden Anmerkungen. Hier müssen wir zuerst bemerken, daß wir mehrmals sowohl grammatische als geographische Erläuterungen vermißten. So waren Kap. 4 ein Paar Worte über die eigne Wendung *ἀντιστάτος αὐτῷ τοῦ πράγματος* zu sagen. Besonders aber haben wir uns gewundert, Kap. 86 zu *Ἐλθεῖν γὰρ Λακεδαιμονίους πρὸ τῆς Ἀθηναίων ἔχθρας καὶ διαλύσεως τῶν σπονδῶν Ἀργείους σφίσι φίλους καὶ συμμάχους γενέσθαι* keine Sylbe bemerkt zu sehen, obgleich die Ausleger sich viel über diese Worte gestritten haben, und das mit Recht. Denn wenn man sie nach dem sonstigen Sprachgebrauch von *αἰρεῖσθαι πρὸ τινος* verstehen will, so war es natürlich kein Wunder, wenn die Lacedämonier die Freundschaft der Argiver der Feindschaft der Athener und dem Bruche der Verträge, sondern nur, wenn sie dieselbe der Freundschaft der Athener und der Erhaltung des Friedens vorzogen. Will man aber, was geschehen muß, *πρὸ* von der Zeit verstehen und die Worte durch *bevor sie Athen sich versündeten und die Verträge brachen* verstehen, so verdiente das Ungewöhnliche des Ausdrucks Andeutung, und es war das leicht mögliche Mißverständniß zu entfernen. Auch über das hier oder vielmehr schon bey dem vorhergehenden *ἀναγκασθῆναι* fehlende *ἂν* war etwas zu erinnern. Wenn Kap. 10 etwas über *ἀνοιγέτω* gesagt werden sollte, was nicht nöthig war, so war die Vermuthung von *Pierſon* zu *Moeris*, es habe ein *ἀνοιγνύτω* hier gestanden, entschieden abzuweisen, weil sie aller Begründung entbehrt; denn *Moeris* sagt nicht, *Thucydides* habe diese Form gebraucht, was auch undenkbar ist, da er überall *ἀνοίγω*, nicht *ἀνοίγνυμι* sagt. Kap. 26 ist nichts über das aus Aug. It. Vat. mit *Bekker* statt *αἰσθόσθαι* hergestellte ungewöhnliche *αἰσθόσθαι* angemerkt, worüber wenigstens auf *Buttmann* Ausführl. Gramm. Ind. der Anomal. zu verweisen war. Sollte Kap. 34 *Νεοδαμῶδων* mit *Bekker* beybehalten werden, so mußte dargethan werden, daß unser Wort eine Ausnahme von der von *Bauer* eingeschärften Regel: „*Nomina in ἧς exantia ge-*

nitivum pluralem habent in ὧν perispomenon“ mache. Einige solcher Ausnahmen giebt es freylich (f. *Buttm.* Ausführl. Gramm. §. 49. Anm. 5.), aber daß unser Wort dazu gehöre, davon möchte wohl der Herausg. den Beweis schuldig bleiben. Vielmehr ist mit *Call.* Aug. Cl. Pal. und andern Handschriften *Νεοδαμῶδων* zu schreiben. Kap. 77 u. 79 war auf die vom gewöhnlichen Dorismus abweichenden schon oben angedeuteten Formen aufmerksam zu machen. Kap. 103 mußte *ἀπὸ περιουσίας* erklärt werden. Um auch einige Proben von fehlenden geographischen und historischen Erläuterungen zu geben, so durften Kap. 13 die dunkeln Worte *μέχρι Περὶον τῆς Θεσσαλίας* nicht übergangen werden. Kap. 18 war von den einzelnen Städten, die nach dem Frieden des *Nicias* den Athenern zurückgegeben werden sollten, aus den frühern Büchern so viel als möglich nachzuweisen, wann sie zu den Lacedämoniern abgefallen waren, was bey den meisten ausführbar war. Von den übrigen noch nicht da gewesen, namentlich *Mecyberna* und *Singos*, waren die Lage zu bestimmen. Besonders aber hörte man gern ein Wörtchen über das den Lacedämoniern wieder zu erlassende *Pteleon*, da von den bekannten Städten dieses Namens (man sehe zu VIII, 24. der Rec. I. 2. S. 452.) keine hierher paßt. Zu *Σάμινθος* Kap. 58 war die kurze Note *Wasse's* mitzutheilen: „*De hoc oppido tacent veteres, opinor, universi*“, mit oder ohne den Zusatz: „*Itaque membranarum fides nonnihil mihi suspecta est.*“ Kap. 82, wo *Διῆς* statt *Δικτιδῆς* mit den Handschriften geschrieben ist, mußte deshalb auf die Anmerkung zu Kap. 85 verwiesen werden.

Der Raum zu solchen Bemerkungen wäre zum Theil durch Weglassung mehrerer unnützen erlangt worden. Dahin rechnet *Rec.*, außer einer Anzahl von Citaten von Grammatikern der bey uns 11ten Theile näher charakterisirten Art, besonders was Kap. 14, nachdem schon viele Beyspiele von Plusquamperfecten ohne Augment dagewesen sind, noch bey Gelegenheit von *γενέτητο* darüber beygebracht ist, wo statt 4 Zeilen höchstens ein erinnerndes Citat zu geben war; ferner Kap. 46, wo nicht verschiedene Lesarten, *αὐτοκράτορας* und *αὐτοκράτορες* anzumerken waren, weil Letzteres ein bloßer Druckfehler der *Duker'schen* Ausgabe ist, den die nächsten bis auf *Haacke*, wie gewöhnlich, fortgepflanzt haben. Ganz falsch wird zu *τὰ μέντοι χρήματα ἐδῆμευσαν αὐτοῦ* aus *Anecd. Bekk.* I. S. 90 bemerkt: *δημοσιεῖν τὸ δημεύειν*. *Ιδίων* *Παλδρω*, *Θουκυδίδης* *τρίτω*, wo nicht von *δη-*

δημεύειν, sondern von δημοσιοῦν (welches statt δημοσιεύειν herzustellen ist) gehandelt wird, das Thuc. III, 68. sieht. Auch die Glosse des Zonaras, δημεύσας, δημοσιεύσας, ist fehlerhaft, und kann zu einem Dutzend anderer Schriftsteller eben so gut, als zu Thucydides gehören. Eben so ist aus Zonaras in ἐρμυρόν zu Kap. 66 gar nichts zu lernen. Kap. 64 ist die Bemerkung, daß in Ὁ ῥάδιον ἦν μὴ ἀθροῖς καὶ ἀλλήλους περιμεῖναισι διελθεῖν τὴν πολέμιαν die Negation μὴ auch zu περιμεῖναισι gehöre, als wenn μηδὲ für καὶ siehe, unnütz; denn so spricht man in jeder Sprache, z. B. wenn sie sich nicht vereinigen und auf einander warteten, oder ohne sich zu vereinigen und auf einander zu warten. Von ganz anderer Art und einer Erläuterung bedürftig ist offenbar die aus VIII, 99. beygeschriebene Stelle καὶ αἱ προῖσαι νῆες οὐδὲ δὲ Τισσαφέρνης ἦκων, und was aus Duker's Anmerkung zu dieser hier ausgezogen ist. Was zu Kap. 68 über die Einteilung des Laconischen Heeres aus den Prolegomenen des Rec. aufgenommen ist und über 12 Zeilen füllt, sieht schon wörtlich in der Anmerkung zu IV, 8. Eben so ist eine einige Zeilen lange Anmerkung von Krüger zu Dionys über ἐκ τοῦ Ἀργεῖος αὐτόθεν, erst zu V, 88. und dann mit geringen Veränderungen zu VIII, 28. zu lesen. Kap. 111 ist als einej von Bekker berichtigte verschiedene Lesart wieder ein bloßser, freylich auch von Bekker als Vulgate aufgeführter Druckfehler der Leipziger Ausgabe εἰ statt ἐτι bemerkt.

Doch um uns nicht länger bey dem Fehlenden oder Ueberflüssigen aufzuhalten, so gehen wir zu mehreren Stellen fort, wo wir die Erklärungen und zum Theil auch die damit zusammenhängende Kritik des Herausg. mißbilligen müssen, oder auch nur kleine Irrthümer im Einzelnen zu rügen haben. Zu Kap. 15 wird behauptet, οὕτως mit der Erklärung von οὐδένα τρόπον werde zwar von Suidas aus Thucyd. B. 5., von Photius aber aus B. 1. angeführt. Aber auch bey Photius (wenigstens in der Hermann'schen), aber, wenn wir unsrer Collation trauen dürfen, auch in der Porson'schen Ausgabe) steht εἰ. Kap. 16 ist, wie bey Bekker, im Text εἰς statt ἐς gegen die sonstige Gewohnheit des Herausg. stehen geblieben. Auch συνέδων Kap. 17 wäre besser in συνέδων verwandelt. Kap. 25 schreibt Thucydides: nach dem Frieden des Nicias (d. 4ten Apr. 421) hätten die Athener und Lacedämonier 6 Jahre und 10 Monate sich enthalten (ἀπέχοντο) ἐπὶ τὴν ἐκατέρων στρατεύσαι. An dieser Berechnung nehmen Acacias und Dodwell Anstoß, und verlangen 7 Jahre oder 7 Jahre und 2 Monate. Damit ist unser Herausg. nicht einverstanden, sondern schreibt: „Auctoris computatio annorum progressitur ad annum 414. et mensē Februarium, quo tempore Lacedaemonii ab Alcibiade exstimulati rursus ad bellum aperte cum Atheniensibus gerendum se accinxerunt. Vid. VI, 98.“ Der Schriftsteller spricht aber nicht von Kriegsrüstungen, sondern von einem wirklichen Einfall in das Gebiet, und man nur die Stelle VI, 106: Καὶ Ἀθηναῖοι Ἀργείοις τριάκοντα ναυσὶν ἐβοήθουν· αἰπερ τὰς σπονδὰς φανερώτατα πρὸς Λα-

κεδαιμονίους αὐτοῖς ἔλυσαν πρότερον μὲν γὰρ — — πολ-
λάκις Ἀργείων κεινόντων ὅσον σχόντας μόνον ἔξιν ὁπλοῖς
ἐς τὴν Λακωνικὴν καὶ τὸ ἐλάχιστον μετὰ σφῶν δηρώσαντας
ἀπελθεῖν οὐκ ἤθελον· τότε δὲ etc. aufschlagen, um sich
zu überzeugen, daß dies der von dem Schriftsteller
gemeinte Zeitpunkt der offenen Erneuerung des Kriegs
und des Einfalls in das Gebiet sey. Da nun aber
diese Begebenheit nach der von dem Herausg. gebil-
ligten Dodwell'schen Berechnung ungefähr in den Juni
des Jahrs 414 fällt, so ergiebt sich, daß Dodwell
Recht hat, und Thucydides ἐπὶ ἔτη καὶ δύο μῆνας
hätte schreiben sollen und vielleicht auch geschrie-
ben hat. Kap. 31 ist erzählt worden, die Eleer, Ko-
rinthier, Chalcidenfer wären Bundesgenossen der
Argiver geworden; darauf heisst es: Βοιωτοὶ δὲ καὶ
Μεγαροὶ τὸ αὐτὸ λέγοντες ἡσυχάζον, περιορώμενοι ἐπὶ
τῶν Λακεδαιμονίων, καὶ νομίζοντες σφίσι τὴν Ἀργείων
δημοκρατίαν, αὐτοῖς ὀλιγαρχομένοις, ἥσσαν ξύμφορον
εἶναι τῆς Λακεδαιμονίων πολιτείας. Unser Herausg.
setzt zu περιορώμενοι bloß die Worte: „I. e. quod
a Lacedaemoniis contemnerentur.“ Aber
das ist doch wohl der seltsamste Grund, die Böoter
von einem Bündniß mit den gegen die Lacedämonier
feindseligen Argivern abzuhalten, daß sie (die Böo-
ter) von den Lacedämoniern verachtet wurden! Oder
ordnete etwa unser Herausg. die Gedanken mit Por-
tus, dem auch Heilmann folgt, so: „Boeoti, quam-
vis idem se facturos dicerent, quod a Lacedaemoniis
contemnerentur, tamen quiescebant, quod popula-
rem Argivorum statum sibi — — minus putarent pro-
futurum.“ Aber man darf ja nur einen flüchtigen
Blick auf das Griechische werfen, um zu sehen, daß
dieses wegen der Stellung der Glieder und wegen
des καὶ vor νομίζ. unmöglich ist. Bauer, Kistemaker,
Bredon, Huacke schweigen. Sollen die Worte ein-
nen vernünftigen Sinn haben, so müssen sie für περι-
ορώμενοι μὲν, νομίζοντες δὲ gesetzt seyn; mit welchem
Rechte aber, ist eine andre Frage. Levesque hat
geradezu Ἀργείων statt Λακεδαιμονίων gesetzt. Zu
Κυνουρίας γῆς Kap. 41 wird bemerkt: „Citat ex hoc
ipso loco Κυνουρίας Strabo S. 578 A. Alm.“ Das ist
falsch; denn wenn Strabo von Thyrea sagt: Εἶναι δὲ
φθισὶ τὸ χωρίον τοῦτο Θοινυδίδης ἐν τῇ Κυνουρίᾳ κατὰ
τὴν μεθορίαν τῆς Ἀργείας καὶ τῆς Λακωνικῆς, so lehren
die letzten Worte deutlich, daß er nicht unfre Stelle,
sondern die IV, 56. vor Augen hatte. Kap. 47 zu
Ὅπλα δὲ μὴ ἐξέστω ἐπιγεῖραι — τέχνη μὴδὲ μηχανῇ μη-
δεμιᾷ sind in einer Anmerkung viele falsche oder nicht
hierher gehörige Dinge vorgebracht. Ausgegangen
wird von der ganz falschen Behauptung, τέχνη μὴδὲ
μηχανῇ μηδεμιᾷ siehe für μήτε τέχνη μὴδὲ μηχανῇ,
was doch ungrisch wäre, da man nur entweder so
schreiben kann, wie Thucydides gethan hat (deutsch:
es sey nicht vergönnt zu bekriegen mit Kunst und
auch nicht mit schlauer Veranstaltung), oder zwey
Mal μήτε setzen muß. Daß aber nicht etwa μὴδὲ im
2ten Gliede durch einen Druckfehler bey dem Herausg.
stehen geblieben ist, ergiebt sich aus seiner übrigen
Erörterung, in welcher gelehrt wird, daß ein erst
im 2ten Gliede gesetztes Wort zuweilen schon zu
dem

dem 1sten zu denken ist, aber Beyspiele von *οὐτε (μήτε)*, die doch von sehr verschiedner Art sind, gemischt, und von „*Hinc fortasse an*“ noch weiter abliegende und zum Theil zweifelhafte Stellen beygebracht werden. Die ganze Note ist hier zu streichen, und was in derselben brauchbar ist, VIII, 99. zu erwähnen. Weiter unten in demselben 47sten Kap. zu „*Ὅπλα δὲ μὴ εἶν ἔχοντας δύναι — ἢ μὴ ψηφισμένων τῶν πόλεων*“ bemerkt der Herausg.: „*Particula ἢ hoc loco non videtur conjunctio esse, sed particula, ut ἢ μὴ praecedente μὴ sit non nisi*.“ Erstlich welche seltsame Rede, eine Partikel ist hier eine Partikel! Die Sache selbst aber wird, da nicht *εἰ* *μή* steht, niemand ohne ein beweisendes Beyspiel glauben; vielmehr ist die andre Erklärung des Herausg., das *δύωσι* aus *δύναι* zu verstehen sey, gewiss die richtige, obgleich beide gewissermassen zusammenfallen, indem auch *εἰ* *μή* und *non nisi* bey guten Lateinern eigentlich elliptisch stehen, z. B. *non faciunt haec nisi boni viri*, d. i. *non faciunt haec viri (ulli) nisi boni (faciunt)*. Was Kap. 49 in der Anmerkung zu *σφᾶς ἐπειγέειν* S. 53 über die Stelle VIII, 56. gesagt ist, dem widerspricht die Note zu VIII, 56. selbst schnurstracks, indem zu V, 49. *ἐαυτοῦ* für die richtige Lesart erklärt und behauptet wird, *Haacke* habe dieselbe mit Unrecht bekämpft, VIII, 56. aber *ἐαυτῶν* aufgenommen, und die Gründe *Haacke's* als überzeugend angenommen werden. *Ἐαυτῶν* übrigens ist auch von *Krüger de pace Cimonis* Archiv I. 2. S. 216 auf eine solche Weise vertheidigt worden, das an seiner Richtigkeit nicht länger zu zweifeln scheint. Was in der 1sten Anmerkung zu Kap. 60 aus *Krüger* zu Dionys entlehnt ist, gehört, was man durchaus nicht erkennen kann, zu dem Vorfall, der dem Lichas begegnete. An dem Ende der Note zu *ῥαβδόχων* sind nach „*Ex h. l. excitat Pollux vocem ἀγώνισις*“ die Worte „*V. Herod. VIII, 59. ibique Valch.*“ zu streichen, da dort durchaus nicht von *ἀγώνισις*, sondern gleichfalls von dem Lichas die Rede, und in dieser Beziehung die Stelle schon oben erwähnt ist. Kap. 55. *Καὶ Ἀθηναίων αὐτοῖς χίλοι ἐβοήθησαν ὀπλίται· πυθόμενοι δὲ τοὺς Λακεδαιμονίους ἐξιστρατεύσθαι, καὶ ὡς οὐδὲν ἔτι αὐτῶν ἔδει, ἀπῆλθον*, hat *ἐξιστρατεύσθαι* den Auslegern solche Noth gemacht, das *Reiske* *οὐκ* einschieben wollte, welches die vorhergehenden Worte *Ἐξιστράτευσαν δὲ καὶ οἱ Λακεδαιμόνιοι ἐς Καρύας* genügend widerlegen, *Levesque* aber eine ganz verunglückte Conjectur *Καρύας* statt *αὐτοῖς* vorbrachte, als ob die Athener einer den Lacedämoniern gehörigen Stadt hätten zu Hülfe kommen wollen. Die meisten Ausleger geben dem *ἐξιστρατεύσθαι* die Bedeutung *den Feldzug geendigt haben*, die sie entweder aus der Zusammensetzung mit *ἐξ*, was jedoch wegen des vorhergehenden *ἐξιστράτευσαν* und des sonstigen Sprachgebrauchs undenkbar ist, oder aus dem Begriff des Perfects ableiten. Unferm Herausg. aber stehen die Worte für *πυθόμενοι δὲ τοὺς Λακεδαιμονίους ἐξιστρατεύσθαι, ἔτα πυθόμενοι οὐδὲν ἔτι αὐτῶν δαῖν ἀπῆλθον*. Dieses aber findet *Rec.* höchst unwahrscheinlich, weil nicht *ἔτα* *δέ*, sondern *καὶ* gesagt ist. Auch scheint alles dieses ganz

unnöthig zu seyn, wenn man nur bedenkt, von welcher Hülfe die Rede ist. Die Argiver waren ja nicht etwa in Gefahr, sondern sie waren der angreifende Theil in einem Kriege gegen das schwache Epidaurus. Nun waren 1000 Athener ausgezogen, um an dem Raubzuge gegen diese Stadt Theil zu nehmen; als sie aber hörten, das die Lacedämonier ausgerückt wären, um Epidaurus zu Hülfe zu kommen, und das man ihrer nicht mehr bedurfte, weil (wie vorher erzählt ist) die Argiver nach Verwüstung des 3ten Theils des Epidaurischen Gebiets sich zurückgezogen hatten, (ohne, wie später, die Stadt selbst zu ummauern Kap. 75, wozu man vorzüglich den Beistand der belagerungskundigen Athener nöthig hatte), so kehrten sie zurück. In den aus *Ot. Müller's* zu Kap. 68 überetzten Worten steht in der Berechnung S. 71 Z. 1 der Anmerk. falsch *quadraginta quatuor* statt *octoginta quatuor*. Die Worte: *ἐν σπλοιν αὐτοῖς ὧν ἡπλοτάτω τὴν παρακείμεσιν τῆς μνήμης ἀγαθοῖς οἷσιν ἐποιούντο* Kap. 69 werden zwar im Ganzen vielleicht richtig verstanden: „*Invicem se monuerunt, ut eorum, quae didicissent, pro fortitudine sua* (oder, wie deutlich genauer gesagt ist, *als tapfere Männer*) *neminissent*.“ Um so weniger aber begreift *Rec.*, wie der Herausg. die Worte *ἀγαθοῖς οἷσιν*, welche so als reine Apposition zu *σπλοῖς* erscheinen, doch mit einer ähnlichen Härte, wie *Haacke*, durch eine Attraction erklären kann, und nicht fühlt, das, wenn man sagt, *παραίνῳ σοι μεμνησθαι ἀγαθῶ ὄντι*, daraus nicht folgt, das man in demselben Sinne sagen könne: *ποιούμαί σοι τὴν παραίνεσιν τῆς μνήμης ἀγαθῶ ὄντι*. Da übrigens nicht *ἀνὰ μνήμην*, sondern *μνήμην* steht, und die Annahme, das *μνήμης* für *μεμνησθαι* gesetzt sey, hart ist, so weis *Rec.* nicht, ob er nicht lieber erklären soll: *mutuo, quum viri fortes essent, memoriam* (das Gedächtnis) *admonebant eorum, quae didicissent*. Kap. 71 in *προστέλλειν τὰ γυμνά τῇ ἀσπίδι* sollte *προστέλλειν* nicht neben *σκέπειν* und *ὀβεγχε* auch durch *praelendere*, sondern durch *protegere* erklärt seyn, da man nicht sagen kann *nudas partes corporis clipeo praelendere*. Was gleich darauf über *σφῶν* nach *Rec.* bemerkt ist, muß aus *Schömann's* Programm S. 12 berichtigt werden. In *ἐς δὲ τὸ διάκεινον τοῦτο παρήγγελλεν ἀπὸ τοῦ δεξιῦ κέρως δύο λόχους τῶν πολεμάρχων Ἱππονοῖδαν καὶ Ἀριστοκλεί ἔχουσι διελθεῖν* will Hr. G. die Worte ordnen: *ἐς δὲ τὸ διάκεινον τοῦτο παρήγγελλεν Ἱππονοῖδαν καὶ Ἀριστοκλεί δύο λόχους τῶν πολεμάρχων ἔχουσιν ἀπὸ τοῦ δεξ. κέρ. παρελθεῖν*. Aber was wäre das für ein seltsamer Ausdruck: 2 Lochen der Polemarchen, als ob dieses eine befondre Art von Lochen gewesen wäre und nicht alle Lochen unter den Polemarchen gestanden hatten. Richtiger deutete *Portus* die Worte: *unter (ex) den Polemarchen befahl er dem Hippon. und Arist.* Zu der Stelle des 72sten Kap.: *Εὐνέβη οὖν αὐτῷ (τῷ Ἀγιδί), ὅτε ἐν αὐτῇ τῇ ἐφόδῳ καὶ ἐξ ὀλίγου παραγγέλλαντο, τὸν τε Ἀριστοκλεία καὶ τὸν Ἱππονοῖδαν μὴ θαλῆσαι παρελθεῖν, — καὶ κελεύσας αὐτοῦ ἐπὶ τοὺς Σικρότας ὡς οὐ παρῆλθον οἱ λόχοι, πάλιν αὐ σφίσι προσμῖξαι μὴ δυνήθῃναι ἔτι, μηδὲ τούτους ξυγκλήσαι* hat der Her-

Herausg. zwar, was wir sehr bedauern, gar nichts bemerkt, aber aus der Art der Interpunction erhellt man, daß er ungefähr eine der herrschenden Uebersetzung billigte. *Portus* dolmetscht: *Accidit, ut, — quum ipsius regis iussu cohortes ad Sciritas non accessissent, nec cum ipsis se rursus coniungere, nec hostium agmen claudere posset.* Dieser Uebersetzung stehen aber 3 Dinge entgegen. Erstens ist hier nicht zu sagen: *die Lothen schlossen sich auf des Königs Befehl an die Sciriten nicht an, sondern schlossen sich nicht, wie der König befohlen hatte, an die Sciriten an.* Zweytens müßte es statt *οἱ σκίριται* heißen *τούτοις* oder *αὐτοῖς*, statt *τούτους*, wenn es auf die Feinde gehen sollte, *ἐκείνους*. Drittens kann *συγκλῆσαι*, nachdem wir oben in der Erklärung der Ursache des ganzen Vorfalles *νομίζειν τὴν πυκνότητα τῆς συγκλήσεως ἐν σπησώτατον εἶναι*, nicht heißen *einschließen*, sondern *zusammenschließen*, intransitiv sich dicht an einander schließen, wie IV, 85. *Kistemaker* berichtigt die Uebersetzung von *Portus* in soweit als er *οἱ σκίριται*, dem Sprachgebrauch gemäß, auf den *Agis* (wie oben in *μη σφῶν κυκλωθῇ τὸ ἐδῶννον*) bezieht und *δυνήθηναι* von den *Sciriten* versteht. *Heilmann* deutet: „*Er hatte das Unglück, daß die Sciriten, bey welchen gegen des Königs Befehl die Lochi ausblieben, nicht wieder zu den andern stoßen, noch sich wieder anschließen konnten.*“ Hier ist *συγκλῆσαι* richtig, aber *οἱ σκίριται* falsch verstanden, *τούτους* ganz übergangen, und die Wortstellung in *κλειύσαντος αὐτοῦ — οὐ* nicht beachtet. *Bauer* spricht bloß über *ἐπὶ τοὺς Σκίριταις*, von welchen Worten er richtig bemerkt, daß sie sowohl zu *οὐ παρήλθον*, als zu *κλειύσαντος* gehören, hieraus aber falsche Folgerungen zieht. *Haacke* sah ein, daß die Interpunction zu berichtigen und nach *προσμίξαι* ein Comma zu setzen ist; in allen übrigen Stücken aber irrt er mit seinen Vorgängern. Kurz, es ist das Comma nach *ἐπὶ* zu streichen, dagegen nach *προσμίξαι* zu interpungiren und *προσμίξαι* von *κλειύσαντος* abhängig zu denken, *μη δυνήθ.* *ἐπὶ* *μηδὲ* *τούτ.* *συγκλῆσαι* aber auf *ἐνέβη* zu beziehen. Man übersetze: *Es trug sich zu, daß, als er den Sciriten, nachdem an dieselben die Lothen nicht herangerückt waren, den Befehl gesandt hatte, wieder zu ihm selbst zu stoßen, selbst diese nicht mehr sich anschließen konnten.*

(Der Beschlufs folgt.)

KIRCHENGESCHICHTE.

SULZBACH, in Comm. d. v. Seidel. Kunst- u. Buchh.: *Die Kapuziner in Bayern, von ihrem Entstehen an bis auf die gegenwärtige Zeit.* Von einem Mitgliede derselben, *Maximilian Pöckl*; zur Zeit Guardian in Burghausen. Auf Kosten einiger Freunde der Kapuziner. 1826. 200 S. 8. (16 Gr.)

Zu dieser kleinen Schrift hat eine frühere unter dem Titel: *Geschichte und Geist des Kapuziner-Or-*

dens in Bayern (von *Fel. Jos. Lipowsky*) 1804., hauptsächlich aber der von einer andern Hand bearbeitete Anhang derselben, nämlich die Seraphische Anrede an die Ordensbrüder, zunächst die Veranlassung gegeben. Der Zweck derselben ist, die Unrichtigkeiten und Verunglimpfungen in gedachter Schrift zu widerlegen und die Ehre der Kapuziner in Bayern zu retten. Dazu scheint aber diese Schrift durchaus nicht geeignet. Wenn schon die Person des Vfs., als eines Mitglieds des Kapuzinerordens, einigen Verdacht wegen Parteylichkeit erregt, so wird dieser noch verläßt durch den Umstand, daß die Quellen dieser Schrift größtentheils wieder von Kapuzinern herrühren. Erzählungen von vermeintlichen Wundern und Visionen, falsche Begriffe von Ehre und Verdienst, historische Irrthümer u. dgl. kommen in Menge vor. Rec. will nur einige Beyspiele anführen, die genügen werden, um den Leser von der Unzweckmäßigkeit und — Erbärmlichkeit dieser Schrift zu überzeugen. S. 56 wird als ein *Wunder* erzählt, daß Pater *Ludwig* aus Sachsen, nachdem er auf einer Reise nach Rom bey einem Sturme auf dem Meere und in der augenscheinlichsten Lebensgefahr das Gelübde gethan hatte, falls ihm das Leben erhalten würde, katholisch zu werden und in den strengsten Orden zu treten, unter vielen Mitreisenden allein (nebst einer Frau) gerettet worden sey. Er liefs sich nachher dem Kapuziner-Orden einverleiben. Eine Bleykugel, die ihn tödten sollte, traf ihn an der Stirne, nahm ihm aber das Leben nicht. Ein Unkatholischer zielte auf ihn im Beichtstuhle mit einem Feuerrohre, als jener plötzlich alle Kräfte verlor, am ganzen Leibe zu zittern anfang und von seinem bösen Vorfatze abstand (S. 57). Der venezianische Provinz-Prediger und Guardian, Pater *Markus* von Aviano, welcher nicht deutsch sprechen konnte und zu München und Augsburg in italienischer Sprache predigte, wurde dennoch (S. 159) von seinen der italienischen Sprache ganz unkundigen Zuhörern verstanden — sie wurden bis zu Thränen gerührt und zur Buße bewegt. Zur Ehrenrettung des Kapuziner-Ordens in Bayern führt der Vf. auch mehrere Mitglieder desselben namentlich an, welche von adeligen Familien abstammten (S. 154. 156. 158. 159). Sehr irrig wird (S. 160) behauptet, daß Pater *Laurentius* von Brundus den König Philipp III. von Spanien für die katholischen Fürsten in Deutschland gewonnen und dahin gebracht habe, daß er sich für den Beschützer der katholischen Religion in Deutschland erklärt hat. — Wenn man übrigens die sehr genaue Berechnung liefs, wie vielen Gläubigen die sämtlichen Kapuziner in Bayern während eines Jahrs die Beichte abgenommen, so wundert man sich, daß nicht auch angegeben wurde, wie viele Messen in Summa während eines Jahrs von denselben gelesen worden. Der Stil entspricht dem Inhalte; häufig findet man Verflöße gegen die Regeln der deutschen Sprache.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1827.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Cnobloch: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo* — — illustr. Franc. Goeller etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zu Kap. 77 wird falsch gesagt, *Valckenaer* zu den *Adoniazusen* S. 284 billige für das verdorbene *συμβατό-σσιμεν* seine frühere Conjectur *σύματος σίμεν*; vielmehr lieft er mit *Koen* *σύματος σίμεν*. Ueber den Accusativ *διδόντας* Kap. 79 zu Anf. hätten, da die in der citirten Stelle von *Matthias* befindlichen Beyspiele nicht ganz ähnlich sind, noch ein paar Worte gesagt seyn sollen. Man sehe *Haacke*. Kap. 79 zu Ende in *Αὐτὸς τῶν συμμάχων πόλις πόλιν ἐρῶσι, ἐς πόλιν ἔλθειν, ἂν τινὰ ἴσαν ἀμφοῖν ταῖς πόλεσι δοκοῖη*, will der Herausg. unnatürlich construiren *ἐς πόλιν ἔλθειν ἴσαν, ἐς ἂν τινὰ ἀμφοῖν ταῖς πόλεσι ἴσαν δοκοῖη*. Warum sollen wir nicht *δοκεῖν* in der Bedeutung von *vorstellen* fassen, wie *Portus* und *Andre* es thun? Kap. 83 in der schwierigen Stelle *Κατέκλυσαν δὲ τοῦ αὐτοῦ χειμῶνος καὶ Μακεδονίας Ἀθηναῖοι Περδίκκην, ἐπικυλοῦντες* etc. hat die Handschrift C. nicht, wie mit *Bekker* berichtet wird, *χειμῶνος Μακεδονίας*, sondern *χειμῶνος Μακεδονίαν*, und dieses *Μακεδονίαν* hat so viel für sich als das von dem Herausg. empfohlene und aufgenommene *Μακεδόνας*, wenn man nach *Ἀθηναῖοι* interpungirt, und mit dem Herausg. *Περδίκκην* lieft. Kap. 90: *Νομίζομεν χρήσιμον — εἶναι τὰ εἰκότα [καὶ] δίκαια καὶ τι καὶ ἐντὸς τοῦ ἀκριβοῦς παίσοντά τινὰ ὠφελήθηναί.* Die letzten Worte werden übersetzt: *es könne dem wohl zu Statten kommen, der einen andern selbst weniger, als er genau genommen verlangen könnte, sich gefallen zu lassen geneigt macht.* Richtiger: *Wir halten es für nützlich, dass auch einer, der weniger als es das strenge Recht erheischt* (elg. *citra jus strictum*, wenn wir mit dem Herausg. juristisches Latein gebrauchen wollen) *überzeugt, einigen Nutzen ziehe.* (*Levesque*: „à permettre, qu'ils tirent auprès de vous quelque avantage des raisons plausibles qu'ils allèguent, quand elles ne seroient pas d'une juste rigoureuse.“) Gleich darauf soll *ἐπὶ μεγίστη τιμῳῳ* heißen zur größten Genugthuung für andere. Aber wo findet sich diese Bedeutung des Wortes *τιμῳῳ*? Kap. 105: *Τῆς δὲ ἐς Λακεδαιμονίους δόξης, ἣν διὰ τὸ ἀλογικὸν δὴ βοηθήσειεν ἡμῖν πιστεύετε αὐτοῦς, μακαρίζαντες ἡμῶν τὸ ἀπειρόδικον οὐ ζηλοῦμεν τὸ ἄφρον.* Ergänzt. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Hier hält der Herausg. zuerst gegen *Rec.* ein Schattengefecht. Denn wenn *Rec.* S. 134 schreibt: „*Si sana sunt verba, scriptor αὐτοῦς initio omittere voluisse, sed quum spem de Lacadaemoniis conceptam auxilio Melii fore audacter dici intellexisset, postea addidisse iudicandus est;*“ so konnte er unmöglich glauben, dass jemand meinen würde, er nehme an *αὐτοῦς* Anstoss, da offenbar blofs die Art, wie man *ἦν* mit *αὐτοῦς* vereinigen mufs, wenn man nicht zu eitlen Ellipsen seine Zuflucht nehmen will, angegeben wird. Wenn also Hr. *Goeller* schreibt: „*Ego quid difficultatis in αὐτοῖς insit, non cerno;*“ so stimmt *Rec.* vollkommen bey. Von den beiden dann angegebenen Conjecturen aber ist die erste, weil *Cass.* und *Reg.* *ἦν* statt *ἦν* haben, *ἦν πιστεύετε* zu lesen, ganz unstatthaft, da dieses hiesse, *wenn ihr glauben solltet*, während doch die *Melior* im Vorhergehenden mehrmals klar ausgesprochen haben, dass sie diese Ueberzeugung hatten. Die andere Conjectur *ἦ*, der auch *Rec.* immer geneigt war, rührt von *Reiske* her, was nicht zu verschweigen war. Kap. 111: in der viele Noth verursachenden Stelle *Σκοπεῖτε οὖν καὶ μεταστάντων ἡμῶν, καὶ ἐνθυμεῖσθε πολλὰς, οὐ περὶ πατρίδος βουλευέσθε, ἣν μᾶς περὶ καὶ ἐς μίαν βουλὴν τυχοῦσάν τε καὶ μὴ κατορθώσασαν ἴσται* ill. der Herausg. von der Wahrheit der Lesart *ἴσται* statt *ἴσται* so fest überzeugt, dass er in der Freude über dieselbe sowohl die Vulgate als alle andere Versuche, dieselbe zu bessern, anzuführen vergift. Ja für seine eigne Lesart hält er nicht einmal für nöthig, die Zeugnisse genau bezubringen. Er sagt, *ἴσται* siehe in einem Pariser Codex; in welchem, hat er nicht hinzugesetzt, und will man es von *Bekker* erfahren, so sucht man ganz vergebens, da dieser selbst in einer so verdorbenen Stelle die wichtigste Variante blofs aus *Vind.* anfährt, statt *D.* hinzuzusetzen. Ausser *Vind.* und *D.* merkt dasselbe *ἴσται*, was beide Herausg. nicht erinnern, auch *Tufanus* an. Nur Schade, dass *D.* *Valla* und *Tufanus* nach dem, was anderwärts darüber bemerkt ist, nur für eine und zwar eine trübe Quelle gelten können. Doch das wäre das geringste, wenn uns nur der Herausg. eine gute Lesart, gleichviel woher, geschaffen hätte. Hören wir seine Uebersetzung: „*quam, instituta unica de patria unica item consultatione, et servari et perdis posse scitote.*“ Wie, *ἡ πατρίς τυχεύει* bedeutet dem Herausg. *das Vaterland ist glücklich, wird gerettet*? Wie ist dieses möglich? wo ist sonst so etwas geschrieben? Von einer Berathschlagung mag

mag wohl gesagt werden *τυχάνει, sie glückt, sie gelingt*, aber das Vaterland kann nicht glücken. Und *τοτε τυχοῦσαν, ihr wisst dafs glückte, geglückt hat*, soll bedeuten, *dafs glücklich werden kann?* Auch dieses wird dem Herausg. schwerlich jemand glauben.

Zum Schlufs bemerken wir noch, dafs der Herausgeber hier und da die Urheber der gewählten Erklärung oder Lesart bey streitigen Stellen zu nennen unterlassen hat. So rührt die einzig mögliche Erklärung der Vulgate in den oben berührten Worten *εἰς οἰκιστῆρας ἐνυμμάχιδος τε καὶ γῆς*, wonach *ἐνυμμάχης* die Bundesgenossenschaft, d. i. die Bundesgenossen bedeutet, von Bauer her; die Auslegung der *ἀλλοφύλοι κλυδόντες* Kap. 111 wird sich Haacke zueignen. Auch längere Auszüge aus andern Auslegern sind einige Male (auch im ersten Theile) so gegeben, dafs man gar nicht, oder, wie bey der Untersuchung über das Alter des Alcibiades Kap. 43, nur undeutlich erkennt, dafs man eine fremde Entwicklung vor sich hat. Kleine Versehen in der in der Regel reinen und klaren Sprache des Herausg. sind S. 68 Z. 17 v. unt. *nusquam* statt *nusquam*, S. 72 Z. 15 *παρὰκλέω* (ganz ungebräuchlich) statt *παρὰκλέωμαι*. Einige nicht angezeigte Druckfehler sind S. 9 Z. 4 v. unt. „*Vid. ad VIII, 60*“ wo nichts über die fragliche Sache zu sehen ist; S. 40 Z. 15 v. unt., wo 41 statt 42 zu lesen; S. 52 Z. 12, wo 341 statt 241 zu schreiben; S. 89 Z. 9, wo *διδάσκοντες* für *διδάσκοντες* steht; S. 90 Z. 9, wo *ἐμῶν* in *ἡμῶν* zu verwandeln. Undeutlich ist das Citat S. 6 Z. 15 v. unt. Müller die Dorer II, I. p. 329, wo unter II. wahrscheinlich der 2te Band der Hellenischen Geschichten gemeint ist, diese Zahl aber besser fehlte. S. 83 sind mitten in die von *ἐκ τοῦ Ἀργεῖος αὐτόθεν* handelnde Anmerkung die Worte „*De scriptura nominis*“ Total v. Popp. Prol. t. II. p. 212. 288. Diod. Wessell. t. V. p. 537. 538.“ irrig eingeschoben. Im Ganzen aber ist der Druck sehr correct, auch das Papier zu loben.

Wir verbinden mit dieser Recension eine kurze Anzeige von zwey in England erschienenen Werken über *Thucydides*. Sie führen die Titel:

- 1) LONDON u. OXFORD, b. Whittaker u. A.: *The History of the Grecian war, written by Thucydides, translated by Thomas Hobbes of Malmesbury; to which are added a reference to the chapters of the original, an analysis, the various readings of Duker, Bauer and Bekker, and Smith's survey of the history. A new edition. 1823. XCVII u, 479 S. gr. 8.*
- 2) OXFORD, b. Vincent: *Maps and Plans illustrative of Thucydides. Containing Northern Greece, Southern Greece, Coast of Asia Minor, Thracia and Macedonia, Sicily, Sybota, Stratos, Olpe, Potidaea, Amphipolis, Pylos, Batt-*

ler in the Crissaeon Gulf, Siege of Plataea, Syracuse, Acarnania, Athens.

Das erstere Werk schaffte sich Rec. vorzüglich wegen der auf dem Titel angegebenen Varianten von Duker u. s. w. an, weil er glaubte, dafs dieselben mit einem Urtheil begleitet seyn würden, und dadurch vielleicht einigen kritischen Werth haben könnten. Hierin täufchte er sich aber sehr, und hält es daher für seine Pflicht, seine Landsleute vor dem Ankauf des Buches zu warnen. Es ist von S. LXXXIV bis XCVII nur eine sehr kleine Zahl jener Varianten, z. B. aus dem 1sten Buche 26, aus dem 2ten 30, mitgetheilt, und diesen durchaus kein Urtheil, sondern blofs die englische Uebersetzung beygefügt. Die auf dem Titel genannte *Analysis* ist nichts als eine kurze Inhaltsanzeige. Ausser ihr und Smith's Ueberblick dieser Kriegsgeschichte findet sich auch noch ein Leben des Schriftstellers S. IX—XXIV. Von der Uebersetzung von Hobbes selbst, die vor so langer Zeit verfaßt ist, zu sprechen, kann hier nicht der Ort seyn. Für diejenigen, welche noch nicht Gelegenheit gehabt haben sollten sie kennen zu lernen, theilen wir die Uebersetzung der kurzen Ermunterungsrede des Hippokrates IV, 95 mit, und stellen ihr, der Vergleichung wegen, die neuere Uebersetzung von Smith entgegen, die man ohne Ufer Erinnerung weniger kurz und kräftig finden wird.

Hobbes.

Men of Athens, my exhortation shall be short, but with valiant men it hath as much force as a longer, and is for a remembrance rather than a command. Let no man think, because it is in the territory of another, that we therefore precipitate ourselves into a great danger that did not concern us. For in the territory of these men you fight for your own; if we get the victory, the Peloponnesians will never invade our territories again, for want of the Boeotian horsemen, so that in one battle you shall both gain this territory, and free your own. Therefore march on against the enemy, every one as becomes the dignity both of his natural city, which he glorieth to be chief of all Greece, and of his ancestors, who having overcome these men at Oenophyta under the conduct of Myronides, were in times past masters of all Boeotia.

Smith.

The admonition, Athenians, I intend to give you, will be very concise, but such an one is sufficient to the brave: I pretend not to encourage Athenians, but merely to remind them of their duty. Let the thought be a stranger to every heart amongst you, that we are going to plunge into needless hazards in territory of a foe. Be it the territory of a foe, yet in it you must fight for the security of your own. And if we conquer now, the Peloponnesians will never again presume, without the aid of the Boeotian horse, to repeat their inroads into Attica: By one battle therefore you acquire this, and secure your own land from future annoyance. Charge therefore your enemies, as you ought, with a spirit worthy of the state of Athens, that state which every soul amongst you boasts to be the first of Greece, and worthy of your great forefathers, who formerly at Oenophyta under the conduct of Myronides defended these people in the field, and possessed for a time all Boeotia at their prize.

In Nr. 2 finden wir die auf dem Titel genannten 16 Charten und Pläne, ohne ein einziges Wort zur Erläuterung, aus welchen Quellen dieselben geflossen sind, was auch Rec. ausser bey einigen, die, wie die von der Belagerung von Plataeae, grösstentheils nach Gail gemacht sind, nicht hat entdecken können. In den allgemeinen Charten ist es mit Beobachtung der Verhältnisse der Thucydideischen Zeit keinesweges genau genommen. Auf der von Nordgriechenland findet sich sogar Nicopolis, und Namen von Theilen Theßaliens und der Locrer, die dem Thucydides ganz fremd sind; auf der vom Peloponnes steht eben so falsch Megalopolis u. A. Die speciellen Charten und Schlachtplane aber sind zur Veranschaulichung der Erzählungen des Schriftstellers recht nützlich, wiewohl nicht ohne einzelne Nachlässigkeiten. Angehängt sind auch noch zwey Tabellen, die eine enthaltend einen *Chronological abstract of 47 years which intervened between the battle of Plataeae and commencement of the Peloponnesian war*, die andere einen *Chronological abstract of 27 years from the commencement to the close of the Peloponnesian war*.

RECHTSGELAHRTHEIT.

IMMEAU, b. Voigt: *Die besten Mittel zur Verhütung und Abkürzung der Proceffe*, von G. P. F. Thon, Großherzogl. Sächsl. Justizrathe u. s. w. 1825. VIII u. 133 S. 8. (16 gGr.)

Es ist auf keine Weise die Absicht des Vfs., neue, bisher unbekannte oder nicht angewendete Hülfsmittel für den angegebenen Zweck in Vorschlag zu bringen oder zu empfehlen, sondern vielmehr nur auf den Gebrauch, und zwar den richtigen Gebrauch, der schon bekannten Mittel mehr zu dringen, deshalb die wahre und ganze Beschaffenheit derselben auseinanderzusetzen, die dabey selbst obwaltenden Rechtscontroversen ins Reine zu bringen, und solchergestalt deren richtige und häufigere Anwendung vorzubereiten. Man kann daher diese Schrift als eine Reihe gründlicher Abhandlungen über die zur Sprache gebrachten Rechtsmaterien ansehen. Denn wenn gleich gute Erziehung und Unterricht, moralische Bildung, Amtsthätigkeit der Geistlichen und Ortsvorstände als Friedenslüster, so wie Fixirung der Befoldungen aller Justizbedienten, einschliesslich der Advocaten, zu den mittelbaren Hülfsmitteln der Verhütung des Proceßirens gerechnet worden sind; so wird doch dabey nur sehr kurz verweilt; wie dies auch in Ansehung der übrigen mittelbaren Hülfsmittel, die in Succumbenz-Geldern und in der Bestimmung appellabler Summen bestehen sollen, der Fall ist. Ohne uns dabey aufzuhalten, was Rechtsgrundsätze, wie Erfahrung, gegen diese beiden letzten Einrichtungen und gegen die Verwandlung der Advocaten in Assistenten-Räthe an

die Hand geben, führen wir sogleich die Mittel zur Abkürzung der Proceffe an, mit welchen sich der Vf. beschäftigt. Dieß sind die sogenannten Ordinationen, die Intervention, Litisdenuciation und Adcitation, die Vergleiche und remissorischen Verträge, endlich das richterliche Durchgreifen oder die sogenannten Schnitter-Urtheile. Von allen diesen Gegenständen wird eine vollständige Theorie, mit Belegung vieler Auctoritäten geliefert, wobey das Zweifelhafte aus tüchtigen Gründen entschieden ist, und Anleitungen zur praktischen Anwendung hinzugefügt werden, welche eben sowohl der menschenfreundlichen Gefinnung, als der Umsicht, Ueberlegung und reifen Erfahrung ihres Urhebers Ehre machen. Nur sehr Weniges hat Rec. dabey auszuweisen gefunden. Wenn (S. 42) das Fundament der Adcitation in der Unvollständigkeit der Legitimation der einen proceßführenden Partey gesucht worden ist, so heist das, dieselbe viel zu sehr beengen, und einen Theil statt des Ganzen setzen. Die Adcitation ist vielmehr überall begründet, wo es nöthig ist, den Thatbestand einer Sache durch die Aufklärung eines Interessenten zu ermitteln, welcher freywillig an dem Proceffe noch nicht Theil genommen hat, und eben dadurch zu verhüten, daß nicht die eine oder andre Partey in die Nothwendigkeit gesetzt werde, wegen eines und desselben Gegenstandes verschiedene Proceffe hinter einander zu führen. Wenn ferner (S. 82) der Vf. die Wechselgläubiger um deswillen von der Verpflichtung zum Beytritte zu einem Vergleiche im Concurse freysprechen will, weil sie sich an die Person des Schuldners zu halten befugt sind; so widerlegt er sich durch die gleich folgende Bemerkung, daß überhaupt kein Gläubiger genöthigt ist, sich auf den Concurse einzulassen, und auf sein Recht an die Person des Schuldners zu verzichten. Es muß also wohl unterschieden werden, ob es sich bloß um einen Vergleich über die Concurssmasse handelt, oder um eine Intervention, durch welche der Gemeinschaftschuldner von seinen Verbindlichkeiten befreit werden soll. Endlich wäre, wenn es wirklich gegründet wäre, daß sich keine bestimmten Regeln für den Gebrauch der Schnitterurtheile geben ließen, dieser durchaus verwerflich, weil die richterliche Willkür dadurch zügellos würde. Die Gröfse des Objects der Proceffe ist dabey an sich gar kein beachtungswerther Maafstab, weil die Gerechtigkeit keinen Preis hat, wenigstens keinen haben soll. Der Vf. darf nur die preussische Gerichtsordnung zur Hand nehmen, um die quäsierten Regeln darin unverwerflich zu finden.

JUGENDSCHRIFTEN.

CASSEL, b. Luckhard: *Lehr- und Lesebuch für Elementarschulen*, von Friedrich Josias Geisse, Dr. der Philosophie (und Theologie), Metropolitan und erstem Prediger zu Homberg in Kur-

Kurheffen. *Erste Abtheilung*. 1827. VI u. 128 S.
8. (6 gGr.)

„*In levi labor*“ — das fühlt wohl niemand lebhafter, als wer sich der scheinbar leichten, in der That aber schweren, Aufgabe unterzieht, ein Lehr- und Lesebuch für die ersten Anfänger auszuarbeiten. Indessen ist dem Hn. Dr. G. die Lösung derselben auf eine Weise gelungen, wie man sie sich von diesem geübten Pädagogen versprechen durfte, und die nur wenig zu wünschen übrig läßt. Diese *erste* Abtheilung enthält eine Anleitung zu Denk- und Sprechübungen; das Nothwendigste der Sprachlehre; eine Sammlung von gleich- und ähnlichlautenden Wörtern; den ersten Religionsunterricht in Gleichnissen und Erzählungen, nebst einigen Denkprüchen und (gereimten) Gebeten. Die *zweite* Abtheilung, die nur unter der Bedingung einer ermunternden Aufnahme der Ersten (woran es dieser, nach des Rec. Ansicht, nicht fehlen kann) versprochen wird, soll in einzelnen Abschnitten das Wissenswürdigste aus den gemeinnützigen Kenntnissen, also aus der Naturgeschichte, Technologie, Naturlehre, Geometrie, so weit ihrer jeder Mensch, besonders der Handwerker, bedarf, der allgemeinen Geschichte, Vaterlands Geschichte, Erdbeschreibung, nebst der Religionslehre in kurzen Sätzen, Bibelsprüchen und Liederverfen — enthalten. (Auch eine gedrängte Bibel- und Religionsgeschichte, namentlich der neutestamentlichen, oder christlichen, dürfte nicht überflüssig seyn; das Nothwendigste aus der Pflicht- und Tugendlehre wird sich füglich der Religionslehre anschließen, oder in sie verflechten lassen; zum Unterricht im Kopf- und Tafelrechnen bestimmt der Vf. einen eigenen Leitfaden für den Lehrer.) Man sieht, daß hier nichts Wesentliches, was in den Kreis des Unterrichts in den Elementarschulen gehört, ausgeschlossen, nichts Unwesentliches aufgenommen ist. Ohne hier in die Behandlung des Einzelnen einzugehen, oder bey jedem Gegenstand zu zeigen, wie besonnen und zweckmäßig sowohl bey der Auswahl als bey der Bearbeitung desselben, zu Werke gegangen ist, schränkt sich Rec. nur auf einige wenige Bemerkungen ein. — Bey Aufstellung der gleich- und ähnlichlautenden Wörter (S. 64) ist auf die höchst fehlerhafte kurheff. Mundart Rücksicht genommen worden. Wie könnte sonst z. B. „*Käppchen*“ und „*Köpfchen*“, oder „*hochgeehrt*“ und „*hochgehört*“ u. dgl. (S. 65) hierher kommen. Das letzte Wort ist überdies so wenig sprachrichtig, als es z. B. „*blaugeaugt*“, „*langgebeint*“ seyn würde. (Möchten übrigens nur einmal die kurheff. *Schullehrer* aufhören, statt: „*erlöse uns vom Bösen*“ zu sagen: „*erlese uns vom Besen*“, mit dem widerlichen

Volksdialekte würde sich es bald geben.) — Unter den *Parabeln und Erzählungen*, die S. 74 ff. als *Religionslehre* vorkommen und meist vortrefflich sind, finden sich einige, die selbst dem 12- bis 14jährigen Kinde schwerlich zufügen; z. B. S. 82 f.: „*die Bekleidung der Erde*.“ Mit einem *Eloah*, *Schamma*, *Uriel*, und selbst mit dem *Schutzengel der Erde*, so wie mit der ganzen Dichtung, so schön sie ist, wird sich ein Kind nicht leicht befreunden. Einige dieser Gleichnisse hat *Krummacher* hergegeben; andere hat ihm Hr. G. recht glücklich nachgebildet. Mehrere derselben könnten wegfallen und dadurch viel Raum gewonnen werden. — Von den S. 127 abgedruckten *Sprichwörtern*, „die gar sehr dem Mißbrauche ausgesetzt sind“, wünscht Rec., sie wären, eben um ihres Mißbrauchs, und um des Gifts in ihrer Mißdeutung, willen, lieber ganz ungedruckt geblieben. „Nur das Gute, nicht das Böse, heist es in der Vorrede, muß in den Gesichtskreis der unschuldigen Kinderwelt gebracht werden.“ — Vorzüglich gefreut hat es den Rec., daß sich der würdige Vf. bey allen Gelegenheiten der armen *Thiere*, gegen deren Marter und Qual in Hessen, wie in andern deutschen Provinzen, noch so viel Stumpf sinn und Gefühllosigkeit herrscht, so brav und menschenfreundlich angenommen hat. — Der Druck des Buches ist rein und meist correct, aber etwas zu gedrängt, was das Auge des Kindes zu sehr anstrengen möchte. Auch ist der Preis für ein Schulbuch, das allgemein werden soll (welches Rec. von diesem sehr wünscht), etwas zu hoch gestellt. Beidem könnte durch Verminderung des Stoffes, wie es füglich angeht, abgeholfen werden.

NEUE AUFLAGEN.

Wien, b. Heubner: *Andachtsbuch für gebildete Christen*, von Jakob Glatz (k. k. Consistorial-Rathe Augsburger Confession in Wien). *Fünfte* verbesserte und vermehrte Original-Auflage. 1828. IV u. 573 S. gr. 8. (1 Rthlr.) (S. die Recension Ergänz. Bl. 1822. Nr. 95.)

Ebendaf., b. Ebend.: *Militairische Gesundheitspolizei*, mit besondrer Beziehung auf die k. k. Oesterreichische Armee. Von Johann Nep. Isfordink, Dr. und oberstem Feldarzt der Armee, k. k. Hofrath, beständigem Director der Josephs-Akademie u. s. w. *Zweyte* vermehrte Auflage. 1827. *Erster* Band. XXXII u. 566 S. *Zweiter* Band. VIII u. 293 S. gr. 8. (5 Rthlr. 8 gGr.) (S. die Recension A. L. Z. 1827. Nr. 209.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1827.

POPULÄRER RELIGIONSUNTERRICHT.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Grundsätze der evangelisch-christlichen Religion*, nebst einer kurzen Einleitung in die Bibel und einer gedrängten Geschichte der jüdischen Religion, des Lebens Jesu und der christlichen Kirche; für die reifere Jugend und für jeden gebildeten Christen verfaßt von Wilhelm Werner Johann Schmidt, Divisionsprediger bey der Königl. Preuss. achten Militär-Division, Lehrer an der Königl. Divisionschule und Mitgließe der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt. 1826. XVI u. 333 S. gr. 8. (16 gGr.)

Der Vf. dieser Schrift zeigt sich in derselben als einen selbstdenkenden und von edlem Eifer für den echten Geist des Christenthums beseelten Religionslehrer. Schon deshalb verdient sie nicht nur beachtet, sondern auch empfohlen und benutzt zu werden, wenn gleich sowohl gegen den Plan, als auch gegen die Ausführung einzelner Theile desselben Manches zu erinnern seyn dürfte. Es war die Absicht des Vfs., ein brauchbares, den Bedürfnissen der gebildeten Stände und der Zeit angemessenes *Religions-Handbuch* zu liefern, „welches zwischen unsern kürzern Katechismen und den nur für die gelehrten Stände (Rec. meint: *Schulen*) berechneten Lehrbüchern eines Niemeyer und Bretschneider, oder umfassendern Systemen, die glückliche Mittellücke einschläge und sich von allen dogmatischen Spitzfindigkeiten entfernt hielte.“ Nach andern Aeußerungen sollte diese Schrift ein Leitfaden für den Religionsunterricht, besonders bey der Confirmation junger Christen aus den gebildeten Ständen seyn. — Für den letzten Zweck ist sie zu weitläufig, in sofern sie dem von den Predigern ihren Confirmanden zu ertheilenden Unterricht zum Grunde gelegt werden sollte. Geht aber die Meinung des Vfs. dahin, daß sie entweder bey dem häuslichen Unterricht, oder in der Schule für die zur Confirmation herangereifte Jugend aus den gebildeten Ständen ein vor andern zweckmäßiges Lehrbuch seyn sollte: so möchte dagegen von Seiten ihres Umfangs vielleicht nichts Erhebliches einzuwenden seyn. Darf aber von einem solchen Lehrbuche mit Recht gefordert werden, daß es die Lehren der Religion nicht bloß historisch, sondern auf eine den Verstand überzeugende und das Herz interessirende Weise dargestellt werde: so wird das

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

gegenwärtige in dieser Hinsicht noch viel zu wünschen übrig lassen. Noch weniger dürfte diese Schrift für ein den Bedürfnissen der gebildeten Stände und der Zeit entsprechendes Handbuch zu halten seyn, welches, wie der Vf. sagt (S. VII), „demjenigen, der das Christenthum lieb gewonnen, ein willkommener Leitstern auf dem oft so stürmischen Meere des Lebens wäre.“ Um ein solches Handbuch zu liefern, ist es nicht genug, die Hauptmomente des Historischen, Dogmatischen und Moralischen, welche den Inhalt des christlichen Religionsunterrichts auszumachen pflegen, in der Form theils eines Berichts, theils eines Glaubensbekenntnisses darzustellen. Etwas Andres findet man aber in diesem Buche nicht. Zwar scheint der Vf., als er die Einleitung entwarf, es wohl empfunden zu haben, daß er gleich Anfangs bey seinen Lesern ein gewisses Interesse für den Inhalt der ihnen dargebotenen Schrift erwecken müßte; aber schwerlich wird dieß durch die hier mitgetheilten *Prolegomena* bewirkt werden können. Die *Einleitung* beginnt, vermuthlich in Beziehung auf den wohl nicht ganz passenden Titel des Buchs, mit einigen Bemerkungen über die Nothwendigkeit fester *Grundsätze* für's Leben. Um solche Grundsätze zu erhalten, müssen wir, heist es §. 1, mit einer Betrachtung unser selbst anfangen. Nun folgen einige Bruchstücke aus der Anthropologie, an welche sich, ohne einen vermittelnden Uebergang, die Erklärung schließt (§. 8): „Jeder Mensch, der von diesen *geistigen* Kräften (worunter der Vf. nichts Andres versteht, als das Gefühls-, Erkenntniß- und Begehungsvermögen, welches dreyfache Vermögen ja auch die Thiere, wenn gleich in einem geringern Grade, haben) nur einigen (?) Gebrauch macht, muß sich selbst fragen: Woher ist Alles, was mich umgiebt, entstanden? Woher stammen jene edlen Anlagen? Wozu soll ich sie anwenden? Was ist meine Bestimmung? — Diese wichtigen Fragen beantwortet die Religion.“ Hier ist nun zwar das Interesse des Religionsunterrichts einigermaßen angedeutet, keineswegs aber so dargestellt worden, wie es, um ein tiefer eindringendes Nachdenken hierüber anzuregen und zu leiten, hätte geschehen müssen. Unmittelbar nach jenen Worten wird gesagt, was Religion sey, und daß es eine *natürliche* und eine *geoffenbarte Religion* gebe, welche letzte man aus der Bibel kennen lerne. Hierauf folgt eine kurze Angabe des Inhalts der Bücher des alten und neuen Testaments, wornach von der Glaubwürdigkeit sowohl des A. als des N. T. und

von den äußern und innern Beweisen für die Göttlichkeit der christlichen Religion gehandelt wird. Da die Prüfung dieser Beweise, insonderheit der innern, eine vollständigere Kenntniß der Lehren des Christenthums voraussetzt: so stehen dieselben nicht an ihrer rechten Stelle, was um so mehr auffallen muß, da bey den einzelnen hier aufgestellten Sätzen öfter auf die *folgenden* Paragraphen hingewiesen wird. Als *innerer Beweis* für die Göttlichkeit der christlichen Religion wird (§. 26) unter andern angeführt: „Sie erfüllt den Zweck der wahren Religion, Beruhigung des Herzens, worüber Jeden eigne Erfahrung belehren kann.“ Allein ist nicht der Zweck einer wahren Religion und demnach insbesondre des Christenthums, in Gemäßheit der ausdrücklichsten Erklärungen Jesu und der Apostel, — Beförderung der geistigen Vollkommenheit des Menschen, Erleuchtung der Vernunft, Heiligung des Sinnes und Lebens, oder Erhebung zu einer größern Aehnlichkeit mit Gott, dem heiligsten und seligsten Wesen? Bloße Beruhigung des Herzens kann auch eine falsche Religion gewähren, wie die Erfahrung lehrt. — Nach der *Einleitung* (S. 3 — 28) folgen *sechs* Abschnitte, in welche das Ganze zerfällt, überschrieben: 1) Geschichte der jüdischen Religion; 2) Geschichte Jesu Christi; 3) Evangelisch-christliche Glaubenslehre; 4) Evangelisch-christliche Tugendlehre; 5) Tugendmittel-Lehre; 6) Geschichte der christlichen Kirche.

Was der Vf. im *ersten* Abschnitt (S. 29 — 42) vorträgt, ist viel zu dürftig, um dem Titel einer *Geschichte der jüdischen Religion* zu entsprechen. Auch ist §. 34 durch „Grundsätze der mosaïschen Religion“, der Charakter des Judenthums nicht bestimmt genug angegeben. Der *zweyte* Abschnitt, „*Geschichte Jesu Christi*“ (S. 43 — 83) enthält Mehreres, was nicht hierher gehört, sondern in der christlichen Glaubenslehre hätte vorgetragen werden sollen, z. B. §. 48. Jesus, der Menschensohn und der eingeborne Sohn Gottes; §. 50. Jesus, der Heiland und Erlöser der Menschen; §. 80. Christi Wiederkehr zum Gericht. — Nachdem gesagt worden ist, Christus fordere von seinen Anhängern (Bekennern) zweyerley, nämlich Glauben und Tugend, und daß daher seine ganze Lehre in zwey Hauptabschnitte zerfalle, in die *Glaubenslehre* und *Tugendlehre*, heißt es im *dritten* Abschnitt (S. 84 — 127) §. 84: „Der Glaube, den uns die christliche Religion auferlegt (?), ist ein dreyfacher, nämlich an den *Vater*, an den *Sohn* und an den *heiligen Geist*. Demnach wird die ganze christliche Glaubenslehre abgehandelt als eine Lehre 1) vom Glauben an den Vater (S. 85 — 113); 2) vom Glauben an den Sohn (S. 114 — 123); 3) vom Glauben an den heiligen Geist (S. 124 — 126). Welche große Schwierigkeit es habe, die christliche Glaubenslehre nach dieser Anordnung auf eine befriedigende Weise abzuhandeln, ist durch den vorliegenden Versuch in mancher Hinsicht bestätigt worden. Dabey fällt es als etwas dem Vf. Eigenthümliches auf, daß in dem Hauptstück *vom Glauben an den*

Vater die sogenannte Lehre von den letzten Dingen (Eschatologie) abgehandelt, unter dem Artikel vom *Glauben an den Sohn* die Lehre von der christlichen Besserung vorgetragen, in dem Abschnitt *vom Glauben an den heiligen Geist* aber nichts Anderes zur Sprache gebracht wird, als auf drey Seiten: „Bedeutung des Wortes heiliger Geist; heiliger Geist der Apostel und der Christen; worin der Glaube an den heiligen Geist und die Sünde wider denselben bestehe.“ In einem hier sich anschließenden evangelisch-christlichen Glaubensbekenntniß lautet der dritte Artikel wörtlich also: „Ich glaube an den *heiligen Geist*, eine mächtige in mir wohnende Gotteskraft zur Tugend, Vergebung der Sünden, das Himmelreich Jesu und Unsterblichkeit der Seele.“ Eine seltsame Zusammenstellung der Begriffe, und dies um so mehr, da in dem Artikel vom Glauben an den heiligen Geist weder von der Vergebung der Sünden und dem Himmelreich Jesu, noch von der Unsterblichkeit der Seele das Geringste gesagt worden ist! Der *vierte* Abschnitt: „*Evangelisch-christliche Tugendlehre*“ (S. 128 — 234), handelt zuerst (§. 127 — 140) von dem, was in systematisch geordneten Lehrbüchern der Moral unter dem Titel der *allgemeinen Sittenlehre* ausgeführt zu werden pflegt; wobey der Zusammenhang der Glaubenslehre mit der Tugendlehre sehr sonderbar auf folgende Weise dargestellt wird (S. 128): „Hat uns nun Gott, wie diess aus den vorigen Abschnitten klar ist, durch eine besondere (?) Offenbarung seinen Willen kund gethan, so können wir *auf keine kürzere Weise* sein Wohlgefallen erlangen, als — dadurch, daß wir seinen Willen thun.“ Unklar ist auch die Erklärung über die Erhabenheit der Tugend §. 129, wo es heißt: „Wenn gleich die Ausübung der Tugend durch den Gedanken, daß Gott sie gebietet und belohnt, sehr erleichtert wird, so soll sie doch nicht darum, sondern um ihrer selbst willen geübt werden.“ In sofern Gott als höchster Gesetzgeber und sein Wille als vollkommen übereinstimmend mit dem Gesetz der erhabenen Vernunft gedacht wird, darf man wohl mit Recht behaupten, daß der Wille Gottes der höchste Bestimmungsgrund des Wollens und Handelns für alle durch ihn vorhandne vernünftige Wesen seyn müsse. — In der speciellen Pflichtenlehre (§. 141 — 208) hat der Vf. allenthalben *unbedingte* und *bedingte* Pflichten unterschieden, und meint, daß er dadurch seiner Schrift einen Vorzug vor ähnlichen Büchern verliehen habe. „Meines Wissens“, sagt er in der Vorrede S. XIII, „ist diese Methode in einem populären Lehrbuche in dem Umfange noch nicht angewendet worden, so sehr auch jeder Religionslehrer bey einigem Nachdenken von ihrer Nothwendigkeit sich überzeugen wird. Gewisse, bisher so schwankend behandelte Lehren sollten doch endlich einmal, besonders für den Volksunterricht, aufs Reine gebracht werden, und wenn ich auch nur ein Geringes dazu beytragen sollte (?), so wird mich der Vorwurf, zu den moralischen Rigoristen zu gehören, nicht kränken.“ Rec. hat sich

von dem Werthe der hier so hoch gepriesenen, übrigen allgemein bekannten Eintheilung der Pflichten, durch die Anwendung, welche der Vf. von ihr gemacht hat, nicht überzeugen können. Derselbe erklärt die Pflichten für *bedingt*, wenn sie nur unter gewissen Bedingungen gelten, und in dem Fall, daß unbedingte oder höhere Pflichten damit streiten, keine Verbindlichkeit haben. Diese Erklärung dürfte aber schwerlich auf alle Pflichten anzuwenden seyn, die von dem Vf. als *bedingte* aufgeführt worden sind, z. B. auf die nach S. 157 *bedingte Pflicht*: „Erkennt, daß Christum lieb haben viel besser ist, denn alles Wissen“ (nach Luther's unrichtiger Uebersetzung)! Oder auf die nach S. 176 *bedingte Pflicht*: „Du sollst dir durch rechtliche Mittel Eigenthum erwerben.“ — Oefter fügt der Vf. dem Pflichtgebot die Bedingung oder Einschränkung hinzu, unter welcher es gegeben wird, wodurch denn die hier gemachte Eintheilung in bedingte und unbedingte Pflichten ganz überflüssig wird, z. B. S. 167: „Erhalte deine Gesundheit, so lange nicht höhere Pflichten gebieten, sie aufzuopfern“; S. 171: „Du sollst dich nützlich beschäftigen, so viel deine Kräfte es gestatten“; S. 209: „Sei duldsam gegen abweichende Vorurtheile Anderer, wenn dieselben nicht geradezu unsittlich sind.“ Noch unnöthiger als bey diesen und vielen ähnlichen Geboten ist die Bezeichnung *bedingter* Pflichten da, wo durch dieselbe nichts Andres als die Möglichkeit angedeutet wird, gewisse Pflichten auszuüben, z. B. (S. 193): „Lindere, so viel du kannst, das Loos der Leidenden!“ (S. 195): „Du sollst, wo möglich, erkenntlich seyn“; (S. 197): „Du sollst, wenn du Eigenthum besitzt, dasselbe nützlich anwenden“; (S. 211): „Du sollst die Tugend Anderer befördern, wenn du Beruf oder Gelegenheit dazu hast“; (S. 219): „Du sollst, wenn du Kinder hast, sie gewissenhaft erziehen“; (S. 224): „Du sollst, wenn du Diensthöten hast, sie als Menschen achten“ u. s. w. Der *fünfte* Abschnitt, der von den allgemeinen und besondern Tugendmitteln handelt (S. 235 — 264), trägt das Wichtigste, was hierher gehört, auf eine lehrreiche und falsche Weise vor. Zu unbestimmt und oberflächlich ist, was §. 215 von der Betrachtung und Hervorbringung *schöner Kunstwerke*, als einem allgemeinen Tugendmittel, gesagt wird. Daß die *Taufe* unter den Tugendmitteln aufgeführt worden, und daß in die Lehre vom öffentlichen Gottesdienste, als einem besondern Tugendmittel, ein kirchlicher Kalender eingeschaltet ist (S. 249 — 253), gehört zu den Mängeln der Anordnung in diesem Buche. Der Lehre von den Tugendmitteln ist (§. 228) hinzugefügt: *Anhang einiger Fragen zur Schärfung des sittlichen und religiösen Gefühls*. Recht interessant; nur möchten dabey manche Leser eine Hinweisung auf diejenigen Paragraphen des Lehrbuchs vermissen, in welchen die Entscheidungsgründe zur richtigen Beantwortung dieser Fragen enthalten sind. Im *sechsten* Abschnitt, „Geschichte der christlichen Kirche“ (S. 267 — 316), hat der Vf. eine sehr zweckmäßige Uebersicht und klare Darstellung der Haupt-

begebenheiten geliefert, die in der christlichen Kirche von ihrer Gründung an bis auf unfre Zeit sich zugetragen haben. Ein alphabetisches Register (S. 317 bis 333) am Ende dieser, obgleich mancher Verbesserung fähigen, doch im Ganzen schätzbaren und empfehlungswerthen Schrift ist mit vielem Fleiße ausgearbeitet. Und doch möchte eine ausführliche Inhaltsanzeige diesem Register bey weitem vorzuziehen seyn. — Was nützt es, daß im Register nachgewiesen wird: *Kartenspiel, Lotterie, halsbrechende Künste*? Man schlägt auf §. 167 und liest, daß man sich ein Eigenthum zu erwerben suchen solle „nicht durch unerlaubte und trügliche Mittel, z. B. *Lotterie, Kartenspiel, unnütze, halsbrechende Künste*.“ Man schlägt ferner auf §. 203. und liest, daß Obrigkeiten „keine unsittliche Anstalten und Gewerbe dulden sollen, z. B. *Lotterien, Häuser der Unzucht und halsbrechende Künste*.“ — Würde nicht eine detaillirte Uebersicht der abgehandelten Materien weit zweckmäßiger als ein solches Register seyn? —

GESCHICHTE.

NEUHALDENSLEBEN, b. Eyraud: *Neuhaldenslebische Kreis-Chronik*, oder Geschichte aller Oerter des landrätlichen Kreises Neuhaldensleben im Magdeburgischen. Aus archivalischen Quellen bearbeitet von Peter Wilhelm Behrends, Pastor zu Nordgermersleben, Inhaber des Königl. Preussischen allgemeinen Ehrenzeichens erster Klasse. *Erster Theil*. Die Geschichte der Stadt Neuhaldensleben und des ehemaligen Klosters Althaldensleben: nebst einer angehängten Denkrede über die Einführung des Christenthums in dieser Gegend. 1824. XII und 416 S. 8. mit 8 Steindr. Abbild. und 1 Charte. — *Zweyter Theil*. Die Geschichte der Klöster Hillersleben und Marienborn, der Burge Hundisburg, Altenhausen, Erxleben, Bartensleben, Sommerschenburg, Ummendorf, Hötensleben u. Harbke, auch der andern Rittergüter, Dörfer, Kirchen, Pfarreyen und sonstigen Denkwürdigkeiten des Kreises. 1826. XII u. 639 S. 8. mit 8 Abbild. u. 1 Charte.

Eingehend in die lobenswürdige Idee der Königl. Preussischen Regierung, die vaterländische Geschichte möglichst vollständig durch Ortschroniken allenthalben für die Nachwelt aufzubewahren, hat der Vf. dieses Buchs, in Ansehung seiner nächsten Umgebungen, jene Forderung sowohl bis auf die entferntesten Zeiten, so weit sich die Geschichte dieser Gegenden verfolgen läßt, zurück, als bis auf die jüngste Vergangenheit herein, befriedigt. Dabey gebührt dem Vf. das zweyfache Lob, daß er erstens die Geschichte der einzelnen Orte, so weit sie, bey den ihm zugänglichen Hülfsmitteln, zu erforschen war, mit möglichster Vollständigkeit, die nur zu oft in eine allzu ängstliche Genauigkeit übergeht, zusammengestellt, und zweytens sich nicht, nach Art der

der meisten ähnlichen frühern Werke, damit begnügt hat, aus ältern Chroniken das, was diese geben, und was mehrentheils ziemlich ungeprüft und ungefiltert ist, zusammenzustellen, sondern auf die ursprünglichen und echten Quellen, auf Urkunden und andre amtliche Nachrichten, die ihm aus Archiven zu Theil wurden, zurückgegangen ist, wodurch diesem Buche, so klein auch der Umfang des Bezirks ist, auf welchen es sich erstreckt, doch ein bleibender Werth gesichert wird. Allerdings ist es zu viel behauptet, wenn der Vf. auf dem Titel angiebt, er habe seinen Stoff *aus archivalischen Quellen* bearbeitet, da er vielmehr hätte sagen sollen: *mit Benutzung* archivalischer Quellen: denn einmal hat er bey weitem nicht *allen* Stoff verarbeitet, den *diese* Quellen ihm darboten, und zweytens läßt jener Ausdruck die Deutung zu, daß *ausschließlich* solche archivalische Quellen benutzt wären, welches der Fall nicht ist, da der Vf. auch Chroniken und andre theils handschriftliche, theils bereits gedruckte Werke benutzt hat; dies kann aber auch nicht anders seyn, sobald man nicht bloße Fragmente oder Beyträge zu einer Geschichte, sondern eine möglichst vollständige und zusammenhängende Geschichte selbst geben will: denn Rec., der verschiedne nicht unbedeutende Archive aus eigner Ansicht kennt und sogar bearbeitet hat, kennt doch kein einziges, aus dem sich die Geschichte, auch nur des kleinsteu Orts, vollständig, pragmatisch und in ungetrenntem Zusammenhange, mit Ausschluss aller andern Quellen und Hilfsmittel darstellen ließe. Auffallend ist es übrigens, daß der Vf. (S. VI. der Vorrede zum 1ten und S. II. d. Vorr. zum 2ten Th.) die Bereitwilligkeit der *Königlichen Regierung zu Magdeburg* in Ansehung der ihm erlaubten Benutzung der dortigen Archive rühmt, da doch bekanntlich das Archivwesen in den Königl. Preussischen Staaten gar nicht von den Königlichen Regierungen und namentlich zu Magdeburg, sondern seit dem Tode des verewigten Staatskanzlers, Fürsten von Hardenberg, der sich die Leitung desselben selbst vorbehalten hatte, von den Königlichen Ministerien des Königl. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, und in deren Auftrage lediglich von den Oberpräsidien der Provinzen abhängt, also auch nur diese und keine andern Behörden über Benutzung der königl. Archivalien verfügen können. Mag nun der Vf. sich bloß unrichtig ausgedrückt haben, oder wirklich einen irrthümlichen Weg gegangen seyn, so verdient die Sache doch bemerkt zu werden, da die Erfahrung lehrt, daß durch dergleichen wohlgemeinte, aber falsche Aeußerungen oft auch Andere, welche der Sachverhältnisse nicht kundig sind, zu falschen Ansichten verleitet werden, in ähnlichen

Fällen falsche Wege einschlagen, und wenn diese alsdann, wie natürlich, fruchtlos sind, über Illiberalität, Beschränkung des literarischen Wirkens u. dgl., wovon doch bey keiner Regierung weniger als bey der Preussischen die Rede seyn kann, unbescheidne Klagen führen. Uebrigens existirt auch zu Magdeburg kein *Dom-Archiv*, welches der Vf. mehrmals (z. B. 1. Bd. Vorr. S. VI. 2. Bd. S. 24, S. 129, S. 183, S. 346 u. a. O.) erwähnt; denn das Archiv des ehemaligen Domkapitels, welches der Vf. vermuthlich unter dieser Bezeichnung verstand, ist seit der Aufhebung dieses Stifts, schon unter der Westphälischen Regierung, Staats-Eigenthum geworden, und macht nun schon längst einen wichtigen Bestandtheil des Königlichen Provinzial-Archivs zu Magdeburg aus. Die vom Vf. angegebenen Signaturen einiger Urkunden konnten wegbleiben, da sie durch die gänzliche neue Ordnung dieses Archivs ungültig geworden sind. — Ausser den Staatsarchiven (über deren Benutzung wir die angeregten Zweifel an ihren Ort geliebt seyn lassen) hat der Vf. übrigens auch die Archive und Registraturen einzelner Orte, z. B. der Stadt Neu-Haldensleben, des ehemaligen Klosters Alt-Haldensleben (jetzt im Besitz des Hn. Nathusius) u. a. m. mit ungemeinem Fleiße benutzt.

Den größten Fleiß hat der Vf., und mit Recht, der Stadt Neu-Haldensleben gewidmet, deren Geschichte beynahe den ganzen *ersten* Band (bis S. 313) einnimmt und im Ganzen genommen sehr genügend bearbeitet ist, wiewohl an einzelnen Stellen, besonders bey der Periode der Reformation, noch manche wichtige Nachricht aus archivalischen Quellen, die dem Vf. noch nicht zugänglich seyn konnten, nachzutragen seyn möchte, wozu Rec. vielleicht an einem andern Orte Gelegenheit nehmen wird. — Ausserdem enthält dieser *erste* Band nur noch die Geschichte des Klosters Alt-Haldensleben, die zwar kurz, jedoch um so dankenswerther ist, je weniger zuvor von der Geschichte dieses Klosters bekannt war. Wir erfahren vom Vf., daß der jetzige Besitzer von Alt-Haldensleben, der berühmte *Nathusius*, auch das Archiv dieses Klosters noch aufbewahrt. Es ist Schade, daß dieses Archiv, welches manche wichtige diplomatische Merkwürdigkeit enthalten muß, nicht dem Staate zugefallen ist, da die Erfahrung lehrt, wie manchen Gefahren dergleichen archivalische Schätze in den Händen von Privat-Eigenthümern ausgesetzt sind. Der würdige, schon durch manches patriotische Verdienst ausgezeichnete Besitzer dieses Archivs würde sich gewiß ein rühmliches Denkmal stiften, wenn er die Erhaltung desselben für die Zukunft durch freywillige Ueberweisung an das nächste Staats-Archiv sicher stielte! —

(Der Beschluss folgt.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1827.

GESCHICHTE.

NEUHALDENSLEBEN, b. Eyraud: *Neuhaldenslebische Kreis-Chronik* — bearbeitet von Peter Wilhelm Behrends u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Band ist mannichfaltigen Inhalts, indem er sich auf alle übrigen Ortshafte des Neuhaldenslebischen Kreises erstreckt, von deren meisten freylich nicht viel zu sagen war, und von denen mancher kleinere Ort wohl mit einer allzugroßen Ausführlichkeit behandelt seyn dürfte. Dafs keine vollkommene Gleichförmigkeit in der Behandlung der einzelnen Orte Statt findet, gereicht dem Vf. nicht zum Vorwurfe: denn der Geschichtschreiber muß sich in solchen Fällen nach den vorhandenen Materialien richten, deren Quellen bekanntlich sehr ungleich fließen. Die wichtigsten Orte, welche in dielem zweyten Theile vorkommen, sind: Das ehemalige Kloster Hillersleben; das Schloß und Dorf Hundisburg; Burg, Markt und Dorf Alvensleben; das Dorf Nord - Germersleben, dem der Vf., als seinem Wohnorte, unter allen die größte Ausführlichkeit in der Behandlung gewidmet hat; Burg und Dorf Altenhausen; Burg und Dorf Erxleben; Schloß und Dorf Groß-Bartensleben; das ehemalige Kloster Marienborn; Sommerleburg (nicht, wie der Vf. mit der gemeinen Mundart unrichtig schreibt, Sommerschenburg); Amt und Dorf Hötensleben; Schloß und Dorf Harbke u. a. m. Dazwischen finden wir die Geschichten verschiedner adeliger Familien, als: v. Alvensleben, von der Schulenburg, Schenk von Flechtingen, v. Veltheim, wiewohl bey der letztern (II. S. 475 f.) eine etwas vollständigere Mittheilung wünschenswerth und recht gut möglich gewesen wäre. Auch über das berühmte Halsgericht, auf welches der Vf. (II. S. 55) am rechten Orte zu sprechen kommt, ist die gegebene Auskunft sehr ungenügend. — Bey Sommerleburg nimmt der Vf. Gelegenheit, einen kurzen Abrifs vom Leben des jetzigen Besitzers, des hochverdienten Generalfeldmarschalls, Grafen *Gneisenau*, einzuflechten, so wie auch sonst biographische Notizen von merkwürdigen Personen mitgetheilt sind. Dagegen hätten manche unwichtige Mittheilungen aus Kirchenbüchern (z. B. S. 210, dafs die Ehefrau des Sägenschmidts zu Magdeburg auf dem Jahrmarkte zu Alvensleben von ei-

ner Tochter entbunden worden; S. 323, dafs ein Einwohner zu Nord - Germersleben, sich von einem Baume todt gefallen; ebend., dafs ein französischer Soldat auf dem Durchmarsche gestorben u. dgl. m.) wohl füglich wegbleiben können, da sie gar zu sehr an die Art der alten geschmacklosen Chroniken erinnern und Niemanden interessieren können. Ebenso ist es auch wohl zu weit gegangen, wenn bey einem Domänengute die ganze Reihe der Pachtinhaber desselben aufgeführt ist. Die Verse, welche im zweyten Theile über den einzelnen Abschnitten, z. B. S. 55, S. 163, S. 186, S. 418 u. a. m. gleichsam als Motto's stehen, aber zum Theil ziemlich gesucht sind, zum Theil auch höchst alltägliche Gedanken aussprechen und sich überhaupt nicht recht an diese Stelle schicken wollen, wären auch wohl füglicher ganz weggeblieben.

Hier und da find dem Vf. manche historische Irrthümer entschlüpft. Wir rechnen hierher zuvörderst einen zwar sehr gewöhnlichen Fehler, der aber bey einem sorgfältigen Geschichtschreiber doch nicht vorkommen sollte. Die Bezeichnung des Grafen des 10ten Jahrh. und wohl noch früherer Zeiten mit Familien-Namen, die bekanntlich weit später erst in Gebrauch kamen. So ist I. S. 12 von einem Grafen Gero von *Haldensleben* die Rede, (wo ohnehin die angegebne Nachricht von der Stiftung eines Klosters im J. 966 ganz mit Unrecht als *glaublich* angeführt wird, und vielmehr, als unbegründet, eine Widerlegung, die sehr leicht war, verdient hätte); und nach II. S. 241 erscheinen die Grafen von *Walbeck* schon 970 als ein sehr begütertes und berühmtes Geschlecht. Dergleichen Nachrichten kommen gewifs nicht aus archivalischen Quellen, da alle Urkunden aus unsrer Gegend, bis weit in das 12te Jahrh. hinein, noch nichts von solchen Familiennamen wissen. — Eine unrichtige Ansicht ist es, wenn der Vf. (I. S. 137) die traurigen Ereignisse im Erzstift Magdeburg im J. 1550 ohne Weiteres der damaligen Domkapitulischen Regierung zur Last legt, die ganz außer Schuld war: denn die damaligen Unruhen waren in längst vorhergegangenen Begebenheiten unvermeidlich begründet, und das Domkapitel suchte vielmehr, wenn gleich nicht durch die richtigen Mittel und daher vergebens, sie beyzulegen. — In der etymologischen Ableitung einiger Ortsnamen folgt der Vf. zu unbedenklich gewissen hergebrachten Ideen, die jetzt doch wohl den wahren Geschichtsforscher schwerlich befriedigen dürften; so z. B. wenn (I. S. 362)

das Dorf *Gutenswegen* (dessen Name wohl noch eine nähere und ungezwungenere Deutung zulässt) ursprünglich *Wodansweg* geheissen haben soll, wofür sich gewiss in keiner einzigen Urkunde ein Beweis finden lässt; und wenn (II. S. 419) das Dorf *Erxleben* (sonst *Arxleben*) nach dem Namen eines Mannes aus dem Volke der Longobarden benannt seyn soll (wofür der Vf. freylich den Beweis schuldig bleibt), so möchte derselbe doch wohl eher *Arko* als *Arx* geheissen haben.

Ein Uebelstand für die Specialgeschichte, noch dazu eines verhältnissmässig so kleinen Orts, wie der hier behandelte, ist die allzu weite Ausführung allgemein-geschichtlicher Begebenheiten, die sich der Vf. manchmal, z. B. I. S. 273 und II. S. 297 in Ansehung des Rückzugs der französischen Armee aus Russland, I. S. 291 in Ansehung der Organisation der Königl. Preussischen Provinzial-Behörden u. dgl. m. erlaubt hat. Dagegen hätte der Vf. (I. S. 295) bey der Erzählung des 600jährigen Jubelfestes der Wiederaufbauung der Stadt Neu-Haldensleben nicht des gleichsam entschuldigenden Ausdrucks bedurft: „Die Chronik Neu-Haldenslebens darf auch das Nähere dieses schönen Bürgerfestes nicht übergehen“ u. s. w., da es sich von selbst versteht, dass dergleichen Feste von so wichtiger geschichtlicher Bedeutung wesentliche Bestandtheile einer Stadt-Gelchichte (nicht blofs Chronik) ausmachen. — In dem Anhang zum 11ten Th. (S. 389) hegt der Vf. noch die Meinung, dass zu Altenberga im Gotha'schen, wo der bekannte Kandelaber errichtet wurde, die erste, von *Bonifacius* gestiftete christliche Kirche in Thüringen gestanden habe. Diese Meinung ist indessen widerlegt. Auf jenem einsamen Berge hatte *Bonifacius* nur ein Wohnhaus mit einer zu seinem Privatgebrauche bestimmten Kapelle; die erste von ihm erbaute wirkliche Kirche war zu Ohrdruf; die Gegend von Altenberga wurde erst 500 Jahre nach *Bonifacius*, unter *Ludwig* dem Bärtigen bewohnt, und hat daher auch nicht früher eine wirkliche, zum öffentlichen Gottesdienst bestimmte Kirche haben können. — Bey der Präsentations-Urkunde eines katholischen Dompropstes für einen evangelischen Pfarrer (II. S. 357), wo der Vf. sagt, dass die Reformation des Magdeburgischen Landes darin auffallend ignorirt werde, hätte auch angedeutet werden sollen, worin sich dieses zeigt: nämlich in der Erwähnung des Archidiaconats Wanzleben, ganz nach katholisch-bischöflichem Gebrauche; diese Beybehaltung des alten Kanzleystils hat indessen für den Kenner solcher Gebräuche eigentlich gar nichts Auffallendes, da es bekannt genug ist, wie lange man, auch in noch weit wichtigeren Dingen, den alten Stil beybehält, und von längst erloschenen Formen als noch fortwährend sprach. — Die Wallfahrt Alexanders von der Schulenburg zum heiligen Grabe (II. S. 393 f.) ist allerdings, als eine Merkwürdigkeit in ihrer Art, ihrer Stelle in diesem Buche wohl werth; nur hätte sich der Vf. die unnöthigen Empfehlungen und Lob-

preisungen solcher Wallfahrten und die Anführung solcher Stellen, in welchen sie noch für unsre Zeiten als der höchste Gipfel der Religiosität angerühmt werden, füglich ersparen können, theils weil sie an diesen Ort nicht gehören und den Verdacht erregen, als habe sie der Vf. nur eingestreut, um bey dieser Gelegenheit eine seiner frühern Schriften ins Gedächtniss zu rufen; theils weil sie dem Geiste der evangelischen Kirche, zu welcher sich der Vf. bekennt, zuwider sind: denn die Wallfahrten gehören in die Klasse des selbstgewählten Gottesdienstes, den *Luther*, wie bekannt, sehr streng tadelt; die Wallfahrt zum Grabe des Herrn aber *im Geiste*, die *Luther* empfiehlt, hat mit jener nichts gemein. Ueberdies sind die von *Korta* u. A. erhobenen gegründeten Zweifel gegen die Echtheit der angeblichen heiligen Orte keineswegs so vollständig widerlegt, wie der Vf. (S. 396) sich und die Leser überredet. — Sehr richtig ist (II. S. 522) die Bemerkung gegen *Weichsel*, welcher ohne allen Grund, blofs auf vorgefasste Meinungen gestützt, die Behauptung aufstellte, die Klöster hätten im Mittelalter ihre Güter nicht von dem höhern Adel, sondern von den Bauern erhalten. Rec., der nun schon eine große Menge von Kloster-Urkunden in den Originalen gelesen hat, muss dem Vf. darin vollkommen beystimmen, dass ausserst selten eine Urkunde vorkommt, nach welcher ein Kloster ein Grundstück von einem Bürger oder Bauer erworben hat (wenn man nicht etwa die auf Grundstücken ruhenden Zinsen irrthümlich für den wesentlichen Besitz der Grundstücke selbst nimmt); dagegen es sehr leicht seyn würde, Hunderte von Urkunden aufzuzählen, welche beweisen, dass grössere und kleinere Ländereyen von Grafen, Herren und Edelleuten theils durch Schenkung, theils durch Kauf (aber gewöhnlich für so geringe Summen, dass es auch fast geschenkt war) an die Klöster gelangten. — Dagegen hat (II. S. 526) die Bemerkung wegen des Münzwesens mittlerer Zeiten, durch Verwechselung der Münzen und Zeiten und sonst, viele Unrichtigkeiten, deren Aufklärung jedoch weiter führen würde, als hier der Raum zulässt, und die ohnehin dem Kenner von selbst einleuchten werden.

Auf den Stil hätte der Vf. mehr Sorgfalt verwenden können. Sätze, wie folgende: „Die bis Moskau vorgedrungene große französische und verbündete Armee wurde von einem von Gott gesandten Würgengel des Frostes in Russlands eisigen Fluren dergestalt geschlagen und vernichtet“ u. s. w., machen in einem solchen historischen Werke eben nicht den vortheilhaftesten Eindruck. Auch falsch gebildete Worte sind dem Vf. nicht fremd, wie (II. S. 49) das *Küstorat* (soll der Küsterdienst heissen), ein Wort, das weder lateinisch noch deutsch ist; und der oft vorkommende Plural: die *Burge* (statt *Burgen*), ganz gegen alle Sprach-Analogie und gegen allen Sprachgebrauch. Aus andern Grunde hätten wir den Ausdruck *Lutherthum* (I. S. 139) weggewünscht, der ohnehin zu den veralteten gehört. — Die Rede

des französischen Präfecten (I. S. 272) scheint nicht vollständig mitgetheilt zu seyn, da sie keinen der Sache recht angemessenen Schluss giebt. — Das Lied (I. S. 312) auf Neu-Haldensleben ist eine bloße Parodie eines von dem vormaligen Großherzog von Frankfurt (Karl von Dalberg), als Statthalter zu Erfurt, zum Lobe dieser Stadt verfertigten Liedes, welches sich anfängt: Wir lieben unsre Vaterstadt u. s. w.

Die beygefügtten Abbildungen sind größtentheils gut gerathen, und besonders die dem zweyten Theile beygefügtten Ansichten einzelner Orte sehr zweckmäßig. Nur die Abbildungen von alten Kloster- und Pfarrgeistlichen (I. Taf. 3. und II. Taf. 2.) hätten, wenn sie nicht besser gegeben werden konnten, lieber wegleiben sollen, da sie die Trachten weder richtig noch deutlich genug darstellen, und so, wie sie hier sind, fast ins Lächerliche fallen.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

CASSEL, in d. Luckhard. Hofbuchh.: *Ueber das Bedürfnis einer neuen Agende für die evangelische Kirche in Kurhessen und dessen zweckmäßigste Befriedigung; mit Berücksichtigung der neuesten Ereignisse auf dem Gebiete der Liturgie im Auslande.* Von Dr. Karl Christian von Gehren. 1826. VIII u. 88 S. 8.

In der Vorerinnerung giebt der Vf. die Gründe an, durch welche er diesen besondern Abdruck einer früher in Dr. E. Zimmermann's Monatschrift für Predigerwissenschaften mitgetheilten Abhandlung zu veranstalten bewogen wurde. Diese Gründe beliehen, außer der wenigen Verbreitung der erwähnten Monatschrift, in manchen an den Vf. ergangenen Aufforderungen, in den wichtigen seit der ersten Mittheilung im Fache der Liturgie vorgefallenen und jetzt gar sehr zu berücksichtigenden Verhandlungen, in den vielen verbeßernden Veränderungen, welche der Aufsatz in dieser zweyten Bearbeitung bekommen hat, und vorzüglich in dem Wunsche, durch Beförderung einer gemeinschaftlichen Liturgie zu der längst vorbereiteten Union der Protestanten etwas beyzutragen. Wer das Werkchen selbst liest und sich von dem Reichthum und der Richtigkeit seines Inhalts überzeugt, bedarf aller dieser Gründe nicht, um in den Wunsch, daß das darin Gesagte möglichst weit verbreitet und allgemein beherzigt werden möchte, einzustimmen. Wer den Vf., einen unsrer vorzüglichsten Liturgen, einen der thätigsten Arbeiter für Beförderung alles Guten, nach seinem Verdienste zu schätzen weiß, wer ihn, als unermüdeten Theilnehmer an allen auf dem Felde der Liturgik in der letzten Zeit gepflogenen wichtigen Verhandlungen und als einen der in diesem Fache belesensten und erfahrensten Gelehrten kennt, der wird zum Voraus auf seine Stimme und sein Urtheil ein vorzügliches Gewicht legen.

Nach einer den Zweck des Schriftchens genauer bestimmenden Einleitung beantwortet der Vf. die vier Fragen: 1) Bedarf die vaterländische Kirche im Anfange des 4ten Jahrh. der christlichen Kirchenverbesserung einer neuen Agende? 2) Wer soll sich der Bearbeitung dieser Agende, ihr Bedürfnis zu geben, im Ganzen und ihren einzelnen Theilen, unterziehen? 3) Wie soll dieselbe, um dem Geiste der Zeit und den Forderungen des Evangeliums zu genügen, in Form und Materie beschaffen seyn? 4) Welches möchte die leichteste, zweckmäßigste, den besten Erfolg versprechende Art seyn, diese neue Agende einzuführen?

Im Abschn. 1. zeigt er, daß in Kurhessen seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts, ja seit der Reformation, in der Liturgie keine wesentlichen Veränderungen vorgenommen worden sind. Selbst von dem hier vorstehenden Zwecke abgesehen, wird die berichtigende geschichtliche Darlegung des kurhessischen Agendenwesens und die darüber mitgetheilte sehr genaue Literatur für jeden Leser von großem Interesse seyn. Doch weit wichtiger noch ist das aus unwiderprechlichen Gründen unverkennbar hervorgehende Resultat, daß bey aller Anerkennung des Guten, das die alte in mehrern Hinsichten hat, eine neue Agende in Kurhessen wahres Bedürfnis der Zeit und daß Alles, von den Geistlichen bis zu den Geringsten im Volke, dazu hinlänglich reif und vorbereitet sey. Dieser des Lesens und Beherzigens vorzüglich würdige Abschnitt leidet indessen keinen Auszug.

Jeder Leser muß zum Voraus gespannt seyn, wie der in der Agendenliteratur unsrer Zeit so sehr bewanderte Vf. die dem 2ten Abschn. zur Aufgabe gestellte, oben angegebne Frage beantworten werde — eine Frage, die durch manche Anregungen zwar von der Reformation an zweifelhaft geblieben, aber fast der Ruhe übergebener und durch bloße Observanz festgestellter Bestimmungen eine eigenthümliche Wichtigkeit erhalten hat. Er zeigt gleich im Eingange dieses Abschnitts an dem Beyspiel der durch die neue Liturgie des Dr. *Bastholm* in Dänemark veranlaßten Fehde und des durch die neue preussische Agende herbeygeführten Schriftenwechsels, wie äußerst viel bey Einführung einer neuen Agende auf dies Wer? ankomme, und entscheidet dafür, daß der Geistlichkeit die Ausarbeitung, dem Landesherrn aber die Sanction einer neuen Agende gebühre. Er wünscht aber mit Recht, daß die Ausarbeitung nicht etwa bloß der in der bürgerlichen Rangordnung am höchsten gestellten Geistlichen des Landes oder gar Professoren der Theologie, auch nicht, wenn es eine Agende für beide unirt protestantische Parteyen werden soll, bloß Geistlichen der einen übertragen werden möchte, so wie es sich von selbst versteht, daß für das ganze Land nur Eine Agende entworfen werden und daß sie nicht das Werk Eines Mannes seyn müsse. Die übrigen

Vor-

Vorschläge, wie die aus den verschiedenen Provinzen u. s. w. des Landes gewählten und beauftragten Geistlichen die Formulare theils aus früher erschienenen und als erprobt vorkommenden Musterarbeiten auswählen, theils selbst verfertigen, dann als Probefammlung einer öffentlichen Prüfung unterwerfen sollen u. s. w., sind ganz dazu geeignet, dem so unternommenen Werke einen glücklichen Erfolg zu sichern. — Nachdem der Vf. dann aus dem von ihm als brauchbar und schätzenswerth erkannten Sammlungen einige, um das Beste daraus zu entnehmen, vorgeschlagen, und einige der Beachtung werthe Worte über die allzu grose Einfachheit unsers protestantischen Gottesdienstes gesagt hat, geht er über zum

8ten Abschnitt. Um die hier vorliegende Frage zu beantworten, wirft er erst einen Blick in die Geschichte des kurhessischen Agendenwesens, um bemerklich zu machen, was in Kurhessen die Liturgie vom Anfange der Reformation an war, und zu zeigen, wie man seither mit der Verbesserung derselben zu Werke ging, und deutet dann auf das hin, was in diesem Betrachte eben jetzt zu thun seyn möchte. Die Erfordernisse, welche er nach dem lesenswerthen Rückblick aufstellt, sind: „Einfach und edel, allgemein verständlich und herzerhebend sey ihre Sprache; rein biblisch und echt christlich ihr Inhalt; nicht zu beschränkt und sparsam der Vorrath ihrer Gebete und Formulare, und nichts in ihr erinnere auch nur von fern an irgend eine Verschiedenheit der Religionsansichten und Gebräuche zwischen Protestanten und Protestant!“ Wie er das auf eine sehr zweckmäßige und eindringliche überzeugende Art weiter erläutert, ist im Schriftchen selbst nachzulesen. — Ueber die Meinung des Vfs., dafs, wenn alle Geistliche in Hinsicht auf Gaben, Kenntnisse u. s. w. wären, was sie seyn sollten, es kaum einer Agende bedürfen würde, liesse sich mit ihm streiten; dazu ist aber hier der Ort nicht. Rec. möchte behaupten, dafs allerdings jedes Formulare zu den heiligen Handlungen, bey allem sonstigen Wechsel im Unwesentlichen, etwas Statarisches im Wesentlichen haben müsse, um die Form des Heiligen zu bewahren.

Abfchn. 4. Nach den bisher aufgeführten Grundsätzen des Vfs. läst sich schon erwarten, dafs er die Einführung einer neuen Agende nicht zu den absoluten Majestätsrechten des Staatsoberhaupts rechnet, dagegen aber die Sanctionirung, die landesherrliche Bestätigung als unbestrittenes Recht und als nothwendig aufstellt. Um aller Unzufriedenheit bey dem Volke vorzubeugen, rath er mit Recht die grösste Vorsicht und Behutsamkeit, Benutzung des rechten Zeitpunkts, ernstliche, feste und würdevolle

Behandlung der Sache an. Sollte man auch rückfichtlich der Art, wie er dies weiter ausführt und erläutert, nicht überall einerley Meinung mit ihm seyn können — einzelne Punkte würden sich noch sehr ausführlich besprechen lassen — so wird doch jeder Leser der Umsicht und Erfahrung, die sich in den gegebenen Rathschlägen darlegen, sein höchstes Lob und seinen ungetheilten Beyfall nicht verlagern können.

Für die im Anhang von S. 82 an mitgetheilte Uebersetzung eines Jahrgangs kirchlicher Texte (oder sonn- und festtäglicher Perikopen) aus D. Clausen's *Protestantismens og Katholicismens Kirkeforfatning* u. s. w. wird man dem Vf. um so viel mehr Dank wissen, je schwieriger die Auswahl eines solchen Jahrgangs und je gelungener dieselbe mitgetheilt ist.

Rec. fügt, in Beziehung auf eine bald in Kurhessen zu erwartende neue Agende, seiner Anzeige des verdienstlichen von Gehren'schen Schriftchens noch einen Wunsch bey. Nach v. G's. Versicherung, welcher Rec. ganz beystimmt, wird kein Formulare der alten kurhessischen Agende ganz wörtlich mehr gebraucht. Das Volk ist auf Veränderungen vorbereitet und sie anzunehmen reif. Dabey werden der alten Agende manche Vorzüge eingeräumt. Wie nun? wenn man die Formulare der bisherigen Agende von dem Staube und Schmutze der vorigen Jahrhunderte reinigte, in Form und Materie, doch so, dafs die Grundlage, die leicht erkennbare ursprüngliche Gestalt des Ganzen bliebe, etwas modernisirte, jedem dieser bleibenden alten Formulare aber eine Anzahl neuer anhängte, so ohne Aufsehen eine *neue Auflage* besorgte und diese den Predigern übergäbe, um weise und vorsichtig nach Zeit und Umständen, wie es ohnehin längst geschieht, von den alten oder neuen Formularen Gebrauch zu machen, und wenn das gut und zweckmässig gefunden würde, die alten nach und nach zu antiquiren; hätte man dann nicht, ohne dafs davon weiteres Reden gewesen oder Beforgniß zu hegen wäre, eine neue Agende eingeführt? und könnten nicht die stimmfähigen Geistlichen beider protestantischen Confessionen sich über die vorzunehmende Abänderung der alten Formulare und über die Auswahl der beyzufügenden neuen, ebenwohl ganz im Stillen, vereinigen?

Der Verlagshandlung zu Cassel giebt Rec. schliesslich den wohlgemeinten Rath, ihre Verlagswerke künftig in einer sorgfältigern, wenigstens von einem aufmerksamern Corrector bedienten Officin drucken zu lassen.

— g.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

November 1827.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hartmann, u. Cnobloch: *Ceres. Eine Zeitschrift der Concordia, in zwanglosen Hefen. Zur Unterstützung der leidenden Menschheit.* Erster Jahrgang, 12 Hefte 584 S. 1824. Zweyter Jahrgang, 12 Hefte 574 S. 1825. Dritter Jahrgang, 12 Hefte mit einem Titelk. 570 S. 1826. (Preis eines Jahrg. 3 Rthl.)

Die Kritik geräth in Verlegenheit, wenn sie eine Unternehmung, wie die vorliegende, beurtheilen soll. Gleich auf dem Titel wird ihr, wie auf einem Schilde, ein milder Zweck vorgehalten, gleichwohl kommt es ihr weniger auf diesen, als auf die *Mittel* an; und da es sich fragt, ob man diesen Zweck nicht durch andre Mittel und Wege weit besser erreichen könnte, so würde sie ihren *eigenen Zweck* verfehlen, wenn sie zu einer bloßen Empfehlung solcher Unternehmungen werden wollte. In der That läßt sich fragen, ob diese Zeitschrift mehr zur Unterstützung der leidenden Menschheit *geschrieben* oder *verkauft* werde. Fast scheint es nämlich, als ob dieselbe ein Sammelplatz für schriftstellerische Dilettanten, welche ihre Ersüßlinge gern gedruckt sehen wollen, und preßhafte Dichter und Dichterinnen sey, welche auf Honorar keinen Anspruch machen, wenn sie für ihre lyrischen Herzensergießungen ein Unterkommen finden können. Dals dagegen diese Zeitschrift, die productiven Subscribenten abgerechnet, viel *gelesen* und *gekauft* werde, muß Rec. sehr bezweifeln; so bewegt sich das Meiste in dem Kreise des Mittelmäßigen, ja sehr Vieles *unter* demselben; und es kann keineswegs zum Vortheil der leidenden Menschheit gereichen, daß die hier auftretenden Autoren so häufig gegen die ersten Gesetze einer guten Darstellung sündigen.

Der *Inhalt* dieses Journals besteht aus Erzählungen und dramatischen Versuchen, die sich oft durch mehrere Hefte ausdehnen, lyrischen Poesien (und diese bilden den *größern* Theil des Inhalts), Schilderungen, Auszügen aus Reisebeschreibungen, Reflexionen, Räthseln und Charaden, wie auch Anzeigen, welche die Verhältnisse der Concordia genannten Gesellschaft betreffen.

Gleich in dem ersten Gedicht des ersten Jahrgangs heist es:

Würfel frischer Jugendröthe
sichern mir den Pfad,
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

wenn ich auf dem Blumenbeete
sammle meine Saat.

Was hat wohl der Dichter damit sagen wollen?

Unter der Ueberschrift Dilly(i)chen sagt Jemand S. 59:

Großes denken ist schön! ich ehre den großen Gedanken,

Großes üben ist groß — höher drum acht ich die That.

gleichwohl spricht er in einem vorhergehenden Dillychön:

Nimmst du das Gute dir vor, bewahre den schönen Gedanken;

Denn mit Gedanken entflieht schnell auch das Gute zugleich.

wornach also die That *gar keinen Werth* hat ohne den Gedanken; damit wir von dem fehlerhaften Pentameter ganz ablehnen.

Ein „Elegie“ überschriebenes Gedicht, welches durch seinen dithyrambischen Ton an Schiller's Glocke erinnert, beginnt S. 393:

Der Glaube siegt, wie einst die Liebe waltet!

Die Gottheit schreitet hehr in Lichtgestalt;

Im Walde raucht die finstre Sturmgewalt,

Und auf den Bergen ruft ein Gott: veraltet!

Veraltet ist das Nachtgewand!

Es hat geübt der dritte Stand;

Denn drey sind, die da zeugen: Gott der Vater, Sohn
und heiliger Geist. Es reißt das Volk für Burg und Thron!

Hat man größern Unfinn in Versen gehört?

Ein andrer Lyriker klagt S. 496:

Wollüstig blinkt

Selene — sie winkt

Zum traulichen Feß,

Zur Stille der Triebe

der harrenden Liebe.

Ach, daß sie mich lüde

O Minne, zu dir!

Derfelbe singt:

Hingezaubert zu Elysiums Hainen,

Wo nur Liebe, wo nur Freundschaft blüht,

Will ich, selig, Wollustthänen weinen,

Wenn dein Kuß auf meinen Wangen glüht.

Ja dann will ich taumelnd niederinken,

Und umfassen deine schönen Knie,

Läßt du mich an deinem Busen trinken,

Was auch Venus Paris einst verlieh!

So prosaisch diese Stofsseufzer klingen, so hat sich doch ein andrer Mitarbeiter an der Poesie noch

R (6)

är-

ärger verständig, indem er *Schiller's Geist* mit der Nachwelt in folgender Art sprechen läßt:

Welt, in dir hab' ich gelebt,
Welt, in dir hab' ich gerungen;
Mensch zu seyn hab' ich gekrebt,
Menschlich hab' ich dich besungen.
 Es irren die Geister,
 Es irren die Meister,
 Liebe nur hält sie umschlungen u. s. w.

Derselbe singt in einem Gedicht des zweyten Jahrgangs:

Die Stuhlides berührte Lyra's (!) Saiten.
 Sie klangen,
 Sie sangen des Frühoctobers zweyten Verlangen.
 Es schwangen sich aus der Idee des Schönen
 Die Engel um den Sessel, ihn zu krönen u. s. w.

Die dazu gehörige Erklärung S. 105 wird dem Leser es nicht klärer machen. Zu den bessern lyrischen Stücken gehören einige a. d. D. unterschrieben, z. B. S. 443, die Schlacht, S. 11 2r Jahrg.; und von *Serenus*: Der bezweckte Riesenpantoffel im 2n Jahrg. ist nicht ohne komische Laune, aber zu gedehnt. Was die Erzählungen anlangt, so fand Rec. seine Geduld bald ermüdet; er hatte sich mit der breiten Erzählung *Franziska* durch mehrere Hefte hindurchgewunden und die geographischen Belehrungen selbst nicht verschmäht (z. B. dafs London die Hauptstadt des ganzen britischen Reichs ist) (S. 277), als er endlich im 9n Hefte erfahren mußte, dafs das bisher Gelesene nur die *Einleitung* so zu sagen des eigentlichen Romans gewesen, der nächstens im Druck erscheinen werde. Diese traurige Erfahrung hielt den Rec. ab, mehrere grössere Erzählungen zu lesen. In den kleinern ist Rec. überall auf schülerhafte oder pretiöse und schwülstige Darstellung gestossen, z. B. in der Erzählung: das Carneval (im 1n Hefte des 1n Jahrg.). Hier heist es gleich am Anfange: *Auf einen Moment* des Jahrs drängt das löbliche Herkommen dem Menschenverstand eine Periode des Unsinns, des Stillestands (wessen?) *auf*, und er selbst (wer?) achtet nicht der im Hintergrunde wartenden mit Ueberflufs aufgeschichteten Särge, die dem Todtengräber volle Arbeit und das Gebet der Leichenweiber gewähren: Sterben ist mein Gewinn. Dieselbe Erzählerin schreibt in der Erzählung Emil S. 61: eine Besitzung, die den Ansprüchen genügte, die man von einer anmuthigen Belitzung dieser Art machen kann. Der Vf. einer Erzählung, überschrieben: *Folgen der Sucht zu glänzen*, gehört unstreitig zu den Schwächsten seiner Gattung. Von seinem Stil folgende Probe: Von einem Viehhändler hatte sich der alte Dorn durch seinem Fürsten und dessen Verbündeten in manchen Kriegsjahren gemachte Lieferungen; und sich so *gesammelte Verdienste um Herrscher und Land* zum Commerzienrath emporgeschwungen. Mehr Talent zeigt v. *Westerburg*. Auch einige Uebersetzungen, z. B. der Traum nach Salvandy, lassen sich gut lesen. Im vierten Hefte des 2ten Jahrg. findet sich eine möglichst getreue

Uebertragung der Erzählung von Pyramus und Thisbe aus *Ovid*. Eine Probe ihrer Treue sey Folgendes: Plan - Wort - That - Geburt, — lateinisch: *pacta placent*.

Unter den *dramatischen* Versuchen, welche in dieser Zeitschrift mitgetheilt werden (dazu gehört selbst ein Trauerspiel in 5 Acten und die Rolle von Palästina) zeigt die meisten Spuren des Talents ein kleines Schauspiel in einem Acte: des *Zufalls Laune* (10tes Hefte 1. Jahrg.). Es ist ein Nachstück, voll lebhafter Gemüthsbewegung. Der Titel spricht den Sinn nicht richtig aus. Nicht der Zufall herrscht in der Handlung, obwohl der Aberglaube denselben fast bis zum Lächerlichen berührt, sondern ein edler Wille gewinnt den Sieg über Aberglauben und Leidenschaft. Aber noch klarer hätte das Entstehen des S. 484 angedeuteten Entschlusses hervortreten sollen, denn dieses bildete hier den dramatischen Wendepunkt. *W. v. Gersdorf* ist glücklicher gewesen in der Uebersetzung des Moore (die Gaben der Peri, romantisches — richtiger — allegorisches Drama) als in eignen Productionen. —

Zu den bessern Beyträgen gehören ohne Zweifel die schildernden Aufsätze, z. B. die Charakterzüge aus dem Gebiet der Geschichte, der Aufsatz über die Liebe, von *Fanny Tarnow*, und der über die Waldenser, von *André*. Dagegen steht die verworrene und unklare Darstellung in der Erinnerung an Erasmus (S. 257 1r Jahrg.) mit dem Gegenstande nicht im Einklange. Man höre z. B. „die Fälle des Edeln und Guten, hervorgerufen aus innerm Geiste durch die Helden der Vorzeit, durch die Wohlthäter der Menschheit, *bauet* mit ihnen fort an dem schönen Gebäude der Menschenverbrüderung.“ — Einen zu grossen Raum nehmen ferner in diesem Journal die unklaren Reflexionen, trivialen Sentenzen und Fragmente sogenannter Lebensweisheit ein. Von dieler Art sind die gedehnten Briefe des Vater Philemon an seine Tochter Eudocia, und die Blicke aus dem Leben in das Leben. Hier heisst es S. 256 2r Jahrg. unter andern ziemlich verworren: In der Fortbildung der Sprache, der Geistesenthüllung, enthüllt sich *gleichsam aus dem Busen Gottes* eine schönere, menschenwürdigere Gestalt des Volks und seiner Verfassung; dort hören wir: die Schule des Lebens endet erst mit dem Tode. Man möchte nach Shakespeare sagen: da braucht keine *Ceres* zu kommen, um uns *das* zu sagen! Eben so finden sich in der Quintessenz oder Auswahl der gelungensten Stellen aus den beliebtesten Schriftstellern unsrer Zeit eine Auswahl des Gewöhnlichen.

Was die Anzeigen über den *Zweck* des Vereins betrifft, so haben wir aus denselben erfahren, dafs die Gesellschaft Concordia vorzüglich die Unterstützung der Nothleidenden und unbemittelten Kranken zum Zweck hat, oder wie es S. 437. 3r Jahrg.) etwas bombastisch ausgedrückt ist, „das grofse Weltgemüth zu symbolisiren und das Ideal - Menschliche zum Bewußtseyn zu heben, wie es zur Zeit noch als bewußtloses Eigenthum im Gemüthe seiner (wel-

(weisen?) Freunde ruht." In dem *dritten* Jahrgange ist insbesondere von Gründung eines „Stifts für unbemittelte Kinder von gebildeten Ständen" die Rede, und es scheint, als müsse der Verein viele eifrige Mitglieder zählen, um ein solches Unternehmen ausführen zu können. Zur Förderung dieses Zwecks erschien zuerst 1823, wie sich aus dem Vorwort ergibt, ein Almanach Namens *Concordia*, welcher aber, es wird nicht angegeben *warum*, in dem Königreich Sachsen confiscirt wurde. Mit Anfang des folgenden Jahrs aber begann *dieses Journal*, dessen Einkommen (Ertrag), wie dasselbe Vorwort ausagt, ebenfalls wohlthätigen Zwecken geweiht ist, und dessen Redaction von Grimma mit dem dritten Jahrgange nach Leipzig verlegt wurde. Rec. hat nichts dagegen, wenn die Redaction dasselbe eine *liebliche* Schrift nennt (1r Jahrg. 12s Heft), denn das Aeußere ist sauber (obwohl der erste Jahrgang auf viel besserem Papier gedruckt ist, als die folgenden); und wenn die Redaction diese Zeitschrift „wegen der darin geführten reinen und gewählten Sprache auch besonders Damen empfiehlt", wenn unter dieser Reinheit nämlich die Keuschheit der Sprache, nicht die *Correctheit* der *Darstellung* zu verstehen ist: aber er wünscht, daß dieses Unternehmen sich künftig durch etwas mehr, als den *gutgemeinten Eifer* empfehlen möge.

KIRCHENGESCHICHTE.

ITZHOE, b. Schönfeldt: *Monatschrift für Bibelverbreitung und Missionen*, von Heinrich Viether, Archidiakonus in Itzehoe. *Erster* Jahrgang. 1822. 376 S. *Zweiter* Jahrgang. 1823. 382 S. *Dritter* Jahrgang. 1824. 380 S. *Vierter* Jahrgang. 1825. 380 S. *Fünfter* Jahrgang. 1826. 374 S. 8. (Der Jahrgang kostet 4 Mark Hamb. Cour.)

Warum der Herausgeber dieser Zeitschrift dieselbe als eine Schrift für Bibelverbreitung und Missionen bezeichnet hat, läßt sich weder aus ihr selbst, noch aus dem Vorworte, das sich vor dem ersten Hefte des *ersten* Jahrgangs befindet, mit Sicherheit erkennen. Die Schrift selbst enthält nicht sowohl Aufsätze, die auf Mitwirkung für die Bibelvereine und Missionsanstalten abzuwecken, als vielmehr nur Nachrichten, die sich auf solche beziehen, und das Vorwort kündigt nichts anders an, als *kurze Nachrichten über die Verbreitung der Bibel durch Bibelgesellschaften und Missionen*. Ueberhaupt findet man in der Vorrede des Hn. V. nicht das Geringste von einem Plane, den er bey Herausgabe dieser Schrift befolgen wollte. Nur von dem hohen Werthe der Bibel ist daselbst die Rede. „Sie muß", sagt er, in jedem Hause seyn; denn der Heerd und die Bibel machen das Wesen des Hauses aus; von jenem soll der Leib, von dieser die Seele ihre(?) Nahrung hernehmen." — Nachdem eine Stelle aus dem Schreiben eines Fürsten an seinen Sohn (in *Moser's Archiv*) und Aehnliches vorgelegt ist, heißt es am

Schlusse der Vorrede: „Habe ich einst(?) die Europäer an Afrika's Küste Gold, Sklaven und Thränen(?) geholt, so schicken sie jetzt dorthin Apostel und die Worte des Lebens, und tilgen gewiß gottgefällig die Schuld ihrer Väter." — Der Inhalt des Werks besteht vorzüglich aus Nachrichten, welche sich theils auf die Bibelgesellschaften in England und andern Ländern, theils auf das Missionswesen und dessen Erfolge, so wie auf die Bemühungen, die Verdienste und die Schicksale einzelner Missionäre beziehen. An diese durch alle fünf Jahrgänge fortgehenden Nachrichten schlossen sich mancherley Aufsätze an, die mit ihnen dem Inhalte nach mehr oder weniger verwandt sind, z. B. über die verschiedenen Arten des Götzendienstes, über den Aberglauben und die religiösen, zum Theil grausamen Gebräuche heidnischer Völker, über den Sklavenhandel, über die frühern und spätern Schicksale der Juden und die auf ihre Bekehrung abzuweckenden Unternehmungen. In den drey letzten Jahrgängen hat der Herausg. die Blicke seiner Leser oft auch auf die römisch-katholische Kirche hingelenkt und, nebst manchem Andern, sowohl von dem Uebergange katholischer Christen zur protestantischen Kirche, z. B. des Pfarrers *Heuhöfer* und seiner Gemeinde, des Kaufmanns *Mollard-Lefevre*, des Fürsten von *Salm-Salm*, als auch evangelischer Christen zur römischen Kirche, bald kürzere, bald längere Berichte mitgetheilt. Auch über die neuern Bestrebungen der Jesuiten und über die Begünstigungen, welche ihnen in einigen Ländern zu Theil geworden sind, kommen mehrere Aufsätze vor. Ja der Herausg. hat sogar Auszüge aus den Verhandlungen der französischen Deputirten-Kammer über religiöse und kirchliche Gegenstände, so wie aus den Proceß-Acten gegen die französische Zeitung, *Constitutionnel* genannt, in diese Blätter aufgenommen, und zum Theil mit Anmerkungen begleitet. Wenn er dadurch offenbar die Grenzen überschritt, welche er sich zufolge des Titels seiner Schrift gesetzt hatte: so läßt sich doch nicht leugnen, daß diese dadurch an Interesse gewonnen hat, und daß eine solche Ueberschreitung des ihr vorgeseckten Ziels sogar nothwendig seyn wird, um auch künftig noch interessant zu bleiben. Für Gelehrte ist diese Zeitschrift nicht; kaum dürfte sie ungelehrte Leser von einer höhern Bildung befriedigen. Minder Gebildete aber, denen es an Zeit und Gelegenheit fehlt, sich über die hier vorkommenden Gegenstände aus andern Schriften zu belehren, werden Manches in ihr finden, was ihnen zur nützlichen Unterhaltung und zur Erbauung dienen kann. Doch sollte der Herausg. auch solche Leser mit geistlosen Anekdoten und unverbürgten Nachrichten verschonen. In letzter Rücksicht würde es rathsam seyn, daß er die Quellen, aus welchen er geschöpft hat, allenthalben bestimmt angäbe. In Ansehung seiner eignen Aufsätze, Bemerkungen und Uebersetzungen dürfte ihm aber zu empfehlen seyn, daß er, wie auf den Inhalt des von ihm selbst Verfaßten, so auch überall auf Sprache und Ein-

Einkleidung mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt richtete, als in den vorliegenden Jahrgängen geschehen ist.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HADAMAR, in d. neuen Gelehrtenbuchh.: *Christliche Vorträge*. Nebst einem Anhang über die *Vereinigung der beiden protestantischen Confessionen des Herzogthums Nassau*. Von *Georg August Friedrich Vietor*, evangelisch-christlichem Pfarrer zu Singhofen im Herzogthum Nassau. 1825. X u. 134 S. kl. 8. (12 gGr.)

Der bescheidne Vf. will vorliegende Predigten nicht für Muster geistlicher Beredsamkeit ausgeben, sondern hat sie zunächst für seine Gemeinde als eine Erinnerung an das Secularfest der Reformation und an das damit verbundene Vereinigungsfest der beiden protestantischen Confessionen seines Vaterlandes bestimmt. Daher auch der Anhang, welcher zugleich, nach seinem Wunsche, einige unrichtige Ansichten über die kirchliche Vereinigung seines Vaterlandes, die im Auslande, aus Mangel an Kenntniß der örtlichen Verhältnisse, hier und da Statt finden, berichtigen soll. Das giebt dieser kleinen Schrift ein allgemeineres Interesse, obgleich wir es für passender gehalten haben würden, wenn sie früher und nicht erst 8 Jahre nach dem Reformationsfeste erschienen wäre. Möglich aber, daß besondere Gründe erst später den Vf. zu ihrer Herausgabe bewogen. Wir beschränken uns hier, den größern Theil der Schrift, die Predigten (S. 1—98) kürzlich anzuzeigen, da der letztere durch einen gedrängten Auszug zu viel verlieren würde, und ohnehin das Wesentliche seines Inhalts anderweitig bereits mitgetheilt ist. Wir finden die Reden und Predigten, es sind deren 14, für Landgemeinden sehr passend, und freuen uns, den Vf. als einen Mann charakterisiren zu können, der das Licht und sein Amt liebt, und jenes zu verbreiten wie dieses treu zu verwalten sich gleich ernstlich angelegen seyn läßt. Seine Sprache ist populär, biblisch, er verschmäht allen eitlen Flitter, alles Schwülstige der Rede und spricht herzlich und eindringlich. Besonders hat es uns gefallen, daß er in den Uebergängen den Text paraphrasirend erklärt, wiewohl er uns darin nicht ganz consequent zu Werke zu gehen scheint. Denn so hat er z. B. in der 6ten Predigt über 1 Petr. 5, 6—15. (S. 39) die bekannten Worte: der Teufel gehet umher wie ein brüllender Löwe — unverändert und unerklärt stehen lassen, und auch in der Predigt, wo er (S. 42) darauf zurückkommt, fanden wir Nichts,

was den Zuhörern eine deutliche **Einsicht** in den Sinn dieser Worte zu geben vermöchte. dient es Lob, daß er die Textesworte der Predigt fleißig benutzt und sie nicht einem bloßen Motto herabwürdigt. Enden wir es billigen, daß seine Predigten für die meisten Landgemeinden nämlich tauglich sind, weil sie nicht viel auf die Aufmerksamkeit der Zuhörer zu fallen vermögen. Doch scheint es uns, daß er hierin bisweilen zu weit ginge. So ist die 1te Predigt, über Hebr. 10, 35, nicht länger als eine Octavseite (S. 85—90), von denen noch eine halbe auf Einleitung und Texten oder Uebergang kommen. Der Vf. spricht von *hohen Werthe eines kindlichen Vertrauens* 1) als Mittel zur Zufriedenheit, 2) als Antidot gegen Besserung, 3) als Wirkung des Muthes in Glauben und Widerwärtigkeiten — und man kann abnehmen, daß eine etwas weitere Ausführung dieser inhaltreichen Gedanken vermisst wird. Solich wollen wir noch die Reformationspredigten, die 3 kurze Vorbereitungsreden auf das Fest anstehen, die 3 Wochen vor demselben gehalten wurden, anzeigen. Sie beginnt mit einer Rede (S. 17. 18), in welcher auch der an dem Tage geschehenen Vereinigung beider evangelischen Kirchen Erwähnung geschieht. Aus dem Vorgesprochenen Texten: Jes. 59, 21 und 60, 1. 2 wird wirklich vortreflich aus dem Zusammenhang klärt und eben so gut in der ganzen Predigt beibehalten, wird das Thema abgeleitet: *Warum müßte dem heutigen Feste unsre Herzen vorzüglich zu danken gegen Gott gestimmt seyn?* 1) das Fest des neu bestätigten Glaubens an die Dauer der reinen Gotteslehre; 2) das Fest der Verklärung unter den Menschen und der Verheißung des Höchsten; 3) es berechtigt uns auch die Zukunft zu den schönsten Erwartungen. Rührend hat Rec., besonders am Ende der Predigt, ein salbungsvolles Gebet vermisst. Was soll der Geistliche auf der Kanzel beten, wenn es bey solch einem Feste unterläßt? — Papier und Druck sind gleich schlecht und daher mit dem Preise des Buchs in gar keinem Verhältniß.

NEUE AUFLAGE.

MEISSER, b. Gödsche: *Denkwürdigkeiten aus der Reformationsgeschichte der Residenz-Stadt Dresden*, kirchengeschichtlich fortgesetzt bis auf die neuesten Zeiten, nebst einem Anhang. Zweite ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1827. XII u. 261 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gGr.) (S. d. Recens. A. L. Z. 1826. Nr. 292.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1827.

BIBLISCHE LITERATUR.

TÜBINGEN, b. Fues: *Vorlesungen über die beiden Briefe Pauli an die Corinthen*, von Dr. Johann Friedrich von Flatt, Prälaten u. ordentl. Prof. d. Theol. Nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne, M. Christian Dan. Friedr. Hoffmann, Pfarrer in Deizisau. Nebst einem Vorworte von Dr. Carl Christian von Flatt, Prälaten und Ober-Consistorialrath. 1827. *Erster* Brief. IV und 448 S. *Zweiter* Brief. 211 S. 8. (1 Rthlr. 12 gGr.)

Der *Vorredner* berichtet mit wenigen Worten, sein verstorbenen Bruder habe die von *Storr* in seiner Abhandlung: *Notitiae historicae epistolarum Pauli ad Corinthios interpretationi inservientes* (1788) niedergelegten Ansichten sich zu eigen gemacht und hier entwickelt, aber auch manches Eigene gegeben, weshalb er urtheilt, daß diese Vorlesungen des Drucks wohl werth seyen. Rec. will diesem Urtheil schon darum nicht widersprechen, weil es ihm interessant gewesen, wieder einmal ein echtes Werk der *Storr'schen* Schule, welche sich schon dadurch kund giebt, daß unter allen Citaten, die von *Storr* und *Flatt* bey weitem die häufigsten sind, vor sich zu sehen. Uebrigens theilen diese Vorlesungen die Vorzüge und Fehler der *Storr'schen* Schule, besonders in sofern sie, wo es auf rein-exegetische Schwierigkeiten ankommt, ein Streben nach Vernünftigkeit und Klarheit zeigen, und die einfachere, ungezwungnere Erklärung in der Regel vorziehen, dagegen, sobald sich irgend etwas Dogmatisches einmischt, nicht nur an der Voraussetzung der Inspiration im engern Sinne und der Unfehlbarkeit des Apostels festhalten, sondern auch, auf die Gefahr sich in widernünftige Hypothesen zu verwickeln, mehr als Paulinische, eigentlich kirchliche Dogmen zu erschaffen und in die Schriftworte hineinzutragen versuchen. Demnach geht das Beyfallswerthe, was sich hier findet, selten über das dem Blick des gebildeten Exegeten fast zuerst sich Darbietende und ihm nicht Unbekannte hinaus, was man jedoch um so weniger wird tadeln können, je weniger das Hasschen nach Neuem und Ungewöhnlichem unbedingtes Lob verdienen würde; das der Berichtigung Bedürftige wird meistens durch dogmatische Vorurtheile veranlaßt. Wir glauben daher unfreer Pflicht zu genügen, wenn wir die Stellen, welche uns in einer

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

oder andrer Hinsicht bemerkenswerth schienen, durchgehen, so viel es das Streben nach Kürze erlaubt, die Ansichten des Vfs. in seinem Namen und mit seinen Worten, die allerdings etwas tautologisch zu seyn pflegen, aussprechen, und wo es nöthig ist, unfre Bemerkungen beysügen.

Erster Brief an die Corinthen: I, 4. Wahrscheinlich schrieb Paulus nur an die Paulinisch- und Apollonisch-Gesinnten, die Bessern der Gemeinde; Manches wird deutlich durch die Annahme, daß er diese vorzüglich anredet: — Vers 7. könnte wohl auf die nach dem Tode eintretende Seligkeit bezogen werden, aber augenscheinlich ist von der feyerlichen Wiederkunft Christi zum Gericht die Rede; nur läßt sich aus der Stelle nicht schließen, daß die Christen, von welchen der Apostel redet, dieselbe als sehr nahe erwartet haben. — V. 10. Paulus tadelte eine Uneinigkeit, welche sich auf wesentliche Lehren des Christenthums bezog und mit dem Gebot der Liebe unvereinbar war, fordert aber nicht Uebereinstimmung in unwesentlichen Religionsmeinungen. V. 12. Nach Anführung vieler Meinungen über die Parthey, welche sich nach Christus nannte, will der Vf. darunter eine solche verstehen, welche von wirklichen oder vorgeblichen, aber immer unechten, entarteten Schülern des Jacobus oder irgend eines andern der ältern Apostel gestiftet sey, die sich der Verwandtschaft mit Jesu oder dessen rühmten, daß sie Jesum noch selbst gesehen hätten. Diefes scheint gar zu künstlich und weit hergeholt, auch aus einem gewissen Widerwillen gegen diese Gegner des Apostels hervorgegangen, und die schon von *Eichhorn* vorgetragne Meinung, daß diese vierte Parthey eine *neutrale* war, welche weder Paulinisch, noch Apollonisch, noch Kephisch seyn wollte; ist viel ansprechender. — V. 22. Die Juden forderten andre Wunder, als durch welche das Christenthum bestätigt worden war, solche *σημεία*, durch welche ein glänzendes, irdisches Messiasreich herbeygeführt würde; diese aber fanden sie bey dem gekreuzigten Christus nicht. V. 30. *ἀπολύτρωσις* ist die vollkommene Erlösung von allem Uebel, von Leiden und Versuchungen, verbunden mit einer sehr hohen positiven Seligkeit. In der Etymologie des Worts liegt das Letztere nicht, und eine genaue Sonderung der Begriffe läßt sich nicht immer anwenden, wo Paulus Synonyme zusammenstellte. — V. 31. Was P. am Ende dieses Kapitels von der bloß menschlichen Weisheit sagt im Verhältniß zum Christenthum,

S (6)

wür-

würde man falsch verstehen, wenn man daraus schliessen wollte, daß er allen Wissenschaften ihren Werth abspreche, was er weder in Hinsicht der Betrachtung der Natur, noch der des Moralegesetzes im Innern des Menschen thut; er behauptet nur, daß durch alle σοφία jener Zeit das nicht habe bewirkt werden können, was durch die außerordentlichen Veranstaltungen Gottes bewirkt worden sey.

II, 6. τῶν καταργουμένων, „deren Ansehn bald aufhören wird.“ Der Vf. macht nicht bemerklich, daß der Apostel mit einem uneigentlichen Ausdruck dieß auf Menschen bezieht, anstatt auf ihre vergängliche Weisheit, so daß es eigentlich für τὴν καταργουμένην σοφίαν steht. — V. 13 umschrieben: Wir entwickeln die vom Geiste Gottes geoffenbarten Lehren denen noch weiter und vollständiger, die vom Geiste Gottes erleuchtet sind (τοῖς πνευματικοῖς), weil sie eine weitere Entwicklung zu fassen vermögen. V. 14. ψυχὸς soll ein solcher seyn, der wohl Kenntniß vom Christenthum hat, bey dem aber noch gar keine Veränderung in Absicht auf Gefinnung durch das πνεῦμα, die übernatürliche Wirkung Gottes, hervorgebracht worden, bey dem aber auch ein herrschender Stolz, namentlich auf seine natürlichen Einsichten, der Annahme der Offenbarung hinderlich ist.“ Diese Erklärung trägt augenscheinlich in den einfachen Begriff zwey völlig heterogene, mit einander schwer zu verbindende Elemente hinein, von denen das erstere rein-passiv ist, obwohl der Apostel es nicht von der, doch wohl ohne Schuld des Menschen ausgebliebenen wunderbaren Einwirkung des heil. Geistes, sondern von dem Menschen selbst abhängig macht, ob er ein ψυχὸς bleibt und nicht πνευματικὸς wird.

III, 9. Dem Zusammenhange mit V. 8 scheint es angemessen zu seyn, das οὖν in συνεργοί nicht auf Gott, sondern auf die Lehrer selbst zu beziehen: Jeder von uns erhält eine Belohnung, die angemessen ist der Beschaffenheit seiner Arbeit: denn wir Beide, ich und Apollos, sind gemeinschaftliche Arbeiter im Dienste Gottes. — V. 15. Das Bild ist hergenommen von einem Baumeister, dessen eignes Haus in Brand kommt, oder der in dem von ihm erbauten Hause wohnt. Wenn auch das Gebäude verloren geht, kann er selbst doch gerettet werden, doch nicht ohne Lebensgefahr, nicht ohne große Schwierigkeit, d. h. auch der gutmeinende oder nicht schlecht gesinnte Lehrer, der aber neben den Grundlehren des Christenthums falsche und schädliche Lehren vorträgt und selbst annimmt, ist in Gefahr, in seiner Ueberzeugung von wichtigen Wahrheiten wankend gemacht und zum Abfall vom Christenthum verleitet zu werden.

IV, 6. ἵνα ἐν ἡμῖν μάθῃτε. Dieß geht auf die Lehrer und auf die Zuhörer derselben. Ihr Lehrer der übrigen Parteyen sollt auch auf euch anwenden, was ich von mir und Apollos gesagt habe: ihr sollt euch bloß als Diener Gottes und Christi, nicht als Oberhäupter betrachten; aber auch ihr Zuhörer sollt diesen Lehrern nicht eine zu große Verehrung

widmen. — V. 9. ἄγγελοι mögen wohl, wenn der Ausdruck: Engel und Menschen, nicht allgemein so viel heißen soll, als: Himmel und Erde, die ganze Welt, — hier böse Geister bedeuten, welche der Apostel so vorstellt, als ob sie seine Leiden sähen und Freude daran hätten. V. 20. Weil von Lehrern die Rede ist, so ist als Sinn anzunehmen: Bey der Verbreitung und Beförderung des Christenthums kommt es nicht darauf an, was ein Lehrer von sich rühme, sondern was er wirklich leiste in Absicht auf Herz und Wandel der Zuhörer.

V, 1 läßt sich nach der Meinung des Vfs. nicht entscheiden, ob der vom Apostel Getadelte seine Stiefmutter, die Frau seines heidnischen, bereits verstorbenen Vaters, zur Ehe gehabt, oder in aufer-ehelicher, unerlaubter Verbindung mit ihr gesanden habe; doch hält er das Erstere für etwas wahrscheinlicher. — V. 5. παραδοῦναι τῷ σατανᾷ εἰς ὄλεθρον τῆς σαρκὸς kann weder ganz im eigentlichen Sinne genommen werden, noch eine bloße Excommunication bedeuten, sondern mit Beziehung auf Hiob II, 6, wo Hiob dem Satan übergeben wird, damit dieser ihn durch Krankheit plage, läßt sich annehmen, die Redensart habe die uneigentliche Bedeutung erhalten: durch eine außerordentliche Krankheit strafen. Daß die Apostel solche Strafwunder verrichten konnten, lehren z. B. Act. 5, 5 ff. 13, 11 (Ananias, Simon der Magier). Ohne Zweifel war damit auch Excommunication verbunden, und Paulus hatte wohl im Sinne, wenn die Corinthen den Verbrecher nicht excommunicirten, einfiel, wenn die Gemeinde versammelt und jener Verbrecher gegenwärtig wäre, zu bewirken, daß er während der Versammlung mit einer solchen Krankheit gestraft würde, daß er genöthigt wäre, sich aus der Versammlung zu entfernen und auf einige Zeit, wenigstens so lange die Krankheit dauerte, aus derselben entfernt zu bleiben. Indessen setzt Paulus stillschweigend voraus, er wolle erwarten, was dieser Brief für eine Wirkung habe, ob die Corinthen den Blutschänder excommunicirten und dieser sich besserte. Diese Stelle macht des Vfs. Methode, die bey einer nicht dogmatisch Partey nehmenden Auslegung gewiß unflathhaft ist, recht deutlich: die Methode nämlich, aus mythischen Darstellungen Dogmen abzuleiten und diese dann nicht nur zur Erklärung, sondern auch zur Apologie andrer Stellen zu gebrauchen. Ueber Strafwunder werden wir ihn noch einige Male mit gleicher Entschiedenheit und wie durch besondere Offenbarungen über Dinge aufgeklärt, von denen die Gelehrte schweigt, reden hören. — V. 11. συνέθετον: von einem zufälligen Zusammentreffen bey Tische ist hier nicht die Rede, sondern von einer beständigen Haus- und Tischgenossenschaft, die man als Zeichen einer vertrauten Verbindung ansehen kann.

VI, 1 ff. Die Einleitung macht es deutlich, warum es der damaligen Lage der Christengemeinden ganz gemäß war, daß Paulus es tadelt, wenn sie ihre Streitfachen vor heidnische Richter bringen. V. 3 sucht

sucht der Vf. ein wenig zu rationalisiren und von einem (moralischen) Vorzuge der Christen vor andern Menschen und vor bösen Engeln zu erklären; am Ende aber sagt er: Es ist wohl am natürlichsten, eine Theilnahme an der Herrschaft und richterlichen Gewalt Christi über die bösen Menschen und Engel zu verstehen, wobey nur die einseitige Beziehung auf die Bösen zu tadeln ist, weil augenscheinlich die chiliaistische Idee von der Herrschaft über die ganze Welt nach der Wiederkehr des Herrn hier zum Grunde liegt, die man nur nicht, wie der Vf. versucht, als unbezweifelnd mus darstellen wollen. — V. 13. Der Apostel will den Corinthern beweisen, dafs sie daraus, dafs den Christen alle Speisen erlaubt sind, einen unrichtigen Schluss machen, wenn sie meinen, mithin sey auch jede unordentliche Befriedigung des Geschlechtstriebes erlaubt. Es wechseln hier die den Corinthern in den Mund gelegten Schlüsse mit der Widerlegung des Apostels ab.

VII, 5. Auch sonst ist der Satan, nach der Lehre des Apostels, Veranlasser des Bösen und Feind des Guten, namentlich des Christenthums. Es ist aber nicht nöthig, eine unmittelbare Einwirkung anzunehmen, sondern es kann eine Wirkung, z. B. Verführung, vermittelt solcher Menschen gemeint seyn, welche seine Werkzeuge sind, welche die Christen zum Götzendienste und den damit verbundenen Ausschweifungen verleiten konnten. V. 14. *ἡγλουται*. Der Vf. schwankt zwischen den Bedeutungen: der Mann steht durch die Frau in einiger Verbindung mit der christlichen Gemeinde, und: er ist in Absicht auf die Frau ein rechtmässiger Gatte. Die Auslegung: „der Mann kann wohl durch die Frau für das Christenthum gewonnen werden, so wie die Kinder (aus einer solchen gemischten Ehe) ihm schon angehören“, wird nicht erwähnt, so wie auch keine Folgerungen für die Ehe zwischen Protestanten und Katholiken und gegen die Kindertaufe daraus gezogen werden. Die erstere Beziehung wird erst bey V. 16 angedeutet. — S. 167 wird der Inhalt von des Apostels Rathschlägen über den Genuß des Fleisches von Götzenopfern, Kap. 8 — 10, kurz zusammengefaßt, und die nöthigen historischen Erläuterungen

VIII, 1 werden die ersten Worte: „Was aber das Götzenopferfleisch betrifft, so wissen wir, denn wir haben alle Erkenntniß“, — als Worte aus dem Briefe der Corinthen an den Apostel genommen, welche nach einer von diesem eingeschobenen Parenthese erst V. 4 zum Theil wiederholt und fortgesetzt werden, so dafs der Apostel von ihrem Selbstruhm in Hinsicht ihrer *γνώσις* Veranlassung nimmt zu sagen: Erst die Liebe zu Gott und die Berücksichtigung der Umstände, so dafs man Niemandem Anstoß giebt, macht die höhere Erkenntniß wünschenswerth und löblich. V. 8 ist wohl nicht aus dem Briefe an die Corinthen genommen, bezieht sich aber unstreitig auf eine Stelle in demselben, in welcher sie etwa sagten: das Essen verschlimmert uns nicht, macht uns nicht Gott mißfällig, sondern vielmehr wohlge-

fällig, wenn wir unsrer richtigen christlichen Erkenntniß folgen und diese durch unser Handeln auch bey Andern befördern. V. 10. Wird nicht (durch dein Beyspiel) das Gewissen des Schwachen so *verbessert werden* (*οὐκοδομηθήσεται*), dafs er Götzenopferfleisch ist? Der Apostel hat den auffallenden Ausdruck vielleicht aus dem Briefe der Corinthen genommen und will sagen: Der Schwache wird keineswegs, wie ihr meint, *aufgeklärt* werden, sondern sich Gewissensbisse zuziehen, wenn er ohne Ueberzeugung eurem Beyspiele folgt.

IX, 1 „Habe ich nicht Jesum Christum, unsern Herrn, gesehen?“ wird vom Vf. bloß auf die Erscheinung bey Pauli Bekehrung bezogen, und übrigens ganz im Dunkel gelassen, ungeachtet der Apostel hier so redet, als hätte er persönlich von Jesu Belehrungen empfangen, worauf er, der bloße äußere Verhältnisse wenig achtet, auch allein Werth legen konnte. — V. 12. In Achaja und bey einigen einzelnen Gemeinden mußte Paulus wohl Ursache haben, zu fürchten, dafs er auch durch den entferntesten Schein des Eigennutzes dem Christenthum schaden werde; von andern Gemeinden, z. B. von der zu Philippi, die ihn sehr liebte, nahm er auch Geschenke an, nur nie irgend einen bestimmten Gehalt. V. 20: *οἱ ὑπὸ νόμον* könnte zwar einerley seyn mit *οἱ Ἰουδαῖοι*, aber wahrscheinlich versteht der Apostel zugleich darunter die Profelyten aus den Heiden und die Judenchristen, welche das Mosaische Gesetz beobachteten.

X, 4 umschrieben: „Sie tranken (Wasser aus dem körperlichen Felsen) durch die Wirkung (*ἐκ*) des sie begleitenden geistlichen, d. h. höchst vollkommenen unsichtbaren Felsens, und dieser war Christus nach seiner höhern Natur. Dabey setzt Paulus voraus, dafs Christus präexistirt, mit Gott regiert und besondere Sorgfalt für die Juden getragen habe.“ Diese rabbinische Deutung wird dem Apostel wohl mit Recht beygelegt, doch sollte, anstatt dafs *Christus* hier als mit *Jesus* gleichbedeutend gebraucht wird, dafür stehen: *der Messias*, und die Mühe des Vfs., diese Deutung zu rechtfertigen und zum Theil zu rationalisiren, z. B.: nicht der Fels freylich, aber doch die Quelle sey den Israeliten auf ihrem Zuge nachgefolgt, ist um so zweckloser, da wir hier bloße Mythe und ihre allegorische Auslegung vor uns haben. V. 8 bemüht sich der Vf. eben so unnöthig, die 23000 Getödteten mit der Num. XXV, 9 genannten 24000 in Einklang zu bringen, z. B. Paulus habe durch eine *glaubwürdige* (?) Tradition gewußt, dafs es zwischen 23000 und 24000 gewesen seyen. V. 9. In Absicht auf seine göttliche Natur konnte Christus (*Jesus*) mit *Recht* (?) als Führer und Beschützer der Israeliten angesehen und ihm das beygelegt werden, was im A. T. dem Jehova zugeschrieben wird. — V. 16. Aus dieser Stelle in Verbindung mit andern ist im hohen Grade wahrscheinlich, dafs eine besondere Wirksamkeit Jesu bey dem Abendmahl angenommen werden muß, eine wirksamere Gegenwart, ein Einfluß auf die Genießenden. Der Ausdruck ist

wenigstens ganz falsch, und es sollte heißen: „dafs Paulus sich eine besondre Wirkksamkeit bey dem Abendmahl denkt, wobey denn das Urtheil über die Richtigkeit dieser Vorstellung des Apostels noch freygelassen wäre. Aber auch diels wird durch die Vergleichung, welche Paulus anstellt, sehr zweifelhaft: denn hätte er diels vom Abendmahl sagen wollen, so hätte er sich auch eine besondre Wirkksamkeit der Götzen auf die, welche das Opferfleisch geniessen, denken müssen, welchem doch der ganze Zusammenhang widerspricht, z. B. dafs der Apostel Kap. VIII, 1 ff. nach des Vfs. eigner Erklärung zugiebt, die Götzen seyen gar keine wirklichen Wesen, was hier V. 19 ff. wiederholt wird.

XI, 2 ff. Antiquarische Erörterung über die Gesetze des Anstands, nach welchen Paulus den Christinnen gebietet, in den gottesdienstlichen Versammlungen den Schleyer nicht abzulegen, wodurch sie sich den Schein der Unanständigkeit zugezogen haben würden, weil die Jüdinnen bey dem Gottesdienste, die Heidinnen aber nur bey Schauspielen und Festen, an welchen man Ausschweifungen beging, ohne Schleyer erschienen. Der Schleyer war ein Symbol der Sittsamkeit und der Unterwürfigkeit gegen den Mann; eine eifrig antijüdische Partey mochte aber das Ablegen desselben aufbringen wollen. Der Apostel dagegen geht von dem richtigen Gedanken aus, dafs die Christen nichts verletzen müssen, was allgemein für anständig gehalten wird. V. 10 sind die beiden Erklärungen, dafs *ἡσώτα* eine bey den Corinthern gewöhnliche provinzielle Benennung einer Art von Schleyer gewesen und *διὰ τοὺς ἄγγελους* bedeute: „wegen der Kundschafter, welche Nichtchristen in die Versammlung schickten“, allerdings das Leichteste, aber doch auch blofs aus dem Zusammenhang gerathen. — V. 14. *φύσις* ist hier nicht *Natur*, sondern ein gleichsam zur Natur gewordnes Gefühl, das aus Gewohnheit und aus dem allgemeinen Urtheil über das, was anständig sey, entstanden ist; es scheint dem entgegengesetzt zu seyn, was durch Unterricht gelernt wird. — V. 24: *λάβετε, φάγετε*. Diese Worte sind wahrscheinlich eine aus einem Evangelisten genommene Glosse, aber sie müssen hinzugedacht werden und in diesem Zusammenhange eine Bedeutung haben, die sich theils auf das Sichtbare und Körperliche, was Jesus darreichte, theils auf das Unsichtbare bezog, d. h. sie müssen im eigentlichen und tropischen Sinne genommen werden, und im letztern verlangen sie eine solche Gemüthsstimmung, bey der allein der Genuß des heil. Abendmahls für den Geist wohlthätig werden kann. In den Worten: *τοῦτό ἐστι τὸ σῶμά μου*, liegt die Versicherung, dafs sie, indem sie von diesem Brode

essen, Wirkungen der feinern Leibe oder seiner Menschheit, vermöge ihrer Vereinigung mit der Gottheit inwohnenden, geistig belebenden und vermittelst seines Leibes sich äussernden Kraft empfinden.“ Schon die Annahme eines doppelten Sinnes weicht hier von den Grundsätzen einer besonnenen historisch-grammatischen Exegese ab; aber überhaupt heist diels nicht *erklären*, sondern willkürlich etwas Dogmatisches, noch dazu Hyperlutherisches, Zaubenhaftes in die einfachen Worte hineinragen. Zu V. 25 heist es dagegen: Nicht der Trank selbst kann der neue Bund seyn; also müssen die Worte in einem sonst nicht ungewöhnlichen, tropischen Sinne genommen werden: „dieser Trank ist ein *Versicherungszeichen* von der Theilnahme an diesem Bunde“, wie denn überhaupt weiterhin bey V. 26. 27 die mystische Deutung ganz wieder verschwindet. V. 30 wird mit Recht wörtlich genommen von Krankheit und Tod, die der Apostel als Strafen ansieht, aber geurtheilt: „Es war der Weisheit Gottes angemessen, in den ersten Zeiten des Christenthums in gewissen Fällen seine Heiligkeit und Strafgerechtigkeit (?) auf eine außerordentliche Art zu beweisen, seinen Abcheu gegen eingerissene Verderbnisse in den christlichen Gemeinden auch durch zeitliche Strafen kund zu thun. Dafs aber die Krankheiten Einiger eine außerordentliche göttliche Strafe waren, konnte Paulus durch göttliche Belehrung wissen.“ Den Wortinn einfach anzuerkennen, ist recht und billig; aber die Begierde, den Apostel als unfehlbar darzustellen, verleitet den Vf., sich in Auslegungen zu verlieren, welche sich mit einer richtigen Idee von Gott, wie Jesus mit der Vernunft in Uebereinstimmung sie uns darstellt, keineswegs vereinigen lassen. (Vgl. unten zu 2 Cor. X, 6.)

(Der Beschluss folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

HANNOVER, in d. Hahn. Hofbuchh.: *Theoretisch-praktische deutsche Grammatik*, oder Lehrbuch zum reinen und richtigen Sprechen, Lesen und Schreiben der deutschen Sprache, nebst einer kurzen Geschichte und Verslehre derselben. Zunächst zum Gebrauch für Lehrer und zum Schulunterricht von Dr. Joh. Christ. Aug. Heyse, Schuldirektor zu Magdeburg und Mitglied der Gelehrten-Vereine für deutsche Sprache zu Berlin und Frankfurt a. M. *Vierte*, sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1827. XX u. 859 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8gGr.) (S. die Recens. Erg. Bl. 1816. Nr. 11.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1827.

BIBLISCHE LITERATUR.

TÜBINGEN, b. Fues: *Vorlesungen über die beiden Briefe Pauli an die Corinthier*, von Dr. Johann Friedr. v. Flatt u. f. w. — herausg. von M. Christian Dan. Friedr. Hoffmann u. f. w. — Nebst einem Vorworte von Dr. Carl Christian v. Flatt u. f. w.

(Befchluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Erster Brief: XII, 3 kehrt der Vf., nachdem einige gezwungene Erklärungen abgewiesen sind, zu der ältern und einfachern zurück: Keiner, der durch Wirkung des göttlichen Geistes (und mit außerordentlichen Wundergaben des Geistes ausgerüstet) redet, lästert Jesum (— woran mithin die wahren *νενοματιστοι* von denen zu unterscheiden sind, welche einen Einfluss des göttlichen Geistes nur vorgeben), und kein Christ überhaupt kann mit lebendiger Ueberzeugung Jesum als Herrn bekennen, als durch die Wirkung des heiligen Geistes (— so dass mithin die mit Wundergaben Ausgerüsteten diejenigen nicht verachten können, welchen diese fehlen, noch auch die letztern Ursache haben zu glauben, dass ihnen etwas Wesentliches abgehe, da auch sie unter dem Einfluss des göttlichen Geistes stehen). — V. 8. erklärt der Vf. offen, dass *σοφια* und *γνώσις* sich nicht mit Bestimmtheit unterscheiden lassen, obwohl er verschiedene Erklärungsversuche namhaft macht. Ueberhaupt wird aber angenommen, dass der Apostel lauter *wunderbare* Wirkungen des heil. Geistes nenne, was bey einigen, z. B. *νλοτις*, schwer herauszubringen ist, anstatt dass man wohl zur Ehre des Apostels gerade aus solchen Beyspielen, da *νλοτις* ohne Zwang „*seste, durch Gründe bewirkte Ueberzeugung*“ bedeuten kann, schliessen sollte, Paulus zähle Gaben des göttlichen Geistes auf, die nicht gerade übernatürlich, aber für die Verbreitung des Christenthums vorzüglich wirksam waren. V. 10 will v. Fl. die *ἐπιγνῆλα γλωσσῶν*, die Gabe, das in andern Sprachen Vorgetragene in die Landessprache zu übersetzen, von der Gabe, „in fremden Sprachen, die man nicht gelernt hat, zu reden“, getrennt wissen, „damit die Einwirkung der göttlichen Kraft sichtbar hervortrete.“ Das Urtheil scheint ganz unstatthaft, da doch wohl anzunehmen ist, wer in fremden Sprachen reden konnte, habe seine eignen Worte auch in die Muttersprache übersetzen können; auch würde nichts hindern, die *ἐπιγνῆλα γλωσσῶν*, wenn

sie doch als eine *besondre* Gabe angesehen werden soll, auf die zu beziehen, welche die Fähigkeit hatten, was ein Fremder, sey es ein aus der Ferne gekommener Christ, oder ein heidnischer Gegner, in seiner Muttersprache sagte, der Gemeinde in die ihrige zu übersetzen. Uebrigens kann man hier nicht von Leuten reden, „welche eine fremde Sprache gar nicht gelernt, oder doch nicht sprechen gelernt hatten“, denn damals lernte man eine fremde Sprache noch nicht anders, als auf dem lebendigen Wege des Sprechens; der Vf. hat sich aber in jene von Büchergelehrsamkeit noch ferne Zeit nicht hineingedacht. S. 285—292. Excurs zu XII, 4—11 soll 1) beweisen, die *χαρτογραφα* seyen keine auf natürliche Weise ausgebildeten Anlagen gewesen; doch liefse sich höchstens der Beweis führen, dass der Apostel nicht alle dafür gehalten habe; besser ist 2) das Urtheil über die Zweckmäßigkeit dieser Gaben für die Lage der damaligen Christengemeinden.

XIII, 2: *ὅρη μεθιστάειν* eine sprichwörtliche Redensart, die der bey spätern Juden gewöhnlichen *עקר הרים* (Berge entwurzeln) entspricht und den Sinn hat: die schwersten, unmöglich scheinenden Dinge unternehmen oder ausführen. V. 12. *ἐσόπτρον*, Spiegelstein (Marienglas), welchen man spaltete, um Fensterscheiben davon zu machen, welche aber nicht klar durchsichtig waren, so dass man nicht deutlich durch sie sah; der Sinn also: Wir sehen die Gegenstände der unsichtbaren Welt nur in mehr oder weniger dunkeln Bildern.

XIV, 1. *προφητεύειν* wird wenigstens in diesem Kap. im weitern Sinne genommen: religiöse, erbauende Vorträge von irgend einer Art halten, zu denen Gott durch eine *übernatürliche Wirkung* (?) beygetragen hat; Weissagungen sind nicht allein verstanden, aber doch darunter begriffen. Es liegt auch der Nebenbegriff darin, solche Vorträge in der *allgemein* verständlichen Landessprache zu halten: denn darum gerade dringt Paulus darauf, dass diese Vorträge nicht durch andre in fremden Sprachen, welche nur *wenigen* verständlich sind, verdrängt werden sollen. V. 5 findet sich bey *διεμνησθῆναι*, welches heißen soll: „dass man (ein Dritter) es auslege“, wieder die Behauptung: „Der Redner in fremden Sprachen hatte nicht immer, sondern nur in *seltenen* (!) Fällen auch die Gabe des Uebersetzens. Daraus folgt aber nicht, dass er nicht selbst recht gut verstanden habe, was er in der vom göttlichen Geiste bewirkten Begeisterung in einer fremden Sprache sagte.“ Für diese dem Texte aufgedrungene Meinung, um derentwillen *διεμνησθῆναι* im-

personell genommen wird, läßt sich gewiß kein historischer Grund anführen, und sie muß als eine ganz leere Einbildung auf sich beruhen; bey V. 13 wird indeß dies Vorgeben noch weitläufiger aus einander gesetzt, und der Vf. will hier zugleich bewelsen, sowohl das Reden in fremden Sprachen, als das Uebersetzen habe *übernatürlich seyn müssen*. V. 35, wo Paulus den Frauen das Reden in öffentlichen Versammlungen verbietet, läßt der Vf. die Wahl zwischen zwey Auskunftsmitteln, diese Stelle mit Kap. XI, 5, wo ein öffentliches Reden der Frauen vorausgesetzt wird, zu vereinigen; nämlich entweder 1) Paulus wollte es im Allgemeinen verbieten, aber bey einer göttlichen Begeisterung eine Ausnahme gestatten; 2) oder Paulus verbietet es im Allgemeinen ohne Ausnahme, redet aber, weil er von diesem Gegenstande erst hier sprechen wollte, oben Kap. XI, 5 bloß von der unanständigen Kleidung der öffentlich redenden Frauen, weil solche Beyspiele in Corinth vorgekommen seyn mochten. V. 37 heißt es, in Uebereinstimmung mit dem Apostel: „Einige bildeten sich bloß ein, Propheten zu seyn, außerordentliche Geistesgaben zu besitzen, ohne daß dies wirklich der Fall war.“ Das muß doch wohl gegen alles dabey behauptete Uebernatürliche gerechte Zweifel erregen, die jedoch Hn. v. Fl. nicht in den Sinn kommen.

Kap. XV. Einleitung (S. 349 — 352) sucht festzustellen, was für Gegner der Ap. durch seine Belehrung über Auferstehung und Unsterblichkeit bekämpfte, und will sie für judaisirende Christen, welche dem Sadducismus ergeben waren, gehalten wissen, doch so, daß auch auf falsch lehrende Heidenchristen, welche von Meinungen griechischer Philosophen eingenommen waren, Rücksicht genommen werde. — V. 7. So wie P. V. 6 den Kephas nannte, weil ihm eine Corinthische Party anhing, so zeichnet er hier den Jacobus aus, weil eine andre Party (die Christus-Party) einen vorzüglichen Werth auf ihre vorgebliche Verbindung mit ihm setzte, und um auch sie durch Berufung auf dieses Zeugniß zu überführen. Hier wird bloß nach der Analogie ein gar nicht haltbarer Schluß gebildet, um durch eine Hypothese die andre (vgl. oben zu I, 12) zu stützen, obgleich es gar keiner andern Veranlassung zu dieser Erwähnung bedurfte, als der Rücksicht darauf, daß Jesus sich wirklich dem Jacobus gezeigt hatte, und etwa darauf, daß Petrus und Jacobus alte Apostel waren. V. 14. Der bekannte unlogische Beweis des Apostels: „Jesus ist auferstanden, also müssen auch wir auferstehen“, verliert durch den Umstand alle Beweiskraft, daß die Auferstehung Jesu von der Auferstehung völlig verweseter Leiber der Art nach ganz verschieden ist, und also eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* darin liegt. Darauf nimmt aber der Vf. gar keine Rücksicht, sondern sagt: Paulus behauptet mit Recht, der Glaube der Christen, welcher nicht bloß ein Glaube an religiöse Vernunftwahrheiten ist, wäre grundlos, wenn Jesus nicht auferstanden wäre: denn diese Auferstehung gehörte mit zu dem Charakter des wahren Messias und war von Jesu selbst aufs Bestimmteste vorhergesagt worden; wäre also Jesus nicht auferstanden, so wäre er nicht der, welcher er nach seiner

eignen und nach den Aussagen der Apostel war. Das *πρώτον ψεύδος* liegt hier in der Verwechslung des historischen Glaubens mit dem religiösen, welche selbst der Apostel hier weniger begehrt, als Hr. v. Fl. — V. 22. Ungeachtet der sehr deutlichen Vergleichung: „Denn wie sie Alle durch Adam sterben, so werden sie auch Alle durch Christum wieder belebt werden“, will der Vf. „des bessern Zusammenhangs wegen“ das zweyte *πάντες* nur auf die wahren Verehrer Christi und Gottes bezogen und unter *ζωοποιεῖσθαι* bloß eine *selige* Auferstehung verstanden wissen, wodurch gerade der Fehlschluß des Apostels verdeckt wird, welcher darin liegt, daß, so wie vermittelt der von Adam erhaltenen menschlichen Natur der Tod dem Menschen unvermeidlich bevorsteht, so auch, vermittelt der nämlichen Natur, eben so unvermeidlich die Auferstehung (d. h. Unsterblichkeit), ohne Dazwischenkunft Christi, von dessen Auferstehung der Ap. unlogisch die der übrigen Menschen ableitet. — V. 32: *ἐθνηρωμέχιστα* scheint eigentlich genommen werden zu müssen, wogegen das Stillschweigen des Lucas nichts beweist, da dieser wohl noch Mehreres ausgelassen hat, was zur Geschichte des Ap. P. gehörte. Letzteres Vorgeben ist wohl ganz unerweislich, und der bildliche Sinn: „ich habe mit Menschen, die an Wuth wilden Thieren ähnlich waren, zu kämpfen gehabt“, empfiehlt sich noch durch den Umstand, daß Paulus den Brief in Ephesus schrieb, und deswegen diese Stadt als Schauplatz seiner Kämpfe und Leiden nennen konnte, was Hr. v. Fl. unwahrscheinlich findet. — V. 44. Ausgeläut wird ein thierischer (*ψυχικόν*), auferstehen wird ein geistiger (*πνευματικόν*) Leib; *ψυχικόν* ist ein Körper, der durch Athmen lebt, dann überhaupt ein thierischer, wie wir ihn mit allen lebendigen Geschöpfen der Erde gemein haben, der zur Befriedigung thierischer Begierden eingerichtet ist; *πνευματικόν* nicht eigentlich ein geistiger Körper, oder ein Körper, der in einen Geist verwandelt worden wäre: es ist ein Gegensatz von *ψυχικόν*, und muß also wohl ein solcher seyn, der nicht zur Befriedigung thierischer, sondern geistiger Bedürfnisse dient. Ein Gegensatz ist allerdings da: aber daß dieser sich auf die thierischen Bedürfnisse beziehe, wird von Hn. v. Fl. erst hineingetragen; doch ist die Erklärung wenigstens interessant als Versuch, die *contradictio in adjecto*, welche in den Worten des Ap. liegt, zu mildern. V. 52 sucht der Vf. die Vorstellungen des Ap. halb zu rationalisiren, indem er z. B. will, man soll bey dem, was von der letzten Posaune gesagt ist, eine Bekanntschaft der Corinthier mit Apoc. X, 7. XI, 5 ff. voraussetzen, unter dem Schall derselben die letzte außerordentliche Offenbarung Gottes verstehen, und annehmen, der Apostel habe, ungeachtet er sagt: *ἡμεῖς ἀλλογησόμεθα*, nicht gemeint, er selbst mit einigen seiner Zeitgenossen werde diese Verwandlung noch erleben. Diese Halbheit führt aber zu nichts Sicherem; ist die Darstellung für eine poetische zu halten, so können wir gar nicht mehr errathen, was für ein wirkliches Ereigniß nach des Apostels Meinung zum Grunde liegen soll und wo die Grenze der Poesie ist; dagegen läßt sich auch nicht ein Zug willkürlich anschließen, sobald man annimmt,

nimmt, daß auch nur einer, z. B. die Verwandlung, wörtlich zu verstehen und als etwas Wirkliches zu nehmen ist. Mithin hat man nur die Wahl, Alles gläubig und wörtlich anzunehmen, so wenig es sich auch unsern übrigen Vorstellungen anpassen läßt, oder Alles als ein Phantasiegemälde zu betrachten, dessen Ursprung von Rabbinischen Dichtungen sich schwerlich leugnen lassen wird: ein Drittes giebt es nicht. — V. 54: *εἰς νίκος*, wie *נצח* in *perpetuum*, vgl. *Thren.* V, 20 u. f. w., wo *εἰς νίκος* dem *εἰς τὸν αἰῶνα* entspricht. Der Ausdruck ist sehr ungenau und dem Unkundigen nicht einmal verständlich. Es sollte heißen: *εἰς νίκος* ist eine falsche Uebersetzung der LXX von *נצח*, welches sie zuweilen richtiger durch *εἰς τὸν αἰῶνα* geben; Paulus zieht den erstern Ausdruck, welcher wörtlich bedeutet: zum Siege, d. h. so, daß er (der Tod) besiegt worden, deswegen vor, weil er von einem Siege Christi redet, wie aus V. 57 deutlich zu ersehen ist. Veranlaßt ist diese falsche Uebersetzung aber dadurch, daß *נצח* im Chald. und Rabbin. *siegen* bedeutet.

Anhang I: über einige zur Einleitung in den ersten Brief an die Corinthier gehörige Punkte (S. 411 bis 414). Das Gewöhnliche und Bekannte wird hier meistens nach *Storr's notitiae historicae* kurz wiederholt.

Anhang II: über die Sprachengabe, zu Kap. XII bis XIV (S. 414—448). Der Vf. wiederholt nur ausführlicher seine oben schon den Hauptzügen nach angegebene Meinung, sucht die widerstreitenden anderer Gelehrten, und zwar mit völligem Recht namentlich die, welche die Vorstellungen *des Apostels selbst* vermittelst gezwungener Deutungen völlig rationalisiren wollen, zu widerlegen, und das *Wundervolle* der Sprachengabe besonders durch folgende Züge, die zum Theil jedoch auf Ideen beruhen, welche seine Auslegung erst in die Schriftstellen hineinträgt, recht hervorzuheben: „Das *γλωσσαις λαλεῖν* war ein solches Reden in einer fremden Sprache, das durch ein Wunder bewirkt wurde, indem der Redende die Sprache entweder gar nicht gelernt hatte, — der höchste Grad dieser Gabe, — oder sie vorher doch nur höchst unvollkommen verstand. Diese Gabe zeigte sich nur bey gewissen Veranlassungen, religiöse Vorträge zu halten, *ohne* daß der damit Begabte sich auch im täglichen Leben jener fremden Sprache hätte bedienen können. Während der Rede war der Redende allerdings sich seiner bewußt; aber er konnte den Vortrag nicht ohne ein Wunder wiederholen oder übersetzen, wenn er sich denselben auch erinnerte, sobald ein Anderer ihn überetzte. Doch stand es in seiner Gewalt, zu reden oder auch zu verschweigen, was der Geist ihm eingab, wie diese Macht auch ein Prophet über seine Eingebungen hatte.“ Schwerlich möchte es dem Vf. gelungen seyn, das sich selbst Widersprechende aus diesen Vorstellungen zu entfernen, da er doch die mit dem *γλ. λ.* Begabten nicht ganz bewußtlose und willenlose Werkzeuge „*des göttlichen Geistes*“ seyn lassen will.

Zweiter Brief an die Corinthier: I, 11 umschrieben: Ich darf um so mehr hoffen, daß Gott auch künftig mich retten werde, da auch ihr, wie ich hoffe, für die Erhaltung meines Lebens beten werdet, und die

Erhaltung desselben wird die Folge haben, daß Viele zum Dank gegen Gott veranlaßt werden und festeres Vertrauen fassen.

II, 5. Das Comma nach *ἐν ὑμῶν* soll getilgt und erklärt werden: „Er hat nicht mich betrübt, nur zum Theil mich (zum Theil, und zwar vorzüglich aber auch euch), damit ich nicht euch Allen etwas zur Last lege, (nämlich Gleichgültigkeit bey jenem Verbrechen, welches wohl nur Einige straflos zu sehen wünschten).“ Das Letzte, was auf diese Weise supplirt wird, scheint aus dem Zusammenhange nicht hervorzugehen, und daher die gewöhnliche Erklärung vorzüglicher zu seyn: Er hat nicht nur mich beleidigt, sondern in gewissem Betracht, *damit ich mich nicht zu hart ausdrücke* (*ὅτι μὴ ἐν ὑμῶν*), euch Alle.

III, 13. Die Worte: *πρὸς τὸ μὴ ἀτενίσαι κ. τ. λ.* gehören zugleich zur Protasis: „damit die Israeliten damals den Glanz im Angesichte Moses und das Aufhören desselben nicht sehen sollten“, und in einem etwas andern Sinne zur ausgelassenen Apodosis: „ich spreche nicht so, daß die Juden nicht sehen sollten, die mosaische Anstalt müsse aufhören“, so daß im Folgenden die *Decke* schon so bildlich zu nehmen ist, wie nachher, wo der Ap. sagt, daß die Juden die Aussprüche des A. T. nicht verstanden.

IV, 4: *ὁ θεὸς τοῦ αἰῶνος τούτου* wird richtig erklärt: „Der Satan, dessen Absichten die bösen Menschen befördern“, aber dann hinzugesetzt: Die nächsten Ursachen der Verblendung waren zwar Vorurtheile, Neigung zu Lastern u. f. w., aber dieß streitet doch nicht mit der Annahme, daß Paulus hier vom Satan spreche; er konnte doch voraussetzen, daß ein höherer böser Geist mitwirke, dessen Wirkungen *eben so wenig* (?) unwiderstehlich seyen, als die eines sichtbaren, menschlichen Beyspiels.“ Richtiger hat Hr. v. Fl. sonst wiederholt bemerkt, daß der Ap. Alles, was dem Christenthum widerstreitet, vom Teufel abzuleiten pflegt; hier aber scheint er diese Ansicht apologisiren zu wollen, und hätte daher angeben müssen, wie diese „keineswegs unwiderstehliche Einwirkung des Teufels“ zu denken sey.

V. 2—4. Bey der Erklärung dieser bekannten, vielbesprochenen Stelle findet Hr. v. Fl., woran mancher Ausleger wohl gar nicht gedacht hat, die größte Schwierigkeit darin, den Wunsch des Ap. mit der Lehre von der Auferstehung des irdischen Körpers in verklärter Gestalt am Tage des Weltgerichts zu vereinen, und stellt zu Gunsten dieser Vereinigung die Hypothese auf, der Ap. rede von einem *himmlischen* Leibe, den die *wahren Christen sogleich nach dem Tode* erhalten, und der zur Zeit der Auferstehung mit dem *verklärten* irdischen Leibe zu einem Ganzen werde vereinigt werden, so daß die Seele vom Augenblick des Todes an bis zur Auferstehung nicht ganz körperlos bleibe. Unter dieser Voraussetzung wird für den Sinn von V. 2 erklärt: Wir wünschen bekleidet zu werden, ohne vorher sterben zu müssen und unsers irdischen Körpers eine Zeitlang beraubt zu seyn, d. h. wir wünschen, daß im Augenblick unsers Abschieds von dieser Welt unser Leib durch eine Wirkung der Allmacht umgebildet, in einen unsterblichen Leib verwandelt und mit dem himmlischen Lei-

Leibe zu Einem Ganzen vereinigt würde, daß wir in diesem Sinne *überkleidet* würden mit dem himmlischen Leibe. Wir zweifeln sehr, daß der phantasiereiche Apostel sich auf solche Spitzfindigkeiten eingelassen oder auch nur daran gedacht habe, sein Wunsch widerspreche den sonst geäußerten Vorstellungen von der Auferstehung des Körpers. Doch ließe sich wohl an den Schwierigkeiten, welche Hr. v. Fl. durch immer neue Hypothesen wegräumen muß, so daß die Christen nun nicht nur durch eine besondere Auferstehung, sondern auch durch einen *Doppelkörper* nach dem Tode vor allen andern Menschen ausgezeichnet werden, der Beweis führen, daß phantasiereiche Darstellungen der Art, wie unsre Stelle sie darbietet, keineswegs dazu geeignet sind, mit Consequenz durchgeführte, scharfbegrenzte Dogmen auf sie zu bauen. Die augenfälligsten Widersprüche können nicht ausbleiben, wenn man jedes Wort der Apostel für ein untrügliches ansehen, und, ohne ihnen zu erlauben, Menschen zu seyn, Alles zum Bau eines Systems geoffenbarter Wahrheiten verwenden will. V. 19 ff. wird die Versöhnungstheorie des Ap. auf die möglichst mildeste Weise ausgelegt und wiederholt darauf hingewiesen, daß die Menschen der durch dieselbe dargebotnen Gnade Gottes nur theilhaftig werden können, wenn sie die unerlässliche Bedingung der Sinnesänderung erfüllen.

VII, 12: ἀδικηθέντος. Unter dem *Beleidigten* kann entweder der Vater des Blutschänders verstanden werden, wenn man annimmt, daß er noch lebte, oder auch die Familie des Verbrechers, welche durch ihn in Schande gerieth, oder endlich, nach *Storr's* Meinung (die auch schon *Schott* aniebt), der Ap. P. selbst, welcher als Stifter der Gemeinde Theil nahm an der dieser widerfahrenen Beschimpfung.

VIII, 12: Denn wenn Bereitwilligkeit da ist, nach seinem Vermögen zu geben, so ist man Gott angenehm, nicht aber in dem Verhältniß, in welchem man nicht geben kann, Gott unangenehm. Bey dem letzten Theile des Satzes muß ἐν ᾧ πρός δεκτός mit der Negation supplirt werden, und der Sinn ist: Gott verlangt nicht, daß Einer über Vermögen gebe, und Keiner ist ihm deswegen mißfällig, weil er nicht hat und nicht geben kann.

X, 4. Die *Waffen* sind die Mittel, deren sich Paulus zur Vertheidigung gegen seine Gegner und zur Ueberwindung der Hindernisse, die sie ihm in den Weg stellten, bediente, nämlich die von Gott ihm mitgetheilte außerordentliche Kenntniß und Weisheit, die er in Hinsicht auf seine Amtsführung als göttlicher Gesandte besaß, und dann auch die äußern *Wunder*, durch welche Gott ihn unterstützte und beglaubigte. V. 5: Ich unterdrücke alle Anschläge, die der Beförderung des Gehorsams gegen Christum entgegengesetzt werden, durch die man Andere zu verhindern sucht, Christo zu gehorchen." Eben so einfach, wie diese Umschreibung, ist hier auch die übrige Erklärung, und der irrigen Auslegung, zu welcher man Luther's bekannte verfehlte Uebersetzung: „wir nehmen gefangen *alle Vernunft* unter dem Gehorsam Christi“, gemißbraucht hat, wird mit keinem Worte Erwähnung gethan, was wenigstens

historisch berichtend hätte geschehen sollen. V. 6. Auf diese Stelle haben wir schon oben 1 Cor. XI, 30 aufmerksam gemacht, da Hr. v. Fl. hier noch tiefer in die dort gerügte Verirrung hineingeräth, indem er unter andern sagt: „*Strafwunder* wurden an solchen Verführern, wie die Corinther waren, *sehr zweckmäßig* verrichtet, indem sie zur Besserung dieser Menschen beitrugen, das göttliche Ansehn der apostolischen Lehre bestätigen und als thätige Beweise von der Fürsorge Gottes für die Erhaltung des Christenthums dienen konnten.

XII, 2—4. S. 281 beschreibt Hr. v. Fl. die Ekstase, von welcher Paulus redet, als „einen Zustand, in welchem bey einem Wachenden das Bewußtseyn äußerer, sinnlicher Eindrücke und der Verbindung mit dem Körper gehemmt war, und in welchem durch die Einwirkung einer höhern, göttlichen Kraft (??) eine Reihe von Anschauungen in der Seele hervorgebracht wurde, welche die Klarheit und Lebhaftigkeit äußerer sinnlicher Wahrnehmungen hatten“, und verspricht zu erklären, wie P. erkennen konnte, daß solche Visionen von Gott gewirkt seyen, sagt aber S. 184 darüber nichts weiter, als daß „mit diesem Zustande und mit der Erinnerung daran auch eine *von Gott bewirkte* feste Ueberzeugung in der Seele des Ap. gewesen, daß Gott es sey, der diesen Zustand hervorgebracht habe.“ Auch hier also wendet der Vf. sich in leeren, vom Apostel nicht bestrittenen Hypothesen umher, die nichts erläutern. — V. 7: σκόλοψ τῇ σαρκὶ ist ganz bildlich zu deuten, so daß an körperliche Leiden dabey gar nicht nothwendig gedacht zu werden braucht; ἄγγελος σατάν ist collectiv zu nehmen und einerley mit διάκονοι τοῦ σατανᾶ, worunter Kap. XI, 15 die Irrlehrer verstanden wurden, an welche P. wahrscheinlich auch hier denkt. Die übrigen Ausdrücke sind bloß bildlich und der Sinn daher: Damit ich mich dieser Offenbarungen nicht überhebe, sind mir, um mir ein sehr schmerzhaftes (Seelen-) Leiden zu bereiten, die Diener des Teufels, die Irrlehrer gegenüber gestellt, welche mich schimpflich behandeln und mein apostolisches Ansehn herabsetzen. An sitet körperliches Leiden kann man deshalb nicht denken, weil dies den Ap. zu sehr an seinem Amte gehindert haben würde.“ Bey Annahme eines chronischen Uebels würde diese Schwierigkeit wegfallen; daß es aber ein körperliches sey, wird doch aus dem Folgenden wahrscheinlich, woder Ap. sagt, er habe dreymal gebetet, daß es *von ihm weichen* möge (ἀποστῇ ἀπ' ἐμοῦ), und von der *Schwachheit* redet, die er mit Unterstützung des Herrn geduldig ertrage. Daraus scheint zu erhellen, daß das Leiden nicht ein entferntes, sondern mit der Persönlichkeit des Apostels eng verbundnes gewesen sey. Auf diese und ähnliche Einwürfe nimmt indess Hr. v. Fl. keine Rücksicht.

Anhang. S. 206—211 enthält meist Bekanntes, die Einleitung in den zweyten Brief an die Corinther betreffend, und widerlegt vorzüglich die von *Semler*, *Michael Weber* u. A. aufgestellte Hypothese, daß die 13 Kapp. des Briefs nicht *ein* Ganzes bilden. Einige Druckfehler sind am Ende angezeigt; das ganze Buch hindurch aber ist alles Griechische ohne Accente und Spiritus gedruckt, was nicht selten Hörend auffällt.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR- ZEITUNG

December 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Sühning: *E. F. Pfotenhaueri Doctrina Processus cum Germanici tum Saxonici regii, in usum Praelectionum ordine systematico exposita. Editio secunda curante Joh. Frid. Aug. Diedemanno, J. u. D. Pars prima. 1826. XVIII u. 243 S. 8.*

In gewisser Beziehung ist dieses Buch eine eigne Erscheinung. Denn das ältere Pfotenhauer'sche Handbuch ist nicht bloß vervollständigt, mit den neuern Fortschritten der Wissenschaft oder der Gesetzgebung bereichert und folchergehalt verbessert, sondern es ist zu einem ansehnlichen Theile selbst in der Anordnung und Eintheilung bedeutend verändert, so daß diese Arbeit bey weitem mehr die Eigenschaft eines ganz neuen Compendii, nach dem Grundplane des ältern Pfotenhauer'schen, als einer zweyten Ausgabe ebendesselben an sich trägt. Sey es indessen eine lobenswerthe Bescheidenheit des Vfs., welche das Verdienst seines Lehrers auch durch diesen Titel anerkennen will, oder sey es der Wunsch, in den Strahlen dieses Verdienstes mit zu glänzen: so muß jeder Tadel dieses Verfahrens verstummen, da der Auctor der *ersten* Ausgabe, nach der Versicherung des Vfs., zu dieser durchgreifenden Umarbeitung seine Zustimmung gegeben hat. Nur damit man wisse, woran man mit dem Buche sey, wird diese Notiz vorausgeschickt, nach welcher wir, auch bey unsrer Beurtheilung, von dem Gesichtspunkte einer neuen Arbeit auszugehen haben werden. Eingreifender ist die Bemerkung, daß der Titel des Buchs in einer andern Beziehung nicht richtig sey. Denn, abgerechnet einige wenige §§, die sich mit der Form von Processschriften befassen, enthält dieses Lehrbuch nicht sowohl eine Theorie des Processes, als vielmehr eine *Doctrinam jurium circa processum*. Welche Rechte oder Pflichten allen bey einem Process theilhaftigen Personen auf Veranlassung und in Betracht sämtlicher Processhandlungen zustehen, ist der Gegenstand der Abhandlung, welche eben deswegen nicht dem Processgange in allen seinen einzelnen Handlungen folgt und die Form derselben erörtert, sondern sich nur an die daraus sich ergebenden oder damit verbundenen materiellen Rechte hält. Daher ist es gekommen, daß manche Gegenstände nur sehr oberflächlich berührt sind, welche Hauptbestandtheile des Processes ausmachen, und bey welchen andre

Lehrbücher verweilen, z. B. der Litiscontestation, dem Verfahren und der Ordnung und dem Unterschied der dreyerley Arten desselben, den Prorogationen und Dilationen. In so weit aber auch hierbey materielle Gerechtsame in Betracht zu ziehen waren, ist es eine offenbare Lücke, daß dieselben, so wie einige andre ganze Materien der Processlehre, z. B. der Edition der Documente, der Vergleichung der Handschriften, der Intervention und Litisdenunciation, der Processkosten und des Armenrechts, endlich der verschiednen Arten der Hilfsvollstreckung, übergangen worden sind. Was in §. 30, 61 und 62 von der Verbindung der Klagegegenstände vorkommt, erschöpft auch noch nicht das Kapitel von der Cumulation. Hierzu würde, ohne das Werk zu erweitern, der Raum gewonnen worden seyn, wenn nicht nur einige Wiederholungen vermieden, sondern auch die umständliche Erwähnung dessen, was vor dem Wiener Frieden, nicht einmal Rechtens, sondern eigentlich verfassungsmäßig war, und nunmehr absolut ist, weggelassen wäre. Dagegen hat man alle Ursache, sich des materiellen Inhalts der vorliegenden Arbeit zu erfreuen. Der Vf. hat nicht bloß die Untersuchungen der ausgezeichnetsten Processlehrer bis auf die neueste Zeit benützt, sondern sich auch ein vorzügliches Verdienst dadurch erworben, daß er überall die größte Deutlichkeit und Bestimmtheit im Vortrage zu erreichen gesucht hat. Daher zeichnen sich meistens die gegebenen Definitionen dadurch aus, daß sie Real-Definitionen und richtig gefaßt sind. Doch giebt es einige Ausnahmen. So ist es z. B. (§. 4) falsch, daß der Unterschied des Civil- und Criminalprocesses darin bestehe, daß im erstern immer erworbene Privat-Rechte, im letztern ursprüngliche Menschenrechte den Gegenstand abgeben. So wie im letztern oft erworbene, oder bey den bloß formellen Verbrechen gar keine bestimmten Rechte irgend eines Rechtssubjects, das Object der in Rede stehenden Rechtsverletzung sind, so handelt es sich im erstern auch mitunter um angeborene, oder erst noch zu erlangende Rechte. Daß die *probatio minus solennis* und die bloße *demonstratio* (Bescheinigung) wesentlich und nicht bloß der Form nach verschiedene Dinge sind, ist schon so bündig gerügt worden, daß man die gegentheilige Behauptung (§. 135) billig zu den bekannten Rechtsirrhümern zählen kann. Ebendies gilt von der Gleichstellung der *Prasumptio juris et de jure* mit der *Fictio*

juris (§. 194). Je mehr es bey dem ersten Unterricht in jeder Wissenschaft, also auch bey einem Leitfaden dazu, darauf ankommt, die Schärfe des Verstandes in der Unterscheidung verwandter Begriffe zu üben und richtige Grundbegriffe einzuprägen, um weiterhin schädlichen Begriffs-Verwirrungen vorzubeugen, desto gerechter und strenger ist die Anforderung an ein Lehrbuch gerade in dem Punkte der Richtigkeit der Definitionen, so wie derjenigen Lehrlätze, welche als ausgemachte Wahrheiten vorgetragen werden. In der letztern Beziehung muß ausgehellt werden, wenn der Vf. (§. 7) das Naturrecht nicht für eine Quelle des Proceßrechts anerkennen will, da es doch die erste aller Quellen eines jeden Rechts ist und der Vf. selbst nicht umhin kann, an vielen Orten (z. B. §. 35, 163 und 184 Nr. 8.) auf die Natur der Dinge zurückzukommen. Wenigstens der Ausdruck in dem Zeitwort *excludere* bedarf einer Abänderung im §. 65, wenn der aufgestellte Satz anerkannt werden soll. Dafs die Protocolle (§. 66) in *ipso actu* aufgenommen und den Interessenten vor dem Abschlusse vorgelesen werden sollen, ist wohl *Consilii*, aber im Allgemeinen keineswegs *Necessitatis*, wie denn im §. 67 der besondern Vorschrift für Sachsen gedacht wird. Eben so wenig besteht eine allgemeine Vertretungsverbindlichkeit der Gerichtsherren für die *Facta* und *Neglecta* ihrer Gerichtshalter (§. 68. Nr. 9), in sofern ihnen nicht selbst irgend eine Vernachlässigung beyzumessen ist. Der Satz, dafs bey untheilbaren Sachen Eide nur in Folge der Uebereinstimmung aller Streitgenossen angetragen werden können (§. 158), bedarf noch genauerer Bestimmung, um völlig wahr zu seyn, so wie denn auch zu berühren gewesen wären (§. 159), wie es sich bey der Zurückschiebung der Eide durch Litisconforten verhält, und in welchen Fällen die Gewissens-Vertretung (§. 160) nicht Platz greife. Dafs heut zu Tage das *Forum domicilii* den einzigen ordentlichen Gerichtsstand ausmache, und namentlich das *Forum originis* nicht mehr Statt habe (§. 55), kann auf keine Weise zugegeben werden. Namentlich wäre hierbey der Gerichtsstand der Vagabunden zu bedenken gewesen, so wie denn auch bey der Fähigkeit vor Gericht zu handeln (§. 41) nicht blofs diejenigen aufzuführen waren, die *absolute* keine *Personam standi in judicio* haben, sondern auch diejenigen, welche ohne obrigkeitliche Autorisation, oder ohne die Zustimmung eines Mitbetheiligten, wie z. B. die beschränkten Eigenthümer oder bloßen Nießbraucher, nicht gültig verhandeln können.

Wenn indessen sonach auch die Arbeit nicht tadellos ist, und besonders das darin Aufgenommene oft kürzer und bündiger hätte gesagt werden können: so gehört sie doch unstreitig zu den verdienstlichen Unternehmungen, indem es nicht nur überaus zweckmäfsig ist, das sächsische Proceß-Recht in Verbindung mit dem Gemeinen zu lehren, sondern auch dieses Lehrbuch seinem Inhalte nach, als Lehrbuch des Proceßrechts, nicht des Proceßes

selbst, sich von allen übrigen unterscheidet, und eine Seite darbietet, welche wohl aufgefaßt zu werden verdient und in mehrerm Betrachte neue und wichtige Ansichten darbietet. Je mehr der Vf. diesen Standpunkt festhalten wird, desto gröfser wird sein Verdienst bey der Ausarbeitung des versprochenen zweyten Theils seyn, der ganz seine eigne Arbeit seyn wird, und die summarischen Proceßes in sich fassen soll, da das Pfotenhauer'sche Lehrbuch sich nur mit dem ordentlichen Proceßes befaßt hat.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Barth: *Jo. Hedwig Species muscorum frondosorum descriptae et tabulis aeneis illustratae. Opus postumum. Supplem. I. scriptum a Frid. Schwägrichen, Prof. Lipsi. Sectio prima. 1811. 196 S. tabulis aeneis coloratis L illustrata. Sect. posterior 1816. 373 S. tab. aen. colorat. LI illustr.*

Hedwig's großes und allgemein anerkanntes Verdienst um die Mooslehre bestand darin, dafs er *Halles*' Andeutung, den Mündungs-Besatz der Fruchtkapsel als Grund der Classification zu benutzen, ausführte, zugleich aber *Micheli's* Entdeckung von den sogenannten Moosblüthen in dem Maafse erweiterte und vervollkommnete, dafs seine Arbeiten ungetheilte Bewunderung erregten. Sein System hatte das Eigenthümliche, dafs die Formen der Moosblüthen neben dem Mündungs-Besatz als Principe der Eintheilung aufgestellt wurden. Von diesem letztern Grundsatze wichen die Meisten ab, die, als *Hedwig's* Nachfolger, sein erstes Eintheilungs-Princip annahmen und durchführten. Vielleicht scheute man die mühsame Untersuchung der Moosblüthen: vorzüglich glaubte man die Standhaftigkeit zu vermissen, welche in solchen Bildungen gefunden werden muß, die man als Eintheilungs-Grund aufstellen will. Hr. Prof. *Schwägrichen* ist der Einzige, der auch in dieser Rücksicht den Ansichten seines unsterblichen Lehrers huldigt, wie seine Geschicklichkeit in der Auffuchung und Darstellung der Moosblüthen auch in alten getrockneten Exemplaren Bewunderung verdient. Dieselbe Empfindung erregt sein feltner Eifer, womit er auf seinen Reisen durch Großbritannien und Frankreich und durch seine Verbindungen eine Menge neuer Gattungen und Arten zusammengebracht und sie meisterhaft untersucht hat. In seinen Bestimmungen muß man die beständige Rücksicht auf natürliche Verwandtschaften eben so sehr achten, als die sorgfältigste und genaueste Rücksicht auf die kleinsten Theile, die sich der gewöhnlichen Beobachtung entziehen. Auch die Abbildungen sind größtentheils trefflich, besonders wo Hr. *Ludwig* Zeichner gewesen. Im zweyten Bande ist der Stich bisweilen etwas roh, die Farbengebung meist überflüssig, oft verfehlt. Allein dies hindert nicht, die Treue und Genauigkeit der meisten Darstellungen zu rühmen.

Wir erlauben uns zuerst über die einzelnen Gattungen einige Bemerkungen. Da der Vf., wie *Hedwig*, *Anoetangium* von *Gymnostomum* bloß durch den Stand der Moosblüthe in den Blattachseln unterscheidet und die Form der Mützcchen übersieht, so ist sein *Anoetangium* ein anderes als das Hooker'sche, welches *Bridel Schistidium* nannte. Davon unterscheidet er mit *Ehrhart* und *Hedwig* die Gattung *Hedwigia* durch den Stand der männlichen und weiblichen Blüthen in den Blattachseln. Er will den Namen beybehalten, obgleich *Swartz* eine phanerogamische Pflanze auch so genannt und dieser Name allgemein angenommen ist, weil *Swartz*'s Name erst 1788 bekannt wurde, während *Ehrhart* schon 1787 seinen Namen gegeben hatte. Vergleichend wir aber *Ehrhart*'s Charakteristik der *Hedwigia Anodon* *Ehrh.*, so kann man auf keine Weise sagen, daß der Charakter richtig bestimmt sey. Die *Ehrhart*'sche Pflanze stimmt dagegen im Bau, besonders auch in der Form des Mützcchens mit *Gymnostomum pulvinatum* *Hedw.*, so wie mit *Anoetangium torquatum* *Hook.* Daher sie billig mit diesen zum *Anoetangium* zu ziehen ist. Eine andre Gattung *Oedipodium* *Schwägr.* wird durch Zwitterblüthen im Gipfel unterschieden. Es ist *Gymnostomum Griffithianum* *Sm.* Hierbey vermisst man die Darstellung des zarten Häutchens in der Kapsel-Mündung, welche der Entdecker des Mooses, *Hooker*, genau angiebt; ferner die seitliche gespaltene Kalyptra und endlich, ausser den Zwitterblüthen, die *Engl. bot.* 1938 schon abgebildet sind, die am Ende der Triebe stehenden Körner, welche, wie bey *Sphagnum*, hier schon *Sowerby* bemerkte. Deswegen halten wir dafür, daß die Pflanze eher zu *Hymenostomum* *R. Br.* gehört, um so mehr, da das Geschlechts-Verhältniß sich bey *Splachnum* als unwesentlich zeigt. Vielleicht steht dies Geschlechts-Verhältniß selbst mit dem lockern Bau der Blattzellen in Beziehung: denn auch *Tayloria splachnoides* *Hook.* (*Hookeria* *Schwägr.*) hat nach dem Vf. (l. 2. p. 341.) polygamische Blüthen. *Bruchia Nestl.*, *Voitia Hornsch.*, *Glyphocarpa* *R. Br.*, *Drepanophyllum* *Rich.* und *Calymperes* *Sw.* erhalten hier ihre vollständige Aufklärung. Dem *Archidium Bridel* (*suppl. ad Bryol.* II. 747.) ist der Vf. geneigt einen Platz einzuräumen, nicht wegen des mangelnden Scheidchens, wodurch nach *Bruch* die Bildung der Frucht sich dem *Sphagnum* nähert, sondern wegen verschiedner Form des Mützcchens. Dagegen erhalten wir über *Hymenostomum* *R. Br.*, *Nees.*, *Leptostomum* *R. Br.* und *Schistostega* *Mohr.* keine Aufklärung. Von *Tetraphis* sondert der Vf. *Tetradontium* ab, eine Gattung, die sich bloß durch knospenförmige männliche Blüthen unterscheidet. (*T. ovata* *Hedw.* und *Hook.*, *repanda* *Funck.*) *Orthodon* *Bory.* und *Fabronia* *Radd.* werden angenommen und trefflich erläutert. Bey *Splachnum* finden wir noch *Hornschuch*'s mißverständenes *Systylium* unterschieden. Daß *Encalypta vulgaris* *Hedw. spec.* keine Zähne des Peristoms hat, und, wie manche Arten

Orthotrichum, abweicht, scheint dem Vf. entgangen zu seyn. Von *Grimmia* wird *Thysanomitrium* wegen der gefranzten untern Ränder der Kalyptra getrennt, ungeachtet der Vf. sonst nicht auf die Kalyptra achtet. Auch *Glypomitrium* *Brid.* unterscheidet der Vf. von *Grimmia*, mit der *Turner* und *Hooker* sie vereinigen. *Entosthodon* des Vfs. ist offenbar *Weisia*. Warum der ganz falsche Name *Pterogonium* geblieben ist, begreifen wir nicht. *Macromitrium* *Brid.* grenzt so nahe an *Orthotrichum*, daß man *Hooker* gern Beyfall giebt, der sie beide vereinigt, weil sonst auch alle *Orthotricha* mit einfachem Peristom hierher zu zählen seyn würden. Eine neue Gattung *Sclerodontium* macht der Vf. aus *Lucodon pallidus* *Hook.*, wegen der sehr starken, hier und da durchbrochenen, an der Basis einzeln stehenden, Zähne. *Syrrophodon* heißt eine neue Gattung, deren einfache sechzehn Zähne inwendig angewachsen, horizontal gegen einander geneigt sind. Bey mehreren Arten kommen die sogenannten Antheren an der Spitze der Blätter, wie bey *Calymperes* vor. Auch meint der Vf., daß *Calymperes Gardneri* *Hook.* aus zwey Arten dieser Gattung bestehe. *Weisia ciliata* *Hook.* rechnet der Vf. auch zu *Syrrophodon*, und bemerkt, daß der Rand des Blattes sich leicht ablöst. Unter den 17 Arten, die der Vf. aufführt, wachsen die meisten in Ostindien, doch einige auch in Brasilien, Cuba, auf den Falklands-Inseln und in Neu-Holland. *Dicnemum* *Schwägr.* ist, in Rücksicht des Peristoms, ein *Dicranum*; aber die Kalyptra ist glockenförmig; nach dem Vf. sind die männlichen Blüthen knospenförmig und stehen in den Blattkapseln. Dazu gehören die merkwürdigen *Leucodon calycinus* *Hook.* aus Neu-Seeland und *L. rugosus* *Hook.* aus Neu-Holland, welche beide sich durch die langen Perichaetial-Blätter auszeichnen. Daß der Vf. *Cynodontium* (*Cynontodium* *Hedw. sp.*) von *Didymodon* durch gipfelfständige Zwitterblüthen unterscheidet, ist consequent. Aber wie er das nicht genau beobachtete *Ptychostromum Hornsch.* (*Bryum demissum* *Hook.* und *Didymodon cernuus* *Sw.*) noch aufnehmen konnte, begreift *Rec.* nicht. *Bridel* hat (*Bryol.* 1. p. 601.) die richtige Ansicht, wenn er sagt: *Ptychostromum* sey ein *Bryum*, dessen innere Membran, wegen des hohen Standes auf den Alpen, nicht zur Vollkommenheit gelange. Dasselbe gilt von *Brachymenium* *Hook.*, dessen inneres Peristom undeutlich, wahrscheinlich aber dasselbe, wie bey *Bryum* ist. Auch die Gattung *Leptotheca* des Vfs. können wir von *Bryum* nicht unterscheiden, wiewohl die männlichen Blüthen knospenförmig sind und in den Gipfeln stehen. Die *Hooker*'schen Gattungen *Anomodon* und *Daltonia* scheint der Vf. nicht anzuerkennen: wenigstens kommen sie nirgends vor. *Astrondontium* nennt der Vf. eine Gattung aus Teneriffa, deren inneres Peristom in einer schwammichten Membran besteht, die aber vom Vf. auch nicht genau beobachtet worden. Die Zähne des äußern Peristoms breiten sich angefeuchtet sternförmig aus. *Hooker* mußte sehr mangelhafte Exemplare haben, wenn

er diefs Moos als *Hedwigia Schmidtii* (Smithii) abbildete. Die Gattung *Paludella* des Vf. (*Bryum squarrosum* Hedw.) wird durch scheibenförmige Blüthen von *Pohlia Hedw.* (deren männliche Blüthen knospenförmig sind) unterschieden. Die Gattung *Webera* Ehrh. behält der Vf. bey, obgleich wir schon eine gleichnamige phanerogamische haben, und rechnet sogar *Diphyscium foliosum* Web. et Mohr. dazu, welches wenigstens nicht consequent ist. Die Gattung *Codonoblepharum* des Vf. hat sechzehn äussere zurückgeschlagene paarweise stehende Zähne: die Zähne der innern Haut neigen sich glockenförmig zusammen. Die Gattung besteht in einer einzigen Art, welche *Menzies* aus Neu-Seeland mittheilte. Die Gattung *Schlotheimia* Brid. nimmt der Vf. an, charakterisirt sie aber genauer durch die unordentlich zerschlitzte innere Haut des Peristoms. Mit *Orthotrichum* und *Macromitrium* ist sie so nahe verwandt, dass es sehr schwer ist, einzelne Arten mit Bestimmtheit zu dieser oder jener dieser Gattungen zu bringen. Die Gattung *Hookeria* von Smüh (im J. 1808 Engl. bot. 1802.) aufgestellt, und neuerdings durch *Hooker* mit mehr als dreyssig Arten bereichert, sah sich der Vf. endlich genöthigt anzunehmen, und dagegen seine im J. 1815 sogenannte Gattung mit *Hooker Tayloria* zu nennen. Die Gattungen *Bryum* und *Mnium* unterscheidet der Vf. noch immer durch die knospen- oder scheibenförmigen männlichen Blüthen, und trennt noch davon *Mnium androgynum* L. unter dem Namen *Gymnocephalus*, weil hier die gestielten Knöpfchen männliche Blüthen genannt werden, während *Hedwig* die gleichen Knöpfchen bey *Tetraphis pellucida* sehr gut von den männlichen Blüthen unterscheidet. (*Spec. posth.* p. 46.) Die Gattung *Acidodontium* des Vf. (*Macrothecium* Brid. suppl. tab. 3.) hat unbedenklich den Charakter der *Bartramia*, und ist selbst in Rücksicht der männlichen Blüthen nicht verschieden. *Bridel's* abweichende Darstellung kann nicht entscheiden. *Actinodontium* des Vf. ist ohne alles Bedenken eine *Hookeria*, selbst bis auf den doppelten Blattnerven. Eben so wenig kann die Gattung *Orthodontium* bleiben, theils weil wir schon ein *Orthodon* haben, theils weil die beiden aufgeführten Arten sich von *Neckera* nicht wohl trennen lassen, ungeachtet der Vf. das Mützchen auch hier wieder überfieht. *Spiridens* Nees, den der Vf. auch aufnimmt, können wir von *Leskea* nicht trennen.

So viel von den Gattungen. Was die Arten betrifft, so hat Hr. Schw. Alles geleistet, was man nur von einem genauen und sorgfältigen Forscher in Rücksicht der einzelnen Charakteristik verlangen kann. Anders ist das Urtheil über die Anordnung

zahlreicher Arten. Diese Anordnung soll die natürliche Verwandtschaft der Arten andeuten und das Auffuchen durch Festsetzung gewisser Normen erleichtern. Aber davon ist hier wenig zu bemerken. Die grosse Gattung *Hypnum*, von Hn. Schw. mit mehreren neuen Arten bereichert, steht zwar nicht ohne Princip der Eintheilung da, allein diefs ist so locker und oft so unbestimmt ausgedrückt, dass sich wohl Niemand finden wird, der darnach ein unbekanntes *Hypnum* bestimmte. Nicht blos die Richtung der Blätter, sondern vorzüglich die Länge des Blattnerven, bey vielen auch die Glätte oder rauhe Beschaffenheit des Fruchtsiels entscheiden. Das ist besonders zu bedauern, dass die Moose der Britischen Inseln dem Vf. fast unbekannt geblieben, obgleich er Grossbritannien und Irland besucht hat. So fehlen hier *Hypnum flagellare* Dickf., *H. Donianum* Sm., als Synonym von *H. denticulatum*, *H. laete-virens* Dickf. Sm. u. f. f. Endlich ist die Fehlerhaftigkeit der Register sehr zu tadeln, da fast der dritte Theil der Zahlen unrichtig ist.

K. Sprengel.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Paragraphen* als Grundlage zu Vorlesungen über die *Homiletik*, von Dr. Karl Gottfried Bauer, Archidiaconus an der Nicolaikirche in Leipzig. 1826. IV u. 100 S. 8. (8 gGr.)

Die Bestimmung dieses Werkchens giebt der Titel an. Wir können versichern, dass es derselben vollkommen entspricht. Trotz des geringen Umfanges ist es sehr reichhaltig; weil keine Literatur angegeben, nur wenige Anmerkungen den Paragraphen zugefügt, und diese selbst so kurz, als es nur irgend die Deutlichkeit zulieft, abgefasst sind. Der Vf. gesteht, „dass Vieles, ja das Meiste ein Auszug aus Schott's trefflichem Entwurf einer Theorie der Beredtsamkeit sey“; versichert aber auch zugleich, „dass eignes Nachdenken und die Ergebnisse einer vierzigjährigen Erfahrung nicht ohne Antheil an diesen Bogen gewesen sind.“ Und Beides haben wir bey der Vergleichung mit dem Schott'schen Werke bestätigt gefunden. Das meiste Eigenthümliche hat die dritte Abtheilung: von der *Form homiletischer Vorträge*. Männern, welche über Homiletik Vorlesungen halten, oder schon mit der Theorie und Praxis dieser Kunst vertrauter sind, empfehlen wir es sehr; angehende Kanzelredner jedoch und namentlich Studirende können daraus nur wenig Nutzen ziehen.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

ZUR

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1827.

ARZNEYGELÄHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Laupp: *Medicnisch-praktische An-
verfahren am Krankenbette gesammelt von Peter
Joseph Schneider u. f. w.*

(Fortsetzung der in Nr. 112, abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Theil bildet ein geschlossenes Ganze, und hat auch den Titel: *Entwurf zu einer Heilmittel-
lehre gegen psychische Krankheiten, oder Heilmittel
in Beziehung auf psychische Krankheitsformen.* Die
eigne Erfahrung hat den Vf. bey der Ausarbeitung
dieses Werks weniger unterstützt und geleitet, al-
lein durch vollständige Zusammenstellung des in so
vielen einzelnen Büchern und Zeitschriften Zer-
streuten hat er sich ein sehr wesentliches Verdienst
erworben. — In der Einleitung ermahnt er beson-
ders zu einer sorgfältigen und treuen Beobachtung
der Natur, die psychische Krankheiten nicht, selten
durch hinzutretende körperliche bestätigt. So ist das
Fieber in psychischen Krankheiten eine höchst be-
achtungswerthe Erscheinung, so sind Ohnmachten
und Entzündungen nicht selten von der Natur her-
vorgerufen und haben heillamen Einfluß auf das
vorhandne geistige Leiden. — Das Ganze zerfällt in
die *Materia medica, diætica und psychica*, und
der erste dieser Hauptabschnitte wieder in die Unter-
abtheilungen der antagonistischen, aniphlogistischen,
sedirenden und excitirenden Mittel, die den Heil-
anzeigen entsprechen, je nachdem es der Arzt mit
topischer Paralyse des Ganglien-Systems, oder vor-
zugsweise gesteigerter Irritabilität, oder mit prädo-
minirender, normwidrig erhöhter Sensibilität, oder
mit einem über das ganze Nervensystem und Gehirn
verbreiteten Torpor zu thun hat. — *Antagonisti-
sche Mittel* zerfallen in die scharflösligen, oder Ekel
und Brechen erregenden, und cathartischen Mittel.
Die ersten werden als Erschütterungsmittel, als
ausleerende, oder als Ekel erregende benutzt. Alle
Ekel und Brechen erregende Mittel sind da beson-
ders anzuwenden, wo die Irren wegen eines stum-
men Hinbrütens und großer Verslossenheit, oder
im Gegentheil wegen Ausgelassenheit, sich nicht zur
Reflexion auf sich selbst und die Umgebung bestim-
men lassen wollen. Von den hierher gehörigen Me-
tallsalzen finden wir zuerst den Zinkvitriol, den *Lett-
son* und *Jahn* besonders empfehlen; dann den Brech-
weinstein, von dem der Vf. mehreremal 18, bis 24
Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Gran geben mußte, ehe ein mäßiges Erbrechen er-
folgte. Ferner den Kupfervitriol, den Kupferfil-
miak, der wegen seiner specifischen krampflöslenden
Kraft den übrigen vorzuziehen seyn möchte;
und den Höllenstein, den indessen, um Ekel und
Brechen zu erregen, schwerlich Jemand geben
möchte, und der deshalb nicht eigentlich hierher
gehört. Dasselbe gilt auch vom Bleyzucker, dem
Arsenik und den Zinkblumen. Von den Mitteln aus
dem Pflanzenreiche gedenkt der Vf. der *Ipecacuanha*
mit demselben Lobe, das er ihr schon im ersten
Theile zollte, so wie er denn auch dieselben Einwürfe
gegen die Anwendung der metallischen Mittel hier
vorbringt. Außerdem sind bemerkt: die Haselwur-
zel, die caribäische Rinde, die *Squilla* (empfohlen
bey solchen psychischen Affectionen, die mit atoni-
scher Anschwellung der Organe des Unterleibes, mit
beträchtlicher Schleimanhäufung, mit Gallsucht,
Bleichsucht, schlecht geheilten Wechselstiebern, Un-
terdrückung der Hämorrhoiden, Gicht u. f. w. ver-
bunden sind) — die Zeitlose, die Veilchenwurzel,
die *Herba Spigelia*, das Pfaffenhüttlein, die Nüsse
des Brasilianischen Schellenbaums, die Schwalben-
wurzel, die Wurzeln von *Thapsia foetida*, die Blü-
ter des *Viburnum cassinoides*, die Wiesenraute,
die Rebenrüsse, den kleinen Hauslauch, die Kermes-
beere, den Samen von *Abrus precatorius*, *Coronilla
maria*, *Aralla pontica*, *Paris quadrifolia*, *Rhododen-
dron Chrysanthum* (bey rheumatischen und arthriti-
schen Metastasen), *Linosa jamaicensis*, *Nux vomica*,
die Ignatiushohnen und den *Agaricus conicus*. — Die
außern antagonistischen Mittel zerfallen in mechan-
ische, dynamische und mechanisch dynamische. Von
der Drehmaschine sagt der Vf., sie erzeuge bey Vielen
Schwindel, Uebelkeit, Würgen und Erbrechen.
Indessen hätte er wohl sagen können, fast bey Allen:
denn es wird nur selten Ausnahmen geben, bey den-
nen Schwindel, Erbrechen und Durchfall nicht sehr
schnell einträten. Der Drahtstuhl — die Schaukel.
Von der letztern sagt der Vf., daß ihre Wirkungen
noch durch den Eindruck der Furcht gesteigert wer-
den, und dadurch in hoffnungslosen Fällen große
Hülfe leisten können; wenn man z. B. die Schaukel
in einem finstern Saale anbrächte, und durch beson-
dere aromatische Gerüche und andre Einwirkungen
ihren Einfluß noch verstärkte. Zu beherzigen ist
die Bemerkung, daß man bey allen mechanischen
Mitteln das Gewöhnen an ihren Gebrauch verhüten
solle, weil sie durch tägliche Anwendung ihre Kraft
X (6) ver-

verlieren. Hinzusetzen könnte man noch, daß es eben so schädlich ist, wenn man diese Mittel zu häufig als Strafe für die Irren gebraucht, wie sie denn in manchen Irrenhäusern leider häufiger als Strafe, denn als Heilmittel angewandt werden. — **Hallaraus Schaukel** — das glühende Eisen — das Peitschen mit Nesseln. Der Vf. ist überzeugt, daß das letztere Mittel bey trägen, lüthigen, boshaften, sinnlosen, arbeitscheuen und in sich verschlossenen Irren, und bey solchen mit Neigung zum Selbstmorde mit erfreulichem Erfolge anzuwenden sey. Es soll sich gegen den allgemeinen Hautkrampf, gegen den über das Hautsystem verbreiteten Torpor hilfreich beweisen: es würde die Hindernisse des Kreislaufs beseitigen, die innere Vollblütigkeit einzelner Organe mehr nach der Oberfläche des Körpers zertheilen und die Sec- und Excretion reguliren. Allein es fragt sich, ob bey der großen Unempfindlichkeit der meisten Irren, die gegen weit stärkere Reize gesthlos bleiben, dieß an und für sich nicht tief eingreifende Mittel nicht zu schwach seyn dürfte, und ob überhaupt die Ableitung der innern Vollblütigkeit von irgend einem Mittel zu erwarten ist, was nicht dadurch, daß es eine neue Secretion erzeugt, ein beständiger Reiz bleibt. — Ventosen, Haarseile und Fontanelle. — Bey den Haarseilen erwähnt der Vf. nicht, daß sie eins der besten Mittel sind, um widerpenfliche Aere zu bändigen. Haben sie ein Haarseil im Nacken, und man greift dabey, so ist der Schmerz so heftig, daß sie meist schon bloß dadurch sich zur Ruhe bringen lassen; wenigstens suchen sie diesen Schmerz schnell los zu werden und geben dadurch einem Wärter Zeit, andre Zwangsmittel anzulegen. Noch wird des sanften Reibens der Haut gedacht, als eines vorzüglichsten Mittels zur Erweckung einer angenehmen Reizung, die von den Nervenwurzeln der Haut durch den Consensus allgemein fortgepflanzt wird. — **Aequale dynamisch - antagonistische Mittel.** Klystiere, Seidelbast, Sinapismen, Blasenpflaster. Nach dem Vf. sind die letztern angezeigt: als Reizmittel für die gesunkene Nervenkraft, gegen Nervenschwäche mit zu großer Hastigkeit der Functionen, gegen psychische Störungen, die aus örtlichen Krankheiten, zurückgetretenen Hautausschlägen u. s. w. entstanden sind, gegen Wahnsinn mit vorherrschender fixer Idee zur Ableitung, da, wo Kranke sich nicht gut behandeln lassen, und wo man künstliche Geschwüre, die mehr Schonung erfordern, anzuwenden hat. Indessen fallen diese Indicationen mit denen starker Hautreize im Allgemeinen wohl zusammen. — **Die Auteriat'sche Salbe, die Kopp'sche Salbe, die Ameisen, die Inoculirung der Krätze.** Es ist kein Grund zu sehen, warum Glühisen, Haarseile u. s. w. nicht ebenfalls in diese Klasse gezogen sind. Ist die Wirkung des Mittels ein starker Hautreiz und die Erzeugung einer secernirenden Fläche, so kann darin ein Unterschied nicht begründet seyn, daß sie in dem einen Falle durch ein glühendes Eisen, und im andern durch arzenyliche Stoffe hervorgebracht wird. — **Mechanisch - dynamisch - antagonistische Mittel.**

Zuerst von den allgemeinen Bädern. Die kalten Bäder sind angezeigt, wo eine plötzliche Einwirkung auf den Organismus durch eine schnelle und kräftige Erschütterung bewirkt werden soll, theils um eine neu belebte Thätigkeit und ein gesteigertes Wirkungsvermögen hervorzurufen, theils um das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Contraindicirt sind sie überall, wo Wärme fehlt, wo das Nervensystem zu tief herabgesunken ist, so daß sie leicht normwidrige und tumultuarische Bewegungen hervorbringen; ferner wo innere organische Fehler vorhanden sind. Die Kranken frieren alsdann meistens nach dem ersten kalten Bade sehr stark, zittern, empfinden nicht die behagliche Wärme, die sonst gewöhnlich Statt findet, fühlen sich im Gegentheil abgemattet, bekommen Ohnmachten und Krämpfe. Bey dem Schneebade, sagt der Vf., ging *Mellin*, der es empfahl, von der Idee aus, daß psychische Kranke einen unverhältnißmäßig hohen Grad von Kälte vertragen können, und deshalb kann dieß Bad überall da empfohlen werden, wo vorhergegangene kalte Bäder ohne Nutzen geblieben sind. Allein dabey ist zu bemerken, daß die Einwirkung des auf dem Körper zerfließenden Schnees eine andre ist, als die eines kalten Wasserbades, wie dieß z. B. die Belebung der Erfrorenen durch Reiben mit Schnee und das ungeheure Brennen der Hände beweist, welches man bekommt, wenn man längere Zeit Schnee in derselben gehalten hat. — Unter Sturzbad versteht der Vf. — gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch — auch das plötzliche Hineinstürzen eines Kranken ins Wasser. Um dieß zu bewerkstelligen, könnte man, sagt er, eigne Wasserbehälter von ziemlicher Tiefe in Form eines Bassins einrichten, und über demselben eine Schaukel, an der zwey lange starke Stricke befestigt sind, schweben lassen. Ist der Ite auf der Schaukel befestigt, so stellt man an jedes Ende des Bassins einen Wärter, deren einer ihn hineinflößt, der andere ihn wieder heranzieht. Der Kranke mußte in der Mitte des Bassins vollkommen unter dem Wasser seyn, was dadurch geschehen kann, daß die Seile, an denen die Schaukel hängt, über eine Rolle gezogen, und entweder nachgelassen, oder angezogen werden. — **Begießungen mit kaltem Wasser.** — Das lauwarme Bad, gegen erethistische Geisteszerrüttungen und Nervenkrankheiten. Von großem Nutzen, meint der Vf., würden allgemeine Senfbäder seyn, wenn man dabey die Vorsicht gebrauchte, die Genitalien und den After durch Bandagen vor der Einwirkung des Mittels zu sichern. Sollte aber ein so gewaltthamer Reiz, als ihn der Senf hervorbringt, wenn er auf die ganze Haut wirkt, nicht bedeutende Respirationsbeschwerden erzeugen? — **Topische Bäder.** — Das Douchebad. Der Vf. überzeugte sich mehrermale davon, daß es am besten einwirkt, wenn man Stofs- oder Absturzweide den kalten Wasserstrahl auf den Hintertheil des Kopfes, den Nacken oder die Wirbelsäule entlang anprellen läßt; anstatt den Strahl lange auf dieselbe Stelle, ohne Ablätze einwirken zu lassen, ein jeder Stofs macht

macht dann eine neue Erschütterung. Zu den Tröfzbädern machte der Vf. in Privathäusern eine sehr einfache Vorrichtung, und bediente sich derselben mit gutem Erfolg. Er liefs die Decke des Zimmers durchbohren, und in diese Oeffnung eine dünne metallene Röhre stecken, in die ein Wärter vermittelst eines Trichters das Wasser eintröpfelt. — Regen- oder Schauerbäder. — Kalte Fomentationen und die Eiskappe. Gegen den Vorschlag *Heinroth's*, eine mit Quecksilber gefüllte Blase auf den Kopf zu legen, wird erinnert, dafs viel Quecksilber den Kopf zu sehr belästigen und wenig oder keinen hohen Kältegrad erregen würde. Aus eigener Erfahrung kann der Vf. die vorzügliche Wirkung der anhaltenden kalten Fomentationen auf den geschornen Kopf nicht genug rühmen. — Die heifsen Fomentationen. — Die lauwarmen Fußbäder. — Es folgen nun die *Cathartica*, die der Vf. in die Digestivmittel und die *Drastringa* eingetheilt hat: eine Eintheilung, die sich weder durch die Abkühlung, noch durch den Sprachgebrauch rechtfertigen läfst. Auch entspricht die Definition, es seyen diejenigen Mittel, welche die Secund Excretion der Gedärme beförderten und vermehren, wobey die Stuhlausleerung flüssiger als gewöhnlich würde — dem Begriff eines *Catharticum's* nicht. Eben so wenig können Digestivmittel als antagonistische betrachtet werden, denn um einen Gegenreiz hervorzubringen, wäre ihre Einwirkung zu schwach. Auch führt der Vf. unter dieser Klasse alle Neutralsalze an, und zwar in solchen Dosen, dafs sie abführen; beweist also dadurch, dafs er den gewöhnlichen Begriff eines Digestivmittels — aus welcher Ursache, sagt er nicht — nicht beybehalten habe. Unter den Salzen rühmt er besonders das Bittersalz; seit mehreren Jahren gebrauchte er es im Anfange der Kur bey Melancholie mit atrabilarischem Temperament, nur nicht bey zu tief gesunkener Sensibilität und Reproduction. Er liefs täglich einige Kaffeelöffel voll in Wasser so lange fortnehmen, bis einige Zeit hindurch sich anhaltend breyartige Oeffnungen einstellten, die grofse Erleichterung zur Folge hatten. — Zur Erhöhung der Wirkung des tartarischen Weinsäure empfiehlt er das Kirchlorbeerenwasser und das Bilsenkrautextract. Als Digestivmittel werden auch die auflösenden Extracte und die feisembaltigen Mittel angeführt; ferner die Gummiharze, die Mineralwasser und endlich auch das Quecksilber. Wie paßt der oben angegebene Begriff: Erschlaffung des Darmkanals und Vermehrung seiner Secretionen, auf den Sablimat und die andern ätzenden Quecksilberpräparate? Indicirt soll das Quecksilber seyn in solchen Fällen von Melancholie, wo eine besondere fixe Idee vorherrscht; und wo zugleich keine bestimmte Ursache über den eigentlichen Ursprung der Melancholie ausgemittelt werden kann, wo andré Mittel schon fruchtlos gebraucht wurden, was um so mehr Statt finden soll, wenn unglückliche Liebe, psychischer oder physischer Art, die Seelenstörung begründete. Hier soll, wegen Consensus zwischen dem Genitalsystem und den Spei-

chel secernirenden Organen die erregte Salivation von heilbringenden Folgen seyn. Den Schluß dieser Klasse macht die Spiessglanzseife. — Unter den drastischen Mitteln finden wir die *Herba secaca*, von der der Vf. meint, dafs sie gegen psychische Krankheiten angewendet werden könne, weil sie die Nerven des Unterleibes stark afficire, in starken Gaben sogar Brechen und Purgiren erzeuge und auf das Hautorgan und die Nieren specifisch wirke. Den heilkräftigen Wirkungen der *Gratiola* muß der Vf. alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, indem sie ihm in Fällen von Manie und Melancholie wesentliche Dienste leistete. — Die antiphlogistischen Mittel zerfallen in die medicinischen und chirurgischen. Bey den erstern finden wir die Tamarinden, die vielleicht eine passendere Stelle hinter den Neutralsalzen gefunden hätten, als zwischen dem Salpeter und den Säuren. Die chirurgischen beginnen mit dem Aderlaß, und der Vf. äußert sich sehr belehrend über die unverständige Eilfertigkeit, mit der man allen Irren, im Beginn ihrer Krankheit, Blut in grofser Menge zu lassen pflegt. Nicht ganz mit Recht aber führt er hier *Sydenham* als Beyspiel an, und citirt dabey seine *Proceffus integri*, die man überhaupt nicht citiren sollte, wenn man von *Sydenham's* Grundsätzen spricht. Weit deutlicher sagt er seine Meinung über die Manie im fünften Kapitel der ersten Section des Werks über die acuten Krankheiten und an mehreren Stellen desselben Werks. — Blutigel und blutige Schröpfköpfe sind ausserdem hier abgehandelt. — Die dritte Klasse, die narcotischen Mittel, zerfällt in die rein-narcotischen, narcotisch scharfen und äußerlichen beruhigenden Mittel. Der Mohnsaft wird empfohlen, wenn eine Geisteszerrüttung aus Schwäche der Geschlechtstheile nach Ausschweifungen entstand; noch wirksamer soll er bey immateriellen Melancholien seyn, die durch heftige Gemüthsbevegungen entstanden sind und sich durch Niedergeschlagenheit, Weinen, Seufzen u. s. w. äußern. — Als äußerliche beruhigende Mittel werden die gewöhnlichen Zwangsmittel angeführt, die man als eine Unterabtheilung der *Narcotica* kaum erwarten sollte. Der Vf. erklärt sich für die Anwendung des Sackes, und räumt ihm unter allen mechanischen Vorrichtungen den ersten Rang ein, weil seine Construction einfach und leicht sey, sehr geringe Auslagen erfordere und weil er mit leichter Mühe blofs durch Ueberwerfen über den Kopf des Irren und schnelles Herabziehen bis zu den Füfsen angebracht werden und dadurch der Irre völlig gebändigt werden könne. Er gedenkt noch des Schrankes, bemerkt aber bey diesen beiden Mitteln nicht, dafs durch ihre Anwendung das bey Irren so sehr häufige Onaniren nicht gehindert wird. — Das hohle Rad. — Die Antonieth'sche Maske. — Der Fallhut. — Das Zwangskamisol. Das letztere brachte der Vf. auch bey den gröfsten Tobfüchtigen ohne Schwierigkeit an, indem er vor der Anwendung durch zwey oder drey Wärter dem Irren ein dickes Tuch über das Gesicht werfen und hinten zubinden, nöthigen Falls auch die

die Fäße binden und dann die Aermel anziehen liefs. Er stimmt im Allgemeinen den günstigen Urtheilen über dießs Zwangsmittel bey, daß es nämlich kein Glied presse, keinen Schmerz und keine Friction erzeuge, die Circulation nicht hemme, und den Irren an keiner Bewegung, aufer an der der Arme hindere. Er bediente sich bey tobſüchtigen Irren einigemale der Zwangsweise mit auffallend gutem Erfolge; nicht selten wurde der Kranke dadurch auf der Stelle beruhigt, und unterliefs seine Versuche zu schaden, weil er seine Abhängigkeit fühlte. Minder günstig spricht er sich über den Zwangssuhl aus, der seiner Meinung nach die Vortheile nicht gewährt, die man sich von ihm verspricht. Wenn er auch noch so vorſichtig ausgepolſt ſey, so schade er doch auf eine auffallende Weise, theils durch das durch ihn herbeygeführte Unvermögen, sich frey bewegen zu können, theils durch das ruhige Sitzen, wodurch sehr oft topische Störungen des Kreislaufs der Säfte, ödematöse Anschwellungen und sogar Brand entſtehen. — Das Zwangsſehen. — Die Zwangsſiege. — Der Zwangsriemen. — Die metallenen Armbänder hält der Vf. für den einfachsten und gelindesten Apparat; auferdem ſeyen sie leicht und schnell anzulegen und könnten von andern Irren nicht so leicht losgemacht werden. — Das Binden der Hände und Füße. — Der Däumling. — Die Birne. — Das Autenrieth'sche Pallſadenzimmer. Gegen Heinroth's Einwürfe gegen diese Vorrichtung erinnert der Vf., daß das Autenrieth'sche Zimmer, wenn auch nicht als eigentliches Heilmittel, doch als ein sehr sicheres Verwahrungsmittel sich beaurkunde, in welches Tobſüchtige im Augenblick der höchsten Wuth — die dann aber auch keine phyſiſche (?) noch psychiſche Behandlung zuläſt — um so mehr ohne Nachtheil gebracht werden können, als sie sich in demſelben nur sehr unbedeutend verletzen und Andere nicht beſchädigen können, welches Erſtere, wenn es wirklich bey Einem oder dem Andern der Fall ſeyn ſollte, dadurch verhütet werden könnte, daß man ihn mit dem Fallhut bedeckte, den Sack oder die enge Weſe gebrauchte, was ſolche Beſchädigungen verhüten würde. — Die zum Schluſſe erwähnte Opiaträucherung hätte wohl die paſſendſte Stelle bey dem Opium überhaupt gefunden. —

(Die Fortſetzung folgt.)

von Nutzen ſeyn dürfte. Die kurzgefaßte Einleitung deſſelben giebt ſehr falſche Begriffe über die Art und Weiſe, wie die franzöſ. Sprache ihre Derivationen bildet. Es dürfte zu wünſchen ſeyn, daß der unbekannte Vf. (er unterzeichnet ſeine Einleitung mit der Chiffer Dr. S.) es nicht verſchmähete, auch die eigentlichen *ſubſtantifs composés*, nämlich ſolche, die aus zweyen Hauptwörtern ſich bilden, und deren die franzöſiſche Sprache nicht wenige zählt, mit aufgenommen hätte. So iſt z. B. unter dem Artikel *père* das Compoſitum *beau-père* bemerkt, während man das eben ſo populäre *grand-père* vermiſt. Etliche und die meiſten Artikel, wie *cap*, *cernere* (lat.), *courir*, *dicare* (lat.), *dire*, *duoere* (lat.), *corira*, *faire*, *forme*, *lire*, *mettre*, etc. ſind wirklich erſchöpft. Freylich leiſtet dieſes Buch keineswegs in Hinſicht auf Vollſtändigkeit völlige Genüge, indeſſen dürfte es, da es für den Schulbedarf beſtimmt iſt, eben in dieſer ſeiner Beſchränktheit am nützlichſten werden können. Mehr, um dem Vf. einen Beweis zu geben, daß Rec. ſeine „Sammlung“ aufmerkſam durchſah, als demſelben den Vorwurf der Mangelhaftigkeit zu machen, zeigen wir hier nur aus einem Theile des Buchſtaben A. diejenigen Wörter an, die wir in ſeinem Buche durch Vergleichung deſſelben mit dem „*Catholicon*“ als fehlend bemerkten: *abbatical* — (*bâtard*) *abatardir*, *abatardissement* — *ABC*, *abécédaire*, *abécédariens* — *aben*, *abécher*, *abéchement* — *abatant*, *abatée*, *abat-vent* — *abrégement* — *abreuvement* — *abducteur*, *abduction* — *abonder*, *abondamment*, *abondance*, *abondant* — *abonner* (deſſen Grundwort *bonne* iſt), *abonnage*, *abonnement* — *abouliſſement* — *abſoudre*, *abſolu*, *abſolument*, *abſolution*, *abſolutoire*, *diffoudre*, *reſoudre* etc. — *abſurdement* — *académiste* (untermieden von *académicien*) — *acceſſit* — *accélérateur*, *accélération* — *acceptant*, *accepteur*, *acceptilation* — *accident*, *accidental*, *accidentellement* etc. Auch die übrigen Buchſtaben ſind als gleich unvollſtändig behandelt zu betrachten, ſo fehlt nach flüchtiger Durchſicht *cartonner* bey *carte*, *claquet* bey *claquer*; *cuivette*, *cuiveux* und *cuirot* bey *cuire*; *despotisme* bey *despote*, *dragonné* bey *dragon*, *hormis* bey *hors* u. ſ. w. Das Büchlein iſt übrigens höchſt ſauber und correct gedruckt, dennoch möchte der Kaufpreis für ein Schulbuch etwas zu hoch ſetzt ſeyn.

NEUERE SPRACHKUNDE.

FRANKFURT a. M., in d. Jäger. Buchh.: *Sammlung franzöſiſcher Wörterfamilien* zum Gebrauch für Schulen. 1825. 190 S. gr. 12. (12 gGr.)

Ein kleines, aber mit Sprachkenntniß ſammengetragenes Schulbuch, das für Schüler, die einige Vorkenntniſſe der franzöſiſchen Rede beſitzen,

NEUE AUFLAGE.

LEIPZIG, in d. Dyck. Buchh.: *Grundriß einer hiſtoriſch-kritiſchen Einleitung in's Alte Teſtament*. Von Dr. Joh. Chriſt. Wilh. Auguſt. Zweyte, vermehrte u. verbeſſerte Ausgabe. 1827. XXXVI u. 862 S. gr. 8. (1 Rthl. 12 gGr.) (S. die Recenſ. A. L. Z. 1816. Nr. 64.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1827.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Laupp: *Medicinisch-praktische Ad-
versarien am Krankenbette gesammelt von Peter
Joseph Schneider u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Rezension.)

Die vierte Klasse handelt die excitirenden Mittel ab, angezeigt gegen den paralytischen und reizlosen Zustand des gesammten Nervensystems in psychischen Störungen, besonders im Blödsinn. Sie sind eingetheilt in innere und äußere, und unter den innern beginnen zunächst die kampferhaltigen. Die Indication für den Kampfer soll besonders da Statt finden, wo das tumultuarisch aufgeregte, vorher in Asienie versunkene Nervensystem einen starken und schnell durchgreifenden Reiz erfordert, wobey man vorzüglich Rücksicht auf die Erhöhung der Thätigkeit der peripherischen Organe nehmen muß. Contraindicirt ist er, wo Betäubung auf seinen Gebrauch erfolgt, wo eine beträchtliche Ueberfüllung von Blut in den Hirngefäßen Statt findet, wo man starke Congestionen nach dem Gehirn wahrnimmt, wo gastrische Unreinigkeiten in den ersten Wegen oder gar Entzündung Statt findet. Der Vf. hat sehr glänzende Beobachtungen von der Mischung aus Kampfer und Essig aufzuweisen. (S. die Anzeige des ersten Theils der Adversarien.) Indessen hat er jedesmal zuvor kräftige Purganzen, und wenn das Seelenleiden mit erhöhter Gefäßthätigkeit verbunden war, auch sogar Venesectionen angewandt, und ist dann erst zu jenem Mittel geschritten. — Die ätherischen Mittel mit bitterem Stoff umfassen den chinesischen Thee und die Arnica. Ihnen folgt als dritte Unterabtheilung die der vegetabilisch-ätherischen Oele, und diesen die thierisch-ätherisch öligten Mittel, der Moschus, das Castoreum, die Canthariden, das animalische ätherische Oel. Die fünfte Unterabtheilung enthält die Gewürze, die sechste den Phosphor, die siebente die geistigen Präparate und die achte das Ammonium. Wir vermissen das Opium, dessen analeptische Wirkungen auch oben, wo seiner narkotischen gedacht wurde, nicht erwähnt sind. Der Vf. erörtert die permanent stärkenden Mittel nicht. Er hat die Ueberzeugung, daß dies um so weniger nöthig sey, als die Erfüllung der Indication der Stärkung eigentlich nicht auf besondern pharmaceutischen Mitteln, sondern auf einer vernünftig ange-

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

ordneten Diät und einem zweckmäßigen Regimen beruhen. Doch gedenkt er beyläufig des Eisens, der China, des ammoniumhaltigen salzsauren Kupferliquors und der Transfusion des Bluts, als hierher gehöriger Mittel. Mit welchem Rechte er den Kupfersalmiakliquor, als ein permanent stärkendes Mittel, der China zur Seite setzt, ist schwer einzusehen, da die Wirkung beider Mittel doch sehr verschieden ist. Er hat durch diesen Liquor eine Epilepsie geheilt, die schon drey Jahre anhielt, überdies hartnäckige krampfhaftige Zufälle, Obstructionen, Schwäche der ersten Wege, Schwindel, reine Nervenschwäche, Fehler des Gedächtnisses beseitigt. Die Wirkung soll sich sehr bald in einer geregelten Verdauung, ungeheurer Eßlust, blühender Gesichtsfarbe, Kraftgefühl des ganzen Körpers und bedeutender Heiterkeit des Geistes zeigen. — Als äußere erregende und nervenbelebende Mittel sind aufgezählt: die warmen Fomentationen auf den Kopf, das Einathmen des oxydirten Stickgases, die Niesemittel, die Elektricität, der Galvanismus, Perkinismus und Magnetismus.

Die *Materia diaetetica* zerfällt in die Betrachtung der Nahrungsmittel und in die der Lebensordnung und des Verhaltens der Irren. Beym Schlusse des Kapitels von den festen Nahrungsmitteln erwähnt der Vf. der übermäßigen Gefräßigkeit der Irren und der völligen Abneigung gegen alle Nahrungsmittel. Die Hauptkur der Gefräßigkeit beruht auf einer die abnorme Stimmung der Magenerven kräftig umändernden Methode. Brechmittel, die Ekelkur und narkotische Mittel dürften diese Anzeige erfüllen. Weit schwieriger ist die Heilung der gänzlichen Abneigung gegen alle Nahrungsmittel. Entweder beruht dieselbe auf einem körperlichen Leiden, namentlich bey melancholischen Kranken, bey denen ein hoher Grad von Torpidität der ersten Wege, mit belegter Zunge, sinkendem Athem vorhanden ist, oder wo Leberleiden sich findet; oder sie entsteht aus einer psychischen Quelle, und jene ist weit eher zu beseitigen, als diese, bey der man nicht selten kein anderes Mittel als Gewalt hat. — Das *Elixirium acidum Halleri*, unter das Getränk gemischt, hat der Vf. mehrere Male bey Tobfüchtigen, namentlich bey der *Melancholia errabunda* mit Nutzen gegeben. Doch gab er auch ein reines helles Bier mit ausgezeichnetem Erfolge bey Geisteszerrüttungen mit dem Charakter der Lähmung und des Typhus,

Y (6)

und

und in Verbindung mit Weinessig gegen Tobfucht. — In dem Abschnitt von der Lebensordnung und dem Verhalten der Irren werden der Aufenthaltsort, die Kleidung, die natürlichen Verrichtungen, Schlaf und Wachen, Beschäftigung und Erholung und die Krankenbesuche abgehandelt.

Die dritte Abtheilung betrachtet die *Materia psychica*. Der Vf. setzt hier in der Einleitung die Vortheile der abwartenden, negativen Methode auseinander, tadelt aber diejenigen Aerzte sehr, die der Bequemlichkeit wegen sich zu ihr bekennen. Sie kann, sagt er, nur dann vernünftigerweise in Anwendung gebracht werden, wenn der Heilarzt nicht so viel eignen kräftigen Willen und manchmal auch nicht so tiefe und gründliche Kenntnisse besitzt, um mit Glück auf directem Wege auf das seelenkranke Subject einwirken zu können. (Das ist eine sonderbare Indication. Ein solcher Arzt sollte doch lieber die Behandlung eines psychischen Kranken gar nicht unternehmen!) Richtiger ist im Folgenden die Anzeige angedeutet: wenn das mit der Seelenzerrüttung gepaarte somatische Leiden, durch Selbsthülfe der Naturthätigkeit eine Krisis oder Crisis der psychisch-kranken Zustände vorbereitet; deshalb ist es oft nöthig, die negative Methode nicht allein auf acute, sondern auch auf chronische Geisteskrankheiten, besonders wenn letztere einen periodischen Charakter zeigen, anzuwenden, weil oft die Erfahrung lehrt, daß solche Störungen auch nach vieljähriger Dauer doch durch kritische Bemühungen der Natur gehoben wurden. — Das erste Mittel der *Materia psychica* ist die Entfernung des Irren aus seiner Wohnung und dem Kreise seiner Familie. Der Vf. hat sich mehrere Male davon überzeugt, daß ein Irre, der in seinen gewöhnlichen Verhältnissen bleibt, schwer wieder geheilt wird, weil er im Anfange häufig in seinen Umgebungen die Ursache seiner Verstimmung sucht, weil seine Verwandte ihm seine verwirrten Ideen auszureden sich bemühen, oder durch Zanken, rauhe Behandlung, Gebet, listige Ueberredung, ihn auf eine unzumuthige Weise zur Erkenntniß seiner Persönlichkeit zu bringen versuchen. — Das zweyte ist die Verwahrung der Irren; besonders gedenkt hier der Vf. der Rücksicht, die man auf epileptische Irre zu nehmen hat, da im Allgemeinen bey den Wahnsinnigen nichts mehr Entsetzen und Widerwillen erregt, als der Anblick eines epileptischen Anfalls. Deshalb suchen sie ihn auf alle mögliche Weise zu vermeiden, oder stürzen sich mit Wuth auf den Epileptischen los. Hier konnte der Vf. noch das Unzumuthige der Einrichtung mancher Irrenhäuser erwähnen, alle Epileptischen in ein Zimmer oder auf einen Saal zu bringen. Nicht zu gedenken, daß sie meistens einen großen Widerwillen gegen einander haben, so fehlt es selten, daß, wenn einer einen Anfall bekommt, Einer oder Mehrere ihm nachfolgen. Noch weit schlimmer ist es, Reconvalescenten dieser Krankheit in dem Zimmer zu lassen, wo Kranke sich

befinden: der glückliche Ausgang der Kur kann durch den schlimmen Eindruck, den der Anblick eines epileptischen Anfalls macht, nicht selten ganz gestört werden.

Autorität, Charakter und generelle Hülfsmittel des Heilarztes bey psychischen Krankheiten. Nachdem die allgemeinen Erfordernisse eines Arztes für psychische Krankheiten aufgestellt sind, geht der Vf. noch die einzelnen Rücksichten durch, welche man auf einen Geisteskranken zu nehmen hat. Er erläutert das Geschlecht, das Alter, die Constitution, das Temperament und die individuelle Lage, und giebt an, in wiefern jedes derselben die psychische Behandlung modificire; er zeigt die Nachtheile, welche das Hintergehen und Belügen der Kranken, Inconsequenz in Bestrafungen und Belohnungen herbeiziehen, und untersucht die Umstände, unter denen ein absichtlicher Betrug erlaubt seyn kann. Die besondern Hülfsmittel bey der psychischen Behandlung der Irren, deren nun gedacht wird, sind: die Erregung heftiger Leidenschaften und Affecte, die starken Sinneseindrücke, das dunkle Zimmer, die Hungerkur, die körperlichen Strafen und Belohnungen, die Musik und der Gesang, der religiöse Unterricht und die religiösen Gebräuche. Die Erregung der Hoffnung findet nirgends eine Contraindication, dahingegen man bey der Erregung einer lebhaften Freude — wenn sie in der Gewalt des Arztes steht — schon vorsichtiger seyn und manchmal auch körperlich sie vorbereiten muß. Bey sehr ärgerlichen, zornigen, leidenschaftlichen Geisteskranken, in Wahnwitz, Aberwitz, Narrheit, in der Melancholie mit Narrheit, bey Verzweifelnden oder Mordlüstigen können Schrecken und Furcht vorthellhaft einwirken, dürfen aber natürlich nur mit großer Vorsicht und Behutsamkeit in Anwendung gebracht werden. Eingebildete, ehrgeizige, hochmüthige, herrschsüchtige, eitle, rachgierige und neidische Kranke können durch Demüthigung, Beschämung und Verachtung geheilt werden. Ist das Gefühl für Ehre und Sittlichkeit ganz erloschen, so sucht man die Schaamhaftigkeit zu erregen, und die Liebe heilt gewöhnlich da, wo sie krank gemacht hat. Auch der Zorn kann nützlich werden; namentlich gegen anhaltende Traurigkeit. — Gewöhnlich ist bey dem ersten Entstehen einer psychischen Krankheit gesteigerte Empfindlichkeit der Sinnesorgane nicht zu verkennen: dahingegen findet sich bey einer ausgebildeten psychischen Störung gerade das Gegentheil. Doch ist nicht aus den Augen zu lassen, daß die Unempfindlichkeit oft nur scheinbar ist, weil entweder die Aufmerksamkeit der Seele auf einen Gegenstand geheftet, oder der Kranke so starrsinnig ist, daß er seine Empfindungen auf alle mögliche Weise zu verbergen sucht. Bey wirklich gesunkener Reizbarkeit und Thätigkeit, namentlich bey dem Blödsinn, sind starke Reize des Gehirns und der Sinnesorgane in Anwendung zu bringen. Im Gegentheil die reizentziehenden Mittel, namentlich das

das dunkle Zimmer, die Hungerkur, wird nur in wenigen Fällen als ein Heilmittel in Anwendung gebracht werden können; eine zweckmäßige Verbindung der animalischen und vegetabilischen Diät ist immer das zuträglichste und rationellste. Die körperlichen Züchtigungen müssen nach den Ansichten des Vfs. für immer aus den Irrenanstalten verbannt und schmalere Diät und strengere Arbeit an ihre Stelle gesetzt werden. Dagegen haben angemessene und zweckmäßige Belohnungen einen wesentlichen Einfluss auf den guten Fortgang einer psychischen Kur. Religiöser Unterricht und religiöse Ceremonien dürfen nur da in Anwendung gebracht werden, wo die Empfänglichkeit für sie noch nicht ganz verloren gegangen ist. — Die zwey letzten Abchnitte lehren noch die Art und Weise, die Arzneyen zu geben und sich der Irren während des tobsüchtigen Anfalls zu bemächtigen, und die psychische Behandlung in der Reconvalescenz.

Der dritte Band (auch mit dem Titel: *Ueber den sporadischen Typhus und die Wechselfieber, als Krankheitsformen des Gangliensystems*) enthält die Resultate aus des Vfs. sehr reicher Erfahrung über beide Krankheiten. In einem Zeitraume von vier Jahren behandelte er in seinem Physicate 187 Kranke am sporadischen Typhus, und zwar mit so grossem Glück, daß er unter allen nur 27 Todesfälle hatte. Die Krankheit befiel am häufigsten die in den Jahren der Entwicklung oder schon gereiften Pubertät Begriffenen, seltner das Mannes-, fast niemals das Greifenalter. Charakteristisch war beym Eintritt der Krankheit die Wüthigkeit des Kopfs, zu der sich ein allen Mitteln spottender Schwindel gesellte, auf den ein allgemeines Zittern des Körpers, namentlich bey jüngern Subjecten, folgte. Die Hitze erreichte fast denselben Grad, den sie im Scharlach zu haben pflegt, und zwar auch dann, wenn die ganze antiphlogistische Methode mit der grössten Beharrlichkeit fortgesetzt wurde. Das Athmen war im Anfange der Krankheit meist ganz regelmässig; aber in der Mitte derselben, zuweilen noch früher, bemerkte man ein leichtes, ganz kurzes und trocknes Hüßeln, was allmählig immer heftiger und hartnäckiger wurde, das Athmen erschwerte, mit Stichen in der Brust verbunden war, die sich beym Genuß von Nahrungsmitteln und beym Nehmen der Arzneyen vermehrten; verschlimmerte sich die Krankheit und nahm die Entkräftung zu, so trat ein geringer, blutiger, schaumiger, weißgelblicher Auswurf hinzu, die Respiration wurde unterbrochen, seufzend, pfeifend, es erfolgte gern Schluchzen, und der Kranke starb unter allen Zeichen der Lungenlähmung. Der Vf. fand nach seinen Beobachtungen die drey Stadien, das der Vorläufer, der Entzündung und der Neuroparalyse in der Natur bestätigt; ein viertes, das des Uebergangs in Faulfieber, anzunehmen, hält er nicht für nöthig. Seiner Ueberzeugung nach beruht das Wesen des Typhus auf einer Entzündung des Gangliensystems, und ist der

sporadische Typhus von dem epidemischen und contagiösen nicht verschieden: es giebt überhaupt nur einen Typhus. Eins aber, was dem Typhus verschiedne Grade des Verderbens und der mehr oder minder schnellen Tödtlichkeit giebt, scheint ihm sehr nothwendig zu berücksichtigen, nämlich der vor dem Ausbruche vorhanden gewesene allgemeine Gesundheitszustand. War dieser völlig ungetrübt und ungeschwächt, so wird der einfache sporadische Typhus in seiner reinsten Form sich darstellen; war er im Gegentheil durch ungünstig einwirkende Causalmomente entnervt, werden diese nachtheilig einwirkenden Gelegenheitsursachen noch durch üble Witterungsbeschaffenheit, verdorbne Luft u. s. w. unterstützt, so wird ein contagiöser und bösartiger Typhus sich entwickeln. Die Symptome, die dem Vf. seine Meinung vom Wesen des Typhus zu bestäti- gen scheinen, sind: die grofse und anhaltende Fieberhitze, das Heer der mannichfaltigen, sich zum Theil widersprechenden Zufälle, das schnelle Zusammenfallen des ganzen Organismus, die beyspiellose Kraftlosigkeit, die ungewöhnlich lange Dauer des Uebels, bey unausgesetzten Fieberbewegungen, ohne Krisenbildung, der besondre Umstand, daß die Krankheit ausschließlich gern das jugendliche Alter befällt. Seiner Meinung nach tritt bey der typhösen Entzündung wirklich aufgelöstes und ganz entmischtes Blut aus den Gefäßen, und durchdringt gleichsam chemisch das Nervensystem, ganz besonders das Rückenmark. Hieraus erklärt sich die Beschaffenheit des Bluts, wenn es aus der Ader gelassen wird; und dieser Umstand ist auch für die Therapie des Typhus in sofern wichtig, als er die Schädlichkeit des zu weit getriebenen antiphlogistischen Verfahrens in das hellste Licht stellt. Ist aber das ganze Gangliensystem entzündet, so ist hieraus auch die Ursache der ungeheuern Hitze leicht ersichtlich, so wie die vielen verschiedenartigen Zufälle hierauf wurzeln. Alle Organe der Vegetation müssen durch die Entzündung des sie mit Nerven verbindenden Systems in einen der Entzündung analogen Zustand versetzt werden; da aber dieser Zustand typhöser Natur ist, und von ihm, wegen der physiologischen Eigenthümlichkeit des Gangliensystems, keine deutliche Kunde zum Sensorium gelangen kann: so kann man diese Art von Entzündung mit Recht eine schleichende nennen. (Damit ist aber über das Wesen dieses der Entzündung analogen Zustandes eigentlich noch nichts gesagt.) Obgleich, fährt der Vf. fort, sehr grofse typhöse oder sogenannte brandige Entzündungen in den Eingeweiden der an Typhus Verstorbenen gefunden werden, so erblickt man dennoch, als Symptom der Krankheit, zwar Schwäche und eine unvollkommne Paralyse der Organe, aber durchaus keinen örtlichen Schmerz, der eine ursprüngliche, wahre und topische Entzündung so wichtiger und nervenreicher Organe beurkundetc. Der Typhus entsteht daher nicht von dergleichen Entzündungs-ähnlichen Veränderungen, sondern gerade umgekehrt, wie der Typhus nicht von Petchien

techien entsteht, sondern die Petchien erst von lange vorher entstandenem Typhus. (Ohne die Wahrheit der Sache in Zweifel zu ziehen, so ist doch nicht einzusehen, wie dies gerade dem Vorhergehenden folgt.) Der Vf. verfolgt nun noch die übrigen Symptome, und sucht sie mit der von ihm aufgestellten Ganglienzündung in Zusammenhang zu bringen. Die Ausgänge waren bloß Gesundheit und Tod, keine Nachkrankheiten. Leichenöffnungen hat der Vf. selbst nicht angeestellt. Er theilt den Typhus ein in einen primären und secundären, je nachdem nämlich die Entzündung des Gangliensystems entweder unmittelbar oder ursprünglich in demselben sich zeigte, oder sich in Folge vorausgegangener Entzündungen in andern Organen bildete. Die Diagnose vergleicht den Typhus mit dem *Causus*, dem *Hemitritaeus*, der *febris biliofo-nervosa*, dem splanchnischen Fieber, den nervösen Entzündungen, dem nervösen Rheumatismus, der *Encephalitis*, *Myelitis* und *Inflammatio nervi vagi*, der Vergiftung durch narkotische Gifte, der Erweichung und Durchlöcherung des Magengrundes bey Kindern, und endlich mit dem wirklich epidemischen und contagiösen Typhus. — Hinsichtlich der Ansteckungsfähigkeit des sporadischen Typhus bemerkt der Vf., daß er, wenn er einmal in einem Hause eingekehrt ist, auch die übrigen, namentlich die jüngern Glieder der Familie, ja auch die Besuchenden ergreift. Manchmal vergingen mehrere Wochen, bis bey dem Angesteckten die Krankheit sich zeigte; im andern Falle wurde ein Besuchender auf der Stelle davon ergriffen. Um die Aetiologie der beobachteten Epidemie zu ermitteln, erörtert der Vf. die physischen Bedingungen der Ortschaften, in denen sich die Krankheit besonders zeigte. Beide liegen sehr feucht, die Häuser sind niedrig, klein und enge, oft ganz ohne Keller, und so nahe am Fluß gelegen, daß sie wegen der häufigen Ueberschwemmungen selten ganz trocken sind. Als Gelegenheitsursachen sind anzusehen: zuerst das sogenannte Hanfrötzen, bey dem die Leute nicht allein bis an den halben Unterleib im Wasser stehen, sondern durch welches auch, wegen des beständigen aus den Gruben aufsteigenden Gestanks, die Luft verpestet wird, andrer anhaltender Beschäftigungen an und auf dem Wasser, wie das Faschinenlegen am Rhein, nicht zu gedenken. Ferner das Einammeln des Tabacks, wobey viele Menschen in einer kleinen, sehr stark geheizten, mit halbtrocknen Tabackblättern gefüllten Stube zusammengepreßt sind. Nicht minder das anhaltende feuchte, nasskalte Wetter, abwechselnd mit feuchter Wärme, die schlechte Nahrung, Excesse im Genuße geistiger Getränke, niederdrückende Gemüthsaffecte, plötzliche Erkäl-

tung, Wurmkrankheit, Ausschweifungen aller Art, übermäßige Geistesanstrengung u. s. w. —

(Der Beschlufs folgt.)

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS U. STRASSBURG, b. Levrault: *La Guzla, ou choix de poésies illyriques*, recueillis dans la Dalmatie, la Bosnie, la Croatie et l'Herzégovine. 1827. XII u. 257 S. 8.

Diese Sammlung illyrischer Dichtungen wird unter dem Namen: *La Guzla*, gegeben, der im Illyrischen eine Art *Guitarre* bedeutet, womit zum Theil die herumziehenden Sänger ihre Lieder begleiten und wozu das Volk tanzt. Er ist daher nicht unzweckmäßig zur Bezeichnung jener Sammlung gewählt. Der Herausg. derselben hat sich nicht genannt: in der Vorrede sagt er jedoch von sich, daß er, ein geborner Italiener, eine Morlakin von Spalatro zur Mutter gehabt habe und von Jugend auf lange Zeit in jenen Ländern gewesen sey; die Lieder aber, welche er hier zusammengestellt, habe er selbst auf seinen Wanderungen gesammelt. Auch ist wohl kein Grund, an ihrer Echtheit zu zweifeln, vorhanden. Er giebt sie in einer, wie er sagt, treuen französischen Uebersetzung — und mit den nöthigen Erläuterungen und Bemerkungen über die Sitten und den Glauben der Nationen, unter denen jene Lieder heimisch sind. Manche derselben sind Improvisationen aus der neuesten Zeit, die der Herausg. von dem Verfasser derselben erhielt: der größte Theil sind wahre, auf Ueberlieferung beruhende Volkslieder. Sie erscheinen als ein neuer schätzbarer Beytrag zur Kenntniß der Volkspoesie jener Gegenden, und schliessen sich besonders an die Sammlung servischer Lieder an, welche die mit Servien so genau befreundete Talvi herausgegeben hat. Daher werden sie auch in der Sammlung servischer Gefänge, die *W. Gerhard* in Leipzig unter dem Titel: „*Wila*“ bey Barth herausgiebt und die in Kurzem erscheinen wird, im zweyten Theile eine Stelle finden. Es genügt Rec., hier nur auf diese „*Guzla*“ mit wenigen Worten aufmerksam gemacht zu haben, was er um so eher thun zu müssen meinte, da seit einiger Zeit das Interesse an der Volkspoesie überhaupt rege geworden ist. Neben der schätzbaren Lieder-Sammlung verdienen auch noch vorzügliche Beachtung die „*Notes*“, welche, bald länger bald kürzer, die an den östlichen Küsten des adriatischen Meers oberhalb Albanien wohnenden Volksstämme dem Leser näher bringen.

December 1827.

ARZNEYGELEHRTHEIT.

TÜBINGEN, b. Laupp: *Medicinisch-praktische Adversarien am Krankenbette* gesammelt von Peter Joseph Schneider u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Prognose war immer am schlimmsten, wenn die Krankheit schon einige Zeit gedauert hatte, ehe ärztliche Hülfe gesucht wurde; manchmal entstand schon vor dem vierzehnten Tage Paralyse. Je mehr zu Anfang der Krankheit heftig reizende, oder zu anhaltend fortgesetzte Brech- und Abführungsmittel gegeben wurden, desto größer war die Fieberhitzze, der *Collapsus virium*, desto sicherer entstanden Brand und Lähmung. Je später der Schweiß und je früher Durchfall erfolgte, desto tödtlicher war den Ausgang. Schluchzen, Nasenbluten in der Mitte der Krankheit, wenig Klagen bey sichtbarem Uebelbefinden, deuteten immer auf einen übeln Ausgang. Je stärker und je beharrlicher im Anfang die antiphlogistische Methode angewandt wurde, desto unsicherer war der Ausgang. Ungünstiges Zeichen war immer die anhaltende Schließung des linken Auges, während das rechte unverfehrt schien. — Seiner Ansicht vom Wesen der Krankheit gemäß, stellt der Vf. zwey Indicationen auf: Schleunige Zernichtung und Aufhebung des durch die krankhaft erhöhte Lebensthätigkeit bereits eingeleiteten Processes der Metamorphose und der drohenden Vernichtung des in der Entzündung begriffenen Gangliensystems — und Verbütung des drohenden Brandes und der Paralyse, und künstliche Aufregung und Erhaltung des Lebens bis zu dem Zeitpunkt, wo die Naturthätigkeit eine glückliche Krisis oder Lyris bewirkt und durch sie der Weg zur Genesung eingeschlagen wird, oder auch sonstige Anstalten zur Erhaltung des Organismus verbreitet werden können. (Was der letzte Satz sagen will, ist uns nicht klar; auch wird es bey der Ausführung der Indicationen nicht erörtert. In der Periode der Vorboten wurde häufig durch ein gelindes diaphoretisches Verfahren die Krankheit zerlöst. In der entzündlichen Periode wurde die antiphlogistische Methode mit Umsicht angewandt. Oft nützten nicht zu starke Aderlässe, die nur in höchst seltenen Fällen wiederholt wurden, aber niemals mehr als 8 bis 10 Unzen Blut entzogen. Günstiger war häufig der Erfolg vom 8. bis 14. Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

Blutigeln, an das Hinterhaupt und an die Schläfe gesetzt, wenn nämlich Congestionen nach dem Kopf, Typhomanie, Schlaflosigkeit oder Schlafsucht sehr groß waren. Oft liess der Vf. auch 20 bis 30 Blutigel auf die Magen- und Nabelgegend setzen, um auf die primär phlogistisch afficirte Stelle des grossen Sonnengeflechts zu wirken. Einige Kranke, die sich in der heftigsten Typhomanie befanden und bey denen die Hoffnung der Genesung mit jedem Augenblick sich verminderte, besserten sich von dem Augenblick an, wo Blutigel in die Magenegend gesetzt wurden. Oft war es auch von günstigem Erfolg, 6 bis 8 Blutigel um den After herum zu setzen. Doch ist diese örtliche Blutausscheidung keineswegs ein Mittel, dessen Anwendung man in der Hoffnung, es werde nicht schaden, wenn es auch nicht nütze, zu weit treiben darf. Bey einem jungen Menschen, dessen Krankheit ganz normal verlief, und dem wegen vermehrter Congestion nach dem Kopf, zweymal Blutigel an die Schläfe gesetzt waren, geschah diess zum drittenmal, gegen den Willen des Arztes. Es traten die Zufälle der Exinanition ein, auf welche Nervenzufälle folgten und den Tod am zwanzigsten Tage herbeyführten. — Der Vf. gab in dieser Periode den Salpeter und fand immer, dass er bessere Dienste leistete, wenn er damit etwas Salmiak verband. Gleichzeitig wurde das veräufte Quacksilber verordnet, bis sich Spuren der Salivation zeigten, oder Diarrhoe zu fürchten war, in welchem Falle die graue Quacksilberfarbe in den Unterleib eingerieben wurde. Kalte Fomentationen auf den Kopf, antiphlogistische Diät, Klyüre bey Versopfung, Einreibungen von flüchtigem Liniment mit Kampfer und Opium in der Schaamgegend bey Harverhaltungen, machten das Uebrige der Behandlung in dieser Periode aus. In der Periode der *Neuro-paralyse* ist es fast immer ein vergebliches Bemühen, eine kritische Bewegung hervorgerufen. Doch gab der Vf. zu diesem Zweck einen Baldrian-aufguss mit Minderer's Geiß, wandte Hautreize, Senfteige und Vesicatore auf die vom Kopf entfernten Stellen, Waschungen des ganzen Körpers mit gewöhnlichem und mit Kampferessig an. Geling die Heilung bey diesem einfachen Verfahren nicht, so gab er ein *Infusum rad. serpentariae*, mit *Spir. Min-dieri* und Kampfer. Weiterer Mittel bedurfte er selten. Gleichzeitig wandte er, namentlich bey den typhösen Diarrhöen, das Terpentindl äusserlich an. Er liess einen Theelöffel voll mehrmals täglich auf

auf den Unterleib reiben, oder damit getränkten Flanell auflegen, und bemerkte in einigen Fällen heilungslosen Fällen, daß hierdurch allein die Heilung bewirkt wurde. Während der Reconvalescenz setzte er alle Arzneyen aus, gab guten alten Wein und ordnete eine zweckmäßige Diät an. Ueberhaupt verlangten fast alle Kranke während der ganzen Krankheit unausgesetzt nach Wein, selbst solche, die an den Genuß desselben vorher nie gewöhnt waren. — In den nachfolgenden praktischen Cautelen warnt der Vf. vor der Anwendung heftiger Brech- und Abführungsmittel im Anfange der Krankheit, durch welche der Grund zu der später eintretenden Bauchlähmung, die sich durch die häufigen typhösen, wässerigen Durchfälle zu erkennen giebt, meistens gelegt wird. Man soll ferner so viel als möglich den Salpeter, starke Dosen von Salmiak und Minderer's Geiß vermeiden, da auch diese Mittel Durchfall zu erregen pflegen. Er hält es überhaupt für zweckmäßiger, den Salpeter, da er in dieser Krankheit eine zu nachtheilige Wirkung auf die Säftmasse verrathe, ganz wegzulassen. (Sonderbar ist diese uneingeschränkte Verwerfung des Salpeters, bey dem wenig Seiten vorher Gefagten, wo er empfohlen wird. Will der Vf. ihn etwa bloß bey Eintritt des nervösen Stadiums — wie er weiter unten sagt — weggelassen wissen? Doch sagt er das hier nicht.) Bey fortwährender Steigerung des Uebels fand er die *Arnica*, mit oder ohne *Angelica* gegeben, sehr hilfreich. Den Kampfer hält er für eines der wichtigsten, hilfreichsten, ja für ein unentbehrliches Mittel im sporadischen Typhus, namentlich in der beginnenden Periode der Neuro-Paralyse, wo er die wahnsinnige Betäubung beseitigt, die Excretionswege der Haut öffnet, die Nerven sanft erregt und belebt u. s. w. Den Mohnsaft rath der Vf. zu vermeiden. Nach seinen Erfahrungen schwächt er die Naturthätigkeit durch die allmähliche Einschlüßform noch mehr, begünstigt die allgemeine Unempfindlichkeit, Bangigkeit, Schlafsucht, die Neigung zu Delirien und zur Typhomanie, macht gefährliche Congestionen zum Kopf, und verschlimmert so das allgemeine Leiden. — Beym Uebergang des neuro-paralytischen Zustandes in das Faulfieber zeigten sich die China mit den Säuren, das Haller'sche Sauer Elixir oder das *Centaurium* gemischt, alter Weiß Umschläge aus China und aromatischen Kräutern, ein Weinessig gekocht, wirksam. — Gute Dienste leisteten die Mautreise, besonders Vesicatores auf den Unterleib gelegt, selbst wenn die Bauchlähmung schon einen hohen Grad erreicht hatte. — In diätetischer Hinsicht hat man am meisten mit dem Durst des Kranken zu thun, da man bey nicht gehöriger Vorseht mit dem Getränken sehr leicht den Durchfall befördert. Wasser, saure Milch, Bottenmilch, Weinessig mit Wasser, Weinsäure, Haller'sches Sauer, empfiehlt der Vf. aus Erfahrung am meisten. Gewarnt wird davor, sich durch die einzelnen Zufälle topischer Entzündungen, die so gern in der Mitte der Krankheit entstehen, sich nicht zum Ader-

lassen verleiten zu lassen. — Die meisten Kranken verlor der Vf. an dem eintretenden Durchfall. Umsonst veruchte er *Arnica*, Colombo mit Opium, China, Catechu, den Eisensalmiak, das schwefelsaure Eisen. Am hilfreichsten zeigte sich noch eine Emulsion aus Mandelöl mit Opium, Klystire aus Stärkemehl und warme Bähungen von in Wein gekochten aromatischen Kräutern auf den Unterleib. In einigen Fällen entsprach das salzsaure Eisen, in Pillenform zu einem halben bis ganzen Gran zwey- stündlich gegeben, seinen Erwartungen, in andern aber auch nicht. —

Während der Wechselfieber - Epidemie hatte der Vf. Gelegenheit alle möglichen Formen dieser Krankheit zu beobachten. Er sah mehrere Gehirn-entzündungen, bey denen die passende Heilmethode so schleunig als möglich in Anwendung gebracht wurde. Es erfolgte auch eine förmliche Remission, allein am dritten Tage ein neuer Paroxysmus mit allen pathognomischen Zeichen der Encephalitis, der nach abermaliger strenger Anwendung der antiphlogistischen Methode wieder beseitigt wurde. Da nach drey Tagen dieselben Symptome wieder auftraten, so konnte man über das Wesen der Krankheit nicht mehr in Zweifel seyn; die China wurde angewandt und entsprach den Erwartungen. Auf ähnliche Weise wurden Pleuresien, Hepatitis, Angina und andre Entzündungen beobachtet und behandelt. Bey einem Kranken zeigte sich eine vollkommene Angina, die antiphlogistisch behandelt wurde, und sogleich verschwand. Ihr folgte eine Enteritis, die nur zwey Tage anhielt und einer Ischias Platz machte; die alle Tage regelmässig ihre Exacerbationen hielt, bis Mitternacht währte, worauf dann völlige Remission eintrat. Sie verschwand augenblicklich, nachdem wirksame Dosen der China angewandt waren. — Ueber das schwefelsaure China bemerkt der Vf., daß, wenn dasselbe innerhalb 24 Stunden zu 10 Gran gegeben wurde, in der Regel die Intermissionen zwar plötzlich gemindert und auch wohl auf einige Tage gänzlich getilgt ward, doch aber in den bey weitem meisten Fällen zurückkehrte. So beobachtete er zwey, drey und vier Rückfälle. Deshalb gab er dem Kranken während der Intermission alle drittehalb Stunden 2 Gran, und auf diese Weise mehrere Tage hindurch ununterbrochen fortgesetzt. Gabe kehrte das Fieber viel seltener zurück, wenngleich sich in mehreren hartnäckigen Fällen das Mittel auch nicht vollkommen hilfreich bewährte. — Der Umstand, daß in dem Physikalischen Bezirk des Vfs. das Wechselfieber noch vor zehn Jahren endemisch grassirte, daß man damals, so wie in frühern Jahren, von dem sporadischen Typhus gar nichts wußte, dieser aber seit einem Decennium in diesen Orten endemisch wurde und das Wechselfieber gänzlich verdrängte, was erst neuerdings nach Statt gekundnen Ueberschwemmungen sich wieder zu zeigen begann — dies Alles brachte den Vf. auf den Gedanken, daß in pathogenetischer

Beziehung eine große Affinität zwischen dem sporadischen Typhus und der intermittens Statt finden möchte, und daß der Sitz beider Krankheitsformen in einem und demselben organischen Systeme begründet sey, während die Art des pathologischen Affects in beiden wesentlich verschieden ist. Die Zufälle des Wechselfiebers, verglichen mit denen des Typhus (der vorangehende Gastricismus, das schnelle Sinken der Körperkraft, das cachectische Ansehen, die Oedeme, die Anschoppungen, die Periodicität) lassen vermuthen, daß der Sitz des Wechselfiebers auch im Gangliensystem begründet, sein Wesen aber ein mehr oder weniger heftiger Krampf desselben seyn müsse. Der Vf. geht nun die einzelnen Symptome des Wechselfiebers durch und sucht sie mit der Idee eines im Gangliensystem herrschenden Krampfs zu vereinigen. Allein anstatt die Erscheinungen, die, nach unserm jetzigen physiologischen Wissen, auf einen Krampf des Gangliensystems folgen müßten, aufzuzählen, und dann zu beweisen, daß diese Erscheinungen mit den Symptomen eines Wechselfiebers identisch sind, beschränkt er sich darauf, die Symptome aufzuzählen, ohne gehörig zu beweisen, daß diese von dem gedachten Krampfe und von nichts Anderm herrühren. Vom Froste heist es: Wird der Intercostalnerv vom Krampfe befallen, so erstreckt sich dieser Affect nicht nur auf alle nähere und entferntere Nervenorgane, die mit dem Gangliensystem in Verbindung stehen, sondern die dadurch bewirkte Reaction wird sich auch auf die im Bereiche der dynamisch erkrankten Organe befindlichen Flüssigkeiten erstrecken. Durch den Krampf wird Contraction in dem vegetativen Nervensystem gesetzt, der naturgemäße Einfluß desselben auf das Gefäßsystem aufgehoben oder vermindert, und auch darauf die Oxydation der Blutmasse getrübt. Deswegen sehen wir einen rückgängigen Lebensproceß eingeleitet. Die erste bemerkbare Wirkung eines solchen, im Gangliensystem eingedrungenen spasmodischen Affects ist nun Fieberförmigkeit, der in Kälte und in Starrfrost übergeht. (Wir sehen eben so wenig den Zusammenhang, in welchem diese Sätze mit einander stehen, als einen Beweis in ihnen, daß der Krampf des Gangliensystems die Ursache des Frostes sey.) — Folgen des gelähmten oder gänzlich aufgehobenen Einflusses der großen Intercostalnerven auf die Organe des vegetativen Lebens, wodurch ein rückgängiger Lebensproceß eingeleitet werde, sollen noch seyn: der Gastricismus, die Neigung zum Erbrechen, Verstopfung oder Durchfall, gestörte Eßlust, der wasserhelle Urin, die cachectischen und ödematösen Erscheinungen, die Fieberkuocher u. s. w. Aber auch dies ist ohne Beweis hingestellt. — Es heist ferner: Nur bis zu einem gewissen Grade kann der Fieberfrost sich erstrecken, weil bey seiner längern Dauer das Leben entweder in Apoplexie, oder in tödtlicher Paralyse untergehen müßte; daher tritt nothwendig eine Fiebergluth ein, die zuverlässig als ein Sieg der Naturthätigkeit betrachtet werden muß.

(Der Schluß ist nicht einleuchtend; soll aus dem Vordersatz irgend etwas folgen, so kann es nichts anders seyn, als: daher muß der Frost aufhören, aber nicht; daher muß die Hitze folgen.) „Aus dem tödtlichen Krampf erwacht endlich das fast gänzlich unterjochte Gangliensystem, und seiner physiologischen Bedeutung eingedenk (?) strebt es mit aller Gewalt das Joch der drückenden Knechtschaft von sich abzuerschüttern, um seinen naturgemäßen Einfluß auf das Gefäßsystem wieder auszuüben. Doch geschieht dies nicht mit jener stillen, friedlichen und besonnenen Thätigkeit, wie im normalen und geregelten Zustande, sondern vielmehr mit einem gewissen Aufruhr und einer ängstlichen Heftigkeit, als wolle gleichsam das Gangliensystem auf einmal das an Kraft und Thätigkeit ersetzen, was durch seine mittelst des Krampfs herbeigeführte Lethargie vernachlässigt wurde.“ — So spricht der Vf. in Bildern fort, durch die aber freylich nichts bewiesen wird. Der Typhus des Wechselfiebers soll nur einzig und allein im Krampf des Gangliensystems seine nosologische Deutung finden; Entzündung kann hier nicht Statt finden, denn sie remittirt niemals völlig, sondern schreitet immer fort. Beym Krampf aber findet beständig Nachlaß Statt. (Hieraus läßt sich im Grunde weiter nichts folgern, als daß die Ursache nicht eine Entzündung seyn könne, und daß zwischen Krampfanfällen und Wechselfieber-Paroxysmen, in sofern eine Analogie Statt finde, daß bey beiden völliger Nachlaß erfolgt. Die periodische Rückkehr zur bestimmten Stunde wird damit gar nicht erklärt.) Als Hauptgrund für seine Meinung führt der Vf. auch die von *Medicus* beobachtete Epidemie und die bey derselben gemachten Leichenöffnungen an. Aber auch das nicht ganz mit Recht: denn viele Resultate dieser Leichenöffnungen lassen sich nicht aus einem Statt gefundenen Krampfe herleiten, und der Vf. hilft sich nur damit, daß er für diese noch eine deuteropathische Entzündung annimmt. — Bey der Aetiologie erhalten wir eine sehr gründlicheörterung der Witterungsbeschaffenheit und des Einflusses derselben auf den Gesundheitszustand. Da in der beobachteten Epidemie so viele Fälle von Recidiven vorkamen, gegen welche Chinin wenig fruchtlos blieb, so sehr auch alle Nebenstände bey ihrer Anwendung berücksichtigt wurden, so leitete dies den Vf. zuerst auf die Idee des Krampfs, und weiterhin, da die Stütz'sche Heilmethode sich so wirksam gegen Krämpfe bewies, darauf, das kohlensaure Kali gegen das Wechselfieber anzuwenden. Da dies gleichzeitig die so vortheilhafte Nebenwirkung hat, die bey Krämpfen so häufig Statt findende Magensäure zu neutralisiren, den angehäuften Schleim im Darmkanal zu zerstören und auszuheeren, bey Wasserfuchten und Oedemen die Thätigkeit der Resorptionsgefäße aufzuregen und zu beleben, Torpidität in den Drüsen, Atonie der Leber und des Pfortadersystems zu vermindern und zu entfernen, so schien seine Anwendung um so passender. Der Vf. liefs von einer Auflösung von zwey Drach-

Drachmen in sechs Unzen eines aromatischen Wassers stündlich einen Eßlöffel voll nehmen, und heilte damit mehrere Kranke, bey denen die China unwirksam gewesen war. Er erzählt zwanzig Krankengeschichten zum Beweise. (Da der Vf. sagt, er habe über die frühere Anwendung dieses Mittels bey den Autoren nichts finden können: so bemerken wir, daß allerdings das Kali — als *Sal abjinthii* — von den ältern Aerzten vielfältig gegen Wechselieber gebraucht ist. *Morton* sagt, daß er viele alte Aerzte kenne, die einen Trank, der diels Salz enthalte, kurz vor dem Anfall gegeben, für wirksamer hielten, als die China. Er führt einen solchen Trank an, aus anderthalb Drachmen des Salzes, ein drey und einer halben Unze Flüssigkeit aufgelöst bestehend, wovon der Kranke die Hälfte 3 Stunden vor dem Anfall nehmen soll. Auch sein Specificum enthält Wermuthsalz. *S. Morton* Opp. Amstelod. 1696. T. II. p. 62. *de febr. interm.* cap. VI.) Drey Dinge sind es, die den Vf. noch am Schlusse beschäftigen: Zuerst die Meinung der alten Aerzte, nach welcher das Wechselieber eigentlich keine Krankheit sey und daher nicht schnell geheilt werden dürfe. Nach des Vfs. Ansicht ist es falsch, das Wechselieber als eine Selbsthülfe der Natur zu betrachten; es sey kein Zustand, der der Gesundheit fröhne, so leise und gefahrlos es auch in manchen Fällen aufträte. Eine Uebelseynsform, in deren Tendenz eine förmliche Unterjochung und Zernichtung des thierischen Haushaltes hervorleuchte, könne im Allgemeinen für keine Wohlthat des Menschengeschlechts gehalten werden. Diels bewiesen seine Folgen, und eine Krankheit, die solche Folgen habe, könne nicht schnell genug geheilt werden. Auch habe die Erfahrung die Annahme nicht bestätigt, daß das Wechselieber stets schwere und bedenkliche Krankheiten glücklich heile. Daher ist er der Ueberzeugung, daß es nicht schnell und nicht kräftig genug bekämpft werden könne, damit der Organismus je eher je lieber von einem Uebel befreyt werde, das seine Zernichtung rettungslos bereite. — Allein damit ist die Meinung der ältern Aerzte weder gesagt noch widerlegt. Denn sie sagen keineswegs, daß das Wechselieber im Allgemeinen eine Wohlthat sey, noch daß es stets schwere und bedenkliche Krankheiten heile, sondern nur, daß es chronische Krankheiten gäbe, die durch den Zutritt eines Wechseliebers gehoben würden, und daß man diese heilsamen Fieber von andern wohl zu unterscheiden habe. So liegt in dem Ausspruche des Hippokrates, daß ein Quartanfieber Wasserfuchten erzeuge und heile, kein Widerspruch; nur werden freylich in einer Epidemie die Rückfichten auf die Heilsamkeit der Fieber nicht so Statt finden, als bey sporadischen kalten Fiebern. Wir müssen den Vf.

sehr glücklich schätzen, wenn er noch nie die Folgen eines unvorsichtig geheilten Wechseliebers erfahren hat. Die Theorie, nach der ein jeder Arzt diese Erscheinung erklärt, ist gleichgültig, aber was die Erfahrung eines Hippokrates, Boerhaave, Hoffmann, Werlhoff, Grant u. A. bestätigt hat, ist schwer zu leugnen. Uebrigens läßt sich ja auch das hierher ziehen, was der Vf. von der Heilsamkeit der Fieber im Allgemeinen in psychischen Krankheiten (I. den zweyten Band dieser Adversarien S. 4.) selbst gesagt hat.

Das Zweyte und Dritte, was der Vf. hier noch abhandelt, sind das Aderlassen und die ausleerenden Mittel; er giebt die Indicationen zu beiden Heilmitteln an, mit denen man leichter zu verschwendet, als zu sparsam umgeht.

Wenn wir auch in einem und dem andern Stücke nicht einerley Meinung mit dem Vf. sind, so müssen wir doch dem Ganzen das Lob beylegen, daß gründliche, gelehrte und praktische Kenntnisse aus Allem hervorleuchten, und daß wir die Fortsetzung dieser so belehrenden Adversarien von Herzen wünschen.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HANNOVER, in d. Helwing. Hofbuchh.: *Ueber das Gebet und dessen zweckmäßigen Gebrauch in Landschulen, nebst Beyspielen von Schulgebeten von Heinrich Christian Westberge, Rektor zu Springe. 1827. 176 S. 8. (16 gr.)*

Diese Schrift besteht aus zwey Theilen. In dem ersten wird der Nutzen und die Zweckmäßigkeit des Gebets überhaupt erörtert und zugleich auf manche schädliche Irrthümer dabey aufmerksam gemacht; auch von der Nothwendigkeit der Schulgebete geredet. Der zweyte Theil enthält dagegen Muttergebete selbst. Was nun das Erstere betrifft, so müssen wir dem Vf. unsern ganzen Beyfall zollen, und auch bey dem Zweyten haben wir wenig Anstoss gefunden. Nur hier und da glauben wir, daß dem lieben Gott zu viel erzählt werde, was überhaupt unzweckmäßig ist. Auch würden wir weniger die Schüler als den Lehrer beten lassen. Anstatt daß hier der Lehrer einige Worte hinzufügt, scheint es besser umgekehrt zu seyn, daß die Schüler: etwa einzelne Formeln, z. B. Gott sey uns gädig! Gott gebe uns seinen Segen! Gott regiere unsre Herzen! — Amen! am Schlusse des Gebets, welches der Lehrer gesprochen, vollstimmig ertönen lassen. Die beiden als Zugabe angefügten Paraphrasen sind zwar von *Dinter*, aber doch nicht gerade ausgezeichnet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER

Z U R

ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1827.

P H Y S I K.

- 1) PARIS, b. Deterville: *Précis élémentaire de Physique expérimentale*, par Biot. Ouvrage destiné à l'enseignement public, par Arrêté de la Commission de l'Instruction publique, en Date du 22 Février 1817. Tome I. 576. S. m. 6 Kpft. Tome II. 608 S. 8. m. 8 Kpft.
- 2) BERLIN, b. Vols: *Biot's Anfangsgründe der Experimental-Naturlehre u. f. w.* Aus d. Französischen von Friedrich Wolf, Dr. der Weltweisheit u. Prof. am Joachimsthal. Gymnasium. 1819. Erster Band. 372 S. m. 6 Kpft. Zweyter Band. 363 S. 8. m. 8 Kpft.
- 8) LEIPZIG, b. Vols: *Lehrbuch der Experimental-Physik oder Erfahrungs-Naturlehre von Biot. Dritte Auflage.* Uebersetzt von M. Fechner, med. Bacc., academ. Docenten zu Leipzig. 1824 — 25. Erster Band. 371 S. m. 5 Kpft. Zweyter Band. 360 S. m. 2 Kpft. Dritter Band. 459 S. m. 9 Kpft. Vierter Band. 432 S. 8. m. 4 Kpft.

Der Unterschied dieses „*Précis*“ von dem in früheren Blättern beurtheilten „*Traité*“ besteht (wenigstens in der 1ten Aufl., da die folgenden durch die reichhaltigsten Zusätze vermehrt worden sind) fast nur darin, daß die Darlegung der Thatfachen bloß auf dem Wege der Erfahrung geschieht, und die Folgerungen daraus, ohne alle Zuziehung algebraischer Berechnungen, auf rein - rationelle Weise hergeleitet werden. Der Vf. glaubte sich zu einer solchen Verschmelzung seines großen Werks verstehen zu müssen, „um es für so viel junge Leute zugänglich zu machen, die sich bloß allgemeine Einsichten in die Physik, als Vorkenntniß andrer Studien, z. B. der Medicin, der Naturgeschichte u. f. w. erwerben, oder sie auch nur zur Vervollkommenung ihrer allgemeinen Ausbildung treiben wollen.“ Diesen Zweck im Auge, hat Hr. B. dem *Précis* ein erstes, im *Traité* ganz fehlendes, die *allgemeinen Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung nebst ihren gewöhnlichsten Anwendungen* betrachtendes Buch beygefügt; ferner aber in der Optik, die Beschreibung und Gebrauchsanweisung der Brillen, Teleskope, Mikroskope und andrer Apparate eingeschaltet, die ebenfalls im *Traité* fehlen, welcher in dieser Hinsicht durch ein eignes, noch rückständiges, der analytischen Optik gewidmetes Werk vervoll-

ständigt werden soll. Sonst folgt der Grundriß dem Lehrbuche Schritt für Schritt, oft mit denselben Worten, und ist also (abgesehen von den schon erwähnten Bereicherungen der spätern Ausgaben) nur als ein die Unterstützung der Mathematik ablehnender, popularisirender Auszug aus dem letztern zu betrachten. Gerade die Gründe aber, welche Biot oben für diese Popularisirung anführt, haben auch Hr. Wolf, „der“, laut der Vorrede seiner sorgfältigen und wohl gelungenen Bearbeitung, „lange schwankte, welches von beiden Werken er zum Gegenstande seines Fleißes wählen sollte“, am Ende bewogen, sich für dieses letztere zu entscheiden. „Wir besitzen“, sagt er, „bis jetzt kein Werk, das den Zustand der Wissenschaften so vollständig wie dieses darlegt (einige seitdem erschienene *Lehrbücher der Physik* würden jetzt dies Urtheil modificiren). Es herrscht durchgängig die größte Klarheit und Gründlichkeit im Vortrage, und jeder gebildete Mensch wird dem Vf. ohne alle mathematische Vorkenntnisse folgen, und sich aus diesem Grundriße eine vollständige Belehrung in der Physik verschaffen können.“ — Somit ist also *Charakter* und *Tendenz* des „*Précis*“ hinreichend bezeichnet; und da sich übrigens, was die *Materie* betrifft, die *erste* Auflage, sowohl im Original als in der Wolf'schen Uebersetzung, erwähnenswerthen genau an den hinreichend dargestellten „*Traité*“ anschließt: so darf in dieser Anzeige nur noch von den Bereicherungen die Rede seyn, die die neueste Auflage vor demselben voraus hat, zu welchem Ende wir die *Fechner'sche* Bearbeitung des *Précis* nach der 3ten Ausgabe etwas näher betrachten wollen.

Im Allgemeinen muß in diesem Bezuge von dieser bemerkt werden, daß Hr. F. bemüht gewesen ist, alle diejenigen Bereicherungen aufzunehmen, welche die Physik seit der Erscheinung des *Traité* erfahren hat; „und“, fügt der Vf. hinzu, „da der Druck ziemlich lange gedauert hat, wird man sogar in einem Anhang am Schlusse des Werks eine Angabe aller, noch während dieser Zeit gemachten physikalischen Haupt - Entdeckungen finden.“ Hr. F. würde, wie er bemerkt, alle diese neuen Bereicherungen schon gehörigen Orts eingeschaltet haben, wenn ihm jene letzte Abtheilung des Originals nicht erst nach bereits erfolgter Vollendung eines bedeutenden Theils seiner Uebersetzung zu Händen gekommen wäre; und er theilt sie daher am Ende des ersten Bandes mit. Außerdem aber hat er selbst

namentlich zu den *drey* letztern Bänden (das Inhaltsverzeichnis des *ersten* Bandes führt dergleichen besonders nicht an) bedeutende Zusätze gemacht, die zwar, wie er sich bescheiden ausdrückt, „nur entlehntes Eigenthum sind“, rückfichtlich der dadurch erlangten größern Vollständigkeit seiner Bearbeitung aber doch um so größern Werth haben, als das Werk in seiner jetzigen Ausführlichkeit weniger zum Schulbuche als zur Selbstbelehrung dienen wird.

Unter jenen *Biot'schen* Zusätzen machen wir, da es in den hier vorgeschriebenen Grenzen unmöglich ist, aller zu erwähnen, namentlich auf *Oersted's Versuche über die Zusammendrückbarkeit des Wassers* aufmerksam. Die Erscheinung, daß sich der Schall durch das Wasser und die andern tropfbaren Flüssigkeiten hindurch fortpflanzt, hatte schon lange auf jene Zusammendrückbarkeit schließen lassen, und der englische Physiker *Canton* that diese Eigenschaft dar, indem er eine bestimmte Masse Oel, Wasser, Quecksilber erst in den leeren Raum brachte, sie hiernächst dem Drucke der Atmosphäre aussetzte und das Volumen beobachtete, welches sie in beiden Fällen einnahm. Indes konnte man gegen die Richtigkeit seiner, obwohl an sich zutreffenden Resultate Einwürfe erheben, hergenommen von den zufälligen Veränderungen der Gestalt und Temperatur, welche die Apparate erfuhren. *Oersted* hat diese Schwierigkeit glücklich umgangen, indem er die Flüssigkeit, die er zusammendrücken will, so wie das Gefäß, in dem sie enthalten ist, in eine andre Flüssigkeit eintaucht, und den Druck auf diese letztere ausübt (worüber das Detail in seiner Abhandlung: *Annales de Chimie et de Physique*, T. XXII. S. 192 nachgesehen werden kann). *Oersted* findet auf diese Weise, daß ein dem Gewichte der Atmosphäre gleichkommender Druck das reine Wasser um 0,000046 seines ursprünglichen Volumens zusammendrückt, während *Canton's* Versuche, nahe übereinstimmend, 0,000044 geben. Durch Abänderung des Drucks von $\frac{1}{4}$ der Atmosphäre bis zu dem von 6 Atmosphären fand der dänische Physiker, daß die Veränderung des Volumens dem Drucke proportional ist. Spätere, von *Perkins* angestellte Versuche scheinen anzudeuten, daß diese Proportionalität sich noch auf weit stärkere Druckkräfte, solche z. B. von 2000 Atmosphären, erstreckt. — *Döbereiner's* merkwürdiger Versuch über das Verhalten des Platin gegen das Wasserstoffgas wird hier unter dem allgemeinen Gesichtspunkte der Eigenschaft mehrerer Körper betrachtet, die chemische Verbindung elastischer Flüssigkeiten (auf besonders energische Weise) zu unterstützen. Versetzt man nämlich salzsaures, ammoniakalisches Platin in denjenigen schwammigen Zustand, den es durch Glühen annimmt, und richtet hiernächst einen anhaltenden Strom von Wasserstoffgas darauf, so erfolgt nach *Döbereiner's* Entdeckung, wenn es mit Feuerstoff- oder auch mit bloßer atmosphärischer Luft umgeben ist, die chemische Vereinigung des Wasserstoffs mit diesem Gase

auf eine so energische Weise, daß die (gewöhnliche) Temperatur dadurch bis zum Glühen des Platin erhöht wird. *Thenard* und *Düllong* haben diese Eigenschaft näher untersucht und gefunden, daß sie, wie wohl in verschiedenen Graden, mehrern andern Körpern zulehrt, die sie sogar, nach den physischen Umständen, in welche man sie versetzt, verlieren und wieder gewinnen können. — Auf eine ähnliche lichtvolle und doch gedrängte Weise, um im Detail bey diesen Beyspielen stehen zu bleiben, werden die übrigen Entdeckungen der neuesten Physik angeführtermalßen entweder Zusatzweise, oder bereits in Verbindung mit der Masse des physikalischen Wissens vorgetragen, und der gründliche Fleiß des deutschen Uebersetzers hat hierin überdies noch die Lücken auszufüllen verstanden, welche die Unmöglichkeit, auch das Allerneueste zu nutzen, oder die Quellen deutscher Journalistik so genau als der französischen zu kennen, in dem Originale gelassen hatten.

Dagegen bestehen die im Allgemeinen oben erwähnten größern Zusätze Hn. *Ps.* für den zweyten Band in Einschaltungen aus *Chladni's classischem akustischem Werke* und aus *Singen's elektrischer Monographie* (nach der deutschen Bearbeitung von *Müller*), wozu am Schlusse dieses Bandes noch zwey Abhandlungen: *Ueber die Umstände, nach welchen sich das Leitungsvermögen der die Kette schließenden Körper richtet*; und: *Ueber die Verbindung der Elektrizitätslehre mit der Physiologie*, — treten. Aus dieser letztern wollen wir, zugleich als Probe der gelungenen Darstellung, Einiges ausheben. „Es finden mehrere Unterschiede in Hinsicht der Wirkungsart der gewöhnlichen und der galvanischen Elektrizität auf lebende Körper Statt, die sich indess nicht auf eine spezifische, gar nicht vorhandene Verschiedenheit beider Agentien, sondern bloß auf den Umstand gründen, daß die galvanische Elektrizität, bey einer verhältnißmäßig sehr schwachen Repulsivkraft, in einem anhaltenden Strome durch die Theile geht, welche man in die Voltaische Kette bringt. Sie wirkt daher anhaltender, eindringender und empfindlicher, als die bloß in einzelnen Rucken oder Schlägen sich äußernde gewöhnliche Elektrizität, und man kann eben deswegen mit ihrer Hülfe manche Erscheinungen hervorbringen, die sich durch letztere nicht erhalten lassen.“ — „Der positive Pol der Volta-Säule afficirt immer vorherrschend das Muskel- und arterielle Gefäßsystem; der negative Pol am stärksten das Nerven- und Venensystem. Am positiven Pole empfindet man stärkere und stürmischere Zuckungen, ein Gefühl von Zusammenschnürung und Contraction, und zunehmendes Gefühl von Wärme und Beweglichkeit.“ Der Uebersetzer bringt in diesem Bezuge einen Versuch von *Moist* (Ueber die großen Heilkräfte des Galvanismus) bey, welcher zugleich einen Beweis seiner fleißigen Benutzung der besten Hilfsmittel zur Bereicherung seiner Bearbeitung abgiebt.

Der

Der wichtigste Zusatz Hn. Ps. zu dem dritten Bande besteht in einer gedrängten Darstellung der *Ampère'schen Theorie des Elektromagnetismus*, deren Beybringung er den Lesern schuldig zu seyn glaubte, eines Theils, weil von ihrem Standpunkte aus in neuern Zeiten so viel zur Erweiterung dieses Zweiges der Physik geschehen ist; andern Theils, weil sie, wenigstens unter allen bisher aufgestellten Hypothesen, die leichteste Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen zu gewähren scheint, und daher in sofern einen großen Werth behält, sollte sie auch ihren letzten Gründen nach nicht vollkommen haltbar seyn, „*worüber jedoch noch keineswegs entschieden ist.*“ Es bleibt daher in der That zu verwundern, wie Biot dieser Theorie dagegen (S. 194 vorliegenden dritten Bandes) gerade in einer Hinsicht einen Vorwurf machen kann, den sie, nach fast Aller Einstimmung, am wenigsten verdient: „dass sie nämlich, wegen grosser Verwickelung, kaum einer Darstellung fähig sey.“ Der Umstand schon, dass sie für die Berechnung der elektromagnetischen Erscheinungen bis jetzt am meisten geleistet hat, und dass die Resultate ihrer Rechnung durchgehends von der Erfahrung bestätigt worden sind, weist ihr einen zu ehrenvollen Rang unter den vielfachen Versuchen einfacherer Erklärung an, um sie mit jener Einwendung abzufertigen. Freylich haben die Grenzen des Werks dem deutschen Bearbeiter nicht erlaubt, den von Biot im Allgemeinen befolgten Gang einer erfahrungsmässigen Darstellung auch hier zu nehmen; er hat sich vielmehr an *Ampère's*, auch von *Demonferrand* in dem *Manuel d'électricité* befolgte Darstellungsweise gehalten, und Rec. glaubt, dass die Leser bey dieser Ausnahme nichts verloren haben. Für diejenigen aber, welche den hochwichtigen Gegenstand weiter verfolgen wollen, ist durch eine reiche Literatur-Notiz in der Vorrede des Uebersetzers vollkommen geforgt.

Die übrigen Zusätze dieses Bandes in der deutschen Uebersetzung beziehen sich auf die *Gestalten und Farben des Nordlichts*, auf die *Gesetze, nach welchen weiches Eisen auf die Magnethadel wirkt*, und endlich auf die *Thermo-Elektricität*, d. h. auf den elektrischen Kreislauf, welcher sich, nach *Seebeck's* interessanter Entdeckung, durch bloße Aufhebung des Temperatur-Gleichgewichts in den Metallen hervorbringen lässt. In der Abhandlung über das Nordlicht ist uns die Bemerkung aufgefallen, „dass die schmalen Strahlen Licht, aus welchen dasselbe besteht, wenn es sich schnell bewegt, vollkommen einer schnellen Folge elektrischer Funken ähnlich sind, die aus einem geladenen Cylinder; mittelst eines mit einer Reihe Spitzen besetzten Körpers, den man schnell vor ihm hin und her bewegt, ausgelockt werden. Man denke sich eine lang gestreckte Wolke, welche an dem einen Ende ihrer Oberfläche aus einer Reihe von Spitzen ihre elektrische Ladung einer ähnlichen, ihr parallelen Wolkenmasse mitzuthellen, oder, um dem eben gebrauchten Bilde noch getreuer zu bleiben, von letz-

terer aufzunehmen anfangt, so wird es scheinen, als sehe man einen Lichtstrom, der aus lauter parallelen, auf seine Richtung senkrechten Strahlen besteht.“ Diese Beobachtung und glückliche Vergleichung legt, wofern es desselben überhaupt noch bedarf, einen neuen Beweis für die elektrische Natur des Nordlichts ab.

Der vierte und letzte Band hat von Hn. F. nicht weniger bedeutende Bereicherungen erhalten. Dahin gehören besonders Untersuchungen über die *Zusammenziehung, welche durch Wärme in den Kry stallen hervorgebracht wird*, indem *Mitscherlich* gefunden hat, „dass die Wärme, während sie den Kry stall nach der seiner Axe parallelen Richtung ausdehnt, zugleich seine Moleküle in den darauf senkrechten Richtungen einander nähert.“ Ferner verdienen grosse Aufmerksamkeit *Wollaston's Untersuchungen über die Grenze der Expansion der Atmosphäre*, deren Resultat dahin ausfällt, „dass alle Phänomene mit der Annahme einer begrenzten Atmosphäre der Erde übereinstimmen, und dass deren Ausdehnung begrenzt ist durch das Gewicht der letzten Atome von bestimmter Grösse und nicht weiterer Theilbarkeit durch die Repulsion.“ Eine Notiz über *Feuerschwamm als Elektricitätsleiter* kann als Beleg zum Vermögen der Spitzen, Elektricität an sich zu ziehen, betrachtet werden, indem „ein über einen Finger gespanntes Stück Feuerschwamm die Elektricität in noch grösserer Entfernung als eine Metallspitze ableitet, so dass der Conductor bey der Ladung keine Funken giebt, während sich die Fasern des Schwammes emporrichten.“ Eine andre Notiz über den Unterschied positiver und negativer Elektricität lehrt, beide Arten durch den Geschmack zu unterscheiden, wenn man sie aus einer Spitze auf die Zunge ausströmen lässt: „die positive Elektricität wird alsdann nämlich sauer-, die negative dagegen caustischer und so zu sagen alkalisch-schmeckend befunden.“*) Die hiernächst folgenden Versuche über die Elektricität des Papiers verdienen einer Erwähnung wegen der Leichtigkeit, mit welcher sie sich anstellen lassen, und wir führen daraus an, „dass ein erwärmtes Blatt Papier, es mag auf einer Unterlage von Holz, Glas oder Metall gerieben seyn, so lange es auf derselben fest aufliegt, negativ, nach dem Aufheben aber positive Elektricität zeige.“ Dann folgt *Brewster's Untersuchung über die Elektricitäts-erregung durch Wärme in den Kry stallen*; hiernächst eine Tabelle von Körpern in Bezug auf ihre galvanische Reihenfolge, und die Darstellung der elektrischen Erscheinungen, welche in Begleitung chemischer Vorgänge auf-

*) Bekanntlich lehren die Spitzen einen andern Unterschied kennen: Wenn sie $+E$ ausströmen oder $-E$ annehmen, so zeigt sich das elektrische Licht als ein Strahlenbüschel; wenn sie dagegen $-E$ ausströmen oder $+E$ annehmen, als ein Stern oder Lichtpunkt. — Es hätte dies im Werke gleichzeitig bemerkt werden können.

Aus diesen beiden Gleichungen findet man leicht die Werthe von x und y , und aus diesen die Werthe von b' und a . Alles Uebrige ist in ihnen bekannt, oder kann als bekannt angenommen werden. Nun läßt sich auch aus den vier ersten Gleichungen der Werth von S bestimmen. Durch dasselbe Verfahren findet man auch aus den vier letzten Gleichungen die Werthe von S' , b'' und a'' , u. s. f. — Da unsre Erde aber ein Sphäroid ist, so können auch auf ihrer Oberfläche die Punkte A, B, C, \dots , durch die entwickelten acht Gleichungen nicht vollkommen bestimmt werden. Die hierdurch entstehenden Fehler sind zwar unbedeutend, sie lassen sich aber vermeiden. Anstatt die Seiten s, s', s'', \dots , mittelst des mittlern Krümmungshalbmessers der Erde in Bogenmaafs zu verwandeln, braucht diese Verwandlung nur mittelst derjenigen Krümmungshalbmesser vorgenommen zu werden, welche den Seiten auf dem Erd-Ellipsoid besonders zukommen. Aus diesem Grunde lehrt der Vf. unter Nr. 3., den Krümmungshalbmesser der Seiten s, s', s'', \dots , auf einem Ellipsoid zu bestimmen. Sehr wahr sagt der Vf. in Nr. 4., daß diese Methode, Dreyeckspunkte auf dem Erd-Ellipsoid zu bestimmen, alle mögliche Schärfe und Genauigkeit gewähre. Da von dieser Schärfe und Genauigkeit sehr wenig aufgeopfert wird, so gewährt es in den meisten Fällen Vortheil, wenn man, um die sphärischen Dreyecke als geradlinichte berechnen zu können, auch noch den Legendreschen Satz mit in Verbindung bringt. Es ist nicht zu erwarten, daß alle Leser dieser Abhandlungen den Legendreschen Satz kennen, und es wäre daher wünschenswerth gewesen, daß Hr. B. denselben kurz vorgetragen hätte. Die durch Anwendung dieses Satzes gefundenen Gleichungen lassen sich auf eine ähnliche Weise, wie die Gleichungen unter Nr. 2., leicht auflösen. — Nr. 5. zeigt der Vf., daß, wenn die Lage aller Punkte B, C, D, \dots , gegen den Anfangspunkt A gefunden, und wenn dessen geographische Lage bekannt ist, es auch leicht sey, die geographische Lage von jenen Punkten mit Rücksicht auf die Ellipticität der Erde zu bestimmen. Damit aber nichts zu wünschen übrig bleibe, lehrt er in Nr. 6., wie bey der Bestimmung der Polarcordinaten, wegen der sphäroidischen Gestalt der Erde, auch an die Winkel, welche die geodätischen Linien bilden, eine kleine Correction anzubringen sey, damit das sphäroidische Dreyeck eben so als ein sphärisches betrachtet werden könne, wie nach dem Legendreschen Satze ein sphärisches als ein geradlinichtes angesehen wird. Um diese Correction zu finden, construirt der Vf. ein sphäroidisches Dreyeck, dessen Seiten a, b, c , und deren gegenüberstehende Winkel α, β, γ . Um das Ellipsoid beschreibt er darauf mit dem Aequatorial-Durchmesser $a = 1$ eine Kugel, und auf dieser ein Dreyeck von denselben Seiten a, b, c . Die Winkel in diesem sphärischen Dreyecke sind nun $\alpha + d\alpha, \beta + d\beta, \gamma + d\gamma$. Für die Correction $d\alpha$ findet der Vf. eine Gleichung, aus welcher sich die von v. Bessel aufgestellte Nähe-

rungsformel ableiten läßt. Die Besselsche Formel enthält die Bedingung, unter welcher die Correction positiv oder negativ ausfällt. Nr. 7. wird zum Beschluß noch über die Correctionen gehandelt, die an der beobachteten Polhöhe und dem Azimuthe eines auf der Erde gelegenen Punktes, wegen ihrer sphäroidischen Gestalt, anzubringen sind. Hierbey kommt der Vf. zu dem sehr wichtigen Resultate, „daß man in allen vorkommenden Fällen, die ohnehin durch unsre Instrumente und Sinnesfähigkeit bedingt sind, die bey geodätischen Vermessungen beobachteten Winkel der Dreyecke als sphärisch ansehen könne.“

II. „Die trigonometrischen Höhenmessungen.“ Die Absicht des Vfs. bey dieser Untersuchung ist: eine allgemeine Grundformel für die trigonometrische Höhenbestimmung eines irdischen Gegenstandes zu finden, welche höchst einfach und der Anwendung der Logarithmen fähig ist, und aus welcher alle übrigen Fälle, die schon in dieser Grundformel involvirt sind, auf eine einfache Weise abgeleitet werden können. Es sey h die zu messende Höhe eines Gegenstandes, C dessen Scheitel, D dessen Fuß, a die gemessene Basis, A und B deren Endpunkte, die sowohl unter sich, als auch mit D nicht in einerley Horizont liegen; die nach unten verlängerte h gehe durch den Punkt E , welcher mit A in einerley Horizont liegt. Man ziehe die Linien AB, AC, AD, BC und die Horizontale AE , und setze $\angle ABC = \alpha', \angle BAC = \alpha, \angle CAD = \varphi, \angle DAE = \varphi'$. Hiernach ist $AC = \frac{a \sin \alpha'}{\sin(\alpha + \alpha')}$, und daher $CD = h = \frac{AC \cdot \sin \varphi}{\cos \varphi'} = \frac{a \sin \varphi \sin \alpha'}{\cos \varphi' \sin(\alpha + \alpha')}$, eine Gleichung, durch welche

der Vf. die aufgestellte Aufgabe genügend löst. Den Beschlufs dieser Abhandlung macht eine Untersuchung über den Einfluß, welchen bey einer Höhenvermessung kleine, unvermeidliche Beobachtungsfehler auf das Resultat haben, um dadurch im Allgemeinen die bey einer Vermessung günstigen Umstände zu finden. Der Vf. betrachtet in dieser Absicht zuerst ein rechtwinklichtes Dreyeck, und darauf ein schiefwinklichtes, in welchen er den Seiten und Winkeln die ihnen zukommenden Increments oder Decrements giebt. Vermittelt der Lehre vom Maximum und Minimum gelangt er alsdann zu dem gesuchten Resultate.

III. „Auflösung zweyer für die praktische Geometrie wichtigen Aufgaben, mittelst der analytischen Geometrie.“ Aufg. 1. „Drey Punkte a, b, c sind der Lage nach gegeben, und von einem vierten Punkte A , der mit den vorigen in derselben Ebene liegt, sind die beiden Winkel $aAb = \alpha, bAc = \beta$ gemessen: man soll die Lage dieses vierten Punktes A bestimmen.“

Aufg. 2. „Einen Punkt D von der Beschaffenheit zu finden, daß sich die von ihm auf die Seiten BC und AB eines Dreyecks ABC gefällten Perpendikel Da, Db eben so, wie die Abstände dieses Punktes von den Scheitelpunkten C und A , d mit DC zu DA verhalten.“ — Die Wichtigkeit dieser beiden Auf-

Aufgaben ist unbestimmt, und/unterw. hinterläßt Rec., weil er sonst zu weitläufig werden würde, die glückliche Auflösungsmethode des Vf. näher zu bezeichnen.

IV. „Entwicklung einiger trigonometrischen Reihen.“ Der Vf. nimmt von beiden Theilen der Gleichung

$$\cos x = 1 - \left(\frac{x^2}{2} - \frac{x^4}{2.3.4} + \frac{x^6}{2.3.4.5.6} - \dots \right), \text{ oder}$$

$$\cos x = 1 - (1 - \cos x)$$

den Logarithmus, wodurch er

$$-\log \cos x = (1 - \cos x) + \frac{1}{2}(1 - \cos x)^2 + \frac{1}{3}(1 - \cos x)^3 + \dots$$

erhält. Durch Differenziation dieser Gleichung findet er:

$$\tan x = \sin x [1 + (1 - \cos x) + (1 - \cos x)^2 + (1 - \cos x)^3 + \dots]$$

Aus dieser Gleichung erhält er für $\tan x$ noch zwey Gleichungen, indem er das eine Mal $\sin x$ und das andre Mal $2 \sin^2 \frac{1}{2} x$ für $1 - \cos x$ setzt. Durch eine sehr einfache Substitution ergeben sich aus diesen Gleichungen elegante Reihen für $\sec x$, $\cot x$ und $\operatorname{cosec} x$. Durch Umkehrung dieser Reihen entwickelt der Vf. Gleichungen für $\sin x$, $\sin^2 x$, $\cos x$ und $\cos^2 x$. Diese Reihen könnten, wie in der Anmerkung gesagt wird, auch folgendermaßen entwickelt werden: es ist:

$$\sec x = \frac{1}{\cos x} = 1 + \frac{1 - \cos x}{\cos x} = 1 + \frac{\sin x}{1 - \sin x} = 1 + \sin x + \sin^2 x + \sin^3 x + \dots \text{ u. f. w.}$$

Zu Ende der Abhandlung lehrt der Vf. eine sehr gute Methode für die Entwicklung der bekannten Reihe, welche die Tangente durch ihren Bogen ausdrückt, und der Reihe, welche den Bogen durch seine Tangente giebt. Als Basis für die Entwicklung beider Reihen dient ihm die Differenzial-Gleichung $d \tan x = dx \cdot (1 + \tan^2 x)$.

V. „Entwicklung einer neuen, sehr convergirenden Reihe für die Rectification des Kreises.“ Der Vf. setzt $\tan a = \frac{1}{10}$, $\tan b = \frac{1}{100}$, und hiernach wird, wenn $c = 7a + b - 45$, $\tan c = \frac{1}{181748976}$. Nach der bekannten Gleichung:

$$x = \tan x - \frac{1}{3} \tan^3 x + \frac{1}{5} \tan^5 x - \dots$$

$$\frac{\pi}{4} = 45^\circ = 7a + b - 45 = 7 \left(\frac{1}{10} - \frac{1}{3 \cdot 10^3} + \frac{1}{5 \cdot 10^5} - \dots \right)$$

$$+ \left[\frac{1}{181748976} - \frac{1}{3} \cdot \left(\frac{1}{181748976} \right)^3 + \frac{1}{5} \cdot \left(\frac{1}{181748976} \right)^5 - \dots \right]$$

VI. Ein sehr einfacher Beweis des Satzes: „dass beym Durchgange des Lichtstrahls durch zwey bestimmte Mittel der Sinus des Einfallswinkels zum Sinus des Brechungswinkels ein beständiges Verhältniß habe.“ Der einfallende Lichtstrahl oder die Geschwindigkeit desselben sey p , sein Einfallswinkel α , der im zweyten Mittel gebrochene Lichtstrahl, oder

dessen Geschwindigkeit π , der gebrochene Winkel α' das Einfallslot p , das über die Scheidungsfläche verlängerte Einfallslot π' . Wenn man mit dem Vf. die Geschwindigkeit p in die beiden rechtwinklichten Seiten-Geschwindigkeiten p' und p'' , die Geschwindigkeit π in die beiden rechtwinklichten Seiten-Geschwindigkeiten π' und π'' zerlegt, von welchen p' und π' in der Scheidungsfläche sich befinden, so ist:

$$p' = p \sin \alpha, \quad \pi' = \pi \sin \alpha'$$

Nach der Natur der Sache sind die beiden Geschwindigkeiten p'' und π'' nicht von einander verschieden, und es muß daher $p'' = \pi''$, oder

$p \sin \alpha = \pi \sin \alpha'$ seyn. Aus dieser Gleichung folgt der Vf. den Satz, daß der Sinus des Einfallswinkels sich zum Sinus des gebrochenen Winkels wie die Geschwindigkeit des Lichtstrahls im zweyten Mittel zur Geschwindigkeit desselben im ersten Mittel verhalte; und daß dieses Verhältniß für zwey bestimmte Mittel, da ihre Anziehung gegen das Licht dieselbe bleibe, auch constant sey.“

RECHTSGELAHRTHEIT.

ILMENAU, b. Voigt: *Gesammelte Rechtsfälle, Criminalgeschichten und rechtliche Bedenken aus dem Civil- und Criminalrechte.* Von G. P. F. Thon, Großherzogl. Sächs. Justizrathe und Amtmann auch Stadtrichter und Stadtdirector zu Ilmenau. Erster Band. 1827. 418 S. 8. (1 Rthl. 12 Gr.)

Ein Buch, welches füglich ungedruckt hätte bleiben mögen, da die Wissenschaft wenig oder nichts dadurch gewinnt. Mit Ausnahme eines rechtlichen Gutachtens des verstorb. Pütter's und einer an den Herausg. gerichteten brieflichen Belehrung des Geh. Justizraths Martin enthält es nichts, als solche gerichtliche Vorträge, die nur aus einer kurzen *species facti* und dem Actenauszuge bestehen, aber nicht einmal das *Votum*, so wie es dem gerichtlichen Referenten zur Pflicht gemacht wird, sondern statt dessen das erfolgte Erkenntniß, und dabey ist es noch als ein Glück zu betrachten, wenn es ein Facultäts-Erkennntniß mit vollständigen Entscheidungsgründen ist, weil in diesem Falle doch noch etwas Stoff zu wissenschaftlichen Erörterungen mitgetheilt wurde. Höchstens läßt sich daher diese Sammlung nur angehenden Juristen empfehlen, weil diese etwas Geschäftsroutine aus derselben lernen können. Höchst naiv ist die Entschuldigung des Herausg., daß seine Sammlung um so mehr Nutzen bringen werde, je weniger in diesen Tagen classische Schriftsteller in dem Gebiete der Rechtswissenschaft Muse (*sic!*) genug haben, große Werke im Fache der Jurisprudenz zu liefern, und dadurch die noch immer unzählig vorkommenden Zweifel und Controversen in dieser vielästigen Lehre (*sic!*) zu lösen, wie ehemals ein *Schulder*, *Berlich*, *Carpzov*, *Werner*, *Pufendorf*, *Leyser*, *Stryck*, *Böhmer*, *Coccej*, *Hommel* u. f. w.: denn

denn sollte er es *allein* nicht wissen, wie reich gegenwärtig unsere Literatur an Sammlungen von Rechtsfällen und rechtlichen Entscheidungen der Oberhöfe Deutschlands ist, und wie beynahe jede Büchermesse eine Sammlung derselben hervorbringt? Doch selbst hiervon abgesehen, wie unbedeutend ist im Ganzen, und mit sehr wenigen Ausnahmen, der Inhalt dieser Rechtsfälle? Höchstens können die mitgetheilten Criminalgeschichten, wenn auch nicht ein juristisches, doch wenigstens ein psychologisches Interesse darbieten. Wir bemerken daher von diesen Rechtsfällen, die in der eignen richterlichen Thätigkeit des Vfs. ihren Ursprung zu haben scheinen, nur die obgedachten beiden: *Pütter's* rechtliches Bedenken über die Gültigkeit mehrerer Nachträge zu einem Testamente, in welchem ausdrücklich Nachträge vorbehalten waren, vom J. 1782, und: Rechtliches Bedenken über Processkosten-Compensation, insbesondre den *modus compensationis*, nebst einem Gutachten, eigentlich einer Antwort des G. J. R. *Martin* auf ein Schreiben des Vfs., des Inhalts: Alle Gerichte, so wie die besten Schriftsteller, z. B. *Weber* über die Processkosten, sind darüber einig, Kostenvergleichung habe die Folge, daß *keine* Parthey der *andern* Kosten erstatte. Hieraus folgt nicht allein in Hinsicht der außergerichtlichen, daß jeder Theil diejenigen *extrajudiciales* tragen muß; welche er bereits bezahlt oder doch veranlaßt hat, und dann noch bezahlen muß, wenn sie rückständig sind: sondern dasselbe Princip muß auch von den *gerichtlichen* gelten, indem das Gericht berechtigt ist (ohne auf der Partheyen Ersatzforderungen *gegen einander* Rücksicht zu nehmen) von einer jeden Parthey die Bezahlung der Sporteln zu fordern, die mit den von dieser Parthey begehrten Gerichtsverfügungen oder deren Verlegung verknüpft sind. Nur solche Gerichtshandlungen, welche *ex officio* in dem Process erfolgen, z. B. *citatio ad audiendum sententiam*, oder eine Wirkung beiderseitiger Vorträge sind, z. B. das Erkenntniß, müssen von *beiden* Theilen zu gleichen Theilen bezahlt werden. Wird daher Kostencompensation ausgesprochen, so hält das Gericht, wie eigentlich *immer* z. B. bey der Insolvenz eines *litigantis*, sich nach jenen Regeln wegen der Sporteln *resp.* an den *Extrahenten*, und im Uebrigen *pro rata aequali* an jede Parthey, mag nun dieser Betrag creditirt seyn, oder nicht; keine Parthey hat aber wegen der erkannten Compensation einen Ersatz-Anspruch an ihren Gegner.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

WÜRZBURG, b. Strecker: *Palmbblätter*, Wochen-schrift für christliche Familien und alle Verehrer

des Guten, Wahren und Schönen. Herausgegeben von *Julius Hönninghaus*. Jahrgang 1827. *Erster* Band. Januar bis Jani. 1827. 418 S. 8. (Preis des Jahrgangs 2 Rthlr. 16 gGr.)

Der Herausgeber dieser Zeitschrift, der in demselben Verlage eine Schrift: „*Morgenröthe des Friedens, oder die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der protestantischen Confessionen mit der katholischen Kirche*“ angekündigt hat, welche dem Rec. noch nicht zu Gesicht gekommen ist, scheint einer von den milder gesinnten Katholiken zu seyn, die jedoch gern die verirrtten Schäflein wieder in den Schoos der Kirche zurückführen möchten. An dem Rec. hat er aber wenigstens durch diese Zeitschrift seinen Zweck nicht erreicht. Sie enthält zuvörderst *Erzählungen, biblische Gemälde, Parabeln*. Von der ersten Gattung ist „die Neujahrsnacht im Eichenwalde“ von *Sänger*, ein etwas langweiliges Stück; von der zweyten eine, mit dazwischengeschobenen Betrachtungen, erläuterte Darstellung des Buchs *Ruth*, von Prof. *Wirth*, ist nicht ganz ohne Interesse, aber viel zu lang. Viel vorzüglicher ist die Schilderung *Niemeyer's* in der Charakteristik der Bibel, Bd. 3. S. 542. Unter den Parabeln sind die meisten von *Lomler*, und mehrere recht gut. Den zweyten Abschnitt sollen Biographien denkwürdiger Vorgänger im Christenthum aus; gewöhnliche Heiligengeschichten. Hier kommt unter *Andern* vor, daß die heil. Jungfrau der heil. *Veronika* erschien, als dieser das Lesenlernen zu schwer wurde, und sie tröstete: „Es genügt, daß du drey Buchstaben kenneßt: Herzensreinheit, nie murren, und jeden Tag eine bestimmte Zeit haben, um über das Leiden Christi Betrachtungen anzustellen!“ Unter Nr. 8: „Historisch-religiöse Darstellungen“, finden sich einige althebräische. Die Gedichte Nr. 4. sind, einige von *Wessenberg* ausgenommen, nicht von Bedeutung. Nr. 6 und 6. Religiöse und pädagogische Abhandlungen. Hier ist noch das meiste Gute, wenn auch nicht gerade Neues. Nr. 7. bilden Mittheilungen aus der ältern und neuern Literatur. Protestanten sind dabey eben nicht hervorgehoben. Bey den kurzen Recensionen Nr. 8. findet sich auch eine sehr preifende von der Schrift des Pfarrers *Wolf* in Klein-Kinderfeld gegen *Krug*. Was von Nr. 9. „den irenischen Abhandlungen über die Divergenzen zwischen Katholiken und Protestanten“ zu halten sey, erfahren wir auf S. 73, 94, 107, 353 ff. — „Dumm machen lassen wir uns nicht, wir wissen, daß wir's werden sollen!“ Den Beschluß machen 10 Nachrichten aus dem kirchlichen Leben, namentlich in dem durch einen katholischen Fürsten beglückten protestantischen Ländern. —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1827.

GESCHICHTE.

ILMENAU, b. Voigt: *Deutscher Regenten - Almanach* auf das Jahr 1825. Historisch - biographische Gallerie der jetzt regierenden hohen Häupter. Herausgegeben von H. T. Rumpf. Erster Jahrgang. V u. 894 S., Genealogie XLVIII. S. m. 18 Portr. Zweyter Jahrg. auf d. J. 1827. Herausg. von B. F. Voigt. VII u. 458 S. 12. m. 8 Portr. (4 Rthl.)

Der Herausgeber wird bey diesem Almanach seine Rechnung finden, da die Lebensbeschreibungen unserer lebenden Fürsten vielseitiges Interesse und so in einer Reihesfolge beyammen bequemen Gebrauch gewähren. Man denke nur, wie unentbehrlich zur Unterhaltung an den Höfen die Kenntniß solcher Lebensschilderungen ist, und was Gesandte, Geschäftsleute und auch Bittende daraus auf einen Griff entnehmen können, während auch der Menge der bloßen Leser damit gedient ist. Man wird allerdings daneben sagen, die Geschichte lebender Fürsten ist bedenklich, sie verschweigt und verschönert; sie erzählt nicht, sie lobt, und von zürnendem, noch so gerechtem Tadel wird sie durch Censoren und Richter abgehalten. Zugestanden! Aber selbst eine bloße Lobrede kann sehr schön und von großem geschichtlichen Werth seyn, läßt auch von den Lichtseiten auf die Schattenseiten schließen und braucht gar nicht in den Schmeichlern zu verfallen. Das wird man größtentheils auch hier finden.

Die im ersten Jahrg. auftretenden Regenten sind folgende:

Franz I., Kaiser von Oesterreich. Da unsern Lesern bereits ein Auszug aus seiner Lebensbeschreibung bey Anzeige der Zeitgenossen vorgelegt ist, so darf hier darauf Bezug genommen werden. Ebenfalls ist der Fall bey *Friedrich Wilhelm III., König von Preussen.* — *Maximilian I., König von Baiern,* der nun nicht mehr zu den lebenden Fürsten gehört, kann hier ebenfalls unerwähnt bleiben, da bey Gelegenheit seines Todes von ihm in öffentlichen Blättern zur Genüge gesprochen worden. — *Georg IV. Friedrich August, König von Großbritannien, Irland und Hannover,* ward in aller Strenge er. englischen Erziehung von Geistlichen: Markam, jetzt Erzbischof von York, Jackson, Hurd und Arnold, erzogen, liefs aber dann desto zwangloser an Jugendlust und Leidenschaft sich leiten und strübte seinen Vater durch wildes Schuldenmachen *Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.*

und die Verbindung mit der schönen katholischen Fitzherbert. Seine geistige Bildung war unter dem in England vorherrschenden Gesetz der Denkfreyheit glücklich gewesen, und er besreundete sich mit den seelenvollsten Männern Fox, Sheridan, Burke, erklärte sich auch im Parlamente für die Opposition. Bey diesem Wesen und Betragen waren die Stimmen sehr getheilt, als sich's fragte, ob er, während der Geisteskrankheit seines Vaters, die Reichsverwesung erhalten solle? Wegen Herstellung des Königs gelangte er damals nicht zu diesem Pollen. Einige Jahre nachher vermählte er sich mit der Tochter des bey Jena gefallenen Herzogs von Braunschweig, die ihm eine Tochter gab 1796, und als vollblühendste kräftigste Frau eine zahlreiche Nachkommenschaft geben konnte, aber nun einwilligte, mit ihm nicht weiter zu leben. Diese häusliche Uneinigkeit schädete ihm desto mehr in der öffentlichen Meinung, je höher in England häusliches Leben und Glück gehalten und gefeyert wird. Indess ward er 1811 zum Prinz-Regenten ernannt, da sein Vater in unheilbare Geisteskrankheit fiel; und als Prinz Regent bewährte er sich für England und wider Frankreich, über welches die verbündeten Fürsten die Siegesfeyer bey ihm zu London begingen. Er vermählte seine lebenswürdige Tochter Charlotte 1816 mit dem Herzog Leopold von Coburg, erhielt aber 1817 die Nachricht von ihrem und ihres Sohnes Tode und gerieth in seiner Betrübniß darüber selbst in Todesgefahr. Das Volk war um diese Zeit sehr aufgeregt, und man warf und schoß bey der Parlamentsfahrt auf seinen Wagen. Er besieg, nach dem Tode seines auch im Wahnsinne ehrwürdigen Vaters, den Thron 1820, und liefs nun in's Parlament einen Bussantrag wider seine Gemahlin bringen, um sich von ihr völlig zu trennen. Sie hatte im Auslande leichtfertig gelebt, erschien aber nun wieder in England, um ihr Recht als Königin geltend zu machen. Der Bussantrag konnte nicht durchgesetzt werden; die Soldaten verwehrten der Königin aber den Zutritt bey seiner Krönung, sie starb bald nachher und ihre Leiche ward nach Braunschweig geführt. Der König befand sich eben auf seiner Reise nach Irland, wo er den freudigen Empfang freundlich vergalt, und begab sich dann über Frankreich nach Hannover, wo man die Reisekosten bezahlte, die der Lord Sydmouth verweigert hatte. Im folgenden Jahre 1822 besuchte der König Schottland, sah zu Edinburgh nur wohlgekleidete Leute und fragte nach dem

Pöbel. Man antwortete, daß man keinen Pöbel habe; und er äußerte: also bin ich hier unter einem Volke von Gentlemen. Gott segne es! Früher, als er gewünscht, kehrte er nach England zurück, weil Castlereagh's Stelle besetzt werden mußte (und sie ward es bekanntlich durch dessen Feind und Pitt's Freund, der verstorbenen Königin Begünstiger, durch den gewaltigen Canning in Wort und That, der sich durch eigne Kraft neben den Thron erhoben und nun so eben seines Königs, seines Englands Herrschermacht kurz und bündig aller Welt gezeigt hat). — „Georg IV. ist ein schöner, starker Mann, von sehr einnehmendem Aeußern; er galt in seiner Jugend bey hoher und gefälliger Gestalt und bey der Anmuth seines Weisens und Anstandes für den liebenswürdigsten Engländer, Alles war Natur bey ihm, aber zum Theil es doch erst durch Kunst, durch Unterweisung von Rednern und Schauspielern geworden. (Augenzeugen versichern, daß er in seinen Gesichtszügen viele Aehnlichkeit mit der verstorbenen Königin Luise von Preussen habe, mit welcher er von mütterlicher Seite aus Einem Blute entsprossen ist. Seine Gesundheit leidet seit mehrern Jahren an verschiednen Krankheitszufällen beträchtlich. — Seine Leutseligkeit und Herablassung, sein zutrauliches Wesen gewinnen Jedermann schon im Voraus, und aller Zwang ist aus seinen nähern Umgebungen verbannt. Mit diesen Eigenschaften sind seine Unterthanen durch seine mehrfachen Reisen immer bekannter geworden, und er hat sich dadurch ihre treue Anhänglichkeit und Liebe erworben.) Er spricht gut und gern deutsch, und begünstigt die Künstler und Dichter wie früher, wenn er auch mit ihnen nicht mehr wie sonst umgehen kann. Sein Bruder, der Herzog von York, war zugleich sein ältester, liebster Freund, und dessen Tod hat ihn tief erschüttert.“ — *Wilhelm I., König von Württemberg*, sah in seiner Kindheit die Eisgebilde der Niewa und der Alpen unter den Augen eines nachsichtlosen und zornigen Vaters, bis dieser 1790 sich zu Ludwigsburg niederließ und bald darauf die Regierung von Württemberg antrat. Nun ward es seinem Lehrer, dem jetzigen Präsidenten Gros, leichter, die väterliche Einmischung in die Erziehung zu vermeiden und diese nach eignem besten Wissen und Gewissen zu leiten. Der Prinz ging 1800 als Freywilliger zum Oesterreichischen Heere und gab als neunzehnjähriger Jüngling in der Schlacht bey Hohenlinden Beweise von Muth. Nach geendigtem Kriege hatte er mit seinem Vater manchen ernstlichen Zwiespalt und entfernte sich 1803 vom Hofe, zuerst nach Wien, dann nach Paris und Italien. Als er nach Württemberg zurückkehrte, hielt er sich dennoch vom Hofe entfernt, und seine Umgebung war eben so einfach, als die väterliche glänzend. Napoleon stiftete seine Verbindung mit der Prinzessin Charlotte von Baiern, nun Kaiserin von Oesterreich. Die Verbindung blieb nach geheimer Uebereinkunft zwischen ihnen nur scheinbar, und der Papst hob sie 1814 nach dem Wunsch der Prinzessin mit Zustimmung ihres Ge-

mahls wieder auf. — Der Kronprinz war mit dem französischen Heere gegen Rußland gezogen, aber schon von Wilna wieder zurückgekehrt. Dagegen focht er 1814 an der Spitze der Württemberger in Frankreich und führte den linken Flügel des verbündeten Heers am Montmartre und in die Thore von Paris. Er besuchte mit den verbündeten Fürsten alsdann England, verlobte sich auf dem Wiener Congresse mit der Großfürstin Katharine, und zur Zeit der Waterloo'schlacht warf er seinerseits den General Rapp nach Straßburg zurück. — Bey seinem Regierungsantritt entfernte er mit Schonung die Rathgeber seines Vaters; an welchen man Rache zu nehmen wünschte wegen des bisher obwaltenden harten Verfahrens, das er milderte. Mit Strenge suchte er dem Wucher, mit Freygebigkeit der Hungersnoth im J. 1817 zu steuern. Er legte der Ständeversammlung einen Verfassungsentwurf vor, aber die adelige und die juridische Partey vereinigten sich wider dessen Annahme und forderten die altwürttembergische Verfassung. „Zu deren Vertheidiger warf sein eigner Bruder Prinz Paul sich auf, welcher durch die zweyte Vermählung des Königs in seinen liebsten Erwartungen betrogen war, und selbst, auf dem Throne, jenen alten Gesellschaftszustand mit allen Waffen seines fruchtbaren und kräftigen Geistes bekämpft haben würde. Da er in Württemberg nichts auszurichten vermochte, so begab er sich nach Frankfurt am Main, wo er als nächster Agnat des k. Hauses bey dem Bundestage sowohl gegen die vom König in Vorschlag gebrachte Verfassung, als gegen den Hausvertrag protestirte. Der Bundestag beauftragte sich mit dieser Protestation nicht.“ Der König setzte den Ständen eine Frist von 8 Tagen zur Erklärung über den Verfassungsentwurf und löste die Versammlung auf, als sie die Annahme verweigerte und sich unruhige Bewegung in Stuttgart zeigte. Hierauf wurden die Verwaltungsbehörden neu eingerichtet. (Sie hatten ihren Hauptstiz auch für untergeordnete Stellen und Geschäfte bisher zu Stuttgart, und wurden durch die Errichtung von vier Regierungen und Finanzverwaltungen mehr im Lande vertheilt; aber wie mancher Beamte mochte die Veretzung in eine Landstadt als eine Verweisung ansehen!) 1819 hatte der König den Kummer, seine Gemahlin zu verlieren, aber dagegen die Genugthuung, den neuen Verfassungsentwurf von den Ständen angenommen zu sehen. Man befürchtete zwar, der König würde Aenderungen in der Verfassungsurkunde machen müssen: denn sie war nicht mit den Grundsätzen im Einklang, welche zu Karlsbad aufgestellt waren; aber der König reiste nach Warschau zum Kaiser Alexander, und als er heimkehrte, verschwand die Besorgniß. Bey der ersten Versammlung der Stände erschienen indessen die Standesherren nicht, und beide Kammern traten in Eine zusammen. Der König vermählte sich aufs Neue 1820 mit der Prinzessin Pauline von Württemberg, und erhielt von ihr auch bereits einen Erben.

Friedrich August, König von Sachsen, war bey seines Vaters Tode erst 13 Jahr alt und trat mit dem 18ten Jahre 1768 die Regierung an, vermählte sich auch schon im folgenden Jahre mit der Prinzessin Marie Amalie von Zweybrücken. Aber in dem jungen Regenten und Gemahl ging dennoch der Freund der Wissenschaft nicht unter, sondern er bildete sich vielmehr zum Gelehrten aus. Das Land war in seiner Minderjährigkeit mit Sächsischem Fleiß und Ordnungssinn verwaltet, und er selbst förderte dies mehr und mehr. In der Baiertischen Erbfolgesache schloß er sich an Preussen und vertheidigte glücklich darin die Ansprüche, die er selbst und die der Bruder seiner Gemahlin hatte; dann trat er dem Fürstenbunde bey, schlug aber die angetragne erbliche Polnische Krone aus, und war auch bey dem Bunde nicht thätig, welcher gegen Frankreich auf seinem Schlosse Pillnitz von dem Kaiser Leopold II. und dem König Friedrich Wilhelm II. errichtet wurde. Nur an dem Reichskriege nahm er so lange Antheil, bis Preussen die Waffen niederlegte und er sich dem Neutralitätsvertrage anschließen konnte. Sein Land genoß alle Segnungen des Friedens (und einer Verwaltung, worin es, wie Aristoteles sagt, ehrlich und ordentlich zugeht). Der König versagte sogar in seiner Sorge, das Geld im Lande zu halten, seinem Bruder Maximilian die Bewilligung zu einer Reise nach Italien, wozu der Prinz die Kosten Jahre lang erspart hatte. Für Verbesserung des Landbaues, Gewerbes und Handels machte der König Verwendungen und Bewilligungen, die sich reich belohnten. Der Bibliothek (die er nicht bloß für Andere, sondern auch für sich selbst hält und vermehrt) gab er das japanische Palais, und mit dem Kunsthofen hob er zugleich das Landeshofwesen. — Im J. 1806 wurde das glückliche Sachsen in das Unglück der Preussischen Waffen verwickelt und mußte 25 Millionen Franken Kriegsteuer bezahlen, auch in den Rheinbund treten. Der König hatte sich nach Berlin begeben, um mit Napoleon zusammenzutreffen, aber ihn verfehlt, und erhielt in dem Frieden mit ihm die Königswürde und durch den Frieden von Tilfit das Herzogthum Warschau. (Er mußte dann von Napoleon die dortigen Forderungen der Preussischen Cassen kaufen, wöber der verrufene Bayonner Vertrag geschlossen wurde.) Sachsen mußte Blut und Geld zu Napoleons Kriegen geben; aber in seinem Innern folgte eine Verbesserung der andern. Nach dem russischen Feldzuge wurden die Sachsen von den Franzosen getrennt und Torgau sollte keinen fremden Truppen geöffnet werden. Der König begab sich nach Regensburg und erhielt dort von dem Könige von Preussen die Aufforderung, sich den Verbündeten anzuschließen. Er fand es zugewagt und kam mit dem Oesterreichischen Hofe überein, aus allen Kräften zu dessen Verfahren für die Herstellung des Friedens mitzuwirken. Der Herzog von Weimar schrieb ihm auf Verlangen des dort durchreisenden Napoleon, laß Letzterer gelagt habe: *Je veux, que le roi se*

declare, je saurois alors que j'aurai à faire: mais s'il est contre moi, il perdra tout ce qu'il a. Französische Unterhändler kamen zu ihm nach Prag, forderten die Sächsischen Truppen und drohten. Sachsen war wieder in französischer Gewalt, und der König entschied sich zur Rückkehr nach Dresden. Hier und zu Leipzig kam es unter den Augen des friedlichsten Königs zu den fürchterlichsten Schlachten; er ward als Kriegsgefangener nach Berlin gebracht und sein Land unter Russische Verwaltung gestellt. Es sollte ganz an Preussen abgetreten werden, aber der König widersprach, Oestreich willigte nicht ein, und auch im englischen Parlamente war man damit nicht zufrieden. Vergebens bemühte sich noch am 16ten Dec. 1814 der Fürst Hardenberg, das Ganze zu erhalten; nur ein Theil ward auf dem Congresse zugestanden und der König nun eingeladen, um mit ihm zu verhandeln, sich in die Nähe von Wien zu begeben. Er hatte zu Presburg noch nicht eingewilligt, als die Nachricht von Napoleon's Landung zu Wien eintraf. Nun begaben sich Metternich, Wellington und Talleyrand zu ihm, erhielten aber dennoch seine Einwilligung nicht, und die Theilung ward ohne dieselbe beschlossen. Der König fügte sich endlich, und kehrte am 7ten Jun. 1815 nach Dresden zurück. — Das Land war bewegt und die Theilung nicht ohne Blut vollbracht. Das Königreich hat 278½ Quadratmeilen und 1,336,900 Einwohner nach der statistischen Uebersicht, welche hier, wie bey den übrigen Lebensbeschreibungen, beygefügt worden. Dresden ist mit 52,000 Einw., Leipzig mit 33,000, die Zahl der Städte und Flecken auf 102, der Dörfer auf 3197 nebst 14 Dorfantheilen angegeben. Unter den Einwohnern sind 46,000 Katholiken, 800 Reformirte, 1600 Herrnhuter und 1250 Juden angeführt. Es hätte wohl bemerkt werden können, wie schnell in Sachsen der Schutt des Kriegs aufgeräumt und die Städte und Dörfer neu geschmückt sind. Es würde lehrreicher gewesen seyn, die Mittel und die Weisen zu beschreiben, wodurch diese überraschende Umwandlung bewirkt worden, als die Feyerlichkeiten aus gutem und freudigem Herzen um den Jubelkönig zu erzählen, so sehr sie dem Fürsten und dem Volke zur Ehre gereichen. Als Rec. im Sommer 1814 durch Sachsen reiste, sah er die Spuren der vorfälligen Verwüstung schon in Neubäuten und kräftigst geförderten Arbeiten zu ihrer Vertilgung. Es glänzten von ferne die frischen Farben der weißen Wände und rothen Dächer, die üppigsten Saaten bedeckten die ungeheuren Grabstätten der Schlachtfelder und die zahlreichen Heerden verriethen nicht, wie unter ihnen gewürgt worden. So war es nicht auf den benachbarten Böhmischen Wahlstätten. Culm lag in seinem Schutte noch, Gut und Muth schien bey den Juden zu seyn, von denen es dort, aber keineswegs in Sachsen wimmelt.

Ludwig (Wilhelm August), Großherzog von Baden, war der Liebling seines Vaters, des gefeyerten Karl Friedrich, widmete sich dem Kriegswesen und trat

trat in Preussische Dienste. Er kehrte aber nach dem Wunsche seines Vaters zurück, und ward Präsident des Badischen Kriegs - Ministeriums. Nach dem Regierungsantritt seines Neffen zog er sich von den Geschäften zurück und lebte den Wissenschaften. Nachdem er dessen Nachfolger geworden war, sorgte er, die Beschwerden der Standesherrn beyzulegen, und es kam 1819 mit ihnen zum Vergleich. Der Adel war damit nicht völlig zufrieden und die Nichtadeligen nahmen Anstoß daran. Der Großherzog versuchte auf der Ständeverammlung Eintracht zu stiften, aber die zweyte Kammer beschloß, die Verordnung vom 16ten April 1819 nicht anzunehmen, und bestritt auch das Budget, worauf der Landtag aufgehoben wurde. Indess erhielten mehrere mit den Ständen berathene Verordnungen, z. B. über die Abschaffung der Frohnen, die Ablösung der Hörigkeit, die Aufhebung der Körperstrafen in Polizeysachen, gesetzliche Kraft; die Verwaltung ward nach einer neuen Kreiseintheilung geordnet, und die Uebereinkunft mit Oestreich und Baiern über die lange Gabelsireitigkeit vollzogen. Der wiederver sammelte Landtag 1820 nahm einen erwünschteren Ausgang, und hatte das Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister und über die Gemeindeverwaltung zur Folge. Gleichzeitig wurde der Vertrag mit Frankreich über die Rheinschiffahrt zwischen Straßburg und der Schweiz geschlossen. Das Land litt indessen, von dem nahen und fernem Zolldruck, und erhielt gegen den französischen die traurige Nothhilfe durch angeordnete Wiedervergeltung. Ueber das Budget konnte man sich 1822 nicht vereinigen und der Landtag ward ohne dessen Genehmigung entlassen. (Er wird sich aber nun wieder versammeln.)

Wilhelm II., Kurfürst von Hessen, ward nach dem Sinne seines Vaters streng und zum Soldaten erzogen, und nach dessen selbst entworfenem Plane, auch unter dessen eigener Aufsicht in Kriegs- und Staatswissenschaft und Geschichte unterrichtet. Er vermaßte sich mit der hochgebildeten, liebenswürdigen Schwester des Königs von Preussen, folgte seinem Vater auf der Flucht vor den Franzosen nach Holstein und Böhmen, und begab sich hierauf an den Preussischen Hof, und dann von dem verbündeten Heere nach Cassel zurück. Hier ward er von den biedern Hessen mit einer Freude empfangen, welche in einem guten Herzen eine heilige und wohlthätige Erinnerung seyn mußte. Er ward von seinem Vater zum Präsidenten des Kriegs - Collegiums ernannt, und führte die Hessischen Truppen 1814 in's Feld. Er begleitete hierauf seinen Vater nach dem Congresse zu Wien, und folgte ihm 1821 in der Regie-

rung. Er veränderte die Råthe und die Einrichtung der Truppen, und übertrug dem Generalitåbe die Landesvermessung. Das Land ward in vier Provinzen getheilt und eine Regierung in jeder Provinz niedergesetzt, so wie auch eine Finanz-Kammer. Ferner ward eine General-Controle eingerichtet, und das Staatsministerium in vier Departemente abgetheilt. „Der Kurfürst brachte durch ansehnliche Bauten vieles Geld in Umlauf, und machte auch selbst in seinen Staaten vielfache Reisen, um nachzusehen, ob Alles in seinem Geiste ausgeführt sey. Allgemeine Zufriedenheit herrschte im Lande; so vieler Weisheit, womit er regierte, huldigten die Unterthanen. — Desio unerwarteter war die — 1823 angezettelte Verschwörung.“ Es sind die Drohbrieife gemeint, welche der Kurfürst erhalten hat: Diese Sache wird im Wesentlichen so erzählt, wie in der schon angezeigten Horn'schen Schrift, aber nur bis zu der Untersuchung wider den Secretair *Müller* und dessen Vertheidigung, ohne der Untersuchung wider den Polizeydirector *v. Manger* zu erwähnen. Die so sehr bedenkliche Vermuthung über einen bestimmten Urheber der Drohbrieife ist vermieden, aber es wird gesagt: „Die Verschwornen(?) besitzen großes Vermögen(?), vielen Einfluß(?), ausgezeichnete politische(?) Gewandtheit, und es ist ihnen mit diesen Mitteln auch gelungen, sich mehrere Theilnehmer(?) ihrer hochverråtherischen Plane(?) zu verschaffen; sie sind um so gefährlicher, weil sie entschlossen zu seyn scheinen, so lange im Finstern umherzuschleichen(?), bis sich ihnen ein günstiger Zeitpunkt zur Ausführung ihres schändlichen Vorhabens darbieten möchte(?); jedoch wird sie der Abscheu des ganzen treuen Volks stets in Schranken halten“ (gewiß, die Treue der Hessen ist geprüft und herrlich bewährt!), „und da sie bisher schon durch die angewandten einheimischen Mittel — in Ordnung gehalten worden, so berechtigt uns dieses zu der gegründeten Hoffnung, daß bey fortgesetzter Wachsamkeit vollkommene Ruhe und Sicherheit im Kurfürstenthum erhalten werden wird. — Die Lage, in welcher sich der Kurfürst bey dieser Verschwörung befand, hielt ihn zwar nicht ab, an den bey seinem Hofe eintretenden Festlichkeiten, wie gewöhnlich Theil zu nehmen; aber gewiß gewalts er dieselben nicht mit dem frohen Muth, wie wohl Mancher sich vorstellen möchte.“

Den Beschluß macht die Genealogie der europäischen Regentenfamilien in alphabetischer Ordnung. Sie hätte wohl wegbleiben können, da sie nur das ganz Gewöhnliche enthält.

(Der Beschluß folgt.)

December 1827.

GESCHICHTE.

ILMENAU, b. Voigt: *Deutscher Regenten-Almanach*
— — Herausgegeben von B. F. Voigt u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyter Jahrgang. Von dem König *Wilhelm I. der Niederlande*, welchen seine alten und seine neuen Unterthanen herzlich lieben, so sehr sie sich auch noch unter einander hassten, von diesem guten König ist schon in der Allg. Lit. Zeit. ausführlich die Rede gewesen, und es soll hier nur der Schluss der vorliegenden Lebensbeschreibung ausgehoben werden, wonach sie von den Lesern wird beurtheilt werden können. „Strenge Unparteylichkeit, väterliche Fürsorge, unermüdete Arbeitsamkeit für das Wohl des Reichs, einfache Sitten, häusliche Tugenden, die man in den Niederlanden besonders zu schätzen und zu würdigen weiß; schlichter, vertraulicher Verkehr mit seinem Volke, in dessen Mitte Wilhelm Friedrich ohne Leibwache, die er weder hat noch verlangt, wie ein Vater unter seinen Kindern lebt; echte Liberalität, welche weiß, daß der Regent für sein Volk und nicht das Volk um des Regenten willen da ist; weise und gemäßigte Beförderung und Einführung des Neuen oder Beybehaltung des Alten, nicht weil es neu oder alt, sondern weil es gut ist; Haß gegen Willkür, gewissenhafte Befolgung der beschwornen Constitution, Religiosität ohne Prunk, Liebe für die Selbstständigkeit seines Landes, deren kräftigstes Beförderungsmittel, die *Landessprache*, er darum auch in öffentlichen Acten und Gerichtssälen überall, wo sie nur durch Modosucht und eitle Affectation verdrängt ist, wieder hergestellt hat: das Flammändische und Holländische sind nur zwey Dialekte einer Sprache. (Das ist viel zu bestimmt gesagt; das Französische soll aus den Gerichten verdrängt werden, ist aber noch nicht daraus, am wenigsten in den Gegenden verdrängt, wo man bloß französisch spricht. In der Ständeverammlung würde ohne das Französische noch gar nicht durchzukommen seyn, und man redet dort in dröy- oder viererley Sprachen, die erst das Protocoll in die Staatsprache verschmilzt.) Alle diese Eigenschaften haben dem König Wilhelm Friedrich, nach zwölf zum Theil sohwierigen Regierungsjahren, endlich in Belgien sowohl als in Holland allgemeine Liebe erworben. Nicht bloß an den bestimmten Audienztagen, wo er

Ergänz. Bl. zur A. L. Z. 1827.

den ganzen (?) Tag über stehend alle Klagen, Beschwerden und Bitten seiner Unterthanen hört, und wo er kann abhilft, sondern immer ist er für Jedermann in soweit zugänglich, daß er alle unmittelbar an ihn gerichtete Briefe oder Anfragen liest und das Nöthige darüber verfügt, wäre das Schreiben auch tief unter seiner Würde(?). Nicht selten sieht man ihn einsam spatzieren; sich, wo etwa eihige öffentliche Bauten unternommen sind, unter die Arbeiter mischen, und wenn er dann unter einem: Es lebe der König! erkannt wird, sich schnell entfernen. Diese Herablassung, dieses schlichte, einfache Wesen theilen alle Mitglieder des königl. Hauses mit ihrem Haupte. „Man sieht es noch, daß das Oranische Haus mit republikanischen Ideen genährt ist.“ Richtiger wohl: mit wahrhaft königlichem Sinne begabt ist, worin auch Kaiser Joseph eben so verfuhr, und zugleich sagte: Mein Handwerk ist, König zu seyn.

Ludwig I., Großherzog von Hessen, hat zu Leiden studirt, England und Frankreich bereist und als russischer Generallieutenant die Türken bekämpft. Nach seinem Regierungsantritt 1790 vergrößerte er Darmstadt und verstärkte seine Truppen, die er dann während des Kriegs großentheils in englischen Sold gab, bis er mit Frankreich Frieden machen mußte. So thätig die Regierung war, so ist doch wohl zu viel gesagt, daß „es gelang, den ganzen Staat durch eine weise Oekonomie, wozu in Westphalen insbesondre die Aufhebung der Untheilbarkeit der Güter mitwirkte, bald in einen sehr blühenden Zustand zu versetzen, und es fehlte nur der Erholungsfrist an längerer Dauer, um den selben auf den Gipfel des Wohlstandes zu bringen.“ Die jetzt bestehenden Behörden und ihre Wirkungskreise werden wohl zu weitläufig beschrieben, die Verfassungsurkunde und die Verordnung über die standesherrlichen Rechte fast bloß abgeschrieben. Erst auf den beiden letzten Seiten ist eigentlich vom dem Großherzog die Rede, und namentlich von seinem beharrlichen Sinn, strengem Worthalten, Gerechtigkeitseifer und herablassendem Benehmen. Nicht in ihm, sondern in allem Andern sey der Grund zu suchen, wenn sich bey Wissenschaften und Künsten nicht der höchste Grad von Regsamkeit, Ausbildung und Vollkommenheit zeigt. Er zeichne sich durch die Freymüthigkeit und Erhabenheit seiner Ideen und Ansichten aus, und beweiße die schonendste Duldung gegen Religions- und politische Ideen. Ferner werden an ihm Thätigkeit, Ordnungsliebe, Regelmäßigkeit und

D (7)

und Mildthätigkeit belobt. „In seiner Lebensweise zeigt er sich äußerst mäßig und einfach. (Seine) fast einzige Erholung findet er in dem Besuchen des Theaters, wo ihn, als großen Musikkenner, die Oper vorzüglich reizt.“ **HUTTEN**

Friedrich Franz, Großherzog von Meklenburg-Schwerin, ward als Jüngling unter die Schweizer nach Lausanne und Genf gesandt, und reiste dann in Frankreich und England. Nach seinem Regierungsantritt gab er einen Theil seiner Truppen in Holländischen Sold, und endigte den langen alten Streit seiner Vorfahren mit der Stadt Rostock, die nun der Landeshoheit sich völlig unterwarf, dagegen aber die hohe Schule von Bützow zurück erhielt. Während des Kriegs steigerten sich die Kornpreise, verdreifachte sich der Güterwerth, und das „hatte einen so raschen Wechsel der Besitzer zur Folge, daß die Schnelligkeit desselben fast der des Geldumlaufs gleichkam. (Die adeligen Güter sind dort äußerlich, die adeligen Geschlechter haben sich aber dort so gut wie irgendwo sonst erhalten.) — Große Kornbestellungen 1800 aus England erregten Befürchtungen unter den niedern Volksklassen und führten endlich in den Städten Rostock, Güstrow und Schwerin zu Bewegungen, die namentlich zu Güstrow nur durch Blutvergießen gedämpft werden konnten.“ Eine Lieblingschöpfung des Herzogs und die erste ihrer Art in Deutschland war das Seebad zu Doberan seit 1793. Daß er nach seinem Eintritt in den Rheinbund die Landlände beybehielt, wird etwas zu pomphaft erzählt. Der Herzog war der erste deutsche Fürst, der sich vom Rheinbunde los sagte, im März 1825; und dazu gehörte allerdings Entschlossenheit. Er ward auf dem Wiener Congress zum Großherzog erklärt; eine ehrenvollere Erklärung von ihm selbst war die Aufhebung der Leibeigenschaft, 18. Jan. 1820. Die Sammlung inländischer Grab-Altenthümer zu Ludwigslust verdankt ihm und vieljährigen, von ihm meist geleiteten Nachgrabungen ihr Daseyn. Er besitzt noch in seinem 70jährigen Alter alle Kraft und Lebendigkeit des rüstigsten Mannesalters.

Georg Friedrich Karl Joseph, Großherzog von Meklenburg-Strelitz, ist zu Hannover und Darmstadt erzogen, begab sich zu weiterer wissenschaftlicher Bildung nach Rostock und Berlin, und bereiste England, die Schweiz und Italien. Als Erbprinz unterhandelte er zu Paris den Beytritt zu dem Rheinbunde, und begab sich auch nach Erfurt, als dort Kaiser Alexander mit Napoleon zusammenkam. Später wohnte er dem Wiener Congress bey. Nach seinem Regierungsantritt 1816 verwandte er viele Mühe und Kosten auf das Schutzesen und verschönerte Neuzieritz. „Es ist zu erwarten, daß des Großherzogs und seiner Gemahlin unterschiedener Neigung, die Natur zu verurbaren, ihre keimenden Reize zu heben und zu entwickeln, noch manche schöne Hervorbringung gelingen werde.“ Besonders wird seine „reizbare Empfänglichkeit für das Schöne in den

Künsten am meisten für die Ur- und allgemeine Sprache des Herzens, des Muths“, hervorgehoben.

Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, der Sohn eines schwindfüchtigen, erst zwanzigjährigen Vaters, der ersten kräftigen Mutter, stand sechszehn Jahre hindurch mit dem Lande unter der Vormundschaft dieser seelenvollen Fürstin von Braunschweig. Sein Erzieher ward, nach dem Rath Friedrich des Großen, der Graf von Görtz (nachmals Preuss. Staatsminister) und sein Leibarzt der Vater des berühmten Hufeland. Die blühende Gesundheit des jungen Fürsten gab dem Leibarzt wenig zu thun, aber desto mehr machte seine Lebhaftigkeit den Lehrern zu schaffen, wozu später auch Wieland gehörte; und sie vertrug sich auch schlecht mit dem damaligen Hofzwange und jenem verkünstelten Leben, wozu Ludwig XIV. das Muster gegeben hatte. Dagegen sprach dem geistvollen 18jährigen Fürsten das gesellschaftliche Wesen in Paris zu, wo er sich ein Jahr aufhielt und die frischesten Blüthen der Wissenschaftlichkeit aus der Hand eines **Alembert**, **Diderot** u. A. empfing. Auf dieser Reise wählte er seine künftige Gemahlin, die Landgräfin Luise von Hessen-Darmstadt, und fand er auch seinen **Gothe**. Sein Regierungsantritt 1775 fiel in eine Zeit, worin Deutschland glücklich durch den Frieden und groß in den Künsten des Friedens war. Der Herzog hielt sich in der Verwaltung an die altbewährten Geschäftsleute; rief aber die Geister in der Wissenschaft zu einem neuen Leben auf. **Herder**, **Griesbach**, **v. Knebel** und andre ausgezeichnete Ausländer kamen in sein Land und **Gothe** zu ihm selbst. „Zwey solche kräftige Naturen im schönsten Jugendalter konnten durch die Schranken des bisher Bestandenen nicht zurückgehalten werden, sie mußten nothwendig die veralteten Formen zerbrechen und in ihrem Wirken und Treiben sich neue Bahnen öffnen. Wohl mag sie zuweilen das rasche kreisende Blut weiter geführt haben, als es in den Augen des kalten bedächtigen Alters verstatet schien; wohl mag in seinem aufsprudelnden Kraftgefühl manchmal die Linie des Conventionalen zu rasch und auffallend überschritten worden seyn; aber niemals wurden höhere Zwecke aus den Augen verloren; niemals ein edler Sinn für alles Würdige und Rechte verleugnet. **Gothe's** ganzes Bestreben war dahin gerichtet, seinen fürstlichen Freund in der Anerkennung alles Tüchtigen zu stärken, in ihm die Neigung zu wissenschaftlichen Forschungen immer mehr zu befestigen und ihn zur Anschauung der Natur, der reinsten Quelle alles Wissens, hinzuleiten.“ Beide reisten nach der Schweiz, und davon schreibt sich die Vorliebe des Herzogs für die Pflanzenkunde her. Zu Berlin und durch **Friedrich II.** ward alsdann seine Neigung für die Kriegskunst erweckt. Er hatte eine Ahndung von den Stürmen, welche Deutschland bevorstanden, und bereitete sich darauf vor. Sein Körper war auf der Jagd und durch Fußreisen abgehärtet, und als kühner Reiter war er der Erste zur Hülfe bey Feuersgefahr und andern Unglücksfällen. Er machte als

Freiwilliger des Preussischen Königs nach Holland mit, beid. Breits. Generalmajor, stand im Anfange des französischen Kriegs bey Valmy an der Spitze seines Regiments im gefährlichsten Kener, theilte alle Beschwerden und Entbehrungen mit seinen Leuten auf den Hockungen aus der Champagne. Auf ähnliche Weise verfuhr er in dem folgenden Feldzuge, nahm dann aber seinen Abschied. — Er sah nun sein Land schön aufblühen und den Verkehr sowohl durch den Bedarf des fernem Kriegs, als durch die Anwesenheit vieler französischer Ausgewanderten, wie Narbonne, Montmorency, Mounier, hoch beleben. Mit seinem Abgeordneten auf dem Congreß zu Rastatt führte er den Briefwechsel eigenhändig, und in dem deutschen Schriftwesen leisteten die Männer des Höchste und Schönste, die er um sich versammelt hatte: Schiller und Göthe, Herder und Wieland, ein Kreis von Gelehrten, Seckendorf, Einsiedel, Knebel, Musäus, Böttiger, Griesbach, Paulus, Voss, Reinhold, Fichte, Schelling, Thibaut, Feuerbach, Loder, Hufeland, Schütz, Schlegel — in dem kleinen Ländchen, der für ein Reich genügt hätte. Auch ward ein Theater gestiftet, das als die Mutterschule der Kunst und der Freyen naturgetreuen Darstellungsweise sich geltend machte. Die Stadt Weimar erhielt eine neue, freundliche Gestalt und ein geschmackvolles Schloß, und das Kammergut Oberweimar ward unter den Augen des Herzogs eine Musterwirthschaft. —

Unter dem König Friedrich Wilhelm III. trat er wieder in Preussische Dienste, und sorgte, daß die Heere ihren Unterhalt in seinem Lande ohne dessen Erschöpfung fanden, als sie sich meist dort 1805 und wiederum 1806 versammelten. Nach dem Unglückstage 14. Oct. wollte er mit den Preussen fort kämpfen, aber der König selbst ermahnte ihn zur Rückkehr. Der Herzog fand sein Land grossentheils verwüdet, und half so viel er konnte. Nothgedrungen wohnte er der Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit Napoleon zu Erfurt bey und empfing sie zu Weimar. Er liefs die Kriegslast 1811 seine Güter mittragen, öffnete seine Kornböden und half auch mit Geld. Er machte dann als General den Feldzug wider Frankreich mit, und begab sich nach der Einnahme von Paris dahin zu den verbündeten Fürsten, sah England und wohnte dem Congreß zu Wien bey. Die verschiednen Geldzahlungen von Frankreich, die englischen Holfsgelder und die russischen und preussischen Vergütungsgelder wies er den öffentlichen Cassen an, und liefs 800,000 Rthlr. unter die bedrängtesten Unterthanen vertheilen. Das Nähere der Landesverwaltung soll übergangen werden. Die Beratungen über die Gegenmittel wider das benachbarte Grenzzollwesen gaben keinen Erfolg. Eine der wohlthätigsten Einrichtungen von schon völlig bewährtem Erfolge, das schonendste und wohlfeilste Kriegswesen des Herzogs, ohne dabey seiner Verpflichtung gegen den deutschen Bund sich zu entziehen, das ist nicht einmal angedeutet und hätte recht hervorgehoben zu werden verdient. Wie mächtig ein Fürst mit sehr beschränkten Landeskräften seyn

könne, das hat der Herzog gezeigt und der Vfschön beschrieben.

Erst Anton Karl Ludwig, Herzog zu Sachsen-Coburg-Saalfeld, war im Gefolge des Königs von Preussen bey der Schlacht von Jena, ging dann nach Königsberg, erkrankte dort gefährlich, flüchtete nach Memel, und reiste zu seiner völligen Herstellung und zur Abwartung der Ereignisse in die Böhmisches Bäder. Hier erhielt er die Nachricht vom Kaiser Alexander, daß die Rückgabe seines Landes von Frankreich zugestanden sey, und er trat dessen Regierung an, da sein Vater inzwischen gestorben war. Hierauf ward er nach Paris eingeladen, und begab sich dahin mit dem Minister Kreischmann, welcher aber bald seinen Dienste entlassen wurde. Nach der Rückkehr des Herzogs ward ein Landesministerium gebildet. Er reiste 1808 nach Petersburg, verzichtete dort aber auf eine glänzende Verbindung aus „strengem Pflichtgefühl, die ihm vom Himmel anvertrauten Unterthanen nicht zu verlassen.“ Als er bey dem Ausbruch des Kriegs zwischen Oestreich und Frankreich in sein Land zurückgekehrt war, kam der franz. Gesandte Bacher dorthin, um zu untersuchen, ob daselbst östreichische und englische Emissäre verborgen gehalten und Waffen und Munition für Oestreich verfertigt würden. Man entdeckte nichts: aber des Herzogs Bruder Prinz Ferdinand blieb, der Zurückberufung ungeachtet, und focht bey dem Oestreichischen Heere. In dem Winter 1811, als von ferne die ersten Sonnenstrahlen eines bessern Tags erschienen — eilte der Herzog nach Potsdam. Das hohe Vertrauen des Königs — gab ihm die erwünschte Gelegenheit, einen thätigen und einflussreichen Antheil an den Verhandlungen zu nehmen, welche Preussens spätere Politik bestimmten. — Heimliche Verräther bereiteten dem Lande wieder die Gefahr feindseliger Behandlung. Nur die überall waltende Geistesgegenwart des Herzogs und seine kräftige Haltung gegen die franz. Generale vermochte sie zu beschwichtigen. Nach dem Siege bey Leipzig ging er ins Hauptquartier des russ. Kaisers, und erhielt den Befehl über die Truppen, welche Mainz umzingelten, sich aber, nach einer Uebereinkunft, wie die dortige Besatzung, ruhig verhielten. Als diese abzog, übernahm der Herzog den Befehl in der Festung, begab sich dann nach Paris und zum Wiener Congreß, und erhielt hier Entschädigung; in dem Feldzuge von 1815 aber den Befehl der Sächsischen Truppen, und nach dem Frieden die Ernennung zum russischen General der Cavallerie. Der Herzog erwarb in Oestreich die weitläufigen vormals Salaburgischen Besitzungen, und vermählte sich mit der Prinzessin Luise von Gotha. „Mannichfaltige Missverhältnisse störten aber auf eine eben so empfindliche als unverdiente Weise den häuslichen Frieden, in dessen Genuss der Herzog und die herzogliche Familie zuvor so unbeschreiblich glücklich gewesen war. Sie führten 1824 selbst eine Entfernung der Herzogin Luise von Coburg herbey, welcher 1826 die förmliche Scheidung folgte.“

Bernhard II. Erich Freund, Herzog von Sachsen-Coburg-Meiningen, hatte die sämmtlichen Landstände, Räte, Beamten, Stadt- und Dorfgemeinen seines Landes zu Taufzeugen: 416 Personen. An dem Tage des ersten Kirchgangs seiner Mutter ward der Grund zu dem Schulgebäude Bernhardinum gelegt. Seine Erziehung geschah unter den Augen seiner Mutter, welche die vormundtschaftliche Regierung führte. Er reiste nach Italien, der Schweiz, Frankreich und England; seine Jugendfreunde und Gefährten waren aus allen Ständen gewählt, Oberhofmeister war der jetzige Geheimerath v. *Baumbach*. — Bey seinem Regierungsantritte erließ er zwey Kammersteuern. Hiernach erhielten die Landesbehörden eine zeitgemäussere Einrichtung und die Landstände eine neue Ordnung. Die Verwaltung bethätigte sich. Der Herzog, „selbst Freund des öffentlichen Gottesdienstes und seinem Volke Muster eines tief ins Gemüth gewurzelten aufgeklärten, echt religiösen Sinnes, der im zarten Gefühl seiner Abhängigkeit vom höchsten Wesen, im öffentlichen Kirchengebet weder das Wort Herr, noch irgend ein belobendes Beywort der Liebe, geschweige eine Titulatur beym Namen Herzog duldet, ruht sein Blick auch mit Liebe auf dem Wohl der Kirchen seines Landes. — So führte er das Gedächtnisfest der Vollendeten und eine neue Amtskleidung der Geistlichen, Priesterrock und Barret ein. Er unterhält an seinem Hofe eine der vorzüglichsten Kapellen Deutschlands und spielt selbst einige Instrumente der Tonkunst. Er besucht und ermuntert die Künstler in ihren Werkstätten und unterstützt eine große Anzahl talentvoller Jünglinge auf ihrer akademischen Laufbahn oder auf ihren Reisen ins Ausland, um sich auf fremden Kunstanstalten oder auf Italiens klassischem Boden zu ausgezeichneten Künstlern zu bilden. Alle Verordnungen seines Regentenlebens gehen zunächst von ihm selbst aus, und seine öffentlichen Reden sind aus seinem eignen Geiste und Herzen geflossen. — Ein angenehmer Ton belebt seinen Hof, und kein steifer Höflichkeitsschwang fesselt die freyen Geister. — Nicht selten verschönert er die Familienfeste verdienter Staatsdiener durch seine Gegenwart. Bey Volksfesten mischen sich alle Stände fröhlich durch einander und die Bauerntochter wird, wie die vornehmste Dame, des Tanzes mit ihrem Fürsten gewürdigt.“

Friedrich Herzog von Sachsen-Hildburghausen wuchs in glänzender Dürftigkeit (die schlechte Wirthschaft wird geschildert) fröhlich heran, bis er zu seinem reichen Großoheim, dem kaiserlichen Feldmarschall Joseph, nach Wien gesandt wurde. Dieser übernahm dann die Regierung als Vormund, behielt sie

auch bis an seinen Tod, während der mündige Herzog sich mit seiner jungen Gemahlin und der Jagd beschäftigte. Als er endlich die Regierung selbst antrat, dauerte die kaiserliche Credit-Commission noch fort. Sie ward erst nach der Schlacht von Jena aufgelöst, als ein alter Jugendfreund des Herzogs, der Freyherr von Lichtenstein, die Aufnahme von Hildburghausen in den Rheinbund auswirkte. Der Herzog hatte von vielen Mißbräuchen bey der Credit-Commission gehört, und entließ nun plötzlich die sämmtlichen Regierungsbeamten. Hiernach versuchte er es mit dem genannten Lichtenstein, aber nicht lange und nicht glücklich; machte dann den schon erwähnten v. Baumbach zum Geheimerath und stellte den Regierungsrath Wagner wieder an, welcher in seiner Zurückgezogenheit das bekannte Gefangbuch verfertigt hatte und zuletzt an die Spitze der Geschäfte kam. Am meisten scheint von Anfang an und fortdauernd für das Schulwesen gesorgt zu werden. Die herzoglichen Kinder haben unter den Augen ihrer nun verklärten Mutter eine vortreffliche Erziehung erhalten. — In der Schilderung sind die Lichtfarben nicht gemischtbraucht, die dunkeln Farben kräftig angewandt: „Das Jahr 1815 gab nur eine halbe Aernste und 1816 veragte Himmel und Erde durch nachtheilige Witterung dem Landmann den Lohn seiner Mühe. — Dafs der Werth der Feldfrüchte schnell bis ins Unglaubliche emporstieg, läst sich leicht errathen. Wer hätte es für möglich gehalten, dafs ein Aechtel Erdäpfel den Preis eines Thalers hätte übersteigen können? Der Hunger hätte gewifs Viele aufgerieben, wenn nicht der Landesvater dafür gesorgt hätte, dafs Lebensmittel herbeygeschafft wurden. — Die Armen hatten selbst mit gekochtem Klee und Gras ihr Leben fristen müssen.“

RECHTSGELAHRTHEIT.

FRANKFURT a. M., b. Schäfer: *Examinatorium in elementa juris civilis secundum ordinem Institutionum digestum, respiciens jus canonicum et germanicum nec non passim jus saxonicum, et in usum tironum editum*. 1827. 225 S. 8. (trthl.)

Wer einer sogenannten Eselsbrücke bey seinem bevorstehenden Examen bedarf, der wird sich auch der gegenwärtigen nicht ohne Nutzen bedienen können, seitdem die ähnlichen von *Hoppe* und *Schottanus* veraltet sind. Der Vf. verspricht eine ähnliche über das deutsche, peinliche, canonische und das Lehn-Recht.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1827.

RECHTSGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Das Institut der Staatsanwaltschaft* — von Alex. Müller u. s. w.

(Ergänzung der in Nr. 39. d. A. L. Z. dieses Jahrs abgedruckten Recension.) *)

Indessen kann man unbedingt zugeben, daß die erste, jedoch entfernte Veranlassung theils in der altgermanischen Verfassung der Fürsprecher, verbunden mit der spätern Nothwendigkeit zur Aufstellung öffentlicher Beamten zur Anklage und Verfolgung der Verbrecher, besonders zur Einbringung der fiskalischen Strafen zu suchen sey, zu welchen nach damaligen Rechtsbegriffen vorzugsweise die Strafen der landesherrlichen Bedienten, welche wider Bestallung und Pflicht handelten, so wie derer, welche die Obrigkeit und deren Anverwandte auf irgend eine Weise beleidigten, gehörten. (S. 12 u. 21.) So uralt die Obliegenheit der obrigkeitlichen Personen war, die zu ihrer amtlichen Kenntniß gekommenen, die in *flagranti* betroffenen, Friedbrüchigen selbst zur Verantwortung zu ziehen, so wenig hatten sie sich doch früher damit befafst, außerdem in den von ihnen gehaltenen Dingen selbst als eigentliche Ankläger aufzutreten, bis, besonders auf Veranlassung und in Folge des Landfriedens Maximilians I. von 1495, den Vögten und sonstigen Gerichtsobrigkeiten aufgegeben wurde, von Amtswegen gegen die Landfriedensbrecher zu verfahren. (S. 19.) Wurde dadurch gleich der Gebrauch des Inquisitionsprocesses immer allgemeiner, so blieb doch neben ihm fort der Anklageproceß und wurde namentlich in den fiskalischen Sachen beybehalten, zu welchem Ende für die Verfolgung der fiskalischen und der nicht im Landfrieden einbegriffenen Verbrecher eigene Beamte bestehen mußten, denen überhaupt die Wahrnehmung alles öffentlichen Interesses, das heißt nach den Begriffen des Mittelalters, aller und jedes Gerechtsame des Landesherrn, oblag. Wie nach und nach die Idee der Theilnahme des Volkes an der Landeshoheit immer mehr, unterging,

und an deren Stelle die Majestät der Landesherrn trat, so erlosch auch das Ansehn der vom Volke befielten Beamten zur amtlichen Verfolgung der Verbrecher, an deren Stelle die Geschäftsträger der Landesobrigkeit traten. So verschwand in England die Macht der *Coroners*, welche noch eine eigne Gerichtsbarkeit besaßen und dieselbe nur, wie alle Volksbeamte, mit Zuziehung von Schöffen ausüben mußten; und an deren Stelle trat der *Attorney-General* mit seinen Gehülphen. (S. 29.) So kamen in Deutschland die Fiskale auf, welche in ältern Zeiten selbst inquirirten, späterhin nur Sachwalter des Fiskus und Bearbeiter der gerichtlichen Polizey blieben. So hat sich auch in Frankreich aus den *Avocats* oder *Procureurs du Roi*, welche die Gerechtsame des Königs vor Gericht überall zu vertreten hatten, das Institut der Staats-Anwaltschaft ausgebildet. Der eigenthümliche Grund aber, warum in Frankreich dieses Institut zu einem ungleich größern Einflusse und Ansehn gelangt ist, als irgendwo, so daß es dort das Organ der ganzen gerichtlichen Polizey, mit Einschluss der Beaufsichtigung der Gerichtshöfe selbst, geworden ist, liegt lediglich in dem eigenthümlichen Verhältniß des Königs zu den vormaligen Parlamenten dieses Landes, welche als beständige Ausschüsse der Provinzial-Ständeversammlungen mit dem Könige um die Behauptung der Hoheit, oder doch gewisser Befugnisse derselben, einen bald heimlichen, bald offenen Kampf fortführten, so daß die Eifersucht des Königs beständig rege erhalten und durch dessen Stellvertreter eine beständige Aufmerksamkeit, und nöthigenfalls Einschreitung, bey allen Handlungen der Gerichtshöfe unterhalten werden mußte, damit die Parlamente in ihrem Streben nach Unabhängigkeit die königlichen Gerechtsame zu beeinträchtigen behindert wurden, welche in jedem vorkommenden Falle wahrzunehmen gerade der Beruf des *Procureur du Roi* war. Es hätte wohl verdient, dieses eigenthümliche Sachverhältniß in der Geschichte der Anstalt mehr ins Auge zu fallen, als geschehen ist (S. 66.), indem daraus gerade so manche Erscheinungen in dem Dienstverhältniß und in den Verrichtungen der Procuratur erklärbar werden. Dem geradezu entgegen ist die Bemerkung (S. 22.), „daß die alten Grafen eher mit den General-Procuratoren, als mit wirklichen Richtern zu vergleichen wären“, welche auf der ganz falschen, einem solchen Geschichtskenner in der That nicht anstehenden Behauptung beruht, „daß

*) Durch ein Versehen in der Druckerey ist eine ganze Lage des Manuscripts von dieser Recension übergangen worden, welche S. 307. Z. 27 v. o. zwischen dem Worten: „aufzutreten“ und „in des Innern“ eingeschaltet werden mußte, und die, mit Aufnahme der zerrissenen Sätze, nachgeliefert wird.

die Grafen nicht selbst gerichtet, sondern nur das von den Schöffen gesprochene Urtheil verkündet und vollzogen hätten.“ Im Gegentheil waren die Grafen, als Inhaber der Gerichtsbarkeit, die alleinigen Richter, und die Schöffen bloß Zeugen sowohl des legalen Verfahrens als des materiellen Rechts und Rathgeber. Denn ein Urtheil finden heist bloß: es vor schlagen, wie denn die Fürsprecher zuerst das zu fallende Urtheil fanden. Der Graf war sogar befugt, die Schöffen, welche unrichtiges Zeugniß gaben, zu entfernen und zu bestrafen, was Karl der Große besonders seinen Legaten ins Gewissen rief. Wie hätte, wenn die obrigkeitlichen Personen nicht eigne Gerichtsbarkeit besaßen hätten, neben dem Reichskammergerichte der Reichshofrath, und in den Territorien die Hofgerichte und Regierungen neben den Landgerichten und andern Dinstühlen aufkommen können? Gerade darin, daß die Procuratoren des Königs niemals eigne Gerichtsbarkeit besaßen haben, unterscheiden sie sich von allen ältern Obrigkeiten.

Wenn der Vf. von der Voraussetzung ausgeht (S. 137), die von ihm vorangeschickte Darstellung des Geschäftsbereichs der Staatsanwaltschaft in Frankreich werde ohne Weiteres deren Vortreflichkeit ins Licht gestellt haben: so hat er offenbar dabey angenommen, Jedermann müsse mit seinen Augen sehen. Allein es ist in dem Umkreise der Thätigkeit dieses Instituts in Frankreich so Manches, was Andern wohl als überflüssig oder gar als übel angebracht erscheinen könnte, und namentlich uns erscheint. Es ist eine leere Declamation, wenn der Vf. (S. 138) ausruft: „Wo wäre der deutsche Staat, der Frankreichs Erfahrungen nicht theilte, daß es den Richtern nicht immer um Gerechtigkeit, und den Vorgesetzten um das Wohl ihrer Untergebenen zu thun sey? Welcher deutsche Gesetzgeber mag daher die Anstellung eines Staatsbeamten für unzweckmäßig halten, dessen Befugniss es ist, über die Handlungsweise der Richter, über die genaue Befolgung der vorgeschriebenen Formen und Gesetze zu wachen; der berechtigt wäre, die Richter auf begangne Mißgriffe und Unterlassungen aufmerksam zu machen, gesetzwidrige Entscheidungen von Amtswegen dem höhern Erkenntniß vorzulegen, einschlägliche Mißbräuche zu rügen, dem Dürftigen den nur zu oft für ihn verschlossenen Tempel der Themis zu öffnen, und überhaupt alles das zu verlangen, was zum Besten des öffentlichen Dienstes und des gemeinen Wohls gereicht?“ Man setze nur gleich im Eingange dieser Phrase statt Richter Staatsanwälde, so läßt sie sich ihrer ganzen Länge nach wiederholen. Ja, da den Staatsanwälden nicht dieselbe Unabhängigkeit gewährt werden kann, als den Richtern, vielmehr dieselben, außer ihren eignen Mißgriffen und Unregelmäßigkeiten, auch noch diejenigen in den Anweisungen ihrer Obern betreiben müssen: so könnte es leicht kommen, daß die Procuratur, weit entfernt, die Gerichte auf dem Rechtswege zu erhalten, nur dazu diene, sie davon abzuführen,

so oft solches im Interesse der Machthaber wäre. Wie unzählig viele Acte derselben in Frankreich können zum Beleg dienen, daß dieselbe keineswegs im Interesse des Gesetzes, sondern im entgegengesetzten Partey-Interesse gehandelt hat; welches von der Regierung befördert wurde, zuweilen selbst mit verhöhnender Beobachtung der gerichtlichen Formen, wie z. B. in dem Verfahren gegen *Bergasse*! Ueberhaupt ist es nicht die Idee der Handhabung des Gesetzes, welche dem Institut der Staatsanwaltschaft zum Grunde gelegt und dadurch verwirklicht werden kann, sondern allein das Interesse des Staatsregiments. In sofern dieses in der Regel dabey interessiert ist, daß die Gesetze in und von den Gerichten genau beobachtet werden, muß die Thätigkeit der Staatsanwälde in der Regel in Gemäßheit und zu Frommen des Gesetzes sich äußern. Da aber in einzelnen Fällen selbst das wahre, weit öfter noch das vermeintliche Interesse der Machthaber scheinbar mit den bestehenden Gesetzen in Collision treten kann: so ist es gerade eine der schönsten Seiten der Staatsanwaltschaft, daß sie dieses Staatsinteresse vor Gericht vertheidigt und dadurch die betreffenden Parteyen in den Stand setzt, sich dagegen zu wehren, die Gerichte aber der Obliegenheit überhebt, das Staatsinteresse von Amtswegen zu wahren, und folchergestalt die Möglichkeit begründet, daß die ausübende Gerechtigkeit über allem Einflusse und über der Politik stehe, die vor jener nur als Partey zu sehen kommt. Die Gerichtshöfe des Landes, und diese allein, sind und sollen das lebendige Organ unverrückbarer Gerechtigkeit seyn. Eines andern Organs für denselben Zweck bedarf es nicht. Entweder würde seine Thätigkeit ganz in das Leben jener fallen, oder eine andre Richtung nehmen. Im erstern Falle wäre das zweyte Organ unnütz, im andern Falle zweckwidrig. Um deswillen hat v. Feuerbach mit Recht die Vermischung der Procuratur des Staats in die Civil-Justiz verworfen, in sofern sie aus diesem Gesichtspunkte aufgefaßt werden soll. Was der Vf. hiergegen vorbringt, hat wenig auf sich. (S. 92). Denn der Satz: „daß Vervielfältigung der Arbeiten da, wo es sich um Erreichung des Ideals der Vollkommenheit handelt, noch lange nicht so schlimm sey, als wenn unter hundert Fällen in Parteyfachen ohne das Organ des Staatsanwaltes nur ein einziger möglich würde, bey dem ein Abwesender oder ein Pupill durch die Sorglosigkeit oder Unkunde des Richters um Hab' und Gut gebracht, oder Jemand ungerechter Weise mit einem Interdictionsproceß gekränkt würde“; dieser Satz gilt gerade eben so viel, als jener andre Gemeinplatz: daß es besser sey, hundert Räuber laufen zu lassen, als einen einzigen unschuldig zu hängen, den der Vf. selbst für „eine Ausgeburt eines krankhaften Hanges zu überchristlicher Empfindsamkeit aus Mangel an Einsicht in den Ursprung und das wahre Wesen des Staatsvertrandes“ treffend erklärt. Es ist jederzeit ein zureichender Beweis der Mangelhaftigkeit oder Fehlerhaftigkeit der Ge-

setzgebung oder des vorhandenen Verwaltungs-Organismus, wenn es in der Civil-Justizpflege erst der Beyhülfe der Staatsanwaltschaft bedarf, um die Parteyen vor dem Verlusse ihres guten Rechts sicher zu stellen. Mit dem Beystande, den die Armen davon haben, sieht es in Frankreich ohnehin gar schlecht aus, da die Procuratur ihnen nur accessorisch zu Hülfe kommen darf, sie also als Hauptpartey selbst auftreten und dazu unerlässlich einen Advocaten annehmen müssen. Ohne gehörig bezahlte Einlasskarte hat dort Niemand Zugang zum Tempel der Themis. Gegen den Mißbrauch der Gewalt der administrativen Dienerschaft (S. 142) kann die Procuratur wenig ausrichten, da es zur Belangung derselben erst der Auctorisation der vorgesetzten Behörden und respective des Staatsraths bedarf, auch die Hierarchie des Staatsorganismus kein selbstständiges Einschreiten gestattet. Abwesende, Minderjährige und andre Personen, die eines Vormundes oder Curators bedürfen, können den Beystand der Staatsanwaltschaft sogleich entbehren und befinden sich besser dabey, wenn ihre Vormünder und Curatoren in Gemäßheit einer tüchtigen Vormundschaftsordnung angehalten werden, ihre Gerechtsame getreulich wahrzunehmen (S. 87). Nur das sehr Gebrechliche der französischen Familienräthe rechtfertigt die besondere Vorlage der Staatsanwaltschaft bey solchen Processen, die überdiß historisch aus einer sehr unreinen Quelle entspringt. Denn, so wie noch jetzt der Sultan, als Obervormund aller seiner unmündigen Unterthanen, sich als Herrn ihres Vermögens betrachtet, so wurden auch, in Folge der Begriffsverwechselung von Verfügungsrecht und Eigenthum, von Alters her die Obrigkeiten als die Stellvertreter derer angesehen, die nicht selbst in der Gemeinde, das hieß: vor Gericht, stehen konnten, so daß die sie angehenden Rechtshändel den fiskalischen Sachen gleich geschätzt wurden, welche Ansicht sich durch und in dem Lehnwesen noch mehr ausgebildet hat. Es ist kein Fall denkbar, wo es der Staatsanwaltschaft bedürfte, um das Privat-Interesse der Parteyen vor Gericht zu wahren. Eben so wenig zweckmäßig ist es, abgefordert von dem Interesse der Parteyen und gegen deren Willen Civilproceß durch die Anwölde des Staats fortführen zu lassen, einzig und allein in der Absicht, damit das Rechte in höchster Instanz ausgesprochen werde. Die Civil-Rechtspflege hat keinen andern Zweck, als Jedem, der ihre Hülfe anspricht, zu seinem erkennbaren Rechte zu verhelfen. Eine Anerkennung des Rechts, das Niemanden angedeihen kann, nicht zur Ausführung gebracht werden darf, liegt daher außer dem Bereiche ihres Geschäftskreises. Möge es immerhin wahr seyn (S. 170), daß die Begehung von Nullitäten in der Rechtspflege nicht bloß als Privatsache, sondern zugleich als Staatsangelegenheit anzusehen sey: so folgt doch daraus nur, daß der pflichtwidrig handelnde Richter ob seiner Pflichtwidrigkeit zur öffentlichen Verantwortung zu ziehen sey (S. 210), keineswegs, daß auch die Verfolgung des nichtigerweise gekränkten

Privatrechts eine Staatsangelegenheit sey, welche vielmehr ganz von der Entschliessung der beteiligten Privatperson abhängt. Noch weit weniger läßt es sich rechtfertigen, daß der Staat Proceß fortführen lasse, bloß um die Entscheidung zweifelhafter Rechtsfragen, in der höchsten Instanz dadurch zu bewirken. Wenn auch wirklich (S. 199) die Folge davon wäre, daß dadurch die Achtbarkeit der Gerichtshöfe auf die Gesetze unausgesetzt belebt, Einheit in den Richterprüchen erhalten, der Regierung Einsicht in das Innere der Rechtspflege, Kenntniß von den Gebrechen der Justizverwaltung und Auskunft über schwer zu lösende Rechtscontroverten verschafft, andern Parteyen aber und der ganzen Zunft der Advocaten in Betreff der letztern Belehrung und grössere Rechtsicherheit gewonnen würde: so sind das Alles doch nur mittelbare Erfolge eines an sich selbst zweckwidrigen und verwerflichen Verfahrens, welche überdiß auf andre Weise eben so leicht und sicherer erzielt werden können.

JENA, b. Frommann: *Corpus juris Germanici tam publici quam privati academicum.* Bearbeitet von Dr. Gustav Emminghaus, Regierungsrath in Weimar. Erster Theil. 1823. X und 620 S. Zweyter Theil. 1824. 782 S. gr. 8.

In der That fehlte es noch an einer Quellenammlung für das gemeine deutsche Recht, wie sie uns in dem vorliegenden Werke dargeboten worden ist, und so ist dasselbe zu den verdienstlichsten in seiner Gattung zu rechnen. Es enthält nämlich eine früher in dieser Ausdehnung noch nie erschienene Sammlung der für das gemeine Recht Deutschlands in seinem ganzen Umfange, mithin sowohl für Staats-, Kirchen-, Polizey-, Criminal-, Lehn- und Privatrecht, als auch für den Civil- und Criminalproceß vorhandenen wichtigern und unbezweifelten Quellen deutschen Ursprungs, theils vollständig, theils in solchen Auszügen, wie solche gegenwärtig das praktische Bedürfnis erfordert. Die Anordnung selbst ist die chronologische; indeß ist für den praktischen Gebrauch durch ein am Ende des zweyten Bandes befindliches, mit großer Genauigkeit und Vollständigkeit ausgearbeitetes Sachregister vorgebeugt worden. Bey dem Abdrucke des Textes und die besten einzelnen Ausgaben jener Rechtsquellen, und wenn diese nicht vorhanden waren, die Senkenberg-Olenchläger'sche Sammlung der Reichsabschiede, welche bekanntlich den Vorzug einer officiellen Collationirung mit den im Reichsarchiv zu Mainz befindlich gewesenen Exemplaren hat, zum Grunde gelegt; auch sind, wo es erforderlich war, dem Texte kleine historische, zum Verständnis dienende oder ergänzende Anmerkungen untergesetzt, so daß Rec. aus eigener mehrjähriger Erfahrung die große Brauchbarkeit des Werks zu bezeugen im Stande ist. Eine Aufzählung der in demselben enthaltenen Rechtsquellen würde zu einer unnützen Weitläufigkeit führen: daher genüge hier die Bemerkung

kung, daß der *erste* Band dieses nützlichen Werks mit dem Vergleiche K. Heinrichs V. und des Papsts Calixt II. vom J. 1122 beginnt, und mit dem *Concilio Tridentino* schließt; wogegen der *zweite*, die weitern gesetzlichen Urkunden, von dem Reichsabschiede von 1566 bis zur Weltersechiffahrts-Acte von 1823 reicht. — Papier und Druck sind gleichfalls sehr empfehlenswerth.

SCHÖNE KÜNSTE.

Braun, b. Schlegeler: *Neue Lustspiele* von Julius v. Voß. Zweyter Band. 1825. 238 S. 8.

Dieser Band enthält drey dramatische Gaben, von denen jedoch nur die beiden letztern dem Titel entsprechen. Die erstere ist keineswegs der komischen Gattung angehörig, sondern gehört zu den sogenannten Künstlerdramen, welche jetzt bereits wiederum aus der Mode gekommen zu seyn scheinen. Die bekannte Anekdote von *Quintin Messis*, den die Liebe zu einer Malerstochter von Amböfs und Hammer hinweg zu Staffeley und Pinsel entführte, hat den ziemlich mageren Stoff dieses, zu zwey „*Handlungen*“ ausgedehnten „*Spiels*“ geliefert. Bey aller Unergiebigkeit des Gegenstandes und trotz dieser Gedehntheit zeigt sich doch in vielen einzelnen Momenten ein nicht unbedeutendes Talent, das noch bestimmter und umfänglicher hervorgetreten wäre, wenn der Dichter seinen Pegasus zu zügeln und in verständigem Gange zu halten wußte. So aber erscheint er meist als ein flüchtiger Kanner, der an lieblichen Ruhepunkten vorüberstürzt, in mächtigen Sprüngen über Stellen hinwegsetzt, wo Andre gern verweilen, und dann — wenn Feuer und Eile noth thäten — erschöpft die Flügel sinken läßt. Kurzum! Er ist gar oft ein verkehrter Pegasus. — Das zweyte Stück: *Die Stecknadel*, ein Lustspiel in drey Aufzügen, ein Sittengemälde der Zeit, mit kecken und wahren Strichen entworfen. Ueberhaupt scheint Hr. v. V. in Auffassung und Darstellung der Schwächen aller Art, welche jetzt Bürgerrecht in der sogenannten guten Gesellschaft gefunden, höchst glücklich und — vielleicht eben deshalb ist er in dem Erfolg solcher Dramen, bey öffentlichen Aufführungen nicht so glücklich, wie er es verdient. Doch müssen wir, um nicht gegen das Publicum, wie es ist, ungerecht zu verfahren, gesehen, daß auch hierzu wohl oft einige Schwäche in Erfindung der Intrigue, an der viele Lustspiele des Vfs. leiden, und die allzu lose Schürzung des Knotens beytragen mögen. Freylich hat man dergleichen frühen-

hin, an *Kotzebue's* außerdem recht lebenskräftigen Lustspielen gern übersehen und dem Guten sein Recht gelassen; heut zu Tage aber wird das Kind mit dem Bade verschüttet und die Menge treibt so *con amore* die trübe Luft des — Selbsteinigungs! Was nun das hier in Rede stehende Drama betrifft, so muß in Hinsicht seiner das oben über des Vfs. Lustspiele im Allgemeinen Gesagte theilweise wiederholt werden. Die Charaktere sind trefflich aufgestellt und durchgeführt, allein die Intrigue ist flach, die Scenerie hat empfindliche Längen und die Entwicklung des Ganzen erscheint dagegen wiederum höchst übereilt, welches Letztere übrigens dem Dichter nicht ganz zu verdenken ist, der sein Werk auf scenische Darstellung berechnet hat und der da weiß, wie unsre vornehme Welt, sobald sie nur die Art der Entwicklung hat, mit größtmöglichem Geräusch das Theater zu verlassen für anständig hält. — Für sehr gelungen in ihrer Gattung müssen wir die letzte der in diesem Bändchen enthaltenen Mittheilungen erkennen. Unter dem Titel: „*Das schlechtgerathene Bildniß*“, wird hier eine höchst ergetzliche Posse, ein sehr wohlgerathenes Bild in Manier der niederländischen Schule gegeben. Hier offenbart Hr. v. Voß eine echte *us comica* in Plan und Wort. Dabey wird das Gemälde stets lebendig erhalten, das Scenische — bis etwa auf die überflüssigen Erscheinungen des Rattenfängers *Prell* und der *Frau Frisvogel* — ist gut geleitet und der Schluß des Ganzen erfreulich und genügend. — Wir sind überzeugt: Hr. v. Voß könnte ein vortrefflicher Lustspieldichter seyn, wenn — er sich die Zeit nähme. — Papier und Druck sind nicht vorzüglich. An argen und widerfinnigen Druckfehlern hat das Werkchen einen solchen Ueberfluß, daß es kaum begreiflich ist, wie von irgend einer Buchhandlung ein Artikel in solcher Gestalt dem Publicum vorgelegt werden kann.

NEUE AUFLAGE.

BERLIN und LEIPZIG, in Nauck's Buchh.: *Lehrbuch der mechanischen Naturlehre*, von Ernst Gottfr. Fischer. Erster Theil, welcher die Lehre von den Körpern im Allgemeinen, von den festen Körpern, von der Wärme, von den tropfbaren und luftförmigen Körpern enthält. Dritte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 1827. XXXII u. 432 S. Zweyter Theil, welcher die Lehre von der magnetischen Kraft und vom Lichte enthält. 1827. XXXVI und 360 S. gr. 8. Mit 7 Kupfertafeln. (3 Rthlr.) (S. d. Recens. in den Ergänz. Bl. 1821. Nr. 100.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER ZUR ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG

December 1827.

GRIECHISCHE LITERATUR.

- 1) LEIPZIG, gedr. b. Teubner, in Comm. b. Hartmann: *ἩΣΙΟΔΟΣ. Hesiodus cum brevi annotatione critica* ed. Lud. Dindorfius. 1825. 108 S. 8. (10 gGr.)
- 2) *Ebendaf.: ὈΜΗΡΟΥ ΕΠΗ. Homeri Carmina ad optimorum librorum fidem expressa curante Guil. Dindorfio.* 1824. Vol. I. Ilias. 447 S. 8. Vol. II. Odyssaea. 1824. 348 S. 8. (1 Rthlr. 10 gGr.)
- 3) *Ebendaf.: Homeri Odyssaea. Cum interpretationis Eustathii et reliquorum Grammaticorum delectu, suisque commentariis. edidit Detl. Car. Guil. Baumgarten - Crusius, scholae Dresdensis ad aedem crucis Conceptor, soc. lat. Jen. sodalis honorarius.* Vol. I. Pars I. Rhapsod. I—IV. continens. 1822. VIII u. 272 S. Vol. I. P. II. Rhapf. V—VIII. 229 S. Vol. II. P. I. Rhapf. IX—XII. 1823. 284 S. Vol. II. P. II. Rhapf. XIII—XVI. 211 S. Vol. III. P. I. Rhapf. XVII—XX. 1824. 200 S. Vol. III. P. II. Rhapf. XXI—XXIV. 166 S. 8. (5 Rthlr. 12 gGr.)

1. Ueber den Werth der Teubner'schen Ausgaben Griechischer und Römischer Autoren hat das wissenschaftliche Publicum bereits durch die Thatfache entschieden. Ebenso sind die Verdienste der HHn Dindorf in Leipzig dabey anerkannt. Vorliegender Ausgabe des Hesiod von Hn. Ludwig Dindorf gebührt dasselbe Lob. Der Vf. erklärt sich darüber: *In hac Hesiodi editione illud spectavi, ut quae sub hujus poetae nomine reliquiae ferrentur, eas ope librorum, quibus priores editores aut nequiverint uti aut usi non essent, hic illic emendatioribus exhiberem. Pauca quae mea ex conjectura mutassem in annotationibus attigi.* Ueber diese Verbesserungen wollen wir erst Einiges bemerken. S. 101 bedauert Hr. D., dafs er Opp. et DD. vs. 66 γινωκόνους habe drucken lassen, und nicht vielmehr nach der Vermuthung von H. Stephanus γινωσκόους. Letzteres haben auch Gaisford und Andere aufgenommen; aber Ersteres schützen einstimmig die Handschriften und alten Grammatiker, und ob Julian. Misopogon. p. 347 C., wo γινωσκόοι steht, auf unsre Stelle zu beziehen sey, ist sehr zweifelhaft, vielmehr unwahrscheinlich, wegen der daselbst gebrauchten Form μελεδώνες statt μελεδώναι, indem Hr. D. richtig nach dem E. M. μελεδώντας. *Ergänz. Bl. zur A. L. Z.* 1827.

bey Hesiod geschrieben hat. Wunderliche Etymologien und Erklärungen freylich geben zum Theil die Alten, aber die Schwierigkeit des Worts beweist für das Alter der Lesart. Mit der gefundenen richtigen Etymologie hebt sich diese Schwierigkeit aber. Diese ist offenbar zu suchen in *κείρω*, welches ganz eigentlich *abzehren* bedeutet, und ist verwandt mit *κέρω*, *κόρος*, auch *κορέννυμι*, so dafs die Bedeutung des Wortes gleich der von *γινωσκόος* wäre. Wenigstens ist *κορέννυμι* verwandt, da die Sättigung die Folge des Verzehrens ist. Zu vs. 68 der Werke und Tage

Ἐμείαν ἤνωγε διάκτορον, Ἀργεφόντην,

rechtfertigt Hr. D. die Trennung von *διάκτορον* und *Ἀργεφόντην* durch Interpunction, *quum duorum sint diversorum Mercurii munera nomina.* Allein *διάκτορος* ist das gewöhnliche Epitheton zu *Ἀργεφόντης*, und steht mit demselben sehr häufig ohne den Beysatz von Hermes, so dafs es jenes Wort zum Substantivum und zu einem besondern Namen des Gottes erhebt, wie z. B. Pallas und Athene verschiedene Namen für denselben Gegenstand sind. Wenn also auch *διάκτορος* zuweilen mit Hermes zusammensteht, so rechtfertigt das nicht, es von *Ἀργεφόντης* zu trennen, sobald dieses, wie in unsrer Stelle, so unmittelbar (*διάκτορον Ἀργεφόντην*) damit zusammentritt. Ueberdies veranlaßt Hr. D. durch sein Verfahren Ungleichheit mit der Teubner'schen Ausgabe des Homer durch Hn. Wilh. Dindorf, wo jene Wörter nicht getrennt sind, z. B. Od. I, 84. — Lobenswerth ist die Aufnahme von *μέταξε* vs. 392 statt des gewöhnlichen *μεταξύ*. — Theog. 48 billigen wir, dafs Hr. D. die Lesart *λήγοναι τ' αἰοιδῆς* aufgenommen, gegen die andere *λήγουσαι*. Denn erstere ist die schwerere Lesart, und die letztere erst daraus entstanden. Der Dichter ist aber offenbar aus der Construction gefallen und construirt nach dem Sinne, als ob es hiesse: *ἀρχονταί ἐμνεῦσαι*, daher wird sich die Conjectur des Hn. D. S. 103: *ὡς λήγουσαι*, keines besondern Beyfalls erfreuen. — Theog. vs. 143 lieft Hr. D. *ὀφθαλμός δὲ εἷς ἐν μέσῳ ἔκειτο μετώπῳ* nach Herodian, statt *μοῦνος δ' ὀφθαλμός κ. τ. λ.* — Ungemein glücklich scheint uns die Vermuthung Theog. vs. 617 zu lesen: *Ὀβριάρῳ δ' ὡς πρῶτα*, statt *Βριάρῳ δ' ὡς*, und vs. 734: *Ὀβριάρῳ* statt *ὁ Βριάρῳ*, wodurch vs. 617 dem Versmaafs geholfen wird und vs. 734 der unrichtige Artikel wegfällt. Seine Gründe hat der Vf. hinlänglich S. 103—5 entwickelt, wornach jene

jene neue Form aus Etym. M. und Herodianus erhärtet wird. — In der Beschreibung des Tartarus der Theogonie will der Vf. die Spuren einer Zusammen- setzung aus acht verschiednen Gedichten bemerken, und weiß das Einzelne namentlich nach S. 105 — 7, ähnlich wie Hr. Hermann das Prooemium zur Theogonie behandelte. Dergleichen specielle Erörterungen aber bleiben immer sehr mißlich und schwankend.

Einen besondern Vorzug vor andern Abdrücken unsers Dichters hat Hr. D. seiner Ausgabe noch dadurch gegeben, daß er derselben die erhaltenen Fragmente beygefügt hat. Die Ordnung, in der sie stehen, ist dieselbe, wie bey Gaisford. In der Englischen Ausgabe sind es aber nur 85, welche D. bis zu der Zahl 101 vermehrt hat. Aber leider ist auch noch die Sammlung dieser in vielfacher Beziehung so wichtigen Uebersetzung des Alterthums sehr unvollständig. „Selbst diese noch, o Schande! liegen vernachlässigt!“ schrieb Voss (Myth. Briefe, I, 47.) im J. 1794 von den Hesiodischen Bruchstücken, und immer noch, 33 Jahre später, drückt uns dieselbe Schande. Rec. hatte mehrere Jahre lang gelegentlich zu einer Bearbeitung derselben gesammelt, weiß jedoch nicht, ob und wann er diese Arbeit ausführen kann, wird aber bereitwillig einen Unternehmer unterstützen, wenn er seine Hülfe wünscht.

Nr. 2. recensirt sich selbst durch seine Vorrede: „*Quum librarius carmina Homerica suis typis describendi consilium cepisset, ego autem* (schreibt Hr. W. Dindorf) *editoris partes agere nolle, sola a me suscepta est cura typographica. Quam ob rem vulgatae scripturae mutationes non factae sunt nisi paucissimae eaeque in rebus versantes levioribus, de orthographico maxime genere.*“ Die allenfallsigen Druckfehler aber aufzuzählen, kann nicht Sache des Rec. seyn. Uebrigens fehlen in dieser Ausgabe die Hymnen, die Epigrammen und die Batrochomyomachie, und in dem Bericht des Hn. Teubner finden wir die *Homeri carmina* nur mit den beiden vorliegenden Bänden angezeigt.

Nr. 3. ist das Werk eines wohlverdienten Schulmannes. In der Vorrede berichtet er, er habe sich oft gewundert, warum die Odyssee so wenig bearbeitet werde, insbesondere warum die Commentarien der alten Grammatiker nicht zu ihrer Erklärung herausgegeben würden. (Ist bereits unterdessen auch von Andern geschehen.) Die Ursachen findet er darin, daß die Gelehrten, denen es nicht an Musse fehle, gern ausgearbeitetere Werke liefern wollten, die Schulmänner aber aus Mangel an Zeit und Aufmunterung nicht dazu kämen. Bey ihm habe das Gefühl von dem Bedürfnis einer solchen Ausgabe, wie der vorliegenden, seine Bedenlichkeiten überwunden. Denn die Erfahrungen seyen darüber einig, *Graecam etiam interpretationem jungendam esse lectioni auctorum.* Die frühern Ausgaben hätten aber hierin dem Schulbedürfnis nicht entsprochen. Daher habe er einen hierauf beabsichtigten Auszug aus den Scholien der Grammatiker

und Eustathius veranstaltet, mit darüber gedrucktem Wolfischen Text. Aus Eustathius habe er weggelassen: *longiores disputationes grammaticas, mythologicas, geographicas, et quae alia hujus generis ad lexica, non ad notas pertinent; Scholasterum autem recipere etiam leviores notulas et subinde repetere (visum est), ut juvenes, et quae vocabula substitui invicem soleant, et modum explicandi, qui invaluit apud illos grammaticos, discerent. Id autem potissimum egi, ut ad Eustathium animum semper revocarem.*

Die Absicht des Vfs., den Schülern die griechischen Commentarien zu ihrem Homer in die Hände zu liefern, ist gewiß sehr lobenswerth. Es kommt dabey Alles auf die Art und Weise der Ausführung an, wie der Vf. selbst sagt: *Compilavimus sane, id quod utilitati non licet, modo cum prudenti judicio et utilitatis, quam sequimur, respectu illud fecerimus, p. VI.* Um nun von dem Verfahren derselben unsern Lesern einen Begriff zu geben, wählen wir zufällig den Anfang des 6ten Buchs zur nähern Betrachtung, wobey wir jedoch im Voraus bemerken, daß das Urtheil des Einzelnen bey einer solchen Arbeit, die der Vf. selbst eine Compilation nennt, über das Zuviel oder Zuwenig, über das Wichtigere oder minder Nöthige zuletzt nur von dem subjectiven Gefühl eines Jeden abhängt. — Zuerst ist vorausgeschickt die Hypothese zu Rhaph. ζ nach Eustathius. Aufgefallen ist uns darin, daß zu den Worten *παύει μετὰ τῶν θεραπειῶν* (so ist bey Hn. B—C. geschrieben!) aus den Ambrosianischen Scholien eingeschlossen steht: *θεραπειῶν δὲ*, zumal dieses Wort sonst poetische Form ist. Dann folgt *ἀλλ' ἐνὶ πόλει* nach den Schol. vulg., ohne aber diese Quelle zu nennen, was sonst bey jedem kleinen Satzchen und einzelnen Worte geschieht. Darauf werden zwey *ἐπιγραφαί* gegeben, die 1ste nach Eustath., die 2te nach d. Sch. vulg., aber ohne Angabe der Quellen. Zuerst wird erklärt vs. 2 *ἀρημένος* durch d. Sch. vulg., mit einer zweckmäßigen Einschaltung zu *ἐβέβηκτο, ἐν δὲ ἔννον οὐκ ἐστὶ* aus Cod. Pal.: *ὁ γὰρ ἔννος οὐ βλάπτει.* Nach d. Vulg. steht eine andre Erklärung aus d. Pal., und dann Eust. Dieser enthält drey verschiedene Interpretationen, und besser und deutlicher als die Vulg. und Pal., die gerade dasselbe sagen. Allenfalls hätte aus den Vulg. ergänzt werden können: *ἡ κατ' ἀντίφρασιν τὴν ἀρρημένην ἔννον ἔφη.* Vs. 3 ist zu *ἔμνην τε πόλιν τε* d. Schol. Ambr. beygesetzt. Vs. 4 sind zwey Auslegungen des *ἐνρὸχορος* gegeben: die eine aus Vulg., die andere aus Ambr. E. Zu *Υπερὶ* steht Eust., und aus demselben nochmals die schon gegebenen zwey Erklärungen des *ἐνρὸχορος*. Ueberdiels wird damit Unrichtiges gelehrt: denn weder die angeführte Ableitung, noch der Unterschied der Bedeutung zwischen Homer und dem Folgenden sind wahr. Zu vs. 5 *ἐπερηγορόντων* ist beygefügt Vulg. Vs. 6 zu *οἱ σφίς* und *οὐκ ἔσονται* d. Vulg., und außerdem Eust., der hier in sofern nicht überflüssig steht, als er nicht das Voranstehende wiederholt. Dagegen die

Bemerkung aus demselben zu βήνη δὲ φέρτεροι ἦσαν scheint uns sehr unnöthig. Vs. 7 zu ἀναστήσας Eust., worauf das folgende Sch. Vulg. zur Erklärung unnöthig ist. Zu εἶπε vs. 8 und Σχεδὴ d. Vulg. Dann steht: Ἐξω τοῦ ἐν Ἀριστάρχου, οὐχ ὡς τινες, ἐν Σχεδὴ Pal. Harl. Ἀριστάρχος, εἶπεν δ' ἐν σχεδὴ Ambr. (Utrouque scholio collato patet, Aristarchum scripsisse, εἶπεν δὲ σχεδὴ.) Ferner zu ἀλγεσίων d. Vulg. u. Sch. Ambr., welches letztere Scholion dasselbe auslegt. Passend folgt darauf noch Eustathius.

In diesem Sinne und auf diese Art ist das Ganze bearbeitet, wie wir unsre Leser versichern können, und so wird das Angeführte hinreichen, um uns ein Urtheil über die Verfahrungsweise des Vfs., auf die es hier allein ankommt, bilden zu können. Zunächst ist der Erreichung der Absicht bey dieser Arbeit, des Nutzens in Schulen, gewiss geschadet durch den hohen Ladenpreis von 6 Rthlr. 12 gGr., wodurch das Buch nie allgemein werden kann. Dieser hätte aber bedeutend verringert werden können, wenn der Wolfische Text nicht wäre mitabgedruckt worden, wie in dem Abdruck des Eustathius bey Weigel der Text der Römischen Ausgabe weggeblieben ist. Zwar kann hiergegen erinnert werden, daß die vorliegende Einrichtung allerdings bequemer ist und der Schüler dafür die sonstige Anschaffung des Textes erspart. Abgesehen davon, daß dieser jetzt so äusserst wohlfeil und correct zugleich zu haben ist, so scheint uns das Buch unnöthig um ein Drittheil vertheuert durch die Beyfügung der kleinern Scholien zu Eustathius, auch wenn sie gar nichts Verschiedenes ausagen. Der daraus erwachsende Nachtheil ist aber gewiss nicht in Anschlag zu bringen gegen den von dem Vf. dabey beabachtigten Zweck: *ut juvenes, et quae vocabula substitui invicem soleant, et modum explicandi, qui invaluit apud illos Grammaticos, discerent.* An letztem lernen sie in der That nicht viel Gutes, und der Wortreichthum wäre durch viel zweckmässigere Lectüre zu erlangen. — Für welche Klasse von Schülern ist aber die Arbeit bestimmt? Für diejenige, welche nach der gewöhnlichen Einrichtung der Gymnasien den Homer liest, gewiss nicht. Für sie wäre jedesmal nur eine Erklärung und zwar die richtige, mit den Worten des leichtesten Scholions, allein zweckmässig. Für sie ist Eustathius meist viel zu schwer. Die Ausgabe muß also für höhere Klassen berechnet seyn, und hier kann sie, in der Hand eines geschickten Lehrers, sehr viel Gutes stiften. Denn wir sind keineswegs der Meinung, daß der Schüler immer gewaltsam zu schwerern Schriftstellern hinaufgeschraubt werden müsse. Vielmehr wenn ihm auf einer höhern Stufe sein Homer (zum ersten Mal oder wiederholt) gegeben wird, so lernt er sich an dem scheinbar Leichten fühlen und gewinnt Freude und Geschmack daran, während der unreifere Knabe so leicht durch die Schwierigkeiten der Formen abgeschreckt wird. Aber jener bekommt durch die griechischen Commentarien zugleich auch eine tiefere Einsicht in die Eigenthümlichkeiten des Dichters

und seine Erklärungen, und eine Abhndung von gelehrtern Forschungen, während durch Aufzählung verschiedner Auslegungen sein kritisches Gefühl gebildet werden soll, wozu aber immer die Auswahl aus Eustathius, mit einer allenfalligen kurzen Ergänzung, wie z. B. vs. 2 oben angedeutet ist, hinreichend war. Verschiedne Auslegungen neben einander zu stellen, billigen wir; aber ausserdem mußte offenbar Unrichtiges, was der Schüler noch nicht prüfen kann, weggelassen werden. Gelehrte, von dem Vf. selbst eingestreute Bemerkungen, wie z. B. oben zu vs. 8, passen wenig für den Schüler, enthalten aber manches sehr Gute und Scharfsinnige für den Gelehrten, der es nur hier nicht sucht; daher dergleichen lieber besonders hätte gegeben werden sollen. Daß die von den Scholien gemeinten Citate nach Buch und Vers namhaft gemacht werden, war zu erwarten (es ist jedoch nicht überall geschehen), dagegen vermissen wir eine Erklärung der in den Scholien gebräuchlichen grammatischen Ausdrücke, wie eine solche zu der Auswahl aus Eustathius in der Iliade von Müller angehängt ist, obgleich diese auch hier sehr unbefriedigend ist. Zu loben ist dagegen, daß der Vf., da er für Schüler schrieb, die Interpunction der Alten, insbesondre der Römischen Ausgabe des Eustathius verlassen und die der Neuern angenommen hat. Bekanntlich ist auch der Weigel'sche Abdruck des Eustathius von jenem Princip zurückgekommen, während er in den ersten Büchern demselben streng zu huldigen verheißt. Das Verfahren aber dabey in unsrer Ausgabe können wir in vielen Stellen nicht loben. Gleich in der Hypothesis aus Eustathius steht ein Komma hinter *ὁ γὰρ* in d. Ed. Rom., was auch Hr. B—C. aufnimmt, gewiss ganz ungehörig, dagegen der Weigel'sche Eust., der noch in der vorliegenden Rhapsodie der Ed. Rom. folgt, es ausläßt. Ed. R. hat nach *ὁδοῦς* ein Komma, was bey W. fehlt, nach *ἐξεννέστα* eine Hypostigme (hier Punkt), bey W. ein Komma, d. Ed. R. nach *Ναυσικάας* ein Komma, was wiederum bey W. fehlt, Ed. R. nach *λαβὼν* ein Komma, W. nicht. Hr. B—C. interpungirt den letzten Satz: *καὶ δεῖς Ναυσικάας, ἐσθῆτα καὶ τροφὴν παρ' αὐτῆς λαβὼν, ἔπειτα αὐτῇ εἰς τὴν πόλιν*, worin die beiden Komma's nicht zu billigen sind, vgl. Matth. Gr. Gr. I, 133. — Auch an Druckfehlern mangelt es nicht.

BUDINGEN, gedr. b. Heller: Ad Gymnasii Budingensis examina publica Dd. V. VI. VII. Aprilis tradita Polybii castrorum Romanorum formae interpretatione — invitat G. F. Rettig. 1827 50 S. 4.

Diese Blätter die Erstlingsarbeit eines jungen Philologen, bewähren auf die rühmlichste Weise die Kritik, die Gelehrsamkeit und den Scharfsinn ihres Vfs. Das Urtheil wird sich von selbst bey unsern Lesern ergeben, wenn wir auf die wichtigsten Resultate aufmerksam machen. Da die vorgeschriebenen

benen Grenzen des Programms nicht erlaubten, aber die ganze Beschreibung des Römischen Lagers bey Polybius zu handeln, so wird bemerkt S. 3: *itaque seclusis quae levioris momenti essent, in gravioribus tantum rebus versatus sum et in quibus mea ab interpretum sententia recederet.* S. 9—16 handelt: *quae pars castrorum frons, quae tergum appellari debeat.* Da man bisher glaubte, Polybius nenne die Vorderseite des Lagers, was Livius und Andere mit der Hinterseite bezeichneten, so wird bewiesen, daß sie im Gegentheil in ihren Benennungen nicht verschieden sind. Das Verständniß von vielen Stellen aus den Alten muß hiernach berichtigt werden. (S. 16—22): die Manipeln hätten in zwey Reihen ihre Zelte gehabt. (S. 22—27): *Qua ratione auctum fuerit spatium in quo tendebant manipuli, aucto militum numero, explicatur.* Läßt sich so kurz nicht ausziehen. So weit geht der erste Theil der Abhandlung, der die Ueberschrift hat: *Polybii castrorum Romanorum formae pars anterior.* Der zweyte (S. 27 ff.): *Polybii castrorum Romanorum formae pars posterior.* S. 29 ff. wird untersucht, wo das Praetorium im Lager seinen Stand gehabt habe. Nach Anführung früherer Erklärungen heist es S. 34: *in hac re omnis causa vertitur, num haec Polybii castrorum descriptio ad simplicia tantum castra, an ad duplicia etiam referri debeat? Quod si igitur Polybium in hac castrorum descriptione ad simplicia tantum castra respexisse docuerimus, positum fuisse praetorium a fronte tribunorum legionumque non amplius dubitari poterit.* Durch Erläuterung vieler Stellen beweist daher Hr. R. im Folgenden, daß Polybius nur ein einfaches Lager, oder das eines Consuls im Auge gehabt habe. Entgegenstehende Meinungen werden mit Bescheidenheit widerlegt. S. 42 ff. werden die Stellen der Römischen Autoren in der bemerkten Beziehung durchgegangen, und dabey kommt die Untersuchung auf den ersten Punkt (oben) der Abhandlung zurück. — Die Schreibart des Vfs. ist leicht und fließend.

JUGENDSCHRIFTEN.

- 1) AARAU, b. Sauerländer: *Interessante Züge aus dem Jugendleben berühmter Künstler, Gelehrten, Kraftgenies und anderer merkwürdiger Personen.* Zur Nacheiferung für die heranreifende Jugend und zu einer angenehmen Lektüre für Jedermann, von Joh. Friedr. Franz, evangel. Pfarrer in Mogelsberg, K. St. Gallen. 1827. 348 S. 8. (16 gGr.)
- 2) LEIPZIG, in d. Expedit. d. Tageblatts (in Comm. b. Weygand): *Magazin für die Jugend zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung.* 1827. 221 S. 8. (12 gGr.)

3) COBLENZ, b. Hölscher: *Die höhere Töchterschule.* Ein Lehr- und Lesebuch für Deutschlands weibliche Lehr- und Bildungsanstalten zur Beförderung eines verständigen Lese- und eines bildenden Sprachunterrichts, eines veredelnden Gefühls für das Wahre, Gute und Schöne und der Kenntniß der deutschen Klassiker. Herausg. von Dr. Friedr. Adolf Beck, Schuldirektor in Neuwied. 1827. 377 S. 8. (22 gGr.)

Von den vorliegenden Schriften ist Nr. 1. eine Anekdotensammlung, die darauf abzweckt, durch begeisterte Beyspiele von Fleiß, gelehrtem Eifer und ausdauernder Anstrengung zu gleichem Streben zu ermuntern. Die hier vorkommenden Schilderungen sind aus dem weiten Gebiete der Geschichte, bald mit größerer, bald mit geringerer kritischer Sichtung entnommen, und gehen von *Alcibiades* bis auf *Nettelbeck*. Mehreres davon hat freylich schon in ähnlichen Schriften gestanden, aber Manches ist aus andern, wenigstens im nördlichen Deutschland nicht so bekannten Quellen geschöpft. Seines Zwecks wird das Büchlein in der Hand der Jugend gewiß nicht verfehlen, und dieselbe auf jeden Fall vor der verderblichen Romanleserey bewahren. Schade, daß auf die Correctur so geringe Sorgfalt verwandt ist. Ein *Zwilling's-Nachfolger* statt *Zwingli's* Nachf. ist fast gar zu arg. Auch befindet sich das berühmte *Holbein'sche* Gemälde, welches den Bürgermeister Meyer und seine Gattin vor der ihr krankes Kind heilenden Madonna darstellt, nicht in Basel, sondern ist eine Zierde des Dresdner Cabinetts; der große schwedische Botaniker heist nicht *Linne*, sondern *Linné*.

Nr. 2. enthält in der Gestalt von Abendunterhaltungen einer Familie zur Belehrung der Kinder mehrere Aufsätze über Zeitrechnung, Feste, öffentliche Spiele der Alten, zuletzt auch über den Ursprung neuerer geselliger Spiele, der Tänze, Maskeraden u. dgl. Vieles Belehrende, auch manche Curiosa mitunter; alles wahrscheinlich aus Zeitschriften zusammengedruckt.

Nr. 3. ist ein sehr zweckmäßiges Lesebuch, namentlich für Töchter und Töchterschulen. Die Auswahl der gegebenen Stücke ist sehr gelungen und auch die Aufeinanderfolge der Stücke passend geordnet. Es ist von ältern und neuern deutschen Classikern Gebrauch gemacht. An Vollständigkeit fehlt es freylich wohl; allein der Preis des Buchs würde durch eine größere Ausdehnung desselben auch gesteigert worden seyn. Der Vf. verspricht indeß eine zweyte Sammlung von 2 Bänden, welche umfassender seyn und einem Bedürfnis abhelfen soll, welches von Rec. früher in diesen Blättern ausgesprochen worden. Es ist schon öfter erinnert, daß die Angabe in der Erzählung *Paul Gerhard*, daß derselbe das Lied: *Befehl du deine Wege!* nach seiner Verweisung aus Berlin gedichtet habe, auf einem Irrthum beruht.

MAR 5 1963

